

**Zwischen Klassiker und Bestseller –
erfolgreiche Kinder- und Jugendliteratur in
evolutionspsychologischer Perspektive**

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades
der Philosophie des Fachbereiches Germanistik
der Justus-Liebig-Universität Gießen

vorgelegt von
Bettina Franziska Schneider
Konstanz

Gießen, Juli 2009

Dekanin: Prof. Dr. Cora Dietl
Erste Berichterstatterin: Prof. Dr. Annette Simonis
Zweiter Berichterstatter: Prof. Dr. Eckart Voland

Vorwort und Dank

Als ich mit den ersten Vorarbeiten für die Dissertation begann, lagen dreizehn Jahre Berufstätigkeit in der Wirtschaft hinter mir, die meisten davon in einem großen Kinder- und Jugendbuchverlag. Ich verdanke es der Aufgeschlossenheit meiner Betreuer, dass ich die in dieser Zeit gewonnenen Erfahrungen sowie aktuelle Informationen in die Arbeit integrieren konnte. So entstand die Kombination eines kinder- und jugendliteraturwissenschaftlichen Themas mit evolutionspsychologischem Untersuchungsinstrumentarium – eine im deutschen Sprachraum bisher seltene Verknüpfung. Für die kontinuierliche, konstruktive und kritische Begleitung, die zahlreichen Anregungen sowie das engagierte Interesse an meinem Thema bedanke ich mich bei Herrn Professor Dr. Carsten Gansel, Frau Professor Dr. Annette Simonis und Herrn Professor Dr. Eckart Voland.

Weiterhin haben zahlreiche Menschen zu der erfolgreichen Fertigstellung der Arbeit beigetragen, von denen ich hier einigen danken möchte: Dr. Gabriele Runge für ihr beständiges Interesse an dem Thema und für die korrigierende Durchsicht des Manuskripts. Johannes Hauenstein, Geschäftsführer des Ravensburger Buchverlags, hat mir zahlreiche Daten und Fakten aus der Buchbranche zur Verfügung gestellt, die ansonsten in dieser Form nicht veröffentlicht werden. Darüber hinaus haben er und Claus Runge mit kritischen Augen das Kapitel „Literarischer Erfolg“ auf Aktualität und Praxisbezug hin überprüft. Weitere unveröffentlichte Zahlen und Auswertungen habe ich von Joachim Kaufmann, Geschäftsführer des Carlsen Verlags, von Bettina Schaub, Leiterin der Pressestelle des Beltz & Gelberg Verlags, von Grit Patzig, Gesellschaft für Konsumforschung, von Dr. Brigitte Duczek, ZDF, erhalten. Allen herzlichen Dank. Meinen Eltern, Franz-Joachim Schneider und Gisela Schneider, danke ich, dass sie mir in einem Interview bisher unveröffentlichte Informationen aus ihrer aktiven Verlagszeit zur Verfügung gestellt haben. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Uni-Bibliothek Konstanz haben mir mehr als einmal professionell und freundlich bei der Literaturrecherche zur Seite gestanden. Meine Familie, insbesondere mein Partner, Dr. Georg Mollweide, meine Eltern und Schwestern, sowie mein Freundeskreis haben von Anbeginn mein Promotionsprojekt unterstützt und mit Interesse begleitet. Sie versorgten mich nicht nur hin und wieder mit Lektüretipps, sondern standen bei Diskussionen mit einer fast nicht endenden Geduld als Sparring-Partner zur Verfügung. Meine Nichte Lisa Reile und mein Neffe Moritz Salzer, beide Fans und hervorragende Kenner der Harry-Potter- und Bis(s)-Romane, waren begeisterte und begeisternde Gesprächspartner für mich.

Denjenigen Menschen, die mich im Laufe der Jahre auf ganz unterschiedliche Weise geprägt haben und denen ich nicht mehr persönlich danken kann, sei diese Arbeit gewidmet.

Für Jutta, für Birgit und natürlich vor allem für Jochen.

Zwischen Klassiker und Bestseller–
erfolgreiche Kinder- und Jugendliteratur
in evolutionspsychologischer Perspektive

1. Einleitung.....	9
2. Literarischer Erfolg.....	18
2.1. Bestsellerforschung.....	19
2.2. Klassikerforschung.....	28
2.3. Exkurs zur Wertung erfolgreicher Texte.....	43
2.4. Erfolgskriterien von Klassikern und Bestsellern.....	65
2.4.1. Systemtheoretische Einordnung.....	65
2.4.2. Symbolsystem.....	71
2.4.3. Handlungssystem: Produktion, Distribution, Marketing.....	85
2.4.3.1. Lesen als Freizeitbeschäftigung.....	86
2.4.3.2. Wirtschaftliche Kennziffern.....	91
2.4.3.3. Zahlen und Fakten des Buchmarkts	95
2.4.3.4. Entscheidungsprozesse beim Buchkauf und deren Auswirkungen.....	104
2.4.3.5. Besonderheiten des Buchhandels	108
2.4.3.6. Trends im Kinder- und Jugendbuchmarkt.....	112
2.5. Erfolgstitel als Zufallsprodukt oder als kalkuliertes Ergebnis von Verlagsmarketing – Überlegungen zu einer alten Streitfrage.....	116
2.6. Kinder lieben Serien – ein Exkurs zu einem Phänomen.....	120
2.7. Auswahl von Primärliteratur anhand von Bestsellerlisten	131
2.7.1. Media Control/GFK International.....	134
2.7.2. „Spiegel“ Bestsellerliste.....	137
2.7.3. „Stern“ Bestsellerliste.....	138
2.7.4. „Unsere Besten – Das große Lesen“	139
2.7.5. Ausgewählte Primärliteratur.....	141
3. Evolutionäre Psychologie.....	147
3.1. Replikation als treibende evolutive Kraft.....	154
3.2. Die Entwicklung zum Homo sapiens sapiens und seine neurologische Ausstattung. .	160
3.3. Die natürliche Selektion.....	170
3.4. Spezialisierung und Geschlechtsunterschiede.....	189
3.5. Sexuelle Selektion und Partnerstrategien.....	203
3.6. Elterliche Fürsorge und Familienselektion.....	223
3.7. Soziale Gemeinschaften.....	232

3.7.1. Sprache und ihre Funktion.....	233
3.7.2. Reziproker Altruismus.....	240
3.7.3. Gewalt und Aggression.....	254
3.8. Kritische Ansätze.....	272
4. Kunst, Literatur und Evolution	289
4.1. Kunst im evolutionären Kontext.....	289
4.2. Meme als Transportmittel kultureller Informationen.....	297
4.3. Prinzipien der Ästhetik	303
4.4. Wirkung erfolgreicher Texte	309
4.5. Universelle Textstrukturen, Inhalte und Formen.....	322
5. Märchen evolutionspsychologisch gelesen.....	331
5.1. Funktion der Zahlen.....	334
5.2. Heldinnen und Helden und ihre Gegenspieler.....	336
5.3. Das Happy End und seine evolutionspsychologische Funktion.....	339
5.4. Aschenputtel (KHM 21).....	344
5.4.1. Familiäre Konstellation.....	344
5.4.2. Partnerstrategie.....	351
5.4.3. Kleine Füße als ‚teures Signal‘.....	357
5.5. Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich (KHM 1).....	362
5.5.1. Reziproker Altruismus.....	364
5.5.2. Leidenschaft für einen ‚Unwürdigen‘	366
5.6. Hänsel und Gretel (KHM 15).....	373
5.6.1. Eltern-Kind-Konflikt.....	374
5.6.2. Kannibalismus	380
5.7. Xenophobie in Hans Christian Andersens: Das hässliche junge Entlein.....	387
5.8. Wilhelm Hauff: Das kalte Herz.....	397
5.8.1. Bedeutung des männlichen Status.....	400
5.8.2. Das Phänomen des ‚kalten Herzen‘	407
6. Klassiker evolutionspsychologisch gelesen.....	420
6.1. Janosch: Oh, wie schön ist Panama.....	420
6.1.1. Soziale Partnerschaft als Garant fürs Überleben.....	425
6.1.2. Die Suche nach dem idealen Lebensraum und der Umgang mit ‚false memories‘	428
6.1.3. Tiger, Bären und sonstige wilde Tiere in der KJL.....	437

6.2. Antoine de Saint-Exupéry: Der Kleine Prinz.....	439
6.2.1. Entstehung, Rezeption und Stellung innerhalb der KJL.....	439
6.2.2. Der „Kleine Prinz“ als Alter Ego des Autors, des Menschen.....	451
6.2.3. Emotionale Intelligenz.....	456
7. Bestseller evolutionspsychologisch gelesen.....	467
7.1. Das Quidditch-Spiel in Joanne K. Rowlings „Harry Potter“-Romanen.....	467
7.1.1. Erfolg und Rezeption des ‚Megasellers‘	467
7.1.2. Plot, zentrale Handlungselemente und deren Umsetzung.....	470
7.1.3. Einführung in „Quidditch“.....	478
7.1.4. Homo ludens.....	482
7.1.5. Sportliche Wettkämpfe, Macht und Männlichkeit.....	486
7.2. „Ästhetik des Horrors“: Die Vampir-Reihe von Stephenie Meyer.....	498
7.2.1. Erfolg und Rezeption der „Bis(s)“-Serie.....	498
7.2.2. Inhalt, Textstruktur und deren Umsetzung.....	503
7.2.3. Figurenanalyse.....	512
7.2.3.1. „Böse“ Vampire als Metapher für Parasiten einer Gesellschaft.....	521
7.2.3.2. Beauty & Beast: über das „Tier“ im Menschen.....	536
8. Zusammenfassung und Ergebnis.....	553
9. Literaturverzeichnis.....	567

„Mit Erzählen, mit Stories stellen wir [...] die Welt her, und wir stellen uns selbst her.“¹

1. Einleitung²

Jonathan Gottschall und David Sloan Wilson stellen in ihrer Einleitung zu „Literary Animal“ fest, dass es unter den Literatur- wie unter den Naturwissenschaftlern erhebliche Vorbehalte gibt, narrative Texte unter evolutionspsychologischen Gesichtspunkten zu betrachten, ja überhaupt das Thema Evolution ansatzweise in Verbindung mit Kunst zu bringen, als ob es sich um die Büchse der Pandora handle, die man tunlichst verschlossen halten sollte.³ Diese Feststellung ist umso erstaunlicher, als die Literaturwissenschaft eine der wenigen/letzten (auch geisteswissenschaftlichen) Bastionen ist, die evolutionäre Ansätze nicht oder nur bedingt als Bereicherung ihrer Analysen sieht. In den juristischen, den wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen, in der Anthropologie, der Psychologie, der Philosophie, selbst in der Theologie haben evolutionsbiologische Erkenntnisse inzwischen – ebenfalls nach anfänglichen Widerständen – ihren Eingang gefunden. Die Befürchtung, die bisherigen methodologischen Ansätze seien nun gänzlich obsolet, erwies sich als unbegründet, vielmehr konnte der Werkzeugkasten um ein paar hilfreiche Instrumente ergänzt werden, die besser als die bisherigen in der Lage waren, manche Zusammenhänge im menschlichen Verhalten zu erklären.

Diese Widerstände des literarischen Handlungssystems, sich evolutionstheoretischen Überlegungen zu öffnen, sind im historischen Kontext durchaus nachvollziehbar. War es doch, beginnend mit dem 18. Jahrhundert, ein mühsamer Befreiungsschlag, der Kunst, die sich weder an ein höfisches oder klerikales Diktum noch an regelpoetische Vorschriften hielt, einen eigenständigen Charakter zuzubilligen. Sie sollte nicht mehr ausschließlich der Belehrung oder der Erbauung ihrer Auftraggeber dienen, utilitaristische Produktionsmotive galten zunehmend als Widerspruch gegen eine wahre Kunstauffassung. Der dichotomisch geführte Streit zwischen ‚funktionsloser‘ echter Kunst in der Gedankenstruktur der „Autonomie-Ästhetik“ und funktionsgetriebenen Resultaten so genannten pseudo-künstlerischen Schaffens nahm hier für

¹ Dieses Zitat entstammt einem Vortrag von Ina Rösing, Leiterin des Instituts für Kulturanthropologie der Universität Ulm, den sie vor dem Rotary-Club Neu-Ulm/Ulm gehalten hat. Ina Rösing: Das narrative Ich. Ich erzähle mich. Also bin ich. Ein Spaziergang in die narrativen Sozialwissenschaften. Vortragmanuskript, 17. Januar 2007, S. 4

² Geschrieben wurde der Text in neuer deutscher Rechtschreibung (Fassung 2006); Zitate wurden jedoch weder hinsichtlich Orthographie noch Interpunktion angepasst, sondern (im zum Teil fremdsprachigen) Original übernommen. Bei einem gemischt geschlechtlichen Personenkreis wurde die männliche Variante verwendet, da diese gleichfalls die generische Form ist und damit die weibliche inkludiert.

³ Jonathan Gottschall/David Sloan Wilson (Hrsg.): The Literary Animal. Evolution and Nature of Narrative, Evanston: Northwestern University Press 2005, XXIV ff.

die kommenden Jahrhunderte seinen Ausgang.⁴ Insbesondere die Kinder- und Jugendliteratur zählte bis vor wenigen Jahrzehnten eben zu dieser letzten Gruppe, der ein Kunstcharakter im Großen und Ganzen abgesprochen wurde, weil sie als „spezifische Kinder- und Jugendliteratur“ (Carsten Gansel) schon bei der Produktion ihre Zielgruppe klar vor Augen hatte.⁵ Erst mit den Erfolgen von Joanne K. Rowlings „Harry Potter“-Romanen und den sonstigen ausgesprochen erfolgreichen „All-Age-Titeln“ verbesserte sich nachhaltig das Renommee dieser Literatursparte in der breiten Öffentlichkeit, für die Literaturwissenschaft gilt das allerdings nur bedingt.⁶ Die These von Kaspar Maase, dass es sich vermutlich bei der „europäischen Autonomieästhetik um einen Sonderweg“ handelt, wäre daher vor ein paar Jahrzehnten noch undenkbar gewesen.

„Ein Blick auf die Präferenzen der Menschen in unterschiedlichen Kulturen weltweit legt allerdings die Vermutung nahe, dass es sich bei der modernen europäischen Autonomieästhetik um einen Sonderweg handelt, der nur unter sehr begrenzten Bedingungen und Interessensperspektiven reizvoll ist. Gar zu evident ist, dass die meisten Menschen – bei aller Differenziertheit des Gestaltungsrepertoires im Kulturvergleich – spontan das schätzen, als schön bezeichnen und lebenspraktisch präferieren, was im ästhetischen Diskurs der Moderne zunehmend abgewertet und ausgegrenzt wurde: sinnlich und emotional Kräftiges, Farbiges, Leuchtendes und Prächtiges, Aufwändiges und direkt Berührendes, Effektivolles und Überwältigendes; das als wohltuend und erhebend, beglückend und stärkend Empfundene.“⁷

Der Grundgedanke der Evolution basiert nun genau auf dem Prinzip der Funktionalität. Das Lebensumfeld wirkt sich über Generationen hinweg auf die Physiognomie, Physiologie und das Verhalten eines Organismus aus und verhilft Individuen, die sich dieser Umwelt anpassen konnten, zu einem besseren Überleben. Neben der natürlichen Selektion kommt noch die sexuelle zum Tragen, beide aber klar auf ein Ziel ausgerichtet: die erfolgreichere Reproduktion des eigenen Genpools oder des naher Verwandter. Einen utilitaristischeren Ansatz als den evolutionsbiologischen kann es kaum geben und damit kaum einen größeren Gegensatz zu der Kunstauffassung des sozialen Konstruktivismus.

⁴ Zum Thema Entwicklung des Autorenbildes vgl. Carsten Gansel: Demokratisierung der Genies oder Von der moralischen Instanz zum Popstar, in: Gansel, Carsten/Anna-Pia Enslin (Hrsg.): Literatur – Kultur – Medien: Facetten der Informationsgesellschaft, Berlin: Weidler 2002, S. 243-270

⁵ Zu der manchenthalben immer noch nicht beantworteten Frage, ob es sich bei Kinderliteratur überhaupt um Literatur handelt: Gerhard Haas: Im Dienste der Gesellschaft. Anmerkungen zu einem so alten wie unerledigten Thema, in: Ders.: Aspekte der Kinder- und Jugendliteratur, Frankfurt/Main: Peter Lang 2003 (im Original bereits 1993), S. 239-249

⁶ Unter *All-Age-Titel* zählen in der Buchbranche Bücher, die zwar ursächlich für eine bestimmte Alters-Zielgruppe konzipiert und geschrieben wurden, letztlich dann aber von allen Alters-Zielgruppen genutzt werden (Kleinkinder ausgenommen). Selbst wenn die Bezeichnung relativ neueren Datums ist, so ist das Phänomen doch altbekannt: Märchen waren beispielsweise Familien- und keine dezidierte Kinderlektüre, bekannte Klassiker wie Karl Mays „Winnetou“ oder Robert Louis Stevensons „Schatzinsel“ galten ursprünglich als Texte für Erwachsene. Heute handelt es sich vornehmlich um Jugendbücher, die von Erwachsenen gekauft und gelesen werden. Dass *All-Age-Titel* höchst erstrebenswert für einen Verlag sind, muss eigentlich nicht betont werden, da sich doch die potenzielle Zielgruppe einer Publikation dadurch multipliziert. (Vgl. Kap. über Trends im Kinder- und Jugendbuchmarkt)

⁷ Kaspar Maase: Nützlich? Angenehm? Schön?. Überlegungen zur Ästhetik im Alltag, in: Eibl, Karl/Katja Mellmann/Rüdiger Zymner (Hrsg.): Im Rücken der Kulturen, Paderborn: Mentis 2007, S. 90

Joseph Carroll bietet in seinem Aufsatz „Evolutionary approaches to literature and drama“ einen komprimierten Überblick, wie sich die an der Evolutionstheorie orientierte Literaturwissenschaft etabliert hat und welches ihre bisherigen Forschungsschwerpunkte sind.

„Adaptationist literary theorists have rejected both the irrationalism of postmodernism and the blank-slate model of human behaviour that informs standard social science. They affirm the ideas of ‘truth’ and ‘reality’, and they think that in studying the products of the human imagination, truth and reality can be most adequately served by an adaptationist understanding of human nature.”⁸

Annäherungen an literarische Texte und deren methodologische Untersuchung unter evolutionsbiologischen oder evolutionspsychologischen Vorzeichen gehören besonders im deutschsprachigen Raum nach wie vor zu den Ausnahmen. Wie im Kapitel über die kritischen Ansätze aufgeführt, hängt diese reservierte bis aversive Haltung unter anderem mit der deutschen Geschichte des letzten Jahrhunderts zusammen. Charles Darwins (1809-1882) Erkenntnisse und die seiner Sukzedanten wurden von den Ideologen und Machthabern des Nationalsozialismus missdeutet und missbraucht, um ihre politisch-strategischen „ethnischen Säuberungen“ auf einen scheinbar wissenschaftlichen Boden zu stellen. In diesem Kontext werden im Besonderen immer wieder die Namen von Francis Galton (1822-1911), einem Vetter von Darwin, sowie der des deutschen Zoologen und Philosophen Ernst Haeckel (1834-1919) genannt. Letzterer galt und gilt noch in einigen Kreisen als geistiger Wegbereiter der Rassenhygiene und des Sozialdarwinismus, was aber, so der Evolutionsbiologe Ulrich Kutschera, falsch sei, weil Haeckel selber keinerlei eugenische Vorstellungen favorisiere und weder in seinem noch im Werk von Darwin antisemitische Thesen zu finden seien.⁹ 1933 wurde der von Haeckel 1906 gegründete „Deutsche Monistenbund“ von den Nationalsozialisten verboten. Die Vereinnahmung und die bewusst den eigenen nationalsozialistischen Ideen entsprechende Umdeutung bestimmter evolutionsbiologischer Erkenntnisse erklärt, warum nach dem Dritten Reich Ansätze, die auf überindividuellen Mustern basierten, die Anrühigkeit des biologischen Determinismus auf sich zogen, die klassische Falle des „naturalistischen Fehlschlusses“, wie im weiteren Verlauf der Arbeit gezeigt wird. (Vgl. Kap. über kritische Ansätze) Der Behaviorismus feierte seine Hoch-Zeit: Jeder Mensch, so dessen komprimierte zentrale Botschaft, komme als unbeschriebenes Blatt auf die Welt und reife zu einer Persönlichkeitsstruktur heran, die exklusiv von dem sich ihm bietenden sozialen Umfeld geprägt werde. Mittlerweile gehört es zur akzeptierten Tatsache, dass die Genetik bereits Muster in der neurologischen oder physischen Ausstattung eines Menschen in einem gewissen Rahmen

⁸ Joseph Carroll: Evolutionary approaches to literature and drama, in: Dunbar, Robin/Louise Barrett: Oxford Handbook of Evolutionary Psychology, New York/N.Y.: Oxford University Press 2007, S. 639

⁹ Ulrich Kutschera: Die kruden Thesen deutscher Anti-Darwinisten, in: Spiegel online, 15.02.2009, www.spiegel.de/wissenschaft/natur/0,1518,druck-607704,00.html

vorgibt, innerhalb derer dann die Entwicklung abläuft. Die Rolle, die äußere Einflüsse dabei übernehmen, ist nur bedingt verifizierbar, weil keine klare Abgrenzung zwischen ihnen und den genetischen Prädispositionen gezogen werden kann und zwar nicht, weil es an dem nötigen Untersuchungsinstrumentarium fehlt, sondern weil genetische Faktoren das Individuum gezielt eine bestimmte Umwelt suchen lassen, in dem es sich bewegt, lernt und reift - das Prinzip der „Selbstsozialisation“ wie es von Eckart Voland bezeichnet wird.¹⁰ Diese Anlage-Umwelt-Kovariation wird seit jüngster Zeit noch um die Erkenntnisse der Epigenetik bereichert, die ganz im Gegensatz zu Darwins grundlegenden Thesen eine Beeinflussung der genetischen Funktionalität (nicht des genetischen Codes an sich) durch externe Faktoren nachweisen konnte. Trotz dieses Wissens fällt es Teilen der Geisteswissenschaft und der Öffentlichkeit schwer, Kunst in diesen biologisch orientierten Kontext einzubeziehen. Dabei zählt die Narration zu den elementaren Bestandteilen der menschlichen Onto- und Phylogenese. Die Fähigkeit zu sprechen, sich mit anderen auszutauschen, Erzähltes nachvollziehen und imaginieren zu können, gilt als ein Haupt-Wesensmerkmal des Homo sapiens. Man kann davon ausgehen, dass die Sprache *ein*, wenn nicht *der* Faktor war, der die Menschen zu einer der erfolgreichsten Spezies werden ließ. Es ist also im hohen Maße plausibel, dass narrative Ereignisse eine Adaption oder zumindest ein Nebenprodukt einer solchen sind. Insofern erscheint es mehr als zulässig, die Substanz solcher narrativen Ereignisse unter eben diesen Gesichtspunkten zu untersuchen, unter denen sie vermutlich entstanden sind. Der Anglist Brian Boyd fasst dies schlüssig zusammen:

„Only an evolutionary theory of art can explain why humans are so made that art matters so much to us, and perhaps why art has made such a difference to the success of our species.

Evolutionary analysis of art may or may not, finally, recognize art as an adaptation, but it will almost certainly show that art depends deeply on evolved features of human minds and behavior, and can link those investigating the arts to the rich research programs into human nature and human behavior currently under way in modern biology and psychology.”¹¹

Joseph Carroll vertritt im Vergleich zu Boyd eine noch pointiertere Position, die dennoch kohärent ist. Erkennt man die Evolutionstheorie als Basis der Entstehung und Wandlung von Arten an, so bejaht man auch, wie sich der menschliche Geist über die Jahrtausende unter dem Selektionsdruck etabliert hat und immer weiterentwickelt. Da das menschliche Gehirn Produzent aller (literarischen) Texte ist, so die zwingende Konsequenz, unterliegen die Ergebnisse ebenfalls einer darwinistischen Analyse.

¹⁰ Eckart Voland: Virtuelle Welten in realen Gehirnen. Evolutionspsychologische Aspekte des Umgangs mit Medien, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik Nr. 146/2007, S. 17 ff.

¹¹ Brian Boyd: Evolutionary Theories of Art, in: Jonathan Gottschall/David Sloan Wilson (Hrsg.): The Literary Animal. Evolution and Nature of Narrative, Evanston: Northwestern University Press 2005, S. 170 f.

„There is no work of literature written anywhere in the world, at any time, by any author, that is outside the scope of a Darwinian analysis. In order to be susceptible to a Darwinian analysis, an author does not have to be a Darwinian. [...] If Darwinian gives a true account to the human mind, and if the human mind produces all literary texts, all literary texts are susceptible to a Darwinian analysis. They are susceptible, that is, to an analysis of constraining psychological structures that regulate the production of all imaginative artefacts.”¹²

Nichtsdestoweniger unterliegen Fiktionen spezifischen Ausprägungen, die von der Individualität ihres jeweiligen Erzeugers geprägt sind, der seinerseits eingebettet in einem kulturellen Kontext mit bestimmten Normen und Traditionen arbeitet. Es wäre demnach nicht adäquat, eine virtuelle literarische Faktualität mit dem realen Leben gleichzusetzen, denn das hieße, die konzeptionelle Bedeutung von Literatur zu ignorieren, wie Carroll zutreffend betont. „To treat characters as if they were actual people is to ignore the whole concept of ‘meaning’ in literature, and to ignore meaning in literature is something like ignoring the concept of ‘energy’ in physics or the concept of ‘life’ in biology.”¹³ Literatur entwickelt ihre Bedeutung mit der Interpretation der Ereignisse und diese wiederum ist immer abhängig von dem Blickwinkel des beteiligten Autors und Rezipienten. Die positiven oder negativen Emotionen, die Texte auszulösen vermögen, können hingegen nicht realer sein als reale Wahrnehmungen und Erlebnisse, wie Voland es zutreffend auf den Punkt bringt:¹⁴

„Das virtuell erzeugte Glücksgefühl ist natürlich ein reales Glücksgefühl, indem reale Transmitter an realen Synapsen in realen Gehirnzentren für reale Erregungsmuster sorgen. Für die emotionalen Zentren des Gehirns ist der Unterschied zwischen real und virtuell bedeutungslos, und deshalb vermag der virtuelle Schein auch jene Zufriedenheit bereitzustellen, die zu suchen uns die ‚angeborene‘ hedonistische Treitmühle verdammt.“¹⁵

Die wesentlichen neuronalen Strukturen des Menschen haben sich ebenso in einem jahrtausende währenden Selektionsprozess herausgebildet wie andere Funktionalitäten des Körpers. Bestimmte Module arbeiten nach wie vor wie im Pleistozän und müssen nicht erst erlernt oder trainiert werden. Inhaltlich lassen sich diese Themen unter zwei zentrale Kategorien subsumieren: Sicherung des eigenen Überlebens und das der Nachkommen sowie Reproduktivität des persönlichen Genpools. Auf den ersten Blick mag diese Aussage reduktionistisch wirken, im Detail hilft sie aber bei der Überlegung, warum eine überschaubare Anzahl zentraler Plots in der Literatur wie in anderen Medien immer wieder zum Tragen kommt. Grundsätzlich muss jedoch für die Analyse eines jeden Textes einschränkend erwähnt werden, dass schwer-

¹² Joseph Carroll: *Literary Darwinism. Evolution, Human Nature, and Literature*, New York/London: Routledge 2004, S. 190

¹³ Carroll: *Literary Darwinism*, 2004, S. 187

¹⁴ Die erkenntnistheoretische Frage, wie sich eine Realität außerhalb eines Subjekts konstituiert bzw. überhaupt konstituieren kann, bleibt unberührt. ‚Reale‘ Wahrnehmungen werden hier als die Verarbeitung von exogenen Sinneseindrücken verstanden.

¹⁵ Voland: *Virtuelle Welten in realen Gehirnen*, 2007, S. 21

lich alle darin enthaltenen Bestandteile evolutionspsychologischen Kriterien entsprechen oder damit erklärt werden können. Individuelle Ausprägungen gehören ebenso zur Literatur wie zur Biologie. Christoph Antweiler beschreibt diese scheinbare Diskrepanz zwischen subjektiver Ausprägung und universellen Strukturen:

„Entscheidend ist die vergleichende Untersuchung von Variation unter der Maxime, dass Varianten nicht als Ausnahmen oder Abweichungen gesehen werden, sondern als Teil eines Spektrums im Rahmen universaler Phänomene. Es kann also nicht darum gehen, Varianz einfach ‚ezudampfen‘, um Universales zu finden. Wenn sich aber innerhalb eines empirisch dokumentierten Variationsspektrums klare Tendenzen, Ähnlichkeiten, Muster und Regelmäßigkeiten zeigen, wird es interessant. Dadurch können Verallgemeinerungen über den Menschen auf eine solide Basis gestellt werden.“¹⁶

Einmalige, plötzlich auftretende Mutationen – auch als „Zufallsrauschen“ bezeichnet – spielen in der Evolution eine nicht unwesentliche Rolle.¹⁷ Es ist genauso wenig zielführend, die individuelle Form des Bauchnabels eines Menschen zum Gegenstand einer Generalisierung zu machen wie individuelle gestalterische Spezifika eines Autors, eines historischen Kontextes oder eines geografischen Raums. Vielmehr wird der Bauchnabel als Nebenprodukt der Adaption der Nabelschnur gesehen und als solcher diskutiert. Die Art der Darstellung, der „Discours“, hat seine Bedeutung und trägt erheblich zu der memetischen Reproduzierbarkeit eines Textes bei – darum wird es aber bei den vorliegenden Analysen nicht gehen. Die Elemente der Handlung, die „Histoire“, stehen im Fokus der Interpretation. Wohl in Rechnung ziehend, dass es sich ausschließlich um fiktive und nicht faktuale Texte handelt, werden Kernbausteine der jeweiligen Handlung und erzählten Welt als universell-grundmenschliche und damit als ‚prinzipiell wahre‘ oder ‚wahr-sein-könnende‘ angenommen. Die aufgrund der Selektion herausgebildeten Anpassungen, in manchen Fällen auch deren Nebenprodukte, aber nicht das „Zufallsrauschen“ interessieren bei dieser Vorgehensweise. Es geht um die Erörterung ultimativer und nicht proximativer Fragestellungen. Jonathan Gottschall resümiert in diesem Sinn seine Überlegungen zu seinen Märchenanalysen, die aber ebenso gut für jeden anderen fiktionalen Text gelten könnten:

„Wherever you travel in the world’s folk literatures, heroes will share certain predictable patterns of characteristics; while the details of heroes ‚faces‘ may change as the investigator crosses geographical, ethnic, cultural and chronological borders, certain details of the hero’s life and challenges are everywhere the same.“¹⁸

¹⁶ Christoph Antweiler: Menschliche Universalien. Ein kulturvergleichender Zugang zum Humanum, in: Eibl, Karl/Katja Mellmann/Rüdiger Zymner (Hrsg.): Im Rücken der Kulturen, Paderborn: Mentis 2007, S. 68

¹⁷ David Buss versteht unter Zufallsrauschen: „Zufallsprodukte, die durch zufällige Mutationen, plötzliche und einmalige Veränderungen der Umwelt oder Zufälle während der Entwicklung entstehen.“ David Buss: Evolutionäre Psychologie, 2. akt. Aufl., München: Pearson Studium 2004, S. 70

¹⁸ Jonathan Gottschall: The Heroine with a Thousand Faces: Universal Trends in den Characterization of Female Folk Tale Protagonists, in: Evolutionary Psychology Nr. 3/2005, S. 86

Literarische Gattungen und Formen unterliegen zwar einem darwinistischen Selektionsprinzip, wie der in Stanford lehrende Literaturwissenschaftler Franco Moretti belegt, gehören hier aber ebenfalls nicht zum Untersuchungsgegenstand.¹⁹

Die evolutionspsychologische Perspektive wird in dieser Arbeit in zweifacher Hinsicht aufgegriffen, einmal als Frage, in welchem Kontext Narrationen/Literatur für die Natur des Menschen zu sehen sind, welche Bedeutung sie für seine phylo- und ontogenetische Entwicklung vermutlich hatten und haben, wie sie prozessual verarbeitet werden und zum zweiten als Substrat von literarischer Kommunikation wie in den Textanalysen präsentiert. Damit wird die biologisch evolvierte Natur des Menschen parallel sowohl als Objekt wie auch als Subjekt von Literatur behandelt.

Zentrale These dieser Arbeit ist, dass Klassiker und Bestseller der Kinder- und Jugendliteratur im Wesentlichen ihren Erfolg generieren, weil sie auf der Symbolebene Inhalte verarbeiten, die sich auf evolutionspsychologische Prinzipien rekurrieren lassen.²⁰ Ihre Langlebigkeit und ihren zum Teil hohen universellen Verbreitungsgrad verdanken sie daher – bewusst oder unwissentlich herbeigeführt – entscheidend der Nutzung von evolutionär verankerten Topoi nicht nur in ihrer zentralen „Histoire“ (Story/Plot), sondern auch in ihren detaillierten Handlungen und Geschehnissen, in ihrer Figurenkonstellation und -zeichnung und in ihren Räumen.

Da die Arbeit zwei methodologische Untersuchungsansätze zusammenbringt, den literaturwissenschaftlich-hermeneutischen mit dem evolutionspsychologischen, bestand vor dem eigentlichen textanalytischen Teil die Notwendigkeit, sich umfassend dem Gegenstand zu nähern. Im Einzelnen wird zu Beginn Fragen über literarischen Erfolg nachgegangen, wie Bestseller und Klassiker nach dem heutigen Forschungsstand zu definieren sind, und welche Rolle das Handlungssystem für den literarischen Erfolg eines Textes spielt. Da bisher zumindest in literaturwissenschaftlichen Texten dieser letztere Part vernachlässigt wurde und daher nicht

¹⁹ Franco Moretti hat Romanformen unter evolutiven Gesichtspunkten untersucht. „Mich interessiert, wie die Formen der Romane selber sich reproduzieren und dabei verändern. Warum überleben manche Bücher, während die meisten vergessen werden? [...] Darwins Theorie ist eine Theorie darüber, wie Formen entstehen und wie sie sich unter äußerem Druck wandeln. Die Form ist das, was ein Autor vom anderen lernt, sich anschaut, was er gegebenenfalls abwandelt. Meine Frage ist, wie das geschieht und welche unpersönlichen Kräfte auf den Wandel literarischer Formen einwirken.“ Franco Moretti (Interview): Gibt es eine DNA der Literatur, Herr Moretti?, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 292, 13.12.2008, Bilder und Zeiten, Z 6. Ausführlich legt er seine Theorie dar in: Kurven, Karten, Stammbäume: Abstrakte Modelle für die Literaturgeschichte, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2009

²⁰ Zu dem Themenkomplex Symbol- und Handlungssystem siehe die ebenso bezeichneten Kapitel sowie Carsten Gansel: Systemtheorie und Kinder- und Jugendliteraturforschung, in: Ewers, Hans-Heino et al. (Hrsg.): Kinder- und Jugendliteraturforschung 1994/95, Stuttgart: Metzler 1995, S. 25-42; Ders.: Kinder- und Jugendliteratur als Handlungs- und Symbolsystem – Systemtheoretische Ansätze und gattungstypologische Vorschläge, in: Barthel, Henner et al. (Hrsg.): Aus „Wundertüte“ und „Zauberkasten“. Über die Kunst des Umgangs mit Kinder- und Jugendliteratur. Festschrift zum 65. Geburtstag von Heinz-Jürgen Kliewer, Frankfurt/Main: Lang 2000; Ders.: Moderne Kinder- und Jugendliteratur. Ein Praxishandbuch für den Unterricht, 2. Aufl., Berlin: Cornelsen 2001

davon ausgegangen werden konnte, dass diese Erkenntnisse vorhanden sind, werden die zentralen konstituierenden Faktoren zwischen Theorie und Praxis aufgezeigt und erläutert. Es konnte dabei auf teilweise bisher unveröffentlichte Marktdaten zurückgegriffen werden, die z.T. fest etablierte Vorstellungen der Literaturwissenschaft in Frage stellen. Am Ende dieses ersten Abschnitts steht dann die Auswahl und Begründung der analysierten Primärliteratur. Das sich anschließende Kapitel über die evolutionäre Psychologie führt komprimiert in die Eckpfeiler dieses Ansatzes ein, die notwendig sind, um die einzelnen Texte fundiert analysieren zu können: Replikation als treibende Kraft, die Entwicklung des Homo sapiens, die natürliche Selektion, Spezialisierung und Geschlechterunterschiede, die sexuelle Selektion und Partnerstrategien, elterliche Fürsorge und Familienselektion und drei Aspekte zu sozialen Gemeinschaften. „Kunst, Literatur und Evolution“ schafft dann als viertes Kapitel den Brückenschlag zwischen den theoretischen Vorüberlegungen zum literarischen Handlungs- und Symbolsystem sowie zu den evolutionspsychologischen Grundlagen einerseits und den drei darauf folgenden Textanalyseblöcken ‚Märchen‘, ‚Klassiker‘ und ‚Bestseller‘ der Kinder- und Jugendliteratur andererseits. Dem Märchen-Kapitel vorangestellt sind, kurz zusammengefasst, allgemeine, besonders in der Kinder- und Jugendliteratur immer wiederkehrende übergreifende inhaltliche Aspekte wie die Bedeutung bestimmter Zahlen, die physische wie charakterliche Darstellung der Protagonisten sowie die Relevanz des Happy Ends einer Geschichte.

An jeden der selegierten Texte wurde die Fragestellung gelegt, welche ultimativen Erkenntnisse transportiert oder welche ultimativen Bedürfnisse befriedigt werden und auf welche anthropologischen Grundmuster sich der Plot *und* dessen detaillierte Umsetzung rekurren. Als Raster diente die Evolutionspsychologie, die sich unterschiedlicher Instrumente unter anderem aus den Wissenschaftsdisziplinen der Archäologie, Paläontologie, der Genetik, der Neurologie, der Endokrinologie, Psychologie und der Soziologie bedient. Die Evolutionspsychologie versteht sich als integrative Disziplin, deren Augenmerk nicht darauf liegt, proximate Gründe für eine Ausprägung oder ein Verhalten zu liefern – das wird hinreichend von anderen Wissenschaftszweigen betrieben –, sondern die dahinter liegende Ursache zu finden. Wenn Menschen adipös sind, dann essen sie zu viel und bewegen sich zu wenig, so kurz gefasst die *proximate* und absolut korrekte Begründung. Die evolutionäre Psychologie stellt aber die Frage, warum Menschen tatsächlich mehr essen, als sie benötigen und Lebensmittel schätzen, die ihnen in der zugeführten Menge auf lange Sicht mehr schaden als nützen, und warum sie lieber auf dem Sofa liegen und Fernsehen schauen, anstatt mehrere Stunden täglich durch die Natur zu laufen. Im Gegensatz zu der Individualpsychologie interessieren nicht spezielle lebensgeschichtliche, sondern ausschließlich universelle, *ultimate* Ursachen, die einen Großteil der

Menschen betreffen oder betreffen könnten, (nahezu) unabhängig von ihrer ethnischen Zugehörigkeit und unabhängig von ihrem kulturellen Umfeld. Bei den kürzeren der untersuchten Texte wurden alle handlungstreibenden zentralen Aspekte betrachtet, bei den sehr umfangreichen Roman-Beispielen fand zugunsten eines größeren Detaillierungsgrads eine Konzentration auf einen oder zwei Aspekte statt. Die ausgewählten Texte zeigen ein breites Repertoire urmenschlicher Verhaltensmuster: Leben und Überleben in bekannten und unbekanntem Umwelten, familiäre Konstellationen, Geschwister- und Eltern-Kind-Konflikte, Abgrenzung und Aggression innerhalb einer Gruppe sowie gegen Fremde, soziale Hierarchien mit dem Aushandeln von Machtpositionen, reziproker Altruismus und das Erkennen und Bestrafen von Betrügern und Trittbrettfahrern einer Gesellschaft sowie Partnerselektionsstrategien. Das zusammenfassende Kapitel komprimiert nochmals die Ergebnisse der großen Abschnitte der Arbeit und bringt in einer tabellarischen Querschnittbetrachtung die zentralen evolutionspsychologischen Aspekte menschlichen Verhaltens mit den Inhalten der analysierten Werke in Verbindung.

2. Literarischer Erfolg

„Ich habe erfahren, dass jede Rezeption auf Missverständnissen beruht, die positive wie die negative. Man kann die Missverständnisse nicht beeinflussen oder vermeiden. Es muss sich einfach eine gewisse Menge von Missverständnissen ansammeln. Und das heißt dann Erfolg.“²¹

Für den mit dem Georg-Büchner-Preis 2007 ausgezeichneten Autor Martin Mosebach ist literarischer Erfolg nicht plan-, ja noch nicht einmal nachvollziehbar. Seiner Auffassung zufolge entscheidet der nicht zu kalkulierende Zufall oder eine Häufung von „Missverständnissen“, wie er es bezeichnet, über das rezeptive Wohl oder Weh eines Textes. Träfe diese radikal anmutende Behauptung zu, dann könnten Verleger, literarische Agenten, Marketingabteilungen und Buchhändler einen Großteil ihrer Arbeit einstellen. Dennoch kann sie, wie sich im Fortgang dieses Kapitels zeigen wird, auch nicht gänzlich von der Hand gewiesen werden.

Was bezeichnet man als Insignien des Erfolgs? Worin liegen seine Ursachen? Können erfolgreiche Bücher ‚gemacht‘ werden oder tragen sie ‚Erfolgsgene‘? Warum werden erfolgreiche Titel häufig von der Literaturkritik verrissen und von der Wissenschaft missachtet?

Unweigerlich stellt sich die Frage nach den Kriterien für Erfolg. Eine befriedigende, weil allgemeingültige Antwort kann es nicht geben. Die subjektive Werteskala entscheidet letztlich, ob ein Text als erfolgreich angesehen wird. Das gängigste Kriterium ist das Ausmaß der Verbreitung eines Titels, meist anhand der verkauften Auflage und/oder an der Nutzung in Bibliotheken und Büchereien gemessen. Der wirtschaftliche Erfolg in Form von Umsatz und Deckungsbeitrag gehen damit Hand in Hand und sind der Dreh- und Angelpunkt für die meisten Verlage und Buchhandlungen, ebenso wie für einen Großteil der Autoren, die mit ihrem Honorar daran partizipieren. Autoren schätzen die Anerkennung ihrer Arbeit durch die Fachöffentlichkeit, Wissenschaftlern und ihren Fachbüchern ist sie nahezu unentbehrlich. Auch dies können Erfolgskriterien sein – allerdings in den seltensten Fällen für das breite Publikum. Die nächsten Kapitel werden sich diesen Fragen aus unterschiedlichen Perspektiven nähern: Der Stand der Bestseller- und der Klassikerforschung wird dargestellt, ergänzt um einen Exkurs zur Wertung erfolgreicher Literatur; über immer wieder genannte Erfolgskriterien im Symbolsystem Literatur wird berichtet, ein etwas ausführlicheres Kapitel zum Handlungssystem, das auch mit einigen Missverständnissen aufräumen soll, schließt diesen ersten Teil mit der Auswahl der zu untersuchenden Primärliteratur ab.

²¹ Interview mit Martin Mosebach: „Lesen ist ein mühsames Geschäft“, in: Spiegel Nr. 43, 22.10.2007, S. 198

2.1. Bestsellerforschung

In der Anzahl der Sekundärliteratur über Bestseller ist, wie Werner Faulstich es bezeichnet, ein „grobes Missverhältnis“ zwischen diesem zunehmendem Phänomen und der wissenschaftlichen Vernachlässigung desselben zu erkennen.²² Der Hauptteil der Texte stammt aus der Zeit von Ende der 1960er bis Ende der 1980er Jahre. In den letzten 15 Jahren sind zwar Arbeiten veröffentlicht worden, die sich mit einem erfolgreichen Autor, einem erfolgreichen Titel oder Genre auseinandersetzen, aber in ihrem Forschungsansatz auf die Ergebnisse der damaligen Zeit zurückgreifen. Das erlahmende Interesse an dem Thema scheint einerseits mit fehlenden neuen Erkenntnissen und andererseits mit einer Verlagerung auf intensiver genutzte Massenmedien wie Fernsehen oder Internet zusammen zu hängen. Das „Missverhältnis“ über Bestseller der KJL ist noch eklatanter – sieht man von den zahlreichen Arbeiten zum „Harry Potter“-Phänomen ab.²³ Gerhard Haas hat sich 1987 in einem Artikel in „Praxis Deutsch“ dazu geäußert und den didaktisch-pädagogischen Ansatz für die KJL integriert.²⁴ Reinbert Tabbert hat sich ebenfalls dem Thema in zwei Aufsätzen genähert.²⁵

Insgesamt lassen sich die Arbeiten inhaltlich in folgende Gruppen unterteilen:

Die Beschäftigung mit so genannten „Case Histories“ bildet einen Schwerpunkt. Das Phänomen des Bestsellers wird anhand eines erfolgreichen Autors wie Johannes Mario Simmel, Karl May oder Enid Blyton, eines erfolgreichen Titels wie „Im Westen nichts Neues“, „Der Trotzkopf“ oder eben „Harry Potter“ oder eines erfolgreichen Genres wie Detektivgeschichten, Frauenromane, Robinsonaden untersucht. Auffallend ist, dass die textimmanente Analyse häufig mit einer Wirkungsanalyse verbunden wird.²⁶

²² Werner Faulstich: Bestandsaufnahme Bestseller-Forschung, Wiesbaden: Harrassowitz 1983, S. 2

²³ Stephen Brown macht „Die Magie der Marke Harry Potter“ dann auch zum Thema seines Buches „Die Botschaft des Zauberlehrlings“, München: Carl Hanser 2005; eine umfangreiche Übersicht der Sekundärliteratur über „Harry Potter“ befindet sich unter Cornelia Rémi: Viola Owlfeathers Harry-Potter-Kiste. Ein Harry-Potter-Lexikon, www.eulenfeder.de, 05.02.2009

²⁴ Gerhard Haas: Bestseller in der Kinder- und Jugendliteratur, in: Praxis Deutsch H. 86, 1987, S. 17-20

²⁵ Reinbert Tabbert: Wie Eisberge in der Bücherflut, in: Rank, Bernhard (Hrsg.): Erfolgreiche Kinder- und Jugendbücher. Was macht Lust auf Lesen?, Baltmannweiler: Schneider Hohengehren 1999, S. 7-13; Ders.: Was macht erfolgreiche Kinderbücher erfolgreich? Vorläufige Ergebnisse einer Untersuchung, in: Ewers, Hans-Heino/Gertrud Lehnert/Emer O’Sullivan (Hrsg.): Kinderliteratur im interkulturellen Prozeß, Stuttgart/Weimar 1994, S. 45-64

²⁶ Untersuchungen zu Autoren: Jacek Rzeszutnik: Literarische Kommunikationsstrategien: Zum Bestsellerroman und dessen Autoren in der zweiten Hälfte des 19. und 20. Jahrhunderts am Beispiel von Karl May und Johannes Mario Simmel, Meitingen: Corian 2000; Almut Prieger: Das Werk Enid Blytons – Eine Analyse ihrer Erfolgsserien in westdeutschen Ausgaben, Frankfurt/Main: dipa 1982; Martin-Christoph Just: Ignorieren als literaturkritische Strategie. Enid Blyton im Spiegel von Literatur-Lexika, in: Dolle-Weinkauff, Bernd (Hrsg.): Kinder- und Jugendliteraturforschung 2002/2003, Stuttgart: Metzler 2003, S. 79-99

Untersuchungen zu Texten: Dagmar Grenz: „Der Trotzkopf“: ein Bestseller – damals und heute, in: Dies./Gisela Wilkending (Hrsg.): Geschichte der Mädchenlektüre. Mädchenliteratur und die gesellschaftliche Situation der Frauen vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart 1997, S. 115-122; Corinna Cornelius: Harry Potter – geretteter Retter im Kampf gegen dunkle Mächte? Religionspädagogischer Blick auf religiöse Implikationen, archaisch-mythologische Motive und supranaturale Elemente, Münster: LIT 2003; Kaspar Spinner (Hrsg.): Im Bann des Zauberlehrlings? Zur Faszination von Harry Potter, Regensburg: Pustet 2001; weitere zu Harry Potter siehe Rémi: www.eulenfeder.de

Untersuchungen zu Gattungen: Wiltrud Oelinger: Emanzipationsziele in Unterhaltungsliteratur? Bestsellerromane von Frauen für Frauen: eine exemplarische Diskurs- und Schemaanalyse, Münster: LIT 2000; Jürgen Grimm: Unterhaltung zwischen Utopie und Alltag. Methode und praktische Anwendung der Inhaltsanalyse am Beispiel von Kriminalheftromanen, Frankfurt/Main: Peter Lang 1986; Reinhard Stach: Robinsonaden. Bestseller der Jugendliteratur, Baltmannweiler: Schneider

Kulturkritische Arbeiten, die die gesellschaftspolitischen Wirkungen erfolgreicher Texte, Autoren und Verlage thematisieren, bilden einen Schwerpunkt vor allem in den 1970er und beginnenden 1980er Jahren.²⁷ Untersuchungen des Buchmarkts wie die von Michael Kollmannsberger bilden die Ausnahme.²⁸ Beiträge von Branchenspezialisten in den Fachpublikationen wie „Börsenblatt“, „Buchreport“ oder „Buchmarkt“ sind zahlreich vorhanden, deren Ziel besteht allerdings in der Unterstützung des herstellenden und vertreibenden Handels durch gezielte Informationen und nicht darin, sich wissenschaftlich einer Fragestellung zu nähern. Grundlegend, systematisch und wissenschaftlich hat Werner Faulstich zu diesem Thema gearbeitet.²⁹ Seine zentralen Aussagen stammen bereits aus den 1980er und 1990er Jahren, so dass, zumindest bezüglich der Beurteilung der Buchmarktsituation und der Bestsellerlisten, Aussagen revidiert werden müssen. Die verschiedenen historischen Bedeutungskategorien haben jedoch noch Bestand.

Faulstich zeichnet in einem historischen Abriss ausführlich die Entwicklung der Bestsellerforschung in den USA, in England und Deutschland seit den 1920er Jahren nach. Für Deutschland war die Phase nach dem Zweiten Weltkrieg prägend. Der Begriff Bestseller und damit die Bestsellerforschung etablierten sich in den 1950er/1960er Jahren. 1957 wurde von der Wochenzeitung „Die Zeit“ erstmalig eine Bestsellerliste in Deutschland publiziert – gut 60 Jahre nach den USA und Großbritannien. Die Beschäftigung mit dem Bestseller-Thema nahm in Deutschland in den 1960er und 1970er Jahren rasant zu. Gleichzeitig nahm die Forschung über Trivialliteratur zu, mit der Bestseller oft und fälschlicherweise gleichgesetzt oder vermischt wurden.³⁰ In den 1990er Jahren gab es keine herausragenden neuen Arbeiten zur Bestsellerforschung, obwohl der Gegenstand noch nicht hinreichend untersucht ist. Vor allem eine Beleuchtung des Themas unter kulturwissenschaftlicher Perspektive, so Faulstich, würde den Sachstand noch bereichern. Faulstich plädiert für eine Trennung der Betrachtung in: Bestseller als Ware, Sozialpsychologie des Bestsellers, Bestseller im Medienwechsel, Bestseller als Innovation oder Schema und Kultur und Bestseller.³¹ An die Stelle der Bestsellerforschung treten vor allem Untersuchungen zu den ‚neuen‘ Medien.

Hohengehren 1996; Corinna Heyn: Die politische Funktion von Bestsellern (Magisterarbeit), Konstanz 1989

²⁷ z.B. Norbert Honsza (Red.): Untersuchungen zur populären Literatur im 20. Jahrhundert, Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego 1987

²⁸ Michael Kollmannsberger: Buchgemeinschaften im deutschen Buchmarkt. Funktionen, Leistungen, Wechselwirkungen, Wiesbaden: Harrassowitz 1995

²⁹ Werner Faulstich: Bestandsaufnahme Bestseller-Forschung, 1983; Ders./Ricarda Strobel: Bestseller als Marktphänomen. Ein quantitativer Befund zur internationalen Literatur 1970 in allen Medien, Wiesbaden: Harrassowitz 1986; Ders.: Bestseller – ein Phänomen des 20. Jahrhunderts. Über den Zusammenhang von Wertewandel, Marktmechanismus und Literaturfunktion aus medienkulturhistorischer Sicht, in: Ders.: Medienkulturen, München: Fink 2000, S. 213-226 und in: Wolfenbütteler Notizen H 21/ 1996, S. 132-146

³⁰ Vgl. Kapitel Exkurs zur Wertung erfolgreicher Texte

³¹ Faulstich: Bestandsaufnahme Bestseller-Forschung, 1983, S. 190 ff.

Die Auffassung über Bestseller hat sich über die Jahrzehnte gewandelt: vom Bestseller als Einzelprodukt, als Bestandteil des Buchmarktes bis zum medienübergreifenden Phänomen. Seine gesellschaftspolitisch „negativ pejorativen Implikationen“ hat er weitgehend verloren und sich als „global kultur-charakteristische Bezeichnung“³² etabliert. Er wird pragmatisch als Marktphänomen, als ein erfolgreiches Verkaufsprodukt zur Kenntnis genommen, das nicht mehr nur Bücher, sondern nahezu sämtliche Warengruppen und Dienstleistungen umfasst.³³ Terminologisch wird der Begriff Bestseller heute noch mit Steadyseller, Longseller, Klassiker und anderen umgangssprachlichen Varianten wie Lieblings- oder Erfolgsbücher vermischt. Auch im Forschungsbereich werden bestimmte Perspektiven nicht sauber getrennt, so dass „leichtsinniges Dilettieren“³⁴ das Ergebnis ist.³⁵ So summiert Faulstich vier Entwicklungsstränge der medienkulturellen Bedeutung von Bestsellern folgendermaßen:

- „Der Bestseller zeigt also erstens die Überwindung eines normativ-transzendentalen Wertesystems einer einengenden Tradition, die unzeitgemäß geworden war,
- zweitens die Abwehr elitärer Herrschaft und kulturpolitischer Bevormundung, mit einer enormen Zunahme an kultureller Selbstbestimmung,
 - drittens die Erweiterung der alten Druckmedien durch eine breite Palette ganz neuer Medien und damit eine kulturelle Bereicherung ohnegleichen,
 - und viertens auch das genaue Gegenteil eines immer wieder unterstellten zunehmenden ästhetischen Verfalls, nämlich einen kulturellen Aufschwung, wie er seit der Literaturgesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts nicht mehr zu verzeichnen war.“³⁶

Faulstich nähert sich dem Phänomen Bestseller erstmals wertneutral und erarbeitet wissenschaftliche Kategorien, die auch für jüngere Arbeiten von Bestand sind.³⁷ Er nennt drei definitorische Ansätze für Bestseller: die Nominal-, die Operational- und die Realdefinition.³⁸

³² Faulstich: Bestseller – ein Phänomen des 20. Jahrhunderts, 2000, S. 216

³³ Ebd., S. 214

³⁴ Faulstich: Bestandsaufnahme Bestseller-Forschung, 1983, S. 190

³⁵ Ein besonders drastisches Beispiel: Jost Hermand führt in seinem Aufsatz „Weil man in ihnen etwas erlebt, was man sonst nicht erlebt“ aus, welche Geschäfte Großverlage mit Bestsellerautoren machen: „Mit Schriftstellern und Schriftstellerinnen dieser Art bestritten Bertelsmann und Holzbrinck im Jahr 1982 etwa 70 Prozent ihres gesamten Buchumsatzes. Ihren Verlagsprogrammen zufolge hatten diese beiden Verlage im gleichen Jahr von Kosalik 49 Titel [jetzt folgt eine Aufzählung von Autoren und die Anzahl der Titel - Verf.] auf Lager.“

Wenn ein Sachverhalt kritisiert wird, dann sollten ‚Argumente‘ und ‚Ausdrücke‘ stimmen: 1) Hermand scheint nicht die Bedeutung des Wortes Umsatz zu kennen. Was er beschreibt, hat weder etwas mit Umsatz, noch mit Absatz, sondern schlicht mit der Anzahl in bestimmten Verlagen erhältlichen Titeln zu tun. Eine ökonomische Aussage lässt sich damit nicht machen. (Vgl. auch Kapitel Handlungssystem – Wirtschaftliche Kennziffern) 2) Bertelsmann und Holzbrinck (wird übrigens mit „tz“ und nicht nur mit „z“ geschrieben) veröffentlichen keine Umsätze von bestimmten Segmenten oder Titeln. Wenn überhaupt wird der Gesamtumsatz eines Unternehmens publiziert und der enthält weit mehr Faktoren als die genannten Teilaspekte. 3) Hermand spricht von Bertelsmann und Holzbrinck als Großverlage. Es handelt sich aber um Konzerne, die im (Teil-)Besitz von etlichen Verlagen mit eigener Rechtsform sind, die sich wiederum nur zu einem Teil mit der so genannten Belletristik beschäftigen. Jost Hermand: „Weil man in ihnen etwas erlebt, was man sonst nicht erlebt.“ Bestseller und Heftchenromane in der Bundesrepublik von 1965-1985, in: Ders.: Angewandte Literatur: politische Strategien in den Massenmedien, Berlin: Sigma 1996, S. 138

³⁶ Faulstich: Bestseller – ein Phänomen des 20. Jahrhunderts, 2000, S. 225

³⁷ So bezieht sich Heidi Lexe in: Pippi, Pan und Potter. Zur Motivkonstellation in den Klassikern der Kinderliteratur, Wien: Edition Praesens 2003 bei ihrer Abgrenzung von Klassikern und Bestseller der KJL auf Werner Faulstich.

³⁸ Faulstich: Bestandsaufnahme Bestseller-Forschung, 1983

Zu der Nominaldefinition gehört der ‚Listen-Bestseller‘, der die Titel umfasst, die auf unterschiedlichen Listen genannt werden, wobei die tatsächlichen Verkaufszahlen unerheblich oder zumindest sekundär sind. „Die Auffassung des Bestsellers als Listen-Bestseller ist zweifellos die älteste und ursprünglichste.“³⁹ Sobald Bücher dort aufgeführt sind, wird ihnen ein Selbstläufercharakter attestiert. Die wöchentliche mediale Präsenz sichert ihnen eine erhöhte Aufmerksamkeit, sie werden zum Gesprächsthema in den jeweiligen Peergroups. Wer an dieser Kommunikation partizipieren will, muss diese Bücher (zumindest im Ansatz) kennen. Potenzielle Käufer orientieren sich also häufig bei ihrer Lektürewahl an den Bestsellerlisten.⁴⁰ Oder anders ausgedrückt: Erfolg generiert Erfolg.

Der tatsächliche, der *echte Bestseller* im ursprünglichen Sinn seines Worts, nämlich das Buch, das sich am besten verkauft, unabhängig davon ob es sich um einen Roman, ein Kochbuch oder die Bibel handelt, ist ebenfalls nominal definiert. Klar beziffert werden kann dies nur, wenn die Zeitspanne (Woche, Monat, Jahr), der geografische Raum (in einer Buchhandlung, in einer Stadt, in einem Land...) und die Warengruppe (KJL, Kochbücher, Lexika...) festgelegt sind. Richtig konstatiert Faulstich, dass die „echten“ Verkaufszahlen nur Annäherungsversuche darstellen, da Verlage selten die präzisen Absatzzahlen preisgeben und eine genaue Berechnung an der fehlenden Exaktheit wie Unvollständigkeit der Listen scheitern muss.⁴¹ Als dritten Aspekt beinhaltet die Nominaldefinition die Theorie über den Bestseller als das „beste“ Buch. Zwei unterschiedliche Bedeutungskategorien werden damit zusammengefasst, „erstens künstlerischer Erfolg, gemessen an einer ästhetischen Werteskala [...], zweitens kommerzieller Erfolg, gemessen in verkauften Exemplaren [...]“.⁴² Damit ist nicht selten eine literaturkritische Anklage verbunden, da sich die beiden Aspekte nicht immer decken, aber eine außergewöhnliche Quantität eine entsprechende Qualität suggeriert oder suggerieren kann, die, so sie nicht erreicht wird, in einer Ideologie- oder Gesellschaftskritik vor allem in den 1970er Jahren mit einer grundsätzlich negativen Einstellung zu Bestsellern als „Modeerscheinung“ oder „Trivilliteratur“ mündet.

Wenn ein literarisches Beispiel, ein konkreter Fall, also die „Case History“ nachgezeichnet wird, gehört dies nach Faulstich zur Operationaldefinition eines Bestsellers.⁴³ Nach ihren Er-

³⁹ Ebd., S. 7. Faulstich nennt als erste publiziert Bestsellerliste in den USA 1895 die Fachzeitschrift „The Bookman“, in der BRD 1957 die Wochenzeitung „Die Zeit“. (Ebd., S. 7) Der Auffassung eines Bestsellers als „Listenbestseller“ schließen sich auch die Studierenden des Aufbaustudiums Buchwissenschaft 2007/2008 der Ludwig-Maximilians-Universität München an: Seitenweise Erfolg. Vierzig Bestseller und ihre Geschichten, München: Bramann 2008, S. 12, wobei richtigerweise herausgestellt wird, dass diese nur relativ den tatsächlichen wirtschaftlichen Erfolg eines Titels repräsentieren. Befindet sich während der Sommerferien ein Buch auf einer Bestsellerliste, so wurde davon mit hoher Wahrscheinlichkeit weniger verkauft, als bei einem, das es in der Vorweihnachtszeit dorthin schafft.

⁴⁰ Nicht umsonst hängen meist schon im Eingangsbereich oder an einer anderen prominenten Stelle einer Buchhandlung die aktuellen Bestsellerlisten. Die passenden Bücher werden dazu in Frontalpräsentation oder als Stapel sortiert.

⁴¹ Faulstich: Bestandsaufnahme Bestseller-Forschung, 1983, S. 15

⁴² Ebd., S. 17

⁴³ Es gibt zahlreiche wissenschaftliche Untersuchungen in dieser Form. Die Ursache könnte dafür sein, dass es dem gängigen Untersuchungsansatz in der Germanistik entspricht, Texte und Autoren in ihrem direkten Umfeld zu betrachten, weil es

gebnissen sortiert, zeichnen sich drei Gruppen ab: der Bestseller als Produkt einer systematischen Promotionskampagne, der Bestseller als „Manipulation, falsche Ideologie, Opium für die Massen“⁴⁴ und der Bestseller als „geschmacksprägenden, kulturgeschichtlich relevanten Faktor“⁴⁵. Diese „Case Histories“ haben sich im Laufe der Zeit von einem bewundernden in einen abwertenden, teilweise kulturpessimistisch-larmoyanten Ton gewandelt.⁴⁶ Realdefinitionen hingegen sind nach Faulstich „Äußerungen, die sich in umfassender, prinzipieller oder allgemeiner Weise mit der Sache, mit dem Phänomen Bestseller [...] befassen.“⁴⁷

Die KJL-Forschung hat das Gebiet Bestseller weitgehend ignoriert. In den wenigen Arbeiten überwiegt eine kritisch-distanzierte Haltung, oftmals aus dem historischen Verständnis heraus von einem pädagogisch-didaktischen Ansatz gespeist. Erst vor einigen Jahren wurden erstmals reine KJL-Bestsellerlisten (wie in der Zeitschrift „Eltern for family“) publiziert, die keine Empfehlungen eines der zahlreichen, sich der Leseförderung verschriebenen Gremien, sondern die Abfolge der sehr gut verkauften Bücher enthalten. Allerdings waren Kindern wie Erwachsenen schon davor die „echten“ Bestseller des Marktes bekannt.⁴⁸

Gerhard Haas stellt 1987 fest, dass die KJL, obwohl sie Bestandteil des literarischen Marktes ist, in einigen Aspekten nach anderen Gesetzmäßigkeiten funktioniere. Gemeinsam ist beiden der „Prestigedruck“, der das Bild des Bestsellers entscheidend prägt.⁴⁹ In Medien oder im eigenen soziokulturellen Umfeld diskutierte Bücher muss ‚man‘ kennen, um in seiner Peergroup bestehen zu können.⁵⁰ Haas engt damit den Bestseller ohne weitere Reflexion auf den Listenbestseller ein, da nur dieser die beschriebene Öffentlichkeitswirkung hat. Richtig vermerkt er, dass der pädagogisch-didaktische Impuls als Kaufanlass einen der erwähnten Unterschiede zum Erwachsenenbuch ausmacht. Seit den 1970er Jahren wurde die Vorstellung des „aufgeklärt-kritischen, politisch bewußten Kindes [...] sehr rasch zum Maßstab für das, was als Kinder- und Jugendliteratur wichtig oder ‚richtig‘ war und dementsprechend bevorzugt gekauft wurde.“⁵¹ Als Belege nennt er u.a. „Rolltreppe abwärts“ von Hans Georg Noack, von

einfacher und übersichtlicher ist, sich mit dem Prinzip Bestseller anhand eines Phänomens auseinanderzusetzen, als sich auf der Metaebene bewegen zu müssen.

⁴⁴ Faulstich: Bestandsaufnahme Bestseller-Forschung, 1983, S. 36

⁴⁵ Ebd., S. 46

⁴⁶ In den letzten Jahren hat sich besonders durch und mit „Harry Potter“ der Ton wieder verändert. Nahezu alle hierzu aufgeführten Aufsätze (auch in eher sonst zurückhaltenden Medien wie dem „Spiegel“) sind trotz der einen oder anderen Kritik im Detail vom Erfolg fasziniert und begeistert.

⁴⁷ Faulstich: Bestandsaufnahme Bestseller-Forschung, 1983, S. 6

⁴⁸ Enid Blyton spielte mit ihren diversen Serien hier eine herausragende Rolle. Vgl. Martin-Christoph Just: Ignorieren als literaturkritische Strategie. Enid Blyton im Spiegel von Literatur-Lexika, 2003

⁴⁹ Haas: Bestseller in der Kinder- und Jugendliteratur, 1987

⁵⁰ Diese Ansicht wird auch außerhalb des Kinderbuchbereichs vertreten und hat mit dem zunehmenden sozialen Druck der Peergroups an Wichtigkeit gewonnen.

⁵¹ Haas: Bestseller in der Kinder- und Jugendliteratur, 1987, S. 17

Ursula Wölfel „Die grauen und die grünen Felder“, von Gudrun Pausewang „Die letzten Kinder von Schewenborn“ und von Astrid Lindgren „Pippi Langstrumpf“.

„Dieser Befund, der durch eine Reihe weiterer Beispiele erhärtet werden kann, macht deutlich, daß weder die Trivialitätsthese noch die Kompensationsthese noch die These von der Dissonanzreduzierung für die Erklärung des Bestsellererfolgs in der Kinder- und Jugendliteratur zureichen. Auch die Informations- und Botschaftsthese trifft hier die Sache nicht [...], sondern primär und in aller Regel die Absicht der pädagogischen Instanzen, bestimmte Informationen an die jungen Leser zu bringen.“⁵²

In einem Nebensatz zu Hans Georg Noack erwähnt Haas zwar, dass es sich dabei um Schullektüre handelt, führt aber nicht aus, dass die meisten der genannten Titel keine freiwillige Lektüre gewesen sein dürften und somit einen durch Lehrer und Eltern initiierten ‚künstlichen‘ Bestsellerstatus besitzen.⁵³ Die Freiwilligkeit der Lektüre im Zusammenhang mit Bestsellern wird weder von Haas noch von anderen Wissenschaftlern weitergehend reflektiert.

Auch phantastische Literatur wie die Werke von Otfried Preußler und Michael Ende kann man als „pädagogisch-anthropologische Einholung von Aspekten, die bei der Definition des Menschen als eines primär rationalen Wesens aus dem Blick gekommen waren“⁵⁴, lesen. Und bei den Erfolgen von Enid Blyton und Karl May glaubt Haas, dass neben Machart und Stoff die „Freiheit von didaktischem Kalkül und Legitimationszwang“⁵⁵ entscheidend sei, also die Lust am Spiel um des Spiels willen.

Eine weitere Differenzierung zum allgemeinen literarischen Markt sieht er in der Vermittlung der Literatur über Erwachsene, die dazu führt, dass es in der KJL oftmals zwei bis drei Jahre dauert, bis ein Titel seine Käufer gefunden hat und sich am Markt durchsetzt. Damit rücken Best- und Longseller enger zusammen und die häufig damit verbundenen literarischen Wertungen verlieren an Glaubwürdigkeit. Haas resümiert:

„Die Beispiele machen deutlich, daß eine vorschnelle Gleichsetzung von Bestseller und Trivilliteratur absolut unzulässig ist. Natürlich gibt es trivilliterarische Bestseller in nicht geringer Anzahl [...], aber diese Texte spielen in der Diskussion – das unabdingbare Merkmal des Bestsellers neben der hohen Auflage! – in aller Regel keine Rolle. Vor allem aber: sie beherrschen keineswegs das Feld allein.“⁵⁶

Wenn Haas als ‚Diskussion‘ die Literaturkritik meint, dann liegt er falsch. Denn laut GFK-Studie entfallen unter zwei Prozent als Kaufanlass auf Besprechungen in Zeitungen; wenn er mit ‚Diskussion‘ auf Empfehlungen von Freunden und Bekannten anspielt, dann ist dies

⁵² Ebd., S. 17

⁵³ Bis Mitte der 1990er Jahre standen Eltern oder Verwandte im Käuferfokus für die KJL (Reihen und Serien ausgenommen), erst danach wurden die Kinder und Jugendlichen selber als Nutzer stärker in die Kaufentscheidung einbezogen.

⁵⁴ Haas: Bestseller in der Kinder- und Jugendliteratur, 1987., S. 18

⁵⁵ Ebd., S. 18

⁵⁶ Ebd., S. 20

schon etwas richtiger (6%)⁵⁷; wenn er Bestsellerlisten meint, dann muss ergänzt werden, dass 1987 sicher noch keine speziellen KJL-Bestsellerlisten publiziert, bzw. die Zahlen überhaupt nicht erhoben wurden. Eine Übernahme eines KJL-Titels auf die allgemeine Bestsellerliste fand das erste Mal 1980 mit Michael Endes „Die unendliche Geschichte“ statt, gefolgt von „Momo“, Jostein Gaarders „Sofies Welt“ und Joanne K. Rowlings „Harry Potter“-Bände, Cornelia Funkes „Tintenherz“-Trilogie sowie Stephenie Meyers „Bis(s)“-Serie. Inzwischen ist es gängige Praxis, erfolgreiche KJL-Titel in allgemeine Bestsellerlisten zu integrieren, wenn man von der redaktionellen Bearbeitung der „Spiegel“-Bestsellerliste absieht, die nach wie vor etliche KJL-Titel streicht. Wiewohl trifft Haas' Überlegung zu, dass die Peergroup eine wichtige Rolle in der Lesesozialisation spielt. Da Lesen aber in der Werteskala der Freizeitbeschäftigungen zunehmend an Bedeutung verliert, darf dieser Einfluss auch nicht überschätzt werden.⁵⁸

Reinbert Tabbert definiert in zwei Aufsätzen Bestseller der KJL und konzentriert sich dabei auf erfolgreiche Bücher, die einen „lesepädagogischen Wert“ haben, also nicht nur von den Kindern gelesen, sondern auch „von vielen Kritikern geschätzt werden.“⁵⁹ Dergestalt einseitig formuliert, kann Tabberts Vorstellung nur als unrealistisch und weltfremd bezeichnet werden, denn es hieße, dass z.B. „Hanni & Nanni“ und „Winnetou“ keine erfolgreichen Titel gewesen wären. Überdies ist der ‚Wert‘ der Literaturkritik, die sich in dem normativen Rahmen einer spezifischen Gruppe der Erwachsenenwelt bewegt, für Erfolg oder Misserfolg von Kinderbüchern nicht relevant. (Vgl. Kapitel Entscheidungsprozesse beim Buchkauf und deren Auswirkungen) Pragmatisch betrachtet werden in den letzten Jahren immer weniger Kinder- und Jugendbücher rezensiert, da es bei den Printmedien durch das stark gesunkene Anzeigenvolumen erhebliche redaktionelle Einschränkungen gab. Viele der Rezensionen bestehen im Abdruck des von Verlagen oder Pressebüros mitgeschickten „Waschzettels“.⁶⁰ Echte Literaturkritik ist selten geworden und wird nur von wenigen Lesern goutiert. Damit korrigiert Tabbert auch seine frühere Aussage, in welcher er analog zu Haas eine verkaufte Auflage von 50.000 Stück im ersten Jahr nennt.⁶¹ In diesem Zusammenhang expliziert er drei Termini von Literatur, die abgeleitet werden von der Autorenhaltung beim Produktionsprozess: den *innen-*, den *außen-* und den *traditionsgeleiteten* Typus:

⁵⁷ GfK (Gesellschaft für Konsumforschung): Jahresrepräsentation Kinder- und Jugendbücher 2007, 27.03.2008, Chart 74 (öffentlich nicht zugängliches Material). Angaben beziehen sich auf Umsatzwerte und nicht auf Menge.

⁵⁸ Detaillierte Zahlen und Quellenangaben stehen im Kapitel zum Handlungssystem – „Entscheidungsprozesse beim Buchkauf und deren Auswirkungen“

⁵⁹ Tabbert: Wie Eisberge in der Bücherflut, 1999, S. 7

⁶⁰ Ein „Waschzettel“ enthält eine Zusammenfassung eines Buchs oder einer Reihe nebst seinen sprachlichen und inhaltlichen Besonderheiten und seiner Stellung im Markt (USP). Er ist positiv journalistisch, aber nicht werblich formuliert, damit er problemlos von Redaktionen wörtlich übernommen werden kann.

⁶¹ Gemeint ist hier Tabberts Text von 1994: Was macht erfolgreiche Kinderbücher erfolgreich?

„Wenn man als die zwei Grundfunktionen von Literatur Wunschbefriedigung und Wirklichkeitsdeutung annimmt, dann hat im Fall beider Autorinnen [Enid Blyton und Astrid Lindgren – Verf.] der Erfolg mit einer starken Berücksichtigung der Wunschbefriedigung zu tun. Aber während die Tendenz bei Lindgren inneren Auseinandersetzungen mit der eigenen unbewältigten Kindheit entspringt, ergibt sie sich bei Blyton aus einer Orientierung an dem, was viele Kinder gerne hätten; das bedingt eine gewisse Stereotypie in Inhalt und Sprache, die in der Kritik auf Ablehnung stößt.“⁶²

Den *traditionsgeleiteten* Typus findet man in Märchen und Sagen. Wenn man Tabberts Ausföhrung folgen würde, hieße es in der Konsequenz, dass Autoren, die sich an den Interessen und Wünschen ihrer Leser orientieren, im lesepädagogischen Sinn wertlose Werke produzieren. Obwohl Tabbert diesen Text 1994, also in der beginnenden Postmoderne verfasst hat, entspricht er dem ideologiekritischen Duktus der 1970er Jahre und kann daher nur als nicht mehr zeitgemäße Einzelmeinung gewertet werden.

Versuche einer normativen Quantifizierung eines Bestsellers gibt es immer wieder: Frank Luther Mott nennt eine Verkaufszahl von mindestens einem Prozent der Bevölkerung eines Landes, Steinberg eine pauschale Auflage von 500.000, Haas, Hohendahl und Sterner nennen eine Auflage von 100.000 Exemplaren.⁶³ Zu ihnen werden die „Steadyseller“ durch ihren „mittelmäßigen, aber kontinuierlichen Absatz“ abgegrenzt.⁶⁴ Im Kinder- und Jugendbuchbereich reduziert sich die Auflage (nach Auskunft einiger Verlage) auf 50.000.⁶⁵ Als „Schnelldreher“ können aber schon Titel mit einer 20.000er Auflage bezeichnet werden.⁶⁶

⁶² Tabbert: Was macht erfolgreiche Kinderbücher erfolgreich?, 1994, S. 46

⁶³ Werner Faulstich: Bestseller – ein Phänomen des 20. Jahrhunderts, in: Ders.: Medienkulturen, München: Fink 2000, S. 215. Gerhard Haas: Bestseller in der Kinder- und Jugendliteratur, in: Praxis Deutsch H. 86, 1987, S. 19 f. Laut Hohendahl könne man für den deutschen und französischen Markt erst von einem Bestseller sprechen, wenn 100.000 Exemplare verkauft seien und damit Menschen erreicht würden, die nicht zu den regelmäßigen Lesern zählen, aber über den Bestseller ein gemeinsames Gesprächsthema hätten – eine soziologisch wichtige Funktion. Andererseits hält er eine generelle Quantifizierung für wenig sinnvoll, da Buchmärkte und Epochen nicht vergleichbar wären. Peter Uwe Hohendahl: Literaturkritik und Öffentlichkeit, München: Piper 1974, S. 189-192. Siegfried Sterner: Kann man einen Bestseller machen?, in: Der Schweizer Buchhandel, H 25/1967, S. 777

⁶⁴ Faulstich: Bestseller – ein Phänomen des 20. Jahrhunderts, 2000, S. 15.

Hinrik Schünemann teilt diese Ansicht und differenziert zwischen Bestsellern, die sich durch einen besonderen Verkaufserfolg im Jahr ihres Erscheinens und „Klassikern“ oder „Steadysellern“, die sich durch einen kontinuierlichen Verkaufserfolg auszeichnen. Bemerkenswert ist, dass er sich bei seinen methodischen Vorüberlegungen in seiner ansonsten sehr detaillierten Arbeit nicht bei einer Darstellung zum Forschungsbegriff und -gegenstand „Bestseller“ aufhält. Er verweist auf die nicht mehr aktuellen Arbeiten von Alice Payne Hackett/James Henry Burke: 80 Years of Bestsellers: 1895-1975, New York/N.Y.: R.R. Bowker 1977 und Frank Luther Mott: Golden Multitudes. The Story of the Bestsellers in the United States, New York/N.Y.: Macmillan 1947.

Hinrik Schünemann: Mythos und Profit. Zur Vermittlung sozialer Interaktionsmodelle über fiktionale Informationsdienstleistungen am Beispiel des amerikanischen Bestseller-Romans, Würzburg: Königshausen & Neumann 2000

⁶⁵ Haas: Bestseller in der Kinder- und Jugendliteratur, 1987, S. 19

⁶⁶ Auskunft von Johannes Hauenstein, Geschäftsföhrer des Ravensburger Buchverlags (Interview Dezember 2003). Aber eine generell und immer gültige pauschale Festlegung ist nicht sinnvoll. Zu viele Faktoren spielen dabei eine Rolle: Gattung, Warengruppe, Preis und Ausstattung, Werbung und Vertrieb etc. Hauenstein nennt z.B. durchschnittliche Auflagen für unterschiedliche Segmente der KJL: Pappbilderbücher, Serien/Sonderbände und Sachbücher 6-8 Tsd., Bilderbücher 3-5 Tsd., Erstlesetitel 8-10 Tsd., erzählendes Kinderbuch bis 12 J. (Einzeltitel) und Kinderbeschäftigung 6 Tsd., Jugendbuch 4 Tsd. Wenn Neuheiten sich unter 4 Tsd. und Backlisttitel unter 1 Tsd. Stück verkaufen, können sie als „Ladenhüter“ bezeichnet werden. Allerdings gilt dies alles nur für die normal kalkulierte Standardware und nicht für Spezialtitel. Über den tatsächlichen wirtschaftlichen Erfolg sagen solche Zahlen trotzdem sehr wenig aus, weil daraus nicht erkenntlich wird, was einem Verlag unter dem Strich pro verkauftes Buch bleibt.

Die Festlegung der zu erreichenden Auflage eines Bestsellers auf ein Prozent der Bevölkerung ist in der Praxis nicht nutzbar. Nach dieser Vorstellung gäbe es in Deutschland so gut wie keine Bestseller. Von den rund 96.000 jährlich publizierten Büchern (unabhängig von ihrer Zielgruppe) könnten dann nur eine Handvoll Titel zu dieser Riege gezählt werden.⁶⁷ Selbst ein Verkauf von 100.000 Exemplaren innerhalb des Jahres seines Erscheinens gelingt nur einigen Titeln. Darüber hinaus forciert eine normative Festlegung von absoluten Stückzahlen eine Abgrenzung zu den so genannten „Steadysellern“, im vertreibenden und herstellenden Buchhandel als „Longseller“ bezeichnet, die häufig mit einer positiv oder negativ konnotierten Wertung verbunden wird.⁶⁸ Grundsätzlich scheint eine Orientierung an den Verkaufszahlen vernünftig, jedoch nur in einem relationalen Rahmen. Der Markt ist zu differenziert, um eine absolute, jederzeit und jederort gültige Verkaufszahl als Bestsellerkriterium zu nennen. Ein Lyrikband kann bereits mit 10.000 verkauften Exemplaren ein Bestseller unter seinesgleichen sein. Thomas Brezina gilt regional in Österreich und im Süden Deutschlands als Bestsellerautor von Kinderbüchern. Für im Medienverbund systematisch und global vermarktete Autoren wie Stephen King und John Grisham und deren Verlage sind Verkaufszahlen von 100.000 Exemplaren für eine Neuerscheinung keine Befriedigung. Es gilt also bei der Betrachtung von erfolgreichen Büchern darauf zu achten, welchen geografischen, gattungs- oder zielgruppenspezifischen Kontext sie tangieren und aus welchen (meist eingeschränkten) Vertriebskanälen die Verkaufszahlen gespeist werden.

Obwohl Faulstich für seine Arbeiten an dem Prinzip des Listenbestellers festhält, weiß er wohl um deren unvollständiges und verzerrtes Bild. Viele Romane werden – so Faulstich – im größeren Ausmaß über Zeitungen, Zeitschriften und Hefte vermittelt und fallen damit aus dem ‚Erfassungsraster‘ gänzlich heraus. Dazu kommt, dass der Vertriebsweg über die Buchgemeinschaften keinen Niederschlag in den Bestsellerlisten findet.

„Deutsche Bestsellerromane sind also nur zum Teil gleichzusetzen mit Listen-Bestsellern, d.h. mit Sicherheit nicht auf das Medium Buch beschränkt und schon gar nicht auf den Sortimentsbuchhandel. Im Gegenteil hat sich vielmehr gezeigt, daß Listen-Bestseller und selbst Buchgemeinschafts-Bestseller hinter Heftchen- und Zeitschriften-Bestsellern zurückstehen müssen. Das bedeutet zugleich die Dominanz des Bestsellers als Genre gegenüber einzelnen Titeln, Titelserien und auch gegenüber dem Phänomen des Bestseller-Autors.“⁶⁹

⁶⁷ Börsenverein des Deutschen Buchhandels (Hrsg.): Buch und Buchhandel in Zahlen 2008 (im Weiteren mit BiZ abgekürzt), Frankfurt/Main: MVB 2008, S. 61

⁶⁸ Beispielsweise werden William Shakespeares Dramen mit ihrem dauerhaften Erfolg als ‚hohe‘ Literatur angesehen, Johannes Mario Simmels Romane mit vorübergehendem Erfolg als ‚Trivialliteratur‘.

⁶⁹ Faulstich/Strobel: Bestseller als Marktphänomen, 1986, S. 124. Neueste Zahlen über die Bedeutung der hauptsächlich über den Zeitschriftengrosso vertriebenen Heftromane liegen nicht vor. Die letzten Arbeiten stammen aus den 1990er Jahren. Siehe auch: Christian Thiel: Liebe, Sex, Karriere. Die Modernisierung des trivialen Liebesromans, Hamburg/Berlin: Argument 1991 und Jost Hermand: „Weil man in ihnen etwas erlebt, was man sonst nicht erlebt.“ Bestseller und Heftchenromane in der Bundesrepublik von 1965-1985, in: Ders.: Angewandte Literatur: politische Strategien in den Massenmedien, Berlin: Sigma 1996, S. 135-152

Namen von Autoren und Verlagen nehmen in diesem Segment eine noch geringere Rolle als ohnehin ein, die Verwendung von Pseudonymen sind am stärksten ausgeprägt.⁷⁰

Für diese Arbeit wird ‚Bestseller‘ trotz einiger im nächsten Kapitel genannten Vorbehalte als Mischung aus Listen- und echtem Bestseller definiert. Oftmals lässt sich die verkaufte Auflage nicht genau beziffern, im Fall der für diese Arbeit ausgewählten Bestseller „Harry Potter“ von Joanne Rowling und die „Bis(s)“-Serie von Stephenie Meyer war dies jedoch möglich, weil die Zahlen aufgrund des großen allgemeinen medialen Interesses von den Verlagen preisgegeben wurden.

2.2. Klassikerforschung

Der Begriff ‚Kinderbuch-Klassiker‘ scheint bei den meisten Menschen nostalgische Gefühle zu wecken. Erinnerungen an kindliche Lektüreexzesse werden assoziiert, ungestörte Stunden, die in einer ‚Lesehöhle‘ in einem ‚Rauschzustand‘ verbracht wurden, tauchen vor dem inneren Auge auf wie Weihnachtsplätzchen beim Geruch von Zimt und Nelken. Mit Klassikern der KJL werden – wie Klaus Doderer es nannte – die individuellen „Lieblingsbücher“ verbunden, die die eigenen Lektürepräferenzen nachhaltig geprägt haben.⁷¹ Einen feststehenden Kanon kann es aufgrund der relationalen Benutzung nicht geben.⁷² Dennoch herrscht zumindest in einer Generation von Nutzern Einmütigkeit über das Konvolut der dazugehörigen Titel. Namen wie Karl May, Otfried Preußler und Astrid Lindren stehen je nach Alter der heute sich Erinnernden neben Michael Ende, Enid Blyton und Alfred Hitchcock.⁷³ Korrespondierend

Ausführlich zum Thema Buchgemeinschaft: Michael Kollmannsberger: Buchgemeinschaften im deutschen Buchmarkt. Funktionen, Leistungen, Wechselwirkungen, Wiesbaden: Harrassowitz 1995. Allerdings gibt es hier neuere Zahlen: Die Bedeutung der Buchgemeinschaften ist seit den 1980er Jahren rückläufig von 7,2% (1982) auf 3,0% (2007) und nimmt damit den geringsten Stellenwert aller Vertriebswege ein (Kollmannsberger: Buchgemeinschaften, 1995, S. 72; Börsenverein des Deutschen Buchhandels: BiZ, 2008, S. 5). Außer dem zu Bertelsmann gehörenden „Buchclub“ gibt es heute keine wichtige Buchgemeinschaft mehr. Der zweit größte, der „Deutsche Bücherbund“ (vormals „Stuttgarter Hausbücherei“) kam über zwei Transaktionen von Holtzbrinck zu Bertelsmann. Drei Gründe mögen zu diesem Bedeutungsverlust von Buchgemeinschaften geführt haben: 1) Das Hauptargument, Mitglied in einem solchen Club zu sein, nämlich günstiger Hardcoverausgaben zu beziehen, hat mit den immer schneller auf den Markt kommenden Taschenbuchausgaben an Gewicht verloren. 2) Die Schwellenangst, die durch die Bestellung per Katalog vor allem den Käuferschichten genommen werden sollte, die gängigerweise nicht in einer Buchhandlung kauften (vgl. Hermand: Angewandte Literatur, 1996, S. 136), ist durch ein emanzipiertes Selbstverständnis der Kunden sowie durch offene Ladenstrukturen und ein dienstleistungsorientierteres Auftreten der Buchhändler abgebaut worden. 3) Der Zwang, mindestens jedes Quartal einen Titel in einer bestimmten Preiskategorie abnehmen zu müssen (sonst bekommt man automatisch den so genannten „Hauptvorschlagsband“ zugesandt), entspricht nicht mehr dem Kaufverhalten eines kundenorientierten, flexiblen Marktes.

⁷⁰ Weiterführende Informationen im Kapitel Handlungssystem – Entscheidungsprozesse beim Buchkauf.

⁷¹ Klaus Doderer: Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur, in: Ders. (Hrsg.): Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur, Bd. 2, Weinheim: Beltz 1977, S. 217

⁷² Diese Ansicht vertrat bereits Klaus Doderer 1977. (Ebd., S. 217) und nahezu alle Literaturwissenschaftler, die sich mit dem Thema beschäftigt haben. Bettina Kümmerling-Meibauer ist die einzige, die eine Kanonisierung der KJL-Klassiker fordert.

⁷³ Wolfgang Herles und Klaus-Rüdiger Mai haben in „Bücher, die Geschichte machten“ Informationen zu Titeln zusammengetragen, die eben wie „Klassiker“ im weitesten Sinn einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen haben oder aufgrund ihres Stils oder Inhalts prägend für weitere Arbeiten waren. Obwohl es in dieser Sammlung nicht um KJL-Titel, ja

werden bei den wissenschaftlichen Betrachtungen des Themas immer wieder dieselben 20 bis 50 Titel genannt, die derzeitig der gemeinsame Nenner für Klassiker der KJL zu sein scheinen.⁷⁴ Bilderbücher und Märchen partizipieren im Verhältnis zu ihrer Marktbedeutung unterproportional an diesem Kontingent, obwohl sie unzweifelhaft die ersten intensiven Buchkontakte darstellen. Es werden hauptsächlich Erzählungen und Romane reminisziert, vermutlich weil sie die ersten bewusst alleine genossenen Texte sind. Es lässt sich vermuten, dass, wie in der Vergangenheit, einige Titel auch in den nächsten Generationen zum kollektiven ‚Bestand‘ der Kinderklassiker gehören, andere dagegen ihre Bedeutung verlieren und nur noch für eine literaturwissenschaftlich-historische Betrachtung von Interesse sind.

„Scriptores classici“ bezeichneten in der römischen Gesellschaft die erstrangigen Schriftsteller, die in die oberste Steuerklasse eingereiht wurden (Aulus Gellius ca. 150 n. Chr.). Der Begriff Kinderklassiker ist analog zu der Bezeichnung von „childrens classics“ entstanden. Zu ihnen gehören neben den speziell für Kinder geschriebenen Titel Werke volksliterarischen Ursprungs – wie eben Märchen, Sagen und Legenden – ebenso wie für Kinder und Jugendliche adaptierte oder Original-Versionen weltliterarischer Erwachsenenliteratur. Zwischen Genres und Gattungen wird ebenso wenig differenziert wie zwischen Texten nationalen oder internationalen Ursprungs.

Die Beschäftigung mit KJL-Klassikern hat in den letzten Jahrzehnten zwei Höhepunkte erlebt: Nachdem die von ideologiekritischer Seite vorgebrachten Verurteilungen zu Beginn der 1980er Jahre abebbten, setzte die erste Welle ein.⁷⁵ Klaus Doderer, Hans-Heino Ewers und Gisela Wilkending sind hier vor allem zu nennen. Mitte bis Ende der 1990er Jahre kam es dann zum zweiten Boom, im Schwerpunkt getragen von Bettina Hurrelmann, Emer O’Sullivan, Bettina Kümmerling-Meibauer und Ernst Seibert. Die Erfolge aktueller KJL-Neuerscheinungen der letzten Jahre auf dem Markt drängten die Klassiker wieder etwas mehr in den Hintergrund. Heidi Lexe hat 2003 eine neue Arbeit vorgelegt und die Frage integriert, ob mit

noch nicht einmal ausschließlich um epische Formen geht, werden zahlreiche zu dieser Kategorie dazugerechnet: Defoes „Robinson Crusoe“, Swifts „Gullivers Reisen“, Buschs „Max und Moritz“, Lindgrens „Pippi Langstrumpf“, Tolkiens „Herr der Ringe“ und Rowlings „Harry Potter“. Wolfgang Herles (Hrsg.)/Klaus-Rüdiger Mai (Texte): Bücher, die Geschichte machten, München: cbj 2007. Bei der Herausgabe einer Reihe mit KJL-Klassikern sind Verlage in der Regel auf die rechtfreien (in Dt. 70 Jahre nach dem Tod des Autors) oder im Unternehmen bereits verlegten Texte angewiesen, da kaum ein Verlag einem anderen die Nutzungsrechte eines erfolgreichen Titels überlassen würde. So umfasst ein solches Konvolut nahezu immer dieselben Texte, wie die 2005 herausgegebene „GEOLino-Bibliothek“ über 20 Jugendbuchklassiker: Stevenson „Die Schatzinsel“, Kipling „Das Dschungelbuch“, Defoe „Robinson Crusoe“, Collodi „Pinocchio“, Twain „Tom Sawyer“ und „Huckleberry Finn“, „Till Eulenspiegel“, Grahame „Der Wind in den Weiden“, Dickens „Oliver Twist“ und „Eine Weihnachtsgeschichte“, Sewell „Black Beauty“, Beecher-Stowe „Onkel Toms Hütte“, London „Wolfsblut“, Verne „In 80 Tagen um die Welt“, Burnett „Der geheime Garten“ und „Der kleine Lord“, Melville „Moby Dick“, Pyle „Robin Hood“, Dumas „Die drei Musketiere“, Alcott „Betty und ihre Schwestern“.

⁷⁴ Klaus Doderer nennt diese Zahl; siehe auch Bettina Kümmerling-Meibauer: Internationale Kinderbuchklassiker, in: Eselsohr, 2/1997, S. 6

⁷⁵ Mit den aufkommenden ideologiekritischen Auseinandersetzungen der 1970er Jahre wurden auch die Position der Klassiker im kinderliterarischen Markt sowie deren Inhalte hinterfragt. Durch Werbung und Merchandising werde der Markt gesteuert, Titel sogar als Schullektüre ausgewählt, obwohl sie autoritäre Erziehungsformen, repressive Gesellschaftsvorstellungen, tradierte geschlechtsspezifische Rollen und rassistische Tendenzen unterstützten, so die Hauptvorwürfe.

„Harry Potter“ ein neuer Klassiker geboren wurde.⁷⁶ Vier Gründe sieht Hurrelmann für den wiederkehrenden Klassikerboom: Er stellt eine Gegenbewegung zu der ambitionierten, problemorientierten KJL, dem sozialkritischen Realismus dar. Gleichzeitig sprechen ökonomische Gründe für Verlage, im Verdrängungskampf auf Altbewährtes zu setzen. Buchkäufern sind Klassiker (ebenso wie Bestsellerlisten) eine Orientierungshilfe, um dem „atemberaubenden Recycling“ zu entgehen.⁷⁷ „Ein Buch, das man selbst kennt, das oft sogar schon mehrere Generationen begleitet hat, wird, anders als viele Neue im Angebot, auch im nächsten Jahr noch vorhanden, auch im nächsten Jahr noch nicht bedeutungslos geworden sein.“⁷⁸ Und schließlich: Die in Theorie und Kritik hoch bewerteten Titel sind oftmals auf ein „Elite-Publikum“ ausgerichtet. Die meisten Kinder benötigen allerdings spannende und eingängige Geschichten, die sie sich über andere Medien holen, bzw. in Klassikern in einer sprachlich meist besseren Form präsentiert bekommen als viele Neuheiten.⁷⁹

Bis heute hat die Forschung vier Richtungen herausgearbeitet, welche für die Erlangung eines Klassiker-Status auslösend waren: die romantisch-idealisierte (Paul Hazard), die ideologiekritische (1970er Jahre), die kindheitstheoretische (1980er Jahre) und die tiefenpsychologische (1980er Jahre, Wilkending)

Die Theorie von Paul Hazard, die er in „Les Livres, Les Enfants et Les Hommes“ bereits 1949 niederschrieb, ist die älteste und hat trotz ihrer wissenschaftlichen Naivität nichts von ihrer bestechenden Aussagekraft, Kinder hätten sich selber die Werke angeeignet, die ursprünglich nicht für sie geschrieben worden seien, eingebüßt.⁸⁰ Hazard geht es, so Erich Kästner in dem Vorwort, im Grunde um „die Frage nach der Erziehbarkeit des Menschengeschlechts“⁸¹ und somit ist das Werk in seiner Art, seinem Inhalt und seinen Antworten einmalig:

„Die Folgen und die Wirkungen, die es – viel gelesen und wohl verstanden – haben könnte, sind unüberblickbar. Überreife und wurmstichige Vorurteile hängen noch dutzendweise im Baum der Erkenntnis, und Hazard könnte uns helfen, sie zu beseitigen. Es käme einer stillen Revolution in den pädagogischen und musischen Provinzen gleich. Allein seine angriffslustige Anschauung, daß die Jugend nicht zur Vorstufe fürs Erwachsensein degradiert werden dürfe, sondern als absoluter Wert erkannt und anerkannt werden müsse, birgt Konsequenzen von größter Trag- und Reichweite.“⁸²

⁷⁶ Heidi Lexe: Pippi, Pan und Potter. Zur Motivkonstellation in den Klassikern der Kinderliteratur, Wien: Edition Praesens 2003

⁷⁷ Bettina Hurrelmann: Klassiker der KJL, in: Praxis Deutsch, H. 135/1996, S. 19

⁷⁸ Ebd., S. 19

⁷⁹ Gänzlich undiskutiert bleibt der Punkt, ab wann ein „Steadyseller“ zu einem „Klassiker“ wird, bzw. wie diese inhaltlich oder formal abgrenzbar sind.

⁸⁰ Auf deutscher Sprache erstmals 1952 erschienen unter dem Titel: Kinder, Bücher und große Leute (mit einem Vorwort von Erich Kästner), Hamburg: Hoffmann und Campe.

⁸¹ Hazard: Kinder, Bücher und große Leute, 1952, S. 10

⁸² Ebd., S. 10 f.

Im ersten Teil seines Buches zeichnet Hazard einen Abriss über die französische, englische und deutsche Geschichte der Kinderlektüre nach und prangert an, wie Erwachsene Kinder durch Lektüre unterdrückt haben. Dabei betont er die Wichtigkeit, Kindern den Raum für das Kindsein zu lassen und nicht alles mit versteckten pädagogischen Werten und moralischen Anschauungen zu versehen.

„Ihr Körper ist, so schwach und linkisch er sein mag, schon ein Versprechen auf die Zukunft. Alles das, was sie nicht besitzen, macht sie reich, alle unbegrenzten Möglichkeiten in ihrer Herrlichkeit sind ihr Besitz. Ihrer Phantasie freien Spielraum geben, ist nicht nur ihr größtes Vergnügen: es ist das Wahrzeichen ihrer Freiheit, ihr stärkster Lebenstrieb.“⁸³

Erwachsene haben Kindern über Jahrhunderte hinweg „langweilige, alberne, hohle, plumpe, pedantische“ Bücher als Lektüre geboten – immer mit der Absicht, sie möglichst rasch in die ‚vernünftige Welt‘ der Erwachsenen zu stoßen.⁸⁴ Erst in den Brüdern Grimm und in Andersen sieht Hazard die „Befreier“. Paul Hazard ging bereits 1949 davon aus, dass sich Kinder diesen Sachverhalt nicht immer und einfach ‚gefallen‘ lassen. „Die Kinder lassen sich nicht ohne Widerstand unterdrücken. Wir wollen sie beherrschen, aber sie wollen frei sein, es ist ein gewaltiger Kampf.“⁸⁵ Kinder setzen sich gegen das Diktat der Erwachsenen nicht nur durch passiven Widerstand, sondern durch aktives Selektieren der von ihnen gewünschten Literatur zur Wehr. „Ich behaupte, daß sie die besten und berühmtesten unter ihren Lieblingsbüchern in einem kühnen Kampf haben erobern müssen; deren Autoren wandten sich nur an die großen Leute, aber die Kinder haben sie sich einfach zu eigen gemacht.“⁸⁶

Literarisch gesehen hält Hazard den Norden dem Süden überlegen. In den südlichen Ländern Europas wären zwar zahlreiche Werke der Weltliteratur entstanden, aber von Collodis „Pinocchio“ abgesehen die wenigsten für Kinder. In England sieht er die Wiege der klassischen Kinderliteratur, dort ist auch frühzeitig die Bedeutung der Illustration er- und anerkannt worden, Nordamerika ist für ihn vorbildlich hinsichtlich der Leseförderung: Speziell für Kinder ausgestattete öffentliche Bibliotheken, die nach einer modernen Dienstleistungsorientierung geführt werden, sind sein Hauptargument. Für Hazard liegt die ‚Vorherrschaft‘ des Nordens in der Phantasie, die sich – bedingt durch Klima und Landschaft –, anders, nämlich „intimer und nu-

⁸³ Ebd., S. 22

⁸⁴ Als Ausnahme nennt Hazard die Märchen von Charles Perrault „Les Contes de ma Mère d’Oyre“ oder „La Belle et la Bête von Mme. Leprince de Beaumont, die aber ansonsten nur unerträgliche „Gouvernanten/Gouverneur“-Bücher veröffentlicht hätte. Mit Rousseau wurde zunehmend das Gefühlsbetonte in den Vordergrund gestellt. Die geforderte Natürlichkeit hatte allerdings etwas Manieriertes und Aufgesetztes. In der Tradition von Rousseau stand auch Mme. de Genlis mit „Adèle et Théodore ou lettres sur l’ éducation“ (1782) und „Veillées du Château“ (1784). In Deutschland war zwar Basedow ein „genialer Pädagoge, aber kein Dichter“ und Christian Felix Weiße konnte Verse schreiben, aber keine Dichtung.

⁸⁵ Hazard: Kinder, Bücher und große Leute, 1952, S. 73

⁸⁶ Ebd., S. 77. Als Beispiele dafür nennt Hazard Defoes „Robinson Crusoe“, Swifts „Gullivers Reisen“, Münchhausens Abenteuer und Cervantes „Don Quijote“.

ancenreicher⁸⁷ als im hellen Süden ausprägt. Und: „In den romanischen Ländern sind die Kinder nur kleine Anwärter auf den Beruf des Erwachsenseins.“⁸⁸ Bei den Angelsachsen hingegen besitzt die Jugend „einen Wert an sich, einen unveränderlichen Wert.“⁸⁹ Hazard unterstreicht, ganz seinen idealistischen Gedankengang zu Ende führend, die Menschlichkeit und das grenzenlose Kollektive, das Kindern ihren Werken entgegenbringen:

„Die Gesellschaft der Kinder ist tolerant. Sie kennt die Vorurteile nicht, welche die Verbreitung großer Werke zwar nicht aufhalten, aber lange verzögern können. Sie kümmert sich nicht um die Kriege, die bei den großen Leuten plötzlich anerkannte Verdienste auslöschen. Sie ist den von ihr Erwählten weit treuer als die Gesellschaft von Erwachsenen, die morgen die Autoren verachten wird, welche sie heute in den Himmel hebt.“⁹⁰

In Klaus Doderers Definition der KJL-Klassiker von 1977 zeigt sich noch die Ambivalenz einerseits der bereits den Zenit überschritten habenden ideologiekritischen Phase und andererseits der beginnenden Auseinandersetzung mit den Interessen und Wünschen der kindlichen Rezipienten. Er betitelt Bücher als Klassiker, die „lange Zeit unter jugendlichen Lesern beliebt und weit verbreitet, in der Regel auch nach der herrschenden Ansicht der Erwachsenen wertvolle (,erstklassige’) Lektüre sind“, die also durch ihre „zähe’ Tradierung und langanhaltende Wertschätzung eine hohe gesellschaftliche und pädagogische Bedeutung erzielt haben.“⁹¹

Schon 1984 entscheidet sich Hans-Heino Ewers gegen eine Kanonisierung der Kinder-Klassiker und ihre Bewertung in ‚werthaltige’ und ‚wertlose’ Texte:

„Handelt es sich um einen Kanon mustergültiger Werke, um einen bleibenden Bestand von ununterbrochener Aktualität, um ein literarisches Gut von Rang, dessen Tradierung zu allen Zeiten geboten ist? Zweifellos ist dies oftmals gemeint, wenn Kinderbüchern das Prädikat ‚klassisch‘ zugesprochen wird. Dem steht jedoch eine kritische, wenn nicht gar skeptische Sicht gegenüber. Sie weist darauf hin, daß unter den Kinderbuchklassikern sich durchaus Werke minderen literarischen Ranges, gar solche höchst problematischen Charakters befinden. Auf dem Gebiet der Kinderliteratur verbiete es sich deshalb, das klassisch Gewordene mit dem Wertrangigen ineinzusetzen. Es wird deshalb vorgeschlagen, aus der Rede von der klassischen Kinderliteratur den Werteaspekt auszuschneiden. Klassische Kinderbücher sollten zunächst bloß als Erfolgs- und Lieblingsbücher angesehen, als Werke von nur historischer Bedeutung gewertet werden. Ob sich hinter einem Kinderbuchklassiker und seinem Erfolg auch ein Werk von literarischem Rang verbirgt, ist damit noch keineswegs ausgemacht.“⁹²

⁸⁷ Ebd., S. 142

⁸⁸ Ebd., S. 141

⁸⁹ Ebd., S. 142

⁹⁰ Ebd., S. 191

⁹¹ Doderer: *Klassiker in der Kinder- und Jugendliteratur*, 1977, S. 217

⁹² Hans-Heino Ewers: *Kinderbuchklassiker zwischen Aufklärung und Romantik*, in: *Informationen des Arbeitskreises für Jugendliteratur*, 1/1984, S. 21 f.

Hans-Heino Ewers steht für die Theorie der Klassiker als idealer Ausdruck eines Kindheitsverständnisses.⁹³ Mit Ende der 1960er Jahre wurde die „unhistorische Wertschätzung der Klassiker [...] durch ein historisch-kritisches Verhältnis zu ihnen ersetzt [...]“⁹⁴. Es diene jedoch vornehmlich zur Replikation ideologiekritischer Ansätze, denn als literaturwissenschaftliche Methode, Klassikern eine andere Bedeutungskategorie zuzuschreiben. Ewers vertritt folgende zentrale Thesen: Ein erfolgreicher Text avanciert zum Klassiker der Kinderliteratur, indem die Gesellschaft ihn als solchen ‚mythisiert‘.⁹⁵ Ewers bezeichnet dieses Ensemble als „mythischen Bilderschatz“, weil es sich dabei nicht nur um Lieblingsbücher der Kinder handelt, sondern um Klassiker der Kinderliteratur, die Erwachsenen als Erinnerungen, als Bilder präsent sind. „Als Klassiker der Kinderliteratur werden nur die Werke empfunden und ausgezeichnet, die auf ideale Weise dem gesellschaftlichen Kindheitsverständnis Ausdruck und Gestaltung geben.“⁹⁶ Klassiker verkörpern die vorhandenen Mythen und sind gleichzeitig an deren Stiftung beteiligt. Allerdings gibt es keine unwandelbaren und zeitlosen Bilder und Imaginationen, die immer wieder dieselben Kindheitsmythen generieren. Normative Theorien wie die u.a. von Hazard sind nicht mehr zeitgemäß, denn sie negieren die Bezugsgröße des historischen Wandels vom Wesen der Kindheit.

„Damit verändert sich die Bedeutung des Klassischen; seine Geltung wird abhängig vom Schicksal der jeweils zugrunde liegenden Kindheitsauffassungen. Hinzunehmen ist also eine zweifache Relativierung: Zum einen muß die Rede vom Wesen der Kindheit zurückgenommen und durch die von verschiedenen historischen Wesensauffassungen ersetzt werden. Zum anderen muß der Begriff der Kinderbuchklassikers radikal historisiert werden.“⁹⁷

Eine „Vielfalt divergierender Kindheitsmythen“⁹⁸ signifizierte die moderne, pluralistische Gesellschaft, in der literarische Qualität keine Rolle spielt. Das Klassikerproblem wird freigehalten von der Wertediskussion, und damit sind sie keine „zeitlos gültigen, idealen Kinderbücher“⁹⁹, sondern es wird ihnen nur „historische Klassizität“ attestiert. Eine künstliche Eingrenzung auf ein „kohärentes Ganzes“ wird dadurch nicht mehr nötig.¹⁰⁰ Ewers identifiziert ein aufklärerisches (wie „Robinson Crusoe“) und ein romantisches Kindheitsbild (Grimms Märchen, „Heidi“), aber auch ein Mythos vom bösen Kind („Struwelpeter“, „Max und Moritz“, „Pinocchio“), die sich durch die gesamte Klassikerlektüre hindurch wiederfinden.

⁹³ Ewers: Kinderbuchklassiker zwischen Aufklärung und Romantik, 1984, S. 21-36

⁹⁴ Ebd., S. 22

⁹⁵ Ebd., S. 23

⁹⁶ Ebd., S. 24

⁹⁷ Ebd., S. 26

⁹⁸ Ebd., S. 27

⁹⁹ Ebd., S. 28

¹⁰⁰ Ewers illustriert diese Thesen anhand von „Robinson Crusoe“ und der *aufklärerischen Kindheitsutopie* der zweiten Hälfte des 18. Jahrh., die damit ein Gegenbild zur *romantischen Kindheitsutopie* entwirft.

Ebenfalls in den 1980er Jahren hat Gisela Wilkending mit ihrer tiefenpsychologisch ausgerichteten Theorie die Ambivalenz der klassischen KJL zwischen Erziehung und Wunscherfüllung aufgezeigt.¹⁰¹ Beginnend mit Robinson und den Volksmärchen demonstrieren Klassiker der KJL „das Auseinanderbrechen verschiedener Stadien der Entwicklungsgeschichte, die Dissoziation von Kindheit, Jugend und Erwachsensein, von Geschichte und Gegenwart, von Ferne und Nähe [...]“.¹⁰² Literatur wird für den Schulgebrauch geordnet, bearbeitet, verfügt und musste gemäß Campe, um die Werte der bürgerlichen Welt zu reproduzieren, einerseits Kindheit bewahren und andererseits zu einer Eingliederung in die reale Welt verhelfen. Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die Volksmärchen und Robinson zu den ersten „Klassiker“ des Schulunterrichts und ersetzten/ergänzten den einzig bis dato gültigen Klassiker, die Bibel.

„Klassiker der Jugend im Unterricht sind ein Kompromiß. An die Stelle des allzu Schwierigen, zu Fernen, Ferngewordenen tretend, sind sie zuallererst als Mittel gegen die Verführung durch das Nächste gedacht. Sie versprechen das Eingehen auf die Bedürfnisse von Kindern und Jugendlichen und deren Domestizierung zugleich. Dabei verkommen sie in der Unterordnung unter eine Erziehungsfunktion leicht zu bloßen Instrumenten der Motivation.“¹⁰³

Die Ambivalenz wird deutlich: Einerseits sollte Kindern gedanklicher Spielraum für phantastische, fremde Welten gegeben werden, andererseits mussten sie ‚geschützt‘ werden, damit sie sich nicht darin verlieren und sich von der realen Welt entfremden. Eine klare und harte Trennung der Lektüre für Kinder und Erwachsene ist zwar von einigen gefordert worden, hat es aber de facto nie gegeben:

„Erwachsene wie Kinder lassen sich nicht auf den Status des Erwachsenseins oder Kindseins festlegen. In jedem Erwachsenen, so auch im Kinder- und Jugendbuchautor, so auch im erwachsenen Leser, lebt mehr oder weniger bewußt ein Kind, ein Kind lebt auch den Vorgriff auf einen Erwachsenen, der man einmal sein wird, aber auch, der man nicht sein wird. Nicht nur den jeweiligen Status als Kind oder Erwachsener, sondern diese verschiedenen Ich-Momente in Kindern und Erwachsenen spricht die Literatur an.“¹⁰⁴

Wilkending vertritt die Auffassung, dass die Klassiker der KJL (spezifische KJL und autonome Kunst ausgenommen) einen Spannungsbogen zwischen Wünschen, Trieben, Begierden bis hin zur Auflösung von vorhandenen Strukturen haben, aber auch gleichzeitig Erziehungs- und Integrationspotenziale besitzen. Dies ist der Grund, warum Erwachsene und Kinder sich auf diese Texte mit unterschiedlicher Intention einlassen können.¹⁰⁵ Gerade durch diesen scheinbaren Widerspruch werden sie zu einer geeigneten Schullektüre: Sie sind „robust genug

¹⁰¹ Gisela Wilkending: Der Widerspruch in der klassischen Kinder- und Jugendliteratur. Grenzüberschreitung und Erziehungsfunktion, in: Informationen des Arbeitskreises für Jugendliteratur, 1/1984, S. 52-69 sowie in Dies.: Kinder- und Jugendbuch, Bamberg 1987, S. 253-270

¹⁰² Ebd., S. 253

¹⁰³ Ebd., S. 256

¹⁰⁴ Ebd., S. 261

¹⁰⁵ Wilkending belegt ihre These an den Texten „Struwwelpeter“, „Alice im Wunderland“, „Heidi“ und Titeln von Kästner.

im Institutionalisierungsprozeß¹⁰⁶, aber auch „vielschichtig und fragwürdig genug“, um eine intensive Behandlung und Bearbeitung aushalten zu können.

Bettina Hurrelmann sieht in Klassikern pragmatisch Bücher, die „ihren Gebrauchswert für Kinder unter Beweis gestellt haben. Texte, die dazu nicht mehr in der Lage sind, nicht mehr leben und beleben, verschwinden aus der Gruppe der Kinderklassiker.“¹⁰⁷ So wird in dem von ihr herausgegebenen Band „Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur“ eine breite Palette von Texten unterschiedlichsten Alters und Machart vorgestellt – von Else Urys „Nesthäkchen“ bis zu Janoschs „Oh, wie schön ist Panama“. Entscheidend war es für Hurrelmann nicht, einen Kanon zu definieren, sondern über Inhalte zu sprechen, die seit mindestens einer Generation durch Tradition, durch Bearbeitung und durch Verwertung auf anderen medialen Ebenen Klassikerstatus erreicht haben. Dass dieser der historischen Wandelbarkeit unterliegt, ist selbstverständlich. „Das scheinbar überzeitlich Gegenwärtige ist doch von der Kapazität des kulturellen Gedächtnisses abhängig. Teilweise unbemerkt vollziehen sich Auswahl- und Umwertungsprozesse, die den Fundus des Tradierten verändern.“¹⁰⁸ Solange die Figuren und Stoffe Bestandteile des Alltags sind, zu der „symbolischen Umwelt“¹⁰⁹ und damit zum literarischen Grundwissen gehören, das Generationen und soziale Schichten verbindet, solange genießen sie das Attribut eines „Klassikers“. Zugehörigkeiten zu diesem gedachten Konvolut unterliegen der Veränderung, Titel verschwinden und neue kommen hinzu.¹¹⁰ Es ist aber immer ein „buntes Gemisch historisch, literarisch und ästhetisch höchst disparater Werke“¹¹¹, den jeder nach Belieben erweitern oder reduzieren kann.

Emer O’Sullivan hat Kinderklassiker unter einem komparatistischen Blickwinkel untersucht und damit neue Akzente in den Diskurs gebracht.¹¹² Auffallend ist, dass die KJL ‚terra incognita‘ für die Komparatistik ist, obwohl sie stärker als andere Subsysteme der Literaturwissenschaft international ausgerichtet ist und zu der Sachgruppe gehört, die neben der Belletristik mit den höchsten Übersetzungsanteil vorweisen kann.¹¹³

¹⁰⁶ Ebd., S. 267

¹⁰⁷ Bettina Hurrelmann: Was heißt hier ‚klassisch‘?, in: Dies. (Hrsg.): Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur, Frankfurt/Main: Fischer 1995, S. 12

¹⁰⁸ Ebd., S. 10

¹⁰⁹ Hurrelmann: Klassiker der KJL, 1996, S. 19

¹¹⁰ Hurrelmann hält Käpt’n Blaubär für einen Anwärter als ‚neuer‘ Klassiker.

¹¹¹ Hurrelmann: Klassiker der KJL, 1996, S. 20

¹¹² Emer O’ Sullivan: Ansätze zu einer komparatistischen Kinder- und Jugendliteraturforschung, in: Dolle-Weinkauff, Bernd/Hans-Heino Ewers (Hrsg.): Theorien der Jugendlektüre, Weinheim: Juventa 1996, S. 285-316

¹¹³ Die Zahlen geben O’Sullivan Recht: 13,2% der KJL wurde ins Deutsche übersetzt und trug mit einem Anteil von 14,5% zu allen Übersetzungen bei. Die meisten Übersetzungen finden sich traditionsgemäß in der belletristischen Sachgruppe. Die durchschnittliche Übersetzungsquote liegt bei 7,2%. (Börsenverein des Deutschen Buchhandels: BiZ, 2008, S. 80) Ferner ist die KJL mit 21,5% die Sachgruppe, deren Titel nach der Sachbuch-Sachgruppe am häufigsten als Lizenz ins Ausland verkauft werden konnten. (Ebd., S. 84 f.)

Der wissenschaftlich unpräzise Begriff „Belletristik“ wird im Text verwendet, da das Handlungssystem in dieser Form kategorisiert und nicht nach Romanen, Erzählungen, Lyrik etc. spezifiziert.

„Liest man z.B. einen Artikel über die phantastische Literatur – so begegnen einem Namen wie E.T.A. Hoffmann, Lewis Carroll, Carlo Collodi, Astrid Lindgren oder Christine Nöstlinger – diese Texte werden *der* Kinderliteratur schlechthin zugeschrieben, als ob diese keine Sprachgrenzen kenne. Und ohne Grenzen keine Komparatistik.“¹¹⁴

O’Sullivan beleuchtet die Ansätze von Paul Hazard, der der KJL als einer der ersten eine besondere Rolle bei der Manifestation von nationalen oder kulturellen Identitäten zusprach. Sie konstatiert zu Recht, dass das romantische Bild einer Welt, in der kulturelle Güter international zur freien Disposition stünden, eine Illusion ist:

„Das Bild eines offenen weltweiten Austausches auf dem Gebiet der Kinder- und Jugendliteratur war und ist reine Fiktion; die Zahl der am Export beteiligten Länder steht in keinem Verhältnis zu der der Importierenden. Nicht aus Ost und West, Nord und Süd kommen die Bücher, sondern fast ausschließlich aus einer Richtung: Nord-West.“¹¹⁵

Hazard werde, so O’Sullivan, in dreifacher Weise rezipiert: als Gründer der Kinderliteraturwissenschaft, als Vater der Theorie des „guten Jugendbuchs“, als Konzeptualist einer Weltrepublik der Kinder, die fern aller Politik u.a. durch regen Literaturaustausch eine Utopie der Völkerverständigung darstellt.

In der verunsicherten Nachkriegszeit wird dem Internationalen im Kinderbuch eine völkerverständigende Funktion zugesprochen. „Die Kinderliteratur funktioniert hier, wie bei so vielen gesellschaftlichen Problembereichen, als Bewahrerin der guten Vorsätze. Sie wird für viele Erwachsene zu einer Art ‚Rettungsliteratur‘.“¹¹⁶ Belege, ob sie diesem hehren Anspruch gerecht wird und überhaupt gerecht werden kann, gibt es, so O’Sullivan, keine. Als neue komparatistische Ansätze fasst sie die Positionen von Richard Bamberger, Walter Scherf, Zohar Shavit und Göte Klingberg zusammen.

Die Komparatistik im Subsystem KLJ unterscheidet sich nicht von der allgemeinen Literaturwissenschaft. Grenzüberschreitende Phänomene werden, eingebettet in kulturelle, soziologische und historische Zusammenhänge, analysiert und verglichen. Als Ergebnis werden Gemeinsamkeiten und die nationalen Eigenheiten herausgearbeitet. Im Gegensatz jedoch zur allgemeinen Literaturwissenschaft gilt nicht das Gebot der Unantastbarkeit des Originals.¹¹⁷ Im Subsystem KJL stellt sich die Frage nach der Wertigkeit, die von der ‚Literarisierung‘ abhängt. Einer der zentralen Punkte der Komparatistik ist das Thema der Übersetzungen, aber auch Fragen der Text-Bild-Interaktion (hauptsächlich bei Bilderbüchern), der Stoff- und Mo-

¹¹⁴ O’Sullivan: Ansätze zu einer komparatistischen Kinder- und Jugendliteraturforschung, 1996, S. 286

¹¹⁵ Ebd., S. 291

¹¹⁶ Ebd., S. 293

¹¹⁷ O’Sullivan verdeutlicht ihre These am Beispiel von Collodis „Pinocchio“.

tivforschung, der Rezeptions- und Einflussforschung, der Gattungsgeschichte sowie der Darstellung nationaler und ethnischer Gruppen.

„Die Annahme der Internationalität der Kinderliteratur insgesamt und besonders ihrer Klassiker ist problematisch, da in ihr ein internationaler Buchmarkt mit einem echten Kulturtransfer oder -austausch gleichgestellt bzw. verwechselt wird, der alles andere als international ist. Kinderbuchklassiker entwickeln zudem in übersetzter und adaptierter Form ein Eigenleben, werden nicht selten wie Originale behandelt, ohne daß bedacht wird, daß diese den jeweils kulturspezifischen, pädagogischen, moralischen, ästhetischen und kinderliterarischen Normen mehr oder weniger gründlich einverleibt worden sind.“¹¹⁸

Von den bisherigen Untersuchungen unterscheidet sich weitestgehend der Ansatz von Bettina Kümmerling-Meibauer. Sie hat die Primärliteratur für ihr umfangreiches, internationales Lexikon der KJL-Klassiker anhand ästhetischer Merkmale ausgewählt, da sonst, so ihre Begründung, etliche Werke, die zum Teil in Vergessenheit geraten sind oder von Zeitgenossen abgelehnt wurden, nicht den Kriterien entsprochen hätten.¹¹⁹ So gelten für sie diejenigen Texte als Klassiker, „die in der Kinderliteratur eines Landes oder eines Sprachraums eine herausragende Rolle spielen bzw. gespielt haben und sich hinsichtlich ihrer literarisch-ästhetischen Qualität durch eine besondere Innovationsleistung und Repräsentativität für ihre Epoche auszeichnen.“¹²⁰ Obwohl nicht intendiert, beschreibt jedoch der Großteil der von Kümmerling-Meibauer genannten Qualitätskriterien Kinderklassiker ebenso wie Bestseller. Als einzige der Literaturwissenschaftler schließt sie Rezeption als Kriterium dezidiert aus. Wesentlich erscheinen ihr folgende Kriterien:

- Innovation, die alle literarischen Merkmale eines Textes (Inhalt, Motiv, Genre, Sprache...) umfasst und relational zur jeweiligen nationalen Kinderliteratur steht.
- Der Autor oder das Werk müssen ein herausragender, repräsentativer Vertreter seiner Epoche oder eines literarischen Merkmals sein.
- Eine adäquate Sprache und/oder die Einführung neuer Sprachformen und Verbindung von Sprachstilen gehören zur ästhetischen Gestaltung.
- Auf das begrenzte Weltwissen, Sprachvermögen und Literaturerfahrung soll mit einer einfachen Struktur Rücksicht genommen werden, was aber keine simple oder triviale Anpassung an eine Altersgruppe zur Folge haben darf.
- Die kindliche Erlebniswelt soll in einem schlüssigen und überzeugenden Bild von Kindheit und Jugend vermittelt werden. Sie soll die Fähigkeit haben, disparate Ele-

¹¹⁸ O'Sullivan: Ansätze zu einer komparatistischen Kinder- und Jugendliteraturforschung, 1996, S. 307

¹¹⁹ Bettina Kümmerling-Meibauer: Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur. Ein internationales Lexikon, 2 Bd., Stuttgart: Metzler 1999

¹²⁰ Bettina Kümmerling-Meibauer: Kinderklassiker – eine forschungsorientierte Einleitung, in: ebd., S. XI

mente der realistischen mit der phantastischen Welt sinnvoll zu verbinden, aber auch phantastische, in sich geschlossene Welten kreieren können.

- Bewusst konzipierte Polyvalenz bei Handlungen, Figuren und des Schlusses gilt ihr ebenso als Kriterium wie das Cross-Writing, also Autoren, die Werke für Kinder und Erwachsene schreiben oder Rezipienten übergreifendes Schreiben (ein Text wendet sich an kindliche und erwachsene Leser) oder das Umschreiben eines Erwachsenenbuchs in ein Kinderbuch (und umgekehrt).¹²¹

Willkürlich und ohne weitere Begründung entscheidet die Wissenschaftlerin, dass für die Aufnahme in ihr Lexikon mindestens drei der oben genannten Kriterien zutreffen müssen, stellt aber die Vermutung an, dass die „Klassizität“ eines Kinderbuchs mit der Anzahl der zutreffenden Kriterien steigt. Was allerdings ein ‚klassisches‘ von einem ‚klassischeren‘ Kinderbuch unterscheidet, gibt sie nicht preis. Kümmerling-Meibauer hat sich mit der aufwendigen Zusammenstellung des Kinder-Klassiker-Lexikons Verdienste erworben, aber ihre Argumentation rund um dem Klassikerbegriff zeugt von größter Praxisferne und ist von ihren eigenen Vorlieben und von der Vorstellung getragen, einen ‚mustergültigen‘ Kanon der KJL-Klassiker aufzubauen. Selbst immanent ihres aufgestellten Systems durchbricht sie das ‚wissenschaftliche‘ Auswahlverfahren, vermutlich, weil bestimmte Autoren nicht ihrem persönlichen Geschmack entsprechen oder andere aufgrund ihrer permanenten Präsenz in der Fachliteratur nicht negiert werden konnten. So finden wider Erwarten und entgegen ihrer eigenen Kriterien Titel von Johanna Spyri, Emmy von Rhoden und Karl May Aufnahme in dem Lexikon, aber keine Werke von beispielsweise Judith Kerr, Morton Rhue, Gudrun Pausewang oder Hans-Georg Noack. Dass „Harry Potter“ von Joanne K. Rowling nicht aufgeführt ist, könnte noch mit dem Redaktionsschluss des Lexikons entschuldigt werden. Martin-Christoph Just weist Kümmerling-Meibauer in seinem Aufsatz „Ignorieren als literaturkritische Strategie“ nach, dass Werke von Enid Blyton perfekt in ihr ‚Klassiker-Schema‘ passen, aber schlicht von ihr ignoriert werden.¹²² „Die detaillierte Definition von Kümmerling-Meibauer hat den Nachteil, daß sie sehr aus der akademisch-pädagogischen Erwachsenenperspektive geschrieben ist und sehr exklusiv angewendet werden kann.“¹²³ Im Gegensatz dazu greift Bettina Hurrelmann den Ansatz der Beliebtheit und der Tradition über mehrere Generationen auf.

„Der zentrale Unterschied ist, daß Hurrelmann viel stärker die Perspektive der RezipientInnen, also der Kinder berücksichtigt und deren Ansichten als entscheidendes Kriterium akzeptiert. Ihre Definition dürfte besonders von den anglo-amerikanischen KritikerInnen geteilt werden, die Blyton sofort den Klassiker-Status zuerkennen und als

¹²¹ Ebd., XII-XVI

¹²² Martin-Christoph Just: Ignorieren als literaturkritische Strategie. Enid Blyton im Spiegel von Literatur-Lexika, in: Dolle-Weinkauff, Bernd (Hrsg.): Kinder- und Jugendliteraturforschung, Stuttgart: Metzler 2003, S. 94 ff.

¹²³ Ebd., S. 97

ausschlaggebenden Faktor die Popularität der Autorin *und* einzelner Werke und Serien ansehen.“¹²⁴

Kümmerling-Maierbauers Klassikerlexikon hat wenig mit einem „populären Kanon“ gemein; es soll nach Ansicht der Autorin vielmehr eine „Bibliothek der Weltliteratur für Kinder“ sein. Lexe stimmt in die Kritik von O’ Sullivan ein, dass bei einer solchen Betrachtung international unterschiedliche Produktions- und Distributionsverhältnisse außer Acht gelassen werden und auf die romantische, aber nicht die Realitäten reflektierende Hazardsche These zurückgegriffen wird. Die nach Autorenalphabet gehaltene Ordnung hält sie ferner nicht für sinnvoll, da in der KJL einzelne Werke zu Klassikern geworden sind und nicht deren Autoren. Sie hält es nicht für zulässig, dass ein solch „populärer Kanon“ „aus literaturhistorischem Interesse beliebig durch Höhepunkte nationaler Literaturen ergänzt“ wird.¹²⁵ Es geht ihrer Ansicht nach vielmehr darum, welche „klassischen Traditionen“ diesem Textkonvolut zugrunde liegen.

Ernst Seibert stellt kurz vor der Jahrtausendwende seine Entfremdungsthese gegen die Hazardsche Eroberungsthese: „Klassiker im engeren und eigentlich Sinn sind Kinderbücher, die zur Weltliteratur geworden sind [...]“¹²⁶ und in der romantischen und postromantischen Epoche entstanden sein können, aber nicht zwangsläufig sein müssen.

„Die KJL der Zeit von Nachmärz bis zur Zwischenkriegszeit ist somit insbesondere in Gestalt ihrer Klassiker als Reflexion dieser Entfremdungsprozesse zu verstehen, und die in ihr enthaltenen Autoritätskonflikte sind Konflikte, in denen, anders als im aufklärerischen und romantischen Kindheitsmythos nunmehr eine neue gesellschaftliche oder eigentlich psychologische Situation der kindlichen Protagonisten reflektiert wird, deren Realität in erster Linie dadurch geprägt ist, daß ihnen eine Erwachsenenwelt im Zustand der Entfremdung gegenübersteht, der sie sich als Kinder verweigern. Die zu Klassikern gewordene KJL dieser Zeit zeichnet sich dadurch aus, daß sie gegenüber der durch Autorität geförderten Einübung in das Erwachsenen-Sein als entfremdetes Sein ein Modell der Entfremdungsverweigerung entwickelt.“¹²⁷

Ernst Seibert vertritt eine Außenseiterposition, wenn er dafür plädiert, Kinder- von Jugend-Klassikern zu trennen. Als Kriterien für Kinderbuch-Klassiker bezeichnet er neben den häufig genannten Punkten die Intentionalität, das heißt eine Reduzierung auf ausschließlich spezifische Kinderliteratur, und die Singularität eines Werkes. Serielle Kinderbücher wie von Karl May oder Emmy von Rhoden sieht er nicht als Klassiker im engeren Sinn an. Seibert geht ferner der Frage nach, welches der deutschsprachigen Länder welchen Anteil an Kinderklassikern hervorgebracht hat. Die ungleiche Verteilung, die er zwischen Deutschland, Österreich

¹²⁴ Ebd., S. 97

¹²⁵ Lexe: Pippi, Pan und Potter, 2003, S. 26

¹²⁶ Ernst Seibert: Postromantisches Kindheitsbild und Klassiker der Kinderliteratur, in: Fundevogel Nr. 132, 09/1999, S. 11

¹²⁷ Ebd., S. 15

und der deutschsprachigen Schweiz feststellt, hängt seiner Vorstellung nach mit marktspezifischen Gegebenheiten und nicht mit den Inhalten zusammen.¹²⁸

„Kinder haben, jedenfalls heute, überhaupt keine Chance, sich einen Bestand an Klassikern zu erobern, vielmehr geht es darum, daß sich die Medienkonzerne mit Klassikerverschnitten Marktanteile am Unterhaltungssektor erobern und damit die Einschaltquoten im Kinderzimmer erhöhen.“¹²⁹

Sicher tragen Distributionsverhältnisse und mediale Verwertung dazu bei, ob und in welchem Umfang sich ein Kinderbuch am Markt erfolgreich durchsetzen kann, aber erstens trifft dies nicht nur auf ‚Klassiker‘, sondern auf nahezu alle „General-Interest“-Publikationen zu und zweitens ist dies – wie im Kapitel über das Handlungssystem nachgewiesen wird – nicht entscheidend für eine dauerhafte Nachfrage.

Eine neuere übergreifende Arbeit zum diesem Thema hat Heidi Lexe 2003 vorgelegt, die als zusammenhaltendes Motiv von Klassikern der KJL die kindliche Verweigerung als tradierte Vorstellung eines Kindheitsbildes herausarbeitet – unabhängig von Entstehungszeit, ästhetisch-literarischen Aspekten oder Rezeptionshistorie.¹³⁰ Anhand acht ausgewählter Texte untersucht sie die zentralen Motive von Kinderbuchklassikern.¹³¹ In zwei abschließenden Kapiteln zeigt sie an ausgewählten zeitgenössischen Beispielen die „klassischen“ Merkmale und widmet sich separat dem Thema Harry Potter.

Ein kinderliterarischer Kanon umfasst eine begrenzte Anzahl von Texten, die meistens, wenn sie denn benannt werden sollen, als „Klassiker“ bezeichnet werden, obwohl deren Inhalte heute nur noch selten über die Lektüre eines Textes (und noch seltener des Originaltextes) rezipiert werden. In der Regel sind die Inhalte über andere mediale Plattformen in den Alltag eingegangen und so zum Allgemeinwissen geworden.¹³² „Als Klassiker galt dabei alles, was mit dem Nimbus des Zeitresistenten zu belegen war.“¹³³ Demzufolge kam es zu einer inflationären Handhabung des Begriffs Klassiker. Lexe schlägt daher vor, zwischen Kinderbuch-Klassikern (= Sammelsurium von Lieblingsbüchern, -comics etc.) und Klassikern der Kinderliteratur (= „populärer Kanon“¹³⁴ Emer O’Sullivan) zu unterscheiden. Letzterer hängt eng mit dem Buchmarkt und der Rezeption der Texte zusammen. So urteilt sie dann auch in ihrer Zu-

¹²⁸ Ebd., S. 26

¹²⁹ Ebd., S. 27

¹³⁰ Hier kann auf das Grundlagenkapitel, das den Forschungsstand zu den KJL-Klassikern sinnvoll zusammenfasst und typologisiert, verwiesen werden.

¹³¹ Bei den acht Texten handelt es sich um Carroll: Alice im Wunderland, Busch: Max und Moritz, Collodi: Pinocchio, Spyri: Heidi, Barrie: Peter Pan, Bonsels: Biene Maja, Kästner: Emil und die Detektive, Lindgren: Pippi Langstrumpf

¹³² Eine ähnliche Ansicht vertrat Bettina Hurrelmann bereits 1995 in der von ihr herausgegebenen Aufsatzsammlung: Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur.

¹³³ Lexe: Pippi, Pan und Potter, 2003, S. 11

¹³⁴ Ebd., S. 11

sammenfassung: „Der Kanonisierungsprozess erfolgt nicht in einem literaturwissenschaftlichen Funktionszusammenhang, sondern über Rezeption und Markt.“¹³⁵

Ausgehend von der allgemeinen Begriffsbestimmung der Klassik und der Klassiker konstatiert Lexe, dass die in der KJL-Forschung beschriebenen Klassiker „keine ästhetische Einheit“¹³⁶ darstellen. Sie referiert die unterschiedlichen Positionen und Nuancen in der kinderliterarischen Klassikerforschung und grenzt diese von Bestsellern und Kultbüchern ab: „Eine Tradierung und Rezeption über mehrere Generationen hinweg macht Klassiker notwendigerweise zu ‚Steadysellern‘.“¹³⁷ Bestsellern wie Klassikern sei der im Grunde nach wertfreie quantitative Aspekt gemeinsam. Bestseller als Genre zu beschreiben, scheint ihr nach der Faulstichschen Grobsystematik am plausibelsten – in demselben Licht können auch die Kinderbuchklassiker gesehen werden. Damit verkürzt sie allerdings die differenzierten Überlegungen Faulstichs auf ein Schlagwort.

„Als Unterscheidungsmerkmal zwischen den Buchmarkt-Phänomenen Bestseller und Klassiker bleibt dann nur die historische Distanz: Der Bestseller ist ein synchronisches Phänomen, das dem grundgelegten Zeitraum entsprechend zum Long- oder Steadyseller werden kann. Der Klassiker hingegen ist ein diachronisches Phänomen. Erst die historische Distanz zeigt, welche Werke über mehrere Generationen hinweg tradiert und rezipiert wurden.“¹³⁸

Aber auch über lange Zeit erfolgreiche Bestsellerautoren werden Lexes Ansicht nach noch nicht unbedingt zu Klassikern, wenn sie inhaltlich oder formal epigonal arbeiten. Prinzipiell kann einer Differenzierung zwischen Bestsellern und Klassikern anhand des Zeitfaktors zugestimmt werden, weil damit qualifizierenden Be- und Aburteilungen, oftmals provoziert durch den ökonomischen Erfolg, kein Vorschub geleistet wird, allerdings erscheint es nicht logisch, Texte mit reproduzierten Mustern und konstantem Erfolg aus der Kategorie der Klassiker auszuschließen, da Lexe ja gerade bei ihrer gesamten Arbeit daran geht, diese klassischen tradierten Motive und Konstellationen in unterschiedlichen Texten aufzuspüren. Darüber hinaus bleibt die Frage offen, welchen Zeitraum „mehrere Generationen“ umfassen und wie Texte in diesem Zusammenhang zu beurteilen sind, die in einem bestimmten Zeitraum „Klassikerstatus“ hatten, also deren Inhalte und Figuren sich als gesellschaftliches Allgemeinwissen niederschlugen (z.B. „Nesthäkchen“), heute aber keine Rolle mehr spielen.

Klassiker können Kultbücher sein oder Kultcharakter bei bestimmten – auch erwachsenen Zielgruppen – haben. Jedoch findet dies heute selten im literarischen Bereich statt; Idole und Helden werden vielmehr in der Popkultur gesucht.

¹³⁵ Ebd., S. 192

¹³⁶ Ebd., S. 15

¹³⁷ Ebd., S. 19

¹³⁸ Ebd., S. 20

„Während Traditionen also dem steten Wandel unterworfen sind, zeigt sich der Kanon zeitresistent und ermöglicht damit einen ‚Akt der Identifikation‘. Während der Kult scheinbar individuelle Interessen zu Subkulturen verbindet, steht ein kanonbedingter Akt der Identifikation in starker Verbindung mit nationalen Identitäten.“¹³⁹

Um diesen Textkorpus zu umreißen, stellt sie in übersichtlicher tabellarischer Form dar, welche Texte laut Klaus Doderer, Ernst Seibert, Bettina Hurrelmann und Bettina Kümmerling-Meibauer dazugehören und welche Schnittmengen sich ergeben. Eine hundertprozentige Übereinstimmung gibt es nur bei vier von 67 Texten. Eine Dreiviertel-Übereinstimmung ist bei weiteren 17 von 67 zu finden.¹⁴⁰ Bei dieser Aufstellung manifestiert sich, dass das „Klassische zum Hilfsbegriff“¹⁴¹ wird, der Texte umfasst, die nicht für Kinder geschrieben wurden und über einen Adaptionprozess zu deren Lektüre gemacht wurden. Lexe unterscheidet daher zwischen drei Typologien von Texten: Abenteuerbücher, Märchen und intentionale Kinderliteratur. Im Abenteuerbuch, das seine Hochkonjunktur im 19. Jahrhundert hatte, sind die Protagonisten Erwachsene. Zum weitläufigen Begriff des Märchens gehören nicht nur die Grimmschen und Andersenschen Märchen, sondern beispielsweise „Alice im Wunderland“. „Kinder fungieren dabei als Figuren oder Typen, nicht aber im Sinne einer als real begreifbaren Darstellung von Kindheit.“¹⁴²

„Als ‚populärer Kanon‘ verhalten sich die Klassiker der Märchen ebenso, wie es für die Klassiker der Kinderliteratur zu zeigen sein wird: Sie sind Grundbestandteil einer literarischen Sozialisation, ihr Bekanntheitsgrad reicht weit über eine literarische Auseinandersetzung hinaus. Auf ihre Grundkonstellationen und Grundmotive kann jederzeit verwiesen werden, auch wenn in ihrer Rezeption vielfach kein Wert auf Textpflege gelegt wird.“¹⁴³

Die spezifische Kinderliteratur verfügt über „kindliche ProtagonistInnen (Kinder im vorpubertären Alter)“, deren Lebenswelt im Mittelpunkt der Geschichten steht. Diese werden als Klassiker der Kinderliteratur bezeichnet. Sie sind eine „konsequente Fortführung von Abenteuerbuch und Märchen“¹⁴⁴. Bei der Auswahl der behandelten Texten geht es Lexe nicht um eine verbindliche Kanonisierung, sondern um die Darstellung „repräsentative[r - Verf.] Merkmale und Motivkonstellationen“¹⁴⁵. Sie hat dazu aus folgendem Bestand selektiert:

„Werke des Textkorpus Kinderbuchklassiker, bei denen es sich um spezifische Kinderliteratur handelt, die über mehrere Generationen hinweg an unterschiedlichen Le-

¹³⁹ Ebd., S. 24

¹⁴⁰ Eine völlige Übereinstimmung gibt es beim „Struwelpeter“, „Pinocchio“, „Heidi“ sowie „Emil und die Detektive“; eine 75%ige Übereinstimmung bei den Grimmschen Märchen, „Der letzte Mohikaner“, „Wildtöter“, Andersens Märchen, „Onkel Toms Hütte“, „20.000 Meilen unter dem Meer“, „Max und Moritz“, „Alice im Wunderland“, „Tom Sawyer“, „Huckleberry Finn“, „Schatzinsel“, „Trotzkopf“, „Winnetou“, „Dschungelbuch“, „Dr. Doolittle“, „Winnie Puuh“ und „Pippi Langstrumpf“. Ebd., S. 28 f.

¹⁴¹ Ebd., S. 30

¹⁴² Ebd., S. 32

¹⁴³ Ebd., S. 32

¹⁴⁴ Ebd., S. 33

¹⁴⁵ Ebd., S. 35

sorten und in unterschiedlichen medialen Bereichen rezipiert wurden und nicht ausschließlich nationaler Sicht Klassikerstatus erreicht haben.“¹⁴⁶

Obwohl sich namhafte Literaturwissenschaftler in den vergangenen Jahrzehnten des Themas angenommen haben, blieb bisher die Definition von KJL-Klassikern im wissenschaftlichen Gebrauch vage. Bettina Hurrelmann vermutet: „Daß eine präzisere Definition nicht möglich ist, liegt ganz wesentlich daran, daß Heranwachsende mit ihren Vorlieben die Normierungsversuche der Erwachsenen immer wieder durchkreuzen – und daß sie die Medien dabei heutzutage auf ihrer Seite haben.“¹⁴⁷ Bei aller Unterschiedlichkeit des Ansatzes eint die große Majorität die Feststellung, dass es im Unterschied zu den Klassikern der Erwachsenenliteratur keine epochalen Bezüge gibt und dass sich der Klassikerbegriff in der Regel auf Werke und nicht auf Autoren bezieht.¹⁴⁸ Allgemein teilen sich die wissenschaftlichen Auffassungen in zwei Fraktionen, die Kümmerling-Meibauer folgendermaßen zusammenfasst:

„auf der einen Seite (die bis heute die Mehrheit vertritt) orientiert man sich weiterhin am Postulat der Popularität und Langlebigkeit, in neueren Studien ergänzt um eine wirkungs- und rezeptionsgeschichtliche Perspektive; auf der anderen Seite hebt man die literarische Qualität und Vorbildfunktion klassischer Kinderbücher als wesentliches Kriterium hervor.“¹⁴⁹

Die von Kümmerling-Meibauer geforderte Debatte zur Etablierung eines normativen, ahistorischen Kanons der KJL-Klassiker ist nicht entstanden, vermutlich weil sich ein ausschließlich literaturästhetisch orientierter Betrachtungsansatz weit von den marktpolitischen und soziologischen Realitäten entfernt und die KJL-Forschung damit – wie Just es formuliert – zu einer „Disziplin im Elfenbeinturm“¹⁵⁰ verkümmern würde.

2.3. Exkurs zur Wertung erfolgreicher Texte

In den beiden vorherigen Kapiteln wurde demonstriert, dass bei der Betrachtung sehr erfolgreich verkaufter Texte Terminologien nicht sauber voneinander getrennt werden und eine vermeintlich objektive textimmanente Analyse in einer negativen Evaluation oder einer empirisch nicht belegten Wirkungstheorie endet. Textinhalte werden unzulässigerweise und ungeprüft mit Wirkungen in eine Korrelation gebracht, wie Jürgen Grimm zutreffend feststellt:

¹⁴⁶ Ebd., S. 35

¹⁴⁷ Hurrelmann: *Klassiker der KJL*, 1996, S. 20 f.

¹⁴⁸ Ernst Seibert bestreitet als einziger, dass es keine klassische Epoche der KJL gegeben haben soll. Man sei immer stillschweigend davon ausgegangen, dass diese mit der Klassik der Allgemeinliteratur zeitlich übereinstimmen müsse. Er hält entgegen, dass in Deutschland, Frankreich, England oder Italien die klassischen Perioden zu jeweils sehr unterschiedlichen Zeitpunkten statt gefunden haben. Wenn man die Kinderklassiker mit den literaturwissenschaftlich begründeten Kriterien ansehe, dann stelle man fest, dass sie für einen Zeitraum nach der Romantik festzumachen seien. Ernst Seibert: *Postromantisches Kindheitsbild und Klassiker der Kinderliteratur*, in: *Fundevogel* Nr. 132, 09/1999, S. 5-30.

¹⁴⁹ Kümmerling-Meibauer: *Kinderklassiker – eine forschungsorientierte Einleitung*, 1999, X

¹⁵⁰ Martin-Christoph Just: *Ignorieren als literaturkritische Strategie*, 2003, S. 98

„Bei der Untersuchung populärer Lesestoffe machen Germanisten gerne den gleichen methodischen Fehler wie die Pioniere der Massenkommunikationsforschung. Das Ausgangspostulat der Äquivalenz von Text und Leser scheint sich immer wieder zu bestätigen und ist schon im Verfahren angelegt.“¹⁵¹

Nach einem kurzen Überblick über allgemeine Aspekte des literarischen Wertens, sollen die für Bestseller häufig gleichgesetzten Kategorien für die Unterhaltungs- und Trivialliteratur sowie den Kitsch problematisiert werden. Da diese sich in der Vergangenheit selten am Text selber aufhielten, sondern hin und wieder die Historie des Erfolgs nachzeichneten, meistens aber über die intendierten Wirkungen spekulierten, bleibt es nicht aus, diesen Weg nachzuzeichnen. Genauer wird auf den zuletzt genannten Aspekt im Kapitel Wirkung erfolgreicher Texte eingegangen.

Literarische Wertung reduziert sich keineswegs auf Analysen durch Rezensenten oder Wissenschaftler.¹⁵² Wertung von Texten finden auf diversen Ebenen statt, beginnend bei dem Autor, der sich eines bestimmten Themas annimmt und dies auf seine spezielle Art verarbeitet, durch den Verlag, der mit Hilfe seines Programmprofils eingehende Manuskripte rastert sowie Ausstattung und Distributionsart wählt, und durch den Leser selbst, der zum einen beim Buchkauf selektiert und zum anderen während des Lesevorgangs entscheidet, wie und in welchem Maße er sich mit dem Text auseinandersetzt. Wertung setzt voraus, dass bewusst oder ‚vorbewusst‘ eine Entscheidung, eine Wahl getroffen wird.¹⁵³ Theoretisch ist dies ein ‚freier‘, nur dem eigenen Willen unterworfenen Prozess, praktisch aber von kollektiven Dimensionen geleitet. Werte, Normen und Rollen einer Gesellschaftsstruktur beeinflussen die Vorstellungen, das Handeln und damit die Beurteilung von literarischen Texten. Axiologische Werte als obersten, nicht mehr ableitbaren ‚Argumenten‘ wird auf formaler, inhaltlicher, relationaler und wirkungsbezogener Ebene entsprochen.¹⁵⁴

„Der Begriff ‚Wertung‘ bezeichnet eine Handlung, in der ein Subjekt in einer konkreten Situation aufgrund von Wertmaßstäben (axiologischen Werten) und bestimmten Zuordnungsvoraussetzungen einem Objekt Werteigenschaften (attributive Werte) zuschreibt. Diese Zuschreibung kann in Form nicht-sprachlicher Handlungen (motivationaler Wertung) oder in verbalisierter Form als sprachliche Wertung vollzogen werden.“¹⁵⁵

¹⁵¹ Jürgen Grimm: Unterhaltung zwischen Utopie und Alltag. Methode und praktische Anwendung der Inhaltsanalyse am Beispiel von Kriminalheftromanen, Frankfurt/Main: Lang 1986, S. 10 f.

¹⁵² Der allgemeine Teil über literarische Wertung lehnt sich weitestgehend an Renate von Heydebrands und Simone Winkos: Einführung in die Wertung von Literatur. Systematik – Geschichte – Legitimation, München: Schöningh/UTB 1996, an.

¹⁵³ ‚Vorbewusste‘ Selektion ist gemäß von Heydebrand und Winko prinzipiell bewusstseins- und reflexionsfähig und unterscheidet sich damit vom psychoanalytischen Unbewussten. „Einen Typus des Wertens von Literatur stellt die vorbereitete wertgeleitete Selektion dar. Im Prozeß des Lesens und Verstehens von Literatur manifestiert sie sich als selektive Textwahrnehmung, die über Schemata vollzogen wird und hinter der axiologische Werte auf verschiedenen Bereichen stehen können.“ (Ebd., S. 85)

¹⁵⁴ Typologie axiologischer Werte siehe ausführlich bei von v. Heydebrand/Winko, ebd., S. 114 ff.

¹⁵⁵ Ebd., Explikation 7, S. 39

Gemäß der ‚Sprechakttheorie‘ werden mit dem Sprechen eines Satzes ‚lokutionäre‘ und ‚illokutionäre Akte‘ vollzogen, das heißt die Aussage oder Frage zu einem Sachverhalt impliziert die Haltung des Akteurs. Die Wertung vollzieht sich in ‚Wertausdrücken‘, die Objekten ‚positive‘ oder ‚negative‘ Eigenschaften attribuieren. „Außer den wenigen reinen Wertausdrücken haben die meisten bewertenden Ausdrücke eine bewertende und eine beschreibende Komponente. Verwendung und Identifizierung von Wertausdrücken sind im hohen Maße kontextabhängig.“¹⁵⁶ Dabei bilden die axiologischen Werte meist die Voraussetzungen, etwas nicht nur argumentativ zu deskribieren, sondern auch valorisierend zu konkludieren.¹⁵⁷ Dies kann sich in expliziter Form durch ein lexikalisch eindeutiges positiv oder negativ belegtes Attribut vollziehen oder in impliziter Form mit Hilfe von sprachlichen Strategien wie Ironie, Vergleichen oder Redewendungen.

Zwei Grundpositionen, allerdings in zahlreich detaillierten Ausprägungen, haben literaturwissenschaftliche Wertungen nach 1945 geprägt: die phänomenologisch-werkimmanente und die geschichtsphilosophisch-ideologiekritische. Die kritische Hermeneutik eröffnete die Möglichkeit, nicht nur autonome, sondern alle Formen der heteronomen und Gebrauchsliteratur zu werten und mit ihnen das Leseverhalten und das Handlungssystem Literatur. Ethisch-politische Werte standen in der axiologischen Hierarchie an oberster Stelle und so waren die Marx-schen Texte und Thesen Pate bei literarischen Be- und Verurteilungen. Bestsellerforschung begann, wie von Werner Faulstich ausführlich dargelegt, in Deutschland mit dem Aufkommen der Bestsellerlisten und hatte ihre Hoch-Zeit während der 1970er Jahre. Gleichzeitig begann ein kulturkritischer, ideologischer und ästhetischer Feldzug gegen Bestseller und/oder Bestsellerlisten, der bis Ende der 1980er Jahre reichte.¹⁵⁸ Hauptargumente der Gegner von Bestsellerlisten und Bestsellern: Die Wirksamkeit der Bestsellerlisten ist nicht gesichert, Listen werden manipuliert, sie lenken die Aufmerksamkeit auf wenige Titel, Bestseller vermitteln ein falsches Weltbild, sie binden Kapital der Verlage, so dass die „wichtigen“ Bücher nicht erscheinen können, selbst „nichtswürdige Machwerke“ werden in Zweit- und Drittverwertungen „ausgequetscht“, „Massenverblödung“ und die kapitalistische Buchindustrie wird unterstützt.¹⁵⁹

Parallel zur Bestsellerforschung erlebte die Trivilliteraturforschung ihre Höhepunkte. Abhängig von den Schulen wurden Bestsellern aufgrund literarästhetischer Merkmale oder ihrer

¹⁵⁶ Ebd., S. 65

¹⁵⁷ Beispiel: „Heute findet eine Lesung von Autor XY statt, daher kann ich nicht mit dir essen gehen.“ Die Wertung findet erst durch die Konklusion im zweiten Teil des Satzes statt: Die Lesung hat einen höheren Stellenwert als ein gemeinsames Essen.

¹⁵⁸ Werner Faulstich: Bestandsaufnahme Bestseller-Forschung. Ansätze - Methoden - Erträge, Wiesbaden: Harrassowitz 1983, S. 139

¹⁵⁹ Zum Thema Manipulierbarkeit der Listen siehe auch Kapitel Spiegel-Bestsellerliste, zu den Themen Kapitalbindung, Mehrfachverwertung und ‚kapitalistische‘ Verlage mehr in den Kapiteln zum Handlungssystem.

gesellschaftspolitischen Funktionalität ‚Trivialitäten‘ attestiert. So blieb es nicht aus, dass präjudizierend und oftmals ohne fundierte Analyse Bestseller mit Trivialliteratur gleichgesetzt wurden. Das Schicksal traf allerdings nicht nur die auf Bestsellerlisten verzeichneten Texte, sondern nahezu alle erfolgreich verkauften Titel.¹⁶⁰ Ignoriert wurde, dass man zwei Kriterien miteinander verglich, die nicht vergleichbar sind oder wie Faulstich anprangert, dass „die Begriffsabgrenzung der Trivialliteratur von vornherein auf einem qualifizierenden Urteil [basiert – Verf.], was mit der rein quantitativen Bestimmung des Bestsellers, der ja auch ‚künstlerisch wertvolle‘ Leistungen erbringen kann, im Widerspruch steht.“¹⁶¹ Aber auch bei Aburteilungen populärer Texte gab und gibt es Nuancen: Einige gelten, wie es Clive Bloom bezeichnet, als „more serious“, und damit ist oft gemeint, dass sie weniger ‚weiblich‘ oder ‚jugendlich‘ sind.¹⁶² So hatten Krimis beispielsweise immer einen angeseheneren Status als romantische Frauenliteratur.

Obwohl die Ideologiekritik spätestens seit der Postmoderne kein zeitgemäßer Ansatz mehr zu sein scheint, ist für die Wertung von erfolgreichen Texten keine alternative adäquate Methode gefunden worden. Beim Großteil der Untersuchungen gab es wieder Rückzüge auf die traditionelle Hermeneutik, zumeist ist aber der Gegenstand an sich – wie im Bestseller-Kapitel dargestellt – fallen gelassen worden.

Marga Firle hat in ihrem schuldidaktischen Kompendium über Trivialliteratur einen historischen Abriss integriert.¹⁶³ Dabei thematisiert sie einen in den alten Bundesländern selten bekannten oder zumindest nicht diskutierten Sachverhalt, dass es triviale Lesestoffe in der DDR aufgrund der staatlichen Lenkung in sehr viel geringerem Umfang gegeben hat als in der BRD. Firle zitiert das drei Jahre vor der ‚Wende‘ 1986 in Leipzig erschienene „Wörterbuch der Literaturwissenschaft“, das Trivialliteratur als Massenerliteratur definiert, die nur um des ökonomischen Profits sowie um der „geistigen Manipulation im Interesse der herrschenden Klasse“ produziert werde.¹⁶⁴

Ursprünge des Begriffs gehen auf den lateinischen Ausdruck ‚trivium‘ (adj. ‚trivialis‘) zurück, was soviel wie ‚auf Gemeinwegen befindlich, gewöhnlich, platt, banal‘ bedeutet. 1923 hat Marianne Thalmann erstmals den Begriff in die Literaturwissenschaft eingebracht. Seine negative Konnotation wurde disqualifizierend auch auf die Rezipienten transponiert. Als Konsequenz versuchte man, andere wertneutralere Termini mit unterschiedlichen Schwerpunkten

¹⁶⁰ Enid Blytons Werke sahen und sehen sich bis heute einer harschen Kritik durch die Literaturwissenschaft ausgesetzt. (Vgl. Kap. Kinder lieben Serien).

¹⁶¹ Faulstich: Bestandsaufnahme Bestseller-Forschung, 1983, S. 133

¹⁶² Clive Bloom: Bestsellers. Popular Fiction Since 1900, Basingstoke/Hampshire und New York/N.Y.: Palgrave Macmillan 2002, S. 14

¹⁶³ Marga Firle: Vom Umgang mit trivialen Lesestoffen, Berlin: Volk und Wissen 1992

¹⁶⁴ Helga Förster: Stichwort ‚Trivialliteratur‘, in: Träger, Claus (Hrsg.): Wörterbuch der Literaturwissenschaft, Leipzig: BI 1986, S. 527 f.

einzuführen wie Schema-, Populär-, Unterhaltungs-, Konsum- und ephemere Literatur oder auch Kitsch. In den 1970er Jahren wichen die bis dato eher literarästhetischen Untersuchungskriterien gesellschaftspolitisch-ideologiekritischen. Letztlich zeigte sich aber, wie Firle richtig bemerkt, dass es keine überzeitliche, objektive Distinktion zwischen Hoch- und Trivilliteratur gibt und geben kann.

Trivilliteratur nahm ihre Entwicklung mit dem Aufkommen der industriellen Gesellschaft und der damit verbundenen Massenkultur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Bessere drucktechnische Voraussetzungen waren ein Grund, ein anderer die veränderten Lesegewohnheiten der Bevölkerung. Theologische Literatur ging zugunsten von schöngeistiger zurück, und die Einrichtung von Leihbüchereien erlaubte auch finanziell Schwächeren den Genuss von Lektüre. Inhaltlich hatte die Literatur eine „konsolative Funktion“:

„Dem durch Kapitalisierung und Industrialisierung drohenden Zerfall des gemeinschaftlich produzierenden Familienbetriebs und dem dadurch verursachten Verlust überkommener Werte setzt die Trivilliteratur des 19. Jahrhunderts rückwärtsgewandte Utopien entgegen.“¹⁶⁵

Die Erkenntnis scheint besonders im Unterschied zu der Ausrichtung der heutigen Texte schlüssig: Ethische Werte siegten vor Geld, Macht und Ruhm, soziale Integration war wichtiger als individualistische Selbsterfüllung.¹⁶⁶ „Die Trivilliteratur des 19. Jahrhunderts kann nicht – wie vielfach die spätere – als Konformliteratur gewertet werden. Sie beruht nicht auf der Akzeptanz des Bestehenden.“¹⁶⁷ Heute hingegen suchen solche Textsorten, beide Aspekte zusammen zu bringen. Firle stellt richtigerweise fest, dass es gegenwärtig aufgrund des breiten qualitativen Niveaus nicht möglich ist, diesen Komplex gänzlich zu durchschauen.¹⁶⁸

Ausführlich beleuchtet Günther Fetzer die „Wertungsprobleme der Trivilliteraturforschung“.¹⁶⁹ In den 1960/1970er Jahren vollzog sich ein Paradigmenwechsel in der Literaturwissenschaft von der ästhetisch-formalistischen Betrachtung zu einer soziologischen und ideolo-

¹⁶⁵ Firle: Vom Umgang mit trivialen Lesestoffen, 1992, S. 14

¹⁶⁶ Typische Vertreter dieser Richtung: Eugenie Marlitt, Ludwig Ganghofer und Karl May.

¹⁶⁷ Firle: Vom Umgang mit trivialen Lesestoffen, 1992, S. 14

¹⁶⁸ Sie grenzt daher ihren Untersuchungsgegenstand des Weiteren auf Heftliteratur ein, weil diese für sie „paradigmatisch für die Trivilliteratur“ (ebd., S. 14) steht. Die konkreten Untersuchungen der Beispiele sind wenig von Interesse, vermutlich finden sich aber allgemein genannte Punkte ebenso bei Bestsellern wieder:

- Erzählte Welt bleibt vage im Ganzen und bedient Stereotype im Detail.

- Soziale Themen werden kaum angeschnitten.

- Identifikationshelden müssen soziale Kompetenzen mit ökonomischer Macht vereinen.

- Ein „Modell-Leser“ (Umberto Eco) wird antizipiert, dessen interpretative Eigenarbeit sich auf ein Minimum beschränkt.

- Ziel: Unterhaltung, Entspannung, Ablenkung und ohne ein hohes Maß an Konzentration gut lesbar (was wiederum für den Aufbau und den Stil Konsequenzen hat)

- Kritisches Lesen wird nicht gesucht oder erwartet, vielmehr identifikatorisches Lesen.

- Im historischen Kontext verweisen die Wertungsmuster auf den gesellschaftlichen Status.

Bemerkenswert der Hinweis von Firle, dass es durchaus intertextuelle Bezüge in der Trivilliteratur gebe, nur die Art und Weise des Zitierens unterscheidet sich. Hier bestehe eher eine Gemeinsamkeit mit der Werbung, da „beide den zerstreuten Adressaten voraussetzen. Bildung wird weder erwartet noch vermittelt. Sogar die Verbildung des Rezipienten ist erlaubt. Entscheidend ist nur die Aktualisierung einer passenden emotional-wertenden Einstellung.“ (Ebd., S. 75)

¹⁶⁹ Günther Fetzer: Wertungsprobleme in der Trivilliteraturforschung, München: Fink 1980 (überarbeitete Dissertation von 1976)

giekritischen, die auch und besonders die Wertung von Trivilliteratur betraf. Fetzer klärt die Begriffe ‚populäre Lesestoffe‘, ‚Massenliteratur im positiven Sinne der Volksliteratur‘, ‚Kitsch‘, ‚Schund‘, ‚Massenliteratur im Sinne von Unterhaltungs- und Trivilliteratur‘ über die Charakteristika: Massenhaftigkeit, funktionale Abwertung, Fiktionalität, ästhetische Abwertung. Er geht auf das dreistufige Modell von Dichtung – Unterhaltungsliteratur – Trivilliteratur ein – ergänzt um die Merkmalstafel von Hans Dieter Zimmermann, die die Bereiche Herstellung/Vertrieb, Autor, Werk und Publikum abdeckt. Der bis heute häufig applizierte dichotomische Wertungsansatz von Literatur zwischen Kunst und Kitsch, Dichtung und Trivilliteratur, so Fetzer, bleibt an der Oberfläche, verzichtet auf Kategorien und historische Einordnungen. Er führt die ästhetischen und ideologiekritischen Ansätze zur Bewertung von Trivilliteratur auf:

- 1) Das Argument der ästhetischen Minderwertigkeit gilt als älteste und traditionsreichste Wertung, die Trivilliteratur als Gegenstück von Dichtung versteht. Fetzer konstatiert, dass „sowohl primäre als auch sekundäre Kategorien kein überhistorisches Korpus Trivilliteratur konstituieren können“¹⁷⁰, weil sie eben nur negativer Reflex von historischen Dichtungsnormen sind und waren.
 - a. Zweckfreiheit und moralische Tendenz: Autonome Dichtung verfolgt keinen Zweck und heteronome Literatur unterliegt Funktionen wie Unterhaltung, Erbauung oder Zeitkritik (= moralische Tendenz).¹⁷¹ Wollte man allerdings dieser Argumentation folgen, stellt Fetzer richtigerweise fest, muss man z.B. auch die politisch ambitionierte Literatur, die Gebrauchsliteratur sowie die KJL eo ipso als Trivilliteratur kategorisieren.
 - b. Realistische Darstellung wurde zum Kriterium für Dichtung. Zielführend ist diese Abgrenzung nicht, da auch unterhaltende oder triviale Stoffe über realistische/faktische Darstellungen verfügen.¹⁷²
 - c. Außerdem wird von einem „Kunstwerk Organik, innere Einheit und Geschlossenheit, ferner die Funktionalität des Teils für das Ganze [...]“¹⁷³ gefordert. Das hieße, dass der Trivialroman in dieser Hinsicht Defizite aufzeigen müsste, also Elemente kumuliere und diese vertausche, mangelhaft strukturiert und komponiert wäre. Fetzer widerlegt diese These mit der Analyse eines Liebesheftromans.

¹⁷⁰ Ebd., S. 39

¹⁷¹ Über die Funktionen von Literatur vertritt die evolutionär geprägte Kunst- und Literaturtheorie eine weiter reichende Auffassung. Vgl. Kapitel Kunst, Literatur und Evolution.

¹⁷² Zum Beispiel wird den Romanen von Johannes Mario Simmel nachgesagt, dass die Schauplätze und Rahmenhandlung ausführlich recherchiert worden seien, so dass z.B. aufgeführte Busabfahrtszeiten mit der Realität übereinstimmen.

¹⁷³ Fetzer: Wertungsprobleme in der Trivilliteraturforschung, 1980, S. 53

- d. „Die Rede von der Klischeehaftigkeit der Trivilliteratur ist zum Klischee der Forschung erstarrt. Es gibt kaum eine wissenschaftliche Untersuchung, kaum einen feuilletonistischen Beitrag, die nicht von ‚Stereotypen‘ und ‚Schablonen‘, von ‚Schwarzweiß-Malerei‘ und ‚Typisierung‘, sowie natürlich von ‚Klischees‘ sprechen.“¹⁷⁴ Diese setzt die Annahme voraus, dass sich Dichtung von Trivilliteratur stets durch ihren innovativen Charakter unterscheidet – eine unreflektierte Voraussetzung, die historisch gesehen nicht eingehalten werden kann. „Die bloße Feststellung, daß ein Text Klischees enthält, sagt noch nichts über seine Qualität aus.“¹⁷⁵
- e. Schon bei der Auswahl der Texte und der Methodenwahl spiegelt sich die implizite dichotomische Kategorisierung und Werthaltung wider.
- 2) Ideologiekritik in der Literaturwissenschaft rekurriert sich auf die Marxsche Ideologiekritik, die im Zusammenhang mit einer Gesellschaftstheorie gesehen wird und falsches Bewusstsein als gesellschaftlich notwendigen Schein erkennt. „Ideologiekritik erscheint einerseits als Methode einer qualitativen Inhaltsanalyse von Texten, andererseits als darüber hinausgehende Fragestellung nach der gesellschaftlichen Funktion dieser Texte im Gesamtzusammenhang der ‚Kulturindustrie‘.“¹⁷⁶ Problematisch ist, dass die ontologische Differenz zwischen einem Text und der Realität nicht wahrgenommen wird, oder anders ausgedrückt dem Text eine soziale Realität attestiert wird. Die bei den ästhetischen Merkmalen immer wieder angesprochene Dichotomie spielt auch hier eine Rolle, nur dass nicht zwischen Dichtung und Trivilliteratur der Gegensatz gebildet wird, sondern zwischen Texten mit der ‚richtigen‘ und der ‚falschen‘ Ideologie und dem ‚richtigen‘ oder ‚falschen‘ Bewusstsein.
- 3) Obwohl ‚Funktionalität‘ als Argument ursprünglich aus anderen als der literaturwissenschaftlichen Disziplin stammt, wird sie häufig für die Beschäftigung mit Trivilliteratur herangezogen. „Trivilliteratur – so die zentrale These – diene der Befriedigung von Leserbedürfnissen. Diese Bedürfnisbefriedigung werde durch die Adäquanz von Aussagen und Dispositionen der Rezipienten gewährleistet, das heißt, das literarische Werk passe sich vorhandenen Bedürfnisstrukturen an.“¹⁷⁷
- a. Der Maßstab der Bedürfnisbefriedigung als Argument gipfelt wieder in der Dichotomisierung ‚hoher‘ und ‚niedriger‘ Literatur anhand des Merkmals der Funktionalität und unterstellt implizit, dass Dichtung keine Bedürfnisse befrie-

¹⁷⁴ Ebd., S. 61

¹⁷⁵ Ebd., S. 63

¹⁷⁶ Ebd., S. 69

¹⁷⁷ Ebd., S. 76

digt. Zudem ist es überaus schwierig, einen Text auf seine tatsächliche und nicht nur vermutete Wirkung zu untersuchen. Diese Haltung setzt eine Vorstellung universell gültiger Bedürfnisse, die sich in archetypischen Strukturen wiederfinden, voraus: „Sind jedoch Bedürfnisse erst einmal zu anthropologischen erklärt, glaubt dieser Ansatz, ihrer historischen Befragung enthoben zu sein. Einem ‚Wesen der Trivialliteratur‘ korrespondiert so die Vorstellung von einem ‚Wesen des Menschen‘.“¹⁷⁸ Fetzer sieht aber Bedürfnisse nicht als zeitlose Phänomene, sondern in einem sozialen Rahmen und damit auch deren „historische Determiniertheit“¹⁷⁹. Seine Auffassung deckt sich damit nicht mit der der Evolutionspsychologie, die eben weitreichende Universalität und Zeitlosigkeit der Funktionen von Texten annimmt.

- b. Bei dem Aspekt, welche Form von Literatur sich den Leserwünschen anpasst, wird nach Fetzers Meinung ebenfalls die sich historisch ändernde Situation außer Acht gelassen. „Der aktiven, widerständigen, individuell produzierenden Hochliteratur steht die passive, angepaßte, im Kollektiv produzierte, Leserwünsche reproduzierende Trivialliteratur gegenüber.“¹⁸⁰ Fetzer stellt Überlegungen an, inwieweit durch Produktion und Marketing den Lesern ein bestimmter Geschmack beigebracht wird, ein Bedürfnis hergestellt wird. Eine Überlegung, die der vorausgehenden universellen Bedürfnistheorie widerspricht.
- c. Da Trivialliteratur Massen anspricht, so einer der meist genannten Definitionsversuche, bedeutet dies im Umkehrschluss, dass Dichtung nur einer kleinen Elite zugänglich ist. Die Masse wird dann durch „Dummheit und Trägheit, geistige sowie literarische Unbedarftheit und Anspruchslosigkeit charakterisiert [...]“¹⁸¹. Das positive Gegenbild der Elite wird hingegen mit Einzigartigkeit assoziiert. Kulturpessimistisches Lamento durch die Vermassung der Literatur ist die Folge und setzt das „anthropologische Konstrukt des ‚Kitsch-Menschen‘“¹⁸² als gegeben.

Die genannten Aspekte zeigen, so Fetzer, dass Trivialliteratur außerhalb eines historischen Kontextes definiert und beschrieben und damit vorausgesetzt wurde und teilweise noch wird, es gebe überzeitliche Argumente, die einen Text als ‚niedere‘ oder ‚hohe‘ Literatur klassifi-

¹⁷⁸ Ebd., S. 83

¹⁷⁹ Ebd., S. 83

¹⁸⁰ Ebd., S. 84

¹⁸¹ Ebd., S. 91

¹⁸² Ebd., S. 94

zieren. Die Geschichtlichkeit der Dichotomie und der zu Grunde liegenden Normen, wie Fetzer zutreffend zusammenfasst, wird nicht zur Kenntnis genommen.

„Trivilliteratur‘ kann aus dem Gesamtkomplex ‚Literatur‘ nicht strukturell als selbständige Organisationsform poetischer Sprache ausgegrenzt werden; gleichgültig, ob dies nach Ausgrenzungskriterien ästhetisch-stilistischer, funktionsorientierter oder inhaltlich-ideologischer Art versucht wird.“¹⁸³

Fetzers Verdienst bei dieser Arbeit liegt in dem vollständigen Überblick über alle bis zur Publikation verwendeten methodischen Ansätze, die er mit einer korrespondierenden Literaturliste komplettiert. Folglich ist es ein Leichtes, die Argumentationsrichtungen wissenschaftlicher Untersuchungen zu diesem Themenkomplex in das von ihm verwendete Schema einzugliedern.

Zwei Texte von Rudolf Schenda von 1970 und 1971, die zu den bekanntesten und am meisten zitierten gehören, stehen symptomatisch und repräsentativ für die Fülle ideologiekritischer Arbeiten: „Volk ohne Buch“ und „Die Lesestoffe der Beherrschten sind die herrschende Literatur“.¹⁸⁴ Schenda wirft populärer Literatur hauptsächlich vor, nichts anderes als „Missverständnisse“¹⁸⁵ zu vermitteln, indem sie sich dem realen Leben und seinen Veränderungen verweigert. Sie sei regressiv und widersetze sich der Moderne:

„Die populäre Lektüre scheut die Auseinandersetzung mit der Moderne. Sie versagt im Angesicht der gesellschaftspolitischen Probleme. Ihr Konservatismus ist steril. Die progressiven Kräfte – hie und da kommen sie in der Parodie zu Wort – werden weitgehend zurückgewiesen. Doch damit nicht genug. Die populären Lesestoffe meiden nicht nur die Auseinandersetzung mit den aktuellen Problemen. Sie zementieren darüber hinaus die reaktionären Verhaltensweisen und Meinungen und stellen sie so als die dauerhaft gültigen hin. Sie postulieren ihren Inhalt als dauernde Norm. Sie sind die reaktionäre Meinungsdiktatur der Gesellschaft.“¹⁸⁶

Diese „Normen“ können sich innerhalb der historischen Bezüge ändern oder geändert haben. Der Leser orientiert sich nicht an dem individuellen Prinzip ihres Geschmacks, sondern nach pluralen „Präferenzen“, die auf ihrer psychischen Struktur ebenso basieren wie auf ihrer ökonomischen oder sozialen Gegebenheiten. Unter Präferenzen versteht Schenda „zeitgebundene und schichtspezifische, sozialpsychologische Phänomene. Menschen mit gleicher (affiner) sozialer Umwelt und gleichem Bildungsgrad haben, vor die gleiche Auswahl von Fakten gestellt, gleiche Präferenzen. Anders formuliert: Die Affinität von Präferenzen beruht auf sozia-

¹⁸³ Ebd., S. 126

¹⁸⁴ Rudolf Schenda: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770-1910, Frankfurt/Main: Klostermann 1970; Ders.: Die Lesestoffe der Beherrschten sind die herrschende Literatur. Bemerkungen zu Klassencharakter und sozialer Schichtung des literarischen Kommunikationsfeldes, in: Ders.: Die Lesestoffe der Kleinen Leute. Studien zur populären Literatur im 19. und 20. Jahrhundert, München: Beck 1976, S. 121-133 (Aufsatz erschien erstmals als Anhang in der Dissertation von Dorothee Bayer: Der triviale Familien- und Liebesroman im 20. Jahrhundert, 1971, S. 142 ff.)

¹⁸⁵ Schenda: Volk ohne Buch, 1970, S. 438

¹⁸⁶ Ebd., S. 439

le Affinität.¹⁸⁷ Um diesen Präferenzen gerecht zu werden, werden „Exigenzen“¹⁸⁸ an die Lektüre gestellt, die mehr sind als reine Bedürfnisbefriedigung. Schenda nennt folgende bei „einfachen LeserInnen des 19. Jahrhunderts“¹⁸⁹: billige Lesestoffe, Wiederholung von Bekanntem, primäre Suche nach Information (erst sekundär nach Unterhaltung) durch Erweiterung des „Empfindungshorizonts“¹⁹⁰, Varietät und Dosierbarkeit des Lesestoffs, Ökonomie der Aussagen (Wiederholungen und Redundanz fallen nicht negativ auf, aber epische Weitschweifigkeit), Fluchthilfen, fiktiven Kontakt, Trost sowie Überhöhung der Wirklichkeit.

Zusammenfassend konstatiert er, dass die Leser solcher Texte vielfältig manipulierbar seien: Durch ihr Festhalten an u.a. überholten Gesellschaftsverhältnissen stellen sie sich nicht den Anforderungen der Veränderung der realen Welt. Diese Lesestoffe seien gefährlich, nicht weil sie möglicherweise aggressiven oder evasorischen Tendenzen Vorschub leisten, sondern „weil sie reaktionäre Haltungen und Meinungen fördern und zementieren“¹⁹¹. Wiewohl stellt er seine Aussagen in den historischen Kontext des 19. Jahrhunderts.

Sein Aufsatz von 1971 (hier nach der Sammlung von 1976 zitiert) steht noch deutlicher im Zeichen marxistischer Klassen- und Gesellschaftskritik und im Diskurs der ‚Funktionalität‘ von Massenkommunikation in der Gesellschaft – hier stark beeinflusst von Kriegsgeschichten und Landserromanen. Schenda nennt drei „Irrtümer der Trivialliteraturforschung“, denn als nichts anderes betrachtet er die Beschäftigung mit populären, erfolgreichen Texten: Trivialliteraturforschung hat erstens Alibi-Funktion, „sie schützt den Literaturwissenschaftler der Oberschicht vor dem nichtliterarischen ‚Schmutz und Schund‘ des ‚geistigen Proletariats‘ und vor den politischen Konsequenzen, die aus einer solchen Beschäftigung zu ziehen wären.“¹⁹² Zweitens: „Die traditionelle Literaturtheorie hat keine Kriterien, um die ‚Trivialliteratur‘ adäquat zu analysieren. Die Trivialliteraturforschung hat ihre Wertsetzungen und Maßstäbe irri- gerweise an der Kanon-Literatur und deren ideologischen Implikaten orientiert.“¹⁹³ Und schließlich, wenn man versucht, sich mit Trivialliteratur ‚wertfrei‘ zu beschäftigen, werde das Genre wissenschaftlich aufgewertet und unterstützt: „Reproduktion der Trivialliteratur hilft zur Flucht in die Flucht oder nivelliert aufs neue, was der Trivialroman schon ursprünglich, zur Beruhigung seiner Leser, einebnete: die Konfliktklippen der spätfeudalen Gesellschaft.“¹⁹⁴ Schenda kritisiert den elitären Charakter der Literatursoziologie, die systematisch bestimmte Leser - und damit Bevölkerungsschichten nicht zur Kenntnis nimmt und sich vornehmlich mit

¹⁸⁷ Ebd., S. 470

¹⁸⁸ Ebd., S. 470

¹⁸⁹ Ebd., S. 473 ff.

¹⁹⁰ Ebd., S. 475

¹⁹¹ Ebd., S. 493

¹⁹² Schenda: Die Lesestoffe der Beherrschten sind die herrschende Literatur, 1976, S. 124

¹⁹³ Ebd., S. 125

¹⁹⁴ Ebd., S. 126

einer kleinen Auswahl von Themen für gebildete, intellektuelle Kreise beschäftigt. Ein integriertes Modell, das die am Prozess Beteiligten ebenso berücksichtigt wie das Produkt mit seinem Inhalt, stünde noch aus. Ferner diskutiert er die ‚Herrschaftsverhältnisse‘ von populären Lesestoffen im Handlungssystem, deren Kennzeichnung – so seine Definition – die massenhafte Verbreitung sei und vornehmlich von „subalternen Klassen“¹⁹⁵ konsumiert würden. Autoren nehmen in seiner Systematik eine Zwischenstellung ein. Sie gehören weder zur herrschenden Klasse der Verlage, noch zu beherrschten der Leser. Indem sie immer wieder in ihren Stoffen die überholten Strukturen und Mechanismen aufleben lassen, und damit die Meinung und Haltung der Herrschenden vertreten, machen sie sich zu deren „Werkzeug“¹⁹⁶ und zu „Mitläufern“¹⁹⁷. Obwohl Schenda die These nicht mit Beweisen untermauern kann, behauptet er, dass „die von kapitalistisch organisierten Monopolen produzierten Lesestoffe Macht ausüben, und zwar mehr als die ‚literarische‘ Literatur“¹⁹⁸. Handlungen würden zwar vermutlich nicht direkt, aber indirekt durch die permanente Indoktrination evoziert, indem sie einen aufnahmebereiten Nährboden schaffen, der dann nur noch aktiviert werden müsse. „Die massenhaft verbreiteten Lesestoffe sind Herrschaftsinstrumente, die teils didaktisch, indoktrinierend, teils therapeutisch, beruhigend operieren; autoritär, aber väterlich, wenn man so will.“¹⁹⁹ Freiheitliche Gegenmodelle würden in dieser Form von ‚Literatur‘ unterdrückt, Konflikte nivelliert oder kaschiert. Populäre Lesestoffe zementierten die Herrschaft der Herrschenden.

Schenda genügt es nicht, diesen Sachverhalt zu ‚entlarven‘, er will Möglichkeiten eruiert wissen, wie der Prozess und damit die Machtverhältnisse in der Literaturgesellschaft verändert werden können. Zuerst müssten nach seiner Vorstellung die „Schichtungsverhältnisse in dem Massenblock“²⁰⁰ genau analysiert werden. Die grobe Strukturierung in ‚beherrschte‘ oder ‚Arbeiterklasse‘ reicht nicht aus. Wissenschaft muss sich also zukünftig den „sozialen und soziologischen Problemen“²⁰¹ stellen.

Malte Dahrendorf gehört zu den wenigen Literaturwissenschaftlern der damaligen Zeit, der mit seinem Interpretationsmodell von trivialer und nicht trivialer Literatur nicht in den Chor der einen oder anderen Kritikergruppe einstimmt.²⁰² Bemerkenswert an diesem Artikel ist die

¹⁹⁵ Ebd., S. 130

¹⁹⁶ Ebd., S. 130

¹⁹⁷ Ebd., S. 131

¹⁹⁸ Ebd., S. 131

¹⁹⁹ Ebd., S. 132

²⁰⁰ Ebd., S. 137

²⁰¹ Ebd., S. 138

²⁰² Malte Dahrendorf: Modelle zur Interpretation trivialer und nicht-trivialer Literatur, in: Ders.: Literaturdidaktik im Umbruch. Aufsätze zur Literaturdidaktik, Trivilliteratur und Jugendliteratur, Düsseldorf: Bertelsmann Universitätsverlag 1975, S. 104-129

für die 1970er Jahre ungewöhnliche Botschaft, die Trennung zwischen „trivialer“ und „nicht-trivialer“ Literatur aufzuheben und keine unterschiedlichen Interpretationsmaßstäbe anzulegen – weder literarästhetische noch ideologiekritische.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Trivialliteratur hat in den 1960er Jahren intensiv eingesetzt, die Abwertung derselben hat hingegen eine lange Tradition. Die Beurteilungskriterien haben sich von textbezogenen zu funktionalen und gesellschaftspolitischen gewandelt. Die Verachtung und Diskriminierung dieser Lesestoffe durch die ‚geistigen Eliten‘ blieb hingegen gleich, sie wurde sublimierter und kaschierte sich hinter dem Anspruch, das ‚Nicht-Triviale‘ aufzuwerten. Das ‚Hochstehende‘ wurde mit den Maßstäben der Literaturästhetik untersucht, das ‚Niedere‘ mit seiner Funktionalität, die es vermeintlich in seiner Nutzergruppe erfüllte.

„Man kann nicht Trivialliteratur auf Gesellschaft beziehen, aber bei Kunstliteratur davon absehen. Entscheidend sind nicht die Produkte, sondern ist der Gebrauch, der von ihnen gemacht wird. Die Beschäftigung mit dem Trivialen wird deshalb notwendigerweise auch die Einstellung zum Nicht-Trivialen verändern müssen.“²⁰³

Dahrendorf weist nach, dass mit dem bisherigen methodischen Vorgehen keine sinnvolle Analyse erreicht werden konnte. Er differenziert nicht nur in zwei, sondern drei typische Untersuchungswege: Dorothee Bayer stand noch ganz im Zeichen der Ästhetik und beurteilt die Texte durch das Fehlen bestimmter positiver Merkmale, kommt also zu einer „Negativ-Ästhetik des Trivialromans“²⁰⁴. Ebenso legen typisierte Klischees (wie Zwangsharmonisierung, märchenhafte Fügungen etc.) das Triviale fest. Dahinter verbirgt sich letztlich nichts anderes als der klassisch-ästhetische Anspruch einer überzeitlich gültigen Literaturnorm, nämlich der Hochliteratur. Wissenschaftler wie Schenda gehen noch einen Schritt weiter: Sie integrieren den Kommunikationsaspekt für die Trivialliteratur und ziehen als Erklärung die „bildungsgeschichtliche und ökonomische Situation des Publikums“²⁰⁵ mit heran. Trivialliteratur korreliert demnach einfach mit den Publikumsbedürfnissen. Adorno, Habermas und Anhänger der Frankfurter Schule geben dieser Aussage eine neue Wendung, indem sie sie in den Zusammenhang mit einer spezifischen Gesellschaft und deren Sozialisation stellen. Triviale Lesestoffe seien manipulative Produkte, die Herrschaftssysteme dokumentieren und helfen sollen, das kapitalistische System zu verfestigen. In der Negation – so Dahrendorf – bedeute dies, dass die ‚anspruchsvolle Literatur‘ keine Funktionen erfüllt.

Er widerlegt im Einzelnen die immer wieder angeführten Haupt- ‚Argumente‘ zur Klassifizierung von Trivialliteratur: stilistische Merkmale, stoffliche Aspekte, Wirklichkeitssuggestion,

²⁰³ Ebd., S. 106

²⁰⁴ Ebd., S. 111. Dahrendorf bezieht sich auf folgende Arbeit von Dorothee Bayer: Der triviale Familien- und Liebesroman im 20. Jahrhundert, 2. erw. Aufl., Tübingen: Vereinigung für Volkskunde e.V. 1971

²⁰⁵ Ebd., S. 112

Mangel an Originalität und Singularität, Fehlen der ästhetischen Autonomie, Wirkung nur für einen Tag, Trivilliteratur verdiene nur eine reduzierte Interpretation, Funktionalität, Verständlichkeit nur im Zusammenhang mit ihrem Publikum, ethische Minderwertigkeit, massenhafte Verbreitung und ihr Warencharakter.

Interpretationsverfahren zu trennen, führt ebenso zu einer Präjudizierung wie eine bloße Kategorisierung anhand der Gattung (z.B. Kriminal- oder Liebesroman) oder anhand der Erscheinungsform (z.B. Heft). Ziel muss es sein, ein integriertes Verfahren anzuwenden, das offen und unvoreingenommen den differenzierten Strukturen aller Beteiligten gerecht wird und gewissermaßen relational die Wertungen vornimmt, also nach der „funktionale Ästhetik“²⁰⁶ fragt. Es bedeutet nicht, dass Texte nicht mehr positiv oder negativ qualifiziert werden können:

„Das sprachlich-literarische Material (a), wozu auch Form-Traditionen und Gattungsspezifika gehören, ist als rhetorische Mittel-Leser-Relation (b) zu interpretieren und auf seine durch Rezeptionsforschung zu ermittelnde Leistung für Leser hin zu untersuchen; es ist ferner auf den historisch-gesellschaftlichen Verwendungszusammenhang, auf die Wirklichkeit als Gesellschaft (c) zu beziehen und schließlich als Vermittelbaren und zu Vermittelndes unter didaktischen Gesichtspunkten (d) zu betrachten.“²⁰⁷

In seinem Nachwort von 1975 formuliert Dahrendorf noch ergänzend, dass es ihm wichtig erscheint, die „überkommene literaturzentrierte Didaktik in eine leserorientierte umzuwandeln“²⁰⁸. Texte können nicht mehr unabhängig von ihren Lesern interpretiert werden und diese stehen wiederum in einem gegebenen sozial-historischen Kontext. Er zieht in Zweifel, ob Literatur etwas an bestehenden Verhältnissen – angefangen beim Freizeitverhalten bis hin zu politischen Gegebenheiten – zu ändern vermag.

Wiltrud Oelinger baut ihre Dissertation aus dem Jahr 2000 auf den Forschungsergebnissen von Werner Faulstich auf.²⁰⁹ Sie legt ebenso als definitorischen Ansatz von Erfolgstiteln den Listenbestseller zugrunde. Auch sie stellt fest, dass ‚Bestseller‘ häufig mit ‚Trivilliteratur‘ gleichgesetzt werden. Sie verabschiedet sich nicht von der wertenden Kategorisierung und schränkt sie aber auf die Editionsform von Heften ein (damit bezieht sie sich auf Richard Albrecht), weil diese sich nicht Faulstichs Bestsellerkriterien unterwerfen und ihnen zudem die „Körperschaft“²¹⁰ eines Buchs versagt ist. Künstlerische Aspekte sind, kommunikationswis-

²⁰⁶ Ebd., S. 122

²⁰⁷ Ebd., S. 124

²⁰⁸ Dahrendorf: Literaturdidaktik im Umbruch, 1975, S. 293

²⁰⁹ Wiltrud Oelinger: Emanzipationsziele in der Unterhaltungsliteratur?. Bestsellerromane von Frauen für Frauen: eine exemplarische Diskurs- und Schemaanalyse, Münster: LIT 2000. Corinna Heyn zieht in ihrer Magisterarbeit: Die politische Funktion von Bestsellern (1989) ebenso fast ausschließlich Faulstich als Quelle heran.

²¹⁰ Richard Albrecht: Bestseller und Bestseller-Forschung. Randglossen zu Stand, Problemen und Perspektiven interdisziplinären Herangehens in der Bundesrepublik Deutschland, in: Publizistik H 25/ 1980, S. 451-461

senschaftlich betrachtet, kein Kriterium für die Qualität eines Bestsellers, vielmehr bestimmt die ‚Nutzorientierung‘, die auf die Bedürfnisse der Leser eingeht, den ‚Wert‘ eines Werkes. Dennoch meint sie, ohne diese These weiter zu explizieren:

„Die Listenbestseller sind zwischen der Hochliteratur und der Schemaliteratur anzusiedeln. Die Hochliteratur, die u.a. viele Steadyseller der klassischen AutorInnen abdeckt, bildet den einen Extrempunkt der Literaturskala; die Schemaliteratur, zu der auch die Trivilliteratur gehört, bildet den anderen Extrempunkt.“²¹¹

An Oelingers Arbeit kann nachgezeichnet werden, dass bei einem nicht zu vernachlässigenden Teil der literaturwissenschaftlichen Arbeiten jüngerer Datums immer noch die ‚alten‘ Argumente und Beurteilungen greifen – moderater und kaschierter vielleicht als vor dreißig Jahren, aber mit derselben Kernaussage.

Im Zusammenhang mit Wertung von erfolgreichen Texten wurde auch über ‚Kitsch‘ reflektiert, wiewohl sich die Haltung hier entschiedener geändert hat. Ganz im Tenor der Gestrigen bleibt Norbert Honsza mit seinem Aufsatz über literarischen Kitsch.²¹² Kitsch gilt als „künstlerische Schwäche und eine ästhetische Entgleisung und wird von einem angeblich technischen Versagen begleitet“²¹³ und damit literaturwissenschaftlich meistens verurteilt. Kitsch überhöht, verniedlicht, sentimentalisiert Erlebnisse – oft existenzielle Grenzsituationen. Er wird bewusst von Lesern gewählt, aber auch durch „massives und bewußtes Marktkalkül“²¹⁴ der Konsumindustrie verbreitet. ‚Kitsch‘ und ‚Kunst‘ werden ebenso als dichotomisches Paar verstanden wie ‚Hoch- und Trivilliteratur‘. Kitsch kann es nicht ohne den „Kitsch-Menschen“ (Hermann Broch) geben. Dies ist zu kurz gegriffen, wie Honsza meint, da dabei gesellschaftliche, psychologische und ökonomische Aspekte außer Acht gelassen würden. Kitsch ist „formal und ethisch konservativ“²¹⁵, weckt Stimmungen und kompiliert.

„Sie [die Trivilliteratur – Verf.] wendet sich an die Emotionen, sie ermöglicht die imaginative Erfüllung von Wünschen, sie folgt den Mustern des Märchens und entspricht damit ursprünglichen Bedürfnissen, aber sie versäumt auch nicht, sich als ‚modern‘, das heißt gegenwärtig und schon durch die bloße Gegenwartigkeit glaubhaft, darzustellen. Das derart historisierte Märchen ist für den Leser umso wahrer, je glaubhafter seine Zeitgenössichkeit hervortritt.“²¹⁶

²¹¹ Oelinger: Emanzipationsziele in der Unterhaltungsliteratur?, 2000, S. 27

²¹² Norbert Honsza: Literarischer Kitsch, in: Ders. (Red.): Untersuchungen zur populären Literatur im 20. Jahrhundert, Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego 1987

²¹³ Ebd., S. 49. Was konkret mit einem „technischen Versagen“ gemeint ist, bleibt unklar.

²¹⁴ Ebd., S. 50

²¹⁵ Ebd., S. 51

²¹⁶ Ebd., S. 52

Es ist symptomatisch für die Form der Auseinandersetzung, dass Honsza ‚Kitsch‘ mit ‚Trivilliteratur‘ gleichsetzt, ohne ein weiteres Wort darüber zu verlieren. Die ‚Utopie- und Alltag-These‘ vertritt auch Jürgen Grimm in seiner Untersuchung zu Kriminalheftromanen „Unterhaltung zwischen Utopie und Alltag“ von 1986.

Differenzierter geht Wolfgang Braungart das Thema an.²¹⁷ Kitsch entstand mit der einsetzenden Industrialisierung – hier auch die Parallele zur Historie der ‚Trivilliteratur‘. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde die Volkskultur als ‚andere‘ Kultur wahrgenommen und erst durch den Gegensatz hat sich der Begriff der Hoch- oder Elitekultur herausgebildet, der damit versuchte, sich dem „Prozeß der Industrialisierung und Ökonomisierung“²¹⁸ zu widersetzen. An Kitschdiskursen kann man also sehr gut ablesen, was von ‚echter‘ Kunst erwartet wird.

„Der Kitsch ist das schlechte Gewissen der Kunst. An ihm zeigt sich nämlich unge-
niiert und unverhohlen, was Kunst nicht sein darf und doch eben sein kann, was wo-
möglich, ihre geheime Sehnsucht ist. Grundsätzliche Selbstreflexivität, Selbst-
transzendierung, Komplexität, Vieldeutigkeit, Verweigerung einfacher Sinnstiftung:
das sind Merkmale, die der Kunst seit dem späteren 18. Jahrhundert zugesprochen
werden. Der Kitsch ist dazu ein herausfordernder ästhetischer Kommentar. ‚Kitsch‘ ist
nicht nur eine Frage des ästhetischen Gegenstandes, sondern ebenso seiner Rezeption.
‚Kitschig‘ wird auch große Kunst aufgenommen.“²¹⁹

Kitsch wurde oftmals als „moralische Gefahr“²²⁰ dargestellt, weil den Kitsch-Wünschen der Rezipienten entsprochen, ihnen eine ‚falsche‘ Welt vorgaukelt und damit das ‚richtige‘ Leben verhindert wird.

„Die Provokation des Kitsches für das moderne literarische Bewußtsein liegt auch
darin, daß er sich demonstrativ als nicht-komplex, leicht zugänglich, verständlich prä-
sentierte. Damit widerspricht der Kitsch auch diesem Dogma der Moderne, der ge-
schichtliche Prozeß sei eine einzige Steigerung von Komplexität, ein einziges Diffe-
renziert-Werden. Und er widerspricht dem Dogma, Kunst habe kritisch, wenn nicht
gar subversiv zu sein.“²²¹

Braungart wehrt sich zu Recht gegen ein pauschalierendes Urteil, das über populäre Kultur,
die - wie er feststellt – oftmals eine Jugendkultur ist, gesprochen wird:²²²

„Auch die Jugendkultur und die populäre Kultur überhaupt sind nicht notwendig trivi-
al und banal. Jugendkultur und populäre Kultur waren schon immer spielerischer, iro-
nischer und vielschichtiger, als es die allzu simple Entgegensetzung von vermeintlich
eindimensionaler populärer Kultur und komplexer Elitekultur wahrhaben möchte.“²²³

Jürgen Stenzel nähert sich ‚Kitsch‘ über dessen vermeintliche Funktionalität.²²⁴ Seine Nutzer
sieht er in einem geschlossenen Kreis mit den Konsumenten von Trivilliteratur, den man „al-

²¹⁷ Wolfgang Braungart (Hrsg.): Kitsch: Faszination und Herausforderung des Banalen und Trivialen, Tübingen: Niemeyer 2002

²¹⁸ Ebd., S. 12

²¹⁹ Ebd., S. 3 f.

²²⁰ Ebd., S. 13

²²¹ Ebd., S. 17

²²² Die Bundeszentrale für politische Bildung hat zum Thema „Jugendkultur“ in einem Sonderheft fünf Aufsätze zu diesem Thema zusammengefasst. Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“, aus Politik und Zeitgeschichte, 01.02.2002, B5/2002

²²³ Braungart: Kitsch, 2002, S. 5

²²⁴ Jürgen Stenzel: Kitsch ist schlecht. Aber was heißt das? Wertungstheoretische Überlegungen zum Kitschbegriff, in: Braungart, Wolfgang (Hrsg.): Kitsch: Faszination und Herausforderung des Banalen und Trivialen, Tübingen: Niemeyer 2002, S. 59-70

lenfalls ethnologisch erforschen müsste²²⁵. Er hält es für ein „großes Mißverständnis“²²⁶, Wertungen über Trivilliteratur und Kitsch zu problematisieren:

„Ein Scheinproblem insofern, als man hier zwei Mannschaften, die in völlig verschiedenen Ligen spielten, in ein einziges Kontinuum zwängte. Als ginge von der Trivilliteratur eine Bedrohung für die Literatur aus. Die inständige Diskussion, warum der ‚Zauberberg‘ von Thomas Mann besser sei als ein x-beliebiger Hefroman, war allenfalls von theoretischem Interesse (und dabei irreführend), aber ohne jeden praktischen Lebensbezug. Denn eine solche Wahl stellt sich im Leben konkret gar nicht. Hat denn jemals die Gefahr bestanden, daß die Gebildeten in Scharen der heimischen Bibliothek den Rücken kehren und zum Kiosk laufen?“²²⁷

Wie ausführlicher im Kapitel zum Handlungssystem Literatur dargelegt wird, irrt Stenzel insoweit als er implizit voraussetzt, dass sich das breite, „General-Interest“-Publikum in klare Zielgruppen mit gänzlich einseitigen Präferenzen unterteilen ließe und, um in seinem Bild zu bleiben, Thomas Mann Leser in einer Liga und Liebesromanlesern in einer anderen Liga spielten. Die Mehrheit aller Leser bewegt sich jedoch in einem weit verzweigten Gebiet aller literarischen Publikationen. Bertolt Brecht heute zu lesen, schließt morgen nicht die Lektüre eines Krimis aus. Wenn es anders wäre, könnten Verlage leicht vorhersehbar und damit wirtschaftlich gesichert arbeiten, weil sie von Anfang an quantitativ die Zielgruppe eines Buchprojekts ermitteln und ihr Produktions- und Distributionsrisiko dadurch erheblich senken würden.

In der Kritik wurde meistens angenommen, Trivilliteratur terminiere Literatur, und Rezipienten derselben müsse man aus ihrer Unmündigkeit befreien (Paternalismus-These). Jürgen Stenzel vertritt die Ansicht, dass Kitsch von denen, die ihn nicht genießen, auch nicht verstanden werden kann und dementsprechend von vorne herein mit „Arroganz und Diffamierung.“²²⁸ reagiert wird. Nicht erklärbar ist die Peinlichkeit, mit der Kitsch die Menschen berührt, als ob etwas stattfände, was eigentlich nicht sein darf. Stenzel mutmaßt: „Vielleicht ist die Forderung nach Distanz gegenüber den ‚ganz einfachen Gefühlen‘ das Ergebnis eines Zivilisationsprozesses. Vielleicht dürfen aber solche Gefühle bei uns hier oben auch nur deshalb nicht sein, weil sie da unten eben sind oder zu sein scheinen.“²²⁹ Heute ist die Angst um die bürgerliche Hochkultur verschwunden, das ‚soziale Distinktionsbedürfnis‘ scheint ebenso seine Bedeutung verloren zu haben wie der Paternalismus. Dieser Auffassung von Stenzel kann nicht entsprochen werden. Das Distinktionsbedürfnis existiert nach wie vor. Die Koordinaten des Systems haben sich zwar verschoben, so dass sich Menschen nicht mehr homogen in ihrem gesamten Lebensbild kategorisieren lassen. Verbindungen und Verbindlichkeiten, die

²²⁵ Ebd., S. 63

²²⁶ Ebd., S. 63

²²⁷ Ebd., S. 63

²²⁸ Ebd., S. 64

²²⁹ Ebd., S. 65

noch vor dreißig Jahren ‚selbstverständlich‘ erschienen, haben ihre Konsistenz verloren. So gehörten Mediziner ihrem Ansehen nach noch bis in die 1980er Jahre zu der ‚Elite‘ der Gesellschaft, die nicht nur fachlich ihren Platz ausfüllten, sondern über eine breite Allgemeinbildung verfügten, kulturell interessiert waren und meistens noch musisch und mathematisch begabt, eben „Halbgötter in Weiß“. Heute ist das Bild diffuser, was aber praktisch nicht bedeutet, dass sie sich in bestimmten Bereichen nicht ebenso zu anderen Berufszweigen abgrenzen wie früher. Auch wenn sie heute beispielsweise partnerschaftlicher mit ihrer Reinigungshilfe umgehen als vor 30 Jahren, dieselben Bücher lesen und auf Mallorca Urlaub machen, würden sich dennoch die wenigsten mit ihr befreunden und zu einem gemeinsamen Essen mit anderen Medizinerkollegen einladen.

John Fiske verbindet in „Lesarten des Populären“ gesellschaftskritische Ansätze mit postmodernen Überlegungen zur Popularkultur.²³⁰ Ungewöhnlich sind seine Betrachtungsschwerpunkte. Er stellt u.a. Überlegungen zu Strukturen beim Shoppen, zu Lesarten des Strandes (gemeint ist tatsächlich der Sandstrand!), zu populären Nachrichten, zur Inszenierung der Pop-Ikone Madonna an und verzichtet gänzlich auf die üblicherweise in der Diskussion stehenden massenmedialen Plattformen. Er durchleuchtet die Rezipientenseite unter dem Blickwinkel der Lust. Entgegen dem Gedankengut der 1990er Jahre hält er populäre Kultur nicht immer für subversiv und als Spiegel der ‚Unterdrückten‘, sondern für den Versuch mit scheinliberalen Argumenten retrograde Verhältnisse zu verfestigen. „Kultur ist der konstante Prozeß, unserer sozialen Erfahrung Bedeutungen zuzuschreiben und aus ihr Bedeutungen zu produzieren, und solche Bedeutungen schaffen notwendigerweise eine soziale Identität für die Betroffenen.“²³¹ Die Bedeutungen des Selbst und damit auch der Kultur stehen in enger Abhängigkeit zum sozialen System. „Jedes soziale System benötigt ein kulturelles System von Bedeutungen, das dazu dient, es entweder aufrechtzuerhalten oder es zu destabilisieren, es also mehr oder weniger für Veränderungen zugänglich zu machen.“²³² Daher ist Kultur und sind kulturelle Prozesse immer politisch, weil sie unterschiedliche Formen von sozialer Macht repräsentieren und unterstützen. Popularkultur sieht Fiske ganz im Sinne der Marxschen Theorie als Stabilisator und Förderer der Herrschenden und ihres Systems.

„Popularkultur wird von unterdrückten Bevölkerungsgruppen in ihrem eigenen Interesse aus Ressourcen gewonnen, die widersprüchlicherweise, auch den ökonomischen Interessen der Herrschenden dienen. Popularkultur wird von innerhalb und unterhalb

²³⁰ John Fiske: Lesarten des Populären, Wien: Löcker 2003

²³¹ Ebd., S. 15

²³² Ebd., S. 15

geschaffen, und nicht von außerhalb oder von oben her auferlegt, wie dies Massenkulturtheoretiker behaupten.²³³

„Widerstand“ oder „Ausweichen“²³⁴ sind die beiden Grundformen, die die Beziehung der Popularkultur zur Herrschaft determinieren. „Popularkultur ist immer im Werden, ihre Bedeutungen können niemals in einem Text identifiziert werden, denn Texte werden immer nur in sozialen und intertextuellen Beziehungen aktiviert oder bedeutungsvoll gemacht.“²³⁵ Die Bedeutungskategorien hängen von dem Rezipienten ab und ihrem jeweiligen „sozialen Gebrauch“²³⁶.

„Die Bedeutungen der Popularkultur existieren nur in ihrer Zirkulation, nicht in ihren Texten; die Texte, die in diesem Prozeß entscheidend sind, dürfen nicht für sich und durch sich selbst verstanden werden, sondern in ihren Wechselwirkungen mit anderen Texten und dem sozialen Leben, denn auf diese Weise wird ihre Zirkulation sichergestellt.“²³⁷

Kulturelle Bedeutungen haben nicht nur Literatur, Musik etc., sondern auch Waren, Dienstleistungen und Ideen, denen neben ihrer materiellen Funktion eine identifikationsbildende Bedeutung zugeschrieben wird (z.B. Jeans, Einrichtungsgegenstände). Damit entspricht Fiske der Idee des symbolischen Kapitals von Pierre Bourdieu. Herrschende können populäre Texte nur anbieten, nicht aufoktroieren. Sie stellen Waren her und wissen zu diesem Zeitpunkt nicht, welche erfolgreich sein werden, d.h. welcher Ware im jeweiligen sozialen Kontext die größte Bedeutung beigemessen wird.

„Viel von diesem Kampf ist ein Kampf um Bedeutungen, und populäre Texte können ihre Popularität nur dadurch absichern, daß sie sich zu einladenden Terrains für diesen Kampf machen; die Leute werden kaum eine Ware wählen, die nur den ökonomischen und ideologischen Interessen der Herrschenden dient. Deshalb werden populäre Texte im Spannungsfeld zwischen Kräften der Abschließung (oder Herrschaft) und der Offenheit (oder Popularität) strukturiert.“²³⁸

Popularkultur zementiert nicht nur den Status quo im Machtverhältnis, sondern unterläuft permanent denselben und schafft in eher progressiven, mikropolitischen, denn radikalen, makropolitischen Schritten neue Freiräume für seine Nutzer.

„Die Kehrseite der Theorien, die behaupten, daß Popularkultur im besten Fall ein Sicherheitsventil und im schlimmsten Fall ein Opiat sei, ist die Schlussfolgerung, eine andere Art von Kultur könne eine radikale gesellschaftliche Reform hervorrufen. Solche meist stillschweigend getroffenen Annahmen sind utopisch. Es sind die materiellen historischen Bedingungen, die radikale Reformen hervorrufen.“²³⁹

²³³ Ebd., S. 15 f.

²³⁴ Ebd., S. 16

²³⁵ Ebd., S. 16

²³⁶ Ebd., S. 17

²³⁷ Ebd., S. 17

²³⁸ Ebd., S. 18

²³⁹ Ebd., S. 23

Wie anfangs dieses Kapitels in den Aussagen zu Renate von Heydebrand und Simone Winko dargestellt, sagen Werturteile etwas über den bewerteten Sachverhalt *und* über den Wertenden aus. Bei dem zum Teil erbittert geführten Kampf gegen erfolgreiche Bücher sowie gegen deren Produzenten und Rezipienten bleibt es nicht aus, nach den Motiven dieses Feldzugs zu fragen. Wurden und werden Wissenschaftler, Journalisten und Pädagogen zu den nahezu einhellig negativen Urteilen getrieben, weil sie die Menschheit – und besonders die ‚empfindsamen‘ Kinderseelen – vor kulturellen ‚Auswürfen‘ schützen wollen, obwohl diese gar kein Bedürfnis haben, sich ‚retten‘ zu lassen? Solch selbstlose Motive scheinen angesichts der Dauer der Diffamierungen und Intensität höchst unwahrscheinlich. Dieter E. Zimmer hat bereits 1963, damals war er Feuilletonchef der „Zeit“, in einen Vortrag auf die ‚Moral‘ bei der Beurteilung von Bestsellern hingewiesen:

„Es gibt wirklich keinerlei Gesetz der Weltliteratur, wonach ein gutes Buch sich allein dadurch, daß es gut ist, der Möglichkeit beraubte, ein Bestseller zu werden. Und deswegen ist das schlechte Gewissen, das sich für unsereinen sehr leicht mit Wort und Begriff ‚Bestseller‘ verbindet, eine ganz unnötige Belastung unseres ohnehin doch ausreichend belasteten Gemüts. Unser Verhältnis zum Bestseller hat ja etwas Unmoralisches. Und wie es bei den Verhältnissen so zu gehen pflegt, hängt auch hier die Unmoral mit der Heuchelei zusammen. Während in anderen Branchen des Erwerbslebens der Erfolg es längst gelernt hat, sich sein eigenes Prestige zu schaffen, sind wir in jenem Bereich, dessen Markierung die Inschrift ‚Geistige Güter‘ tragen, mehr oder minder unerschütterlich davon überzeugt, daß das ‚wirklich Wertvolle‘ immer nur in einem kleinen Kreis von wenigen gewürdigt werden könne. [...]“²⁴⁰

Faulstich nennt es die Angst, die „ehemals unfragwürdigen (bürgerlichen) Werte, die jenen idealistischen Vorstellungen von Literatur und Kultur tatsächlich zugrunde liegen“²⁴¹ zu verlieren.

Der Medienpsychologe Peter Winterhoff-Spurk seziert in seinem Artikel „Der Ekel vor dem Leichten“ die Hintergründe und eigentlichen Ursachen der „Katastrophenszenarien“ der Apokalyptiker (Umberto Eco) der Bildung, die mit dem amerikanischen Medienwissenschaftler Neil Postman ein weltweit bekanntes Sprachrohr bekamen.²⁴² Kultursoziologisch hat die Ablehnung der Unterhaltung eine lange Tradition, die zumeist nicht nur etwas mit „ideologischen Wertungen“, sondern auch mit „sozialen und ökonomischen Interessen“²⁴³ gemein hatte.

²⁴⁰ Zitiert nach Faulstich: Bestandsaufnahme Bestseller-Forschung, 1983, S. 141

²⁴¹ Ebd., S. 152

²⁴² Peter Winterhoff-Spurk: Der Ekel vor dem Leichten. Unterhaltungsrezeption aus medienpsychologischer Perspektive, in: Roters, Gunnar/Walter Klingler/Maria Gerhards (Hrsg.): Unterhaltung und Unterhaltungsrezeption, Baden-Baden: Nomos 2000, S. 77-98. Winterhoff-Spurk bezieht sich hier auf das Werk von Umberto Eco: Apokalyptiker und Integrierte. Zur kritischen Kritik der Massenkultur, Frankfurt/Main: Fischer 1984

²⁴³ Ebd., S. 78

Hier lohnt ein kurzer Ausflug zu den Überlegungen von Pierre Bourdieu.²⁴⁴ Er bezeichnet seine Wissenschaftstheorie als relational, als dispositionelle Philosophie des Handelns im Gegensatz zu substanziellen Realitäten und positioniert sich zwischen Strukturalismus (Objektivismus) und Konstruktivismus (Subjektivismus). Seine Herangehensweise an die soziologischen und philosophischen Fragen ist erst einmal konkret (am Beispiel der französischen Gesellschaft in den 1970er Jahren), letztlich um daran allgemeingültige Strukturen erkennen und artikulieren zu können. Die Erkenntnisse haben dann über historische Realitäten hinaus universelle Gültigkeit.

Das Reale ist relational, d.h. es gibt keine fest strukturierten, ewig gültigen Beziehungen innerhalb des sozialen Raums, sondern ‚nur‘ Differenzen, die den relationalen Abstand aufzeigen. Das Ensemble der Positionen ist also distinkt und koexistent. Die Verteilung der Akteure im sozialen Raum entspricht ihrer statistischen Verteilung nach zwei Unterscheidungsprinzipien: In Industrienationen ist es das *ökonomische* und das *kulturelle* Kapital. In anderen Kulturkreisen oder politischen Systemen kann es sich um andere Prinzipien handeln. Die erste Dimension bestimmt das Kapitalvolumen, die zweite die Struktur des Kapitals.

„Jeder Positionenklasse entspricht eine Habitus (oder *Geschmacks*-) Klasse, ein Produkt der mit der entsprechenden Position verbundenen Konditionierungen, und, vermittelt über diese Habitus und ihre generativen Kapazitäten, ein systematisches Ensemble von Gütern und Eigenschaften, die untereinander durch Stilaffinität verbunden sind.“²⁴⁵

Habitus erklärt also die Einheitlichkeit, die Übereinstimmung bezüglich Aktivitäten, Praktiken oder Produkten zwischen einzelnen Akteuren oder einer *Klasse* von Akteuren. Damit bildet der Habitus nicht nur eine Brücke untereinander, sondern differenziert von einer anderen Klasse von Akteuren. Qualifizierende Urteile wie ‚gut‘ oder ‚schlecht‘ bedeuten demnach nicht in jeder Klasse dasselbe. Erst wenn die Unterschiede wahrgenommen werden können, werden sie zum *symbolischen* Kapital. Klassen sind theoretisch, quasi virtuell und zeichnen sich nicht durch eine reale Homogenität aus, die Bourdieu als den Marxschen Fehlschluss bezeichnet. Es gibt keine sozialen Klassen, sondern Klassen in einem sozialen Raum. Nur wenn sich eine Klasse in einem Klassifizierungskampf wie beispielsweise durch gemeinsame Ziele realisiert hat, existiert sie ‚real‘.

Familien als Körperschaften verfolgen Reproduktionsstrategien u.a. durch Bildung.²⁴⁶ Ziel ist auch hier die Aufrechterhaltung der sozialen Unterschiede. Titel sind symbolischer Ausdruck

²⁴⁴ Pierre Bourdieu: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1998; Ders.: Sozialer Raum und ‚Klassen‘. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen, Frankfurt/Main 1985; Ders.: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, 15. Aufl., Frankfurt/Main: Suhrkamp 2003; Ders.: Über das Fernsehen, 7. Aufl., Frankfurt/Main 2003; Markus Schwingel: Pierre Bourdieu – zur Einführung, 4. verbesserte Aufl., Hamburg: Junius 2003

²⁴⁵ Bourdieu: Praktische Vernunft, 1998, S. 20 f.

²⁴⁶ Ebd., S. 35

der Bildung und der damit verbundenen Distinktion. Dieser Akt wird von den Subjekten nicht „bewusst“ vollzogen. Sie handeln so, weil sie über „Praxissinn“²⁴⁷ verfügen, d.h. Gespür besitzen, was für sie selber richtig oder falsch ist und den zukünftigen Verlauf von Geschehnissen antizipieren können. Schriftsteller positionieren sich ebenfalls in einem Feld und versuchen sich durch Distinktion von den anderen Schriftstellern abzugrenzen. Die Position, die sie in diesem Feld einnehmen, ist nicht selten von ihrer eigenen sozialen Herkunft gekennzeichnet. Beispielsweise glaubte Bourdieu, dass Schriftsteller von Trivialromanen – wohl häufiger als in anderen Kategorien – aus „beherrschten Klassen“²⁴⁸ stammen und Frauen waren. Im Gegensatz zum Feld der Macht kennzeichnet sich das literarische Feld in den Gegensätzen zwischen ‚reiner‘ und ‚kommerzieller‘ Kunst. Dabei gilt seitens der Intellektuellen die Unabhängigkeit von dem ökonomischen Markt als „Verherrlichung der Werte der Interessensfreiheit“²⁴⁹.

„Der Bestseller wird nicht automatisch als legitimes Kunstwerk anerkannt, der kommerzielle Erfolg kann sogar als Verdammungsurteil gewertet werden. Und umgekehrt kann der *artiste maudit* (der eine historische Erfindung ist: Er hat nicht immer schon existiert, so wenig wie überhaupt die Idee des Künstlers) den Fluch, der in der Welt auf ihm lastet, als einen Fingerzeig für seine Auserwähltheit im Jenseits deutet.“²⁵⁰

Diese Auffassung geht nach Bourdieus Vorstellung mit der Autonomie der Produktion der kulturellen Felder zurück. Immer schwieriger wird es für Künstler ihr wirtschaftliches Scheitern als Erfolg der ‚reinen‘ Kunst zu verkaufen.

Gemäß Bourdieu bestimmen also in modernen Industrienationen ökonomisches und kulturelles Kapital die gesellschaftliche Position von Menschen – festgemacht an den Insignien des symbolischen Kapitals. Die Individuen trachten ihre Situation zu halten oder zu verbessern, das heißt die „soziale Orientierung geht dabei immer von unten nach oben [...]“²⁵¹. „Die dominierten Gruppen der Gesellschaft versuchen demzufolge, auch kulturelles Kapital nach dem Vorbild der dominierenden Gruppen zu akkumulieren.“²⁵² Diese hingegen suchen mit mehr oder minder offenen Abwehrstrategien, dies zu verhindern. Zur solch „sozialen Grenzarbeit“ gehört insbesondere auch die Auseinandersetzung, was kulturelles Kapital ist und was nicht.

„Es ist der ‚Ekel vor dem Leichten‘ (Bourdieu) der Bourgeoisie. Ihre Kultur ist tiefgründig, anstrengend und schwer, die populäre Unterhaltung der nachdrängenden sozialen Klassen hingegen ist grell, leicht und reißerisch. Mit Begriffen wie U-Musik, Unterhaltung und Massenkultur verteidigt das Bildungsbürgertum sein kulturelles Kapital.“²⁵³

²⁴⁷ Ebd., S. 41

²⁴⁸ Ebd., S. 73

²⁴⁹ Ebd., S. 67

²⁵⁰ Ebd., S. 183

²⁵¹ Winterhoff-Spurk: Der Ekel vor dem Leichten, 2000, S. 78

²⁵² Ebd., S. 79

Der Wunsch nach sozialer Distinktion und Aufrechterhaltung der Insignien des symbolischen Kapitals der ‚bürgerlichen Elite‘ scheint ein plausibler Erklärungsansatz für die lange, historische Tradition der Ab- und Verurteilungen von erfolgreich verkauften Texten.

Zwischen den Thesen von Bourdieu und Winterhoff-Spurk und der „Handicap“-Theorie, die aus der Evolutionsbiologie stammt und Eingang in die Evolutionspsychologie gefunden hat²⁵⁴, gibt es durchaus Parallelen. Interessant dazu ist der Aufsatz von Peter Hejl „Ästhetik: Distinktionsindikator oder ‚teures Signal‘“, in dem er Konvergenzen und Divergenzen der Bourdieuschen Theorie mit der „costly signaling theory“ herausarbeitet.²⁵⁵ Trotz der zahlreichen Gemeinsamkeiten weisen bei Bourdieu die „distinctions“ auf soziale Machtverhältnisse hin, in der evolutionsbiologischen Theorie als ‚echte Signale‘ aber auf die tatsächliche Qualität seines Inhabers. Gemeinsam ist beiden Theorien, dass Individuen in dieser Frage ihre eigenen Interessen in den Fokus stellen und diese Handhabung eine Funktion wahrnimmt, die jenseits der ästhetischen Begründung liegt, d.h. einen verweisenden Charakter hat.

Der Autor und Literaturkritiker Werner Fuld sieht in dieser bildungsbürgerlich-idealisierten Einstellung zur Literatur nicht mehr lediglich überholte elitäre Ideale, sondern ein Problem für die zukünftigen (Aus-)Bildungserfordernisse einer modernen Gesellschaft:

„Unsere Bildungsstandards stammen aus dem 19. Jahrhundert. Sie sind weder auf die Anforderungen unserer Zeit eingestellt, noch können sie auf die Herausforderungen der Zukunft irgendeine Antwort geben. Absurde Kanon-Diskussionen lenken von der Frage ab, wozu wir überhaupt Bücher lesen sollen, die mit der Realität der uns umgebenden Welt nicht das Geringste zu tun haben. Bis in die Mehrwertsteuergesetzgebung hinein schleppen wir einen fatalen Respekt vor der Ware Buch mit uns herum, die aus dem Mittelalter stammt, in dem Bücher noch seltene und damit kostbare Gegenstände waren.“²⁵⁶

Fuld ist insoweit zuzustimmen, dass die teilweise „absurden Kanon-Diskussionen“ ein historisches Relikt einer akademischen Gesellschaftsschicht sind und wenig bis keinerlei Relevanz im Handlungssystem (bildungsorientierte Einrichtungen ausgenommen) und im realen Leben des Großteils der Bevölkerung haben. Andererseits haben Narrationen – in welcher Form auch immer präsentiert und transportiert – in der Evolutionsgeschichte des Menschen eine vermutlich sogar überlebenswichtige Bedeutung. (Vgl. Kap. Kunst, Literatur und Evolution)

²⁵³ Ebd., S. 79. Winterhoff-Spurk belegt diese These anhand der deutschen Radiogeschichte, die aber im Detail für die Arbeit nicht von Interesse ist. „Der Ekel vor dem ‚Leichten‘“ ist eine Kapitelüberschrift in Bourdieus Werk „Die feinen Unterschiede“ (S. 757-760)

²⁵⁴ Vgl. Kapitel über sexuelle Selektion und Partnerstrategien sowie Kunst im evolutionären Kontext.

²⁵⁵ Peter Hejl: Ästhetik: Distinktionsindikator oder ‚teures Signal‘?, in: Eibl, Karl/Katja Mellmann/Rüdiger Zymner (Hrsg.): Im Rücken der Kulturen, Paderborn: Mentis 2007, S. 113-135

²⁵⁶ Werner Fuld: Die Bildungslüge. Warum wir weniger wissen und mehr verstehen müssen, Berlin: Argon 2004

2.4. Erfolgskriterien von Klassikern und Bestsellern

2.4.1. Systemtheoretische Einordnung

Bereits 1977 stellt Klaus Doderer fest, dass textimmanente Aspekte für den Erfolg eines Titels ebenso ausschlaggebend sind wie textferne.

„Die Beliebtheit eines Werkes hängt von seiner Thematik, seiner Struktur, seiner Sprache, aber auch von der Art und Weise seiner Distribution genauso ab wie vom Interesse, dem ästhetischen und sprachlichen Kompetenzgrad (Bildungsstand) des Rezipienten, seiner sozialen Herkunft und Generationszugehörigkeit.“²⁵⁷

Aber erst fünfzehn Jahre später spricht Bettina Hurrelmann wohl erstmalig systemtheoretisch von der KJL als „Handlungs- und Sozialsystem“.²⁵⁸ Die Ausgangslage der KJL-Forschung war bei der Gründung des Instituts für Jugendbuchforschung (Frankfurt/Main) 1963 extrem dürftig. Bis dahin erschien das Feld als wenig beachtenswert, sofern es überhaupt wahrgenommen wurde. Erst die 1970er und 1980er Jahre brachten theoretische Impulse, Grundlagenforschung und Einzelstudien. Die in der DDR veröffentlichten Studien vermochten, so Hurrelmann, durch ihre ideologischen Prämissen wissenschaftlich nicht zu überzeugen. Allerdings kann als außergewöhnliches Verdienst angesehen werden, dass die Staatsbibliothek in Berlin als erste einen umfangreichen Katalog mit KJL in den 1970er Jahren vorlegen konnte. Die Beschäftigung mit der KJL seit den 1970er Jahren ist im Wesentlichen eine Auseinandersetzung über die Frage der ‚pädagogischen Angemessenheit‘, die gemäß der veränderten sozialen und politischen Struktur einer Gesellschaft im Laufe der Zeit eine Umgewichtung erfahren hat.

Systemtheoretisch sieht Hurrelmann die KJL als eine Kommunikationsform, die „zunehmend ihr eigenes Kommunikations- und Handlungsfeld mit den entsprechenden Institutionen und Rollen (Produktion, Vermittlung, Rezeption, Verarbeitung) aufbaut und die ihre besonderen Funktionen in einem eigenen Spektrum von Textintentionen und Themen, Formen und literarischen Traditionen zum Ausdruck bringt.“²⁵⁹ Zwei Hauptleitdifferenzen grenzen das KJL-System vom Sozialsystem Literatur (Siegfried J. Schmidt) ab: literarisch versus nicht-literarisch, bestimmt von der Ästhetik- und der Polyvalenz-Konvention. Trotz Bemühungen (auch der Romantiker) setzt sich die Autonomieästhetik als alleiniges Kriterium in der KJL nicht durch. Der Leitgedanke des Pädagogisch-Nützlichen wurde im Laufe der Zeit in Richtung des

²⁵⁷ Doderer: *Klassiker in der Kinder- und Jugendliteratur*, 1977, S. 218

²⁵⁸ Bettina Hurrelmann: *Stand und Aussichten der historischen Kinder- und Jugendliteraturforschung*, in: Frühwald, Wolfgang et al. (Hrsg.): *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)* Bd. 17,1, Tübingen: Niemeyer 1992, S. 105-142

²⁵⁹ Hurrelmann: *Stand und Aussichten der historischen Kinder- und Jugendliteraturforschung*, 1992, S. 112

Pädagogisch-Angemessenen verschoben, aber nicht gänzlich fallengelassen, auch wenn ästhetische Reflexionen zunehmend Einfluss nahmen.²⁶⁰

1995 greift Carsten Gansel diese systemtheoretischen Überlegungen auf und führt sie weiter.

²⁶¹ Er konstatiert, dass ausgehend von der zunehmenden Komplexität der Geisteswissenschaften unter den Germanisten Verunsicherung bezüglich ihres Selbstverständnisses besteht. Jedoch:

„Die künstlich anmutende Dichotomie zwischen ‚radikaler Philologie‘ auf der einen und einer ‚interdisziplinär operierenden Sozialwissenschaft‘ und ‚speziellen Medienwissenschaft‘ auf der anderen Seite kann eher als symbolischer Streit zwischen zwei Forschungslinien verstanden werden, denn als wirkliche Alternative.“²⁶²

Letztlich geht es nicht nur um einen Methodenstreit, sondern um die ‚Finanzierungsfrage‘ von Wissenschaft, d.h. um die Frage, wofür die Gesellschaft bereit ist zu zahlen, welcher Bedarf besteht und ob die untersuchten Gegenstände so attraktiv sind, dass sie Basis von ‚Tauschgeschäften‘ sein können. Nachdem die KJL erst in den 1980er Jahren etablierter Gegenstand wissenschaftlicher Lehre und Forschung an den Universitäten geworden ist²⁶³, bemängelt Gansel, dass in den 1990er Jahren ein innovativer Forschungsschub für die KJL als Ganzes ausgeblieben ist. Es fehle an einem Diskurs innerhalb der eigenen und mit den Nachbardisziplinen. Diese Nabelschau gefährde die wissenschaftliche Entwicklung der KJL und riskiere damit, dass sie ins Abseits gerate. Gansel führt zwei Systembegriffe zusammen: Literatur als „Handlungs- bzw. Sozialsystem“ (Siegfried J. Schmidt), der die sozialwissenschaftliche Komponente integriert und der strukturell-semiotische Ansatz, der sich im „Symbolsystem“ (Michael Titzmann) Literatur widerspiegelt.²⁶⁴

„Die Systemtheorie favorisiert das Denken in Zusammenhängen und zielt auf eine ganzheitliche (holistische) Betrachtung ab. Es geht also um die ‚Menge von Objekten‘ und die ‚Beziehungen‘ zwischen ihnen; betont wird das Denken in übergreifenden Zusammenhängen, die Synthese des Disparaten, die Integration der Vielfalt, die Einheit der Mannigfaltigkeit. Das ‚Ganze‘ ist mehr als die Summe seiner Teile, denn eine beliebige Summierung der Einzelteile bringt keine Einsicht in das Funktionieren des ‚Systems‘ zustande.“²⁶⁵

²⁶⁰ Hurrelmann belegt dies exemplarisch an zwei durchaus konträr wirkenden Fällen: den Märchen der Brüder Grimm und die Diskussion um die Preisverleihung des Deutschen Jugendbuchpreises an Gudrun Pausewangs „Die Wolke“ 1988.

²⁶¹ Carsten Gansel: Systemtheorie und Kinder- und Jugendliteraturforschung, in: Ewers, Hans-Heino et al. (Hrsg.): Kinder- und Jugendliteraturforschung 1994/95, Stuttgart: Metzler 1995, S. 25-42

²⁶² Ebd., S. 25

²⁶³ Stellvertretend seien an dieser Stelle genannt: Carsten Gansel: Moderne Kinder- und Jugendliteratur. Ein Praxishandbuch für den Unterricht, 2. Aufl., Berlin: Cornelsen 2001; Hans-Heino Ewers: Literatur für Kinder und Jugendliche: eine Einführung in grundlegende Aspekte des Handlungs- und Symbolsystems Kinder- und Jugendliteratur, München: Fink 2000

²⁶⁴ Darunter wird die Menge von Texten verstanden, die auf Grund vergleichbarer Eigenschaften zu einem Korpus zusammengefasst werden können. „Insofern läßt sich das Symbolsystem verstehen als die Gesamtmenge der kinder- bzw. jugendliterarischen Texte, die jeweils zu einem bestimmten konkret-historischen Zeitpunkt zur Verfügung steht, sie bilden ein Textkorpus, ein Textsystem, eben das Symbolsystem.“ Carsten Gansel: Kinder- und Jugendliteratur als Handlungs- und Symbolsystem– Systemtheoretische Ansätze und gattungstypologische Vorschläge, in: Barthel, Henner et al. (Hrsg.): Aus „Wundertüte“ und „Zauberkasten“. Über die Kunst des Umgangs mit Kinder- und Jugendliteratur. Festschrift zum 65. Geburtstag von Heinz-Jürgen Kliewer, Frankfurt/Main: Lang 2000, S. 24

²⁶⁵ Gansel: Systemtheorie und Kinder- und Jugendliteraturforschung, 1995, S. 29

Damit man von einem System gemäß Schmidt sprechen kann, muss eine innere Struktur vorhanden sein (Unterteilung in vier Handlungsrollen: literarische Produktion, Vermittlung, Rezeption, Verarbeitung), muss eine Abgrenzung über eine außen-innen Differenzierung zu anderen Systemen bestehen (Ästhetik- und Polyvalenz-Konvention) und müssen Funktionen erfüllt werden, die von anderen Systemen nicht dergestalt wahrgenommen werden können (kognitive, moralisch-soziale, hedonistische). Für die Übernahme in den KJL-Bereich ist vor allem die zweite Forderung zu den beiden Makrokonventionen schwierig applizierbar, denn die ästhetisch-literarische Konvention steht im Gegensatz zu einer Beurteilung nach praktischem Nutzen und Wahrheitswert. Dennoch kann bei der KJL von einem ‚Subsystem‘ des ‚Polysystems‘ Literatur gesprochen werden. Die Abgrenzung zu anderen Subsystemen ist nicht immer einfach zu ziehen, besonders da sich Handlungsrollen unterscheiden. Eine Gliederung in intentionale, spezifische, sanktionierte etc. KJL ist im Handlungssystem anzusiedeln, da dieser Akt der Zuschreibung nicht durch die Texte selber, sondern durch die Produzenten oder Vermittler stattfindet. In einer Veröffentlichung aus dem Jahr 2000 präzisiert Gansel hierzu:

„Die Leitdifferenzen für das ‚Handlungssystem KJL‘ sind also zunächst nur einem Teil der Handelnden, nämlich den Erwachsenen/Autoren, Eltern, Verlegern, (Kritikern) bekannt. Auch das Polyvalenzkriterium hat für die literarisch handelnden Kinder und Jugendlichen nur sekundäre Bedeutung und gilt zunächst für ein größeres Textkorpus lediglich in abgeschwächter Form.“²⁶⁶

Einschränkungen auf Prädikate wie ‚pädagogisch‘ oder ‚literarisch‘ sind nicht mehr nötig, eine Doppelbödigkeit kann zugelassen werden, es kommt mitunter zu einer „Literarisierung“ von KJL, d.h. zu Texten, die für Kinder und Erwachsene „Leerstellen eröffnen“²⁶⁷. Ein echter Wandel in der KJL liegt nach Gansels These nicht vor,

„wenn sich die *Oberflächenstruktur* der Texte ändert, also das, was sich dem Leser unmittelbar darbietet und herkömmlich gefaßt wird als Geschichte (story), das „Was“, also die *Darstellungsebene* (Figuren, Handlungen, Episoden) sowie die jeweiligen Motive und Bilder, sondern nur dann, wenn die Veränderungen auf die *Tiefenstruktur*, das „Wie“ (discourse) durchschlagen.“²⁶⁸

Sichtbar kann dies im modernen Kinderroman werden, in welchem anstatt des pragmatischen Verhältnisses (Beziehung Werk-Leser) das mimetische Verhältnis (Beziehung Werk-Wirklichkeit) größeres Gewicht erhält. Vier Untergattungen macht Gansel fest²⁶⁹: den modernen problemorientierten bzw. sozialkritischen Kinderroman, den modernen psychologischen Kinderroman, den modernen komischen Kinderroman und den modernen phantastischen Kinderroman.

²⁶⁶ Gansel: Kinder- und Jugendliteratur als Handlungs- und Symbolsystem, 2000, S. 22

²⁶⁷ Ebd., S. 23

²⁶⁸ Ebd., S. 29 f. Zur Tiefenstruktur gehören: die im Text entworfene Wirklichkeit, der Figurenaufbau und die Figurenbeziehungen, die Erzählerrolle, der „implizierte Autor“ (im Text eingeschriebene Werte und Normen). (Ebd., S. 30).

²⁶⁹ Ebd., S. 32

Problematisch beim Diskurs ist eine Vermengung bzw. ein nicht klar benannter Wechsel zwischen den Ebenen ‚Handlungssystem‘ und ‚Symbolsystem‘. Fragen zum jeweiligen Komplex können nur in dem entsprechenden System behandelt werden, weil eine schlüssige Beantwortung aus dem anderen System nicht möglich ist. Für die KJL bietet sich nach Gansels Auffassung im Handlungssystem ferner eine Differenzierung zwischen einer Ebene des literarischen Handelns (Textentstehung) und einer metaliterarischen Ebene an, die sich auf Texte bezieht (Kulturpolitik, literarische Sozialisation...) und hinter der sich eine Haltung als ‚Absichtserklärung‘ verbirgt.

Hans-Heino Ewers stellt eine Skizze eines Handlungssystems vor, das den Anspruch erhebt nicht nur die KJL abzudecken, sondern Medienprodukte jeglicher Art, die als potenzielle Rezipienten Kinder und Jugendliche haben.²⁷⁰ Es geht ihm jedoch nicht um alle Aktivitäten in diesem Bereich, sondern nur um Produkte oder Güter (Buch, CD, DVD etc.). Die Gliederung in handlungsfunktionale Binnenbereiche (Systemgegenstand, Handlungsfunktion, Handlungskette mit Anfangs- und Endfunktion und geregelten Beziehungen zur Umwelt und einem Systemzweck) ist plausibel, aber keine neue Erkenntnis, weil so die Wirtschaftsprozesse von nahezu allen Produkten beschrieben werden. Auch der Betonung auf die funktionalen und nicht kommunikativen Aspekte kann durchaus gefolgt werden, wobei der nächste Schritt, diese einzelnen Handlungssystemen (Produktions-, Distributions- und Bewertungssystemen) zuzuordnen, sich als zu eindimensional erweist. Er konstatiert jedoch ebenso, dass eine Kombination aus zwei Systemen – besonders aus dem distributiven und evaluierenden Bereich – vorkämen. Grundsätzlich ist Ewers Definition aus zwei Gründen problematisch:

- 1) Er bezieht mediale Produkte mit ein, die aber in der Regel andere Abläufe und Träger im Handlungssystem haben bzw. anderen rechtlichen Vorschriften unterliegen (detailliert dazu unten). Kino und Fernsehen werden nicht aufgeführt – vermutlich, weil sie keine Produkte im herkömmlichen Sinn sind. Dies ist zu reduziert gedacht, denn CDs, Videos, DVDs entstehen meistens in Verbindung mit Kino- und TV-Produktionen bzw. sind deren Derivate oder „Spin-offs“. Inkonsequenterweise bezeichnet er es aber als „kinder- und jugendliterarisches Handlungssystem“ und nicht als „kinder- und jugendkulturelles Handlungssystem“.
- 2) Es wird nicht nachvollziehbar, warum er dieses System einerseits nur für die „spezifische“ KJL, also für die Texte, die von vornherein für Kinder- und Jugendliche konzipiert und veröffentlicht wurden, verstanden wissen will, andererseits Schullektüre, die eben per se zu dieser Kategorie zu zählen ist, nicht integriert. Diese Ein- und Ausgren-

²⁷⁰ Hans-Heino Ewers: Skizze einer Theorie kinder- und jugendliterarischer Handlungssysteme, in: Dolle-Weinkauff, Bernd /Hans-Heino Ewers/Carola Pohlmann (Hrsg.): Kinder- und Jugendliteraturforschung 2003/2004, Frankfurt/Main: Lang, 2004, S. 13-26

zungen sind realitätsfremd und erscheinen eher artifiziell konstruiert, damit diverse Bewertungssysteme eingepasst werden können. Ebenso unklar bleibt, warum nach Ewers die spezifische KJL in einem Handlungssystem im engeren Sinn und die Kinder- und Jugendbuchlektüre in der Freizeit in einem weiteren Sinn stattfinden soll.

Kurz zusammengefasst kann zu seiner Tabelle 1 „Kinder- und jugendliterarische Handlungssystem“, das er in Produktions-, Distributions-, offizielle Bewertungs- und Aneignungssysteme aufschlüsselt, angemerkt werden:

- Bewertungen finden im Gegensatz zu Ewers Ausführungen auf allen Ebenen, also der produzierenden, distribuierenden und rezipierenden, statt – wenn auch nicht öffentlich, daher ist eine solche Untergliederung wenig hilfreich.
- Ein separates Distributionssystem „Schullektüre“ gibt es de facto nicht, wenn er nicht ausschließlich Schulbücher (sprich Lehrmittel) meint.
- Eine so dargestellte Trennung zwischen Produktions- und Distributionssystemen ist nahezu nicht erreichbar und vor allem bei medialen Gütern realitätsfern. (Das gleiche Problem zeigt sich in den Handlungsfunktionen in Tabelle 2a/b). Hier verschiebt sich nicht nur die zeitliche Abfolge von Ewers Darstellung, sondern vermischt sich auch die funktionale Zuordnung zwischen Produktion und Distribution. Bei TV- und Kino-Produktionen verschärft sich dieser Prozess. Selten wird eine TV-Produktion begonnen (schon gar kein teures Kinder-Animationsprogramm), wenn nicht vorab ein oder mehrere Distributeure gefunden wurden, die sich oft als Co-Financiers beteiligen. Mit ihrer Finanzierung erhalten sie verständlicherweise in der Regel auch ein Mitsprachrecht bei der Produktion und oftmals die Verwertungsrechte (für z.B. DVDs, Videokassetten). Für das Handlungssystem bedeutet das: Das Produktionssystem übernimmt auch distributive Funktionen und das Distributionssystem produzierende. Hier bleibt zu überlegen, ob dann eine solche Aufteilung sinnvoll ist, da ihr doch eine gewissen Praxisnähe fehlt und sie – entgegen Ewers eigenen Ansprüchen – mehr akademisch denn wirklichkeitsorientiert wirkt.

Zu der Tabelle 2a und 2b „Binnengliederung ausgewählter kinder- und jugendliterarischer Handlungssysteme“ bleiben neben dem bereits angeführten Problem der realitätsfernen Trennung von produktiven und distributiven Handlungsfunktionen folgende Fragen ungeklärt bzw. Aspekte kritisch:

- In der eingangs gemachten Definition wird zwischen „offiziellen“ und „inoffiziellen“ Bewertungssystemen unterschieden²⁷¹ – in der Tabelle zwischen „inoffiziell“ und „aner-

²⁷¹ Ebd., S. 16

kannt“. Dies ist nicht unproblematisch, weil eine erst einmal neutrale Funktionszuweisung einen moralischen Impetus bekommt.

- Produkte, die ursprünglich „Add-ons“ waren, fehlen in der Aufstellung gänzlich (z.B. „Lurchi-Hefte“ vom Schuhhaus Salamander, Beigaben zu anderen Produkten).
- Eine Trennung zwischen „Schullektüre“ und „pädagogischem Bewertungssystem“ ist nicht sinnvoll, weil sich ein Großteil überschneidet.
- Literatur- und Medienkritik spielt im KJL-Bereich eine untergeordnete Rolle, sieht man von den Titeln ab, die sich auf einer Bestsellerliste befinden. Meist wird sie von Journalisten ‚nebenbei‘ betrieben oder Verlage und Buchhandlungen übernehmen diese (Pseudo-) Rolle, indem ein Presseinformationstext konzipiert und an die Medien weitergeleitet und von diesen größtenteils auch so abgedruckt wird, oder durch Übernahme von Bestsellerlisten, die andernorts zusammengestellt werden. Entgegen Ewers Annahme werden Empfehlungen der Kritiker nur zum geringsten Teil als Entscheidungshilfe in Anspruch genommen. (Vgl. Kap. über Entscheidungsprozesse beim Buchkauf) Je nach Buchkategorie werden bis zu ca. 60% der Entscheidungen erst im Laden getroffen. Eine „Leitfunktion“ wird heute nur noch selten von den Bewertungssystemen dergestalt vorgenommen, dass sie als relevant bezeichnet werden könnten.²⁷²
- Es fehlen Aspekte in der Rubrik „Kinder- und Jugendbuchmarkt“, dem in Vergleich zu den anderen Bereichen ein geringer Spielraum eingeräumt wurde (z.B. bei distributiven Handlungsfunktionen und deren Träger: Lesungen, Events, Sonderaktionen, Konzernwarenhäuser, (Hard-)Discounter, Online-Buchhandel, Spielwarenhandel etc.)

Insgesamt bleibt trotz aller Notwendigkeit, solche systemtheoretischen Überlegungen an realen Prozessen zu überprüfen und gegebenenfalls zu modifizieren – was im Rahmen dieser Arbeit allerdings nicht erfolgen kann –, eine systemische Trennung in Symbol- und Handlungsebene hilfreich und sinnvoll. Sie wird seither auch von den meisten Literaturwissenschaftlern bei den Arbeiten der KJL-Forschung als Grundlage verwendet.²⁷³ Diese Arbeit orientiert sich im Weiteren daher bei der Betrachtung der Erfolgskriterien von Bestsellern und Klassikern an dieser systemtheoretischen Zuordnung.

²⁷² Ebd., S. 24

²⁷³ Bettina Kümmerling-Meibauers Klassiker-Kriterien sind eine der wenigen Ausnahmen. Sie vermengt bei den Kriterien Aspekte des Handlungssystems (wie Repräsentativität des Autors oder Cross-Writing) mit Aspekten des Symbolsystems (wie ästhetische Gestaltung der Sprache oder Phantasie). Kümmerling-Meibauer: Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur, 1999, XII – XVI

2.4.2. Symbolsystem

Neben der Wertungs- und Wirkungsdebatte gab es keinen Blickwinkel unter dem erfolgreiche Texte – unabhängig von Genre oder Zielgruppe – häufiger und intensiver betrachtet wurden als durch Analyse ihres Inhalts und ihrer Sprache. Neben den literaturwissenschaftlichen Methoden kamen im Laufe der Jahrzehnte entwicklungspsychologische, psychoanalytische, soziologische und komparatistische Ansätze hinzu. (Vgl. Kap. Wertung erfolgreicher Texte) Der Großteil der in der Literaturwissenschaft bezeichneten Strukturmerkmale entstammt den Texten selber und findet seine Anwendung ebenso bei Bestsellern wie bei Klassikern der KJL, obwohl eine so klare Zuordnung bisher nicht gemacht wurde. Ernst Seibert beklagt diesen Zustand und plädiert für eine saubere Trennung zwischen Klassikern, Bestsellern und Lieblingsbüchern. Als Ursache für diese Vermengung benennt er die unzureichende Differenzierung nach literaturwissenschaftlichen und merkantil-ökonomischen bzw. pädagogischen Kriterien. Obwohl diese Aussage nicht der Richtigkeit entbehrt, ist sie dennoch keine Begründung für die von ihm postulierte fehlende Trennung der Terminologien, da eine solche Abgrenzung immer künstlich, quasi auf einem akademischen Reißbrett entsteht, und sich deshalb in der Praxis nicht bewähren kann. Es wird im Folgenden gezeigt, dass es im Handlungs- und Symbolsystem wenige Merkmale gibt, die diese Distinktion rechtfertigen.

Zur Darstellung der zahlreichen Merkmale, die erfolgreiche Texte auszeichnen, wurde eine tabellarische Aufstellung gewählt. Sie verdeutlicht, dass größtenteils, unabhängig ob es sich um Klassiker der KJL oder Bestseller (für Kinder oder Erwachsene) handelt, immer wieder dieselben Aspekte herausgearbeitet werden. Darüber hinaus scheint bis auf wenige Ausnahmen Einmütigkeit unter den Literaturwissenschaftlern bezüglich dieser Kriterien zu herrschen. Für die Zusammenstellung der Tabelle wurden insgesamt 26 Texte ausgewertet.²⁷⁴

²⁷⁴ Verwendet wurden folgende Texte (nach Autoren-Alphabet geordnet): Ulrike Bischof/Horst Heidtmann: Kinder lieben Serien oder: Enid Blyton, erfolgreichste Kinderbuchautorin der Welt, in: Duderstadt, Matthias /Claus Forytta (Hrsg.): Literarisches Lernen. Beiträge zur Reform der Grundschule Bd. 107, Frankfurt/Main: Grundschulverband/Arbeitskreis Grundschule e.V. 1999, S. 50-58; Corinna Cornelius: Harry Potter – geretteter Retter im Kampf gegen dunkle Mächte?, 2003; Reinhard Ehgartner: J.K. Rowlings Harry Potter-Romane in literarischen Koordinaten, in: Lexe, Heidi (Hrsg.): „Alohomora!“ Ergebnisse des ersten Wiener Harry-Potter-Symposiums. Kinder- und Jugendliteraturforschung in Österreich Bd. 2, 2002, S. 61-81; Gansel: Moderne Kinder- und Jugendliteratur, 2001, S. 202-205 (Astrid Lindgren und ihre Autorrollen); Ders.: Von Gespenstern, Cyberspace und Abgründen des Ich. Zu Aspekten von Spannung und Phantastik im Subsystem KJL, in: Tausend und Ein Buch, H. 2, S. 15-26 und H. 3, S. 4-15, Wien 1998; Ders.: Das Phänomen „Harry Potter“, in: Neues Deutschland, 8.11.2003; Grenz: „Der Trotzkopf“: ein Bestseller – damals und heute, 1997; Jürgen Grimm: Unterhaltung zwischen Utopie und Alltag, 1986; Hazard: Kinder, Bücher und große Leute, 1952; Hurrelmann: Was heißt hier ‚klassisch‘?, 1995; Dies.: Klassiker der KJL, 1996; Stephen King, in: Bloom: Bestsellers, 2002, S. 216; Kümmerling-Meibauer: Kinderklassiker – eine forschungsorientierte Einleitung, 1999; Dies.: Internationale Kinderbuchklassiker, 1997; Lexe: Pippi, Pan und Potter, 2003; O’Sullivan: Ansätze zu einer komparatistischen Kinder- und Jugendliteraturforschung, 1996; Dies.: Winnie-the-Pooh und der erwachsene Leser: die Mehrfachadressiertheit eines kinderliterarischen Textes im Übersetzungsvergleich, in: Ewers, Hans-Heino/Gertrud Lehnert/Emer O’Sullivan (Hrsg.): Kinderliteratur im interkulturellen Prozeß. Studien zur allgemeinen und vergleichenden Literaturwissenschaft, Stuttgart: Metzler 1994, S. 131-153; Dieter Petzold: Die Harry Potter-Bücher: Märchen, fantasy fiction, school stories – und was noch?, in: Spinner, Kaspar H. (Hrsg.): Im Bann des Zauberlehrlings? Zur Faszination von Harry Potter, 2001, S. 21-41; Interview mit Joanne K. Rowling: „Ich komme mir vor wie ein Spice Girl“, in: kulturSpiegel Nr. 4, 27.03.2000; Schünemann: Mythos und Profit, 2000; Seibert:

Formale Aspekte

Gattung	Raumroman (z.B. Schule/Internat), Figurenroman (z.B. Lausbubengeschichten), Geschehnisroman (z.B. Abenteuer, Detektiv) Besonderheit: phantastische Erzählung, Pferdebuch (Tabbert)	Tabbert, Petzold, Gansel
Internationalität	Klassiker sind selten nur in einer Nation, sondern meistens in einem Kulturkreis zuhause (angloamerikanischer, mittel- und nordeuropäischer Raum)	Seibert, Hazard, O'Sullivan
Intermedialer Einsatz	Stoffe, Figuren, Bilder, „archetypische Figurenkonstellationen“ ²⁷⁵ sind Bestandteil des kulturellen Allgemeinwissens und werden als solche intermedial eingesetzt und verwertet.	Lexe, Hurrelmann, Gansel
Illustrationen	Illustrationen/Vignetten komplettieren teilweise erst ein Buch zu einem Klassiker (z.B. Winnie Puuh, Emil und die Detektive, Die kleine Hexe)	Hurrelmann, Weinkauff
Intentionalität	Trennung bei Seibert in Kinder-Klassiker (spezifische KJL) und Jugend-Klassiker, bei Lexe in Kinderbuch-Klassiker und Klassiker der Kinderliteratur	Seibert, Lexe teilweise
Buchbezogene Voraussetzungen	Lesbarkeit (Schriftbild, Länge) dem Alter angepasst	Tabbert
Repräsentativität	Autor ist herausragender Vertreter in seiner Epoche oder für ein literarisches Merkmal	Kümmerling-Meibauer
Cross-Writing	Autoren, die Werke für Kinder und Erwachsene schreiben oder Rezipienten übergreifendes Schreiben	Kümmerling-Meibauer
Singularität	Nur Einzelwerke und keine Serien	Seibert

Thema und Motiv

(Kindliche) Verweigerung, Rebellens-Motiv	Verweigerung gegen eine Norm oder Erwartungshaltung, Infragestellung einer immer bloß repräsentativen Autorität/exogenen Kontrolle.	Lexe, Seibert, Grenz, Schüemann
Widerspruch zwischen Grenzüberschreitung und Erziehungsfunktion	Spannungsbogen zwischen Wünschen/Trieben/Begehren und Erziehungs- und Integrationszielen.	Wilkending, Bischof/Heidtmann, Gansel
Darstellung menschlicher/ kindlicher Grundkonflikte/Grundbedürfnisse	Gewinn von Selbstständigkeit, Ablösungsprozesse, Finden der eigenen Rolle/Spiel mit der Identität, Finden seiner Rolle in der Gruppe.	Hurrelmann, Gansel, Spinner

Postromantisches Kindheitsbild und Klassiker der Kinderliteratur, 1999; Kaspar H. Spinner: Im Bann des Zauberlehrlings. Tiefenpsychologische und lesepsychologische Gründe für die Faszination von Harry Potter, in: Ders. (Hrsg.): Im Bann des Zauberlehrlings? Zur Faszination von Harry Potter, 2001, S. 11-20; Tabbert: Was macht erfolgreiche Kinderbücher erfolgreich?, 1994; Ders.: Wie Eisberge in der Bücherflut, in: Rank, Bernhard (Hrsg.): Erfolgreiche Kinder- und Jugendbücher, 1999; Gina Weinkauff: Die Großstadt als Labyrinth und Bewährungsraum „Emil und die Detektive“ von Erich Kästner, in: Rank, Bernhard (Hrsg.): Erfolgreiche Kinder- und Jugendbücher, 1999; Gisela Wilkending: Der Widerspruch in der klassischen Kinder- und Jugendliteratur, in: Informationen des Arbeitskreises für Jugendliteratur, 1984;

²⁷⁵ Lexe: Pippi, Pan und Potter, 2003, S. 41

Darstellung in den Texten

Phantastik/Phantastisches	Kreation von phantastischen, z.T. in sich geschlossenen Welten mit eigener Sprache und Regeln; Irrationalität als Relikt der Märchentradition	Gansel, Petzold Seibert, Kümmerling-Meibauer, Weinkauff, Spinner, Rowling
Mischung aus alltäglichen/realen und außergewöhnlichen/phantastischen Elementen	Fähigkeit, disparate Elemente der realistischen und phantastischen Welt miteinander zu verbinden. Die Verbindung erfolgt häufig mittels eines spezifischen Übergangs.	Grimm, Spinner, Gansel, Kümmerling-Meibauer, Petzold
Verwendung von Mythen	Motive/Figuren aus der phantastischen Weltliteratur, aus Mythen, germanischer Sagenwelt, Schauerliteratur, Magie, Sciencefiction, Verfremdung von Elementen des alltäglichen Lebens, Zusammenfallen von privaten mit kollektiven Wunschträumen, Mythen sind Platzhalter für Dämonisierung und Idealisierung	Tabbert, Schüenemann, Grimm, Cornelius, Petzold, Gansel, Grimm
Äventiure-Charakter	Episodenhafte, in sich abgeschlossene Einzelbewährungen, episodenhaft dargestellte Erlebnisse.	Lexe, Seibert, Gansel, Grimm
Spannung/Entspannung	Äußere Spannung durch ein bestimmtes Thema, einen Handlungsverlauf, innere Spannung durch das Aufeinanderprallen von Gegensätzen. Spannende und entspannende Phasen müssen ausgewogen verteilt sein.	Tabbert, Gansel, Grimm
Humor/Komik/Ironie/Witz	Durch kurzzeitiges/zeitweiliges Infragestellen der Normen, löst Spannung in Entspannung auf.	Tabbert, Gansel, Grimm, Spinner, Petzold
Gewissheit über den guten Ausgang = das Gute siegt	Happy End birgt (wenn auch versteckt) eine Moral, Angst/Spannung kann dadurch lustvoll genossen werden.	Bischof/Heidtmann, Grimm, Spinner
Polyvalenz/Mehrfachadressierung	(Bewusst konzipierte) Mehrdeutigkeit/Ambivalenz bei Handlungen, Figuren und dem Schluss.	O'Sullivan, Hurrelmann, Kümmerling-Meibauer
Erzählperspektive (mit Innensicht)	Meistens auktoriales Erzählen, Kind sollte sich im „implizierten Autor“ (Gansel) wiederfinden.	Tabbert, Gansel, Weinkauff, Ehgartner
Räume	Garten, Wald, Insel, Höhle, Schloss oder auch eine phantastische Welt	Tabbert, Hurrelmann, Gansel, Bischof/ Heidtmann, Weinkauff, Seibert
Tendenz zum Konservativ-Affirmativen, Ideologie	Wiedergabe der in der Gesellschaft vorherrschenden Ideologie mit seinen (zumindest theoretisch erwünschten) ethischen und moralischen Implikaten.	Tabbert, Bischof/Heidtmann, Grimm
Symbolträchtigkeit	Natur, Wetter, Architektur als Symbole von Gefühlen/Charakteren.	Lexe, Ehgartner

Erzählschema	Konservativer Aufbau (Horror geschichten), Auszug, Kampf, Bewährung, Heimkehr.	Hurrelmann, Spinner, King (Bloom)
Sprache	Kümmerling-Meibauer: eine ästhetisch gestaltete dem Genre, Thema und der Erzählstruktur adäquate Sprache und/oder Einführung neuer Sprachformen und Verbindung von Sprachstilen. Tabbert: eine ausgefeilte Sprache nicht relevant. Lexa: ästhetische Uneinheitlichkeit für Klassiker mitbestimmend.	Kümmerling-Meibauer, Tabbert, Lexa
Verständlichkeit der Sprache/Einfachheit	Rücksichtnahme auf das begrenzte Weltwissen, Sprachvermögen und Literaturerfahrung, Anpassung an die Altersgruppe	Tabbert, Kümmerling-Meibauer
Verbindung von kognitiver und emotionaler Ansprache		Grimm
Intertextualität	Texte sind nicht einzigartig, aber im Zusammenspiel der verschiedenen Elemente neu oder originell.	Petzold
Erzählhaltung	Spontane Erzählhaltung, die an die Tradition des Mündlichen anknüpft und den Eindruck der Unmittelbarkeit vermittelt.	Lexa
Leseanreize durch Leerstellen	Nicht nur Elemente der dargestellten Welt bieten Leseanreize, sondern auch das, worüber nicht geschrieben wird.	Tabbert
Darstellung der kindlichen Erlebniswelt	Vermittlung eines schlüssigen und überzeugenden Bildes von Kindheit und Jugend.	Kümmerling-Meibauer
Innovativität	Umfasst alle literarischen Merkmale eines Textes (Inhalt, Motiv, Genre, Sprache), ist relational zur jeweiligen nationalen Kinderliteratur.	Kümmerling-Meibauer

Figuren

Äußere Darstellung der Protagonisten	Kinder im vorpubertären Alter (bei spezifischer KJL), Außenseiter/Defizithelden, (Halb-)Waisen oder „sans famille“, Namen der Protagonisten ist Titel und Programm (Seibert).	Lexa, Spinner, Gansel Bischof/Heidtmann, Seibert, Spinner, Rowling
Verhalten der Protagonisten	In der Bewährung ist er oder sie alleine oder auf sich gestellt, reagiert einerseits naiv unbekümmert andererseits klug. Held ist moralisch/verfolgt humanistische Werte, Figuren sind statisch angelegt und verändern sich nicht (Bischof/Heidtmann).	Lexa, Seibert, Bischof/Heidtmann, Schünemann, Spinner, Ehgartner, Petzold, Bischof/Heidtmann
Figuren und die korrelierenden Welten sind in krassen Gegensätzen konzipiert	Helden und Widersacher und deren Welten und Handlungsräume sind klar in Gut und Böse geteilt. Meistens ist der Charakter schon durch das Äußere erkennbar.	Hurrelmann, Bischof/Heidtmann, Grimm, Lexa, Gansel, Ehgartner

Figuren eignen sich zum Aufblicken, zum Herabschauen und zum Mitmachen	Figuren sind Träger der Handlung, die Kinder können auf sie reagieren z.B. durch Bewundern der Aufmüpfigkeit, Stärke, Klugheit, Witz, durch Herabschauen, z.B. Erkennen von Schwächen oder Ängsten, durch Mitmachen, z.B. bei der Lösung eines Rätsels, Verbrechens.	Gansel, Tabbert, Weinkauff, Grimm, Grenz
Held als Mythos	Durch seine „vita activa“, seine Visionen, seine Persönlichkeit wird er selber zum Mythos.	Schünemann, Grimm

Bei einigen Kriterien nimmt, wie schon im Kapitel zur Klassikerforschung angesprochen, Bettina Kümmerling-Meibauer eine Außenseiterposition ein: Cross-Writing und Repräsentativität des Autors, Vermittlung eines überzeugenden Bildes der Kindheit, Innovativität sowie eine ästhetische Gestaltung der Sprache nennt sie nicht nur als einzige, sondern setzt sich zumindest bei den drei zuletzt genannten in Widerspruch zu anderen Untersuchungen, die beispielsweise eben die sprachliche Ausgestaltung aufgrund der Disparität der Werke nicht als signifikant ansehen. Und dass erfolgreiche Texte nicht innovativ sind, sich vielmehr aus dem reichen Bauchladen mythischer Elemente, phantastischer Literatur und aus Krimi- oder Liebesromanen bedienen und diese Aspekte lediglich neu und teils originell zusammensetzen, ist eine der Kernaussagen. Als einziger nennt Seibert die Singularität eines Werkes, weil seiner Vorstellung nach eine reproduzierte Idee nicht in den Genuss kommen kann (man hat eher den Eindruck - nicht darf), ein Klassiker zu sein. Da zahlreiche Serien und Bände aber Bestseller und/oder Klassiker waren und sind und in das literarische Kulturgut aufgenommen wurden, ist diese Forderung absurd.²⁷⁶ Tabbert führt als einziger als buchbezogene Voraussetzung eine dem Alter angepasste Lesbarkeit des Textes an. Grundsätzlich kann dieser Auffassung zugestimmt werden. Es gibt allerdings bekannte und berühmte Ausnahmen, nicht zuletzt die „Harry Potter“-Bände, die mit ihrem Umfang in andere Dimensionen von erfolgreichen Kinder- und Jugendbüchern vorgestoßen sind. Deshalb handelt es sich möglicherweise um ein von Verlagen und Autoren künstlich hochgehaltenes Kriterium, das keine spezifische Relevanz über Erfolg oder Misserfolg eines Textes hat. Aus der Fülle der genannten Aspekte sollen folgende anhand eines konkreten Ansatzes vorgestellt werden: struktureller Bauplan, (kindliche) Verweigerung/Rebellenmotiv, der Charakter des Phantastischen in Verbindung mit Spannung sowie Mythen und Mythisierung der Inhalte oder Figuren.

Der strukturelle Bauplan, das Erzählschema ist bei allen erfolgreichen Texten simpel. Hurrelmann gliedert den Aufbau der Klassiker der KJL prägnant in Auszug, Kampf, Bewährung und

²⁷⁶ Beispielsweise: Karl May: Winnetou; diverse Reihen von Enid Blyton; Johanna Spyri: Heidi; Rudyard Kipling: Dschungelbücher; Joanne K. Rowling: Harry Potter; Elis Kaut: Pumuckl; Gina Ruck-Pauquet: Sandmännchen; Christine Nöstlinger: Geschichten vom Franz; Cornelia Funke: Die wilden Hühner; Astrid Lingren: Wir Kinder von Bullerbü; Sven Nordquist: Pettersson und Findus.

Heimkehr.²⁷⁷ Bestseller folgen ebenfalls diesem konservativen Strukturplan. Auf die Frage, was jugendliche Leser bei seinen Horrorgeschichten in den Bann zieht, antwortet Stephen King dementsprechend:

„But horror fiction is really as Republican as a banker in a three-piece suit. The story is always the same in terms of its development... I said that horror fiction was conservative and that it appeals to teenagers – the two things go together because teenagers are the most conservative people.“²⁷⁸

Der Held erlebt seine Abenteuer in überschaubaren episodenhaften Spannungsbögen, manchmal zwar begleitet von Helfern, doch letztlich auf sich alleine gestellt gegen die scheinbare Übermacht der Widersacher (Lexe nennt es „Äventiure-Charakter“). Diese Einzelbewährungen stehen im Kontext eines großen Ziels, das am Ende trotz Rückschlägen immer erreicht wird. Da der Held, wenn auch mit Defiziten und Zweifeln behaftet, moralisch agiert, kann der Leser die Gewissheit haben, dass das Gute siegt und die Spannung mit „Angstlust“ genießen.²⁷⁹ Das gilt verstärkt, weil der Sieg des Guten über das Böse in der Realität nicht gewiss ist.²⁸⁰ Den zumindest theoretisch erwünschten ethischen Implikaten einer aktuellen gesellschaftlichen Ideologie wird so Rechnung getragen. Darüber hinaus hat das Prinzip des Happy Ends klare evolutionspsychologische Gründe, die in einem eigenen Kapitel bei den Märchenanalysen vorgestellt werden. Dass es bei den Abenteuern nicht immer um die Lösung eines Rätsels oder Kriminalfalls, das Finden eines Schatzes oder Ähnliches gehen muss, zeigen die vielen erfolgreichen Liebesromane, Pferdebücher oder Schulgeschichten. Korrespondierend besteht das ‚Abenteuer‘ hier in der Eroberung eines Mannes/einer Frau, dem Gewinnen eines Reitturniers oder den kleinen und größeren Erlebnissen im Schulalltag. Menschliche Grundkonflikte und Grundbedürfnisse sind das zentrale Thema: das Finden der eigenen Rolle, der eigenen Identität, die Suche nach dem Platz in der sozialen Gemeinschaft, die Eigen- und Selbstständigkeit. (Vgl. Kap. universelle Textstrukturen, Inhalte und Formen)

Heide Lexe arbeitet als zusammenhaltendes Motiv von Klassikern der KJL die kindliche Verweigerung als tradierte Vorstellung eines Kindheitsbildes heraus. Für einen „populären Ka-

²⁷⁷ Hurrelmann: Was heißt hier klassisch?, 1995, S. 16

²⁷⁸ Bloom: Bestsellers, S. 216

²⁷⁹ Spinner: Im Bann des Zauberlehrlings, 2001, S. 15. Das Motiv der „Angstlust“ hat der Psychoanalytiker Michael Balint beschrieben. Michael Balint: Angstlust und Regression, 2. Aufl., Stuttgart: Klett-Cotta 1988.

Die Bestsellerautorin Patricia Cornwell lässt es in einigen Bänden der „Kay Scarpetta-Krimis“ nicht zu einem klassischen Happy End kommen. Die Geschichten bleiben zum Teil offen und werden im folgenden Band, der ein oder zwei Jahre später erscheint, fortgeführt. Auch die Bestsellergrößen Joanne Rowling und Stephenie Meyer bedienen sich bei ihrer Hepta- bzw. Tetralogie bis zu einem gewissen Grad dieses Prinzips. Damit werden die Spannungsbögen von Buch zu Buch getragen, ähnlich wie bei den „Soap Operas“ im Fernsehen. Der Marketingexperte Stephan Brown bezeichnet diesen Vorgang bei „Harry Potter“ mit „teasing“, dem Ködern, das in diesem Fall nicht nur auf den reinen Inhalt eines Bandes beschränkt wird, sondern auf Websites, in Interviews mit der Autorin etc. geschürt wird. Stephen Brown: Die Botschaft des Zauberlehrlings. Die Magie der Marke Harry Potter, München: Hanser 2005, S. 97 ff.

²⁸⁰ Spinner: Im Bann des Zauberlehrlings, 2001, S. 17

non“, den sie zugrunde legt, ist Rezeption und breite Bekanntheit ein zentraler Aspekt. Dabei ist die Kenntnis der Texte selber zunehmend von sekundärer Bedeutung. Wichtige Handlungselemente und Figuren sind über das Medienverbundsystem in die Alltagswelt eingezogen und zu vertrauten Motiven geworden, die oftmals in einem völlig anderen Kontext verwendet werden (wie z.B. Pinocchios lange Nase als Zeichen für Menschen, die lügen). Es geht nicht um Texttreue, sondern um die Fortführung der Grundideen, der „archetypischen Figurenkonstellationen“²⁸¹, und dort erweisen sich auch die Klassiker trotz der vielfältigen, teilweise weit vom Original abweichenden Umarbeitungen als resistent. Annette und Linda Simonis weisen in diesem Zusammenhang auf einen selten aufgeführten Aspekt, der Koppelung und dem verstärkenden Rückkoppelungsmechanismus von mythischen Inhalten und medialen Plattformen hin: „Der Medialisierung des Mythischen entspricht aufs genaueste die fortschreitende Mythologisierung der Medien.“²⁸²

Zudem sind Klassiker mit Erinnerungen an die eigene Kindheit sentimental belegt. Protagonisten dieser Texte sind Kinder im vorpubertären Alter, die in einem „scheinbar paradiesischen Zustand“²⁸³ leben. Reguläre Zwänge wie der Besuch einer Schule spielen gar keine oder eine untergeordnete Rolle, so Lexe. Dagegen ließe sich anführen, dass in etlichen erfolgreichen und von Wissenschaftlern auch als Klassiker der KJL angesehenen Texten, die Lexe nicht als Beispiel ausgewählt hat, gerade eine schulische Umgebung einen Rahmen für die Geschichten bildet (z.B. Troztkopf, Hanni und Nanni, Harry Potter), wobei der Wissenserwerb selten ausschlaggebend für den Fortgang der Geschichte ist, wohl aber in dieser Konstellation und Umgebung auftretende soziale und emotionale Themen. Richtig ist die Feststellung, dass es sich um Außenseiter handelt, um „Kontrastfiguren“²⁸⁴. Sie bieten dem Kind, so Lexe, „die notwendige Distanz, um sich nicht vereinnahmt zu fühlen; Verrücktheit und Stärke wiederum, mit der sie ihre Außenseiterposition kompensieren, sichern das ideale Identifikationspotential.“²⁸⁵ Der Begründung kann nicht gefolgt werden. Die Kinder identifizieren sich mit ihren Helden, aber nicht aus der Distanz heraus, sondern gerade weil ihnen ein unvollkommenes, defizitäres Äußeres oder schwierige Lebensumstände die Helden näher bringen, ihnen ähnlicher machen. Ein makelloser Held hat keine Probleme, reüssiert in allen Lebenslagen und wird schließlich in seinem Perfektionismus langweilig, weil er sich meilenweit entfernt von der Lebenswirklichkeit der Leser bewegt. Eine Identifikation kann nur über Ähn-

²⁸¹ Lexe: Pippi, Pan und Potter, 2003, S. 41

²⁸² Annette Simonis/Linda Simonis (Hrsg.): Mythen in Kunst und Literatur. Tradition und kulturelle Repräsentation, Köln: Böhlau 2004, S. 8

²⁸³ Lexe: Pippi, Pan und Potter, 2003, S. 75

²⁸⁴ Ebd., S. 76. Wie Annette Simonis anführt, handelt es sich hierbei allerdings nicht um ein spezifisches Kriterium der KJL, sondern um eines, das allen Klassikern der phantastischen Literatur eigen ist, bei denen meistens skurrile, von ihrem Umfeld missverstandene Figuren im Handlungsfokus stehen. Annette Simonis: Grenzüberschreitungen in der phantastischen Literatur, Heidelberg: Winter 2005, S. 283

²⁸⁵ Ebd., S. 76

lichkeit erreicht werden, die Admiration hingegen, die einen Held ebenso ausmacht, über außergewöhnliche Fähigkeiten oder Lebensumstände, die, aus einer gewissen Distanz erlebt, den Kitzel einer Geschichte ausmachen. Es ist daher von Bedeutung, dass es sich nicht um omnipotente Protagonisten handelt. Joanne K. Rowling mutmaßt darin auch den Grund, warum Millionen von Menschen ihren bebrillten Helden Harry so lieben:

„Vielleicht ist diese Mischung aus Normalität und Magie, mit der sich viele Menschen identifizieren können. Harry ist ein ganz normaler Typ. Weder besonders klug, schön oder stark. So fühlen sich viele, und vielleicht träumen sie alle davon, einmal, so wie Harry an seinem elften Geburtstag, eine Einladung zur Zauberschule zu bekommen. Jeder würde gern mal die Erfahrung machen, dass mehr in ihm steckt, als er ahnt.“²⁸⁶

Gemeinsam ist den Protagonisten, dass sie Waisen oder Halbwaisen sind und ihre Abenteuer „im elternfernen Raum, also vollkommen auf sich gestellt und unbeeinflusst von Eltern oder familiären Bezugspersonen“²⁸⁷ erleben. Ihre Herkunft ist oftmals unbekannt oder wird nur stückweise preisgegeben.

Kernmotiv ist nach Lexe die kindliche Verweigerung. Sie unterscheidet sich vom temporären Ungehorsam, z.B. gegenüber einer Anweisung. „Die Verweigerung richtet sich gegen eine implizite Norm, gegen eine implizite Erwartungshaltung. [...] Norm oder Erwartungshaltung, die verweigert werden, können dabei sowohl familiär als auch gesamtgesellschaftlich bedingt sein.“²⁸⁸ Einleuchtend sind die Beispiele von Max und Moritz, Pinocchio, Pippi Langstrumpf, Heidi und Peter Pan; wenig nachvollziehbar hingegen von Biene Maja, die gegen ihre „untergeordnete Rolle als Arbeitsbiene“²⁸⁹ opponiert, weil sie etwas Besonderes sein und erleben will. Bei Emil (aus Emil und die Detektive) bewegt sich die Begründung ins Absurde: Die finanziell schwierige Situation von Emil und seiner Mutter bringen ihn in eine emotionale Abhängigkeit, aus der er sich nur durch die fern von der Mutter, eigeninitiativ erlebten und gelösten Abenteuer befreien kann. „Denn nur Emils örtliche Entfernung von der Mutter ermöglicht jenes selbstbestimmte Verhalten im Kreis der Detektive, das der Mutter die Grundlage für ihre emotionale Erpressung entzieht und letztlich sogar zu finanzieller Eigenständigkeit führt.“²⁹⁰

An aktuellen KJL Texten zeigt Lexe auf, dass diese klassische Tradition fortgeführt wird. Intensiv widmet sie sich dabei dem Thema „Harry Potter“.

„Joanne K. Rowlings Romanserie bleibt nicht nur in der Tradition der High Fantasy verankert, sondern nimmt bewusst Bezug auf die klassische Tradition der Kinderlite-

²⁸⁶ Interview mit Joanne K. Rowling: „Ich komme mir vor wie ein Spice Girl“. Die britische Schriftstellerin Joanne K. Rowling über den Erfolg ihres Märchenhelden Harry Potter und ihr neues Leben als Popstar, in: kulturSpiegel Nr. 4, 27.03.2000

²⁸⁷ Lexe: Pippi, Pan und Potter, 2003, S. 81

²⁸⁸ Ebd., S. 100

²⁸⁹ Ebd., S. 129

²⁹⁰ Ebd., S. 137

ratur. Die Variation oder sogar Ironisierung bestimmter Motive zeigt, dass es sich nicht um epigonales Erzählen handelt, sondern um den schöpferischen Rückbezug auf ein prägendes Kindbild.²⁹¹

Das Motiv der Verweigerung vermag die Wissenschaftlerin nicht problemlos nachzuweisen. Die Begründung wirkt fadenscheinig: „Auch Harry Potters Handeln wird bestimmt vom Motiv der Verweigerung; ihm kommt jedoch nicht die Funktion zu, eine Welt kindlicher Begehrlichkeiten freizulegen. In Joanne K. Rowlings Romanen dient es allein der Absicherung des Erlöser-Motivs.“²⁹² Konkret spielt sie darauf an, dass Harry im Verlauf der Handlung etliche Schulregeln missachtet.

Auch Dagmar Grenz sieht in der Verweigerungshaltung der Hauptfigur Ilse in Emmy von Rhodens „Trotzkopf“ einen Grund für den Erfolg der Geschichte. Vor allem war diese Haltung neu für die Zeit der Erstpublikation: Ilse kann sich mit größerer Liberalität als ihre Vorgängerinnen bewegen. ‚Unweibliches‘ Verhalten wird nicht per se als unsympathisch dargestellt, besonders da sie über ein ‚weiches, liebendes‘ Herz verfügt und ihr Verhalten als infantil und ‚trotzköpfig‘ gewertet wird. Pubertierende Leserinnen können sich gut mit dem Aufbegehren dieser Figur gegen ihre ‚Bestimmung‘ identifizieren. Einer Rebellion gegen die weibliche ‚Rolle‘ wird nicht das Wort geredet. Denn eben durch den Verstoß gegen die Normen, werden die ‚richtigen‘ Normen vermittelt. Dies geschieht häufig durch gut gesinnte, liebevoll dargestellte Menschen. Und am Ende wartet die Belohnung für Ilse (und als Versprechen für die Leserin): der liebende Mann.²⁹³

Spannungserzeugung durch Integration von phantastischen Elementen gehört zu den zentralen Aspekten erfolgreicher Texte. Carsten Gansel konstatiert, dass sich die Literaturwissenschaft mit diesem in der Terminologie nicht selbständig definierten Begriff schwer tut, obwohl auch von prominenter Seite gegen Langeweile und für Spannung plädiert wurde. „Eine ‚zünftige Germanistik‘ hat Untersuchungen zum Phänomen ‚Spannung‘ wie auch zur Phantastik bevorzugt auf das Feld der trivialen bzw. populären Literatur verwiesen oder eben auf das System Kinder- und Jugendliteratur.“²⁹⁴ Das Konzept autonomer Literatur und Autorenschaft führt zu einer zumindest öffentlichen Abwertung von Unterhaltung bzw. Zielgruppenliteratur, obwohl dies einen Widerspruch zwischen „geringer Wertschätzung im Literatursystem auf der einen und Erfolg beim Lesepublikum auf der anderen Seite“²⁹⁵ darstellt. Kinder und Jugendliche

²⁹¹ Ebd., S. 187

²⁹² Ebd., S. 186

²⁹³ Grenz: „Der Trotzkopf“: ein Bestseller – damals und heute, 1997

²⁹⁴ Gansel: Von Gespenstern, Cyberspace und Abgründen des Ich, 1998, S. 15

²⁹⁵ Ebd., S. 16

sind hauptsächlich am „Was“ und nicht am „Wie“ interessiert. Eine spannende Handlung wird damit zu einem bedeutenden Kriterium.

Spannung erregt, Spannung erzeugt Neugier und Mitgefühl und kann im Werk selber liegen oder in absichtlicher Irreführung aufgesetzt sein. Sie gilt als Trennungsmerkmal zwischen ‚U‘- und ‚E‘-Literatur. Ihre traditionellen stilistischen Mittel sind Verzögerung, Verschleierung, Erzeugung von Ungewissheit über das Schicksal von Personen, Vorausdeutungen, Anspielungen und Darstellung von Gegensätzen, die eine Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Werten herausfordern. Um Spannung zu erzeugen, orientiert sich eine Handlung an einem Geheimnis, an einem Ziel, am Gefühl, an der Sensation oder am Normbruch. Man unterscheidet zwischen äußerer und innerer Spannung eines Textes:

„Dabei befindet sich die äußere Spannung in einem direkten Bezug zur Handlung, ja sie entsteht aus dem Handlungsverlauf, etwa aus dem Aufeinanderstoßen von Gegensätzen, polar angelegter Figuren bzw. Gegnern, durch kontroversen Dialog. Äußere Spannung benötigt klar profilierte Charaktere, sie braucht Schauplätze und darauf das Austragen von Aktion. Die innere Spannung wirkt nicht durch die Handlungserfolge, sondern durch die Konzentration auf die Charaktere, die Gedanken, die Form. Bei der inneren Spannung steht das ‚seelische Erleben‘ im Vordergrund, der Dialog tritt zurück.“²⁹⁶

Die Phantastik oder das Phantastische umschreibt eine Gattung, eine Darstellungsweise, einen Stil oder eine Struktur und widersetzt sich damit einer eindeutigen Definition. Sie wurde vor allem in Deutschland literarisch „mit dem Makel des Trivialen, Unkünstlerischen versehen“²⁹⁷, obwohl Vorläufer in der Romantik gefunden werden können (wie E.T.A. Hoffmann: Nussknacker und Mausekönig). Phantastik „entsteht, wenn einer empirisch alltäglichen, von rationalen Gesetzmäßigkeiten bestimmten fiktiven Welt, eine Welt des irrational-unerklärlichen gegenübertritt und der punktuelle Zusammenstoß beider Bereiche einen ‚Skandal‘ oder ‚Riß‘ bewirkt.“²⁹⁸ Durch den Reiz des Neuen, durch Verunsicherung entstehen skurrile Momente und Konflikte, alles Elemente, die ebenso bei Spannungserzeugung betont werden. „Unter strukturellen wie wirkungsästhetischen Gesichtspunkten ist es ja gerade die Verbindung von Phantastischem, Spannung und Humor, die – zumindest im KJL-System – eine Reihe von Texten zu Kinderbuchklassikern gemacht hat.“²⁹⁹ Phantastische Texte entsprechen der ästhetisch-literarischen und der Polyvalenz-Konvention. Wenn phantastische Elemente systemprägend werden, dann erst spricht man von Phantastik und je nach Ausprägung von einem Märchen, einer Utopie, einem Sciencefiction. Gansel differenziert zwischen drei Modellen des Phantastischen in der KLJ: Das erste Grundmodell ist die bekannteste, vielfach in den

²⁹⁶ Ebd., S. 18

²⁹⁷ Ebd., S. 18

²⁹⁸ Ebd., S. 19

²⁹⁹ Ebd., S. 20

1980er und 1990er Jahren genutzte Variante: „In die real-fiktive Welt treten plötzlich Figuren, Gegenstände, Erscheinungen, die aus einem phantastischen Handlungskreis kommen oder innerhalb der real-fiktiven Welt laufen phantastische Veränderungen (Verwandlungen) ab.“³⁰⁰ Im zweiten werden Kinder als Grenzgänger zwischen zwei Welten gezeigt, die sich mittels bestimmter „Schleusen“³⁰¹ von der einen in die andere bewegen. Die Welten, in denen sie agieren, zeichnen sich durch (krasse) Gegensätze aus. In die andere, zweite Welt, in der sie sich bewähren müssen, kommen sie durch eine „Reise“, die auch ein Flug, ein Durchschreiten einer magischen Schwelle sein oder durch ein phantastisches Element ausgelöst werden kann (z.B. Kaninchen als Lotse bei Alice). Im letzten Grundmodell spielt die gesamte Handlung in einer phantastischen Welt. Solche Texte stehen dem Märchen nahe. Ihre modernen Varianten sind die Fantasy-Geschichten wie „Herr der Ringe“, die trotz Konstruktion „in verfremdeter Form Spiegelbild der realen [Welt – Verf.] sein können.“³⁰²

Der Erfolg von phantastischer Literatur in der KJL, so Annette Simonis, generiert sich gerade ganz wesentlich aus dem intensiven literarischen Spiel mit Räumen:

„Vielmehr korrespondiert der Entfaltung jener ausgeprägten Raummetaphorik ein psychologischer oder mentaler Entwicklungsprozess in der Figur des kindlichen Protagonisten selbst. Die Überschreitung räumlicher Grenzen markiert somit zugleich die Übergänge zwischen verschiedenen Entwicklungsstufen oder Reifegraden des jugendlichen Helden.“³⁰³

Gut lässt sich eine komplexer werdende Welt der phantastischen Räume mit dem Reifegrad des Protagonisten an Rowlings Harry-Potter-Romanen nachzeichnen: Zu Beginn der Heptalogie betritt Harry die phantastische Hogwartswelt über den Bahnsteig 9¾ auf dem King's Cross Bahnhof, je weiter seine Entwicklung und seine zauberischen Fähigkeiten fortschreiten, desto mehr Möglichkeiten eröffnen sich ihm, weitere phantastische Welten zu beschreiten wie beispielsweise frühere Erlebnisse und Erinnerungen über das „Denkarium“.

Das Phantastische an sich, so Gansel, stellt kein negatives Wertungskriterium dar, allerdings, wenn der „Klamauk“ nur Selbstzweck ist und „die Effekte [...] keine über sich hinausweisende Funktion“³⁰⁴ besitzen, helfen diese Texte zwar, die Lesefertigkeiten zu schulen, können aber nicht als moderne KJL gelten. Gansel beklagt, dass Kindern die Darstellung vom Inneren der Dinge, die das Ich in Frage stellen, tendenziell nicht zugemutet und zugetraut wird, wobei

³⁰⁰ Ebd., S. 22

³⁰¹ Ebd., S. 22

³⁰² Ebd., S. 23

³⁰³ Simonis: Grenzüberschreitungen in der phantastischen Literatur, 2005, S. 58

³⁰⁴ Gansel: Von Gespenstern, Cyberspace und Abgründen des Ich, 1998, S. 25

er gerade dies als Zeichen von Modernität wertet: „Der Versuch einer literarischen Darstellung der kindlichen ‚Nachtseiten‘ ist ein Indiz für die Modernität eines Textes.“³⁰⁵

Spinner betont die Wichtigkeit von einer gelungenen Verknüpfung von real-fiktiver und phantastischer Welt. Der Perspektivenwechsel zwischen beiden Ebenen gehört zur Grundausstattung der phantastischen Literatur. Allerdings findet sich Vertrautes in der phantastischen Welt und bietet vor allem jüngeren Lesern einen besonderen Reiz. Auch die imaginäre Welt unterliegt eigenen Regeln, Ausdrücken und Besonderheiten und bietet Ordnung in der Unübersichtlichkeit der phantastischen sowie der eigenen Welt, andererseits ist sie eine Kommunikationsplattform für gleich gesinnte Leser, man gehört zu den Eingeweihten, zu den ‚Insidern‘. Die derzeitige Meisterin erfolgreicher Kinderliteratur, Joanne K. Rowling, umschreibt es folgendermaßen:

„Spannung und Drama können nur durch das Überschreiten von Grenzen entstehen. Auch eine Phantasiewelt muss nach klar definierten und nachvollziehbaren Regeln funktionieren. Und wissen Sie, warum ich Phantasieliteratur nicht ausstehen kann? Weil 99,9 Prozent aller Phantasiebücher unlogisch sind. Ich kann mir nichts Ödres vorstellen als einen Helden mit unbegrenzten Superkräften. Hast du ein Problem, reibst du an deinem Ring und – schwups – ist alles in Butter. Das ist unerträglich langweilig.“³⁰⁶

Phantastik kann, wie im ersten Grundmodell ausgeführt, durch das Einbrechen bestimmter phantastischer Elemente in das ‚normale‘ Leben erreicht werden. Es werden märchenhafte, archaisch-mythische, magische Motive und Figuren eingeführt (wie beispielsweise Vampire in Bellas menschlichem Schülerleben in Stephenie Meyers ‚Bis(s)‘-Serie), Elemente aus anderen literarischen Gattungen und aus der Sagenwelt integriert.³⁰⁷ Es handelt sich dabei meistens um gelernte Bilder, die den Lesern eine leichte Verrasterung, eine Kategorisierung erlauben, was von dieser Figur, von diesem Motiv zu erwarten ist. Indem mit ihrer Hilfe Konflikte und Lösungsansätze antizipiert werden können, bauen sie Spannung oder Entspannung auf.

Figuren stehen als Figurentypen zwischen ‚archaisch-mythischen Traditionen‘³⁰⁸ und verbreiteten Formen des Alltagsbewusstseins. Das gilt besonders für das Frauenbild oder das Feind-Held-Bildnis.

„Der hässliche, entstellte Körper des Bösen etwa kommt der mythischen Bemäntelung aggressiver Neigungen gleich, wenn [...] der Tod des Verbrechers als ‚natürlicher‘

³⁰⁵ Ebd., S. 9

³⁰⁶ Interview mit Joanne K. Rowling: „Ich komme mir vor wie ein Spice Girl“, 2000

³⁰⁷ Petzold stellt fest, dass sich Rowling reichhaltig aus dem Fundus der phantastischen Weltliteratur bedient hat: Mythen (Phönix, Zentauren, Basilisk...), germanische Sagenwelt (Gnome, Kobolde, Elfen, Trolle, Riesen...), Schauerliteratur (Poltergeist, Gespenst, Werwolf, Vampir), Magie (Zauberer, Hexen, Hellsehen...), Sciencefiction (Zeitreise). Als neue Ideen verfremdet sie Elemente des meist alltäglichen Lebens (bewegliche Bilder, Dementoren...): „Entscheidend für die besondere Qualität der Harry-Potter-Bücher ist der *spielerische Umgang mit all diesen Elementen*. Der (durchaus richtige) Eindruck von Originalität und Frische beruht nicht nur auf Rowlings neuen Erfindungen, sondern auch auf der souveränen und zugleich unbesorgten Kombination wohlbekannter Motive.“ Petzold: Die Harry Potter-Bücher, 2001, S. 31

³⁰⁸ Jürgen Grimm: Unterhaltung zwischen Utopie und Alltag, 1986, S. 368

Vorgang oder gar als ‚medizinische‘ Notwendigkeit erscheint. Die Assoziation gut-schön und böse-häßlich verraten überdies eine Tendenz zur Ästhetisierung und Biologisierung der Moral, die unverrückbare Gegensätze postuliert und moralische Entwicklungen weitgehend ausschließt.³⁰⁹

‚Archaisch‘ und ‚Archetypen‘ werden dabei nicht im psychoanalytischen Sinn nach C.G. Jung gebraucht, sondern ansatzweise im Sinne von evolutionspsychologischen Determinanten. So hat der Mythos eine konservative Komponente, er verweist auf einen fest abgesteckten Aktions- und Reaktionsradius, innerhalb dessen sich der Held bewegen kann. (Vgl. Kap. Heldinnen und Helden und ihre Gegenspieler) Lexe und Ehgartner ergänzen, dass in diesem Zusammenhang der Nähe zur Natur als symbolische Interpretation der emotionalen Disposition des Helden und Vorgriff für den weiteren Fortgang der Geschichte eine besondere Bedeutung zukommt.

Das Prinzip der Mythisierung des Helden funktioniert allerdings nur, wenn er sich vom ‚Nebulösen‘ her konkretisiert und den Anschluss an die sich wandelnden Realitäten schafft und eine Projektion auf das Aktuelle, das dadurch selber mythologisiert wird, realisieren kann.

„Und auch die mythologisierten Menschenbilder sind angereichert mit unerfüllten Wünschen und utopischen Fiktionen, die prinzipiell zwei Leseweisen zulassen. Die wunscherfüllende Idee, die im Mythos verallgemeinert ist, kann [...] einerseits als symbolisches Surrogat verstanden und zur ‚Flucht‘ aus der Wirklichkeit genutzt werden oder aber andererseits: sie wird als Chiffre realer Defizite interpretiert, die zur praktischen Veränderung aufrufen.“³¹⁰

Hinrik Schünemann geht in seiner sehr umfangreichen und detaillierten Arbeit sogar weiter, indem er eine Korrelation zwischen der figuralen Gestaltung des Helden und dem ökonomischen Erfolg eines Buches nachzuweisen versucht. Seine Hauptthese, die er an amerikanischen Bestsellern seit 1826 belegt, lautet, dass ein überzeitlicher Mythos eines oder mehrerer Helden, der immer einer genuinen Struktur folgt und nur in einer zeitgemäßen „Verpackung“ präsentiert wird, im hohen Maße den Bedürfnissen der Leser entgegenkommt und so dazu beiträgt, dass aus einem Roman ein Bestseller werden kann. Er macht einen „Monomythos“ aus, der ewigen, einheitlichen Mustern folgt und den Lesern dieser Literatur eine adäquate Identifikationsplattform bietet. Es geht ihm also nicht um die Vermarktungsaspekte von Romanen, sondern um deren marktgerechte Konzeption.

Welche konzeptionellen Bestandteile weist dieser „Monomythos“ also auf? Er lebt zunächst einmal ein aktives Leben, das auch Spiegel der aktivistischen Grundeinstellung der Amerikaner ist: Kämpfen und Ringen gegen Widerstände wird höher bewertet als ruhiges Überlegen und Ausharren, wobei damit nicht blinder Aktionismus, sondern zielgerichtetes Handeln ge-

³⁰⁹ Ebd., S. 368

³¹⁰ Ebd., S. 351

meint ist. Er hat Führungspersönlichkeit, denn nur ein Protagonist mit eben solchen Qualitäten erreicht innerhalb einer Sozialstruktur höchstes Ansehen. Sein Denken und Agieren ist geprägt von einer Vision.

„Ziele sind nämlich die zukünftig fiktive Vision des verwirklichten Wollens, das als empirisch gebrochener Reflex genetisch determinierter Bedürfnisse eine gegenwärtige und reale Energie repräsentiert. Zur Freiheit des Handels gelangt der Held also immer erst in Folge der Kontrolle des Wollens.“³¹¹

Bei dem nächsten Aspekt kommt die Verweigerungshaltung wieder ins Spiel. Der Held lehnt exogene Kontrolle ab: Beeinflussung von außen durch religiöse, ideologische oder wissenschaftliche Doktrin und teilweise auch staatliche Reglements (so sie denn als ‚falsche‘ Autorität demaskiert werden) erschweren oder verhindern den Identifikationsprozess, da sie nicht mehr dem Bedürfnis und der Vorstellung gerecht werden, die eigene Welt handelnd gestalten zu können. Es geht also um die Autonomie des Helden.

Indem die Maxime des Helden als Prinzip allgemeiner Gesetzgebung und vom Wunsch zur teleologisch, auf breiten Konsens basierenden Wünschbarkeit – Handeln als Ausdruck von praktischer Vernunft und nicht von unkontrollierter Leidenschaft – generieren, wird der kategorische Imperativ umgesetzt. Der Held realisiert darüber hinaus den hypothetischen Imperativ, d.h. beherrscht die ‚Werkzeuge‘, mit denen die gesteckten Ziele erreicht werden können, er ist professionell. Der Held zeigt sich adaptibel und mobil, kann sich modifizierten Gegebenheiten anpassen und ist auch bereit, einen Sozialraum zu verlassen, um in einem nächsten besser reüssieren zu können. Der „All-American Heroe“ ist also als „adaptive Fortschreibung“³¹² des Monomythos Grundlage erfolgreicher Romane. Schünemann sieht den Erfolg des Titels in einem proportionalen Verhältnis zu dem „Kollektivierungserfolg des Mythos“³¹³, der zunehmend von der amerikanischen Kultur dominiert wird.

„Das Phänomen, daß in den vergangenen zweihundert Jahren bis zum heutigen Tag (fiktionale) Helden, deren Namen bei nahezu allen Menschen weitgehend kongruente Assoziationen und Emotionen bezüglich ihrer spezifischen Wert- und Handlungsmuster geweckt und durch diese Form ultimativer metasprachlicher Bedeutungsverdichtung die schnellstmögliche und weitestreichende Validierung der diesen Paradigmen zugrunde liegenden spezifischen Wert- und Handlungsimperative ermöglicht haben und noch ermöglichen, in exponentiell zunehmendem Maße amerikanischen Ursprungs gewesen sind, steht somit in unmittelbarem Zusammenhang mit der Tatsache, daß am Ende des zweiten Jahrtausends dem Hegemonialanspruch der Vereinigten Staaten von Amerika in wirtschaftlicher, politischer und kultureller Hinsicht kaum noch etwas entgegengesetzt wird.“³¹⁴

³¹¹ Schünemann: Mythos und Profit, 2000, S. 283

³¹² Ebd., S. 344

³¹³ Ebd., S. 345

³¹⁴ Ebd., S. 345

Zahlreiche der von Schünemann genannten Aspekte finden sich in den evolutionspsychologisch orientierten Textanalysen im hinteren Teil der Arbeit wieder, wobei in diesem Kontext dann der Versuch gemacht wird, die hier auf proximate Begründung gestellte Analyse mit ultimativen zu unterfüttern.

2.4.3. Handlungssystem: Produktion, Distribution, Marketing

In der Literaturwissenschaft werden häufig Inhalt, Sprache, Stil und Wirkungsweisen von erfolgreichen Texten, selten jedoch die Mechanismen des Handlungssystems analysiert. Dies hängt mit dem Umstand zusammen, dass die Abläufe und Funktionsweisen der Buchbranche denen weitgehend unbekannt sind, die rein akademisch arbeiten. So wie Literatur in ‚Trivialliteratur‘ und ‚Dichtung‘ dichotomisch bewertet wurde und wird, so wurde von den ausgehenden 1960er bis beginnenden 1980er Jahren das Handlungssystem unter ideologiekritischer Perspektive betrachtet. Eine Trichotomie zwischen den ‚kapitalistischen Verlagen‘, den ‚ausgebeuteten Autoren‘ als deren Werkzeug und den ‚in Dummheit gehaltenen Lesern‘ wurde aufgebaut.³¹⁵ Die Sichtweise wich seit Mitte der 1980er Jahre pragmatischen Überlegungen, die im Handlungssystem Literatur ein spezifisches ökonomisches System sehen. Wie (fast) jedes System ist auch die Buchbranche permanent in Bewegung. Deshalb kann das folgende Kapitel nur eine Momentaufnahme skizzieren. Grundlegende, missverstandene oder falsch eingesetzte Terminologien sollen geklärt, wirtschaftliche Zusammenhänge und Marktbedeutungen aufgezeigt werden.³¹⁶

³¹⁵ Wie zum Beispiel bei Schenda: Die Lesestoffe der Beherrschten sind die herrschende Literatur, 1976.

In diesem Stil äußert sich Almut Prieger über die Publikation von Enid Blytons Titel: Die Originaltexte wurden bearbeitet, um Anglizismen (auch englische Namen) „soziale und rassische Diskriminierung“ oder „krasse Darstellungen autoritären Verhaltens“ zu vermeiden. Dabei treten Ungenauigkeiten auf, die Prieger als „Indiz für das Bemühen eines Verlages [Franz Schneider Verlag – Verf.]“ ansieht, „einen Verkaufserfolg durch schnelle Neuerscheinungen am Leben zu erhalten. Sollten dieserart Mutmaßungen in den Verdacht der Böswilligkeit geraten, ist dennoch nicht zu leugnen, daß editorische Nachlässigkeit flüchtigen, ungenauen Leseprozessen bei Zehnjährigen Vorschub leistet. Der Faktor ‚Lesehunger‘ geht ein in die Profitkalkulation und – wie die Verkaufszahlen zeigen – erfolgreich darin auf.“ Prieger: Das Werk Enid Blytons, 1982, S. 52

³¹⁶ Dieses Kapitel kann weder ein betriebswirtschaftliches noch ein buchwissenschaftliches Handbuch oder ausgefeilte Statistiken ersetzen, sondern lediglich etwas Licht in die eher einseitige Betrachtungsweise von erfolgreicher Literatur bringen. Umfassendere Informationen zu diesem Thema bieten: Holger Behm et al.: Büchermacher der Zukunft – Marketing und Management im Verlag, 2. überarb. Aufl., Darmstadt: Primus 1999; Börsenverein des Deutschen Buchhandels: BiZ, 2008; Detlef Jürgen Brauner/Martin M. Weigert (Hrsg.): Lexikon des Verlagswesens, München: Oldenbourg 1997; Wolfgang Ehrhardt Heinold: Bücher und Büchermacher. Verlage in der Informationsgesellschaft, 5. neu bearb. Aufl., Heidelberg: Hüthig 2001; Christian Homburg: Gutachten im Auftrag des Verleger-Ausschusses des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels: Betriebswirtschaftliche Auswirkungen möglicher Veränderungen der Honorarsituation in Verlagen als Folge der Urheberrechtsnovellierung, Universität Mannheim 2003, [www: boersenverein.de](http://www.boersenverein.de), 31.03.2004; Herbert Paulerberg (Hrsg./)Wilhelm Stöckle (Begr.): ABC des Buchhandels. Wirtschaftliche, technische und rechtliche Grundbegriffe für den herstellenden und verbreitenden Buchhandel, 9. überarb. und erw. Aufl., Würzburg: Lexika-Verlag 1998; Hans-Helmut Röhring: Wie ein Buch entsteht. Einführung in den modernen Buchverlag, Darmstadt: Primus 2003; Eduard Schönstedt: Der Buchverlag. Geschichte, Aufbau, Wirtschaftsprinzipien, Kalkulation und Marketing, 2. Aufl., Stuttgart: Metzler 1999

2.4.3.1. Lesen als Freizeitbeschäftigung

Instabile wirtschaftliche Lage, Angst vor Arbeitslosigkeit und sozialer Unsicherheit spiegeln sich im modifizierten Freizeitverhalten der Deutschen wider. Dies belegt eine Studie des B.A.T. Freizeitinstitutes, die bereits 2003 auf Grund einer Befragung einer repräsentativen Stichprobe von 3000 Personen ab 14 Jahren entstand. Sie hat inhaltlich noch, bzw. wieder Gültigkeit: In Zeiten ökonomischer Stagnation bzw. Rezession gewinnen preiswerte oder kostenlose Freizeitbeschäftigungen wieder an Attraktivität und kostenintensive gehen zurück.

„Zu Beginn des dritten Jahrtausends müssen die Freizeitkonsumenten mit zwei Gegensätzen leben: Auf der einen Seite die ständig zunehmende Anzahl von Angeboten und auf der anderen Seite die Verknappung von Zeit und Geld. Dies führt dazu, dass die Verbraucher ihre kostbare Freizeit differenzierter einteilen. Sie können nicht mehr alles erleben und bei jedem neuen Trend von Anfang an dabei sein. Jetzt müssen sie genau überlegen, wofür sie ihre Zeit und Euros einsetzen.“³¹⁷

Auch wenn das Bücherlesen im medialen Kontext zugunsten von Fernsehen, Internet und anderen elektronischen Plattformen sukzessive an Einfluss verloren hat, gehört die Buchlektüre allgemein und speziell bei Kindern und Jugendlichen immer noch zu den zehn beliebtesten Freizeitaktivitäten.³¹⁸ Die Beschäftigung mit dem PC hat bei Kindern ab 6 Jahren mittlerweile das Bücherlesen überholt, ein Trend, der in einigen Jahren bei Studien über Erwachsene seine Auswirkungen zeigen wird.³¹⁹ Je rund ein Drittel der befragten Kinder besitzt einen eigenen PC oder benutzt einen im Haushalt befindlichen, Tendenz steigend, wobei gravierende Unterschiede zwischen den Bildungsschichten registriert werden.³²⁰ Horst W. Opaschowski, Leiter des B.A.T. Instituts, verweist auf die Altersabhängigkeit bei der Nutzung neuer Technologien: „Die Generationen über 30 haben bereits ausgeprägte bzw. ‚eingespielte‘ Mediengewohnheiten zwischen Zeitung und Buch, Hörfunk und Fernsehen“.³²¹ Neben Medien nehmen für Kinder „Treffen mit Freunden“, „Spiele draußen und drinnen“, sportliche Aktivitäten oder die „Beschäftigung mit Tieren“ einen hohen Stellenwert ein. Insgesamt variieren die Ergebnisse

³¹⁷ British American Tobacco Freizeit-Forschungsinstitut (B.A.T.): Freizeit Monitor 2003. Was weniger kostet, gewinnt an Wert! Umdenken bei den Freizeitkonsumenten, 02.04.2004, www.bat.de und in: Freizeit aktuell Nr. 175, 07.10.2003

³¹⁸ Börsenverein des Deutschen Buchhandels: BiZ, 2008, S. 17 f.; Börsenverein des Deutschen Buchhandels (Hrsg.): Buchkäufer und Leser. Profile, Motive, Wünsche (Kurzfassung), 2008; Stiftung Lesen e.V./Bundesministerium für Bildung und Forschung: Lesen in Deutschland 2008

³¹⁹ Nach der Studie der ARD/ZDF-Medienkommission und des Kinderkanals bei Kindern von 6-13 Jahren: Kinder und Medien 2003, März 2004, download unter: www.mdr.de, 01.04.2004 steht mit einer täglichen Nutzung von 20% aller Befragten an achter Stelle „Computer nutzen“ und mit 15% an zehnter Stelle „Bücher anschauen/lesen“.

Die Kids Verbraucher Analyse (KVA) 2003 der Verlage Egmont Ehapa, Axel Springer und Bauer Abschnitt 15-2 weist bei der Befragung von 6-19-Jährigen ähnliche Werte auf: Eine häufige Computernutzung wird von 42,1% genannt (3. Stelle) und das Lesen von Büchern von 24,7% (5. Stelle). Der Unterschied in den Ergebnissen zwischen diesen beiden aktuellen Studien hängt vermutlich mit der Ausrichtung der Frage in eine ‚tägliche‘ oder ‚häufige‘ Nutzung, die allerdings nicht weiter spezifiziert wird, zusammen.

Die von der Arbeitsgemeinschaft der ARD-Werbegeellschaften herausgegebenen Basisdaten „Media Perspektiven“ konnten für dieses Kapitel nicht genutzt werden, da Daten zur Mediennutzung erst bei Personen ab 14 Jahren erhoben werden.

³²⁰ Kids Verbraucher-Analyse, 2003, Abschnitt 13-2

³²¹ B.A.T. Medienanalyse, 2002

zwischen den einzelnen Untersuchungen und dem Alter der befragten Kinder.³²² Erstmals wurden 2003 die beliebtesten Aktivitäten von Vorschulkindern zwischen zwei und fünf Jahren analysiert. Bücher rangieren in deren Gunst höher als bei Schulkindern: 34% sehen sich täglich Bücher an (von ‚lesen‘ kann in diesem Alter nicht gesprochen werden), bei den 6- bis 13-Jährigen sind es lediglich 15%.³²³ Das Ergebnis überrascht Branchenkundige nicht, da es im hohen Maße mit der Altersstruktur der Empfänger von KJL korreliert und stärker denn je die Bedeutung einer frühen Lesesozialisation herausstellt.³²⁴

Beunruhigend ist, dass ein Viertel der Deutschen *niemals* ein Buch zur Hand nimmt, wobei die Männer mit 28% etwas über dem Durchschnitt liegen, die Frauen mit 22% knapp darunter. Der Faktor verändert sich dramatisch je nach abgeschlossener Ausbildung: 40% aller Hauptschulabsolventen aber nur 6% aller Abiturienten/Studienabgänger sind gänzliche Nichtleser.³²⁵ Darüber hinaus gaben nahezu die Hälfte (45%) der befragten 14- bis 19-Jährigen an, dass sie als Kind *nie* ein Buch geschenkt bekommen haben und somit nicht nur der Leseimpuls, sondern auch die technische Lesefähigkeit und die Leseübung fehlt.³²⁶ Man kann vermutlich davon ausgehen, dass diese Jugendlichen in Zukunft zu der dann anwachsenden Gruppe der Leseabstinenten gehören. Problematisch in diesem Zusammenhang ist besonders die Situation der Kinder mit Migrationshintergrund, die nur zur Hälfte die elementare Lesekompetenz überschreiten. Haben sie diese erreicht, dann unterscheidet sich ihr Leseverhalten nicht von dem der deutschstämmigen Kinder.³²⁷ Die Konsequenzen aus einer fehlenden Lesekompetenz für Schul- und Berufsabschluss sowie für die Integration in das gesellschaftliche

³²² Allgemeine Zahlen siehe: Verbraucher Analyse, die vom Springer und Bauer Verlag 2002 durchgeführt wurde, zitiert nach BiZ, 2003, S. 8; B.A.T. Freizeit Monitor, 2003; B.A.T. Medienanalyse, 2002.

Freizeitaktivitäten von Kindern siehe: Kids Verbraucher-Analyse, 2003, Abschnitt 15-2; Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest: KIM-Studie 2003, www.mpfs.de/studien/kim/kim03.html, 31.03.2004; ARD/ZDF-Medienkommission und Kinderkanal: Kinder und Medien 2003.

³²³ ARD/ZDF: Kinder und Medien, 2003, S. 28 ff.

³²⁴ Zur Empfängerstruktur von Kinder- und Jugendbüchern siehe Kap. Zahlen und Fakten des Buchmarkts.

Weitergehende Informationen zum Thema der literarischen Sozialisation: Heinz Bonfadelli et al.: Leseerfahrungen und Lesekarrieren. Lesesozialisation. Eine Studie der Bertelsmann Stiftung Bd. 2, Gütersloh: Bertelsmann 1993; Hartmut Eggert/Christine Garbe: Literarische Sozialisation, a.a.O.; Bettina Hurrelmann/Michael Hammer/Ferdinand Nieß: Leseklima in der Familie. Lesesozialisation. Eine Studie der Bertelsmann Stiftung Bd. 1, Gütersloh: Bertelsmann 1993; Zvi Penner: Ein innovatives Konzept zur Frühintervention von Sprachentwicklungsproblemen vor der Einschulung, www.liga.at/pdf/flyer_zivipenner.pdf, download vom 24.10.2007; Cornelia Rosebrock: Lesen im Medienzeitalter. Biografische und historische Aspekte literarischer Sozialisation, Weinheim/München: Juventa 1995; Gabriele Runge: Lesesozialisation in der Schule. Untersuchungen zum Einsatz von Kinder- und Jugendliteratur im Unterricht, Würzburg: Königshausen & Neumann 1997;

³²⁵ Stiftung Lesen: Lesen in Deutschland 2008

³²⁶ Der Medienpsychologe Peter Winterhoff-Spurk weist darauf hin, dass sich Lesefertigkeiten unter dem Einfluss von Fernsehen nicht zu verschlechtern scheinen – zumindest kann dies durch keine Studie belegt werden, allerdings reduziert sich die Zeit für Lektüre (und für andere Aktivitäten) zugunsten der Zeit, die vor dem Fernseher verbracht wird, d.h. Training fehlt und der regelmäßige Kontakt nimmt ab, dadurch sinken vermutlich Lese- und Schreibfähigkeiten zunehmend („Displacementeffekt“) Peter Winterhoff-Spurk: Medienpsychologie. Eine Einführung, 2. überarb. Aufl., Stuttgart: Kohlhammer 2004, S. 97 f.

³²⁷ Stiftung Lesen: Lesen in Deutschland 2008, S. 44 f.

Leben sind im Zuge der Ergebnisse der diversen PISA-Studien hinreichend diskutiert worden und sollen nicht im Detail vertieft werden.³²⁸

Die Gruppe der Gelegenheitsleser ist in den vergangenen Jahren gesunken und umfasst nun ein weiteres Viertel der Bevölkerung, der harte Kern der Vielleser (mehr als 50 Bücher p.a.) hingegen bleibt kontinuierlich stabil bei rund 3%. Das Interesse an Büchern ist bei Frauen stärker ausgeprägt als bei Männern. So haben beispielsweise 66% der Frauen, aber nur 52% der Männer in den vergangenen 12 Monaten ein Buch gekauft. Bei der täglichen Buchlektüre klafft der Unterschied noch weiter auseinander: 45% bei den Frauen und 30% bei den Männern.³²⁹ Auch die Vorliebe für Romane, Erzählungen und Gedichte teilen Männer nicht in demselben Maße wie Frauen (42% zu 19%). Bei Sach- und Fachbüchern ist das Verhältnis hingegen nahezu ausgewogen.³³⁰ Insgesamt steigt der Stellenwert von Büchern mit dem Bildungsstand, dem Haushaltsnettoeinkommen und der Größe des Wohnorts. Das Alter spielt ab 20 bis 70 Jahre nur eine geringe Rolle.³³¹ Bei Kinder und Jugendlichen zeigen sich die geschlechtsspezifischen Unterschiede gravierend ab 10 Jahren: Lagen die Jungen als Empfängerzielgruppe bis dahin noch vorne, so werden sie dann auffällig von den Mädchen überholt (z.B. Empfängeralter bis 3 Jahre: 20% männlich, 16% weiblich; ab 16 Jahre: 15% männlich, 30% weiblich). Gekauft wird die KJL sogar zu Zweidrittel von Frauen und einem Drittel von Männern.³³² Neben den rein quantitativen werden immer wieder die qualitativen Unterschiede thematisiert: Mädchen und Frauen lesen im Gegensatz zu ihren männlichen Altersgenossen intensiv, „lustorientiert und mit größerer emotionaler Anteilnahme“ und bevorzugen daher das Genre der schöngeistigen Literatur.³³³ Erklärt wird dies mit der historischen Entwicklung der Leserin im 18. Jahrhundert: Bürgerliche Frauen – und die waren neben dem Adel und einigen im klerikalen Bereich Tätigen die Hauptgruppe, die des Lesens mächtig war – blieben von außerhäuslicher Arbeit ausgeschlossen und hatten dadurch einen eingeschränkten Wir-

³²⁸ Hartmut Eggert und Christine Garbe differenzieren zwischen drei Begriffen: Lesefertigkeit, Lesekompetenz und literarische Rezeptionskompetenz. Die ‚Lesefertigkeit‘ trennt Alphabeten von Analphabeten und ist an grundlegende Aspekte gebunden: die Sprachkompetenz, das Wissen, Gedächtnisleistungen in Form von der Fähigkeit, Erinnerungen zu aktivieren, Verstehen von Mimik, Gestik etc. bei gesprochener Sprache, Differenzierungsfähigkeit zwischen geschriebener und gesprochener Sprache. Diese Lesefertigkeiten sind „auf individuellen, altersspezifischen (möglicherweise auch geschlechtsspezifischen) und kulturell differierten Voraussetzungen aufgebaut“. Die ‚Lesekompetenz‘ bewertet den Übungsgrad, Texte auch im größeren Umfang zu bewältigen und sich ihres Inhalts zu versichern („adaptives Lesen“). Mit der ‚literarischen Rezeptionskompetenz‘ demonstriert der Leser die Fähigkeit, die sie „zum Umgang mit dem differenzierten Formenspektrum literar-ästhetischer Kultur“ benötigt. (Eggert/Garbe: Literarische Sozialisation, 2003, S. 9 ff.)

Im Statistischen Bundesamt waren Ende 2005 Kinder bis 6 Jahren 4.346,1 Tsd. deutscher und 242 Tsd. ausländischer Herkunft gemeldet; von 6 bis 15 Jahren insgesamt 7.303,7 Tsd. deutscher und 758 Tsd. ausländischer Herkunft <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/Bevoelkerung/AuslaendischeBevoelkerung/Tabellen/Content100/Altersgruppen.property=file.xls>; <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/Bevoelkerung/Bevoelkerungsstand/Tabellen/Content75/AltersgruppenFamilienstand.templateId=renderPrint.psml>, 23.03.2009

³²⁹ Börsenverein des Deutschen Buchhandels: BiZ, 2008, S. 19

³³⁰ Stiftung Lesen: Lesen in Deutschland 2008, S. 16

³³¹ Ebd., S. 17 f.; Börsenverein des Deutschen Buchhandels: BiZ, 2008, S. 19 ff.

³³² GfK: Jahresrepräsentation Kinder- und Jugendbücher 2007, Chart 81 und Chart 97

³³³ Eggert/Garbe: Literarische Sozialisation, 2003, S. 80; allg. ebd., S. 76 ff.; Bischof/Heidtmann: Lesen Jungen ander(e)s als Mädchen?, 2002

kungskreis.³³⁴ Die Lektüre stellte das Fenster zur Gesellschaft dar und/oder schuf „fiktive Ersatzwelten“.³³⁵ Die präferierten Gattungen entwickelten sich aus den tradierten Rollenerwartungen: „Sachlichkeit, Fachkompetenz und Leistungsfähigkeit“ bei Männern und „Familien- und Beziehungsorientierung“³³⁶ bei Frauen, oder wie es Nancy Chodorow im Rahmen der Gender-Debatte formulierte: „Das grundlegende weibliche Selbstgefühl ist Weltverbundenheit, das grundlegende männliche Selbstgefühl ist Separatheit.“³³⁷ Das soziologische Erklärungsmuster mag eine proximate, aber keine ultimate Begründung liefern. Es erscheint inzwischen plausibler, das unterschiedliche Leseverhalten der Geschlechter an neurologischen Gegebenheiten festzumachen: Die Spracherkennung und die Sprech- und Kommunikationsfähigkeit ist bei Frauen besser ausgebildet als bei Männern, ebenso sind sie besser in der Lage, sich in anderen Menschen und Situationen hineinzusetzen und ihre Aktionen und Reaktionen auf die anderen abzustimmen. Das kognitive Durchspielen der sozialen Interaktionen mit Hilfe von fiktionalen Texten liegt demnach stärker in dem weiblichen Fokus. (Vgl. Kap. Spezialisierung und Geschlechterunterschiede)

Anhand einer Studie des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels (in Zusammenarbeit mit Sinus Sociovision), die auf der Befragung von 10.000 Personen ab 10 Jahren und der Auswertung von Kaufdaten von 8.000 Teilnehmern basiert, wurden zehn Milieus extrahiert, d.h. Personenkreise, die sich in ihrer Lebensführung und in ihrer Anschauung ähneln, die sich wiederum in vier Milieu-Typen zusammenfassen lassen:

- 1) Gesellschaftliche Leitmilieus (Etablierte, Postmaterielle, moderne Performer)
- 2) Traditionelles Milieu (Konservative, Traditionsverwurzelte, DDR-Nostalgische)
- 3) Mainstream (bürgerliche Mitte, Konsum-Materialisten)
- 4) Hedonistische Milieus (Experimentalisten, Hedonisten)

³³⁴ Rudolf Schenda hat in „Volk ohne Buch“ ab S. 441 ff. Daten und Informationen zur Leser- und Nichtleserstruktur in dem 18. und 19. Jahrhundert aufgeführt.

³³⁵ Eggert/Garbe: Literarische Sozialisation, 2003, S. 81

³³⁶ Ebd., S. 81 f.

³³⁷ Nancy Chodorow: Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter, 3. Aufl., München: Frauenoffensive 1990, S. 220

Gestützt auf die psychoanalytische Theorie der sozialen Reproduktion, die sie zu einer „Entwicklungstheorie über die Reproduktion der weiblichen Mütterlichkeit“ (ebd., S. 267) modifiziert, nimmt Chodorow als Begründung die unterschiedlichen Formen der frühen Mutterbeziehung an, die Mädchen „mit einer primären Definition des Selbst eingebauten Grundlage für ‚Empathie‘“ (ebd., S. 217) abschließen. Evolutionspsychologische oder biologische Begründungen lehnt sie weitgehend ab. (Ebd., S. 23 ff)

2.4.3.2. Wirtschaftliche Kennziffern

Absatz (oder auch Abverkauf) und Umsatz sind zwar unter Laien bekannte Termini, werden aber meist nur von Insidern im zutreffenden Zusammenhang angewendet. Die wirtschaftliche Kennzahl des Deckungsbeitrags ist weniger im Sprachgebrauch verankert, obwohl sie aussagekräftiger ist als die beiden anderen.

Unter *Absatz* versteht man die „von einem Produktions- oder Handelsunternehmen in einer bestimmten Zeiteinheit verkaufte Gütermenge“, also die Anzahl von verkauften Exemplaren eines bestimmten Titels.³³⁸ Es handelt sich nicht um die *Auflage*, die zusätzlich die unverkauft gelagerte oder kostenlos verteilte Produktionsmenge umfasst wie z.B. Rezensionsexemplare für Journalisten, Freixemplare für die Autoren und Bibliotheken oder Leseexemplare für Buchhändler. Veröffentlichte Bestsellerlisten sind nach dem Absatz, also nach der Rangfolge der am *häufigsten* verkauften Titel, strukturiert.³³⁹

Absatzorientiert werden die variablen Kosten kalkuliert wie beispielsweise das Autorenhonorar, das, sofern es sich nicht um eine pauschale oder garantierte Honorierung handelt, pro verkauftes Exemplar abgerechnet wird – entweder prozentual (zwischen 5%-6% bei Taschenbüchern und 9%-12% bei Hardcovern) vom Brutto- oder Nettoladenverkaufspreis (LVP) oder vom Grundnettopreis (GNP zwischen 12% und 18%), einer Basis, die Autoren stärker am wirtschaftlichen Risiko des Verlags beteiligt, weil die Handelsspanne berücksichtigt wird.³⁴⁰

Beispiel: Ein Buch kostet im Laden 20,- €. Darin sind 7% MwSt. enthalten, die abgeführt werden müssen. Ein Autor wird mit 10% vom Brutto-LVP honoriert, d.h. er erhält 2,- € pro verkauftem Buch, beim Netto-LVP wären es 1,87 €. Ist die Basis 15% des GNP, dann erhielte er 1,67 € pro verkauftem Buch (20,- € - MwSt. = 18,69 € - 40% Rabatt an den Buchhandel = GNP x 15% = 1,68 €)

Bei einem Pauschalhonorar werden die Nutzungsrechte mit einem Einmalbetrag vergütet. Diese Zahlungsweise findet vor allem bei Anthologien mit Einzelbeiträgen von unterschiedlichen Autoren Anwendung, aber auch bei Projekten, die im Niedrigpreissegment in Vertriebskanälen wie dem ‚Modernen Antiquariat‘ oder als Sonderproduktion angeboten werden. Übersetzer werden ebenfalls meistens pauschal honoriert. Das Garantiehonorar fungiert als Vorschuss und wird in der Regel mit der prozentualen Absatzhonorierung verrechnet. Es bleibt garantiert bei dem Autor, selbst wenn der Abverkauf dies nicht rechtfertigt. Eine Studie

³³⁸ Brauner/Weigert: Lexikon des Verlagswesens, 1997, S. 4; Paulerberg: ABC des Buchhandels, 1998, S. 17

³³⁹ Allerdings umfasst die Auswertung der Verkaufszahlen – wie im weiteren Fortgang noch detaillierter ausgeführt wird – nicht alle Vertriebskanäle.

³⁴⁰ Einer Studie zufolge bei Belletristik- und Sachbuchverlagen belaufen sich die Vergütungen für Autoren (bezogen auf Netto-LVP) durchschnittlich bei Belletristik-HC auf 9,56%, Belletristik-Tb auf 6,57%, bei Sachbuch-HC auf 8,29%, Sachbuch-TB auf 5,48%. Sachbuch umfasst keine Wissenschafts- oder Fachliteratur und richtet sich an das breite Publikum. Christian Homburg: Betriebswirtschaftliche Auswirkungen möglicher Veränderungen der Honorarsituation in Verlagen als Folge der Urheberrechtsnovellierung, 2003.

des Verleger-Ausschusses des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels im Frühjahr 2003 hat ergeben, „dass in 73% (Belletristik) bzw. 50% (Sachbuch) der Fälle, in denen ein solcher Vorschuss gezahlt wird, der Absatz des Titels die Höhe dieses Honorars nicht vollständig einspielt. Das Honorar fällt also effektiv höher aus als die Kombination aus verkaufter Auflage und Vergütungssatz pro verkauftem Exemplar ergeben würde.“³⁴¹ Für erfolgreiche Autoren werden von Verlagen sechs- und siebenstelligen Summen geboten und oftmals Manuskripte gesichert, die noch nicht einmal geschrieben sind. Obwohl ein Verlag mit einer solchen Kapitalbindung ein großes Risiko eingeht, scheint ein derartiges Vorgehen dennoch kalkulierbarer, als ausschließlich auf neue, unbekannte Autoren zu setzen.

Beispiel: Ein Roman einer Erfolgsschriftstellerin wird mit einem Garantiehonorar von 300.000 € eingekauft und soll für 20,- € im Handel angeboten werden. Das Garantiehonorar wird gegen ein Absatzhonorar von 10% auf den Netto-LVP abgerechnet, d.h. 1,87 € pro verkauftem Buch. Nur um die Garantiesumme zu amortisieren, muss der Verlag mindestens 160.428 Exemplare verkaufen.

Da in der KJL nur selten Texte und Illustrationen aus einer Hand stammen, wird die prozentuale Vergütung nach einem Leistungs-Schlüssel aufgeteilt oder der Autor/Illustrator erhält eine pauschale Honorierung, wenn sein Teil nur unterstützend, jedoch nicht wesentlich zur Ausstattung beiträgt. Im Pappbilderbuch wird dies eher eine Textzeile und in einem Kinderroman werden es eher Vignetten oder kleine Illustrationen sein.

Der *Umsatz* repräsentiert den Geldwert eines Buches, eines Segments oder eines Verlags. Paulerberg vermerkt: „Im weitesten Sinn ist Umsatz eine Wertumwandlung eines Gutes in ein anderes Gut.“³⁴² Es wird zwischen dem *Innen- oder Binnenumsatz*, also dem eigentlichen *Verlagsumsatz* und dem *Umsatz zu Ladenverkaufspreisen (LVP)* unterschieden. Der Verlagsumsatz eines Buches errechnet sich *nicht*, indem der Absatz mit dem Netto-LVP (ohne MwSt.) multipliziert wird. Die meisten Bücher haben in Deutschland gebundene Ladenpreise, d.h. ihr Preis ist unabhängig von der Verkaufsstelle immer identisch. Von den erwirtschafteten Einkünften muss neben dem Autor und dem Verlag, der die Preise festlegt und damit bindet, der Handel profitieren. Diese *Handelsspanne* wird gleich beim Verkauf des Buches an den Handel in Abzug gebracht und beläuft sich zwischen 25% bei Fachbüchern und Buchverkaufsstel-

³⁴¹ Ebd., S. 24

³⁴² Paulerberg: ABC des Buchhandels, 1998, S. 193. Paulerberg reduziert aber im Weiteren fälschlicherweise den Umsatz auf den Umsatz zu Ladenverkaufspreisen, wenn er formuliert: „So ist Umsatz (= Erlös) das Ergebnis von Absatz multipliziert mit dem Einzelverkaufspreis.“ Die herauszurechnende Mehrwertsteuer berücksichtigt er in seiner Definition ebenso wenig.

len mit kleinsten Abnahmemengen und 50% bei Barsortimenten und großen, filialisierten Buchhandlungen.³⁴³ Im Durchschnitt liegt sie derzeit bei 31,8%.³⁴⁴

Beispiel: Ein Kinder- und Jugendbuch kostet im Handel 15,- €, ohne MwSt. 14,02 € - 40% (5,61 €) Rabatt an den Handel = 8,41 € Umsatz pro verkauftem Exemplar x 5.000 Expl. Anzahl der verkauften Exemplare = 42.050,- € Umsatz pro Titel.
Das ließe sich nun ebenso über die verschiedenen Titel eines Segments bis zum Verlagsumsatz aufsummieren.

Der Umsatz zeigt, wie viel Geld ein Unternehmen einnimmt, nicht aber seine Ertragskraft, also die Summe, die ihm nach Abzug aller Kosten und vor Zahlung der Steuern verbleibt. Wirtschaftlich denkende Verlage nehmen ein Buch nicht nur ins Programm, weil sie vom Inhalt überzeugt sind, sondern prüfen vorher mit Hilfe einer *Deckungsbeitragsrechnung* (DBR) oder *Verlagskalkulation*, ob eine Publizierung ökonomisch sinnvoll ist.³⁴⁵ Mit Hilfe einer DBR wird festgestellt, bei welchem Absatz und LVP ein Buchprojekt wirtschaftlich ist. Zur Berechnung des DBR müssen im Vorfeld die Kosten ermittelt werden. Man unterscheidet zwischen fixen, also auflageunabhängigen, und variablen, also auflageabhängigen, Kosten.³⁴⁶

	fixe Kosten	variable Kosten
Herstellungskosten	Satz Autor-Korrektur Repro Druckplatten	Papier (Fort-)Druck Binden
Honorare	Herausgeber Garantie-Honorar Übersetzer Korrektor	Absatz-Honorar Lizenz-Gebühr
Verlagskosten	Werbung Gemeinkosten	Auslieferungsgebühr Vertreter-Provision Rabatt

³⁴³ Als ‚Barsortiment‘ bezeichnet man den Zwischenbuchhandel, der eine Grossistenfunktion einnimmt. Da es Buchhandlungen nur möglich ist, eine sehr überschaubare Menge an verschiedenen Titeln über den Verlagsvertreter direkt beim Verlag zu bestellen, beziehen sie die nicht vorrätigen Titel meist bei einem der Barsortimente (KNOe, Libri, Umbreit), wenn diese gewünscht werden. Die Lieferung von dort an die Buchhandlung dauert i.d.R. nicht länger als 24 Stunden. ‚Filialisierten Buchhandel‘ nennt man die Unternehmen, die nicht nur eine Sortimentsbuchhandlung ihr Eigen nennen, sondern mehrere Filialen. Zu den Großen in Deutschland zählen mit unterschiedlichen regionalen Schwerpunkten u.a. DBH (Hugendubel, Weltbild, Habel, Weiland, Thalia), Mayersche, Pustet und Wittwer.

³⁴⁴ Börsenverein des Deutschen Buchhandels: BiZ, 2008, S. 41

³⁴⁵ Andere Kalkulationsmodelle wie die ‚Drittelkalkulation‘ werden bei Schönstedt: Der Buchverlag, 1999, S. 143 ff., erklärt. Immer noch praktiziert wird die Aufschlagskalkulation, die von ‚unten‘, sprich dem Einkaufspreis/Herstellkosten, nach ‚oben‘, sprich dem Ladenverkaufspreis, rechnet. (Faustformel: Einkaufspreis x 7,5)

³⁴⁶ Darüber hinaus gibt es noch die so genannten sprungfixen Kosten, die sich mit dem Erreichen einer bestimmten Schwelle oder Progressionsstufe verändern. Tabelle: Paulerberg: ABC des Buchhandels, 1998, S. 202. Übersetzerhonorare gehören inzwischen nicht mehr eindeutig zu den fixen Kosten, da diese zwar in der Regel erst einmal ein Seitenhonorar erhalten, dann aber noch zusätzlich prozentual am Erfolg des Buches partizipieren.

Eine DBR kann wie folgt aussehen:³⁴⁷

Brutto-Umsatz	100.000 €	20,- € LVP x 5.000 Absatz
- MwSt.	6.542 €	7%
Netto-Umsatz	93.458 €	
- Rabatt an Handel	37.383 €	40%
Netto-Erlös	56.075 €	eigentlicher Verlagsumsatz
+ Sondererlöse	5.000 €	z.B. durch Nebenrechte
Gesamt-Erlös	61.075 €	
- Herstellungskosten (titelbezogen)	19.290 €	34,4% vom Netto-Erlös
Deckungsbeitrag I	41.785 €	
- Honorarkosten (titelbezogen)	12.804 €	13,7% Autor, Übersetzer vom Netto-Umsatz
- Vertriebskosten (titelbezogen)	2.860 €	5,1% vom Netto-Erlös
- Auslieferungskosten (titelbezogen)	4.935 €	8,8% vom Netto-Erlös
Deckungsbeitrag II	21.186 €	
- Marketingkosten	4.879 €	8,7 % vom Netto-Erlös
Deckungsbeitrag III	16.307 €	
- Gemeinkosten ³⁴⁸ (unternehmensbezogen)	14.692 €	26,2% vom Netto-Erlös
Deckungsbeitrag IV³⁴⁹	1.615 €	

Die *Deckungsaufgabe* bestimmt die Anzahl der Bücher, die für die Deckung der *direkt zurechenbaren* Kosten verkauft werden müssen. Deckungsaufgabe = (Herstellungskosten + Kosten für titelbezogenes Marketing der Gesamtauflage)/(Netto-Erlös pro Buch – titelbezogene Einzelstückkosten).³⁵⁰ In dem Beispiel liegt die Deckungsaufgabe bei 2.891 Exemplaren.³⁵¹ Für die Praxis bedeutet dies, dass sich der Vertrieb sicher sein muss, diese Deckungsaufgabe verkaufen zu können, da dieser Titel sonst weder seine eigenen Kosten noch die unternehmensbezogenen Fixkosten trägt, d.h. der Verlag macht damit Verlust.

Bei der Berechnung der DBR spielen LVP und geplante Auflage eine zentrale Rolle. Durch Anheben oder Senken einer oder beider Faktoren kann ein Projekt – wie es im Fachjargon heißt – künstlich ‚schön‘ oder ‚schlecht‘ kalkuliert werden. Es verlangt viel Erfahrung und eine gute Marktkenntnis, um einen am Markt durchsetzbaren LVP festzulegen und andererseits die Absatzchancen realistisch einzuschätzen. Bekanntheit des Autors, Aktualität des Themas oder Genres, Format, Ausstattung, Vertriebskanäle sowie werbliche und vertriebliche

³⁴⁷ Die prozentualen und absoluten Zahlen entsprechen der realen durchschnittlichen Größenordnung eines Hardcover-Titels eines Publikumsverlags. (vgl. Gutachten von Homburg, 2003) Die einzelnen Faktoren und Verhältnisse ändern sich, wenn z.B. ein großer herstellerischer Aufwand nötig ist (wie bei einem Bilderbuch mit Spieleffekten) oder bei einer anderen Verlagsstruktur (wie angestellten Vertreter oder freien Redakteuren). Die Beträge sind kaufmännisch gerundet.

³⁴⁸ Gemeinkosten sind Fixkosten und umfassen hier viele Positionen wie Gehälter, Mieten, allg. Marketingkosten und Marktforschung, allg. Sachkosten, Wagnisse, Lagerkosten.

³⁴⁹ Vom DB IV gehen noch für die interne Kostenrechnung Unternehmerlohn und Kapitalverzinsung ab.

³⁵⁰ Schönstedt: Der Buchverlag, 1999, S. 156

³⁵¹ Schönstedt kommt auf eine Deckungsaufgabe von 3.404 Expl., die aber rechnerisch nicht nachvollzogen werden konnte und daher hier auch nicht übernommen wurde.

Aktivitäten müssen dabei berücksichtigt werden. Schlichte betriebswirtschaftliche Formeln, wie eine Absatzsteigerung bei gesenkten Preisen oder umgekehrt, die möglicherweise in anderen Branchen funktionieren, können, müssen aber nicht zwingend bei Büchern greifen.

2.4.3.3. Zahlen und Fakten des Buchmarkts³⁵²

Buchmarkt

Die Buchbranche und insbesondere der Kinder- und Jugendbuchmarkt hat in den vergangenen Jahren im Vergleich zu anderen Wirtschaftsbetrieben zulegen können.³⁵³ Die Mehrwertsteuererhöhung (von der Bücher ausgenommen waren) sowie die allgemeine Teuerungsrate – bedingt vor allem durch hohe Energiekosten – ließen im Einzelhandel die Erlöse sinken. Zwar kauften 2007 weniger Menschen Bücher (35,3 Mio./-0,5 Mio. zum VJ/-10,0 Mio. zu 1997³⁵⁴, doch diese haben durchschnittlich mehr ausgegeben als im Vorjahr (108,50 €/104 € VJ). Getrieben wurde dieser Anstieg inhaltlich von den sogenannten „All-Age-Büchern“, Büchern also, die von Jugendlichen wie von Erwachsenen gleichermaßen gelesen werden, und von dem sich langsam stabilisierenden Höhenflug im Hörbuchmarkt. Als neue mediale Plattform hat sich das E-Book etabliert, inwieweit es zukünftig neues Umsatzpotenzial bringt oder ob es nur Verlagerungen von der herkömmlichen Buchform auf die elektronische Ebene gibt, wird sich erst noch langfristig weisen. In den Vertriebskanälen hat der E-Commerce, allen voran der Internetanbieter Amazon, am meisten an dem Aufschwung partizipiert. Inzwischen avancierte Amazon in Deutschland zu der größten Bucheinkaufsstätte und hat selbst große Filialisten wie die Weltbild-Hugendubel-Gruppe, Thalia oder Kauf- und Warenhäuser hinter sich gelassen.

Die Zahl der Beschäftigten im Buchhandel blieb in den vergangenen Jahren bei rund 35.000 Personen stabil, insbesondere durch die Filialisten, die ihre Expansionsstrategie weiterverfolgten. Das Statistische Bundesamt weist seit 2003 einen kontinuierlichen Rückgang bei den sozialversicherungspflichtigen Beschäftigten der Verlage aus. Allerdings umfasst diese Zahl auch Zeitungs- und Zeitschriftenverlage und ist wenig aussagekräftig für Buchverlage. Fundierte separate Zahlen liegen nicht vor, nur für Verlage mit mehr als 50 Mitarbeitern: 19.128

³⁵² Alle genannten Zahlen und Fakten stammen, sofern nicht anders angegeben, aus:

- Gesellschaft für Konsumforschung (GfK): Jahrespräsentation Kinder- und Jugendbücher 2007, 27.03.2008 (öffentlich nicht zugängliches Material); Zahlen beziehen sich auf die Warengruppe Kinder- und Jugendbuch und umfassen daher auch nicht die gesamte Kinder- und Jugendlektüre. Bei der GfK-Studie handelt es sich um ein klassisches Konsumentenpanel, bei dem alle Einkäufe mittels eines Fragebogens von den teilnehmenden Personen (ca. 20.000) kontinuierlich aufgelistet werden. Der Personenkreis spiegelt einen repräsentativen Querschnitt der deutschen Bevölkerung wider.

- Börsenverein des Deutschen Buchhandels: Buch und Buchhandel in Zahlen (BiZ) 2008 (BiZ)

- Christian Homburg: Betriebswirtschaftliche Auswirkungen möglicher Veränderungen der Honorarsituation in Verlagen als Folge der Urheberrechtsnovellierung, 2003.

³⁵³ Der Buchmarkt schneidet laut GfK, gemessen an Non-Food-Ausgaben, hervorragend ab. Umsatzentwicklung von 1998 bis 2007 (Index: 1998 = 100) im Non-Food-Bereich (z.B. Textil, Elektro) bei Index 85,9 und im Buch-Bereich 104,6. (GfK Jahrespräsentation Kinder- und Jugendbücher 2007, Chart 31)

³⁵⁴ Börsenverein des Deutschen Buchhandels: BiZ, 2008, S. 8

Personen haben 2007 in solch größeren Verlagen gearbeitet.³⁵⁵ Kleine Unternehmen, die es immer noch zahlreich in der Branche gibt, werden nicht aufgeführt. Insgesamt kann man wohl davon ausgehen, dass in deutschen Buchverlagen und im Buchhandel gut 60.000 Personen arbeiten, nur rund 0,15% aller Erwerbstätigen – arbeitsmarktpolitisch gesehen eine leichtgewichtige Branche.³⁵⁶ Mit rund 1,7% Prozent an der gesamtdeutschen Bruttowertschöpfung sowie weniger als 9% der privaten Ausgaben für Freizeit, Unterhaltung und Kultur ist die Buchbranche mit einem Umsatz (Basis LVP) von gut 9,5 Mrd. € (2007) kein kapitaales Standbein der Volkswirtschaft.³⁵⁷

2007 wurden im *privaten* Buchmarkt (Bibliotheken, Schulen, Verbände sowie Verkauf in das Ausland ausgenommen) von 35,3 Mio. Käufern 384 Mio. Bücher erworben, das entspricht einer Reichweite von 55,1% oder anders ausgedrückt: Nur gut die Hälfte der Bundesbürger kauft für den privaten Gebrauch Bücher. Damit ist die Käuferreichweite in den vergangenen zehn Jahren (1997-2007) von 66% auf 55,1% gesunken. Im Durchschnitt waren es 10,9 Stück im Jahr, für die zusammen 108,50 € ausgegeben wurden. Kinder und Jugendliche von 10 bis 19 Jahren machen als Käufer nur 7,8% und junge Erwachsene bis 29 Jahren nur 8,3% aus. Der private Gebrauch entspricht einem Gesamtumsatz (Basis LVP 2007) von 3.831 Mio. €. Am Medienbudget eines Haushalts partizipieren Bücher mit 39%, allerdings nicht in jeder Altersgruppe: je älter, desto größer ist der Anteil für Bücher. Bei der Verteilung des Kinder-Medienbudgets übernehmen Bücher mit durchschnittlich 24% nach Videospiele die zweitwichtigste Position; aufgeschlüsselt nach Altersgruppen stellen sie bei den bis 3-Jährigen den wichtigsten Part (59%) dar, bei 4-6-Jährigen sind es noch 50%, bei 7-9-Jährigen sinkt die Quote auf 34%, bei 10-12-Jährigen sind es nur noch 17% und bei 13-15-Jährigen dann lediglich 10%. Bücher verlieren also bei Kindern zugunsten von Videospiele, PC-Software und Musiknutzung (keine Tonträger) mit zunehmendem Alter an Einfluss.

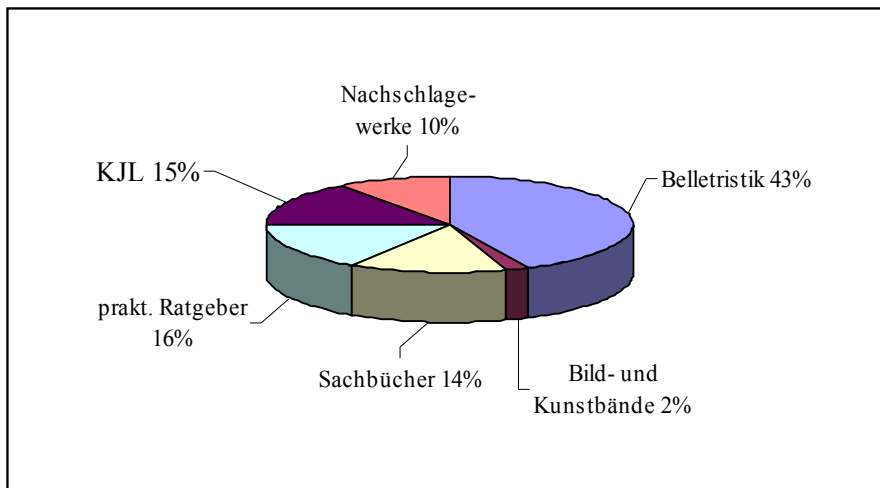
Die Belletristik nimmt 2007 mit 43% (Basis Umsatz) bei den privat genutzten Büchern die Hauptrolle ein.³⁵⁸ Die KJL konnte den über viele Jahre hinweg relativ konstanten Umsatzanteil von rund 10% auf mittlerweile 15% steigern.

³⁵⁵ Ebd., S. 96 f.

³⁵⁶ Die Mitarbeiter in den Zulieferbetrieben und Dienstleistungsunternehmen sind nicht eingerechnet.

³⁵⁷ Zahlen der Bruttowertschöpfung beziehen sich auf 2008 und stammen aus dem Statistischen Bundesamt.

³⁵⁸ Es handelt sich hier nicht um Warengruppensystematik im Sortimentsbuchhandel, sondern um eine inhaltliche Zuordnung der Titel, die durch die GfK durchgeführt wird und sich auf sämtliche von ihr ausgewerteten Vertriebskanäle bezieht.



Privater Buchkauf nach Buchgattungen, Basis: Wert in Prozent
 Zitiert nach GfK: Jahrespräsentation Kinder- und Jugendbücher 2007, Chart 44

Der Großteil der Bücher wird nach wie vor in Buchhandlungen (53,6% Basis Umsatz 2007³⁵⁹) gekauft. Der Anteil der Buchgemeinschaften hat seit den letzten Jahrzehnten kontinuierlich auf heute 3% abgenommen. 3,7% des Umsatzes wird im Konzernwarenhause, 12,6 % im Versandhandel und Internet generiert. Das Direktgeschäft partizipiert immerhin mit 18% am Gesamtumsatz. Der Online-Buchhandel wächst seit einigen Jahren im umfänglichen Maße (rund 21% mehr als VJ), besonders bei den jüngeren Zielgruppen.

Der Kinder- und Jugendbuchmarkt als Subsystem des allgemeinen literarischen Markts ist von 337 Mio. € (1990) auf 586,9 Mio. € (2007) gestiegen. (Allerdings gab es um die Jahrtausendwende erhebliche Einbrüche: 502,8 Mio. € (2000), 454,8 Mio. € (2001), 401,3 Mio. € (2002). Das entspricht einem Rückgang von 11,8% von 2001 auf 2002.)

69,3 Mio. KJL-Titel wurden an 13,2 Mio. Käufer (= 20,6% Reichweite) verkauft. Für die 5,0 Bücher pro Käufer wurden 2007 insgesamt 41,82 € ausgegeben.

	Gesamt		ohne „Harry Potter“ ³⁶⁰	
	2006	2007	2006	2007
Absatz in Mio. Stück	61,1	69,3	60,3	64,2
Umsatz in Mio. €	456,0	586,9	443,4	478,8
Ø Preis in €	7,47	8,47	7,35	7,45

Zitiert nach GfK: Jahrespräsentation Kinder- und Jugendbücher 2007, Chart 47, 48

³⁵⁹ Börsenverein des Deutschen Buchhandels: BiZ, 2008, S. 5

³⁶⁰ Der außergewöhnliche Erfolg in Absatz und Umsatz der Harry Potter-Romane führt(e) teilweise zu einer Verfälschung der Marktzahlen. Daher ist es zu einer allgemeinen Beurteilung des KJL-Marktes durchaus sinnvoll, die Zahlen auch ohne die Harry Potter-Bände zu betrachten.

Gerhard Haas' Ausführung, dass der ‚Neuheitenzwang‘ im Kinder- und Jugendbuch geringer ist als im Erwachsenenbuch, kann nur noch eingeschränkt zugestimmt werden, da vor allem für den Bereich der erzählenden Jugendliteratur vergleichbare Mechanismen wie im Erwachsenenbuchbereich gelten.³⁶¹ Damit steht diesem Segment nicht mehr Zeit zur Verfügung, ihren Erfolg zu dokumentieren.³⁶² Klassischerweise durchläuft der Lebenszyklus eines Buches die Glockenkurve der Gaußschen Normalverteilung.³⁶³ Bricht diese vorzeitig ab, so spricht man von einem Flop, verlängert sie sich nach hinten, dann von einem Bestseller oder einem Standardwerk, das zur ‚Cash Cow‘ des Verlags werden kann.³⁶⁴ Ein gutes Beispiel für einen erfolgreichen ‚Langsamstarter‘ ist ‚Harry Potter‘:

„Obwohl die erste Auflage sich nur sehr gemächlich verkaufte. Der zweite Band sogar noch langsamer. Doch dann griff der wahre Mechanismus aller Bestseller: Die Mund-zu-Mund-Beatmung. Die Kinder erzählten sich von Potter. Zum ersten Mal war es nicht mehr peinlich, in der Schule über Bücher zu reden. Potter hatte die richtige Mischung aus Phantasie und Gegenwart. Und das Buch nahm die Kinder ernst.“³⁶⁵

Da ein Verlag aus ökonomischen Überlegungen heraus versuchen wird, einen möglichst hohen Umsatz und Deckungsbeitrag mit einer geringen Titelzahl zu erwirtschaften, werden jährlich meist ebenso viele Backlisttitel aus dem Programm genommen wie Novitäten hinzukommen. Ausschlaggebend für die Entscheidung ist die Verkaufsentwicklung, wobei auch imagebildende Aspekte berücksichtigt werden.³⁶⁶ Zum Beispiel bleiben häufig alle Titel einer Serie oder eines Stammautors lieferbar, selbst wenn sich einer von ihnen nicht gut absetzt. Bei einem Publikumsverlag werden heute jährlich rund ein Viertel bis ein Drittel aller Titel durch Neuheiten ersetzt, bei denen es sich auch um ‚alte‘ Inhalte handeln kann, die neu zusammengestellt oder in einer anderen Form als ‚neu‘ präsentiert werden.³⁶⁷

Bei den Buchgruppen der KJL stellen 2007 aufgeschlüsselt nach Umsatz Romane, Abenteuer und Krimis mit 59% (50% ohne HP Bände) die größte Gruppe, gefolgt von Bilderbüchern mit

³⁶¹ Von 2002 bis 2007 sind die Erstauflagen in der Sachgruppe der Kinder- und Jugendbücher absolut von gut 4.600 auf knapp 6.800 Titeln p.a. gestiegen. Der prozentuale Anteil an der Erstauflagenproduktion des Gesamtbuchmarkts blieb hingegen über die Jahre hinweg nahezu konstant (7,7% in 2002 und 7,9% in 2007). Zum Vergleich: Die Belletristik partizipiert mit 16,3% an den Erstauflagen im Jahr 2007. (BiZ 2003, S. 62 f.; BiZ 2008, S. 65) Insgesamt macht bei einem belletristisch orientierten Verlag der Umsatz mit Neuheiten ca. 70% des Gesamtumsatzes aus.

³⁶² Der Franz Schneider Verlag gab seinen Neuheiten bis zum Verkauf des Verlags an die Egmont Gruppe drei Saisons oder eineinhalb Jahre, um zu zeigen, ob sie sich am Markt durchsetzen. Interview mit Franz und Gisela Schneider, 08./09.01.2004 (unveröffentlicht).

³⁶³ Schönstedt: Der Buchverlag, 1999, S. 219 ff. Wissenschaftliche Werke unterliegen anderen Gesetzmäßigkeiten.

³⁶⁴ ‚Cash Cow‘ bezeichnet den Reifegrad eines Produkts innerhalb seines Lebenszyklus. Entwickelt hat die Boston Consulting Group dieses Modell mit vier Strategietypen, die in einer Wachstums-Marktanteil-Matrix aufgestellt sind: Question Marks → Stars → Cash Cows → Poor Dogs.

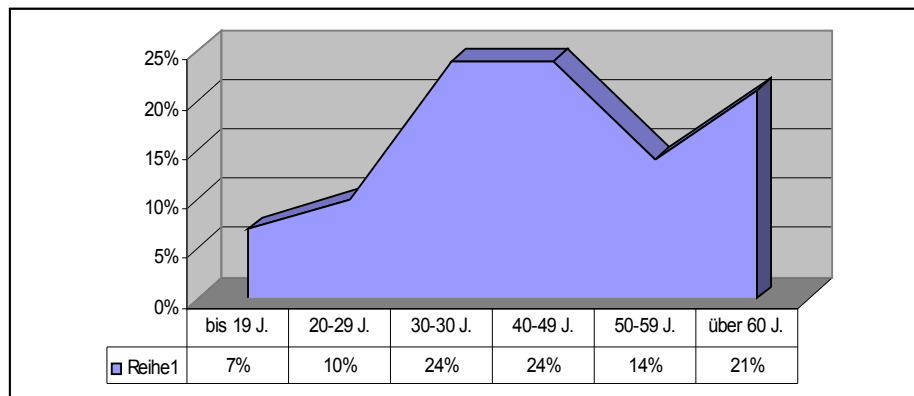
³⁶⁵ Alexander Osang/Alexander Smolczyk: Verzweifelt gesucht: Der Bestseller, in: Spiegel reporter Nr. 10, Oktober 2000, S. 24 und vgl. auch Claus Philipp: Hogwart. Die Potterisierung der Welt oder Wie überrumpelt man Fans?, in: Lexe, Heidi (Hrsg.): ‚Alohomora!‘ Ergebnisse des ersten Wiener Harry-Potter-Symposiums, 2002, S. 41-60

³⁶⁶ Der aus dem Englisch stammende Begriff ‚Backlisttitel‘ bezeichnet im Gegensatz zu den ‚Novitäten‘ oder ‚Neuerscheinungen‘ diejenigen Titel eines Verlags, die bereits erschienen und weiterhin im Programm verfügbar sind.

³⁶⁷ Zu den produktpolitischen Strategien der Variation, Differenzierung, Diversifikation und Eliminierung vgl. Schönstedt: Der Buchverlag, 1999, S. 223 ff.

13% (16% ohne HP), Sachbüchern 12% (15% ohne HP) und Märchen 4% (5% ohne HP). Sonstige Genres sind mit 11% (13%) relativ stark vertreten. Zu 54% (Basis Umsatz) wird die KJL in einer Buchhandlung, zu 4% in einer Buchgemeinschaft, zu 5% in einem Warenhaus, zu 6% in einem Verbraucher- und Selbstbedienungsmarkt/Discounter, zu 6% über den Versandhandel und zu 11% über das Internet gekauft. (Rest = Sonstige)

Strukturiert man die Käufer von KJL nach ihrem Alter (Basis Umsatz 2007), so erhält man folgende Grafik.³⁶⁸



Käufer von KJL nach Alter

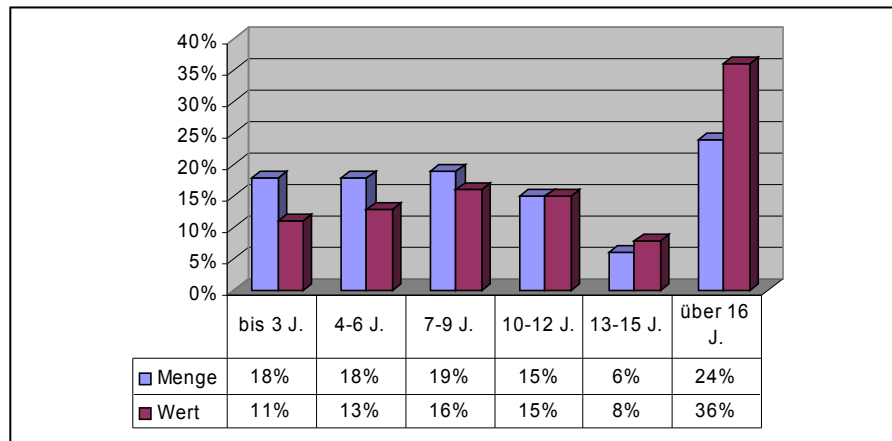
Zitiert nach GfK: Jahrespräsentation Kinder- und Jugendbücher 2007, Chart 52

Die Kinder und Jugendlichen (bis 19 Jahre) kaufen nur zu 7% ihre eigenen Bücher. Zum größten Teil bekommen sie diese von der Eltern- oder Großelternaltersgruppe zur Verfügung gestellt. Zu 65% wird KJL von Frauen gekauft. Bemerkenswert ist, dass knapp ein Drittel aller Käufer angegeben hat, die Titel für sich selbst zu erwerben. Konkret bedeutet dies allerdings nicht, dass diese von ihnen ausschließlich genutzt werden. Es kann sich beispielsweise auch um Beschäftigungsbücher (wie Bastelbücher, Kinderlieder) handeln, die für den Haushalt gekauft werden. Dennoch kann man davon ausgehen, dass gerade der Bereich Sachbuch und Romane für ältere Kinder und Jugendliche in einem nicht unerheblichen Maße ebenso von Erwachsenen gelesen wird. In diesem Zusammenhang zeigt sich, dass gängige Ordnungskriterien der KJL als ‚intentional‘ oder ‚spezifisch‘ nicht ausreichen, um zu verdeutlichen, dass es keine feste Trennlinie zwischen der Kinder- und der Erwachsenenliteratur gibt. Es ist bekannt, dass ein Anteil der aktuell für Kinder publizierten Texte von Erwachsenen gelesen wird, ebenso wie ‚Erwachsenenliteratur‘ von Kindern und Jugendlichen (bei „Klassikern“ der KJL ist dies hinreichend thematisiert worden).³⁶⁹ Unterteilt man die Gruppe der Empfänger von KJL nach ihrem Alter, so wird evident, dass ein wesentlicher Teil für Kinder gekauft wird, die noch gar nicht lesen können (auf Absatzbasis noch stärker als auf Umsatzbasis), und

³⁶⁸ Die Absatzwerte unterscheiden sich nicht signifikant – auch nach einer Bereinigung der Harry Potter Titel.

³⁶⁹ Hier sind besonders Titel von Stephen King sowie andere Krimiautoren zu nennen, aber auch Film- und TV-Begleitbücher. Vgl. auch Kap. über Bestsellerlisten: Media Control/GfK.

Jugendbücher, die noch *nicht* unter den Begriff „All-Age-Bücher“ fallen und mit denen sich häufig die Literaturkritik und die Wissenschaft beschäftigen, mit 6% bzw. 8% den geringsten Stellenwert einnehmen. Eine zunehmend wachsende Bedeutung nimmt die Empfängergruppe über 16 Jahren ein.



Empfänger von KJL nach Alter

Zitiert nach GfK: Jahrespräsentation Kinder- und Jugendbücher 2007, Chart 79

Marktteilnehmer

Das „Adressbuch für den deutschsprachigen Buchhandel 2008/09“ wies ca. 22.000 Unternehmen aus, von denen allerdings das Gros nur sporadisch Publikationen herausbringt und im engeren Sinn nicht dem klassischen Buchhandel zugeordnet werden kann.³⁷⁰ 2008 waren 1.804 Unternehmen im herstellenden, 4.066 im verbreitenden und 86 im Zwischenbuchhandel Mitglied des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels.³⁷¹ Zentren der deutschen Verlage sind Nordrhein-Westfalen, Baden-Württemberg und Bayern.³⁷² Beim zahlenmäßig größten Teil der Buchverlage handelt es sich um kleine und mittlere Betriebe mit weniger als 25 Mitarbeitern (66,2%) und einem Jahresumsatz unter 5 Mio. € (50,8%). Ein knappes Drittel hat ein lieferbares Sortiment von weniger als 100 Titeln.³⁷³ Nur 29 (ca. 1%) von den insgesamt 2.843 steuerpflichtigen Verlagen hatten einen Jahresumsatz von über 50 Mio. € und generieren 62,6% des Umsatzes des Gesamtmarktes, jedoch knapp 70% der Verlage erzielen einen Umsatz unter 500 T€ und beteiligen sich damit an dem Gesamtumsatz mit 2,4%.³⁷⁴ Etwas mehr als die Hälfte des verbreitenden Buchhandels fällt in die Rubrik des klassischen Sortimentsbuchhandels, wobei sich der Konzentrationsprozess auch hier in Zahlen niederschlägt. 2001 machten die

³⁷⁰ Hierzu gehören beispielsweise Stiftungen, Lehrstühle an Universitäten und Vereine, die hin und wieder etwas publizieren.

³⁷¹ Börsenverein des Deutschen Buchhandels: BiZ, 2008, S. 25. Als Anzahl der steuerpflichtigen Verlage werden 2.843 aufgeführt. (Ebd., S. 26 f.)

³⁷² Ebd., S. 34 f.

³⁷³ Homburg: Betriebswirtschaftliche Auswirkungen möglicher Veränderungen der Honorarsituation in Verlagen als Folge der Urheberrechtsnovellierung, 2003, S. 8 f.: 26,2% der Betriebe hatten sogar nur weniger als 5 Mitarbeiter und 24,6% weniger als 1 Mio. € Umsatz. Eingeflossen in die Bewertung sind ausschließlich Belletristik- und Sachbuchverlage.

³⁷⁴ Börsenverein des Deutschen Buchhandels: BiZ, 2008, S. 28 und S. 34

fünf größten Buchhandlungen 16% des Umsatzes, 2007 waren es bereits 23%, Tendenz steigend. Gleichzeitig wuchs in demselben Zeitraum das Internetgeschäft von 6% auf 12%, Amazon allen voran.³⁷⁵ Selbst Liebhaber von antiquarischen oder gebrauchten Büchern verwenden verstärkt die elektronische Plattform für ihren Einkauf. Der Konzentrationsprozess ging im Wesentlichen zu Lasten der unabhängigen Sortimenter und der Warenhäuser und auf Verlagsseite zu Lasten der kleinen Verlage. Zu diesem für die Branche nicht neuen Prozess haben hauptsächlich zwei Gründe geführt:

- 1) Der strukturelle Wandel von inhaber- zu managergeführten Unternehmen: Sie sind zwar noch nicht ganz ausgestorben, *die* Verleger oder *die* Buchhändler, die den Betrieb selber aufgebaut oder geerbt haben. Selbst wenn sie von einigen Autoren oder Lesern geschätzt werden, spielen sie wirtschaftlich gesehen eine unbedeutende Rolle und gehören vermutlich à la longue trotz einiger Privilegien – zumindest in ihrer Marktbedeutung – einer aussterbenden Zunft an.³⁷⁶
- 2) Das für viele unrentable, schwer kalkulierbare Geschäft: Rund 50% der Belletristik- und rund 60% der Sachbuch-Hardcover-Titel erreichen nur einen Absatz von weniger als 5.000 Exemplaren und in denselben Kategorien verkaufen sich nur 3% der Belletristik- und 1,3% der Sachbuchtitel über 100.000mal. Der Absatz beim Taschenbuch ist durchgehend etwas höher, allerdings sind durch die niedrigeren Ladenverkaufspreise die absolut erwirtschafteten Umsätze geringer.³⁷⁷ Da verwundert es nicht, dass 8,8% der Sachbuch- und Belletristikverlage Verlust machen und rund weitere 30% eine Umsatzrendite (Verlagsgewinn zu Gesamterlös) bis höchstens 3% erreichen. Allerdings haben auch 14% der Verlage eine erfolgreiche Umsatzrendite von 9% und mehr.³⁷⁸

Im vertreibenden Buchhandel sieht die ökonomische Situation nicht besser aus: Lediglich Betriebe mit mehr als 50 Beschäftigten (sprich die größeren Filialisten) und Ein-Mann/Frau-Buchhandlungen konnten im Jahr 2006 ein positives Betriebsergebnis von 1,0% bzw. 1,2% erwirtschaften. Durchschnittlich liegt der Sortimentsbuchhandel bei einem Betriebsergebnis von – 0,7%.³⁷⁹

Solche Detailinformationen gibt es speziell zu Kinder- und Jugendbuchverlagen nicht. Da es sich um dieselbe Kategorie wie die Publikumsverlage handelt, muss davon ausgegangen werden, dass die Zahlen ähnlich sind. Bekannt ist jedoch, dass die fünf größten Verlage in diesem

³⁷⁵ GfK: Jahrespräsentation Kinder- und Jugendbücher 2007, Chart 40

³⁷⁶ Zu den Privilegien vgl. Preisbindung im Kap. Besonderheiten im Buchhandel.

³⁷⁷ Homburg: Betriebswirtschaftliche Auswirkungen möglicher Veränderungen der Honorarsituation in Verlagen als Folge der Urheberrechtsnovellierung, 2003, S. 11

³⁷⁸ Ebd., S. 14

³⁷⁹ Börsenverein des Deutschen Buchhandels: BiZ, 2008, S. 43

Bereich rund die Hälfte des gesamten Umsatzes der KJL erreichen. Das Ranking der marktführenden Kinder- und Jugendbuchverlage unterliegt ebenso wie die anderen Punkte dieses Kapitels einem permanenten Wandel. Schon eine sehr erfolgreiche Serie, ein neues oder ein verkauftes Segment kann eine neue Zusammensetzung zur Folge haben. Es gibt jedoch zwei Kernaussagen, die zumindest schon seit etlichen Jahren Gültigkeit für sich in Anspruch nehmen: Die Branche der Kinderbuchverlage ist wie der allgemeine Buchmarkt im Vergleich zu anderen Wirtschaftszweigen ausgesprochen atomisiert, d.h. es gibt viele Marktteilnehmer (75 von ihnen sind in der Arbeitsgemeinschaft der Jugendbuchverlage AvJ organisiert), die im Einzelnen nur eine geringe Marktbedeutung haben (Marktführer liegen je nach Jahr bei einem Anteil von 10% bis 20%).

Autoren werden zwar nicht als Glied der Wertschöpfungskette gesehen und gehören daher eigentlich nicht zu den Marktteilnehmern, sind aber Bestandteil und Ausgangspunkt des Handlungssystems Literatur. Verlag und Autoren bedingen einander und sollten in ihren philosophischen und ökonomischen Vorstellungen zueinander passen. Unerfüllte und vielleicht unerfüllbare Erwartungen führen – vor allem bei weniger erfahrenen Autoren – zu Konflikten. Jeder Autor wünscht sich die best mögliche Unterstützung für sein Werk: eine qualitativ hochwertige Ausstattung, Werbung, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit und verkaufsfördernde Maßnahmen. Kleine Verlage haben hierfür nur einen geringen finanziellen Spielraum, mittlere und große Publikumsverlage müssen ihr Zeit- und Geldbudget für Aktivitäten sinnvoll bündeln, da eine paritätische Behandlung aller ihrer 200 bis 1.000 jährlich auf dem Markt platzierten Novitäten keinem Titel Vorteile brächte. Die geplanten Neuerscheinungen werden zumeist gemäß ihrem previsionsierten absoluten Deckungsbeitrag nach A, B oder C-Titeln kategorisiert. Andere Faktoren wie die Einführung einer neuen Reihe oder ein runder Geburtstag eines Autors können diese Einstufung beeinflussen. Obwohl es immer wieder begründete Ausnahmen gibt, erhalten A-Titel die intensivste Unterstützung. Im Gegenzug bedeutet dies keinesfalls, dass ein Verlag seine C-Titel überhaupt nicht unterstützt. Solche Titel können beispielsweise imagebildend für das Unternehmen sein und sich als höchst tauglich für die Presse- oder Öffentlichkeitsarbeit erweisen. Transparenz in die gegenseitigen Erwartungen und Möglichkeiten zu bringen, ist ein psychologischer Drahtseilakt, weil pragmatische, ökonomische Argumente vielen Autoren als Abwertung ihrer Arbeit und ihrer Person erscheinen.

Wenn ein Buchprojekt ein Misserfolg ist, dann sucht der Autor die Verantwortung fast immer in unzureichenden Maßnahmen des Verlags, im ‚Dilettantismus‘ der Leser und selten selbstkritisch bei der eigenen Arbeit. Der Verlag wiederum prüft, ob Ausstattung, Preis und Aktivi-

täten modifiziert werden müssen. Falls dies negiert wird, dokumentiert für ihn der Misserfolg das Desinteresse des Markts und damit auch seine eigene Fehleinschätzung. Man gibt einem Buch über eine gewisse Zeit die Chance, sich bei den Lesern durchzusetzen.³⁸⁰ Wenn das nicht gelingt, wird es sortimentsbereinigt, d.h. aus dem Programm genommen. Das hinterlässt bei Autoren den Eindruck, der Willkür des Unternehmens ausgeliefert zu sein. Dabei agiert der Autor auf einem gesicherten Terrain, das er sich zuallererst mit der Wahl des Verlags selber abstecken kann.³⁸¹ Darüber hinaus wird seine Position im Urheberrechtsgesetz geregelt, auf dem der mit dem Verlag abgeschlossene Vertrag basiert.³⁸² Es schützt den Urheber und sein Werk, sofern es sich um eine ‚persönliche geistige Schöpfung‘ handelt, die nach juristischen Interpretationen nichts mit einer literaturwissenschaftlichen Skalierung von ‚hoher‘ oder ‚wertvoller‘ Literatur gemein hat. Gemäß diesem Gesetz gibt ein Urheber nie das Recht am Werk an sich aus der Hand, sondern nur dessen Nutzungsrechte, die räumlich, zeitlich oder inhaltlich eingeschränkt werden können. So darf ein Verlag nicht ohne Genehmigung in die Schöpfung eingreifen und Veränderungen vornehmen, selbst wenn diese offenkundig eine Verbesserung darstellen würden. Das Werk unterliegt mit seiner Entstehung diesem Schutz und muss nicht wie ein Patent angemeldet werden. 70 Jahre nach dem Tod des Autors erlischt in Deutschland die Schutzfrist und das Werk ist ‚gemeinfrei‘, es darf ohne Rückfrage bei den Erben bearbeitet und publiziert werden, es sind keine Lizenzgebühren mehr zu entrichten.

Über das Selbstverständnis von Schriftstellern und ihrer diversen gesellschaftlichen Rollen zu schreiben, ist schon vielfach geschehen und soll hier nicht noch einmal wiederholt werden.³⁸³ Erwähnenswert ist jedoch der Eindruck, den Erfolg zumindest im diesem Kulturkreis häufig hinterlässt. Misstrauisch (und sicher auch neidisch) werden Bestsellerautoren beäugt, ihre künstlerischen, politischen und sozialen Einstellungen hinterfragt. Allzu schnell wird der Stab über einen hervorragend verkauften Text und mit ihm über den Autor gebrochen. Schreiben als lukrative Einnahmequelle, das passt nicht in das lieb gewordene Bild des Spitzwegeschen „Armen Poeten“. Menschen schreiben, einige wollen das Geschriebene veröffentlichen und (meistens) damit Geld verdienen. Nur hat sich im deutschen Bildungsbürgertum festgesetzt, dass Schriftsteller etwas ‚Höheres‘ sind, zur ‚geistigen Elite‘ eines Landes gehören. Ihnen werden zuweilen visionäre, prophetische Kräfte attestiert. Man folgt ihnen selbst auf noch so

³⁸⁰ Üblich sind bei Publikumsverlagen ein bis zwei Jahre, wissenschaftlichen Texten, sofern sie nicht inhaltlich veraltet sind, lässt man meist mehr Zeit.

³⁸¹ In etlichen Fällen kommen Verlage auch auf Autoren zu bzw. entwickeln gemeinsam ein Buchprojekt.

³⁸² Es gibt einen Normvertrag, der zwischen dem Verleger-Ausschuss des Börsenvereins und dem Verband deutscher Schriftsteller ausgehandelt wurde, von dem allerdings abgewichen werden kann.

³⁸³ Für den Bereich der KJL vgl. Gansel: *Moderne Kinder- und Jugendliteratur*, 2001, S. 190 ff., Gansel: *Demokratisierung der Genies oder Von der moralischen Instanz zum Popstar*, 2002.

absurden gedanklichen Wegen, nicht immer weil die Inhalte überzeugen, sondern wegen der tief verwurzelten Attitüde, dass diejenigen, die diese Texte verfasst haben, es besser wissen – die Autoren als Dichter-Genies mit Weltrettungsfunktion.³⁸⁴ Da stört der scheele Blick auf den schnöden Mammon das lieb gewordene Vorurteil. Dass es sich für die meisten Autoren nicht um eine Berufung, sondern um einen Beruf handelt, von dem sie gerne leben würden und nicht immer können, fällt anscheinend schwer zu akzeptieren. In einem Interview antwortet die Nobelpreisträgerin Doris Lessing, als sie mit der Aussage ihres Kollegen Tom Wolfe konfrontiert wird, alle Schriftsteller schrieben für ihren Ruhm: „Ich musste für Geld schreiben, an Ruhm war gar nicht zu denken. Wolfe hatte offenbar Geld, so wie er redet.“³⁸⁵

2.4.3.4. Entscheidungsprozesse beim Buchkauf und deren Auswirkungen

Um die Marketingetats effizient einzusetzen, ist es für ein Unternehmen eine zentrale Frage, wie und wann ein Kunde auf das Produkt aufmerksam gemacht und wodurch der Kauf ausgelöst werden kann. Entscheidungsprozesse im Buchmarkt hängen zuallererst von der Abnehmergruppe ab, die bestimmte Formen von Marketingaktivitäten nach sich ziehen. Üblicherweise wird zwischen dreien differenziert:³⁸⁶

- 1) Das breite, allgemeine oder „General-Interest“- Publikum, das Sachbücher, Belletristik und KJL in den Reihen der Publikumsverlage sucht.³⁸⁷ Dieser Markt umfasst eine unspezifische, heterogene Zielgruppe. Um der Beliebigkeit und damit auch dem Konkurrenzdruck Grenzen zu setzen, positionieren sich Verlage mit einem klaren Programmprofil. Sie müssen, um erfolgreich zu sein, ihre Bücher zu den Kunden bringen. Dafür käme theoretisch massenmediale Werbung in Frage, die aber, um eine Wirkung zu erzielen, häufig wiederholt werden muss.³⁸⁸ Das ist teuer und als merkantile Unterstützung eines einzigen Titels selten sinnvoll. Für die wenigen Verlage, die über eine starke Marke verfügen, kann sich Markenwerbung lohnen. Daher wird das Marketing zumeist schwerpunktmäßig auf die direkt vorgelagerte Zielgruppe, den Handel, konzentriert. Typische Maßnahmen sind z.B. die Verlagsvorschau (in Form von Katalo-

³⁸⁴ Wittstock: Leselust, 1995, S. 31

³⁸⁵ Interview mit Doris Lessing: „Leben, das ist doch harte Arbeit“, in: Spiegel Nr. 49, 01.12.2003, S. 174

Dieter Bohlen hat in dem Vorwort seines autobiografischen Bestsellers „Nichts als die Wahrheit“ (2002) dezidiert erklärt, ihm ginge es bei der Veröffentlichung nur um „Schotter“, und es fällt einem nicht schwer, diese Motivation abzunehmen. Ulrich Genzler, der Verleger des Heyne Verlags, wo der Titel erscheint, unterstreicht in einem Interview den Allgemeinanspruch dieser Aussage: „Im Grunde genommen weiß jeder, dass bei Büchern Geld natürlich eine Rolle spielt. Normalerweise reden nur alle darum herum und behaupten ‚Ich habe eine Botschaft‘. Bohlen jedoch haut auf den Tisch, ist ehrlich und erklärt: ‚Her mit dem Schotter.‘ Das macht ihn in den Augen des Publikums eher noch glaubwürdiger. (Aufbaustudium Buchwissenschaft: Seitenweise Erfolg, 2008, S. 83)

³⁸⁶ Vgl. Behm: Büchermacher der Zukunft, 1999, S. 14 f./24 ff.; Heinold: Bücher und Büchermacher, 2001, S. 38 ff.

³⁸⁷ Bei Sachbüchern handelt es sich nicht um Wissenschaftsliteratur, sondern um Biografien, Ratgeber, Geschichtstitel etc. für Generalisten. KJL-Verlage gehören nicht eindeutig zu den Publikumsverlagen, da sie zwar eine heterogene, aber präzise bestimmbare, über das Alter definierte Zielgruppe haben.

³⁸⁸ Vgl. Behm: Büchermacher der Zukunft, 1999, S. 98 ff.

gen), Präsenter und Displays, Dekorationsmaterialien für den Laden und das Schaufenster, Autorenlesungen und Give-aways für die Endkunden.

Wenn es sich nicht um einen Autor oder einen Titel mit einer ‚unique selling proposition‘ (USP) handelt, ist der Marktdruck und demnach die Preissensibilität hoch. Sucht man beispielsweise ein Kinderbuch für Erstleser, ist die Auswahl groß und die Themen replizieren sich in den Verlagen. Die Preise sind daher moderat. Möchte man hingegen einen der vier „Bis(s)“-Bände von Stephenie Meyer und keinen anderen Jugendroman, dann spielt der Preis eine untergeordnete Rolle. Die Preissensibilität ist in den vergangenen Jahren zumindest bei Jugendbüchern etwas niedriger geworden, was den erfolgreichen und teureren „All-Age-Titeln“ zu verdanken ist.³⁸⁹ Dennoch wird nach wie vor jeweils rund ein Viertel des Absatzes in den Preisstufen 2,50 bis 5,00 € und 7,50 bis 10,00 € erreicht. (GfK)

- 2) Zielgruppenliteratur, die bestimmte Marktsegmente wie Reisen, Hobby, Kunst oder Religion besetzt, richtet sich an eine Teilmenge des allgemeinen Publikums, die sich über Interessen oder Bedürfnisse zu einer Einheit formiert. Auch hier spielt der Handel eine entscheidende Rolle, neben dem allgemeinen Sortimentsbuchhandel ebenso der spezialisierte Buchhandel oder Einzelhandelsgeschäfte anderer Branchen wie z.B. Sportgeschäfte, die Sport-Bücher anbieten. Um Streuverluste zu minimieren, machen hin und wieder Anzeigen oder redaktionelle Besprechungen in Spezialzeitschriften Sinn. Je ausdifferenzierter dieses Segment ist, desto höher können die LVPs liegen oder umgekehrt formuliert: Je mehr Marktteilnehmer in einem Gebiet agieren, desto wichtiger wird auch der Preis als Positionierungsmerkmal.
- 3) Eine „Special-Interest“-Zielgruppe ist homogen und exakt zu definieren. Hier geht es um professionelle Fach- oder Wissenschaftsliteratur, die entweder in Fach- oder Universitätsbuchhandlungen präsentiert wird oder im Direktvertrieb bei Kongressen oder Messen, über Fachzeitschriften oder sogar über persönliche Ansprache, unterstützt von Multiplikatoren und ‚opinion leader‘, ihre Kunden erreicht. Bedingt durch den hohen Nutzwert und die berufliche Notwendigkeit, sich mit diesen Texten auseinanderzusetzen zu müssen, hat diese Kategorie eine geringe Preissensibilität, d.h. der Absatz ist gut kalkulierbar und die LVPs liegen weit über dem Durchschnitt.³⁹⁰

³⁸⁹ Der Durchschnittspreis eines Kinder- und Jugendbuchs lag 2007 bei 8,43 €, ohne die Harry Potter Titel bei 7,41 € (GfK: Jahrespräsentation Kinder- und Jugendbücher 2007, Chart 55, 56).

³⁹⁰ Der Durchschnitts-LVP für einen belletristischen Titel lag 2007 bei 12,47 €, bei Fachliteratur abhängig von der Disziplin zwischen 13,83 € für Literatur, 33,25 € für Sprachwissenschaften und 43,71 € für Mathematik/Naturwissenschaften. Die Preise beziehen sich auf Neuerscheinungen. (Börsenverein des Deutschen Buchhandels: BiZ, 2008, S. 53)

Diese unterschiedlichen Marketingansätze werden „Pull-Marketing“ für den „Special-Interest“- und „Push-Marketing“ für den „General-Interest“-Bereich genannt. Es gibt durchaus Mischformen.

Die GFK hat untersucht, wodurch Käufer auf KJL (ohne Harry-Potter-Titel) aufmerksam gemacht wurden. Die Ergebnisse mögen für Branchenunkundige erstaunlich anmuten.

Umschauen im Geschäft	45%
Ladendekoration	7%
Empfehlung durch Verkäufer	3%
Wunsch von Kindern/Verwandten/ Freunden	10%
Tipp von Freunden/Bekannten	5%
Sammler Serie/bin Fan	5%
Internet/PC	3%
Katalog	8%
Zeitschriften/Beilagen	3%

Aufmerksamkeit auf ein Buch, Basis: Menge in Prozent

Zitiert nach GFK: Jahrespräsentation Kinder- und Jugendbücher 2007, Chart 74

Eine Empfehlung eines männlichen (!) Freundes oder Bekannten ist für Jungen ab 10 Jahren anscheinend sogar der wichtigste Grund zu einem Buch zu greifen – zumindest nach einer im Oktober 2003 und März 2004 durchgeführten Befragung des Jugendforschungsinstituts in München und des Instituts für Markt- und Sozialforschung in Köln an rund 2.200 Jugendlichen von 10 bis 22 Jahren.³⁹¹

Buchbesprechungen/Rezensionen sowie Fernseh- und Radiowerbungen bzw. -sendungen spielen entgegen der öffentlichen Meinung und entgegen den Prinzipien anderer Wirtschaftszweige eine vernachlässigenswerte Rolle mit unter 2%. Die Kaufentscheidung bei Kinder- und Jugendbüchern fällt zu rund 55% durch Stöbern und durch einen dekorativen, werblichen Auftritt am ‚point of sale‘ (POS) oder die Empfehlung der Verkäuferin erst direkt vor Ort. Klassische Werbung oder PR sind als Kaufauslöser nicht von zentraler Bedeutung, für das Image eines Verlags oder eines Autors mag das anders sein.³⁹²

Auf den ersten Blick verwundert dieser Sachverhalt, weil Büchern als Kulturgut ein breites öffentliches Interesse – vor allem in den Printmedien – entgegengebracht wird. Die meisten TV-Sendungen, in denen Bücher vorgestellt werden, sieht nur ein verschwindend geringer

³⁹¹ Katrin Müller-Walde: Warum Jungen nicht mehr lesen und wie wir das ändern können, Frankfurt/Main: Campus 2005, S. 143

³⁹² Bereits in den 1970er Jahren hat dies Peter Uwe Hohendahl in seinem Aufsatz „Literaturkritik im Zeitalter der Massenkommunikation“ festgestellt: „Die tatsächlich gelesene Literatur ist nicht die besprochene Literatur; und die Ansprüche der Kritik stehen beziehungslos neben den Lesebedürfnissen des Publikums.“ (Hohendahl: Literaturkritik und Öffentlichkeit, 1974, S. 158) Auch Auszeichnungen wie der renommierte „Deutsche Jugendliteraturpreis“ haben keine signifikante Auswirkung auf den Absatz. Sofern der prämierte Titel sich nicht vorher schon gut verkaufte, wird sein Absatz dadurch nur um bis 5.000, höchstens 10.000 Exemplare ansteigen.

Teil der Bevölkerung und die dort gemachten Empfehlungen oder Kritiken wirken sich noch seltener auf das Kaufverhalten aus. Eine der Ausnahmen war die inzwischen abgesetzte ZDF-Sendung „Lesen“ von Elke Heidenreich sowie Nennungen von Buchhinweisen am Ende eines Films oder einer beliebten Serie eines Vorabendprogramms. Klassische Büchersendungen für Kinder gibt es gar nicht, abgesehen von Buchempfehlungen im Zusammenhang mit einem Themenkomplex – ein juristisch heikles Terrain, da es deutschen Sendern, öffentlich-rechtlichen wie privaten, verboten ist, Werbung oder werbliche Hinweise während einer Kindersendung zu schalten oder zu integrieren.

Wenn eine Buchpräsentation im Fernsehen, wie es eigentlich bei einem Massenmedium anzunehmen wäre, große Auswirkungen auf das Kaufverhalten hätte, dann müssten die Verlage sinnvollerweise Bücher dort bewerben. Das ist aber zumindest heutzutage nicht mehr der Fall.³⁹³ Selbst Verlagskonzerne wie Random House oder Holtzbrinck, die sich eine solch teure Werbepattform theoretisch leisten könnten, praktizieren es nicht, weil die Kosten-Nutzen-Effizienz in keiner vernünftigen Relation steht:

- 1) Bücher werden meist nach Inhalt, selten nach Autoren (außer der/die ist selber schon Programm) und so gut wie nie nach dem Verlag gekauft. Selbst Buchkäufer sind gleich nach Verlassen der Buchhandlung nicht in der Lage zu sagen, von welchem Verlag das Buch stammt, das sie soeben erworben haben. Das bedeutet, dass Markenwerbung außer bei Verlagen, deren Branding mit einem klaren Profil in der Bevölkerung verbunden wird, sinnlos ist.
- 2) Die Bewerbung eines Einzeltitels ist nicht wirtschaftlich. Die wahrscheinlich zu erreichende Absatzmenge korreliert höchst selten mit den Produktions- und Schaltkosten des TV-Spots.

Beispiel: Um einen kurzen, technisch einfachen TV-Spot aufzunehmen, muss man mind. 50 T€ Produktionskosten veranschlagen. Bei verhältnismäßig wenigen Wiederholungen des Spots im Fernsehen kommen ca. 150 T€ Schaltkosten dazu. Zusammen: 200 T€
Ein Roman kostet 20,- € - 7% MwSt. = 18,69 €. Mehr als 10% sollte man nicht für Werbung veranschlagen (meist ist es sogar weniger, siehe DBR), d.h. 1,86 €. Um nur die oben genannten Kosten für den TV-Spot zu kompensieren, müssten sich alleine deswegen 107.527 Exemplare verkaufen. Bei Kinder- und Jugendbüchern, die 2007 im Durchschnitt 8,43 € kosteten, hieße das mehr als 250.000 Exemplare.

- 3) Die Streuverluste bei den Schaltungen sind viel zu hoch. Nur gut 50% der deutschen Bevölkerung kaufen Bücher für den privaten Gebrauch. Und diese Zielgruppe ent-

³⁹³ Ausnahme: TimeLife, der aber ausschließlich als Direktversender arbeitet. In den 1970er Jahren hat der Franz-Schneider-Verlag Markenwerbung im Fernsehen gemacht.

spricht nicht immer der Zielgruppe, die TV-Sendungen mit den hohen Einschaltquoten sehen.

Für den Erfolg eines Buches ist es relevant, dass es am POS, am besten von anderen Büchern abgehoben, präsentiert wird – in der Praxis kein ganz leichtes Unterfangen, da Hunderttausende von Titeln um das Privileg kämpfen. Ausschlaggebend ist dann letztlich, ob ein Buch mit seinem angekündigten Inhalt, seiner Ausstattung und seinem Preis überzeugt und durch positive Mund-zu-Mund-Propaganda vermag, sich eine Fangemeinde zu erobern. Ein Verlag kann also einem Buch durch hervorragende Vertriebsarbeit, die von passenden verkaufsfördernden Aktivitäten unterstützt wird, einen guten Start ins Leben verschaffen, laufen muss es dann alleine.

2.4.3.5. Besonderheiten des Buchhandels

Das Handlungssystem Literatur funktioniert in Deutschland nach bestimmten Spezifika. Das spiegelt sich in der zentralen Standesorganisation, dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels e.V., wider, der „alle Handelsstufen dieses Wirtschaftszweiges vereinigt: Verlage als herstellender Buchhandel, Zwischenbuchhandel als Großhandel, verbreitender Buchhandel als Einzelhandel sowie die selbständigen Verlagsvertreter.“³⁹⁴ Aus ihrer Tradition heraus versucht das Handlungssystem permanent, einen Spagat zwischen kulturellem Anspruch und ökonomischer Notwendigkeit zu machen. Es muss sich allerdings im Gegensatz zu anderen kulturellen Einrichtungen oder Aktivitäten, wie Heinold zutreffend konstatiert, selbst finanzieren, um das wirtschaftliche Überleben zu sichern.

„Der Anteil der Buchbranche am geistig-kulturellen Leben ist dadurch gekennzeichnet, daß sie ihr wirtschaftliches Risiko selbst trägt und nicht etwa wie Theater und Oper vom Staat subventioniert wird. Damit ist aber die Buchbranche vom Markt abhängig. Sie muß ihren Beitrag zur Kultur ökonomisch sinnvoll und ertragreich gestalten.“³⁹⁵

Dennoch hat der Gesetzgeber mit zwei Ausnahmeregelungen diese Branche besonders privilegiert: mit dem reduzierten Mehrwertsteuersatz von derzeit sieben Prozent und der Billigung der festen Ladenverkaufspreise, allerdings nur, wenn dieses Prinzip vollständig und lückenlos eingehalten wird.³⁹⁶ Das provoziert Gegner von staatlich sanktionierter Reglementierung, die

³⁹⁴ Paulerberg: ABC des Buchhandels, 1998, S. 44

³⁹⁵ Heinold: Bücher und Büchermacher, 2001, S. 32

³⁹⁶ Es gibt Ausnahmen: 1) Ausgaben der Buchgemeinschaften, die die Titel aber in einer komplett anderen Ausstattung und zeitverzögert zur Originalausgabe, mit höchstens 40% Abschlag auf den Markt bringen und ausschließlich an ihre Mitglieder verkaufen dürfen (vgl. Kollmannsberger, S. 74, S. 146 f., S. 205), 2) Bücher, die im Antiquariat oder Modernen Antiquariat erhältlich sind, 3) Sonderausgaben in einer anderen Ausstattung, 4) Mängel- oder Ramschexemplare, 5) Non-Books (Hörbücher, Kassetten, etc.), 6) „Book plus“ (Titel, die etwas beige packt bekommen, das gemäß der Zugabeverordnung preislich nicht bindbar ist, wie z.B. Rassel mit Buch, Kuschelecke mit Buch), 7) Bücher, die importiert werden (außer Re-Importen).

Grundsätzlich ist es Verlagen überlassen, ob sie ein Buch im Preis binden wollen oder nicht, d.h. es besteht dazu keine Verpflichtung, auch wenn diese Regelung bei dem überwiegenden Teil der Buchproduktion angewendet wird. Ist jedoch ein

darin zum Nachteil von Verbrauchern den freien Handel beschränkt sehen, weil Preise ‚künstlich‘ hochgehalten würden.³⁹⁷ Das Argument ist stichhaltig, aber nur bei den breit verkäuflichen, in hohen Auflagen produzierten Titeln, die vermutlich bei einer Aufhebung der gebundenen Preise billiger würden. Nischenprodukte hingegen würden vermutlich im Preis steigen. Dasselbe gilt für Verlage: Auch hier profitierten die großen, da sie einerseits durch die umfangreichen Auftragsvolumina bessere Konditionen bei den Zulieferbetrieben und Dienstleistern aushandeln und damit die LVPs niedriger halten könnten, und andererseits ihr sowieso schon starkes Vertriebspotenzial zu einer weiter ansteigenden Marktdominanz führen würde. Das in Deutschland einmalig verzweigte Buchhandelsnetz würde sich drastisch wandeln. Filialisierte Buchhandelsunternehmen könnten Bücher preiswerter anbieten als kleine Sortimenter. Ihr Einkaufsvolumen sichert ihnen bessere Rabatte, die sie wiederum an die Kunden weitergeben könnten und – durch den Wettbewerb bedingt – auch würden. Diese positive Konsequenz für Verbraucher zöge aber auch nach sich, dass viele kleinere, individuell geführte und strukturierte Buchhandlungen schließen müssten und in manchen schwach besiedelten Gebieten eine flächendeckende ‚Buchversorgung‘ nicht mehr gewährleistet wäre. Sich schlecht verkaufende Backlisttitel würden schneller aus dem Sortiment bereinigt und neue, experimentelle Werke seltener publiziert werden. Kurzum: Käufer in größeren Städten, die gerne und hauptsächlich zur erfolgreichen Mainstream-Literatur greifen, hätten Vorteile, aber die Diversität des Marktes ginge verloren.³⁹⁸

Die sogenannte „Mischkalkulation“ ist eine der Besonderheiten, mit denen Verlage versuchen, durch ein künstliches Preisniveau eine erträgliche Rentabilität in ihrem Programm trotz völlig unterschiedlicher Kostenstrukturen der Einzeltitel zu erreichen. Die vorgestellte Deckungsbeitragsrechnung ist demnach nicht das einzig gültige und sinnvolle Instrument der Preisfindung und Wirtschaftlichkeitsberechnung, denn wenn es ausschließlich danach ginge, wären erfolgversprechende Titel preiswerter und Werke mit einem kleinen Interessentenkreis nahezu unerschwinglich. Die Preise werden in den Verlagen über die verschiedenen Titel und Segmente hinweg angeglichen, bei den leichter verkäuflichen wird mehr Geld erwirtschaftet als eigentlich kalkulatorisch nötig wäre, um damit die Projekte realisieren zu können, die an oder leicht unter der Grenze der kalkulatorischen Unvernunft liegen. Sterners Argument ist zu folgen, treffend vermerkt er:

Preis einmal gebunden, muss dieses Prinzip immer und überall durchgehalten werden.

³⁹⁷ Die gebundenen Ladenverkaufspreise basieren nicht auf einem Gesetz, sondern einem freiwilligen „Revers“-System.

³⁹⁸ Vgl. Heinold: Bücher und Büchermacher, 2001, S. 70 ff.; Hans-Helmut Röhring: Wie ein Buch entsteht, 2003, S. 13 f.; Paulerberg: ABC des Buchhandels, 1998, S. 153 f.; Schönstedt: Der Buchverlag, 1999, S. 200 ff.; Behm: Büchermacher der Zukunft, 1999, S. 131 f.

„Ein großer Verlag braucht den Bestseller oder zumindest die hohen Auflagen als finanzielle Basis für die ‚Mischkalkulation‘, mit der Neuentdeckungen, Erstlinge, Experimente, Lyrik und anderes Unabwägbare finanziert werden“³⁹⁹

Oder wie es der Verleger Klaus Wagenbach 1994 in einem Interview mit dem „Buchmarkt“ an einem praktischen Beispiel ausdrückte:

„Die Preisbindung [...] erlaubt uns – das sage ich auch öffentlich, auch vor Lesern! – die *Liebesgedichte* von Erich Fried, von denen wir glücklicherweise 300 000 Exemplare verkauft haben, zwei Mark teurer zu machen. Das stecken wir uns in die Tasche. Rechte Tasche – Kapital, weil Kapital – rechts. Linke Tasche – die schönen Verlustprojekte. Wenn das nicht mehr funktioniert, ist ein großer Teil unserer Arbeit nicht mehr möglich.“⁴⁰⁰

Für die meisten Verlage bedeutet dies nicht nur, ‚Liehabereien‘ nachgehen zu können, sondern eine grundlegende Sicherung ihrer wirtschaftlichen Existenz:

„In jedem Segment stellen die verlustbringenden Titel die anteilmäßig größte Kategorie. Wenige sehr profitable Titel finanzieren einen großen unprofitablen Rest. Das hohe Maß an verlustbringenden Titeln deutet darauf hin, dass es offenbar schwierig ist, den Erfolg eines Titels vor der Publikation richtig zu prognostizieren.“⁴⁰¹

Ein klar strukturiertes, aber durchaus breit gefächertes Programm minimiert das Risiko eines Publikumsverlags, mit wenigen, kapitalintensiven Titeln den Erlös erwirtschaften zu müssen. Gerade in diesem Verlagstypus werden die höchsten Garantiehonorare gezahlt, ohne die Sicherheit zu haben, die genaue Zielgruppe wie bei einem „Special-Interest“-Titel quantifizieren und direkt ansprechen zu können.⁴⁰² Darüber hinaus übernimmt ein Verlag mit der Her- und vertrieblichen Bereitstellung eines Werkes finanzielle Vorleistungen, gegen die im Kontrast

³⁹⁹ Siegfried Sterner: Ein großer Verlag braucht den Bestseller, in: Popp, Helmut (Hrsg.): Der Bestseller, 1978, S. 31

⁴⁰⁰ Zitiert nach Hans-Helmut Röhring: Wie ein Buch entsteht, 2003, S. 14

⁴⁰¹ Homburg: Betriebswirtschaftliche Auswirkungen möglicher Veränderungen der Honorarsituation in Verlagen als Folge der Urheberrechtsnovellierung, 2003, S. 16. Ins Deutsche übersetzte Bücher sind durch die zusätzlichen Kosten deutlich unprofitabler als Originalausgaben. Insgesamt muss sich jedoch für einen Verlag der Einkauf eines fremdsprachigen Titels nicht als teurer erweisen, da insgesamt anders kalkuliert wird: Das Lizenzhonorar plus die Übersetzungskosten ersetzen das Autorenhonorar.

⁴⁰² Rainer Traub zeichnet die irrsinnige Spirale nach, in die sich vor allem die deutschen Belletristik-Verlage durch den internationalen Lizenzpoker begeben, obwohl zunehmend deutlich wird, dass Bestseller nicht unbedingt von einem ins andere Land importiert werden können (wie bei der Biografie von Monika Lewinsky). Letztlich haben die hohen internationalen Lizenzgarantien nicht nur ein hohes Maß an wirtschaftlicher Unsicherheit zur Folge, sondern auch, dass heimische Autoren nicht mehr mit den bisher gezahlten Garantien zufrieden sind. Da der Marktwert eines Autors rapide sinken kann, sind Agenten interessiert, möglichst umfangreiche Konvolute an (noch nicht) geschriebenen Manuskripten en bloc zu verkaufen. Das bedeutet für die abnehmenden Verlage ein zusätzliches Risiko. Traub stellt einige Verleger vor, die sich noch ganz im traditionellen Verständnis auf die Suche nach neuen, unbekanntem Autoren gemacht und deren Literatur, weil sie daran glaubten, herausgebracht haben. Wichtig ist das nötige Gespür für passende Literatur, und häufiger trifft man dies in kleinen Verlagen mit noch *lesenden* Verlegern eher an als in den großen Medienkonzernen.

„Verlagsarbeit bedeutet seit jeher eine Mischkalkulation von gut und weniger gut verkäuflichen Titeln, also Quersubvention von verlustbringenden durch einträgliche Teile des Verlagsprogramms. Wer Verleger wurde, dessen Motiv war nicht in erster Linie Profit; die vier bis fünf Prozent Umsatzrendite, die in diesem Geschäft traditionell als erreichbar galten, verdammt andererseits niemand zur Armut. Aber die traditionellen Regeln und Gewinnmargen werden im Zeitalter international operierender Mediengiganten immer weniger akzeptiert. Die neue Ideologie lautet, dass jedes einzelne Buch für sich rentabel sein muss.“ Rainer Traub: Die neuen Paradoxe der Bücherwelt, in: Roters, Gunnar/Walter Klingler/Maria Gerhards (Hrsg.): Unterhaltung und Unterhaltungsrezeption, Baden-Baden: Nomos 2000, S. 145

Die realen Zahlen, die Christian Homburg in seiner Studie zusammengetragen hat, widersprechen der These von Traub. 4%-5% Umsatzrendite werden eben von einem Großteil der Verlage überhaupt nicht erreicht. Wiewohl ist es richtig, dass eine Mischkalkulation zu einer ökonomischen ‚Abpufferung‘ verhilft.

zur Investitionsgüterindustrie ‚nur‘ Nutzungsrechte stehen und abgeschrieben werden, deren Wert schlicht von der Verkäuflichkeit abhängt. An dem Prozess der Herstellung (Satz, Litho, Druck, Bindung) verdienen ausschließlich Unternehmen, die einen solchen Zulieferbetrieb ihr Eigen nennen. Allerdings handelt es sich dort um dem Mutterkonzern verbundene, doch rechtlich eigenständige Betriebe, die, so verlangt es das Gesetz, ihre Schwesterfirmen – auch bei der Gewährung von Sonderkonditionen – wie Unternehmensfremde behandeln müssen.

Fusionen zwischen Verlagen, Auf- und Verkäufe verringern ebenso das Risiko und verteilen die Last auf eine breitere Kapitaldecke. „Das Geschäft der Publikumsverlage ist kapitalintensiv und risikoreich, weshalb es auf diesem Gebiet die meisten Zusammenschlüsse gibt, nicht zuletzt im internationalen Maßstab.“⁴⁰³ Die Konzentration in der Verlagslandschaft sichert eine internationale Wettbewerbsfähigkeit und eine ausreichende Investitionskraft in neue Medien und Technologien, andererseits haben dadurch kleine Einzelunternehmen nur noch wenige Möglichkeiten, sich am Markt zu profilieren. Sie können nicht mit den ‚Großen‘ um die Top-Autoren buhlen, ihnen fehlt das Marketingbudget und die Vertriebskraft, um sich gegen sie durchzusetzen. Sinnvollerweise spezialisieren sich viele Kleine und bedienen eine Nische, die für die anderen schwer zu füllen ist. Oder es tritt etwas in Kraft, was Außenstehende aus anderen Branchen selten nachvollziehen können: Sie gewinnen trotz Warenwirtschaftssystems, trotz schlechterer Rabatte das Herz der Buchhändler, die dann einzelne Titel oder kleine Verlage insgesamt fördern, indem sie sie präsentieren, ihnen den wertvollen Platz in ihrer Buchhandlung zur Verfügung stellen und den Kunden als Lektüre empfehlen, die ihre Begeisterung wiederum persönlich oder in Chatrooms weitertragen. So entsteht eine Sympathiekette, die von dem Autor über den Redakteur, den Vertriebsmann bis zum Leser reicht.

Eine weitere Möglichkeit, das eingesetzte Kapital abzusichern, hängt mit der Ausschöpfung der von dem Autor an den Verlag übertragenen Nutzungsrechte zusammen. Einmal geht es um eine weitere Verwertung der Inhalte im eigenen Unternehmen, z.B. in einer anderen Buchform, als Hörbuch oder um den Verkauf von Lizenzen. Die wesentlichen sind der Verkauf der Rechte an Taschenbuchverlage und Buchgemeinschaften, ins anderssprachige Ausland, Abdrucke in Zeitungen und Zeitschriften oder Anthologien, Vertonung und Verfilmung. Diese Einnahmen können nicht einen möglichen Misserfolg des Originals kompensieren, doch bieten sie eine Sicherheit und bedeuten einen durchaus respektablen Zusatzverdienst für Autor und Verlag.⁴⁰⁴

⁴⁰³ Heinold: Bücher und Büchermacher, 2001, S. 59

⁴⁰⁴ Nebenrechtserlöse werden anders geteilt als im Absatz über Autorenhonorare beschrieben. Abhängig von Genre: 50:50, 60:40 oder 70:30 zugunsten des Autors.

Das Handlungssystem Literatur ist volkswirtschaftlich betrachtet keine kapitale Branche, genießt aber als Kulturgut mit den festen Ladenverkaufspreisen und dem ermäßigten Mehrwertsteuersatz ökonomische Vorteile und verfügt über öffentliches Interesse und Sympathie in der Bevölkerung. Trotz eines schwierigen ökonomischen Umfelds bestehen immer noch Chancen für unbekanntere, junge Autoren, Texte zu veröffentlichen und für Kleinstverlage oder inhabergeführte Buchhandlungen, ihr Geschäft weiter zu betreiben.

Marktzahlen und Kalkulationen in diesem Kapitel haben gezeigt, dass ideologiekritische Argumente von kapitalistisch ausbeutenden Verlagen unhaltbar sind. Das hohe wirtschaftliche Risiko, das Verlage und bis zu einem gewissen Maße auch Buchhandlungen eingehen, und der große Anteil derer, die mit Verlust oder einer geringen Rendite arbeiten, sprechen eine andere Sprache. Letztlich handelt es sich bei der Buchproduktion und dem Buchvertrieb um eine wirtschaftliche Prozesskette. Daher wäre keinem der Agierenden geholfen, wenn wegen einer permanenten Unrentabilität herstellende und vertreibende Unternehmen Insolvenz anmelden und/oder ihren Betrieb einstellen müssten und die Publikationslandschaft an Vielfalt einbüßen würde.

Es gibt wenige Länder auf der Welt, die ein so diversifiziertes und umfangreiches Spektrum an Publikationen zu insgesamt verträglichen Preisen selbst in gering besiedelten Gegenden anbieten wie Deutschland. Das hängt neben den wirtschaftlichen Faktoren mit den vielen Menschen in dieser Branche zusammen, die ihre Tätigkeit auch und immer noch unter idealistischen Gesichtspunkten betrachten. Selbst wenn Verlags- und Buchhandelsunternehmen zunehmend von Managern und nicht mehr von ihren Eigentümern geführt werden, so gelten hier doch Spezifika, die vielleicht im Gegensatz zu anderen Wirtschaftszweigen neben Fachkenntnis ‚Herzblut‘ und eine ‚gute Nase‘ verlangen, um wirklich erfolgreich zu sein und damit, dieses einzigartige Handlungssystem am Leben zu erhalten.

2.4.3.6. Trends im Kinder- und Jugendbuchmarkt

Der KJL-Markt konnte im Jahr 2009 seinen Höhenflug nach einem kleinen Rückgang im Vorjahr weiter fortsetzen. Im Vergleich zu 2008 verbesserte sich der Umsatz um 11,1%, bei Jugendbüchern für die Altersgruppe ab 12 Jahren sogar um 44,2%. Der Gesamtbuchmarkt legte dagegen vergleichsweise bescheiden um 2,3% zu. Der Anteil der KJL am Gesamtbuchmarkt stieg damit von 14,6% auf 15,7%.⁴⁰⁵ Wie schon in den vergangenen Jahren trugen zu diesem Erfolg insbesondere Romane bei, die unter dem Begriff „All-Age-Titel“ laufen.⁴⁰⁶

⁴⁰⁵ Börsenverein des Deutschen Buchhandels (Hrsg.): Branchen-Monitor BUCH: Der Markt der Kinder- und Jugendbücher in Deutschland, vorgestellt auf der Leipziger Buchmesse, 19.03.2010, S. 3 ff.

⁴⁰⁶ Arbeitskreis für Jugendliteratur/Arbeitsgemeinschaft von Jugendbuchverlagen/Börsenverein des Deutschen Buchhandels/Stiftung Lesen (Hrsg.): All-Age-Bücher dominieren: Bleibt das Kinderbuch auf der Strecke? (Presse-Information), Leipzig 19.03.2010

Dieser Trend, der schon mit „Momo“ und „Sofies Welt“ begann, wurde durch die Harry-Potter-Bänder forciert und hat unter den Lesern zu einem neuen Lektüreverständnis und -verhalten geführt.⁴⁰⁷ Die Öffnung zwischen KJL und Erwachsenenliteratur ist inzwischen so weit vorangeschritten, dass eine Nennung von „All-Age-Titeln“ auf den allgemeinen Belletristik-Bestsellerlisten inzwischen als Normalität betrachtet wird.⁴⁰⁸ Ja, es scheint fast zum guten Ton für Erwachsene zu gehören, KJL zu rezipieren und diesen Sachverhalt auch nach außen zu kommunizieren. Neben den phantastischen Romanen mit einem zum Teil immensen Textumfang von 500 und mehr Seiten stellen Romane mit einer Grusel- oder Horror-Ausrichtung den Schwerpunkt erfolgreicher Texte dar. Die Texte dieser „Grenzgänger“, wie Cornelia Funke die Autoren bezeichnet, die für Kinder wie für Erwachsene gleichermaßen schreiben, werden vermutlich auch in Zukunft ein wichtiges Standbein für den Buchmarkt sein. Wie bereits in der Grafik zu den Empfängeraltersgruppen der KJL dargestellt, wurden im Jahr 2007 nach Absatz-Betrachtung 24% und nach Umsatz-Betrachtung sogar 36% der KJL für Menschen über 16 Jahre gekauft.⁴⁰⁹ Funke mutmaßt, dass Erwachsene zu den „All-Age-Titeln“ greifen, weil sie „Hunger nach klassisch erzählten Geschichten haben.“⁴¹⁰ Ewers unterstützt diese Ansicht: „Auch unter gebildeten Lesern grassiere ‚eine gewisse Unzufriedenheit mit dem literarischen Angebot der Hochkultur‘. Kinderbücher würden oftmals als ‚reichhaltiger‘ und ‚unterhaltsamer‘ empfunden – die Lektüre somit als ‚entspannender‘.“⁴¹¹ Differenzierter formuliert es Clive Bloom, indem er das modifizierte Lektüerverhalten als Signum einer veränderten Weltsicht ausmacht, die nicht mehr die tradierte Distinktion zwischen Erwachsen- und Kindsein kennt:

„The works of Philip Pullman, Anne Fine or J.K. Rowling appeal across age ranges because young people and adults now share a simultaneously experienced popular culture – a multi-channelled and complex space where hierarchic experiential priorities no longer apply. Children have become more knowing and aware (not necessarily less naïv) while adults have struggled to ‘know’ less, nostalgic for their own list innocence, destroyed too soon in an age of information overload. What unites such groups

⁴⁰⁷ Der Terminus „All-Age-Roman“ wurde anscheinend das erste Mal im Zusammenhang mit Jostein Gaarders „Sofies Welt“ (1991) geprägt. (Aufbaustudium Buchwissenschaft: Seitenweise Erfolg, 2008, S. 190)

⁴⁰⁸ Streckenweise besteht inzwischen sogar ein ‚Überhang‘ an KJL-Titeln auf den allgemeinen Hardcover Belletristik-Bestsellerlisten. Im „Stern“, der auf Daten der Media Control/GFK International zurückgreift, stammten neun von fünfzehn Titeln, d.h. 60%, aus der Warengruppe der KJL. 1. Meyer: Bi(s) zum Ende der Nacht, 2. Meyer: Bi(s) zum Abendrot, 5. Meyer: Bi(s) zur Mittagsstunde, 8. Meyer: Bi(s) zum Morgengrauen, 9. Funke: Die Wilden Hühner und das Leben, 10. Funke: Tintenherz, 12. Funke: Tintenblut, 13. Colfer: Artemis Fowl: Das Zeitparadox, 15. Rieger/Knister: Hexe Lilli – Der Drache und das magische Buch. Drei weitere befinden sich auf der Taschenbuchbestsellerliste: 1. Meyer: Bi(s) zur Mittagsstunde, 3. Meyer: Bi(s) zum Morgengrauen, 7. Meyer: Twilight. Bi(s) zum Morgengrauen Filmausgabe, in: Stern Nr. 11, 05.03.2009, S. 132

⁴⁰⁹ GfK: Jahrespräsentation Kinder- und Jugendbücher 2007, Chart 79. Das Auseinanderklaffen zwischen Absatz- und Umsatzwerten ist leicht erklärbar: Der Durchschnittspreis der „All-Age-Romane“ liegt deutlich höher als der der Kinderbücher für jüngere Zielgruppen.

⁴¹⁰ Cornelia Funke: Beim Schreiben bin ich gerne Diktatorin, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 255, 02.11.2007, S. 40

⁴¹¹ Hans-Heino Ewers zit. nach Susanne Beyer: Ihr sollt lesen wie die Kinder, in: Spiegel Nr. 45, 03.11.2003, S. 183 f.

is the search for a new cosmology (without God) which will offer certainty (as well as adventure) and a new morality based on 'one world' philosophy."⁴¹²

Gansel erkennt ebenso darin eine zeitbezogene Veränderung:

„In Zeiten einer Spät- oder Postmoderne sind die Grenzen zwischen Literatur ohnehin fließender als je zuvor, auch die zwischen Erwachsenen- und Jugendliteratur. Es ist längst – wie Umberto Eco sagt – zur ‚Wiederentdeckung nicht nur der Handlung, sondern auch des Vergnügens‘ gekommen. Darum greifen zunehmend auch Erwachsene zu ‚Harry Potter‘. Wer ‚Harry‘ mit Spaß liest, zeigt zudem, dass er sich der eigenen Kindheit zu erinnern, auf Labyrinth der Fantasie einzulassen vermag. Er ist eben gerade kein ‚Muggel‘.“⁴¹³

Bei dem Phänomen der „All-Age-Bücher“ handelt es sich nicht um eine postmoderne Errungenschaft, die nur das Segment der erzählenden (Kinder-) Jugendromane betrifft. Die Begeisterung von Erwachsenen für Kinder- und Jugendbücher ist kein neuer Trend, obwohl er mit der Publizierung der genannten Titel zugenommen hat. Seit der Postmoderne oder spätestens seit dem Erfolg von „Harry Potter“ gibt man vielleicht seine Vorlieben leichter zu als vorher, die Lektüre von Kinder- und Jugendbüchern ist inzwischen ‚gesellschaftsfähig‘. Jedoch sind andere Texte in der Verlagsbranche bekanntermaßen seit Jahrzehnten Lieblingsbücher der Erwachsenen: „Der kleine Prinz“ von Saint-Exupéry, „Weißt du eigentlich, wie lieb ich dich habe“ von Sam McBratney – vor allem als Geschenk unter Verliebten – oder die Bücher von Helme Heine und Janosch. Selbst Sachbücher erfreuen sich außerordentlicher Beliebtheit, weil sie verständlicher und oft humorvoller Zusammenhänge erklären, als es die entsprechenden Pendanten im Erwachsenenbuchbereich vermögen. Eines fällt darüber hinaus auf: Die meisten heute als ‚Klassiker‘ bezeichneten Kinder- und Jugendbücher hatten schon immer einen Leserkreis, der weit über den der spezifischen KJL hinausging. Vielleicht ist es gerade die polyvalente Struktur, die aus Bestsellern einen Longseller und aus Longsellern Klassiker macht. ‚Polyvalenz‘ müsste dann allerdings weiter gefasst werden: Neben den textuellen Bezügen umfasst sie in diesem Sinne ebenso Illustrationen (so vorhanden) wie die „Histoire“ und die dahinter stehende Botschaft. Damit können dann auch Texte, die ursprünglich an einen jungen Adressatenkreis gerichtet waren, wie eben McBratneys „Weißt du eigentlich, wie lieb ich dich hab?“ oder Carrolls „Alice im Wunderland“, zu „Grenzgängern“ zwischen der Kinder- und der Erwachsenenwelt werden.

Veränderungen auf dem Buchmarkt betreffen nicht nur die inhaltlichen Aspekte, sondern auch die Art des Lesens und den Zugang zur Lektüre. Die von der Stiftung Lesen und dem Bundesministerium für Bildung und Forschung herausgegebene Studie „Lesen in Deutschland 2008“ glaubt, dass die tägliche Buchlektüre zwar im Trend liegt, aber die Anzahl der insge-

⁴¹² Bloom: Bestsellers, 2002, S. 4

⁴¹³ Gansel: Das Phänomen „Harry Potter“, 2003

samt gelesenen Bücher pro Jahr weiter sinken wird.⁴¹⁴ Das „Häppchenlesen“, d.h. Lesen von kurzen Texteinheiten, Auslassen von Textinhalten oder Überfliegen von Seiten korreliert mit dem zunehmend geringeren medialen Stellenwert des Buches im Kontext der Freizeitgestaltung und mit den Marktzahlen.⁴¹⁵ Möglicherweise werden sich dadurch Ausstattungsvarianten von Texten oder eigene Textformen entwickeln, die diesem Bedürfnis Rechnung tragen. Bereits 2004 hat Werner Fuld gefordert, gekürzte Textausgaben von ‚Klassikern der Weltliteratur‘ herauszugeben, um diese dadurch „vor dem Verstummen zu bewahren“ und einem „größeren als nur dem Fachpublikum“ zugänglich zu machen.⁴¹⁶ Der Ravensburger Buchverlag setzt beispielsweise auf die Umsetzung von Bestsellern in „Graphic Novels“, eine Art künstlerischen Comic-Roman. Da die Zielgruppe der Kleinkinder, sprich der potenziellen Zielgruppe der KJL von morgen, laut Prognosen der Bevölkerungsstatistiker in den kommenden Jahren nicht mehr signifikant wachsen wird, scheint es umso wichtiger, das vorhandene Potenzial besser auszuschöpfen, also die große Gruppe der Geringleser beim Buchkauf zu halten. E-Books könnten dafür eine weitere Lösung sein. „E-Books sind der Markt der Zukunft“, so der Tenor einer Studie des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels. Besonders jüngeren Männern aus einer höheren Bildungsschicht ist es tendenziell gleichgültig, ob ein Buch in digitaler oder gedruckter Form vorliegt (Schwerpunkt bei den „modernen Performern“, den „Experimentalisten“ und den „viellesenden Postmaterialisten“).⁴¹⁷ Verstärkt gilt dies bisher für die Segmente der Fach- und Sachbücher. Zudem spielt das Internet als Einkaufsstätte für Bücher, als mediales Instrument für Marketing, um Infos zu Büchern und Autoren zu erhalten oder um sich mit Gleich- oder Andersgesinnten auszutauschen eine zunehmend wichtige Rolle bei Jugendlichen.

⁴¹⁴ Stiftung Lesen: Lesen in Deutschland 2008, Chart 28 f.

⁴¹⁵ Das „Häppchenlesen“ betrifft stärker die männliche als die weibliche Leserschaft. In ihrem Kapitel „Vom kleinen (großen) Unterschied“ beschreibt Katrin Müller-Walde das unterschiedliche Leseverhalten und die Leseerwartung von Jungen. Insgesamt benötigen Jungen mehr Zeit zum Lesen und Unterbrechungen in den Texten (z.B. durch Grafiken oder Illustrationen). „Sie lesen kurzfristig, zielorientiert, längere Texte mit häufigen Unterbrechungen, vieles parallel, zum Beispiel einen Fantasyschmöker, ein Sachbuch über Sterne und einen Comic. Häufig lesen sie Bücher mehrfach.“ (Müller-Walde: Warum Jungen nicht mehr lesen und wie wir das ändern können, 2005, S. 49) Neben der schon angeführten Empfehlung durch einen männlichen Freund sind ihre wichtigsten Kriterien bei der Lektüreauswahl: Lesevergnügen (Text ist lustig, spannend und/oder aktionsgeladen, informativ, hat Tiefe), Buch liest sich leicht, bietet ein Szenario, das man sonst nicht erlebt, enthält neue Ideen, vermittelt Faktenwissen, liefert Gesprächs- und Diskussionsstoff, ist nur 200 Seiten lang, hat ein cooles Cover und eine verhältnismäßig große Schrift.

⁴¹⁶ Fuld: Die Bildungslüge, 2004, S. 241

⁴¹⁷ Börsenverein des Deutschen Buchhandels (Hrsg.): Buchkäufer und Leser. Profile, Motive, Wünsche (Kurzfassung), 2008, S. 4

2.5. Erfolgstitel als Zufallsprodukt oder als kalkuliertes Ergebnis von Verlagsmarketing – Überlegungen zu einer alten Streitfrage

„Zum Bestseller kommt der Verleger im allgemeinen wie die Jungfrau zum Kind, man muß freilich entsprechende Neigung und Veranlagung zur Empfängnis haben.“⁴¹⁸ Mit dieser Bemerkung kolportiert der verstorbene Verleger Heinrich Maria Ledig Rowohlt eine der Grundfragen, die immer wieder im Zusammenhang mit Bestsellern gestellt wird: Kommt ein Bestseller als solcher ‚auf die Welt‘ oder wird er dazu ‚gemacht‘? Spekuliert wird bei dieser Frage viel, aussagekräftige Erkenntnisse gibt es wenige. Einige, so sie sich allgemein mit der Frage vor allem aus dem Blickwinkel des Handlungssystems beschäftigen und nicht detailliert einen einzelnen Titel und dessen Vermarktung betrachten, sollen hier genannt werden. Das Kapitel Kunst, Literatur und Evolution sowie der textanalytische Teil dieser Arbeit wird ausführlich untersuchen, ob und welche evolutionspsychologischen Bezüge einen Text erfolgreich werden lassen.

Werner Faulstich nennt drei Argumentationsansätze zum Bestseller: den produktionsorientierten, den produktorientierten und den rezeptionsorientierten.⁴¹⁹ Ersterer sieht den Bestseller als ein „natürliches Phänomen des kapitalistischen Marktes in einer hochindustriellen Massengesellschaft“ an.⁴²⁰ Nach dieser Vorstellung können erfolgreiche Titel zwar durch Marketing gefördert, aber nie dadurch gemacht werden. Er ist ein Produkt, das auf Nachfrage, Marktorientierung und Zufallserfolg beruht. Beim produktorientierten Ansatz steht die Qualität im Mittelpunkt der Argumentation. „Inhaltlich-thematisch wird Bestsellern eine bestimmte Aktualität oder ‚Zeitugewandtheit‘ als Erfolgskriterium attestiert, wobei sie ästhetisch zumeist von einer ‚mittleren‘ Komplexität gekennzeichnet sind.“⁴²¹ Sie gehören damit weder der Hoch- noch der Trivilliteratur an, sondern entsprechen qualitativ dem Großteil ihrer Nutzer, der quantitativ dominanten Mittelschicht. Dieser textimmanente Argumentationsansatz wird auch bei den Untersuchungen von ‚Klassikern‘ der KJL immer wieder ins Feld geführt. Mit der Ideologiekritik der 1970er Jahre gewannen rezeptionsorientierte Aspekte an Bedeutung. Bestseller haben ihren Status erreicht, weil sie besser als andere Bücher vermögen, die Bedürfnisse ihrer Leser zu befriedigen. Faulstichs Aussage kann zugestimmt werden, wenn er konstatiert, dass

„simple ideologiekritische Unterstellungen zu bestimmten Inhalten [...] keine brauchbaren Erklärungen liefern. Zum einen können ‚Bedürfnisse‘ und ihre ‚Befriedigung‘ nicht individualspezifisch, subjektivistisch und ohne Zeitbezug bestimmt werden. Zum anderen spielt neben Inhalten die Art und Weise des Erzählens, Darstellens, Zei-

⁴¹⁸ Zitiert nach Sterner: Ein großer Verlag braucht den Bestseller, 1978, S. 33

⁴¹⁹ Faulstich: Bestseller – ein Phänomen des 20. Jahrhunderts, 2000, S. 216

⁴²⁰ Ebd., S. 216

⁴²¹ Ebd., S. 216

gens eine entscheidende Bedeutung, mithin die Form. Bestseller müssen als eine Art kollektive Träume verstanden werden.⁴²²

Peter Uwe Hohendahl sieht bereits 1974 (!) in der Konzentration der Verlagslandschaft die Notwendigkeit, für mittlere bis größere Verlage Bestseller produzieren zu müssen. Ein-Mann/Frau-Verlage unterliegen hingegen anderen Spielregeln. Obwohl die Aussage bereits vor über 30 Jahren gemacht wurde, ist sie aktueller denn je.

„Der Wandel vom mittelständischen Familienunternehmen zur Buchindustrie mußte die Tendenz zum geplanten Bestseller verstärken. Denn die belletristischen Großverlage können, um wirtschaftlich erfolgreich zu arbeiten, auf den Bestseller nicht mehr verzichten. Wollen sie mit ihrer Gesamtproduktion nicht in die roten Zahlen geraten, müssen sie in regelmäßigen Abständen ein Buch auf dem Markt so durchsetzen, daß die zahlreichen, erfolglosen Versuche gedeckt werden und außerdem die laufenden Kosten des Unternehmens wieder hereinkommen.“⁴²³

Hohendahl betont die Bedeutung der Frage, in welchem Verlag ein Titel erscheint, ob dieser die Bedarfsanalyse durch Marktforschung klären, auf der Werbe- und Promotionsklaviatur spielen und alle Medienrechte wirksam nutzen kann. Kalkulierbar im Vornherein ist ein Bestseller allerdings nicht, da eine detaillierte Marktforschung nur retrospektiv die bisherigen Kaufgewohnheiten und Käufer betrachtet, nicht den „intendierten Leserkreis“⁴²⁴ durchbricht und nur einen Blick auf den potenziell erweiterten werfen kann. Dennoch geht Hohendahl fälschlicherweise davon aus, dass Bestseller zu einem hohen Maße plan- und steuerbar seien. Er unterstellt der „Bestseller-Industrie“⁴²⁵, dass der Autor und sein Werk austauschbar seien und wesentliche Gründe des Erfolgs sich nicht im Text oder im Leben oder Arbeiten des Autors finden lassen, sondern lediglich in dem von Verlagen aufgebauten Image. Wie im Kapitel zum Handlungssystem Literatur dargestellt, verbessert eine professionelle Verlagsarbeit die Ausgangssituation einer Neuerscheinung auf dem Markt zum Teil erheblich. Vielleicht gelingt es auch, den Titel – wie es im Fachjargon genannt wird – gut im Handel zu platzieren. Ob er dann letztlich zu einem Bestseller wird, entscheiden die Käufer.

Auch Wiltrud Oelinger erscheint es normal, dass Verlage bei ihrer Programmentscheidung Angebot und Nachfrage abwägen und einen Titel dahingehend prüfen, ob er auch den Interessen oder Bedürfnissen der Leser entspricht. „Der Erfolg von Bestsellern [kann – Verf.] auf ihrer Übereinstimmung mit bestimmten Moden und Trend einer Zeit beruhen.“⁴²⁶

⁴²² Ebd., S. 216 f.

⁴²³ Hohendahl: Literaturkritik und Öffentlichkeit, 1974, S. 191

⁴²⁴ Ebd., S. 191

⁴²⁵ Ebd., S. 193

⁴²⁶ Oelinger: Emanzipationsziele in Unterhaltungsliteratur, 2000, S. 29

Die wirtschaftliche Situation zwingt Verlage zu überlegtem Handeln.⁴²⁷ Die Veröffentlichung von literarisch-anspruchsvollen Werken und Debüts junger, noch nicht im Markt etablierter Autoren müssen gegen das verlegerische Risiko abgewogen werden. Investierte Kosten müssen sich in der Summe rechnen können oder wie es in einem Artikel über Allison Pearsons „Working Mum“ heißt:

„Das Bestsellergeschäft ist eine Rechenaufgabe mit vielen Unbekannten, sonst gäbe es längst den einen Bestseller-Verlag. $E = \{a + b + m^s\} \cdot x$
E: Erfolg; a: Autorenfaktoren (Talent, Aussehen, Prominenz, Medientauglichkeit);
b: Buchfaktoren (Genre, emotionale Qualität, literarischer Anspruch); m: Marktfaktoren (Bedarf, Konkurrenz, allgemeine Wirtschaftslage); s: Strategie (Timing, Marketing, Investition); x: Glück“⁴²⁸

Stephen Brown bestätigt diese Faktoren in seiner Analyse über den Erfolg der Harry-Potter-Bände. ACCIO lautet das Akronym, hinter dem sich fünf Schlüsselemente – Autor, Cover (Buchumschlag), Content (Inhalt), Interesse und Obtainability (Verfügbarkeit) – für ein erfolgreiches modernes Buchmarketing verbergen.⁴²⁹ Bei Joanne K. Rowling und ihren Harry-Potter-Titeln fügten sich die Einzelaspekte lehrbuchreif auf das Beste zusammen.

Die Gesellschaft für Konsumforschung (GfK) hat sich der Frage, ob Bestseller planbar seien, aus ihrem eigenen marktforschungsorientierten Blickwinkel angenommen.⁴³⁰ Da sie aufgrund des von ihnen beauftragten umfangreichen Haushaltspanels über weit mehr personenrelevante Informationen verfügt als nur über den Abverkauf bestimmter erfolgreicher Titel, konnten Bezüge hergestellt werden, die ansonsten für Verlage schwierig mit Zahlen zu belegen gewesen wären. Kurz die Ergebnisse zusammengefasst: Eine Bestsellerorientierung scheint beim Buchkauf immer wichtiger zu werden, denn die Titelflut der jährlichen Neuerscheinungen ist von 2002 bis 2007 um 22% gestiegen (von 78.896 auf 96.479) und der Absatz (privater Nutzung) dabei gleichzeitig um 1,4% gesunken (von 389,5 Mio. Expl. in 2002 auf 384,0 Mio. in 2007).⁴³¹ Die Käufer greifen verstärkt zu den ihnen bekannten Autoren bzw. Titeln, die in Bestsellerlisten quasi von anderen Käufern „empfohlen“ werden – ein Verhaltensprinzip, das

⁴²⁷ Die Film- und Fernsehindustrie ist weit stärker als die Buchindustrie von dem wirtschaftlichen Erfolg ihrer Produkte abhängig, da das investierte Kapital ungleich höher und die Risikoverteilung ungleich geringer ist. Daher sucht man bereits im Vorfeld, zahlreiche Risikofaktoren zu minimieren: Remakes erfolgreicher Filmklassiker, Folgefilme großer Blockbuster sowie literarische Bestseller werden mit etablierten und beliebten Schauspielern verfilmt. Für Überraschungen sorgen meistens nur Low-Budget-Produktionen. Britische Forscher entwickelten für eine treffsichere Prognose ein Softwareprogramm, das anhand der Häufigkeit und der Verteilung von Wörtern und Wortgruppen in Drehbuchskripten den potenziellen Erfolgs eines Films vorhersagt. Auf www.scriptcloud.com können Autoren ihre Drehbücher und diesem Gesichtspunkt analysieren lassen.

⁴²⁸ Claudia Voigt: $E = \{a + b + m^s\} \cdot x$. Berechenbarer Erfolg. Eine Mutter, zwei Kinder, ein Job – wie aus einer Zeitungskolumne der Bestseller „Working Mum“ gemacht wurde, in: Kultur Spiegel Nr.10, 01.10. 2003, S. 26-27

⁴²⁹ Brown: Die Botschaft des Zauberlehrlings, 2005, S. 61 ff.

⁴³⁰ Gesellschaft für Konsumforschung (GfK): Schöne neue Buchwelt: Sind Bestseller planbar?, Vortrag Leipziger Buchmesse, 14.03.2008

⁴³¹ Ebd., Chart 12

die Evolutionspsychologie bei Partnerstrategien unter dem Begriff des „mate copying“ kennt. (Vgl. Kap. sexuelle Selektion und Partnerstrategien) Reichen die vorhandenen Selektionskriterien nicht aus, um aus einer unüberschaubar großen Anzahl von Möglichkeiten eine Entscheidung zu fällen, so orientiert man sich bei seiner Wahl an den Entscheidungen von anderen bzw. anderen der relevanten Zielgruppe, ganz nach dem Motto: So viele Menschen können nicht irren. Für den Buchmarkt zieht ein solches Verhalten eine – vermutlich weder von Verlagen noch Autoren originär intendierte – Konzentration von Autoren nach sich, die einen Großteil des gesamten Umsatzes generieren. Für den Bereich der Belletristik hat die GfK dafür folgende Zahlen vorgelegt: 10% des Umsatzes wird alleine mit Titeln der Top 10-Autoren erreicht, 16% mit den Top 11-50 Autoren, weitere 11% mit den Top 51-100-Autoren und 39% noch einmal mit den Top 101-1.000-Autoren. Kurz: 76% des gesamten belletristischen Umsatzes wird mit den erfolgreichsten 1.000 Autoren gemacht, die wiederum aber nur eine Quote von 12% aller publizierten Autoren repräsentieren.⁴³² Die GfK stellt darüber hinaus fest, dass es zu Nebeneinkäufen kommt, wenn die Autorencluster Überschneidungen aufweisen. Insgesamt macht sie drei Cluster mit wenigen Berührungspunkten fest (romantische Unterhaltung, hintergründige Unterhaltung und Fantasy), deren Käufer sich wiederum über Buchmarketing-Faktoren (Zielgruppe, Preis, Distribution, Kommunikation) differenzieren und somit auch gezielt ansprechen lassen.

Trotz der Erkenntnis, wie man eventuell als Verlag seine Programmgestaltung und sein Marketing optimieren kann, bleibt es eine verlegerische Wunschphantasie und kulturpessimistische Vermutung, Bestseller können auf dem Reißbrett ‚gemacht‘ werden. Zu unterschiedliche Titel kommen in den Genuss, erfolgreich zu sein, so dass die Überlegungen immer nur ein Annäherungswert an ein Phänomen sein werden. Volker Neumann, ehemaliger Marketingchef der Bertelsmann-Gruppe, sieht in dem Leser die „Blackbox“, dessen Verhalten mit den derzeitigen Instrumenten nicht valide prognostiziert werden kann:

„Er [der Leser – Verf.] ist unberechenbar, launisch, misstrauisch und naiv. ‚Wir haben teure Untersuchungen machen lassen. Das Ergebnis war, ich sage mal: irritierend. Keinen Leser interessiert der Verlag, aus dem sein Buch kommt. Kaum einer hört auf das Feuilleton, geschweige denn auf die Werbung, und in der Regel ist auch der Rat des Buchhändlers nicht gefragt.‘ Man könne Eventmarketing betreiben, den Kritikern Leseexemplare mit ihrem Namen schicken und noch ein Fläschchen dazulegen, man kann die besten Umschläge zeichnen lassen und den Buchhändlern aufblasbare Pingwine liefern – ein Buch [...] wird entweder spontan gekauft oder weil die Freunde davon erzählt haben: ‚Mit unserem Marketing-Mix können wir das Gelände nur ebnen, mehr nicht. Ein Bestseller entsteht, weil die ersten Leser von dem Buch begeistert sind und es weitererzählen. Das ist das ganze Geheimnis.‘“⁴³³

⁴³² Ebd., Chart 14

⁴³³ Osang/Smolczyk: Verzweifelt gesucht: Der Bestseller, S. 32

2.6. Kinder lieben Serien – ein Exkurs zu einem Phänomen

Nach der Bekanntheit des Autors ist das zweitwichtigste Merkmal bei einer Kaufentscheidung von Kinder- und Jugendbüchern der Aspekt, ob ein Titel Bestandteil einer Serie ist.⁴³⁴ Daher verwundert es nicht, dass 60% der Bücher aus der Top 20-Anlistung der am häufigsten verkauften KJL-Titel (siehe Kap. Auswahl der Primärliteratur/Media Control-GFK International) aus dem Jahre 2008 laut GFK-Panel Bestandteil einer solchen sind, und ihnen kann man nicht einmal unterstellen, dass sie, weil als Einzeltitel erfolgreich, einen oder mehrere Nachfolgebände wie Emmy von Rhodens „Trotzkopf“ erhalten haben.⁴³⁵ Serien und Reihen werden konzipiert, in der Regel in enger Zusammenarbeit zwischen der Redaktion eines Verlags und dem Autor oder dem Autorenteam. Im erzählenden Genre für ältere Leser übernimmt der Autor den dominierenden oder alleinigen Part. Diese Zusammenarbeit von der Projektierungsphase an stellt aber keine Erfolgsgarantie dar, sondern minimiert nur Fehler und die damit verbundenen Marktrisiken. Auch bei der Lektüre für Erwachsene – sofern sie nicht sowieso schon die Jugendbücher lesen – tauchen immer wieder erfolgreiche Titel in den Bestsellerlisten auf, die zumindest inhaltlich eine gewisse serielle Struktur aufweisen. Oftmals sind sie im Krimi- oder Thriller-Genre zuhause. Autoren wie Elisabeth George bauen Protagonisten auf – in ihrem Fall die Scotland Yard Inspektoren Thomas Lynley und Barbara Havers –, die nicht nur Mordfälle lösen, sondern deren persönliche Geschichte von Einzeltitel zu Einzeltitel fortgeführt wird. Bei John Grisham hingegen wechselt zwar das Personal, aber eigentlich nie der Plot: Es geht immer um einen Kampf zwischen ‚David und Goliath‘, der entsprechend seines Selbstverständnisses als ehemaliger Rechtsanwalt auf juristischem Boden stattfindet. Im eigentlichen Sinn kann man bei beiden Formen nicht von einer Serie oder Reihe sprechen, es werden aber Elemente daraus verwendet, die es den potenziellen Käufern und Lesern leicht machen sollen, sich wieder für den neuen Titel eines Autors zu entscheiden.

Eine Serie weist im Gegensatz zu einer Reihe zumeist nur einen Autor aus, der das Sujet klar um einen festen Figurenstamm herum mit einem dominierenden Abenteuer-, Krimi-, Schul-/Internat-, Pferde- oder Fantasy-Akzent inszeniert.⁴³⁶ Die Reihe hingegen subsumiert unter einer konzeptuellen und thematischen Klammer eine Vielzahl unterschiedlicher Inhalte, die von

⁴³⁴ Börsenverein des Deutschen Buchhandels: Kinder- und Jugendbücher 2007, S. 32

⁴³⁵ Emmy von Rhodens „Trotzkopf“ war bereits kurz nach der Erstpublikation (1885) ein großer Erfolg (1891: 10. Aufl., 1906: 45. Aufl.) und provozierte dadurch geradezu Folgebände. Da die Autorin 1885 kurz nach dem Erscheinen starb, wurden diese von anderen geschrieben (Wildhagen: Trotzkopfs Brautzeit 1892, Dies.: Aus Trotzkopfs Ehe 1895, Dies.: Trotzkopfs Nachkommen 1930/37, Mix: Frau Ilse 1895, Chapelle-Robool: Trotzkopf als Großmutter 1905, Felseneck: Trotzkopfs Erlebnisse im Weltkriege, Dies.: Trotzkopf heiratet 1919). Trotzkopf löste eine Flut von Mädchenbüchern nach demselben Strickmuster und mit ähnlichen Inhalten aus. Bis heute sind die Titel erhältlich, seit 1983 gibt es eine Fernsehserie (BR/ARD). (Grenz: „Der Trotzkopf“: ein Bestseller – damals und heute, 1997, S. 115)

⁴³⁶ Beispiele: Cornelia Funkes „Wilde Hühner“, Joanne K. Rowlings „Harry Potter“, Sven Nordquist „Pettersson und Findus“

verschiedenen Autoren geschrieben werden können.⁴³⁷ Traditionellerweise spielt hier das Genre des Kindersachbuchs oder der Kinderbeschäftigung die Hauptrolle. Liebhaber fiktionaler Literatur kennen beispielsweise Reihen zu Klassikern, italienischen Erzählern oder deutscher Lyrik. Gemeinsam sind der Serie und der Reihe ein hoher optischer Wiedererkennungseffekt durch die gleiche Aufmachung (Illustration, Ausstattung, Typografie) und/oder ein Logo sowie ein überwiegend einheitlicher Ladenverkaufspreis der Einzeltitel.

Die Begeisterung für Serien ist kein neues Phänomen. Allerdings hat Ewers richtig festgestellt, dass durch den veränderten Umgang mit den Medien diese Tendenz noch zugenommen hat und wachsend Serienangebote im Bereich der KJL dem erfolgreichen Prinzip der ‚daily soaps‘ nachgebildet sind:

„In dieser Generation [gemeint sind die ‚early adapters‘, d.h. Kinder und Jugendliche, die die frühesten Anwender neuer Medien sind – Verf.] haben sich die auditiven und audiovisuellen Medien wie mittlerweile auch Computer und Internet als die erst- und vorrangig genutzten Medien etabliert, während dem Medium Buch zunehmend eine zeitlich nachgeordnete und bedeutungsmäßig nachrangige Position zukommt. Die ‚neuen‘ Medien prägen bereits im frühen Alter nachhaltig sowohl die Wahrnehmungsgewohnheiten wie die Unterhaltungsbedürfnisse der Kinder, noch bevor diese erste (buch)literarische Erfahrungen sammeln konnten.“⁴³⁸

Dabei ist es zumindest für die Rezipienten nahezu unerheblich, ob das Buch die Primärquelle oder eine Sekundärverwertung einer Serie ist, auf jeden Fall muss es heute als „integrativer Bestandteil einer multimedialen Unterhaltungskultur“⁴³⁹ betrachtet werden. Erfolgreiche Bücher oder Buchserien werden verfilmt, oder zu Serien mit hohen Einschaltquoten werden Film- und TV-Begleitbücher auf den Markt gebracht. Da letztere aber nicht in der Warengruppe der Kinder- und Jugendbücher klassifiziert sind, fehlen sie in der GFK-Bestsellerliste. Für die beteiligten Verlage ist es aus ökonomischen Gründen durchaus relevant, ob ein Buch ein „Spin-off“-Produkt einer TV-Serie oder eines Kinofilms ist oder originär als Buchserie in einem Verlag publiziert wurde. In dem ersten Fall müssen die Nutzungsrechte zumeist sehr teuer über Agenturen eingekauft werden.⁴⁴⁰ Mediale Präsenz und Unterstützung müssen gegen die wirtschaftliche Notwendigkeit abgewogen werden, die garantierten Honorare und Vorschüsse wieder einzuspielen, sprich eine sehr viel höhere Auflage absetzen zu müssen, um einen positiven Deckungsbeitrag erwirtschaften zu können. Zudem lassen detailliert verein-

⁴³⁷ Beispiele: div. Autoren „Wieso? Weshalb? Warum?“, div. Autoren „Lernspaß für die Grundschule“, Titel für Ostern, Weihnachten

⁴³⁸ Hans-Heino Ewers (Hrsg.): Lesen zwischen Neuen Medien und Pop-Kultur. Kinder- und Jugendliteratur im Zeitalter multimedialer Entertainments, Weinheim/München: Juventa 2002, S. 11 und 14

⁴³⁹ Ebd., S. 17

⁴⁴⁰ Literarische Agenten werden von einigen Verlagen eher als „Preistreiber“ denn als Vermittler gesehen. Trotz der international gestiegenen Garantiehonorare, die ein Agent im Vorfeld mit dem Verlag aushandelt, ist er gut beraten, einen einigermaßen realistischen Betrag zu verlangen. Klaffen wirtschaftlicher Erfolg des eingekauften Manuskripts und gezahlter Vorschuss stark auseinander, so wird er zukünftig wohl nur noch schwerlich Geschäfte mit dem Verleger machen können. Hierzu: Alexander Smolczyk: Unter Wölfen, in: Spiegel Nr. 42, 15.10.2007, S. 68-73

barte Abstimmungsprocedere und „Styleguides“ nahezu keinen verlegerischen Spielraum, schützen allerdings die Urheber vor unerwünschten Adaptionen oder Modifikationen ihres Werkes.⁴⁴¹ Sofern ein Verlag die Nutzungsrechte, auch die der weiteren Verwertung über die Buchform hinaus übertragen bekommen hat – und dies ist im deutschsprachigen Raum immer noch häufig der Fall, wenn eine Serie zuerst in Buchform erscheint *und nicht* als Lizenz eingekauft wurde –, profitieren er und der Autor von der weiteren Vermarktung. In der Realität bedarf es schon einer ausgesprochen erfolgreichen Buchserie oder eines Einzeltitels, um in Frage kommende TV-Stationen oder Filmproduzenten für einen Ankauf zu interessieren. „Harry Potter“ gehört zu diesen Ausnahmen, ebenso wie Stephenie Meyers Vampir-Romane oder Cornelia Funkes „Tintenherz“, dessen Filmrechte die Autorin nach Hollywood verkaufen konnte.⁴⁴²

Eine erfolgreiche Buchserie ist auch ohne den Verkauf der Filmrechte ein für Autoren und Verlage durchaus lukratives Geschäft: Die serielle Produktion vereinfacht Herstellung und Distribution, was zu einer entsprechenden Kostenreduktion führen kann (aber nicht muss). Auf jeden Fall sorgt eine gut platzierte Serie für ihre eigenen Käufer, ein angenehmer Zustand, weil sich der Marketingaufwand in Grenzen hält und der Absatz kalkulierbarer wird. Um einer neuen Serie auf dem vollen Markt der Neuerscheinungen eine gute Chance zu sichern, erscheinen in der Regel zum Start gleichzeitig zwei bis vier Bände (und dann fortlaufend pro Jahr ein bis zwei Bände) in einer Verkaufskassette oder einem Präsenter, begleitet von werblicher und verkaufsfördernder Unterstützung. Bei den umfangreichen Titeln einer Romanserie gestaltet sich der Publikationszeitraum natürlich anders: Stephenie Meyer hat beispielsweise einen Roman pro Jahr ihrer Tetralogie herausgebracht, bei Joanne Rowling lagen zwischen den Harry-Potter-Bänden streckenweise bis zu drei Jahren Wartezeit. Autoren wie Thomas Brezina arbeiten hingegen schneller und liefern jährlich rund 30 Bücher – allerdings mit geringerem Umfang – ab.⁴⁴³

Die Mechanismen des Handlungssystems Kinderbuchmarkt erklären allerdings noch nicht den Erfolg von Serien, denn die Vermarktung kann und ist nur *ein* Bestandteil. Wichtige Erfolgskonstanten finden sich auf der Symbolebene: Eine Serie bietet jüngeren (aber auch erwachsenen) Rezipienten eine vertraute, immer wiederkehrende Welt, in der sie sich leicht zu-

⁴⁴¹ „Styleguides“ enthalten Instruktionen, wie z.B. bestimmte Figuren dargestellt werden dürfen, wie sie agieren, welche Tabus zu beachten sind, in welchen Räumlichkeiten sich Handlungen abspielen u.s.w. Das geht so weit, dass die Protagonisten in bestimmten ‚Posings‘ dargestellt werden, die ausschließlich verwendet werden dürfen. Farben von Figuren, Kleidungen etc. werden präzise für alle gängigen Druck- oder Reproduktionsverfahren (wie in RAL oder Pantone) genannt, so dass es zu keinen Abweichungen kommt. Logos und Schriftzüge sind fest definiert. Der Walt-Disney-Konzern ist für seine präzisen Styleguides bekannt.

⁴⁴² Interview mit Cornelia Funke: „Mädchen im Märchen“, in: Spiegel Nr. 10, 01.03.2004, S. 19; Christine Kruttschnitt: Das Märchen geht weiter, in: Stern Nr. 14, 29.03.2007, S. 238-241

⁴⁴³ Die Publikationsfülle spricht für Brezinas Schreiblust: So hat der 1963 geborene Österreicher bis Ende 2007 mehr als 400 Kinderbücher veröffentlicht. Andrea Bachstein: Kaiser von China, in: Süddeutsche Zeitung Nr. 299, 23./30.12.2007, S. 11.

rechtfinden: Zentrale Komponente dieser Welt ist ein fester Figurenstamm, meist angereichert mit ‚Gästen‘ in jedem Band, die für Überraschungen und Wendungen in dem Verlauf der Geschichte sorgen. Ebenfalls von Bedeutung ist der bekannte Handlungsraum mit seinen spezifischen Regeln, Gesetzen und den sozialen Verbindlichkeiten wie beispielsweise ein Internat, ein Raumschiff oder ein Straßenzug in einer Stadt.⁴⁴⁴ Zusätzlich ähneln sich Aufbau, Motive, Sprache und Stil. Wenn die Leser einmal in einem Serienkosmos zu Hause sind, ist die Schwellenangst, neues, unbekanntes und vielleicht irritierendes Terrain zu betreten, genommen, der Einstieg in die Folgebände gelingt spielend. Die Erwartungen an Geschichte und Stil werden erfüllt, Überraschungen finden innerhalb des abgesteckten Rahmens statt, man fühlt sich ‚geborgen‘. Ulrike Bischof und Horst Heidtmann erklären sich auch so den Erfolg von Serien:

„Obwohl die einzelnen Serienfolgen immer wieder gleiches variieren, mit reduzierten Charakteren, Klischees, Handlungsschablonen arbeiten, kommen sie offenkundig Publikumsbedürfnissen entgegen. Serien sind auf Überschaubarkeit angelegt, sie arbeiten mit einem begrenzten Figurenensemble; Einzelepisoden sind klar, übersichtlich gegliedert. Kinder erwarten zudem Komik, erwarten, dass die Figuren in bestimmter Weise agieren, reagieren. Die Geschichte muß zwar auch Neues enthalten, doch das darf das aus früheren Folgen Bekannte, Geliebte nicht überlagern.“⁴⁴⁵

Erwachsene genießen Serien, weil mit einem verhältnismäßig geringen Rezeptionsaufwand den eigenen Intentionen entsprochen werden kann. Heranwachsende scheinen eine ‚Ordnung‘ bei ihrer Lektüre noch stärker zu wünschen und/oder zu benötigen. In der sich in ihnen (und in ihrer Vorstellung auch um sie herum) permanent kognitiv und emotional verändernden Welt und Weltsicht, setzt die serielle Struktur einen Anker, ein stabiles Korsett mit hohem Identifikationspotenzial. Konstellationen rund um eine Gruppe von Kindern oder Jugendlichen – am besten ‚sans famille‘ – bilden den Fundus, um theoretisch Konflikte und Funktionsweisen der in der Adoleszenz zunehmend wichtig werdenden Peergroup ‚offline‘ durchspielen zu können. (Vgl. Kap. Kunst im evolutionären Kontext) Lösungsstrategien lesend zu erleben, erhöht die Sicherheit, sich im Alltag zu bewähren und den richtigen, sprich eigenen Weg zu finden. Protagonisten, die nicht Alleskönner sind, sondern sich mit äußeren Defiziten wie mit innerer Zerrissenheit herumschlagen, deren Handeln nicht sofort und immer von Erfolg gekrönt ist, die Ecken, Kanten, Vorlieben und Abneigungen haben und mit ganz alltäglichem Ärger konfrontiert sind, präsentieren sich für die jungen Leser als geeignete Identifikationsplattformen – im Sinne einer Wunschprojektion und als Abgrenzung zur eigenen Ich-Konstituierung. Kriterien wie beispielsweise Humor, Spannung, wiederkehrende Stoffe, Mythen

⁴⁴⁴ Eines der erfolgreichsten TV-Serien Beispiele ist mit über 1.200 Folgen (Stand: Juni 2009) die wöchentlich in der ARD ausgestrahlte ‚Lindenstraße‘, an der alle genannten Kern-Komponenten exemplarisch dargestellt werden können.

⁴⁴⁵ Bischof/Heidtmann: Kinder lieben Serien, 1999

und eine gewisse Form von Irrationalität, die auch im Symbolsystem erfolgreicher Einzeltitel wieder zu finden sind, kommen hier ebenso, vielleicht sogar verstärkt zum Tragen. (Vgl. Kap. Erfolgskriterien von Klassikern und Bestsellern/Symbolsystem)

Lothar Mikos fasst die medienwissenschaftlichen Forschungserkenntnisse in seinem Aufsatz über die erfolgreiche TV-Serie „Gute Zeiten – schlechte Zeiten“ zusammen: „Kinder und Jugendliche nutzen Medien zur Befriedigung eigener Bedürfnisse, selektieren sie entsprechend ihrer handlungsleitenden Themen und ihrer Entwicklungsaufgaben und benutzen sie zur Selbstermächtigung und zur Ich-Stärkung im Rahmen ihrer Identitätsarbeit.“⁴⁴⁶ Obwohl Fernsehen in einem anderen Kontext zu sehen ist als geschriebene Texte, erscheinen die von Mikos vorgetragenen Erkenntnisse durchaus für literarisch serielle Strukturen plausibel und applizierbar. Identität konstituiert sich aus zurückschauenden, vorausschauenden und aktuellen Bezügen und befindet sich als „dynamischer Prozess der permanenten Fortschreibung der Integration von Selbst- und Fremdbild“ im konstanten Wandel.⁴⁴⁷ Normen, Werte, Rollenbilder werden nicht mehr ausschließlich in direkten interpersonalen Kontakten entwickelt und trainiert, sondern auch „über die symbolischen Welten der Medientexte in der Medienrezeption und -aneignung“⁴⁴⁸. Als die zu befriedigenden Kernbedürfnisse bezeichnet Mikos Orientierung, Sicherheit, Zugehörigkeit und Liebe, Achtung, Geltung und Selbstverwirklichung.⁴⁴⁹

Daneben führt Ursula Bergenthal einen in der KJL nicht zu unterschätzenden Aspekt auf: die kognitionspsychologische Bedeutung von seriellen Inhalten, „Lesen als schemagesteuerter Prozess“⁴⁵⁰: „Schemata entstehen, indem Reize, die häufig nebeneinander auftreten, als verknüpfte Informationen gespeichert werden“ – wie beispielsweise spitze Zähne, Nachtaktivität, dunkler Umhang, Särgе und Blut mit Vampiren.⁴⁵¹ Die Einzelaspekte führen dann ebenfalls zu der sofortigen Verbindung, sie werden als Informationsbündel im Gedächtnis gespeichert und verankern sich mit der Zeit und Nutzung im Gedächtnis. Das Prinzip wird auch auf typisierte Handlungssequenzen, wie sie in einer Serie gängig sind, angewendet; daraus konstruieren sich dann komplexe Schemata oder Skripts.⁴⁵²

Wenn man Bestsellern in der Vergangenheit Trivialität attestierte, dann galt und gilt dies verstärkt für erfolgreiche Serien. (Vgl. Kap. Wertung erfolgreicher Texte) Reihen sind von die-

⁴⁴⁶ Lothar Mikos: In guten und in schlechten Zeiten. Selbstermächtigung und Identitätsarbeit von Kindern und Jugendlichen mit populären Medien, in: Gansel, Carsten/Anna-Pia Enslin (Hrsg.): Literatur – Kultur – Medien: Facetten der Informationsgesellschaft, 2002, S. 321

⁴⁴⁷ Ebd., S. 322

⁴⁴⁸ Ebd., S. 324

⁴⁴⁹ Ebd., S. 330

⁴⁵⁰ Ursula Bergenthal: Des Zauberlehrlings Künste. „Harry Potter“ als Beispiel für literarische Massenkommunikation in der modernen Mediengesellschaft, Göttingen: Wallstein 2008, S. 52-63

⁴⁵¹ Ebd., S. 55

⁴⁵² Ebd., S. 56

sen pauschalen Abwertungen zumeist ausgenommen, vielleicht weil ihre Inhalte oder Zusammenstellung sachbezogen sind und ihnen dadurch eine andere ‚Funktionalität‘ zugesprochen wird als fiktional-seriellen Texten. Eine generelle Aburteilung von Serien verkennt die Realität, ist nicht mehr zeitgemäß und deshalb für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung unbrauchbar. Die qualitative Bandbreite von Serien, verwendet man die literarisch-ästhetischen Axiome, ist ebenso weit gefächert wie das gesamte Literaturspektrum. Sie umfasst Heft-Romane, die über den Zeitschriftenhandel vertrieben werden, die zahlreichen Serien von Enid Blyton, aber auch die Geschichten von „Felix“ oder die Erlebnisse von „Artemis Fowl“.

Jost Hermand kritisiert 1996 noch im Zeichen der Ideologiekritik der 1970er Jahre an Heftromanen und deren Konsum die Manifestation der Herrschenden, die so versuchen die „unbefriedigten Kleinbürger“, in Schach zu halten.⁴⁵³

„Und somit wurden in diesen Heftchen die gesellschaftlichen Wunschvorstellungen der unteren Bevölkerungsschichten zwar erfüllt, aber falsch erfüllt, das heißt auf den herrschenden Status quo zurückgelenkt. Letztlich suggerierte diese Literatur ihren Lesern und Leserinnen lediglich, sich mit den bestehenden Verhältnissen abzufinden und in der illusionären Hoffnung darauf zu warten, auch einmal ‚oben‘ zu sein. Und bis zu diesem Sankt-Nimmerleinstag gönnte sie ihnen den Luxus, im süchtig-kompensatorischen Umgang mit bestimmten Massenmedien von diesem Gefühl des ‚Obenseins‘ wenigstens träumen zu können.“⁴⁵⁴

An den zwei der im Kinder- und Jugendbuchmarkt erfolgreichsten Serien-Autoren soll dieser Diskurs verdeutlicht werden: Enid Blyton und Thomas Brezina. Bis „Harry Potter“ den deutschen Markt eroberte, war Enid Blyton nicht nur die ungekrönte Königin des Kinderbuchs, sondern die erfolgreichste Autorin schlechthin.⁴⁵⁵ Bis zu ihrem Tod verfasste sie rund 700 Bücher und 10.000 Kurzgeschichten, die mittlerweile weltweit in einer Gesamtauflage von vermutlich 600 Mio. Exemplare erschienen sein sollen.⁴⁵⁶ Rowling hat mit ihrer Heptalogie bisher rund 400 Mio. Exemplare weltweit verkauft, was vermuten lässt, dass sie in absehbarer Zeit die Führung übernehmen wird.⁴⁵⁷ Seit der Markteinführung 1964 war und ist in Deutsch-

⁴⁵³ Hermand: „Weil man in ihnen etwas erlebt, was man sonst nicht erlebt“, 1996, S. 140

⁴⁵⁴ Ebd., S. 152

⁴⁵⁵ „Zum Abschluß der Betrachtung der allgemeinen Literaturlexika möchte ich auf einen spannenden Aspekt hinweisen, der von der Kritik an keiner Stelle erwähnt wird: Blyton ist aufgrund der Verkaufszahlen ihrer Werke ja nicht nur die erfolgreichste *Kinderbuch*autorin, sondern eine der erfolgreichsten Autoren überhaupt. Und da es mehr Erwachsene als Kinder gibt, ist ihr Erfolg ob der eingeschränkten Zielgruppe noch höher einzuschätzen als zum Beispiel der von Agatha Christie oder John Grisham, von den vielzitierten Auflagenmillionären Lenin, Stalin oder Mao ganz zu schweigen, die diese Auflagenziffern wohl nicht erreicht hätten, wenn ihre Werke nicht Pflichtlektüre in den von ihnen geführten Ländern gewesen wären.“ (Just: Ignorieren als literaturkritische Strategie, 2003, S. 86)

⁴⁵⁶ Die Gesamtauflagenzahlen variieren zwischen 400 Mio. bis einer Milliarde. Die genannten 600 Mio. entstammen der Pressemitteilung von Costa Book Award 2007, www.costabookawards.com/reading/britains_best_loved_authors.aspx, 05.03.2009

⁴⁵⁷ Michael Remke nennt in seinem Artikel „Harry Potter? Wer ist das?“ (Welt am Sonntag Nr. 14, 04.04.2004, S. 34) als erfolgreichsten Kinderbuchautor schlechthin Theodor Seuss Geisel (1904-1991), genannt „Dr. Seuss“. Mehr als eine Milliarde Bücher soll der Sohn einer in die USA emigrierten Deutschen mit seinen insgesamt 44 Kinderbüchern verkauft haben. Er verdiente jahrzehntelang sein Geld als Zeichner und Cartoonist und machte u.a. Werbung für Rockefellers Konzern Standard Oil. „Den Durchbruch als Kinderbuch-Autor schaffte Geisel erst 1957 im Alter von 53 Jahren. Mit dem Doppelschlag von ‚How the Grinch Stole Christmas‘ und ‚Cat in the Hat‘ stürmte er die Bestsellerlisten.“

land Enid Blytons Internatsserie um die Zwillinge „Hanni & Nanni“ mit rund 20 Mio. Exemplaren die erfolgreichste gewesen.⁴⁵⁸ Ihre Art des Erzählens, die auch zum Synonym für seri-elles Arbeiten wurde, hat nicht nur der Autorin Kritik von vor allem pädagogischer Seite eingehandelt, sondern oft dazu geführt, dass Kinderbuchserien allgemein in Misskredit gerieten. An dieser Stelle kann und soll es nicht darum gehen, die getroffenen inhaltlichen und stilistischen Aussagen zu verifizieren oder falsifizieren, sondern aufzuzeigen, mit welcher Vehemenz auf erfolgreiche Serien reagiert wird und wurde.⁴⁵⁹

Die Dissertation über Enid Blyton von Almut Prieger betont die biografischen Aspekte und deren Auswirkung auf die Arbeit der Autorin und versucht zu erklären, warum die Serien trotz der als lebensfern, autoritär und als schlicht kritisierten sprachlichen und strukturellen Muster eine so umfangreiche Fangemeinde erobern konnten. Weitgehend gipfeln die Argumente in der Bedürfnisbefriedigung jugendlicher Leser, reale Gegebenheiten zu kompensieren und/oder zu verstärken. Die Dissonanzreduktionsthese der Sozialpsychologie scheint Prieger eine nachvollziehbare Begründung hierfür zu sein.⁴⁶⁰ Dabei konstatiert sie, dass evasorische Tendenzen nicht zu einer Kluft zwischen Fiktion und Realität führen dürften und bei Blyton auch nicht führen.⁴⁶¹ Die permanente Kritik wegen der „mangelnden sprachlichen Qualität, der Grausamkeit gegenüber Außenseitern und ihres nationalen Chauvinismus“ hat die Autorin weitgehend ignoriert und mit dem Hinweis zurückgewiesen, dass die positive Resonanz der jugendlichen Rezipienten ihrer Serien alleine für ihre Tätigkeit ausschlaggebend sei und ihre Bücher „klassenübergreifend konsumierbar“ wären.⁴⁶² Trotz der kritischen Haltung Prieigers zu den Werken von Enid Blyton setzt sie sich nicht für eine restriktive Handhabung der Lektüre ein. Literarischen Erfolg in dieser Dissertation aber allgemein exemplifiziert sehen zu wollen, wäre bei dieser Art der Analyse nicht gerechtfertigt, weil ein ausführlicherer theoretischer Überbau fehlt. Zudem entwickelt sie kein echtes Verständnis für die millionenfach genutzte Lektüre und bleibt bei einer distanziert ideologiekritischen Haltung. Martin-Christoph Just untersucht Enid Blyton und ihre Arbeiten zwanzig Jahre später in einem etwas differenzierteren Licht: Das Urteil über die Autorin und ihre Bücher bestand entweder im vollständi-

Ein Teil seiner Bücher ist zwar in deutscher Sprache erhältlich, aber zum Standardrepertoire der deutschsprachigen KJL gehört er nicht. Ob die weltweiten Verkaufszahlen seiner Bücher tatsächlich mit denen von Enid Blyton verglichen werden können, scheint zweifelhaft. Die Informationen zu Auflagenhöhen stammen wohl von der Witwe des Autors, die seine Firma „Dr. Seuss Enterprises“ besitzt und die Rechte vermarktet.

⁴⁵⁸ Enid Blyton: Hanni und Nanni (diverse Bände), München: Franz Schneider ab 1964 (St. Clare's, London: Methuen ab 1941). Eine weitere sehr bekannte Serie der Autorin: Die Fünf Freunde (diverse Bände), Hamburg: Blüchert/München, Gütersloh: Bertelsmann ab 1953 (Famous Five, London: Hodder & Stoughton ab 1942).

⁴⁵⁹ Inhalt und Stil von Enid Blyton-Serien wurden u.a. schon in folgenden Texten untersucht: Ulrike Bischof/Horst Heidtmann: Kinder lieben Serien oder: Enid Blyton, erfolgreichste Kinderbuchautorin der Welt, 1999.; Otto Brunken: Das Rätsel Enid Blyton und die Lust an der Trivialität, in: Hurrelmann, Bettina (Hrsg.): Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur, 1995, S. 401-418; Martin-Christoph Just.: Ignorieren als literaturkritische Strategie. Enid Blyton im Spiegel von Literatur-Lexika, 2003; Prieger: Das Werk Enid Blytons, 1982.

⁴⁶⁰ Prieger: Das Werk Enid Blytons, 1982, S. 198

⁴⁶¹ Ebd., S. 181

⁴⁶² Ebd., S. 33

gen Ignorieren oder in kritischster Abwertung, obwohl sie vor Astrid Lindgren die „erfolgreichste Kinderbuchautorin aller Zeiten“ war und anscheinend die am meisten gelesene Autorin überhaupt.⁴⁶³ Mittlerweile ist der Zenit ihres Erfolgs allerdings überschritten. Ständiger Stein des Anstoßes war vor allem ihre „extrem konservative Ideologie“ sowie „Schlampigkeit“ in Stil und Sprache.⁴⁶⁴ Nach einer Woge ideologiekritischer Aufsätze wurde es in der Auseinandersetzung um Blyton still – es schien alles (Unerfreuliche) gesagt. Die abwertende Kritik wurde als Urteil akzeptiert und Blyton zur „Bannerträgerin der ‚schlechten‘ Bücher“ sowie Astrid Lindgren zur „bekanntesten Vertreterin der ‚guten‘ Bücher und zur Lichtgestalt, deren Werk zu Recht mit zahlreichen Preisen geehrt wurde“⁴⁶⁵. Blytons Geschäftssinn und die professionelle Vermarktung ihrer zahlreichen Publikationen werden ihr bis zur Gegenwart zum Vorwurf gemacht. Just erklärt diesen Sachverhalt zutreffend mit der bildungsbürgerlichen Haltung zu jeglicher Form von Literatur:

„Diese Dichotomie in der Bewertung speist sich aus dem romantischen Bild, nach dem AutorInnen die Inspiration erwarten und dann das Werk in einem metaphysischen Rausch kreieren. Nach dieser Vorstellung müssen natürlich Romane, die mit *irgendeiner* Form von Kalkül geschrieben werden, per definitionem schlechter sein als die anderen.“⁴⁶⁶

Allen vernichtenden Beurteilungen zum Trotz gab es und gibt es eine große Fangemeinde, die sich vor allem über das Internet findet und austauscht.⁴⁶⁷ „Blyton ist somit ein klassisches Beispiel für die Polarisierung des Urteils, bei der beide Seiten – Fans und Kritik – auf ihrem extremen Standpunkt beharren und ein Dialog, eine konstruktive Diskussion nicht möglich ist.“⁴⁶⁸ 2007 wurde sie in Großbritannien in einer breiten Befragungsaktion in der Bevölkerung zu dem „best-loved author“ überhaupt gewählt – und gemeint waren damit nicht nur Kinder- und Jugendbuchautoren.⁴⁶⁹ Selbst schriftstellerische Größen wie William Shakespeare, Oscar Wilde oder Geoffrey Chaucer stellt Enid Blyton in der Beliebtheitsskala in den Schatten. Im wissenschaftlichen Bereich genießt sie – vorsichtig ausgedrückt – „keinen uneingeschränkten Klassiker-Status“⁴⁷⁰. Der Grund für das offensichtliche Ignorieren dieser erfolgreichen Autorin liegt, so mutmaßt Just, in der Dichotomisierung von ‚anspruchsvoller‘ und ‚trivialer‘ Literatur. „Aus Sicht der Kritiker sieht das so aus: um erfolgreich zu sein, muß ein Werk den Massengeschmack treffen, kann also nur trivial sein; ist es erfolgreich, dann ist es

⁴⁶³ Just: Ignorieren als literaturkritische Strategie, 2003, S. 79

⁴⁶⁴ Ebd., S. 79

⁴⁶⁵ Ebd., S. 80

⁴⁶⁶ Ebd., S. 80

⁴⁶⁷ Es existiert beispielsweise eine Enid-Blyton-Gesellschaft, die eine eigene Homepage betreibt: www.enidblytonsociety.co.uk, 26.06.2009

⁴⁶⁸ Ebd., S. 82

⁴⁶⁹ Costa Book Award 2007: www.costabookawards.com/reading/britains_best_loved_authors.aspx, 05.03.2009

⁴⁷⁰ Just: Ignorieren als literaturkritische Strategie, 2003, S. 82

ein schlechtes Werk, denn die Masse hat *per se* keinen guten Geschmack.“⁴⁷¹ Diese Haltung der Literaturwissenschaft kritisiert Just als eine „Disziplin im Elfenbeinturm“, die sich sozialen und politischen Gegebenheiten nicht stellt. „Denn wie kann ein Werk, das Millionen von Rezipienten in der einen oder anderen Weise berührt, in seiner *sozialen Bedeutung* trivial sein?“⁴⁷² Er fordert auf, sich näher und intensiver mit den Texten zu beschäftigen und nicht in der vordergründigen Kritik stecken zu bleiben. Die Journalistin Judith von Sternburg kommentiert diese Diskrepanz offen und anschaulich:

„Wenn man jetzt einmal für einen Augenblick sehr, sehr ehrlich mit sich ist und ernsthaft überlegt, wann man im Leben glücklich war (und nun lassen sie die Geburt ihrer Kinder meinetwegen beiseite): Ist es dann tatsächlich die Hochzeit, der Segeltörn, das neue Auto, die Beförderung oder das Aufreißen des Umschlags mit den Scheidungspapieren gewesen? War es nicht vielleicht doch der Moment, in dem man nach der Schule auf dem Sofa ein noch ungelesenes Buch von Enid Blyton aufschlug? Und wird diese Erinnerung nicht allein von dem Moment übertroffen, in dem man nach der Schule auf dem Sofa ein bereits gelesenes Buch von Enid Blyton erneut aufschlug? [...] ‚Aber ist Enid Blyton nicht ein frauenfeindlicher, rassistischer Snob?‘ fragt nun [nachdem Blyton in dem Costa-Award als beliebtester Autor genannt wurde – Verf.] der Independent. Und ist es nicht überhaupt sonderbar, eine Autorin zu wählen, die seit 40 Jahren tot ist, von der aber in Deutschland weiter neue Titel (von Geisterhand zuzusagen) erscheinen? Aber darum geht es doch gar nicht. Es geht um die wundervollen Abenteuer, die leckeren Dosenaprikosen, die fabelhaft altmodischen Adjektive, die lustigen Tiere. Selbstverständlich behauptet kein vernünftiger Mensch, Enid Blyton habe gute Bücher geschrieben. Sie war nur die richtige Antwort auf die Frage.“⁴⁷³

Der 1963 geborene österreichische Kinderbuchautor und TV-Moderator Thomas Brezina gilt als der erfolgreichste lebende deutschsprachige Kinderbuchautor, obwohl vermutlich einem Großteil der erwachsenen Bevölkerung weder sein Name noch seine Bücher bekannt sein dürften. Seine Titel tauchen selten auf Bestsellerlisten auf, weil dort nur der Abverkauf von Einzeltiteln, respektive ‚Packages‘, die unter einer ISBN firmieren, verfolgt werden, nicht aber die kumulierte Auflage von Bänden einer Serie. Zudem würde ihm sicher die Aufnahme in die redaktionell bearbeiteten allgemeinen Belletristiklisten wie die des „Spiegel“ verweigert werden, dem „Konsalik für Kinder“ – wie er mitunter von seinen Kritikern bezeichnet wird. Von den Feuilletons großer Zeitungen wird er ebenso ignoriert wie von der Literaturwissenschaft. Die wenigen bekannten Hintergrundinformationen stammen also entweder von dem Autor selber (www.thomasbrezina.com), aus einer Diplom-Arbeit und einer Hausarbeit – beide geringen Umfangs – sowie aus einigen Zeitungsberichten.⁴⁷⁴

⁴⁷¹ Ebd., S. 97

⁴⁷² Ebd., S. 98

⁴⁷³ Judith von Sternburg: Herrlich, in Frankfurter Rundschau,

http://www.fr-online.de/in_und_ausland/kultur_und_medien/feuilleton/?em_cnt=1580701&, 22.08.2008

⁴⁷⁴ Regina Pertzel: Das „Phänomen“ Thomas Brezina. Untersuchungen zum Werk eines erfolgreichen zeitgenössischen Serienbuchautors, Dipl.-Arbeit, FH Stuttgart 1997; Magdalena Baran/Silke Reichmann: Thomas Brezina – Leben und Erfolgsgeheimnis, UE Literatur und Medien, Universität Wien SS 2005; Andrea Bachstein: Kaiser von China. Der österreichische Kinderbuchautor Thomas Brezina wird in der Volksrepublik wie ein Popstar verehrt – in Europa ist er eher

Obwohl Brezina laut eigenen Angaben bereits mit acht Jahren zu schreiben begann, kann man den Start seiner eigentlichen Karriere mit der „Knickerbockerbande“ 1990 festmachen.⁴⁷⁵ Sein Erfolg ist nicht ein deutschsprachiges Phänomen, sondern erstreckt sich über die ganze Welt. Besonders in China – eine Seltenheit für Titel aus dem europäischen oder amerikanischen Raum – erfreuen sich seine Serien größter Beliebtheit. 20 Mio. Exemplare der „Tiger-Team“-Bücher⁴⁷⁶ sollen alleine dort im Umlauf sein und machen ihn zu dem erfolgreichsten ausländischen Autor überhaupt.⁴⁷⁷ Insgesamt wurden von seinen zahlreichen Serien geschätzte 45 Mio. Exemplare verkauft.⁴⁷⁸ Thomas Brezina ist nicht nur wirtschaftlich erfolgreich, sondern auch ungeheuer produktiv: Rund 400 Titel sind bisher in den überschaubaren Jahren seines Publizierens erschienen, davon die meisten in knapp 20 Serien. Daneben arbeitet der Autor für das Fernsehen des ORF, schreibt Hörspiele, Musicals, Drehbücher und ist UNICEF-Botschafter für Österreich. Wie er dieses Pensum zeitlich bewältigt, muss dahin gestellt bleiben, da er versichert, keine Ghostwriter zu beschäftigen.

Seine Bücher enthalten alle zentralen Handlungselemente, die bereits im Kapitel über die Erfolgskriterien für Klassiker und Bestseller der KJL genannt wurden. Plots und Sprache wirken auf erwachsene Leser eher stereotyp und einfach, aber – und dies unterscheidet ihn von zahlreichen seiner Kollegen – er begibt sich auf „Augenhöhe zu seinen Lesern und verführt sie nicht durch Poesie, sondern durch Spannung“, wie Cornelia Geißler zutreffend feststellt. Und diese Qualität dürfe man bei Brezinas Büchern nicht unterschätzen: „Sie können aus Kindern Vielleser machen und so anderen Autoren den Boden bereiten.“⁴⁷⁹ Die „Augenhöhe zu seinen Lesern“ drückt sich durch zweierlei aus: Der Autor integriert seine Leser in einigen Serien (wie in „Tiger-Team“) in die Handlung, d.h. der Leser kann sich wie die Protagonisten des Textes daran beteiligen, einen Fall zu lösen oder ein Abenteuer zu bestehen. Zum Zweiten scheint Thomas Brezina Kinder wirklich zu mögen und sich für ihre Belange zu interessieren, zumindest wird dieses Bild von ihm in der Öffentlichkeit vermittelt. Auch wenn das kurios klingt, so handelt es sich nicht um eine Selbstverständlichkeit bei KJL-Autoren. Er sucht den Kontakt zu seiner Zielgruppe in Lesungen, die eigentlich mehr Veranstaltungen mit Eventcharakter sind, oder über das Internet. Dabei tritt er nicht als besserwissender Erwachsener auf, sondern als großer Bruder, als netter Kumpel von nebenan und wird dafür von seinen jungen Fans verehrt. Und wenn daher Baran und Reichmann schreiben, dass sich sein Erfolgsrezept

unbekannt, in: Süddeutsche Zeitung Nr. 299, 23./30.12.2007, S. 11; Cornelia Geißler: Das Tiger-Team erobert China. Über die unglaublichen Erfolge des Österreichers Thomas Brezina, in: Berliner Zeitung, 29.10.2004, S. 8.

⁴⁷⁵ Thomas Brezina: Die Knickerbockerbande (diverse Bände) (www.knickerbocker-bande.de/knickerbocker, 20.06.2009), Wien: Neuer Breitschopf/Ravensburg: Ravensburger ab 1990

⁴⁷⁶ Thomas Brezina: Tiger-Team (diverse Bände), München: Egmont Franz Schneider ab 1995

⁴⁷⁷ Baran/Reichmann: Thomas Brezina, 2005, S. 10

⁴⁷⁸ Vgl. Bachstein: Kaiser von China, 2007

⁴⁷⁹ Geißler: Das Tiger-Team erobert China, 2004

„aus der ständigen Präsenz und seiner Beliebtheit bei Kindern zusammen[setzt – Verf.]“⁴⁸⁰, dann kann man dieser Aussage nur zustimmen. All diese Aspekte können aber Brezina nicht vor der Ignoranz oder der Häme der Erwachsenenliteraturszene bewahren. Sogar seine renommierte Schriftstellerkollegin Christine Nöstlinger soll sich in außergewöhnlich abfälliger Weise geäußert haben: „Ich weigere mich, die Bücher des Herrn Brezina als Kinderliteratur zu bezeichnen. Kinderschund hat es zu jeder Zeit gegeben, früher waren es halt so Hefterl, heute wird es zwischen zwei Buchdeckeln verkauft.“⁴⁸¹ Bemerkenswert, dass selbst Autoren in die arrogante Dichotomisierung des Bildungsbürgertums zurückfallen, anstatt zu konstatieren, dass einer ihrer Kollegen die Bedürfnisse der kindlichen Rezipienten möglicherweise besser zu befriedigen vermag, ihnen für eine bestimmte Entwicklungsphase ihres Lebens nachvollziehbarere Antworten auf ihre Fragen zu geben in der Lage ist, als sie selber. Verständlich wäre eine solch aversive Haltung vielleicht noch, wenn Brezina in seinen Texten Drogenkonsum, Gewalt, Frauen- oder Ausländerfeindlichkeit propagierte. Die Inhalte sind in der Regel jedoch so politisch korrekt, dass man sie als Erwachsener schon manchmal als formelhaft langweilig empfindet. Brezina hat nicht unrecht, wenn er urteilt: „Was mich an der Buchbranche am meisten amüsiert, was mich zum breitesten Grinsen bringt, ist, dass diese Branche immer für Weltoffenheit und Toleranz plädiert und gleichzeitig starke Vorurteile pflegt.“⁴⁸²

Neben den unterhaltenden Aspekten bieten Serien Heranwachsenden durch ihre klare Struktur und die vertraute Serienwelt mit den bekannten Protagonisten eine theoretische Unterstützung zur Ich-Findung und Ich-Abgrenzung, tragen also dazu bei, die eigene Biografie spielerisch zu entwickeln und zu erproben. Eine grundsätzliche qualitative Abwertung in das Reich des ‚Trivialen‘ wird der Funktion von Serien nicht gerecht und kann nur als Aufgeregtheit einer hauptsächlich akademischen Erwachsenengruppe an einem Nebenschauplatz bezeichnet werden. Wenn es Pädagogen, Wissenschaftlern und Eltern darum geht, Kindern eine möglichst ‚schadensfreie‘ Entwicklung zuteil werden zu lassen, dann sollten sich die Untersuchungen auf die Themen konzentrieren, mit denen sich Kinder und Jugendliche *wirklich* in ihrer Freizeit beschäftigen, zu denen die Erwachsenen allerdings sehr viel schwerer Zugang haben als zu der ihnen vertrauten Buchwelt, und sich nicht mit den literarisch-ästhetischen Gesichtspunkten von Buchserien aufhalten, die, wie im Kapitel zum Handlungssystem dargelegt wurde, im Alltagsleben der Jugendlichen eine zunehmend untergeordnete Rolle einnehmen. „Denn auch die ambitionierte KJL muss den Kontakt zu den Medienkids von heute und mor-

⁴⁸⁰ Baran/Reichmann: Thomas Brezina, 2005, S. 7

⁴⁸¹ Zitiert nach Karin Petutschnig: Liebenswürdig unheile Welt voll Zärtlichkeit, in: Kleine Zeitung, 07.01.1997, S. 34

⁴⁸² Thomas Brezina zit. in Geißler: Das Tiger-Team erobert China, 2004

gen wahren, sofern sie nicht zu einem Lieblingskind allein der Vermittler oder zu einer reinen Schullektüre mutieren will.⁴⁸³

Die große Mehrheit (69%) der bundesdeutschen Bevölkerung hat sich mittlerweile laut einer Studie des B.A.T. Freizeit-Forschungsinstituts von dem Gegensatz zwischen Hoch- und Massenkultur verabschiedet.⁴⁸⁴ Eine neue „Integrationskultur“ im Sinne einer „Breitenkultur“ ersetzt die hartnäckig verteidigte Polarisierung von E- oder U-Kultur. Klassischen Bildungsangeboten wird nicht mehr der alleinige Kulturanspruch attestiert. „Das neue Kulturverständnis gleicht einer gelungenen Mischung aus Ernst und Unterhaltung, Kunst und Kommerz. Kultur bekommt in dieser Vermischung eine neue Qualität.“⁴⁸⁵ Die eindimensionale Zuordnung und Bewertung, einfache Texte = triviale Texte, von ‚unterprivilegierten Kleinbürgern‘ konsumiert, anspruchsvolle Texte = wertvolle Texte, von der ‚geistigen Elite‘ genossen, entbehrt damit eines realen Bezugs. Menschen bewegen sich nicht mehr ausschließlich in einer einzigen vordefinierten Bahn. So wie sie bei Aldi *und* in einem Delikatessengeschäft einkaufen, sind, wie Carsten Gansel in einem Aufsatz zum Harry-Potter-Phänomen richtig feststellt,

„viele Leser in der Lage, zwischen den Literaturen zu ‚switchen‘. Auf der einen Seite liest man einen hochkomplexen, philosophisch anspruchsvollen Roman, auf der anderen Seite lässt man sich von eher einfach strukturierten Geschichten in den Bann ziehen. Dabei bedeutet einfach keinesfalls trivial. Problematisch ist – wie Michael Ende einmal gesagt hat – dieser ‚grimmige Anspruch auf Ausschließlichkeit‘, also das Entweder-Oder. Vielleicht handelt es sich dabei wirklich um eine deutsche Untugend. Doch so funktioniert Literatur (zum Glück) nicht. J.K. Rowling ist etwas gelungen, was ganze Scharen von militant didaktisierenden Leseförderern nie erreichen werden: Jung und alt gewinnen dem vermeintlich ‚drögen‘ Medium Buch endlich wieder Spaß ab.“⁴⁸⁶

2.7. Auswahl von Primärliteratur anhand von Bestsellerlisten

Wie Faulstich zutreffend vermerkt, haben Anzahl und Spezifizierung von Bestsellerlisten seit den 1990er Jahren zugenommen.⁴⁸⁷ Die Abverkäufe von Büchern werden in „Belletristik“ und „Sachbuch“ kategorisiert, mit einer von dem publizierenden Medium abhängigen weitergehenden Klassifizierung in „Taschenbücher“, „Kinderbücher“, „Comics“ und „Hörbücher“. Die ursprünglich nur auf Bücher angewendeten Bestsellerlisten werden heute für Kinofilme, DVDs, PC-Spiele, Musik-CDs etc. genutzt. Im Buchbereich gehören die Listen von den Zeitschriften „Spiegel“, „Stern“ und „Focus“ zu den bekanntesten. Seit der vierten Ausgabe 2004 erscheinen eine Bilderbuch- und Kinder- und Jugendbuch-Bestsellerliste in der Zeitschrift

⁴⁸³ Ewers: Lesen zwischen Neuen Medien und Pop-Kultur, 2002, S. 21

⁴⁸⁴ British American Tobacco Freizeit-Forschungsinstitut: Kulturrevolution in Deutschland? Die Hochkultur hat ihr Monopol verloren, 02.04.2004, www.bat.de und in: Freizeit aktuell Nr. 176, 17.11.2003

⁴⁸⁵ Ebd.

⁴⁸⁶ Gansel: Das Phänomen „Harry Potter“, 2003

⁴⁸⁷ Faulstich: Bestseller – ein Phänomen des 20. Jahrhunderts, 2000, S. 218

„Eltern“ bzw. „Eltern for family“. Aber auch große Buchhandlungen und Warenhäuser erstellen ihre eigenen Listen und präsentieren diese den Kunden als ‚Entscheidungshilfe‘. Der Internet- (Buch-)Händler „Amazon“ betreibt dies – prädestiniert durch die geeignete technische Plattform – besonders ausgeprägt. Dort werden die Amazon TOP 100-Seller stündlich aktualisiert und je nach Wunsch als Gesamtliste oder nach Rubriken gefiltert präsentiert.⁴⁸⁸ Zusätzlich werden Listen mit den meist gewünschten Titeln, den Aufsteigern des Tages, den beliebtesten Geschenkartikeln und Neuerscheinungen generiert. Darüber hinaus können sich Kunden nach eigenen Interessen ihre persönliche Empfehlungsliste zusammenstellen lassen. Der virtuelle Buchhändler ersetzt zwar nicht den haptischen Kontakt mit Büchern, bietet aber Informationsdienstleistungen, die besonders Sachbuch-orientierte Käufer oder Käufer, die konkret wissen, was sie suchen, vollkommen befriedigt. Neben den standardisiert erscheinenden Bestsellerlisten werden im Rahmen von Marktforschung oder von Lesestudien Klassiker- oder Bestsellerlisten erfragt, die im Unterschied zu den Abverkaufszahlen das Lektüerverhalten und die Lektürepräferenz aufzeigen. Im Juli 2004 hat das ZDF gemeinsam mit dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels und der Stiftung Lesen nach den Lieblingsbüchern der Deutschen gefragt. Diese bisher einmalige und umfangreichste Aktion hat zu aufhellenden Ergebnissen geführt und wird u.a. als Basis für die Auswahl von Primärliteratur herangezogen. Daneben gibt es noch das weite Feld der Empfehlungslisten, die zum Teil in festen Abständen wiederkehren und institutionalisiert sind. Nahezu alle großen Zeitungen und Zeitschriften beteiligen sich meistens zeitlich um die Buchmessen oder die großen Geschenkanlässe Weihnachten und Ostern herum in unterschiedlicher Intensität daran. Diese Empfehlungen haben in der Regel keinen oder eher zufälligen Bezug zu den tatsächlich gekauften und gelesenen Titeln und werden daher für eine weitere Verwendung in der Arbeit außer Acht gelassen. Werner Faulstich, dessen wissenschaftliche Überlegungen zur Bestsellertheorie nach wie vor Gültigkeit haben, zieht aus der Tatsache der Omnipräsenz von Bestsellern und Bestsellervermarktung in allen Lebensbereichen – man könnte es *Bestsellerisierung* nennen – den Schluss, dass die „Hoch-Zeit des Bestsellers [gemeint ist der klassische Buchbestseller – Verf.] heute, bei der zunehmenden Atomisierung traditioneller Kommunikation, ganz offensichtlich vorbei“⁴⁸⁹ sei und erkennt damit die Marktgegebenheiten. Gerade die Best- bzw. Megaseller der vergangenen Jahre haben gezeigt, dass der klassische Buchbestseller lebendiger denn je ist. Außerdem begründet sich eine ‚Inflation‘ der Bestsellerlisten darin, dass sich die Bücher kaufenden und/oder lesenden Menschen in einem immer unübersichtlicher werdenden Markt mit rund 96.500 Neuerscheinungen jährlich (1997 Jahren waren es „noch“ knapp 78.000) zuneh-

⁴⁸⁸ Zu finden unter: www.amazon.de, Rubrik „Bücher“, Fenster „Bestseller“, 17.03.2009

⁴⁸⁹ Faulstich: Bestseller – ein Phänomen des 20. Jahrhunderts, 2000, S. 218

mend schwerer zurechtfinden und diese Listen als Orientierungshilfe betrachten.⁴⁹⁰ Solche Bestsellerlisten übernehmen eine Leitfunktion und mutieren zumindest für den privaten Gebrauch zu einer Art kononischem Kompendium, eine „must-have-list“. Gansel hat dies bereits in einem Vortrag im Jahr 2000 benannt:

„Es kommt zunehmend zur Bildung von akuten bzw. partikulären Kanones, die allerdings jeweils nur von kurzer Dauer sein können, weswegen fraglich ist, ob hier mit Recht der Kanonbegriff in Anwendung gebracht wird. Erfolg und Beliebtheit werden zu Indikatoren und treten an die Stelle früherer textinhärent begründeter Kanonkriterien. Ja es kommt dazu, daß solchermaßen ‚kanonische Ereignisse‘ organisiert werden, die zu einer Ausdifferenzierung unterschiedlichen Gruppen und ihrer Lebensstile führen. Man könnte hier vom ‚Harry-Potter-Syndrom‘ sprechen.“⁴⁹¹

Ob der Terminus „Kanon“ in diesem Kontext angemessen ist, muss an dieser Stelle unbeantwortet bleiben. Gleichwie benötigt das Handlungssystem – zumindest der produktive, distribuierende und rezipierende Teil – Besteller und die Kommunikation darüber, nicht zuletzt um diejenigen Texte publizieren zu können, die den „textinhärent begründeten Kanonkriterien“ genügen, sich wirtschaftlich aber oftmals nicht selber finanzieren könnten.

Die „Atomisierung der Kommunikation“⁴⁹², wie es Faulstich bezeichnet, zieht sich nicht durch den gesamten Buchmarkt – im Gegenteil. In den letzten Jahren gab es auf der herstellenden wie vertreibenden Buchhandelsseite erhebliche Konzentrationsprozesse. So ist beispielsweise der Carlsen Verlag, der in Deutschland Joanne K. Rowling und Stephenie Meyer publiziert, eine Tochter der Bonnier Media Deutschland und diese wiederum eine Tochter des internationalen Bonnier Konzerns. Zu der deutschen Tochter gehören neben Carlsen (mit den Imprints Carlsen Comic, Carlsen Manga) die Verlage Ullstein, Econ, List, Claassen, Marion von Schröder, Propyläen, Allegria, Ars Edition, Piper (mit Imprints Malik, Kabel, Westend, Fahrenheit, Pendo und National Geographic) und Thienemann (mit Imprint Gabriel). (Stand: Juni 2009)

Die Konzentration auf Buchhandelsseite hat dazu geführt, dass sich unabhängige Buchhändler inzwischen „in der Zange zwischen Filialisten und Internet“⁴⁹³ befinden. Allgemein realisieren die zehn größten Handelsunternehmen fast 50% des gesamten Buchumsatzes (die ersten drei alleine 33%). Auf der produzierenden Seite der Kinder- und Jugendbuchverlage zeigt sich ein noch eklatanteres Bild: Die fünf größten KJL-Verlage generieren rund die Hälfte des für diesen Bereich relevanten Umsatzes.⁴⁹⁴

⁴⁹⁰ Börsenverein des Deutschen Buchhandels: BiZ, 2008, S. 62

⁴⁹¹ Carsten Gansel: Öffnung des Kanons? Systematische Grundfragen - kulturhistorische Kontexte – literaturdidaktische Perspektiven. Einführungsvortrag der Sektion 3: „Öffnung des Kanons: Raum für mehr Stimmen“ auf dem Symposium Deutschdidaktik, Freiburg 2000, S. 19

⁴⁹² Faulstich: Bestseller – ein Phänomen des 20. Jahrhunderts, 2000, S. 218

⁴⁹³ GfK: Jahrespräsentation Kinder- und Jugendbücher 2007, Chart 40

⁴⁹⁴ Ebd., Chart 42 und Chart 62

Es erscheint Verbrauchern selbstverständlich, dass die veröffentlichten Bestsellerlisten den *Absatz*, also die Anzahl der verkauften Exemplare, betrachten und nicht andere ökonomische Kennzahlen.⁴⁹⁵ Verlage orientieren sich jedoch zumeist am *Umsatz*, einem Kriterium, das den wirtschaftlichen Erfolg besser dokumentiert. Am signifikantesten zeigt sich dieser bei titel-, segment- oder verlagsbezogenen *Deckungsbeitragsrechnungen*. Aber derzeit ist es illusorisch, auf diese Weise die erfolgreichsten Titel ermitteln zu wollen, weil erstens hauptsächlich die mittleren und großen Verlage detaillierte Deckungsbeitragsrechnungen machen und zweitens diese Zahlen nicht publiziert werden, da man aus ihnen zu leicht Rückschlüsse auf vertrauliche Verlagsinterna (wie z.B. Vertriebskosten) ziehen könnte.

Im Folgenden werden drei Jahres-Bestsellerlisten 2008 ausgewertet, die Listung der originären Media Control/GFK International (in dieser Form unveröffentlicht) und die Bestsellerlisten der Zeitschriften „Spiegel“ und „Stern“. Obwohl die Zeitschrift „Eltern for family“ ausschließlich Bilderbücher und Kinder- und Jugendbücher aufführt, müssen die Daten außen vor bleiben, da es sich nicht um kumulierte Jahres-, sondern nur um Monatswerte handelt, die nicht mit den anderen Listen vergleichbar wären. Weiter wird das Ergebnis einer umfangreichen, deutschlandweiten Umfrage unter der Bevölkerung vorgestellt, „Unsere Besten – Das große Lesen“, die, obschon im Jahr 2004 durchgeführt, einen sehr guten Eindruck über die tatsächlichen Lektürepräferenzen der Deutschen vermittelt.

2.7.1. Media Control/GFK International

Diese Liste mit detaillierten Umsatz- und Absatzzahlen wird den dafür zahlenden Verlagen oder Institutionen zugänglich gemacht, die Daten sind in dieser Form also der Öffentlichkeit *nicht* bekannt. Sie umfasst sämtliche in Deutschland über den Sortimentsbuchhandel, über E-Commerce oder über Warenhäuser getätigten Verkäufe, in diesem Fall der Warengruppe Kinder- und Jugendbuch. Obwohl sie derzeit die Liste mit dem höchsten Annäherungswert an die echten Verkaufszahlen ist, bildet sie aus folgenden Gründen kein vollständiges Bild der Realität ab:

- 1) Verkäufe ins Ausland werden nicht eingerechnet.
- 2) Einzelne Vertriebswege wie Direktverkäufe von Verlagen an Institutionen (z.B. Bibliotheken und Büchereien), wie der Versandbuchhandel, Buchgemeinschaften, SB-Warenhaus, Lebensmittel- und Spielwarenhandel werden nicht berücksichtigt.
- 3) Es wird die Warengruppe Kinder- und Jugendbuch abgebildet, die weder die Gesamtheit der ‚Kinder- und Jugendlektüre‘ noch die ‚intentionale‘ oder ‚spezifische‘ KJL

⁴⁹⁵ Abverkaufszahlen bedeuten besonders in der KJL nicht, dass die Bücher auch tatsächlich gelesen wurden, bzw. ob es sich um Lieblingsbücher handelt.

abdeckt.⁴⁹⁶ Comics, Film- und TV-Begleitbücher und Lernmaterialien ab Grundschulalter befinden sich oftmals in eigenen Warengruppen, ebenso wie Kinderkochbücher oder Kinderlexika in den dafür übergeordneten Rubriken Kochbücher und Lexika. Bestimmte, vor allem bei Jugendlichen erfolgreiche Autoren wie Stephen King werden ebenfalls nicht in der Warengruppe Kinder- und Jugendliteratur erfasst.⁴⁹⁷

Die Media Control/GFK International-Liste Top 200 ist zunächst nach *Umsatz* absteigend sortiert, weil dies für die zahlenden Verlage der bedeutsamere Faktor ist als der *Absatz*. Für die Belange dieser Arbeit macht eine Aufschlüsselung nach der Anzahl der verkauften Exemplare jedoch mehr Sinn. Daher wurde die Liste in folgender Hinsicht bearbeitet und neu zusammengestellt:⁴⁹⁸

- 1) Aus den Top 200 wurden die Top 20 Titel ausgewählt, die im Jahr 2008 (und nicht absolut seit ihrer Veröffentlichung) den höchsten Absatz hatten.
- 2) Wenn es von Texten mehrere Ausgaben in Buchform gab (Hardcover, Taschenbuch, Sonderausgaben für Schulen/mit spezieller Ausstattung/zu einer Kinoverfilmung, englische Originalausgaben), dann wurden diese Einzelwerte auf eine Position addiert, da es bei der Betrachtung des inhaltlichen Erfolgs eines Textes nicht um unterschiedliche ISB-Nummern oder Ausstattungsvarianten geht.
- 3) Audioausgaben, Videos und DVDs oder Hörbuch-Umsetzungen eines Inhalts wurden außen vor gelassen.

⁴⁹⁶ Unter ‚Kinder- und Jugendliteratur‘ wird die ‚Gesamtheit der von Kindern und Jugendlichen rezipierten fiktionalen und nichtfiktionalen Texte‘ verstanden. Intentionale KJL umfasst die von Erwachsenen als ‚geeignet empfundene Literatur‘ und die spezifische KJL bezeichnet die explizit für Kinder und Jugendliche verfassten Texte. (Gansel: Moderne Kinder- und Jugendliteratur, 2001, S. 8 f.)

⁴⁹⁷ Nach einer vom Institut für angewandte Kindermedienforschung in öffentlichen Bibliotheken in Südwestdeutschland im Frühjahr/Sommer 2001 durchgeführten Befragung zu den beliebtesten Kinder- und Jugendbuch-Autoren nahm Stephen King nach Joanne K. Rowling und Astrid Lindgren die dritte Stelle ein.

Zu Warengruppen im Buchhandel: Sigrid Pohl, und Konrad Umlauf: Warenkunde Buch. Strukturen, Inhalte und Tendenzen des deutschsprachigen Buchmarkts der Gegenwart, Wiesbaden, S. 83 ff. Zu der Hauptwarengruppe 02, Kinder- und Jugendbuch gehören die Warengruppen: Bilderbuch, Sachbilderbuch, Geschichten/Reime/Lieder, Erstlesealter/Vorschulalter, Romane/Erzählungen, Märchen/Sagen, Tiergeschichten, Sachbücher, Spielen/Lernen, Sonstiges

⁴⁹⁸ Diese Liste enthält konkrete Umsatz- und Absatzzahlen für das Jahr 2008 und seit ihrer Veröffentlichung unter der vorliegenden ISBN für die genannten Vertriebswege. Diese Zahlen waren Grundlage für die Bearbeitung der Liste, sie werden aber hier aus Gründen der Vertraulichkeit nicht genannt. Nur von den Verlagen selbst zur Veröffentlichung autorisierte oder bereits in Medien publizierte Zahlen und Daten werden in dieser Arbeit konkret aufgeführt.

Rang	Autor	Titel
1.	Joanne K. Rowling	Das Märchen von Beedle, dem Barden
2.	Christopher Paolini	Eragon – Die Weisheit des Feuers
3.	Stephenie Meyer	Bis(s) zum Morgengrauen
4.	Stephenie Meyer	Bis(s) zum Abendrot
5.	Stephenie Meyer	Bis(s) zur Mittagsstunde
6.	Cornelia Funke	Tintenherz
7.	Otfried Preußler	Krabat
8.	Morton Rhue	Die Welle
9.	Cornelia Funke	Tintentod
10.	Cornelia Funke	Tintenblut
11.	Joanne K. Rowling	Harry Potter und die Heiligtümer des Todes
12.	Christopher Paolini	Eragon – Das Vermächtnis der Drachenreiter
13.	Christopher Paolini	Eragon – Der Auftrag des Ältesten
14.	Stephenie Meyer	Seelen
15.	Stephenie Meyer	Breaking Dawn
16.	Monika Feth	Der Erdbeerpflücker
17.	Cornelia Funke	Hinter verzauberten Fenstern
18.	Julia Boehme	Conni und das Hochzeitsfest
19.	Annette Weber	Die kleine Fee
20.	Conn und Hal Iggulden	Dangerous Book for Boys

Alle farbig markierten Texte sind Bestandteil einer Serie (insgesamt 60% unter den Top 20), wobei drei Serien mit mehreren Titel gleichzeitig vertreten sind: alle bis jetzt publizierten „Eragon“-Bände des amerikanischen Jungstars Christopher Paolini, die vollständige „Tinten“-Trilogie der Deutschen Cornelia Funke, die aber inzwischen ebenfalls in Kalifornien lebt, die komplette „Bis(s)“-Vampirserie der Amerikanerin Stephenie Meyer. („Breaking Dawn“ ist der vierte und letzte Band dieser Serie, der erst im Februar 2009 unter dem Titel „Bis(s) zum Ende der Nacht“ in deutscher Übersetzung erschien.) Joanne K. Rowlings „Harry Potter“-Serie ist noch mit dem siebten und letzten Band vertreten, der bereits im Herbst 2007 auf den deutschen Markt kam. Die „Conni“-Serie zählt zu den alteingesessenen Serien auf dem Buchmarkt (seit 1992). Die Serie gibt es inzwischen für drei verschiedene Altersgruppen: ab 3, ab 6 und ab 10 Jahren, als Bilderbücher, Beschäftigungsbücher, Erstlesetitel und Erzählbände.⁴⁹⁹ Liane Schneider und Julia Boehme haben dafür zahlreiche Texte geschrieben, sind aber nicht alleinige Autorinnen.

Insgesamt bestreiten 10 Autoren mit ihren Büchern die Top 20-Liste. Es macht den Eindruck, dass Autoren, die bereits einmal Bestseller publiziert haben, auch bei neuen, später publizierten Einzeltiteln (wie Rowlings „Das Märchen von Beedle, dem Barden“ oder „Seelen“ von Stephenie Meyer) oder Serien (wie „Tinten“-Trilogie von Cornelia Funke) an ihren Erfolg anknüpfen können. Die Klassiker „Krabat“ und „Die Welle“ können in 2008 einen außerge-

⁴⁹⁹ Der erste Conni-Titel wurde als Pixi-Buch 1992 veröffentlicht, seither sind die Bücher mit und um die Protagonistin Conni zwar für die meisten Erwachsenen gänzlich unbekannt (sofern sie nicht kleine Mädchen zuhause haben), wirtschaftlich hingegen ein kontinuierlicher ‚Dauerbrenner‘ auf dem KJL-Markt. Im März 2009 waren alleine 11 Bilderbücher, 21 Lesemaus- und 4 Lesemaus-Titel zum Lesenlernen, 40 Beschäftigungsbücher und 15 Erzählbände lieferbar! Nachzulesen auf der Fan-Homepage für Conni. www.conni.de/web/buecher/index, 20.03.2009

wöhnlichen Absatz verzeichnen, weil sie verfilmt und in den Kinos gezeigt wurden. Ein wesentlicher Teil der generierten Auflage ist auf ihren Einsatz als Schullektüre zurückzuführen.

Insgesamt spiegelt die Top 200-Liste die ganze Bandbreite der KJL wider: Neuerscheinungen finden sich neben bereits vor Jahrzehnten erstmals veröffentlichten Büchern. Eine Trennung zwischen ‚Bestsellern‘ und ‚Klassikern‘, zwischen (Papp-) Bilderbüchern, Sachbüchern oder Kinder- und Jugendromanen und -erzählungen, zwischen ‚autonomer‘ oder ‚heteronomer‘ Literatur, zwischen ästhetisch-literarisch anspruchsvollen oder einfach strukturierten Texten und Inhalten gibt es nicht.

2.7.2. „Spiegel“ Bestsellerliste

Sie erscheint seit 1961 und ist damit die älteste noch publizierte und eine der tonangebenden Bestsellerlisten in Deutschland. So gelten Autoren, die mit ihren Titeln in der „Spiegel“-Bestsellerliste rangieren, als interessante Übernahme-Kandidaten für andere Verlage, da der ‚Reinverkauf‘ in den Handel – vor allem in den filialisierten Buchhandel – mit einem arrierten Autor leichter fällt.⁵⁰⁰ Die Art und Weise, wie die Daten zumindest bis September 2001 ermittelt wurden, hat aber auch zum schlechten Ruf und dem Vorwurf der Manipulierbarkeit von Bestsellerlisten insgesamt beigetragen. Bis zu diesem Zeitpunkt trugen rund 200 ausgewählte Buchhändler die Titel in eine Liste ein, die sich ihrer *Einschätzung* nach in der vergangenen Woche am besten verkauft hatten. In diesem Zusammenhang wurde dem Branchenmagazin „Buchreport“ des Harenbergs-Verlags, der die Liste erstellt, vorgeworfen, dass nur Titel von denjenigen Verlage platziert oder besser platziert wurden, die einen bestimmten Werbeetat zur Verfügung gestellt hatten.⁵⁰¹ Seit Herbst 2001 werden die wöchentlich in die Kassen gescannten Titel von rund 350 Vollsortimentern elektronisch zur Auswertung weitergegeben.⁵⁰² Diese ‚Brutto-Liste‘ wird anschließend von der Spiegel-Redaktion bearbeitet:

„Aufgenommen werden solche Werke, die eindeutig als ‚eigenschöpferische Leistung‘ zu charakterisieren sind, das heißt ausgeschlossen bleiben Nachschlagewerke oder andere Zusammenstellungen, die bekannte Fakten enthalten, Ratgeber oder Buchreihen. Es muss sich um gebundene Ausgaben (Hardcover) handeln, die regulär im Buchhandel zu erhalten sind. Ausgenommen bleiben Taschenbücher, Sonderausga-

⁵⁰⁰ Als ‚Reinverkauf‘ wird im Fachjargon der Verkauf der Bücher von den Verlagen in den Handel bezeichnet. Damit ist noch nicht gesichert, ob sich der Titel ‚rausverkauft‘, also von den Endkunden bezogen wird. Geschieht dies nicht, wird der Titel meist schon wieder nach einem halben Jahr an den Verlag remittiert. Zum Thema Übernahme-Kandidaten: Osang/Smoltczyk: Ver zweifelt gesucht: Der Bestseller, 2000, S. 28

⁵⁰¹ Vgl. Kollmannsberger: Buchgemeinschaften im deutschen Buchmarkt, 1995, S. 126 ff.; Faulstich: Bestseller – ein Phänomen des 20. Jahrhunderts, 2000, S. 215; Hohendahl: Literaturkritik und Öffentlichkeit, 1974, S. 192/Fußnote 13: „Die Listen in der Presse [konkret bezieht er sich auf „Spiegel“ und „Zeit“ - Verf.] geben nur einen ungefähren Anhaltspunkt, was literarisch jeweils im Gespräch ist. Die Werbeabteilung in den Verlagen räumen ein, daß diese Zahlen manipulierbar sind.“

⁵⁰² Zum Erhebungsverfahren: www.buchreport.de/bestseller/ermittlung_der_bestseller.htm, 18.03.2009

ben, gesponserte Bücher oder solche Titel, die nicht in der Hauptsache für den Vertrieb über den Buchhandel vorgesehen sind.“⁵⁰³

Der „Spiegel“ will sich durch Nachschlagewerke, Ratgeber, Buchreihen etc. nicht die Bestsellerliste „versperren“. Kinder- und Jugendbüchern wird ebenfalls eine Aufnahme verweigert, wobei sich hier die Redaktion Ausnahmen vorbehält. „Die unendliche Geschichte“, „Momo“, „Sofies Welt“, die Tinten-Trilogie, die Harry-Potter-Bände und die Bis(s)-Serie sind die bekanntesten Beispiele. Mit dieser nicht nur anhand von ‚Hardfacts‘ durchgeführten Selektion entfernt sich die Spiegel-Bestsellerliste einerseits am weitesten von den real am besten verkauften Büchern, andererseits hält sie damit implizit an dem tradierten dichotomischen Ansatz von ‚hoher‘ Literatur, die einer medialen Förderung ‚wert‘ ist, und ‚funktionaler‘ oder ‚trivialer‘ Literatur fest, zu der anscheinend auch das Gros der Kinder- und Jugendliteratur gezählt wird. Der Tatbestand des redaktionellen Eingriffs wird zwar nicht geleugnet und ist auf der Internetseite des Spiegels nachlesbar, wird aber auch nicht explizit thematisiert, so dass vermutlich die meisten Spiegel-Leser davon ausgehen, es handele sich um eine echte Bestseller- und nicht um eine – überspitzt formuliert – Empfehlungsliste der Kulturredaktion. In der Rubrik Belletristik (Hardcover) der Jahresbestsellerliste 2008 werden auf den ersten 20 Plätzen fünf Titel der KJL aufgeführt:⁵⁰⁴

Rang	Autor	Titel
3.	Christopher Paolini	Eragon – Die Weisheit des Feuers
4.	Joanne K. Rowling	Das Märchen von Beedle, dem Barden
7.	Stephenie Meyer	Bis(s) zum Abendrot
9.	Cornelia Funke	Tintenherz
10.	Stephenie Meyer	Bis(s) zur Mittagsstunde

2.7.3. „Stern“ Bestsellerliste

Die jeweils 15 Platzierungen der „Stern“-Bestsellerlisten sind im Buchbereich regelmäßig nach Belletristik, Sachbücher, Taschenbücher und Hörbücher aufgeschlüsselt. Rund 800 ‚Outlets‘ liefern die Daten *täglich* über ihre Kassen auf elektronischem Weg. Media Control/GFK bereitet die Listen auf. KJL-Titel werden, sofern es sich um erzählerische Inhalte handelt, in die Rubrik der allgemeinen Belletristik eingearbeitet. Ansonsten scheint es keine redaktionelle Bearbeitung bzw. Selektion zu geben. In der Jahresbestsellerliste 2008, die 15 Positionen umfasst, wurden folgende KJL-Bücher genannt:⁵⁰⁵

⁵⁰³ Spiegel online 01.09.2001, www.spiegel.de/kultur/literatur, 21.01.2004

⁵⁰⁴ Jahresbestseller 2008, in: Spiegel Nr. 1/2009, 29.12.2008, S. 131

⁵⁰⁵ Stern-Bestseller des Jahres, in: Stern Nr. 1/2009, 23.12.2008, S. 146

Rubrik: Belletristik

Rang	Autor	Titel
3.	Christopher Paolini	Eragon – Die Weisheit des Feuers
4.	Stephenie Meyer	Bis(s) zum Abendrot
7.	Joanne K. Rowling	Das Märchen von Beedle, dem Barden
8.	Stephenie Meyer	Bis(s) zur Mittagsstunde
14.	Cornelia Funke	Tintenherz

Rubrik: Taschenbuch

Rang	Autor	Titel
13.	Stephenie Meyer	Bis(s) zum Morgengrauen

Rubrik: Hörbücher

Rang	Autor	Titel
5.	Joanne K. Rowling	Harry Potter und die Heiligtümer des Todes
6.	Alfred Hitchcock	Die drei ??? – Geister Canyon
9.	Alfred Hitchcock	Die drei ??? – Fußballfieber

Zwar nicht von der Rangfolge, doch inhaltlich stimmen zumindest die fünf Positionen der Belletristik-Bestsellerliste von Spiegel und Stern mit den Daten von Media Control/GFK International überein.

2.7.4. „Unsere Besten – Das große Lesen“

Das Zweite Deutsche Fernsehen hat gemeinsam mit dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels und der Stiftung Lesen vom 06. Juli bis 06. August 2004 eine einmalige Aktion durchgeführt, um die Lieblingsbücher der Deutschen herauszufinden.⁵⁰⁶ In diesem Zeitraum konnten alle Altersgruppen per Postkarte oder per Internet eine Stimme für ihr persönliches Lieblingsbuch abgeben. Alle Bücher, die in deutscher Sprache oder in deutscher Übersetzung erschienen sind, standen zur Disposition – reine Ratgeberliteratur und auf dem Index der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien stehende Texte waren ausgeschlossen. Zur Anregung hatte das ZDF eine 200 Titel umfassende Vorschlagsliste vorbereitet, die aus allen Genres Schlüsselwerke nennt. Albert Camus’ „Der Fremde“ war ebenso enthalten wie Stephen Hawkings „Eine kurze Geschichte der Zeit“, Margaret Mitchells „Vom Winde verweht“ oder

⁵⁰⁶ Über den Börsenverein und die Stiftung Lesen wurden an 10.000 Buchhandlungen sowie 8.000 Bibliotheken die Wahlunterlagen geschickt. Der Kaufhof war ebenfalls ein besonderer Partner. Die FAZ hat die Aktion im Printmedienbereich begleitet.

In Großbritannien wurde mit dem Costa-Book-Award 2007 etwas Vergleichbares unternommen, nur dass nach Liebesschriftstellern und nicht nach Lieblingsbüchern gefragt wurde. Auf der Liste der Top 50 befinden sich zahlreiche KJL-Autoren, allen voran auf dem ersten Platz die in Deutschland verfemte Enid Blyton. Joanne K. Rowling musste sich dagegen mit dem dritten Platz ‚zufrieden geben‘, allerdings noch vor Jane Austen und William Shakespeare. www.costabookawards.com/reading/britains_best_loved_authors.aspx, 05.03.2009

Bestseller und Klassiker der KJL.⁵⁰⁷ Es bestand jedoch keine Obligation, aus diesem Fundus zu wählen.

Mit 250.000 abgegebenen Stimmen war es „wohl die größte Erhebung, die in Deutschland je über Bücher und Leseverhalten gemacht worden ist.“⁵⁰⁸ Die Aussage des Projektleiters Peter Arens ist zutreffend, da selbst das Consumer-Panel der GfK ‚nur‘ rund 20.000 Haushalte befragt, und die in den Printmedien abgedruckten Bestsellerlisten höchstens Verkaufszahlen von bis zu 800 Outlets kumulieren. Ganz dem repräsentativen Käuferdurchschnitt entsprechend kamen zwei Drittel aller Stimmen von Frauen. Kinder haben daran zu 2,8% oder mit 7.000 Stimmen partizipiert, weiterhin 10.000 Buchhandlungen und 8.000 Bibliotheken.⁵⁰⁹ Am Ende standen auf der Liste nicht die bestverkauften Titel oder ein kanonisches Kompendium von Kulturredakteuren oder Wissenschaftlern, sondern die Lieblingsbücher der Deutschen. „Das Schöne ist, dass das nun entstehende Ranking keine Bestsellerliste nach Verkaufszahlen ist, sondern den Herzen der Leser entspringt.“ (Peter Arens)

Die Ergebnisliste von „Das große Lesen“ differenziert ebenso wenig wie die Vorschlagsliste nach Gattung, Zielgruppe oder Ausstattung. Folgende KJL-Titel wurden unter den Top 100 genannt:⁵¹⁰

Rang	Autor	Titel
1.	J.R.R. Tolkien	Der Herr der Ringe
5.	Antoine de Saint-Exupéry	Der kleine Prinz
9.	Joanne K. Rowling	Harry Potter und der Stein des Weisen
10.	Cornelia Funke	Tintenherz
21.	Joanne K. Rowling	Harry Potter und der Orden des Phönix
26.	Michael Ende	Die unendliche Geschichte
38.	Jostein Gaarder	Sofies Welt
52.	Joanne K. Rowling	Harry Potter und der Gefangene von Askaban
53.	Michael Ende	Momo
58.	Otfried Preußler	Krabat
59.	Astrid Lindgren	Pippi Langstrumpf
69.	Joanne K. Rowling	Harry Potter und der Feuerkelch
76.	Walter Moers	Die 13½ Leben des Käpt'n Blaubär
79.	Karl May	Winnetou

⁵⁰⁷ Folgende KJL Titel standen auf der Vorschlagsliste enthalten: „Tausendundeine Nacht“; Andersen „Märchen“; Bonsel „Biene Maja“; Busch „Max und Moritz“; Christiane F. „Wir Kinder vom Bahnhof Zoo“; Defoe „Robinson Crusoe“; Dickens „Oliver Twist“; Ende „Die unendliche Geschichte“; Frank „Das Tagebuch der Anne Frank“; Gaarder „Sofies Welt“; Grimm „Kinder- und Hausmärchen“; Hauff „Märchenalmanach auf das Jahr 1828 (Das Wirtshaus im Spessart)“; Hoffmann „Der Struwwelpeter“; Janosch „Oh, wie schön ist Panama“; Kästner „Emil und die Detektive“; Kipling „Dschungelbücher“; Lindgren „Pippi Langstrumpf“; May „Winnetou, Bd. 1-3“; Moers „Die 13½ Leben des Käpt'n Blaubär“; Rowling „Harry Potter, Bd. 1-5“; Saint-Exupéry „Der kleine Prinz“; Schwab „Die schönsten Sagen des klassischen Altertums“; Spyri „Heidi“; Stevenson „Die Schatzinsel“; Tolkien „Herr der Ringe“; Verne „20.000 Meilen unter dem Meer“.

Die Vorschlagsliste hat die 200 Titel keiner Gattung zugeordnet. Die von mir getroffene Zuordnung ist vermutlich bei einigen Titeln zweifelhaft. Ebenfalls ließe sich darüber diskutieren, ob nicht zur KJL-Lektüre Autoren wie King oder Grisham u.a. gehören.

⁵⁰⁸ Interview von ZDF-online mit Projektleiter Peter Arens: „Mit so vielen Stimmen haben wir nicht gerechnet“, www.zdf.de/ZDFde/inhalt/10/0,1872,2151338,00.html, 07.08.2004

⁵⁰⁹ Diese Detailinformationen wurden von Brigitte Duczek (ZDF, HR Kultur und Wissenschaft) in einem Telefonat am 27.10.2004 zur Verfügung gestellt.

⁵¹⁰ Ergebnisliste der Top 50: <http://www.zdf.de/ZDFde/download/0,6753,7003729,00.pdf>, 17.03.2009

Insgesamt sind Bestsellerlisten heute durch die elektronische Erfassung und Auswertung präziser und realitätsnaher als früher. Lediglich der „Spiegel“ greift offen in die Ergebnisse ein und bewertet sie anhand teilweise nicht nachvollziehbarer axiologischen Werte. Trotz aller Vorbehalte, in der Media Control Top 200-Liste die tatsächlichen Verkäufe widerspiegelt zu finden, ist sie doch momentan die genaueste. Die Ergebnisliste der Umfrage „Das große Lesen“ beeindruckt durch ihre breite repräsentative Basis und bietet gerade für die Auswahl von Klassikern eine diskussionswürdige Ausgangsbasis.

2.7.5. Ausgewählte Primärliteratur

Die zu untersuchende Primärliteratur wird mit einigen Einschränkungen aus der „Gesamtheit der von Kindern und Jugendlichen rezipierten fiktionalen [...] Texten“⁵¹¹ ausgewählt. Ästhetische, inhaltliche und pädagogische Kriterien spielen ebenso wenig eine Rolle wie die Frage, ob es sich um spezifische KJL handelt, da nur anhand von Texten, die begeistern und immer wieder von verschiedenen Generationen gelesen werden, überprüft werden kann, ob biologisch determinierte Universalien zu diesem Erfolg beitragen.

Das Gros der Wissenschaftler orientiert sich heute bei seinen definatorischen Bemühungen von erfolgreichen Texten an der Wirkungsgeschichte eines Titels. Begründungen werden vor allem in textrelevanten Merkmalen gesucht. Aspekte, die das Handlungssystem betreffen, finden nahezu keine Thematisierung.⁵¹² Diese Arbeit wird ebenfalls dem rezeptionsorientierten Ansatz folgen, der die Beliebtheit anhand der verkauften Auflage dokumentiert. Eine Umsatzbetrachtung wird hinten gestellt, weil die stark variierenden Ladenpreise ein verzerrtes Bild des tatsächlichen Verbreitungsgrads widerspiegeln. Dass Absatzzahlen zwar ein Indikator für die Lektürepräferenzen sind, aber nicht die tatsächlichen Lesegewohnheiten abbilden, ist bekannt und besonders bei der KJL nicht zu unterschätzen. Nur 7% der Kinder und Jugendlichen (bis 19 Jahren) haben 2007 ‚ihre‘ Bücher gekauft.⁵¹³ Erwachsene als die Hauptkäufer der Kinderbücher sind sehr wohl für Erfolg und Misserfolg verantwortlich, indem sie immer wieder zu Titeln greifen, die sie selber optisch oder inhaltlich ansprechen bzw. selber gerne gelesen haben. Es handelt sich jedoch lediglich um eine Vorauswahl, die letztlich von den Kindern und Jugendlichen akzeptiert werden muss. Je älter ein Kind ist, desto stärker wird es einen vom Elternhaus losgelösten, individuellen Leseschmack entwickeln und sich möglicherweise nur noch graduell durch die Peergroup beeinflussen lassen. Aber selbst Kindergar-

⁵¹¹ Gansel: Moderne Kinder- und Jugendliteratur, 2001, S. 8

⁵¹² Manchmal findet sich ein ergänzender Satz ohne weitere Ausführung in dem einen oder anderen Artikel. So zu Produktion und Distribution bei Tabbert und Seibert, Cross-Writing und Repräsentativität des Autors bei Kümmerling-Meibauer.

⁵¹³ GfK: Jahrespräsentation Kinder- und Jugendbücher 2007, Chart 76

tenkinder haben sehr präzise Vorstellungen, welche Geschichten sie immer wieder vorgelesen bekommen möchten und welche nicht.

Schon 1949 hat Paul Hazard erkannt, dass Kinder sich nicht vom Lektüre-Diktat der Erwachsenen unterdrücken lassen. Denn selbst wenn man ihnen Bücher schenkt, wird man nicht unbedingt erreichen, dass sie auch gelesen werden: „Es ist ihre Art, sich zu verteidigen, und sie nutzen diese Waffe recht gewandt.“⁵¹⁴ Und dafür bewundert Hazard sie.

„Wir Erwachsene haben immer allerhand Skrupel, ein Buch mit der Begründung, daß es uns langweile, in den Papierkorb zu werfen. [...] Wir haben uns so sehr daran gewöhnt und sind nachgerade so resigniert, daß uns ein wenig Langeweile zu aller wahren Bewunderung dazu zu gehören scheint. Und wir lesen mutig weiter, warten auf die Seite, die uns entschädigen wird, und machen uns unser Gähnen noch selber zum Vorwurf. Kinder aber sind erbarmungslos.“⁵¹⁵

Wohingegen Kinder sich nicht wehren können, außer sie nehmen eine schlechte Note in Kauf, ist die Schullektüre. Da die Curricula nicht permanent wechseln, werden über Jahre hinweg aus einem festen Kontingent Bücher für den Unterricht ausgewählt. Einige sind bei Pädagogen bundesweit besonders beliebt, weil sich an ihnen Sachverhalte gut explizieren lassen.⁵¹⁶ Das schlägt sich auch in den Verkaufszahlen nieder. Alleine zwei Titel tauchen unter den 20 bestverkauften Kinder- und Jugendbüchern der Media-Control/GFK-Liste auf: „Die Welle“, der ‚Klassiker‘ von Morton Rhue, und „Krabat“ von Otfried Preußler. Alle hauptsächlich für den Schulunterricht eingesetzten Titel werden bei der Auswahl der Primärliteratur keine Berücksichtigung finden, da davon ausgegangen werden kann, dass ihr Erfolg, zumindest zu einem erheblichen Anteil, nicht (alleine) auf textimmanente Bausteine zurückgeht.

Bei Kindersachbüchern ist der Kaufanlass nicht unähnlich dem von Schullektüre und daher für die Untersuchung genauso wenig sinnvoll. Kinder sollen ihr Wissen und ihre kognitiven Fähigkeiten ausbauen, so die Überlegungen der Erwachsenen bei der Auswahl eines Sachbuchs. Emotionale Aspekte kommen bei der Aufmachung oder der Innengestaltung zum Tragen, wie beispielsweise ein den modernen Sehgewohnheiten adäquates Verhältnis von Bild- und Textanteilen, spielerische Elemente für die Jüngeren, ein durchlaufender ‚Character‘ für die emotionale Einbindung oder ein ‚running gag‘, der Spaß und Vergnügen nicht zu kurz kommen lassen soll. Letztlich dürfen diese Elemente nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Vermittlung der Sachinformation das Hauptanliegen ist.

Ferner werden Pappbilderbücher für die Jüngsten aus zwei Gründen nicht in die Untersuchung einbezogen: Inhaltlich werden zumeist einzelne Motive in einem bestimmten inhaltlichen Kontext (wie häusliche Gegenstände oder Tiere eines Bauernhofs) behandelt und nur

⁵¹⁴ Hazard: Kinder, Bücher und große Leute, 1952, S. 73

⁵¹⁵ Ebd., S. 73 f.

⁵¹⁶ Vgl. Runge: Lesesozialisation in der Schule, 1997

selten eine konsekutive Geschichte erzählt. Nach neueren Erkenntnissen der Hirnforschung an Babys und Kleinkindern werden diese wohl kognitiv und affektiv bewertet, zu einer echten geistigen Verarbeitung und dezidierten Erinnerungsleistungen kann es aber schon aufgrund der „infantilen Amnesie“ nicht kommen.⁵¹⁷ Der zweite Grund resultiert aus der Buchhandelspraxis: Pappbilderbücher werden in einem erheblichen Umfang (ca. 40%) nicht als Einzeltitel, sondern als fertig gepackter Präsenter eingekauft, der als Blickfang auf eine Sonderfläche gestellt wird. Die Verlage bieten hierfür interessante Sonderrabatte oder lange Valuten an. Die Kette der Kaufentscheidungen funktioniert also oftmals anders und kann nicht zwangsläufig als repräsentativ gelten.

Bilderbücher und Comics hingegen erzählen Geschichten. Der Text alleine sagt jedoch wenig aus, erst durch die Illustrationen entsteht ein komplettes Ganzes, das auch nur als solches beurteilt werden sollte, wie es Jens Thiele zutreffend formuliert.

„Diese Doppelqualifikation weist es [das Bilderbuch - Verf.] als eine Gattung im Feld der Wort-Bild-Beziehungen aus. Es grenzt sich damit klar vom illustrierten Buch ab, in dem das Bild eine den Text erläuternde, kommentierende Funktion besitzt. Die beiden unterschiedlichen, aber doch untrennbaren Ebenen von Bild und Text stellen zusammen ein komplexes symbolisches Gebilde dar [...].“⁵¹⁸

Diese Dualität ist für eine Analyse eine hochinteressante Herausforderung und zudem in wissenschaftlichen Untersuchungen weitgehend vernachlässigt.⁵¹⁹

Als einzigen Unterschied zwischen ‚Klassikern‘ und ‚Bestsellern‘ der KJL wird es aufgrund der herausgearbeiteten Ähnlichkeiten im Symbol- und Handlungssystem nur den Zeitfaktor als Differenzierung geben.⁵²⁰ Bestseller unterliegen einer kürzeren ‚Haltbarkeit‘, nur einige werden den Status eines Klassikers erreichen. Zuverlässige Prognosen darüber zu treffen, ist unrealistisch und daher müßig. Selbst ‚Megahypes‘ wie die Harry-Potter-Bände oder die

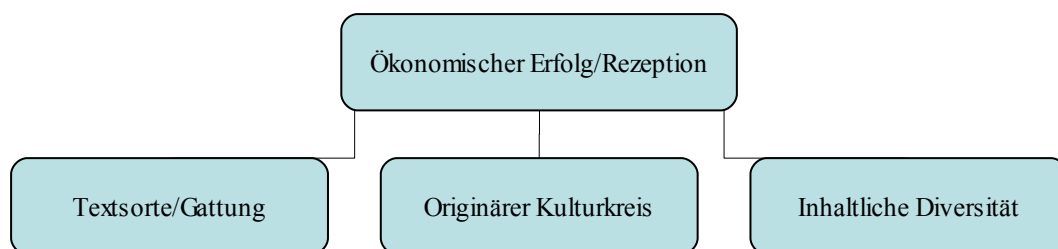
⁵¹⁷ Der Hippocampus ist in den ersten beiden Lebensjahren funktionell noch nicht ausgereift - eine neurologische Erklärung für Freuds Begriff der „infantilen Amnesie“: „Frühkindliche Erinnerungen werden ausschließlich vom impliziten (unbewussten) Gedächtnis gespeichert. Sie werden deshalb nicht bewusst erinnert – und können dennoch unser späteres Leben maßgeblich überschatten.“ Mark Solms: Was bleibt von Freud?, in: Spiegel (Hrsg.): Die Entschlüsselung des Gehirns, (Spiegel special Sonderheft Nr. 4), Hamburg 2003, S. 60

⁵¹⁸ Jens Thiele: Das Bilderbuch, in: Lange, Günter (Hrsg.): Taschenbuch der Kinder- und Jugendliteratur, 2 Bd., 2. Aufl., Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren 2000, S. 228

⁵¹⁹ Andreas Bode weist schon 1995 darauf hin, dass Bilderbuch-Klassiker selten bis nie Gegenstand wissenschaftlicher Auseinandersetzungen waren, obwohl einige Bilderbücher sich nicht nachlassender Kauflust erfreuen: „Es bleiben nur diese wenigen populären Titel übrig, die sich aus der Vorkriegszeit bis heute gehalten haben und denen man durch ihre kontinuierlich hohen Verkaufszahlen folglich den Status eines Klassikers zuerteilen muß.“ (S. 73) Dieser „Kanon“, wie er ihn nennt, besteht nur aus fünf Positionen: „Struwelpeter“, „Max und Moritz“, „Hänschen im Blaubeerenwald“, „Etwas von den Wurzelkindern“, „Die Häschenschule“. Andreas Bode: Einfach nicht totzukriegen. Bilderbuch-Klassiker, in: Raecke, Renate/Ute Baumann (Hrsg.): Zwischen Bullerbü und Schewenborn. Auf Spurensuche in 40 Jahren deutschsprachiger Kinder- und Jugendliteratur, München: Arbeitskreis für Jugendliteratur 1995, S. 70-79

⁵²⁰ In der „Top 100 Liste“ der GfK werden beispielsweise „Krabat“, „Der Räuber Hotzenplotz“, „Die kleine Hexe“ und „Das kleine Gespenst“ von Otfried Preußler, „Der kleine Prinz“ von Antoine de Saint Exupéry, „Der kleine Hobbit“ von Tolkien, „Ronja Räubertochter“, „Ferien auf Saltkrokan“ und „Die Kinder aus Bullerbü“ von Astrid Lindgren und „Der satanarchäologischenalkohöllische Wunschpunsch“ von Michael Ende aufgeführt – (fast) alles Titel, die bereits seit mindestens einer Generation Kinderherzen erfreuen und immer wieder von der Wissenschaft zur Untersuchung der Klassikerkriterien herangezogen wurden.

Bis(s)-Bände könnten in dreißig Jahren völlig bedeutungslos geworden sein.⁵²¹ Bei der Auswahl werden sowohl Einzeltitel als auch Serien in Betracht gezogen, die sich erfolgreich bei Kindern und Jugendlichen in Deutschland durchgesetzt haben, unabhängig davon, ob sie ursprünglich als Bücher konzipiert wurden oder im Rahmen des Medienverbundsystems als Derivat entstanden sind. Sie müssen sich aber als solche ebenso erfolgreich auf dem Markt präsentieren. Das bedeutet, dass Titel, die zwar ursprünglich als Buch vorlagen, nunmehr aber ihre Erfolge fast ausschließlich als TV-Film/-Serie und/oder Hörspiel feiern, ausgeschlossen werden.⁵²² Für die konkrete Titelauswahl der zu untersuchenden Texte wurden neben der Frage des Erfolgs, respektive der Rezeptionsintensität drei weitere Aspekte beachtet:



1) Ökonomischer Erfolg/Rezeptionsintensität:

Für Bestseller lassen sich die Faktoren ökonomischen Erfolgs und der Rezeptionsintensität am leichtesten anhand von Bestsellerlisten nachvollziehen, bei Märchen wie auch anderen Klassikern der KJL ist dies schon schwieriger: Breiten Teilen der Bevölkerung wird es gänzlich unbekannt sein, dass beliebte, rechtfreie Inhalte wie zahlreiche Klassiker oder Märchen von jedem beliebigen Verlag herausgegeben werden dürfen und wirtschaftlich besonders interessant sind, weil das Autorenhonorar eingespart werden kann.⁵²³ Viele dieser Titel werden daher in hohen Auflagen für das „Moderne Antiquariat“ produziert und in diesem Bereich sehr günstig verkauft. Das „Moderne Antiquariat“ bezieht seine Titel also einerseits aus den Restbeständen von Buchauflagen, die aus dem Programm genommen werden und deren gebundener Ladenverkaufspreis aufgehoben wird – im Fachjargon die so genannte „Ramschwa-

⁵²¹ Wolfgang Günther (Wege ins Wunderland. Von Peter Pan bis Harry Potter, Frankfurt/Main: Martin Gold 2006) und Heidi Lexe (Pippi, Pan und Potter, 2003) gehören beispielsweise in die Gruppe derjenigen Wissenschaftler, die den Harry-Potter-Romanen bereits einen Klassiker-Status attestieren. In beiden Fällen regt sich der Verdacht, dass dies nur geschehen ist, um ihren Untersuchungen einen gewissen Glanz der Aktualität zu verleihen und die Vermarktung zu erleichtern. Denn es wirkt schon sehr befremdlich, wenn nach „Peter Pan“, „Pippi Langstrumpf“, „Die Schatzinsel“ und „Heidi“ auf einmal ein Sprung von mehreren Jahrzehnten mit Leerstellen gemacht wird, bevor „Harry Potter“ erstmals erscheint. Zudem zeigen Beispiele aus der Vergangenheit wie von August von Kotzebue, der mit seinen Theaterstücken als ‚Popstar‘ seiner Zeit gefeiert wurde, und heute nahezu unbekannt ist und selbst für die Literaturwissenschaft (fast) keine Rolle mehr spielt, dass erst die Zeit aus einem Bestseller einen Klassiker macht.

⁵²² Typische Beispiele: Gina Ruck-Pauquet „Sandmännchen“, Ellis Kaut „Pumuckl“ oder Walter Moers u.a. „Käpt'n Blaubär“.

⁵²³ Bearbeiter, Herausgeber oder Illustratoren müssen natürlich nach wie vor entlohnt werden.

re“ – und andererseits aus Büchern, die ähnlich wie ehemals Textilien für einen Winter- oder Sommer-Schlussverkauf, für das „Moderne Antiquariat“ konzipiert und produziert werden. Diese Titel werden auf Aktionstischen vor oder im Eingangsbereich einer Buchhandlung stapelweise präsentiert. Es gibt auch Buchhandlungen, die nahezu ausschließlich Restbestände verkaufen.⁵²⁴ Da diese Titel in der Regel oftmals aus der gängig praktizierten Vertriebschiene herausfallen bzw. so viele verschiedene Ausgaben existieren, können in diesem rechtfreien Bereich selten fundierte Aussagen über die tatsächlich verbreitete Auflage eines Textes gemacht werden. Für diese Arbeit ist das Konvolut der Märchentexte betroffen, deren Bedeutsamkeit eher anhand ihrer Rezeptionsgeschichte nachvollzogen werden muss. Für alle anderen Texte stellt sich das Problem nicht, da die Autoren noch leben bzw. noch nicht 70 Jahre tot sind. Die konkreten Absatzzahlen werden, sofern sie in Erfahrung gebracht werden konnten, wie Informationen zur Rezeptionsgeschichte zu Beginn des jeweiligen Analyseteils genannt.

2) Textsorte/Gattung:

Um die Ergebnisse der Analysen unter evolutionspsychologischer Perspektive nicht nur auf *eine* Gattung, *eine* Textsorte und auf *eine* Zielgruppe reduzieren zu müssen, wurde im Rahmen der bereits getroffenen Einschränkungen ein möglichst weites Spektrum abgedeckt: So wird ein Bilderbuch untersucht, drei Volks- und zwei Kunstmärchen, eine illustrierte Erzählung und zwei sehr umfangreiche Romane. Eine Rezipienten-Altersbandbreite von rund drei Jahren bis zur Adoleszenz wird dadurch umfasst.

3) Originärer Kulturkreis:

Bei der Auswahl der Texte wurde ferner darauf geachtet, Autoren aus unterschiedlichen Kulturkreisen zu Wort kommen zu lassen, wobei zugegeben werden muss, dass der asiatische Raum sowie die südliche Halbkugel gänzlich unbeachtet bleiben. Aus diesen Kulturkreisen lagen keine Titel vor, die auch nur ansatzweise dem Erfolgskriterium genügt hätten. Die Volksmärchen kommen ebenso aus Deutschland wie ein Kunstmärchen und das Bilderbuch. Das zweite Kunstmärchen entstammt dem skandinavischen Raum, die Klassiker-Erzählung kommt aus Frankreich und die Bestseller aus dem angelsächsischen und amerikanischen Kulturkreis.

⁵²⁴ Der Herstellungsablauf bei Titeln des Modernen Antiquariats funktioniert i.d.R. nicht wie eine klassische Buchproduktion: Die Titel werden erst hergestellt, wenn der Großteil der geplanten Auflage vorab verkauft wurde und damit ersichtlich wird, ob das Geschäft wirtschaftlich sinnvoll ist. Das Herstellungsrisiko gehen die Verlage in diesen Fällen selten ein, weil man sich in einem preisaggressiven Sektor bewegt und nur über die Menge der abgesetzten Titel einen akzeptablen Deckungsbeitrag erwirtschaften kann. Es kommen inhaltlich nur Themen und Aufmachungen in Frage, die eine breite Resonanz versprechen wie Märchenbücher, Malhefte, Vorschul- und Schulhefte mit Übungen, Pappbilderbücher – auf jeden Fall: viel Buch für wenig Geld. Es handelt sich zum größten Teil um inhaltlich bereits mehrfach verwertetes Material. Die Titel werden selten von den Verlagen im Preis gebunden und meist nur mit einem empfohlenen Verkaufspreis ausgestattet. Auf der Vertriebsseite spielen neben großen Buchhandlungen vor allem Kauf- und Warenhäuser und (Hard-)Discountmärkte wie Aldi oder Lidl eine wesentliche Rolle. Bekannte Verlage haben sich für diesen Produktionszweig eine Zweitmarke zugelegt, um das Image und die Preispolitik ihrer Hauptmarke nicht zu beschädigen.

4) Inhaltliche Diversität:

Selbst wenn ein Text die oben genannten Bedingungen erfüllt, wurde er nur selegiert, wenn Inhalte sich in zentralen (evolutionspsychologischen) Fragestellungen nicht überschneiden. Es mag für eine *quantitative* Untersuchung interessant sein, wie häufig welche Aspekte eine handlungsrelevante Rolle spielen, für eine *qualitative* Untersuchung wäre dies für die Autorin wie auch für die Leser dieser Arbeit höchst ermüdend und vor allem aufgrund der Eindimensionalität der Aussagen wenig erkenntnisreich. Die neun ausgewählten Texte beschäftigen sich also – überspitzt formuliert – nicht alle mit einer Schatzsuche oder einer Liebesgeschichte, sondern versuchen ein möglichst weites Feld des menschlichen Verhaltensrepertoires abzudecken. Darüber hinaus geben drei weitere kürzere Zusatzkapitel Informationen zu in (fast) allen KJL-Texten wiederkehrenden narrativen Elementen: Zahlen, Darstellung der Protagonisten und Antagonisten sowie Bedeutung des Happy Ends.

Autor/Titel	Erfolg	Textsorte	Kulturkreis	Inhalt
dokumentiert durch				
Brüder Grimm: Aschenputtel	Rezeptionsgeschichte	Volksmärchen	deutsch	Familienkonstellationen/ Stiefkinder, Partnerstrategie, kleine Füße („Handicap“-Theorie)
Brüder Grimm: Froschkönig oder der eiserne Heinrich	Rezeptionsgeschichte	Volksmärchen	deutsch	Reziproker Altruismus, Leidenschaft für einen ‚Unwürdigen‘
Brüder Grimm: Hänsel und Gretel	Rezeptionsgeschichte	Volksmärchen	deutsch	Eltern-Kind-Konflikte, Kannibalismus
Andersen: Das hässliche junge Entlein	Rezeptionsgeschichte	Kunstmärchen	dänisch	Xenophobie
Hauff: Das kalte Herz	Rezeptionsgeschichte	Kunstmärchen	deutsch	Bedeutung des männlichen Status, Phänomen des „kalten Herzen“
Janosch: Oh, wie schön ist Panama	Auflage in dem relevanten Segment Bilderbuch	Bilderbuch	deutsch	Soziale Partnerschaft, Suche nach dem idealen Lebensraum, „wilde Tiere“ in der KJL
Saint-Exupéry: Der kleine Prinz	Gesamtauflage, Auswahl „Das große Lesen“	illustrierte Erzählung	französisch	Emotionale Intelligenz
Rowling: Harry Potter-Bände	Bestsellerlisten/ Brancheninfo	Roman	britisch	Quidditch-Spiel: Sport, Macht und Männlichkeit
Meyer: Bis(s)-Bände	Bestsellerlisten/ Info Verlag	Roman	amerikanisch	Glaubensgemeinschaften, Parasiten der Gesellschaft und das „Tier“ im Menschen

„Nothing in biology makes sense except in the light of evolution.“⁵²⁵

3. Evolutionäre Psychologie

Die evolutionäre Psychologie geht – basierend auf Darwins Erkenntnissen – davon aus, dass die natürliche und die sexuelle Selektion zu Adaptionen in der Physis, dem Gehirn und damit dem Verhalten geführt haben.⁵²⁶ Fragen der Evolutionstheorie beziehen sich auf Themen, die direkt oder indirekt mit der Reproduktion in Zusammenhang gebracht werden können: Überleben und Wachstum, Paarung, Großziehen und Sicherung der Nachkommenschaft bis zu deren eigener Reproduktionsfähigkeit und Unterstützung von genetischen Verwandten. Universelle menschliche Strukturen leiten sich auch aus dem Leben in Gruppen ab und aus der Tatsache, dass die Menschen 99 Prozent, der Homo sapiens 95 Prozent seiner Geschichte als Jäger und Sammler unterwegs waren.⁵²⁷ Erst vor rund 10.000 Jahren begann mit der Einführung des Ackerbaus die Sesshaftwerdung, die neolithische Revolution.⁵²⁸ Adaptive Veränderungen im Genom benötigen eine Vielzahl von Generationen, um in einer Population zur Geltung zu gelangen. Eine zufällig auftretende Mutation verschafft einem Individuum hinsichtlich eines bestimmten Merkmals einen Vorteil gegenüber anderen Individuen. Wenn es sich deshalb etwas erfolgreicher replizieren kann, wird diese Mutation vermehrt in den folgenden Generationen zu finden sein, bis es sich schließlich als Merkmal im Großteil einer Population durchgesetzt hat. Je größer diese Population ist, desto langsamer wird dieser Prozess von statten gehen. Seit der Zeit der Sesshaftwerdung sind allerdings erst rund 300 Generationen vergangen – zu wenige, um eine grundlegende Änderung der menschlichen Physiologie oder des Verhaltens zur Folge zu haben. Menschen, die vor 10.000 bis 50.000 Jahren gelebt haben, entsprachen in Aussehen und Verhalten dem heutigen Menschen. Könnte man Babys aus dieser Zeit

⁵²⁵ Theodosius Dobzhansky: „Nothing in biology makes sense except in the light of evolution“, in: American Biology Teacher Nr. 35, März 1973, S. 125-129

⁵²⁶ David Buss definiert Adaptionen folgendermaßen: „Vererbare und sich zuverlässig entwickelnde Merkmale, die durch die natürliche Selektion entstanden, da mit ihrer Hilfe Überlebens- oder Reproduktionsprobleme besser gelöst werden konnten als durch alternative Modelle, die während ihrer Evolutionsperiode in der Population existierten. Beispiel: Nabelschnur“. Darüber hinaus gibt es noch sogenannte Nebenprodukte von Adaptionen, die selber keine direkte Funktion haben, aber im Zusammenhang mit einer funktionellen Adaption entstanden sind wie beispielsweise der Bauchnabel. David Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 70

⁵²⁷ Vor etwa 2,5 Millionen Jahren ist vermutlich der erste Vertreter der Hominiden aufgetaucht: Homo habilis. Rund eine Million Jahre später begann der Homo erectus sukzessive die Welt zu erobern, der ebenso wie der Neandertaler noch über tausende von Jahren parallel mit dem Homo sapiens gelebt haben dürfte. D.h. beide waren keine direkten Vorfahren im Sinne einer klassischen Stammbaumbetrachtung. Kontakte – auch sexueller Natur - zwischen den unterschiedlichen Hominiden sind nach heutigen Erkenntnissen denkbar, aber nicht gesichert. Vgl. Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 47 ff. und Rolf Latuseck: Parasiten verraten: Moderne und archaische Menschen hatten ein Rendezvous, in: Welt am Sonntag, 10.10.2004

⁵²⁸ In der Literatur variiert die Zeitspanne zwischen 8.000 und 12.000 Jahren, wobei vermutlich beide Angaben abhängig von der Region zutreffen. Die ältesten Belege für Besiedelungen und die damit verbundene beginnende Landwirtschaft wurden bisher zwischen Euphrat und Totem Meer gefunden und werden auf ein Alter von 12.000 Jahren datiert. Vor knapp 8.000 Jahren dürften dann diese Erkenntnisse auch in Mitteleuropa Fuß gefasst haben. Vgl. Peter Pursche: Die Steinzeit-Revolution, Stern Nr. 41/2005, S. 103-116; Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 102; Ulrich Eberli/Adrian Huber: Einführung in die Steinzeit, S. 6 auf: Homepage der Stiftung für Archäologie (STARCH), www.starch-zh.ch/sites/060301.php, 06.06.2005

in der heutigen Umgebung groß ziehen, wären keine Unterschiede zu den Jetzt-Geborenen feststellbar, so zumindest die Ansicht der amerikanischen Wissenschaftler Randolph Nesse und George Williams.⁵²⁹ Gerade die so genannten Alt-Hirn-Bereiche, die vor allem für basale Emotionen verantwortlich zeichnen, befinden sich im Wesentlichen noch im Pleistozän. Der Neokortex als evolutionsgeschichtlich neuere Gehirnstruktur kann nach heutigem Wissen hingegen in einigen Teilen flexibel auf Veränderungen der Umwelt oder des eigenen Körpers reagieren und sich anpassen – eine herausragende Verbesserung bei einer Spezies, die sich einerseits den permanent veränderten Bedingungen stellen muss und andererseits einen sehr langsamen Generationswechsel hat. So nutzen beispielsweise Blinde das Sehzentrum, um die Blindenschrift Braille zu lesen.⁵³⁰ Fallen bedingt durch Krankheit oder Unfälle Teile der für die Sprache mitverantwortlichen Broca-Regionen einer Hemisphäre aus, so kann die andere dies bis zu einem gewissen Grad ausgleichen.⁵³¹ Dennoch gibt es wohl auch hier Grenzen: Schädigungen am präfrontalen Kortex, der u.a. die Fähigkeit steuert, die Haltung des Gegenüber einschätzen zu können und so das eigene Verhalten adäquat darauf auszurichten, sind nach derzeitigem Wissensstand nicht kompensier- oder heilbar.⁵³² Untersuchungen bei Sexualstraftätern und Gewaltverbrechern haben zu der Erkenntnis geführt, dass diese Personen verstärkt Schädigungen in diesem Gehirnbereich aufweisen, wobei noch nicht geklärt ist, ob dieser Zustand durch eine genetische Disposition, eine hormonelle Störung oder durch körperliche Gewalteinwirkung entstehen kann. Ihnen fehlt demnach teilweise oder zur Gänze der Steuerungsmechanismus, die eigenen Emotionen und Triebe zu rationalisieren und somit in geregelte Bahnen zu kanalisieren.⁵³³

⁵²⁹ Randolph M. Nesse/ George C. Williams: Warum wir krank werden. Die Antworten der Evolutionsmedizin, München: C.H. Beck 1997

⁵³⁰ Steven Pinker: Das unbeschriebene Blatt, Berlin: Berlin Verlag 2003, S. 132 und Brigitte Röder: Ist bei Blinden alles anders?, in: Gehirn & Geist Nr. 05/2003, S. 70-74

⁵³¹ Bei dem Broca-Areal handelt es sich um eine „Region im hinteren Bereich des linken Frontallappens, der von entscheidender Bedeutung für die Spracherzeugung ist und eine schnelle grammatikalische Analyse der Sprache vornimmt.“ Das Wernicke-Zentrum ist hingegen der „Anteil des linken Parietallappens, der für das Sprachverständnis, vor allem für die Semantik der Sprache, zuständig ist.“ Eric Kandel: Auf der Suche nach dem Gedächtnis. Die Entstehung einer neuen Wissenschaft des Geistes, München: Siedler 2006, S. 461 und 480

⁵³² Bei Schizophrenieerkrankten wird im präfrontalen Kortex eine unterdurchschnittliche Stoffwechselaktivität festgestellt. Auf biochemischer Ebene scheint ein Dopaminüberschuss u.a. dafür verantwortlich zu sein. Wird dieser mithilfe von Psychopharmaka reduziert, können die so genannten positive Symptome wie Wahnvorstellungen, Halluzinationen etc. gelindert werden, auf die negativen oder kognitiven Symptome zeigen sie allerdings keine/geringe Wirkung. Vermutlich hängt dies mit einer (genetisch bedingten?) hohen Anzahl D2-Rezeptoren im Striatum zusammen, die in einer frühkindlichen Entwicklungsphase zu irreversiblen Defiziten in u.a. dem präfrontalen Kortex führen. (Kandel: Auf der Suche nach dem Gedächtnis, 2006, S. 382 ff.)

⁵³³ Strafrechtlich könnte eine solche Erkenntnis enorme Konsequenzen haben, einerseits für die Beurteilung der Tat an sich, andererseits für die daraus folgende „Strafe“. Kann es in diesem Fall heißen, dass ein Täter bewusst und mit freiem Willen gehandelt hat? Ist er überhaupt als straffähig einzustufen? Verfügt er über ein Rechts- respektive Unrechtsbewusstsein? Wenn solche Schädigungen derzeit weder hormonell, noch operativ oder durch sonstige psychotherapeutische Maßnahmen heilbar sind, wie muss dann die wirksame Strafe aussehen? Ein Thema mit einer solchen emotionalen Sprengkraft kann in einer Gesellschaft nur behutsam und fundiert auf zahlreichen wissenschaftlichen Studien bearbeitet werden. Noch wird bei der Rechtsprechung der Industrienationen davon ausgegangen, dass eine Schuldfähigkeit eventuell durch eine kurzfristige Störung der normalen Gehirnfunktionen, wie unter dem Einfluss von Alkohol, verringert sein kann. Noch werden Motive für solche Verbrechen in der Sozialisation eines Menschen gesucht, die seinen Charakter dergestalt prägten, dass es zu solchen „Fehlleistungen“ kommen kann. Aber in den USA haben die ersten Prozesse bereits stattgefunden, in denen sich der vermeintliche Täter auf eine biologisch determinierte Hirnschädigung als Grund für sein Verhalten berufen hat und sich damit selber als min-

Der Homo sapiens ist ausgestattet mit einer Vielzahl von Mechanismen, die ihre Funktionalität über tausende von Jahren für das Überleben als Jäger und Sammler entwickelt haben und heute zum größten Teil trotz völlig veränderter Lebensbedingungen sein Aussehen, seine Biologie und physiologischen Prozesse, sein Denken und Fühlen bestimmen. Da Evolution nicht teleologisch abläuft, da es keinen Bauplan, kein fertiges Modell gibt, wie ein ideales Lebewesen strukturiert sein müsste, weisen der menschliche Körper und seine Psyche trotz ihres hochkomplexen und ausdifferenzierten Systems auch widersinnige Funktionalitäten auf. Die langsamen, Schritt-für-Schritt gemachten Anpassungen führen zu der Situation, dass einmal getroffene grundlegende Strukturen irreversibel sind und weiterführende Entwicklungen nicht unbedingt eine Optimierung darstellen. Die anfällige Kreuzung der Luft- und Speiseröhre im menschlichen Rachen ist auf die evolutionäre Phase als Amphibie zurückzudatieren oder die Aufhängung der inneren Organe stammt z.B. noch aus der Zeit, als die Fortbewegung mehr auf allen Vieren als aufrecht auf zwei Beinen stattfand.⁵³⁴ Solche Beispiele beeinflussen den Fortgang der Evolution jedoch nur dann, wenn sie die Reproduktion begünstigen, be- oder verhindern. Solange Entwicklungen in Form von ‚Fehlanpassungen‘, Launen der Natur oder

der schuldfähig einstuft. Vor solchen Diskussionen scheut sich die Gesellschaft und Jurisprudenz, weil sie eine Umkehr der bisherigen Vorstellung bedeuten würden, jedes Individuum käme unbelastet, moralisch gesehen „gut“ und mit allen in der christlich-abendländischen Gesellschaft positiv sanktionierten sozialen Mustern ausgestattet auf die Welt und könnte demnach im Falle eines Fehlverhaltens resozialisierbar sein, da der „Sündenfall“ nicht in den Genen und/oder in einem anders als bei der Mehrheit der Menschen strukturierten Gehirn stattfindet, sondern in Fehlern der Sozialisation jedes Einzelnen. In vielen Fällen wird dies auch der Fall sein, und um es nochmals klar zu formulieren: Nicht jedem Gewaltverbrechen geht eine Hirnschädigung voraus und das Wissen bezüglich der Schädigungen des präfrontalen Kortex bei beispielsweise Sexualstraftätern steckt noch in den Kinderschuhen. Will man nicht einer gefährlich verallgemeinernden Diskussion auf Stammtischniveau verfallen, ist Vorsicht vor übereilten Be- und Verurteilungen und deren Schlussfolgerungen geboten. Andererseits werden diese Aspekte mit den zunehmenden Erkenntnissen der Hirnforschung in der öffentlichen Diskussion um die gesellschaftliche Struktur eine Rolle spielen müssen.

Karl Eibl sieht hierin keine Diskrepanz: „Zu den beliebtesten Behauptungen im Zusammenhang mit der ‚Willensfreiheit‘ gehört, dass ohne deren Unterstellung das Strafrecht nicht begründet werden könne. Das ist falsch. Denn sowohl die Abschreckung als auch die Erfahrung der Strafe gehen ein in die Struktur der Persönlichkeit und sind mitbestimmend für die spätere Handlungsweise. Was will man mehr? Nur wenn man Strafe metaphysisch begründen will (und das ist nur für die Todesstrafe nötig, die dem Delinquenten keine Chance zum Lernen lässt), braucht man den freien Willen; für ein profanes Strafrecht genügt die Unterstellung von Lern- und Reflexionsfähigkeit.“ Karl Eibl: *Animal Poeta. Bausteine der biologischen Kultur- und Literaturtheorie*, Paderborn: Mentis 2004, S. 138

In der Tat mag Abschreckung vor Strafen ein wirksamer Mechanismus sein, eine Straftat im Vorfeld genauer zu überdenken und ggf. auf eine gesellschaftlich akzeptierte Verhaltensalternative auszuweichen, allerdings zeigt die Praxis, dass sich einige Menschen weder durch die angedrohte noch die erlittene Strafe von einer notorischen Wiederholung ihres Verhaltens abhalten lassen: Das beginnt bei Autorasern und endet bei Vergewaltigern und Mördern. Der häufig diskutierte Einwand, die Strafen seien nicht hoch genug und stellten damit keine Abschreckung mehr dar, mag bei Autorasern noch greifen, bei Gewalttätern scheint es keine wesentliche Rolle zu spielen, da sonst die US-amerikanischen Gefängnisse leer stehen müssten – was bekanntermaßen nicht der Fall ist.

Matthias Mahlmann nähert sich als Jurist diesem Thema. Obwohl er eine soziobiologische Sichtweise als einseitig ablehnt, vertritt er doch die These, dass gewisse Normen im menschlichen Beurteilungsvermögen und Umgang untereinander als biologisch gegeben angesehen werden müssen. Matthias Mahlmann: *Rationalismus in der praktischen Theorie. Normentheorie und praktische Kompetenz*, Baden-Baden: Nomos 1999

Vgl. Klaus Lüderssen: *Ändert die Hirnforschung das Strafrecht?* aus: Geyer, Christian: *Hirnforschung und Willensfreiheit*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2004, S. 98-102; Hans-Ludwig Kröber: *Die Hirnforschung bleibt hinter dem Begriff strafrechtlicher Verantwortlichkeit zurück* aus: ebd., S. 103-110; Jörg Blech: *Spurensuche im Täterhirn*, in: Spiegel (Hrsg.): *Die Entschlüsselung des Gehirns*, 2003, S. 125; Jochen Paulus: *Pädophile – abartig oder nur krank?*, in: *Bild der Wissenschaft* Nr. 04/2004, S. 60-65; Hans-Ludwig Kröber: *Das limbische System – ein moralischer Limbus?*, in: *FAZ* Nr. 262, 11.11.2003, S. 37; Stefan Klein: *Die Zukunft des Hirns*, in: *Spiegel reporter* Nr. 10, Oktober 2000, S. 90-98; Veronika Hackenbroch: *Blind für Wut und Freude*, in: *Spiegel* Nr. 49, 01.12.2003, S. 190-199; Gerhard Roth/Eberhard Schockenhoff: *„Das Hirn trickst das Ich aus“*, Streitgespräch, in: *Spiegel* Nr. 52, 20.12.2004, S. 116-120; Klaus Lüderssen: *Den Kindern zuliebe. Hirnforschung und Strafrechtsreform*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 161, 14.07.2005, S. 32

⁵³⁴ Nesse/Williams: *Warum wir krank werden*, 1997

Krankheiten zu keinem reproduktiven Misserfolg führen, können diese speziellen Gene in die kommenden Generationen weitergegeben werden – selbst wenn sie das Individuum schädigen.⁵³⁵ Ein bemerkenswertes Beispiel ist der genetisch bedingte Morbus Huntington, der früher aufgrund der symptomatisch auftretenden unkontrollierbaren Muskelzuckungen als Chorea Huntington oder Veitstanz bezeichnet wurde.⁵³⁶ Da die Symptome in der Regel erst im Alter von 35 bis 50 Jahren ausbrechen, zu einem Zeitpunkt also, an dem man bereits Nachwuchs hat, konnte sich die Krankheit von wenigen vor allem deutschen Familien ausgehend über die ganze Welt verbreiten, ohne dass ihr die Evolution Einhalt geboten hätte.⁵³⁷ Der Biologe und Philosoph Michael Ruse bringt den Sachverhalt treffend auf den Punkt: „Die Evolution geht nirgendwohin – und das ziemlich langsam.“⁵³⁸

Sean Carroll, einer der führenden Vertreter der relativ jungen Fachdisziplin, die die evolutionäre Entwicklung der Lebewesen auf molekulargenetischer Ebene nachvollzieht, *Evo-Devo* abgekürzt (Evolutionary Development of Biology), vertritt die Auffassung, dass die unglaubliche Diversität organischen Lebens auf dem Globus im Wesentlichen durch das – umgangssprachlich formuliert - An- und Ausknipsen bestimmten Genmaterials entstanden ist, kurz, dass die große Menge nicht kodierten Genmaterials, auch „Junk-DNA“ genannt, gleich einem evolutionshistorischen Lesebuch verstanden werden könnte.⁵³⁹

Zwischen den ersten Erkenntnissen der Evolutionsbiologie und ihren Auswirkungen auf das große Feld der geisteswissenschaftlichen Disziplinen lag ein weiter Weg, der selbst heute noch nicht abgeschlossen ist. Steven Pinker legt in „Das unbeschriebene Blatt“ nieder, wie sich Biologie- und Kulturwissenschaften erstmals in den 1950er Jahre begegneten.⁵⁴⁰ Die u.a.

⁵³⁵ Eckart Voland bemerkt zutreffend, dass die häufig in der evolutionären Psychologie verwendeten Termini „Fehlanpassung“ oder „Maladaptation“ ein logischer Widerspruch in sich sind, denn zu dem Zeitpunkt, als sich ein Merkmal herausgebildet hat, war es eben an seine Umwelt angepasst, ansonsten würde es sich nicht um einen adaptiven Vorgang handeln. Präziser wäre, ein Merkmal in einer bestimmten Situation als dysfunktional zu bezeichnen. Eckart Voland: Soziobiologie. Die Evolution von Kooperation und Konkurrenz, Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag 2009.

Wenn im weiteren Verlauf der Arbeit trotzdem von „maladaptiv“ und „fehlangepasst“ gesprochen wird, so geschieht dies, weil es sich um eingeführte und permanent verwendete Begriffe in der Wissenschaftsliteratur handelt.

⁵³⁶ Der Name Veitstanz oder auch Chorea Sancti Viti stammt aus dem Mittelalter, als die Betroffenen mit ihren zuckenden Bewegungen zur Veitskapelle in Ulm pilgerten, weil sie dort auf Heilung hofften.

⁵³⁷ Nesse/Williams: Warum wir krank werden, 1997, S. 119.

Morbus Huntington ist eine autosomal-dominant vererbte neurologische Erkrankung, die immer zum frühzeitigen Tod führt. Ursache ist eine fehlerhafte Codierung von Aminosäuren. Bei den Erkrankten wiederholt sich auf dem Chromosom 4 das Basentriplett Cytosin-Adenin-Guanin 40- bis 250-mal. Symptome sind vor allem unkontrollierbare Muskelbewegungen bis hin zum starren Muskeltonus, psychische Störungen und eine fortschreitende Demenz. Symptome können vereinzelt medikamentös gelindert werden, heilbar ist die Krankheit bisher nicht. Ein wirksamer Schutz besteht nur im prophylaktischen Verzicht auf Nachkommen bei der gefährdeten Zielgruppe. Mit einem Erkrankten auf 10.000 Menschen gehört sie in Deutschland zu den häufigsten genetisch bedingten neurologischen Erkrankungen (plus eine geschätzte Dunkelziffer von 6.000 bis 8.000 Trägern). In Nordamerika werden die Betroffenen auf lediglich 30.000 Personen geschätzt. Vgl.: Jürgen Andrich/Jörg T. Epplen: Tödlicher Tanz, in: Gehirn & Geist Nr. 11/2005, S. 34-38; Onmeda (Red.): Chorea Huntington, www.medicine-worldwide.de/krankheiten/erbkrankheiten/chorea_huntington.html, 26.06.2009; Manfred Reitz: Gene, Gicht und Gallensteine, Weinheim: Wiley-VCH 2001, S. 300/302

⁵³⁸ Michael Ruse: Taking Darwin seriously. A naturalistic approach to philosophy, Oxford: Blackwell 1986, S. 203

⁵³⁹ Sean Carroll: The Making of the Fittest. DNA and the Ultimate Forensic Record of Evolution, New York/N.Y.: Norton 2006

⁵⁴⁰ Steven Pinker: Das unbeschriebene Blatt. Die moderne Leugnung der menschlichen Natur, Berlin: Berlin Verlag 2003, S. 54 ff.

entstandene komputationale *Theorie des Geistes* verglich die Denkprozesse des Menschen mit Rechenprozessen eines Computers, eine Auffassung, die mittlerweile als überholt gilt. Trotz leistungsstarker Hardware und ausdifferenzierter Software sind die künstlichen Rechner zwar in der Lage, einfach strukturierte Handlungsvorgaben zu erteilen, können aber (bisher zumindest) nicht eine *Theory of Mind* simulieren. Alle von Menschen gesprochenen Sprachen vermitteln dieselben Grundinhalte und unterliegen einer wie es Chomsky bezeichnete „Universalgrammatik“: 95 Prozent lassen sich z.B. in eine der beiden Gruppen aufteilen, ob das Objekt vor oder nach dem Verb steht (Grundstruktur wie das Englische oder Japanische). In den unterschiedlichen Kulturen kann es sein, dass Worte kein Äquivalent in der anderen Sprache finden, die geistigen Zustände, die sie aber beschreiben, sind die gleichen.

„Wir können also festhalten, dass sich die vertrauten Verhaltenskategorien Heirat, Sitten, Nahrungstabus, volkstümlich-aber gläubische Vorstellungen und so fort – sicherlich von Kultur zu Kultur unterscheiden und erlernt werden müssen, dass aber die tiefer liegenden Mechanismen der mentalen Informationsverarbeitung, von denen sie hervorgebracht werden, möglicherweise universal und angeboren sind.“⁵⁴¹

Verhalten ist also weder ein schlicht abrufbares Ergebnis eines Rechenprozesses, noch ein direktes Produkt der Kultur oder Gesellschaft, so die Auffassung des Kognitionswissenschaftlers: „Es entsteht aus einem inneren Kampf zwischen mentalen Modulen mit unterschiedlichen Programmen und Zielen.“⁵⁴²

Die Neurowissenschaft brachte neue, entscheidende Erkenntnisse. Gemäß Francis Crick beruhen die menschlichen Gefühle und Gedanken auf physiologischen Aktivitäten des Gehirns, die der Idee eines über- oder beigeordneten, von neuronalen Prozessen losgelöstem „Ich“ widersprechen. Mit dem Gehirntod endet das menschliche Leben. Die makroskopische Anatomie des Gehirns scheint in einem großen Umfang genetisch und durch pränatale Entwicklung vorprogrammiert zu sein und konstituiert sich nicht durch Informationen, die von den Sinnesorganen verarbeitet werden. Daraus ergibt sich der Schluss, dass „Unterschiede im Hinblick auf Intelligenz, wissenschaftliche Begabung, sexuelle Orientierung und triebhafte Gewalttätigkeit nicht nur erlernt sind.“⁵⁴³ Zwillingstudien haben gezeigt, dass die Quantität der grauen Substanz in den Frontallappen beispielsweise genetisch festgelegt ist und eine signifikante Korrelation zu Intelligenzunterschieden aufweist.

Die Forschungen der Verhaltensgenetik belegten nicht nur die im Volksmund allgemein bekannten familiären Kongruenzen, sondern führten auch zu erstaunlichen Ergebnissen. Gene bringen eine große Bandbreite ‚normaler‘ Strukturen zu Tage, die sich wiederum in einer Vielzahl von unterschiedlichen Charakteren und Fähigkeiten niederschlagen, aber auch viele

⁵⁴¹ Ebd., S. 64

⁵⁴² Ebd., S. 66

⁵⁴³ Ebd., S. 72

emotionale und kognitive Ausprägungen oder Störungen beruhen vermutlich auf genetischen Ursachen: Autismus, Dyslexie, Sprachverzögerung, Sprachstörung, Lernbehinderung, Linkshändigkeit, Depressionen, Zwangsneurosen, sexuelle Orientierung etc.⁵⁴⁴ Gerade die Zwillingsforschung führt zu immer wieder erstaunlichen und teilweise bis heute nicht erklärbaren Erkenntnissen: gleiche Einstellung zu fundamentalen Fragen, Neigung zu Unfällen oder zum grundlosen Kichern.

Selten ist speziell ein Gen für ein Verhaltensmuster oder eine Funktion zuständig, es handelt sich vielmehr um ein ausgeklügeltes Zusammenspiel von unterschiedlichen Genen. Jedoch ist man nicht zwangsläufig dem Erbmateriale seiner Eltern ausgeliefert. Gene sind erstens probabilistisch und zweitens sind ihre Auswirkungen von der Umwelt abhängig (z.B. eine Maissorte kann in einem anderen ökologischen Umfeld eine andere Höhe oder Tragkraft erreichen). Dennoch gilt es zwischen einer normalen Varianz und einer genetischen Störung zu unterscheiden.

„Ein angeborener *Unterschied* zwischen Menschen ist nicht das Gleiche wie eine angeborene menschliche Natur, die *universell* die ganze Art betrifft. Wenn wir dokumentieren, wie sich Individuen unserer Art voneinander unterscheiden, so offenbaren wir damit nicht automatisch die Beschaffenheit der menschlichen Natur, genauso wenig wie Informationen über Unterschiede zwischen Automobilen einen direkten Rückschluss auf die Funktionen von Automotoren zulassen.“⁵⁴⁵

Seit einigen Jahren ergänzen differenziertere Betrachtungsmöglichkeiten der genetischen Funktionalität die Erkenntnisse um einen weiteren Faktor, der die Möglichkeit einer eindeutigen Zuordnung der Gene zu einer Ausprägung oder eines Verhaltens komplexer werden lässt. Die Epigenetik beschreibt die Modifikationen des genetischen Bauplans von *außen* und *nach* der Karyogamie, simpel formuliert das Ein- und Ausschalten bestimmter Gene innerhalb eines genetischen Codes.⁵⁴⁶ In der Krebsforschung steht dieses Thema schon länger im Untersuchungsfokus, wobei bisher immer der individuelle Kontakt mit einem auslösenden Mechanismus vorausgesetzt wurde. Nun konnte sogar erstmals – allerdings erst bei Mäusen – gezeigt werden, dass Nachkommen die mütterliche Erfahrung erben können, ein Vorgang, der bisher stark bezweifelt oder als unmöglich angesehen wurde.⁵⁴⁷ Konkret bedeutet dies, dass Einflüsse aus der Umwelt dem Aspekt der Anlage-Umwelt-Kovariation eine neue Dimension verschaffen. Diese Veränderungen unterliegen dann einem ungleich schnelleren Wechsel, als sie die klassische Evolutionstheorie mit Mutation und Selektion annimmt. Gleichwohl – und dies soll

⁵⁴⁴ Ebd., S. 73 f.

⁵⁴⁵ Ebd., S. 78 f.

⁵⁴⁶ Ausführlicher zum Thema Epigenetik unter dem europäischen Wissenschaftsportal, dem Epigenom Exzellenznetz, <http://epigenome.eu/de>, 11.02.2009; Joachim Bauer: Unser flexibles Erbe, in: Gehirn & Geist Nr. 1/2009, S. 58-65

⁵⁴⁷ Junko Arai et al.: Transgenerational Rescue of a Genetic Defect in Long-Term Potentiation and Memory Formation by Juvenile Enrichment, in: Journal of Neuroscience Vol. 29, Nr. 5, Februar 2009, S. 1496-1502

nochmals klargestellt werden – bleibt der Genpool prinzipiell unverändert bzw. unterliegt den klassischen Mechanismen der Heredität. Daher ist es nicht vermessen, die These beizubehalten, dass der größte Teil des menschlichen Genoms sich zu einer Zeit konstituierte, als er noch als Jäger und Sammler lebte und wesentliche Züge seiner dafür evolvierten physischen und psychischen Funktionalitäten aus dieser Zeit stammen, wovon die Evolutionspsychologie ausgeht.

Die evolutionäre Psychologie hat sich als eigenständiges Gebiet aus der Soziobiologie heraus entwickelt.⁵⁴⁸ Nach wie vor sind beide Disziplinen eng miteinander verwandt und greifen auf die Erkenntnisse der Evolutionsforschung zurück. Die Soziobiologie erhielt ihren Namen auf einem interdisziplinären Symposium in New York 1948. Erklärtes Ziel war es, durch vergleichendes Arbeiten Universalien der Lebewesen herauszuarbeiten. Erst Edward O. Wilsons „Sociobiology – the new synthesis“ (1975) verschaffte dem Thema eine Öffentlichkeit.⁵⁴⁹ Seine zentrale These lautete, dass tierische und menschliche Sozialstrukturen über ein gleiches Grundmuster verfügen und soziales Verhalten auf den Prinzipien der biologischen Angepasstheit basiert.⁵⁵⁰ Die evolutionäre Psychologie sucht nach den Gründen für Anpassungen in der Psyche des Menschen und greift dabei auf seine evolutionäre Entwicklung zurück. Sie gibt es unter diesem Begriff seit Mitte der 1980er Jahre.⁵⁵¹ Obwohl es sich um einen jungen Wissenschaftszweig handelt, versteht sie sich als integrierende Basisdisziplin, die ihrerseits den sehr viel älteren Disziplinen Sozial-, Entwicklungs-, klinische Psychologie und sogar Psychoanalyse entscheidend neue Impulse und Einsichtsmöglichkeiten bieten kann und will. Sie verarbeitet Erkenntnisse der Evolutionsbiologie und -geschichte, der Genetik, (Etho-) Endokrinologie, Neurowissenschaften, Anthropologie, Archäologie, Paläontologie und der (vergleichenden) Ethologie. Wie das Leben der Jäger und Sammler über Jahrtausende hinweg aussah, kann durch archäologische Funde⁵⁵² und vergleichende Studien mit noch ähnlich lebenden Stam-

⁵⁴⁸ Soziobiologie wird gerne als „Verhaltensökologie“ bezeichnet, weil es sich hier um eine „biologische Milieutheorie auf genetischer Basis“ handelt. Eckart Voland: Die Natur des Menschen. Grundkurs Soziobiologie, München: C.H. Beck 2007, S. 61. Nach der zugespitzt komprimierten Vorstellung der Soziobiologen sind Menschen „Fitnessmaximierer“ und nach der der Evolutionspsychologen „Vollstrecker von Anpassungsleistungen“ („adaptation executors“). Karl Eibl: Survival of the happiest, in: Ernst Peter Fischer/Klaus Wiegandt (Hrsg.): Evolution und Kultur des Menschen, Frankfurt/Main: Fischer 2010, S. 197-219. Zu der Abgrenzung Soziobiologie/Evolutionspsychologie: Gregory Webster: What's in a Name: Is 'Evolutionary Psychology' Eclipsing 'Sociobiology' in the Scientific Literature?, in: Evolutionary Psychology Vol. 5, Nr. 4/2007, S. 683-695

⁵⁴⁹ Edward O. Wilson: Sociobiology – the new synthesis, Cambridge/Mass.: Belknap 1975

⁵⁵⁰ Siehe auch: Andreas Paul/Eckart Voland: Eltern-Kind-Beziehungen im evolutionären Kontext aus soziobiologischer Sicht aus: Keller, Heidi (Hrsg.): Handbuch der Kleinkindforschung, 3. korr. und erw. Aufl., Bonn: Hans Huber 2003, S. 150

⁵⁵¹ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 13

⁵⁵² Als wichtige Methode der Altersbestimmung von Knochen- oder sonstigen Funden gilt in der Archäologie und Paläontologie die Radiokarbonmethode: Mit dem Tod von Lebewesen endet ihre Kohlenstoffaufnahme. Ihre Überreste enthalten Spuren von Kohlenstoff. Natürlicher Kohlenstoff enthält einen minimalen Anteil des radioaktiven C-14-Kohlenstoffisotops. Dieses zerfällt im Laufe der Zeit zu dem stabileren C-12-Kohlenstoff. Die Halbwertszeit des C-14-Kohlenstoffs beträgt 5.730 Jahre, d.h. innerhalb dieses Zeitraums hat sich die Hälfte des radioaktiven Kohlenstoffs umgewandelt. Durch Bestimmung des Gehalts an übrig gebliebenem C-14-Kohlenstoff lässt sich mit einer Abweichung von ca. 1.000 Jahren das Alter von Tier- und Pflanzenresten bestimmen. Thomas Seilnacht: Höhlenmalerei Zeitdatierungen <http://www.seilnacht.tuttlingen.com/Lexikon/Hoehlen.htm>, 15.10.2008; vgl. auch Luigi Luca Cavalli-Sforza: Gene, Völker

mesgemeinschaften, nicht aber durch schriftliche Zeugnisse (durch Zeichnungen nur sehr bedingt wie bei den ca. 17.000 Jahre alten Malereien in der Höhle von Lascaux oder den ca. 36.000 alten von der Höhle von Chauvet) verifiziert werden.⁵⁵³ Naturgemäß müssen daher bestimmte Thesen mehr oder weniger plausible Vermutungen bleiben und sind empirisch nicht belegbar. Die Genetik – besonders im Vergleich mit den nächsten lebenden Verwandten des Menschen, den Schimpansen und Bonobos⁵⁵⁴ – liefert zahlreiche und mittlerweile auch weitgehend konsensfähige Informationen zu Abstammungslinien, geografischer Herkunft des Menschen und seinen Migrationen, Entwicklung von genetisch bedingten Krankheiten u.v.m. Die Hirnforschung steht mit den erst kürzlich möglich gewordenen neuen bildgebenden Verfahren am Beginn einer Erkenntnisära.⁵⁵⁵ Nahezu täglich werden Neuigkeiten aus diesem Bereich publiziert und alte Erkenntnisse wieder verworfen, so dass die hier genannten Ergebnisse und Belege – so spannend sie im Einzelnen auch sein mögen – nur als Status quo einer Disziplin verstanden werden dürfen, die sich noch mehrheitlich auf einer terra incognita bewegt.

3.1. Replikation als treibende evolutive Kraft

Als Grundlagen der evolutionären Psychologie gelten die Prinzipien der sexuellen und natürlichen Selektion von Charles Darwin. Herausragende weiterführende Theoretiker der Evolutionstheorie waren William D. Hamilton, der seit Anfang der 1960er die Gesamtfitness-Theorie einbrachte, die neben der klassischen Fitness (der direkte Reproduktionserfolg eines Individuums) die Auswirkungen der Handlungen auf den Fortpflanzungserfolg der genetischen Verwandten betrachtete. Weitere entscheidende Forschungsschritte kamen von George C. Williams, der die Theorie der Gruppenselektion zugunsten der genetischen Selektion widerlegte

und Sprachen. Die biologischen Grundlagen unserer Zivilisation, München: Hanser 1999, S. 104 f.; Jared Diamond: Arm und Reich. Die Schicksale menschlicher Gesellschaften, Frankfurt/Main: S. Fischer 1999, S. 103 ff.

⁵⁵³ Laut Gert Klingenschmitt lassen sich wenige Sprachen anhand tradierter Texte über einen langen Zeitraum nachvollziehen. Aus dem indogermanischen Sprachbereich gehören Griechisch und Indisch zu den am längsten bekannten (ca. 3.000 Jahre), aus dem Deutschen sind erst Textzeugnisse mit einem Alter von ca. 1.200 Jahren bekannt. Gert Klingenschmitt: Sprachverwandtschaft in Europa, in: Hauska, Günter (Hrsg.): Gene, Sprachen und ihre Evolution. Wie verwandt sind die Menschen – wie verwandt sind ihre Sprachen?, Regensburg: Universitätsverlag 2005, S. 103

⁵⁵⁴ Von den Schimpansen und Bonobos trennt der Mensch eine Differenz im Erbgut von 1,23% (bezogen auf die Nucleotide und ihre Abfolge), zu den Gorillas ca. 2%. Die größte Differenz war im Hoden mit ca. 32% zu finden, die geringste im Gehirn mit knapp 8%. Die 2005 abgeschlossene Entschlüsselung des Erbguts von Schimpansen ist vor allem für die humanmedizinische Forschung von Bedeutung. So gibt es z.B. Alzheimer bei den Schimpansen nicht, weil sie über ein funktionierendes Kaspase-12-Gen verfügen, das vermutlich ein Enzym synthetisiert, welches die Alzheimer-Krankheit unterbindet. Siehe hierzu: Sonja Kastilan: Nur 1,23 Prozent Unterschied, in: Welt, 01.09.2005, S. 31; Rolf H. Latussek: Nicht Intelligenz, Sexualität macht den Unterschied, in: Welt am Sonntag Nr. 36, 04.09.2005, S. 69; Johann Grolle: Fahndung im Buchstabensalat, Spiegel Nr. 36, 05.09.2005, S. 142-144

⁵⁵⁵ Hierzu zählen im Wesentlichen: regional Cerebral Blood Flow (rCBF), Positronen-Emissions-Tomographie (PET), functional Magnetic Resonance Imaging (fMRI) und event related fMRI, die derzeit über die höchste zeitliche und räumliche Auflösung verfügt. Ausführlich in: Günter Schulter/Aljoscha Neubauer: Zentralnervensystem und Persönlichkeit, in: Hennig, Jürgen/Petra Netter (Hrsg.): Biopsychologische Grundlagen der Persönlichkeit, Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag 2005, S. 42 ff.

sowie von Robert Trivers, der die Theorien der elterlichen Investition, des reziproken Altruismus und des Eltern-Kind-Konflikts einführte.

Durch die Erkenntnisse der Genetik wurden Aspekte der Evolutionsgeschichte teilweise gänzlich umgeschrieben, nachvollziehbar gemacht oder verifiziert. Hier sind vor allem Richard Dawkins Arbeiten zu sehen. Der britische Biologe und Zoologe legt in seinen populär und teilweise provokativ formulierten Ausführungen bereits 1976 dar, dass Gene als Replikatoren die treibende Kraft in der Geschichte der Evolution sind und dass der Körper letztlich nur als ein Vehikel, ein Erfüllungsgehilfe der Gene betrachtet werden muss.⁵⁵⁶ Daneben führt er den Begriff „Mem“ analog zu Gen als Speicher kultureller Informationen ein.⁵⁵⁷ Der Text zählt zu den grundlegenden und viel zitierten Arbeiten der Evolutionsforschung, obwohl er trotz zahlreicher neuerer Überarbeitungen nicht mehr in allen Bereichen dem aktuellen Forschungsstand entspricht.

Dawkins räumt mit zwei Vorurteilen auf, die sich seit Darwin festgesetzt haben: (1) mit der Idee einer stets guten, gerechten und friedlichen Natur und (2) dass Evolution auf dem Prinzip der Arterhaltung basiert.

Die Absage an die Vorstellung einer friedfertigen Natur bedeutet jedoch nicht einen permanenten Kampf. Vielmehr wird je nach zu erwartendem Ergebnis für das Gen im Sinne der Replikationsfunktion entweder kooperiert oder rivalisiert, wie z. B. beim reziproken Altruismus.

„Dieser Egoismus des Gens wird gewöhnlich egoistisches Verhalten des Individuums hervorrufen. Es gibt jedoch [...] besondere Umstände, unter denen ein Gen seine eigenen egoistischen Ziele am besten erreichen kann, daß es einen begrenzten Altruismus auf der Stufe der Individuen fördert.“⁵⁵⁸

Die erste Aussage unterstützt der britische Zoologe und Soziobiologe Matt Ridley und prangert hart den Idealismus der Ökologen an, die nach Rousseauscher Manier die Vorstellung entwickelt haben, es habe und könne ein harmonisches Leben im Einklang mit der Natur geben.⁵⁵⁹ Anhand zahlreicher Studien belegt er, dass zu keinem Zeitpunkt der Evolution ein solches Stadium der Friedfertigkeit existierte. Vielmehr wurden weit vor dem Beginn der Neuzeit zahlreiche Pflanzen- und Tierarten durch die Menschen ausgerottet. Einige ökologische Gruppierungen versuchen, ausschließlich die Eiszeit dafür verantwortlich zu machen – genü-

⁵⁵⁶ Ein Gen ist die Sequenz von Nukleotidbuchstaben, die zwischen einem Symbol für „Anfang“ und einem Symbol für „Ende“ liegen und eine Eiweißkette kodieren. Eine solche Einheit heißt: Cistron. Crossing-over als Vorgang des Austausches von Chromosomenabschnitten kann auch innerhalb und zwischen Cistrons vorkommen. Dawkins Definition von Gen (er schließt sich damit G.C. Williams an): „Ein Gen ist definiert als jedes beliebige Stück Chromosomenmaterial, welches potentiell so viele Generationen überdauert, daß es als eine Einheit der natürlichen Auslese dienen kann.“ (Richard Dawkins: Das egoistische Gen, 4. überarbeitete Aufl., Hamburg: Rowohlt 2002, S. 63) Ein Chromosom erlebt nur eine Generation. Je kleiner die genetische Einheit, desto länger hat sie existiert und wird sie existieren (Jahrtausende oder Jahrmillionen) und desto wahrscheinlicher ist ihre Ausbreitung über viele Individuen. Oder anders: Je größer die Einheit, desto wahrscheinlicher wurde sie im Laufe der Zeit durch Mutation oder Inversion verändert.

⁵⁵⁷ Ebd., Kapitel Meme als Transportmittel kultureller Informationen.

⁵⁵⁸ Ebd., S. 25

⁵⁵⁹ Matt Ridley: Die Biologie der Tugend. Warum es sich lohnt, gut zu sein, Berlin: Ullstein 1999, S. 293 ff.

gend Beispiele sprechen aber dagegen. Nicht eine „Kultur des Verzichts“ habe zu einer Schonung der Umwelt beigetragen, sondern die „beschränkte Technik oder Nachfrage der Naturvölker“.⁵⁶⁰ Ridley schlussfolgert, dass „es in unserer Gattung keine instinktive ökologische Ethik gibt – keine wesenhafte Neigung, selbstbeschränkende Techniken zu entwickeln und zu lehren.“⁵⁶¹ Für ihn besteht die einzige Chance, maßvoll mit der Umwelt umzugehen, darin, Menschen durch persönlichen Besitz verantwortlich zu machen. Die Sorge und Rücksichtnahme wächst, sobald dem Menschen etwas gehört und nicht Allgemeingut ist. Und da Teilen ein menschlicher Instinkt ist, würde weniger Staat die Menschen eher weniger egoistisch machen.

Über die zweite Aussage, dass Evolution nicht auf dem Prinzip der Art- oder Gruppenerhaltung basiert, besteht zwar in Wissenschaftskreisen Konsens, sie wird aber hartnäckig in weiten Kreisen der Bevölkerung ignoriert. Evolution ist ein wertneutraler Prozess, der weder eine Spezies gegenüber einer anderen bevorzugt, noch dafür sorgt, dass eine Art erhalten bleibt, wie der Biologe Eckard Voland expliziert: „Es geht eben im Spiel der Evolution nicht um das Wohlergehen der Individuen (und der Gruppen und Arten schon gar nicht), sondern einzig um den Ausbreitungserfolg biologischer Programme, und das alles ohne erkennbaren Sinn und ohne definierbares Ziel.“⁵⁶² Evolution läuft also ab, wenn zufällig entstandene Mutationen einzelne Individuen besser an die vorgefundenen Lebensumstände adaptieren und so zu ihrem Replikationserfolg beitragen.⁵⁶³ Sie muss sich gegen ein stabiles System durchsetzen, und der Nutzenaspekt muss dabei größer sein als die Nachteile, die diese Veränderung mit sich bringt. Wenn dieser Selektionsdruck nicht besteht, dann kann es durch Mutation zu einer Gendrift (oder genetischen Drift), zu einem Gründereffekt oder einem genetischen Flaschenhals kommen.⁵⁶⁴ Fortpflanzungserfolg und Selektion finden also auf der Ebene der Individuen und teil-

⁵⁶⁰ Ebd., S. 304

⁵⁶¹ Ebd., S. 310

⁵⁶² Voland: Die Natur des Menschen, 2007, S. 14

⁵⁶³ In den ersten 56 Tagen nach der Befruchtung wird beim Menschen das Ei genetisch isoliert; die Gene dürfen nicht kopiert werden, damit es nicht zu unliebsamen Mutationen zwischen den allgemeinen und den Geschlechtschromosomen kommt. „Jene Zellen, die bei Erwachsenen zu Eizellen oder Spermien werden, sind bereits vom Rest des Embryos abgesondert. Sie bleiben unberührt von all den Mutationen, Beschädigungen und Gehirnwäschen, denen alle anderen Gene in unserem Körper ausgesetzt sind.“ (Ridley: Die Biologie der Tugend, 1999, S. 51 f.) Dieser Vorgang wird als „Keimzellen-Isolation“ bezeichnet.

⁵⁶⁴ *Gendrift*: „Die genetisch festgelegten Merkmale ändern sich durch Zufallsereignisse, die darüber entscheiden, welche Individuen sich fortpflanzen.“ Robin Dunbar: Klatsch und Tratsch. Warum Frauen die Sprache erfanden, München: Goldmann 2000, S. 47

Gründereffekt und genetischer Flaschenhals: „Zufällige Veränderungen können sich durch den *Gründereffekt* ergeben, der eintritt, wenn ein kleiner Teil einer Population eine neue Kolonie bildet und die Gründer dieser neuen Kolonie die ursprüngliche Bevölkerung genetisch nicht in vollem Umfang repräsentieren. [...] Ähnliche zufällige Veränderungen können durch einen genetischen Flaschenhals zustande kommen. Dies geschieht, wenn eine Population schrumpft, etwa durch eine zufällig eingetretene Katastrophe wie z.B. ein Erdbeben. Die Überlebenden dieser Katastrophe tragen nur eine Teilmenge der Gene der Ursprungspopulation in sich.“ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 31

Bestimmte genetische Ausprägungen lassen sich bei Ethnien oder religiösen Gemeinschaften feststellen, die aufgrund ihrer Glaubensvorschriften nur innerhalb eines kleinen Kreises geheiratet und sich fortgepflanzt haben und deren Gruppengröße durch Pogrome immer wieder dezimiert wurden. Beispielsweise die Tay-Sachs-Krankheit, die bei der aschkenasisch-jüdischen Bevölkerung überproportional häufig auftritt (in den USA 100-mal häufiger). Reitz: Gene, Gicht und Gallensteine, 2001, S. 99 f.; Dean Hamer: Das Gottes-Gen, München: Kösel 2006, S. 207 ff.

weise auf der ihrer biologischen Verwandten, nicht aber auf der Ebene der Arten oder Gruppen statt, da diese über die Zeit hinweg aufgrund von temporären Zusammenschlüssen oder Trennungen nicht ausreichend stabil sind. Dawkins radikalisiert diese Aussage, indem er die Individuen als „Überlebensmaschinen“ der Gene bezeichnet, denn nicht die Individuen replizieren sich, sondern nur ihre Erbanlagen. Er mutmaßt, dass „die Theorie der Gruppenselektion unter anderem deshalb eine so große Anziehungskraft [hat – Verf.], weil sie völlig im Einklang mit den moralischen und politischen Idealen steht, die die meisten von uns teilen.“⁵⁶⁵

Bei der Beweisführung seiner Thesen geht Dawkins bis zur Entstehung des Planeten Erde zurück. Die Tendenz unseres Systems, stabile Strukturen zu bilden, hat dazu geführt, dass ein sich selber replizierendes Molekül sich mit anderen zu einer Art gemeinschaftlicher Struktur zusammenschloss. Entscheidende Vorteile waren Langlebigkeit, Fruchtbarkeit und Wiedergabegenauigkeit. Diese Replikatoren begannen, nach ihrer explosionsartigen Ausbreitung über die Erde, um die knapper werdenden Ressourcen zu rivalisieren und sich – aktiv oder passiv – gegen ihre Mitstreiter zur Wehr zu setzen.

„Die Replikatoren fingen an, nicht mehr einfach nur zu existieren, sondern für sich selbst Behälter zu konstruieren, Vehikel für ihr Fortbestehen. Es überlebten diejenigen Replikatoren, die um sich herum **Überlebensmaschinen** bauten. Die ersten Überlebensmaschinen bestanden wahrscheinlich aus nicht mehr als einer Schutzschicht. Aber in dem Maße, wie neue Rivalen mit besseren und wirkungsvolleren Schutzhüllen entstanden, wurde das Leben ständig schwieriger. Die Überlebensmaschinen wurden größer und perfekter, und der Vorgang war kumulativ und progressiv. [...] Heute tragen sie [die Replikatoren – Verf.] den Namen Gene, und wir sind ihre Überlebensmaschinen.“⁵⁶⁶

Gene werden nicht nur wegen ihrer Durchsetzungsfähigkeit selektiert, sondern auch wegen ihres verträglichen Zusammenspiels mit anderen Genen. So müssen z.B. Gene, die für das Gebiss von Karnivoren verantwortlich sind, aufgrund ihrer Inkompatibilität mit Genen zur Ausbildung des Verdauungstraktes bei Herbivoren scheitern. In diesem Sinn argumentiert auch Matt Ridley. Kooperation findet bereits bei der kleinsten biologischen Einheit statt. Jeder Organismus besteht aus Millionen Zellen, die wiederum - so die aktuellen Erkenntnisse - ein symbiotisches Zusammenspiel von Bakterien sind. Der Zellkern des Menschen enthält 46 Chromosomen und diese ihrerseits rund 20.000 bis 25.000 Gene, die aber wiederum nur drei Prozent des Materials eines Chromosoms ausmachen. Die restliche DNA kodiert keine Protei-

Durch Migrantenfamilien, die verstärkt untereinander heiraten und Kinder bekommen, treten in Deutschland zunehmend Krankheiten auf, die erstens bis dahin hierzulande weitgehende unbekannt waren und zweitens bei einer normalen genetischen Durchmischung nicht zu Tage treten würden. Ortrud Steinlein: Autosomal-rezessive Erkrankungen in Migrantenfamilien, in: Monatsschrift Kinderheilkunde Nr. 4/2008, S. 330-336

⁵⁶⁵ Dawkins: Das egoistische Gen, 2002, S. 35

⁵⁶⁶ Ebd., S. 50 f.

ne, ihre Funktion ist bisher unbekannt.⁵⁶⁷ Manche Gene tragen nur Teilinformationen, die erst mit anderen Genen oder Teilstücken von Genen gekoppelt ein sinnvolles Ganzes ergeben. Die meisten in der Psychologie relevanten Merkmale werden beispielsweise polygenetisch vererbt, d.h. sie werden von einer Vielzahl von Genen beeinflusst. Im Gegensatz dazu steht die monogenetische Vererbung bei z.B. Erkrankungen, die die Intelligenz einschränken oder Phenylketonurie.

Kommt ein genetischer Defekt selten vor, kann die natürliche Selektion ihn nicht eliminieren. Hin und wieder werden sogar Gene bevorzugt weitergegeben, obwohl sie Krankheiten verursachen. Die meisten Mutationen haben jedoch keinerlei (sicht- und merkbare) Auswirkungen, andere sind letal, was oft zu Aborten in den ersten Wochen nach der Befruchtung führt. Etliche der genetisch bedingten Krankheiten treten phänotypisch erst dann zu Tage, wenn zwei fehlerhafte rezessive Gene zusammenkommen. Die Wahrscheinlichkeit steigt hierfür, je näher die Eltern miteinander verwandt sind. Anders bei Erbgängen mit homozygot dominanten Genen, die sich wie Morbus Huntington immer durchsetzen.⁵⁶⁸ Genetische Fehler können ihren Trägern auch zu Vorteilen verhelfen. Häufig zitiertes Beispiel ist die Sichelzellanämie, die einen beträchtlichen Malariaschutz bietet.⁵⁶⁹ Andere, sogenannte Freibeuter-Gene, setzen sich überproportional zu der statistischen Wahrscheinlichkeit in den Nachkommen durch (vermutlich z.B. bei einer polyzystischen Degeneration der Eierstöcke), was als „meiotic drive“ bezeichnet wird. Ein Großteil der genetisch bedingten Erkrankungen ist nicht auf ein fehlerhaf-

⁵⁶⁷ Bis der genetische Code des Menschen endgültig entschlüsselt war, ging man noch davon aus, dass es sehr viel mehr Gene, so um 75.000, sein müssten. Ältere Wissenschaftsliteratur, wie auch Ridley, vertritt noch diese Ansicht. Das Human Genome Project, an dem sich führende Wissenschaftler und Institute rund um die Welt beteiligt haben, hat im Jahr 2000 endgültig Klarheit gebracht. Datenbank über das menschliche Genom: National Center for Biotechnology Information: OMIM (Online Mendelian Inheritance in Man), www.ncbi.nlm.nih.gov/omim, 12.02.2009; Weitere Informationen unter: National Human Genome Research Institute: www.genome.gov, 12.02.2009 und Office of Science – U.S. Department of Energy: www.ornl.gov/sci/techresources/Human_Genome/home.shtml, 12.02.2009

Gene machen aber nur 2% des Genoms aus. „Sie enkodieren gleichsam die Instruktionen für die Herstellung von Proteinen.“ Rainer Riemann/Frank M. Spinath: Genetik und Persönlichkeit, in: Hennig, Jürgen/Petra Netter (Hrsg.): Biopsychologische Grundlagen der Persönlichkeit, Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag 2005, S. 544. DNA-Struktur: G(uanin), A(denin), T(hymin), C(ytosin), organisiert in Dreierkombinationen, sogenannten Tripletts, die 20 Aminosäuren als Grundbausteine von Proteinen kodieren. Insgesamt gibt es 3 Mrd. Nukleotidbasen.

⁵⁶⁸ Die Varianten eines Gens werden Allele genannt. „Die einzigartige Kombination von Allelen eines Individuums bezeichnen wir als Genotyp. [...] Die beobachtbaren (oder gemessenen) Merkmale und Eigenarten eines Individuums werden Phänotyp genannt.“ Riemann/Spinath: Genetik und Persönlichkeit, 2005, S. 546/547. Homozygot bedeutet zwei gleiche Allele, heterozygot zwei unterschiedliche Allele an einem Genlocus.

⁵⁶⁹ Sichelzellanämie: „Häufigste monogenetische Funktionsstörung des roten Blutfarbstoffs, die vererbt wird und zu einer charakteristischen Sichelform der roten Blutkörperchen führt. In Afrika tragen etwa 20% bis 40% der Bevölkerung die Anlage für Sichelzellanämie. Durch eine Punktmutation des beta-Globingens auf dem Chromosom 11 wird beim Hämoglobin in Position sechs der beta-Kette die Aminosäure Glutaminsäure durch Valin ersetzt. Dies führt zu einem ‚sticky spot‘, einer klebrigen Stelle auf der Außenseite des veränderten Hämoglobinmoleküls. Ist der Blutfarbstoff nicht vollständig mit Sauerstoff gesättigt, fällt er in den Erythrozyten aus und verklumpt. Die Blutzellen verlieren dadurch ihre normale Verformbarkeit, nehmen die Sichelform an und verstopfen kleine Blutgefäße. Auf diese Weise kommt es bei Menschen, die homozygot für diese Genveränderung sind, in zahlreichen Organen zu schwerwiegenden Störungen der Sauerstoffversorgung. Menschen, die nur ein verändertes Gen tragen, sind häufiger gegen die Tropenkrankheit Malaria resistent.“ Okologie.de: www.okologie.de/public/krebs-glossar/c_Sichelzellanämie.htm, 07.07.2005

Eine weitere genetische Adaption des Malariaschutzes ist der G6PD-Mangel (hämolytische Anämie), die sich vor allem in der Unverträglichkeit von Saubohnen äußert (Favismus). Ca. 100 Mio. Menschen, vor allem auf den Mittelmeerraum konzentriert, sind davon betroffen. Weltweit gibt es rund 800 Mio. Malariafälle und jährlich ca. 2 Mio. Tote; ca. 400 Mio. haben genetische Adaptionen dagegen. Vgl. Gary Paul Nabhan: Why some like it hot. Food, genes and cultural diversity, Washington DC: Island Press 2004

tes Gen zurückzuführen, sondern auf das Zusammenwirken mehrerer Gene, in der Regel im Zusammenspiel mit bestimmten Umweltfaktoren. Hierzu gehören die Klassiker der heutigen Zivilisationskrankheiten wie Dispositionen für Herz- und Kreislauferkrankungen, Diabetes II in jüngeren Jahren, Alkoholismus und Kurzsichtigkeit. In den Jäger-Sammler-Gesellschaften traten diese Gene vermutlich selten als ‚Krankheit‘ in Erscheinung, durch die heutigen Lebensgewohnheiten führen sie mehrheitlich zu Schädigungen.⁵⁷⁰

Ein erfolgreich mutiertes Gen, das sich innerhalb eines Genpools ausbreiten kann, weil es seinem Individuum in der entsprechenden Umgebung einen Reproduktionsvorteil verschafft, sorgt vorübergehend für eine instabile Situation. Nach dem Prinzip der „evolutionär stabilen Strategie“ (ESS), die John Maynard Smith eingeführt hat, gleicht sich dieser Vorteil wieder aus. Eine ESS kann – sofern sie von der Mehrheit einer Population angewendet wird - von keiner anderen Strategie übertroffen werden. Dabei handelt es sich allerdings meist nicht um im Bewusstsein reflektierte strategische Entscheidungen, sondern um quasi vorprogrammierte Verhaltensmuster. Dawkins formuliert es reduktionistisch so:

„Eine ESS ist eine Strategie, die gegen Kopien ihrer selbst gut abschneidet. Das Grundprinzip ist folgendes: Eine Strategie ist erfolgreich, wenn sie in der Population vorherrschend ist. Daher wird sie gewöhnlich auf Kopien ihrer selbst treffen. Also wird sie nur dann erfolgreich bleiben, wenn sie gegen Kopien ihrer selbst gut abschneidet.“⁵⁷¹

Konkret heißt dies, dass sich eine stabile Mischung aus verschiedenen Verhaltensmustern einpendelt („stabiler Polymorphismus“). Allerdings gibt es auch Verhaltensmuster, die Maynard Smith als „paradoxe Strategie“ bezeichnet hat, wie das Nichtverteidigen seines Territoriums oder größere anstatt kleinere Rivalen anzugreifen. In der überwiegenden Mehrheit gilt aber das Prinzip der Stabilität. Damit werden Verhaltensmuster erklärbar, die früher unter dem Begriff „Arterhaltung“ subsumiert wurden. Und so resümiert Dawkins: „Die fortschreitende Evolution ist vielleicht weniger ein stetes Aufwärtssteigen als vielmehr eine Reihe getrennter Schritte von einem stabilen Plateau zu einem anderen.“⁵⁷²

⁵⁷⁰ Zwei Drittel aller Amerikaner sind zu fett, d.h. BMI ≥ 25 , und ein Viertel kurzsichtig. Deutschland führt mit der Quote der Übergewichtigen von 75,4% bei den Männern und 58,9% bei den Frauen die Europäische Union an. (International Association for the Study of Obesity (IASO): Adult overweight and obesity in the European Union, London April 2007, www.iotf.org/documents/Europeandatable_000.pdf, 20.06.2009). Die Nationale Verzehrsstudie nennt Zahlen von ‚nur‘ 66% bei den Männern und 50,6% bei den Frauen. (Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz/Max Rubner-Institut (Hrsg.): Nationale Verzehrsstudie II, Januar 2008.) Die Kurzsichtigkeit dürfte mit den US-amerikanischen Zahlen vergleichbar sein. Nesse und Williams notieren, dass in den Stammesgesellschaften keine Kurzsichtigkeit nachgewiesen werden kann. Die Disposition scheint vererbt zu sein, allerdings kommt sie vermutlich erst durch zu frühes Lesen und zu langem Aufenthalt im Klassenzimmer zum Tragen. Nesse/Williams: Warum wir krank werden, 1997, S. 126 f. und Norbert F. Pötzl: Frust statt Lust, in: Spiegel Nr. 25, 20.06.2005, S. 72 f.

⁵⁷¹ Dawkins: Das egoistische Gen, 2002, S. 447

⁵⁷² Ebd., S. 152

3.2. Die Entwicklung zum Homo sapiens sapiens und seine neurologische Ausstattung

Der Homo sapiens ist die einzige noch lebende Gattung der Hominiden – sieht man von der hin und wieder aufflammenden Diskussion ab, Schimpansen und Bonobos aufgrund ihrer engen genetischen Verwandtschaft zum Menschen und ihres ähnlich langsamen Generationswechsels ebenfalls zur Gattung Homo und nicht mehr zur Gattung Pan zu zählen.⁵⁷³ Vor rund 200.000 Jahren⁵⁷⁴ entstanden, hat er alle anderen – auch die noch parallel mit ihm gelebt haben wie den Homo erectus, Homo neanderthalensis und seit neuesten Entdeckungen auch den Homo floresienis⁵⁷⁵ – verdrängt oder überlebt. Die Theorien, warum die Neandertaler ausstarben, obwohl sie (bis auf den Homo floresienis) mit ca. 1.440 bis 1.700 cm³ ein größeres Gehirnvolumen hatten als die heute lebende Spezies⁵⁷⁶, sind weit gefächert und reichen vom absichtlichen Ausrotten über eingeschleppte Krankheiten bis hin zu einer schlechten Anpassung an veränderte klimatische Bedingungen. Nach neuen Untersuchungen soll der überlebenswichtige Vorteil des Homo sapiens gegenüber seinen hominiden Verwandten vor allem in der Fähigkeit gelegen haben, Handel zu treiben.⁵⁷⁷

⁵⁷³ Diese Forderung wird momentan von dem Evolutionsbiologen Soojin Li vom Georgia Institute of Technology in Atlanta vorgebracht. Zwischen 1775 und 1816 gehörten Schimpansen und Bonobos bereits der Gattung Homo an. Siehe hierzu: Schimpansen sollen wieder Menschen werden, www.spiegel.de/wissenschaft/erde/0,1518,397112,00.html, 24.01.2006

In der taxonomischen Klassifikation gehört der Mensch zum Stamm der Chordata, zur Klasse der Säugetiere, zur Ordnung der Primaten, zur Familie der Hominiden, zur Gattung Homo und zur Art Homo sapiens. Philippe J. Rushton: Rasse, Evolution und Verhalten. Eine Theorie der Entwicklungsgeschichte, Graz: Ares 2005, S. 146

⁵⁷⁴ Die Auffassungen über die Daten, wann welche Homo-Art entstand und wann sie wieder ausstarb, sind weit entfernt davon, als einheitlich bezeichnet werden zu können. Beim Homo sapiens bewegen sie sich beispielsweise zwischen 100.000 bis 220.000 Jahren. Beim Homo sapiens sapiens liegen die Daten seines Auftauchens schon dichter zusammen (von 35.000 bis 50.000 Jahren). Diskussionen gibt es ebenfalls immer noch bei Fragen der genetischen Vorläufer von bestimmten Arten wie beim Homo sapiens neanderthalensis, der einerseits als Nachfahre des Homo heidelbergensis (eine Untergruppe des Homo erectus) und andererseits des Homo erectus gesehen wird. Im Rahmen dieser Arbeit ist es nicht möglich, diese Unterschiede hinreichend zu würdigen und zu bewerten. Ausführlicher hierzu: The Smithsonian Institution: The Hall of Human Ancestors, in: Human Origins Programs, www.mnh.si.edu/anthro/humanorigins/index.htm, 12.02.2009

⁵⁷⁵ Auf der indonesischen Insel Flores wurde diese neue Art Mensch entdeckt, die dorthin vermutlich vor Millionen von Jahren als Seefahrer gekommen ist. Diese Menschen stammen vom Homo erectus ab und sind wahrscheinlich im Laufe der tausende von Jahren dauernden Abgeschiedenheit aufgrund einer schlechten Ernährungssituation auf eine Größe von nur ca. 100 cm geschrumpft. Ihr Gehirnvolumen umfasste lediglich 380 Kubikzentimeter. Sie starben vor rund 13.000 Jahren aus, d.h. erst rund 14.000 Jahre später als die Neandertaler und sind damit nach derzeitigen Erkenntnissen die am längsten parallel mit dem Homo sapiens lebende menschliche Spezies. Kontakte zwischen Homo sapiens und Homo floresienis hat es mit hoher Wahrscheinlichkeit bedingt durch die geografische Isolierung nicht gegeben. Ob der „Hobbit“ – wie er liebevoll von der Öffentlichkeit getauft wurden - nun tatsächlich eine eigene Menschenart darstellt oder lediglich ein durch Mikrozephalie deformierter Homo sapiens ist, konnte noch nicht zufriedenstellend geklärt werden. Eine 3D-Modellierung des Schädels deutet darauf hin, dass der Flores-Mensch eine eigene Menschenart war, ein Abkömmling des Homo erectus oder einer seiner Vorfahren. Karen Baab/Kieran McNulty: Size, shape, and asymmetry in fossil hominins: the status of the LB1 cranium based on 3D morphometric analyses, in: Journal of Human Evolution, Vol. 57, Nr. 5, Nov. 2009, S. 608-622

⁵⁷⁶ Eberli/Huber: Einführung in die Steinzeit, 2005, S. 2; Ursula Dicke/Gerhard Roth: Evolution der Intelligenzen, in: Gehirn & Geist Nr. 1/2009, S. 76

⁵⁷⁷ Richard Horan/Erwin Bulte/Jason Shogren: How trade saved humanity from biological exclusion: an economic theory of Neanderthal extinction, in: Journal of Economic Behavior & Organization Vol. 58, Nr. 1, Sept. 2005, S. 1-29

Allerdings scheint beim Neandertaler mit seinen anatomischen und physiologischen Besonderheiten die Theorie der Klimaänderung besser zu greifen als die des Handels. Er war vermutlich eine „Variante psychisch-physischer Kaltzeitanpassung“ Friedrich Klix/Karl Lanius: Wege und Irrwege der Menschenartigen. Wie wir wurden, was wir sind, Stuttgart: Kohlhammer 1999, S. 54. Im Gegensatz zu dem Homo erectus hatte der Neandertaler einen gedrungeneren Körperbau von 1,55 bis 1,65 Metern, starke Knochen und war muskelbepackt. Aufgrund der spärlichen Vegetation bestand seine Nahrung im Wesentlichen aus tierischen Proteinen, die sein Gehirn auch auf rund 1.700 cm³ anwachsen ließen, also gut 300 cm³ mehr als der heute lebende Homo sapiens. Horst Güntheroth: Die Neandertaler, Stern Nr. 40/2005, S. 179 ff.

Seine Erfolgsgeschichte begann wie die (fast) aller seiner Vorfahren und Schwesternarten in Afrika.⁵⁷⁸ Von allen Theorien, woher der Mensch stammt, hat sich die „Out-of-Africa-These“ als die stichhaltigere gegenüber der „multiregionalen These“ bei der Mehrheit der Wissenschaftler durchgesetzt.⁵⁷⁹ Danach stand die Wiege der Hominiden im östlichen Teil des großen afrikanischen Grabens.⁵⁸⁰ Von dort verließ schon *Homo erectus* in Migrationswellen den afrikanischen Kontinent und verteilte sich im vorderen asiatischen und europäischen Raum.⁵⁸¹ Die heute lebende *Homo sapiens sapiens* Art stammt genetisch mehrheitlich aus einer Auswanderungsphase, die vor rund 40.000 Jahren stattgefunden hat.⁵⁸² Zahlreiche archäologische Befunde belegen diesen Sachverhalt, aber vor allem Genetiker waren in der Lage anhand von Untersuchungen der Mitochondrien-DNA, eine schlüssige Abstammungskette zu rekonstruieren.⁵⁸³

⁵⁷⁸ Der Neandertaler gilt beispielsweise als eine dieser Ausnahmen: Er entstand im asiatischen und europäischen Raum.

⁵⁷⁹ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 51 ff.

⁵⁸⁰ Es existieren mittlerweile auch Vermutungen, dass Hominiden ebenso in Zentral- und Nordafrika gelebt haben. Vgl. Interview mit dem Paläoanthropologen Richard Leakey: „Ich werde kämpfen“, in: Spiegel Nr. 43, 24.10.2005, S. 214-216

⁵⁸¹ Eine Frühform des *Homo erectus* (*Homo ergaster*) wanderte vor rund 1,8 Mio. Jahren nach Java, China und dem heutigen Georgien. Vor ca. 1 Mio. Jahren haben in den indisch-arabisch-asiatischen Regionen Homo-Arten gelebt. Im asiatischen Bereich konnte man eine eigene Menschengattung (vor ca. 500.000 Jahren) nachweisen, die sich dann wohl später in Europa angesiedelt hat (*Homo erectus*, *Homo heidelbergensis*). (Klix/Lanius: Wege und Irrwege der Menschenartigen, 1999) Der britische Wissenschaftler Paul Mellars entwickelte eine Theorie, warum der *Homo sapiens* erst ca. 60.000 Jahre nach seinem Entstehen begann, Afrika zu verlassen und nicht vorher. Er vermutet als Ursachen einerseits Gen-Mutationen, die sich auf die neuronale Beschaffenheit auswirkten, und andererseits ein einsetzender Klimawandel. Paul Mellars: Why did modern human populations disperse from Africa ca. 60,000 years ago? A new model, in: PNAS (Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America), Vol. 103, 13.06.2006, S. 9381-9386

⁵⁸² Die Besiedelung der Welt von Südafrika aus hat nach heutigen Erkenntnissen in folgenden Migrationswellen stattgefunden: vor 200.000 Jahren → verschiedene Gebiete auf dem afrikanischen Kontinent; vor 90.000 bis 100.000 Jahren → Naher Osten, Arabien, Indien; vor 50.000 bis 70.000 Jahren → Südchina; vor 50.000 Jahren → Australien (über Landbrücke mit dem Festland verbunden); vor 30.000 bis 40.000 Jahren → Europa; vor 25.000 Jahren → Sibirien; vor 15.000 bis 20.000 Jahren → Überquerung der Beringstraße auf den amerikanischen Kontinent; vor 14.000 Jahren → Besiedelung Nordamerikas; vor 13.000 Jahren → bis Mitte Südamerika; vor 8.000 Jahren → Besiedelung des Pazifik durch Seefahrer. Aus: Stern online: Die Wanderung der Menschheit, interaktive Grafik unter: www.stern.de/wissenschaft/natur/500973.html?eid=500970, 13.12.2002; James Shreeve: Aus Afrika in die Welt, in: National Geographic Deutschland März 2006, S. 38-53

Charles C. Mann hat den Besiedlungszeiträumen Amerikas widersprochen und sie aufgrund von genetischen Analysen auf einen sehr viel früheren Zeitraum datiert, nämlich vor 22.000 bis 30.000 Jahren. Zudem sprächen etliche Belege dafür, dass die amerikanische Urbevölkerung mit bis zu 112 Millionen Menschen vor der „Entdeckung“ durch Columbus ungleich größer war als bisher angenommen. Der größte Teil der Ureinwohner starb vor allem durch die ihnen unbekannt Keime und Bakterien, die die Europäer mitbrachten. Charles C. Mann: „1491 – New Revelations of the Americas Before Columbus“, New York/N.Y.: Alfred Knopf 2005

Es ist nicht gesichert, wird allerdings vermutet, dass einige Ethnien (wie bestimmte asiatische Rassen) durch sexuelle Kontakte zwischen dem *Homo sapiens sapiens* und dem *Homo erectus* entstanden sind, wobei letzterer eine genetisch untergeordnete Rolle gespielt hat. Aufgrund von archäologischen Funden in den „Grottes des Féés“ bei Châtelperron im Massif Central konnte die direkte Nachbarschaft von Neandertalern und dem modernen Menschen nachgewiesen werden. Sexuelle Kontakte hielt man zwar lange für möglich, konnte dies aber erst mit einer vergleichenden DNA-Analyse 2010 nachweisen. Demzufolge stammt ein bis vier Prozent des Erbguts der heute lebenden Menschen, sofern sie nicht-afrikanischer Abstammung sind, von dem Neandertaler ab. Richard Green et al.: A Draft Sequence of the Neandertal Genome, in: Science Vol. 328, Nr. 5979, 07.05.2010, S. 710-722. Siehe dazu auch: Holger Kroker: Neandertaler und Mensch waren Nachbarn, in: Welt, 02.09.2005, S. 31; Günteroth: Die Neandertaler, 2005, S. 192

⁵⁸³ Auch das männliche Y-Chromosom enthält bestimmte nicht-rekombinante Regionen, die als Marker für männliche Vererbungslinien dienen und somit ebenfalls als ein Migrationsnachweis verwendet werden können.

Der italienische Genetiker Luigi Cavalli-Sforza rekonstruierte die evolutionären Migrationsbewegungen anhand der unterschiedlich häufig vertretenen Blutgruppen und Rhesusfaktoren auf den einzelnen Kontinenten und bei bestimmten Volksgruppen. Mithilfe mathematischer Methoden wurden so die genetischen Distanzen zwischen den einzelnen Populationen bestimmt. Zwischen Afrika und Europa besteht die kleinste genetische Distanz, gefolgt von Asien, Amerika und Ozeanien. Je kleiner die Distanz, desto wahrscheinlicher hat ein Austausch in Form von Migration stattgefunden. Cavalli-Sforza: Gene, Völker und Sprachen, 1999, Tab. 28, S. 68

Die Mitochondrien, oftmals eingängig als die „Kraftwerke“ der Zellen bezeichnet, verfügen über eine eigene DNA mit 37 Genen und 16.569 Basenpaaren, die man seit Beginn der 1990er Jahre entschlüsselt hat.⁵⁸⁴ Diese DNA repliziert sich nicht wie die des Zellkerns über Verschmelzung eines jeweils halbierten Chromosomensatzes des mütterlichen und väterlichen Erbes, sondern wird ausschließlich über die Mütter vererbt – ähnlich wie die ‚Befruchtung‘ von Männchen in einem haplodiploiden Erbgang.⁵⁸⁵ Sie stellt also eine Matrix, quasi einen Klon des mütterlichen Erbes her. Diese DNA ist stabiler als die des Zellkerns, so dass sich selbst Ähnlichkeiten und Abweichungen nach langer Zeit ermitteln lassen. Die weltweiten Wanderungen unserer Vorfahren lassen sich anhand der bleibenden, ungefährlichen Mutationen der Mitochondrien-DNA, die ca. alle 2.000 bis 3.000 Jahre auftreten, nachvollziehen. Die Populationen, die ausgewandert sind, weisen demnach andere Mutationen auf, als die der verbliebenen. Dadurch konnte man die Verwandtschaftsverhältnisse der einzelnen Völker untereinander ermitteln und feststellen, dass die Ur-Eva in Afrika – präziser in Ostafrika (dem heutigen Äthiopien, Kenia, Tansania und Zaire) zuhause gewesen sein musste.⁵⁸⁶ Mit einem engen Fehlerquotienten kann ihr Alter auf 143.000 Jahre festgelegt werden.⁵⁸⁷ Nach derzeitigen Berechnungen gehen die auf der Welt lebenden Menschen auf 33 maternale Clans zurück und 95 Prozent aller Europäer stammen von sieben Clanmüttern ab; die älteste Ursula lebte vor ca. 45.000, die jüngste Jasmin vor ca. 10.000 Jahren.⁵⁸⁸ Dunbar schätzt, dass die gemeinsamen Vorfahren aller Menschen aus einer Gruppe von lediglich rund 5.000 Individuen beiderlei Geschlechts bestanden.⁵⁸⁹ Vermutlich aufgrund dieses genetischen Flaschenhalses teilt sich die heutige Menschheit mehr als 99 Prozent ihres Genoms, so Svante Pääbo, Leiter des Max-

⁵⁸⁴ Mitochondrien: „Man nimmt an, daß sie ursprünglich Bakterien waren, die sich in einer unauflöselichen Symbiose mit den Zellen verbanden und sich, obwohl sie deren Kontrolle unterstehen, selbständig reproduzieren. [...] Das Mitochondrienchromosom ist sehr kurz; es besteht auch aus DNS, und zwar insgesamt aus sechzehntausend Nukleotiden, d.h. ungefähr dem zweihunderttausendsten Teil derjenigen, die in der Gesamtheit der Kernchromosomen vorhanden sind.“ (Cavalli-Sforza: Gene, Völker und Sprachen, 1999, S. 99) Rund 5 kg des Körpers machen bei einem Erwachsenen Mitochondrien aus, die als ehemalige atmende Bakterien eine Symbiose mit einer Art Hefe-Organismus eingingen. Information zu Mitochondrien aus dem Vortrag von Gottfried (Jeff) Schatz: Unser Genom und unsere Individualität, Universität Konstanz, Vortrag gehalten am 27.10.2004; Zahlen rund um Mitochondrien entstammen Konrad Kunsch/Steffen Kunsch: Der Mensch in Zahlen, 3. Aufl., München: Spektrum Akademischer Verlag/Elsevier 2007, S. 14

⁵⁸⁵ Beim haplodiploiden Erbgang können Geschwister näher miteinander verwandt sein als Eltern und ihre Nachkommen, weil männliche Abkömmlinge zu 100% den Chromosomensatz ihrer Mütter übernehmen und nur weibliche Nachkommen befruchtet werden. Schwestern haben so durchschnittlich 75% gemeinsame Gene, Mütter mit ihren Söhnen und Töchtern 50%. Der evolutionäre Sinn liegt vermutlich darin, dass Töchter eher im elterlichen Nest bleiben und bei der Aufzucht helfen, als eigenen Nachwuchs zu bekommen. „Weibchen dieser Art können daher außerordentlich hohe Fitnessgewinne erzielen, wenn sie ihrer Mutter dabei helfen, weibliche Geschwister zu produzieren.“ (Peter Kappeler: Verhaltensbiologie, Heidelberg: Springer 2006, S. 429.) Sinnvoll ist das System summarisch betrachtet nur, wenn diese eusoziale Struktur in ihrer Geschlechtergewichtung zu Gunsten von Weibchen verschoben ist. Bekannt ist diese Form des Erbgangs bei z.B. Ameisen, Bienen und bei Nacktmullen als einziger Säugetierart.

⁵⁸⁶ Klix/Lanius: Wege und Irrwege der Menschenartigen, 1999, S. 111; Günter Schulte: Vorlesung „Philosophie des Lebens“ Materialien 2, Universität Köln WS 2001/2002, www.guenter-schulte.de/materialien/philoleben/philoleben_02.html, 12.02.2009

⁵⁸⁷ Cavalli-Sforza: Gene, Völker und Sprachen, 1999, S. 102

⁵⁸⁸ Franz Embacher: Eva, Ursula und Adam, aus: Von Graphen, Genen und dem WWW, Online-Skriptum zur Lehrveranstaltung: Außermathematische Anwendungen im Mathematikunterricht, Universität Wien SS 2003, <http://homepage.univie.ac.at/franz.embacher/Lehre/aussermathAnw/Eva.html>, 10.02.2009

⁵⁸⁹ Dunbar: Klatsch und Tratsch, 2002, S. 205 f.

Planck-Instituts für evolutionäre Anthropologie.⁵⁹⁰ Dennoch treten selbst bei einer 99,9-prozentigen Übereinstimmung durchschnittlich bei jedem 1000sten Basenpaar Unterschiede auf, d.h. es gibt 3 Millionen DNA-Varianten zwischen den Menschen.

Nach derzeit herrschender Meinung lebten die letzten gemeinsamen Vorfahren von Mensch und Schimpanse vor rund fünf bis sieben Millionen Jahren.⁵⁹¹ Vermutlich haben geologische und damit zusammenhängende klimatische Veränderungen zu dieser Trennung geführt. Dem französischen Anthropologen Yves Coppens ist bereits in den beginnenden 1980er Jahren aufgefallen, dass die bekannten Vormenschen aus den trockenen, savannenartigen Gegenden von Äthiopien, Kenia, Tansania und Südafrika stammen – östlich des großen afrikanischen Grabens - im Gegensatz zu ihren Verwandten den Schimpansen und Gorillas, die westlich davon im feucht-tropischen Regenwald zu Hause sind.⁵⁹² Eine der bis heute bemerkenswertesten paläontologischen Funde sind die Knochenfragmente von „Lucy“. Sie gehört zu den Vormenschen, den Australopithecinen, die vor ca. 3,2 Millionen Jahre gelebt haben; sie war vermutlich zwischen einem bis 1,20 Meter groß und bewegte sich aufrecht gehend fort. Bipedie war in der vor der Sonne ungeschützten Savanne vorteilhafter als die Fortbewegung auf allen Vieren und wurde schon hin und wieder bei deren Vorfahren praktiziert. Der Verlust eines Großteils der Körperbehaarung und die Entwicklung von Schweißdrüsen vor rund 2 bis 2,5 Millionen Jahren verhalfen zur weiteren Kühlung, die besonders für das wachsende Gehirn, das nur minimale Temperaturschwankungen verträgt, von zentraler Bedeutung ist.⁵⁹³ Mit dem Fellverlust verstärkten sich die Verhornung der Epidermis und die Hautpigmentierung als mechanischer und thermischer Schutz. Schimpansen ist beispielsweise eine weiße Haut unter ihrem Fell geblieben. Das Gehirn selber wird zusätzlich über ein Gefäßsystem gekühlt. „Diese Kopfhautvenen mit integriertem Umkehrfluss sind der Grund, dass es dem Menschen erst ermöglicht, ein großes Gehirn zu entwickeln. Ohne dieses Kühlsystem hätte sich einfach kein großes Gehirn über 600 Kubikzentimeter entwickeln können.“⁵⁹⁴

⁵⁹⁰ Riemann/Spinath: Genetik und Persönlichkeit, 2005, S. 545; Peter F. Weber: Der domestizierte Affe. Die Evolution des menschlichen Gehirns, Düsseldorf: Patmos 2005, S. 70. Die Paläoanthropologen Luke Premo und Jean-Jacques Hublin vermuten, dass der Grund für die hohe genetische Übereinstimmung der heute lebenden Menschen daran liegt, dass sich seine Vorfahren vornehmlich innerhalb eines vermutlich relativ engen Kreises von Menschen mit den gleichen kulturellen Gewohnheiten und Kommunikationsformen vermehrt haben – so zumindest das Ergebnis einer Computersimulation. Die meisten Gruppen verschwanden dann im Laufe der Zeit und die wenigen, die übrig blieben, wiesen eine hohe genetische Kongruenz auf. („Flaschenhals“) Luke Premo/Jean-Jacques Hublin: Culture, population structure, and low genetic diversity in Pleistocene hominins, in: Proceedings of the National Academy of Sciences (PNAS) Vol. 106, Nr. 1, 06.01.2009, S. 33-37

⁵⁹¹ Nick Patterson und Kollegen gehen anhand von neueren Untersuchungen des Erbguts von Menschen und Schimpansen davon aus, dass sich die Trennung der beiden Linien erst etwa vor ca. 1,2 Mio. Jahren vollzog. Die Gemeinsamkeiten im Genom lassen sich nach Aussagen der Forscher durch sexuelle Kontakte zwischen den Vorfahren beider Spezies erklären. Nick Patterson et al.: Genetic evidence for complex speciation of humans and chimpanzees, in Nature Vol. 441, 26.06.2006, S. 1103-1108

⁵⁹² Weber: Der domestizierte Affe, 2005, S. 32

⁵⁹³ Winfried Menninghaus: Das Versprechen der Schönheit, Frankfurt/Main: Suhrkamp (2003)/2007, S. 88 f. Menninghaus unterstreicht, dass nicht die Haare an sich verschwunden seien, sondern nur ihr optischer Eindruck, so dass die Menschen ‚nackt‘ aussehen: „in absoluten Zahlen hat der menschliche Körper genauso viele oder gar mehr Haare als viele Affenarten.“ Ebenso Weber: Der domestizierte Affe, 2005, S. 38.

⁵⁹⁴ Weber: Der domestizierte Affe, 2005, S. 41

Vor rund 2,5 Millionen Jahren begann das enorme Gehirnwachstum mit dem *Homo habilis*, der bereits ein um die Hälfte größeres Gehirn hatte als die Vormenschen.⁵⁹⁵ Diese Ansicht ist allerdings nicht unumstritten, da von einigen Wissenschaftlern der Zeitpunkt bereits früher angesetzt wird. Der „Turkana-Junge“, der im Norden Kenias in den 1980er Jahren gefunden wurde, ist das bis heute vollständigste Skelett eines *Homo erectus*. Er lebte vor rund 1,6 Millionen Jahren. Sein Aussehen erinnert bereits an das des modernen Menschen: vorspringende Nase, schmale Hüften, schwarze Hautfarbe, groß (als Erwachsener wäre er ca. 1,80 m geworden), unbehaart und mit Schweißdrüsen ausgestattet.⁵⁹⁶ Allerdings sprechen andere Analysen von Hüftknochen eines weiblichen *Homo erectus* eine andere Sprache: klein, untersetzt mit einem geräumigen Geburtskanal, der bereits auf Kinder mit einem verhältnismäßig großen Schädel hindeutet.⁵⁹⁷ Ob es sich bei dem einen oder dem anderen Fund um ‚Ausreißer‘ von der Norm handelt, oder ob sie lediglich – wie heute beim *Homo sapiens sapiens* – eine gewisse Bandbreite im Körperbau widerspiegelt, ist ungewiss. Meave Leakey und ihre Kollegen haben die These aufgestellt, dass die Größenunterschiede zwischen den Geschlechtern beim *Homo erectus* rund 17 Prozent betragen (heute: ca. 7 Prozent) und interpretieren dies als Hinweis, auf polygame Verhaltensstrukturen, vergleichbar mit denen der Gorillas.⁵⁹⁸ Sein Hirnvolumen hätte im ausgewachsenen Stadium vermutlich 900 bis 1.000 cm³ betragen – ein Volumen, über das heute rund einjährige Babys verfügen. Die folgenden eine Million Jahre liegen noch weitgehend im Dunkeln. Man vermutet, dass der nächste entscheidende evolutive Schritt erst vor rund 500.000 Jahre passierte: die Entwicklung zum archaischen *Homo sapiens* (oder auch *Homo heidelbergensis*). Sein Gehirnvolumen war mit 1.200 cm³ annähernd so groß und ebenso konstruiert wie das des modernen *Homo sapiens*.⁵⁹⁹

Lange galt der Mitte des 19. Jahrhunderts gefundene Neandertaler, ebenso wie der Java- und der Peking-Mensch als Zwischenglied vom *Homo erectus* zum *Homo sapiens* und zementierte so die multiregionale Hypothese, die hierin den Grundstein der verschiedenen Rassen sieht. Aufgrund differenzierter Genanalysen wird diese These heute von nahezu allen Wissenschaftlern zu Gunsten der Out-of-Africa-These verworfen, die einer Rassentheorie keinen Raum mehr gibt, da der heutige *Homo sapiens* genetisch nahezu identisch auf gemeinsame Vorfahren vor rund 200.000 Jahren zurückblickt.

⁵⁹⁵ Menschenaffen haben ein Gehirnvolumen von 350-500 cm³, mit „Lucys“ 400 cm³ vergleichbar; *Homo habilis* lag bereits bei 600-800 cm³, *Homo erectus* bei rund 1.000 cm³, der Neandertaler sogar bei 1.500 bis 1.700 cm³. (Ebd., S. 98 f.)

⁵⁹⁶ Ebd., S. 49

⁵⁹⁷ Scott Simpson et al.: A Female *Homo erectus* Pelvis from Gona, Ethiopia, in: Science Vol. 322, Nr. 5904, 14.11.2008, S. 1089-1092

⁵⁹⁸ Meave Leakey et al.: Implications of new early *Homo* fossils from Ileret, east of Lake Turkana, Kenya, in: Nature Vol. 448, Nr. 7154, 09.08.2007, S. 688-691

⁵⁹⁹ Weber: Der domestizierte Affe, 2005, S. 53

Die Spuren des Neandertalers, der also ebenso wie der Homo sapiens aus dem Homo erectus hervorgegangen ist und im Nahen Osten und Mitteleuropa (von Spanien bis Usbekistan) lebte, verlieren sich vor rund 27.000 Jahren.⁶⁰⁰ Die Gründe seines Aussterbens, nachdem er erfolgreich angepasst rund 170.000 bis 200.000 Jahre seinen Lebensraum besiedelte, sind nicht eindeutig geklärt. Verantwortlich könnte eine grundlegende Klimaveränderung gewesen sein, ein vom Homo sapiens sapiens eingeschleppter Virus oder Bakterien, auf die sein Immunsystem nicht eingestellt war, oder Ausrottung durch kriegerische Auseinandersetzung. Kontakte mit dem modernen Homo sapiens, der erstmals vor ca. 46.000 Jahren nach Europa kam, gab es vermutlich, ob diese aber feindlicher, freundschaftlicher oder auch sexueller Natur waren, ist ungewiss.⁶⁰¹

Im Gegensatz zum Neandertaler war der moderne Mensch, der erstmals in Afrika vor rund 100.000 bis 200.000 Jahren auftauchte, hoch gewachsen und schmalgliedrig, hatte eine gerade Stirn und einen kurzen Unterkiefer mit Kinn. Sein Gehirn umfasste bereits das Volumen der heutigen Variationsbreite von 1.200 bis 1.500 cm³. Mit ihm und seinen Nachfahren, die Afrika verließen, kam es zu einem kulturellen Innovationsschub.

Das Gehirn des Homo sapiens hat eine im Vergleich zu anderen Primaten überdurchschnittliche Größe und würde aufgrund seines Volumens eher mit einem Körpergewicht von 500 als 50 Kilogramm korrespondieren. Da dies nicht der Fall ist und die Schwangerschaftsdauer im Rahmen anderer Primaten liegt, kommt der Mensch als einziges Säugetier mit einem Gehirn zur Welt, das postnatal noch knapp um das Vierfache wächst; dies wäre vergleichbar mit einer theoretischen Schwangerschaftsdauer von 21 Monaten.⁶⁰² Bei der Geburt sind es ca. 400 cm³, nach sechs Monaten bereits 650 cm³, nach einem Jahr gut 1.000 cm³ und mit sechs Jahren 1.235 cm³. Mit der Pubertät kommen nochmals 100 cm³ hinzu, danach reift noch der präfrontale Kortex auf ein Gesamtvolumen von 1.350 cm³ (Variationsbreite von 1.000 bis 2.000 cm³) heran.⁶⁰³ Alle Nervenzellen sind bereits ab dem neunten Schwangerschaftsmonat ausgebildet, es geht also ‚nur‘ noch um den Aufbau von deren Hüllen und um die Verknüpfungen untereinander. Stillende Mütter benötigen daher eine erhöhte und *regelmäßige* Kalorienzufuhr, um die weitergegebene Energie an das Kind zu kompensieren. Hier erklärt die Jäger-Sammler-

⁶⁰⁰ Das Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie hatte Februar 2009 rund zwei Drittel des Genoms eines 38.000 Jahre alten Knochenfundes eines Homo neanderthalensis entschlüsselt, das nun wiederum mit dem des Homo sapiens verglichen werden soll. Diese Erkenntnisse werden dann vermutlich etwas mehr Sicherheit bezüglich der Abstammungslinien und des Verwandtschaftsgrades beider Hominiden geben.

⁶⁰¹ Paul Mellars: A new radiocarbon revolution and the dispersal of modern humans in Eurasia, in: Nature Vol. 439, 23.02.2006, S. 931-935

⁶⁰² Weber: Der domestizierte Affe, 2005, S. 88 f.

⁶⁰³ Der nächste lebende Verwandte des Menschen, der Schimpanse, bringt seine Kinder mit rund 40% der Gehirnmasse auf die Welt; nach einem Jahr sind es bei ihm 80%. Bei diesem starken postnatalen Gehirnwachstum handelt es sich nach Untersuchungen eines Schädels eines Homo erectus Kindes um ein phylogenetisch verhältnismäßig junges Phänomen, das mehr den heutigen Menschenaffen ähnelt, so zumindest das Ergebnis von Forschungen um Hélène Coqueugniot und Jean-Jacques Hublin: Early brain growth in Homo erectus and implications for cognitive ability, in: Nature Vol. 431, 16.09.2004, S. 299-302

These die Arbeitsteilung: Männer, die sich vornehmlich für die Jagd spezialisierten und Frauen für das Sammeln, letztere im Übrigen hinsichtlich der Energieausbeute wesentlich erfolgreicher. Bei den Hadzabe sammelt eine Frau täglich Knollen, Wurzeln und Ähnliches mit einem Wert von rund 12.000 Kilokalorien.⁶⁰⁴ Bei den !Kung konnte beobachtet werden, dass die Männer hingegen meistens nicht mehr als zwei bis drei große Antilopen pro Jahr jagen.

Während der embryonalen Entwicklung wachsen bis in den achten Schwangerschaftsmonat 200 Milliarden Nervenzellen heran. Die, die keine Verbindung mit anderen Zellen herstellen konnten, werden danach umgehend wieder gekappt, so dass das Baby mit ca. 100 Milliarden auf die Welt kommt. Die Schaltkreise im Hirnstamm für die zentralen überlebenswichtigen Funktionen wie für Schreien, Weinen, Schlucken, Schlafen sind bei der Geburt voll ausgereift. Die Vernetzung in der Hirnrinde beginnen im Wesentlichen erst danach, ausgehend von den Althirn- zu den Neuhirnbereichen:

„Dabei lassen sich bestimmte Etappen des Reifungsprozesses unterscheiden: Dieser beginnt im hinteren Teil des Gehirns und endet vorne, anders ausgedrückt: Die Entwicklung läuft von den *primären Hirnarealen*, die für die Grobverarbeitung von Reizen zuständig sind, zu den *tertiären Hirnarealen* oder *Assoziationsarealen*, wo das Denken stattfindet. Als Letztes scheint die ‚höchste‘ Instanz des Gehirns erst nach zwei Jahrzehnten voll auszureifen – der Assoziationsanteil des Stirnhirns.“⁶⁰⁵

Das Prinzip der Verknüpfung der Nervenzellen funktioniert nach deren Inanspruchnahme: Nervenzellen, die einen hohen Input von außen erhalten, bilden neue Kontaktstellen zu anderen; diejenigen, die wenig oder gar nicht genutzt werden, werden aussortiert und verkümmern („neuronaler Darwinismus“ oder „neuronaes Pruning“). Werden in einer bestimmten Entwicklungsphase diese Reize von außen nicht geboten, kann dies nicht unbedingt zu einem späteren Zeitpunkt nachgeholt werden. Die Fähigkeit des räumlichen Sehens oder der Spracherwerb unterliegen beispielsweise diesen „Zeitfenstern“. Auf den ersten einfachen neuronalen Verknüpfungen bauen dann die komplexeren auf.⁶⁰⁶

„Der normale Spracherwerb ist für Kinder bis zu einem Alter von 6 Jahren sichergestellt – bis dahin lernt ein Kind auch eine zweite und eine dritte Sprache als Muttersprache. (Wenngleich sich das erste ‚Fenster‘ für die akustisch-phonologische Unterscheidung bereits mit 3 Jahren zu schließen scheint. Bis zur Pubertät wird der normale Spracherwerb immer schwieriger [...]).“⁶⁰⁷

⁶⁰⁴ Weber: Der domestizierte Affe, 2005, S. 106 f.

⁶⁰⁵ Ebd., S. 169

⁶⁰⁶ David Bjorklund/Anthony Pellegrini: The Origins of Human Nature. Evolutionary Developmental Psychology, Washington/DC.: American Psychological Association 2002, S. 177 ff.; dies belegen auch die Untersuchungen des Sprachwissenschaftlers Zvi Penner der Universität Konstanz: Ein innovatives Konzept zur Frühintervention von Sprachentwicklungsproblemen vor der Einschulung, www.lega.at/pdf/flyer_zivipenner.pdf, 24.10.2007, oder von Luigi Cavalli-Sforza: Gene, Völker und Sprachen, 1999, S. 78

⁶⁰⁷ Weber: Der domestizierte Affe, 2005, S. 174

Obwohl die Volumenentwicklung des Gehirns zum größten Teil bis zum Ende der Pubertät abgeschlossen ist, hält die Neubildung von Nervenzellen bis zum hohen Alter an. Im welchen Umfang dies geschieht, scheint nach derzeitigem Wissensstand entscheidend von der Lebensführung des betreffenden Individuums selber abzuhängen. So wirken sich u.a. körperliche Aktivität und geistige Herausforderungen positiv auf die Neurogenese aus und senken vermutlich das Risiko degenerativer Erkrankungen wie Alzheimer. Im Gegenzug dazu hemmen ein chronisch hoher Glukokortikoid-Spiegel aufgrund von übermäßigem Stress und Dauerbelastung, belastende Umwelteinflüsse, Alkohol-Abusus oder Konsum bestimmter Drogen die Produktion neuer Nervenzellen. Neben einer reduzierten Gehirnleistung können manifeste Störungen (wie z.B. Depression) die Konsequenz sein.

Mit einem hohen Maß an Übereinstimmung wird nach derzeitigen wissenschaftlichen Erkenntnissen die proteinreiche Ernährung im Wesentlichen für das Gehirnwachstum der Hominiden verantwortlich gemacht.⁶⁰⁸ Danach trennen sich dann aber schon die Theorien. Ein großer Teil vertritt die Ansicht, dass selbst gejagtes Fleisch verstärkt zugeführt wurde, eine Minderheit vermutet, dass die menschlichen Vorfahren vor allem Aas gefressen haben. Beide Theorien haben Schwachstellen. Wie bei heute noch existierenden Jäger- und Sammler-Gesellschaften zu beobachten, ist eine relativ kontinuierliche Fleischversorgung, die vor allem für die Entwicklung des kindlichen Gehirns nötig ist, durch zufälliges Jagdglück nicht sicherzustellen. Oftmals ist die Jagdausbeute gering und wird dann noch in der Gruppe geteilt. Große Tiere werden nur selten erlegt, liefern dann zwar ausreichend tierisches Protein, das aber nicht rationiert und über einen längeren Zeitraum verteilt aufbewahrt werden kann. Die Aasfresser-Theorie enthält einen anderen Widerspruch: Tiere, die Beute gejagt haben, sind in der Regel nicht bereit, diese kampflos anderen zu überlassen, noch dazu einer Spezies, die sich in der Regel weder in Kraft noch Schnelligkeit mit ihnen messen kann. Waffen existierten zwar bereits, vermutlich aber nur solche, die aus einer verhältnismäßig geringen Distanz benutzt werden konnten.

Neuen Überlegungen zufolge könnte die Ernährung wesentlich durch Maden angereichert worden sein, deren Larven, obwohl sie sich beispielsweise auf totem Fleisch entwickeln, selbst steril sind, weil sie sonst selber vor der Verpuppung von Mikroben zersetzt würden. Die Nervenzellhüllen des menschlichen Gehirns bestehen aus spezifischen ungesättigten Fettsäuren, eine davon die Decosahexaensäure (DHA). Ausreichend DHA kann nicht alleine durch Pflanzen- und sporadischen Fleischverzehr gewonnen werden. Krebse, Muscheln und

⁶⁰⁸ Susanne Shultz und Robin Dunbar von der Liverpooleser Universität vertreten eine Außenseitermeinung: Sie führen das große Gehirn darauf zurück, dass die Vorfahren der heute lebenden Menschen einst selber Beute für Tiere waren und nur die intelligentesten ihnen entkamen und sich dementsprechend fortpflanzen konnten. Susanne Shultz/Robin Dunbar: Chimpanzee and felid diet composition is influenced by prey brain size, in: *Biology Letters* Vol. 2, Nr. 4/2006, S. 505-508

Fische sind reich an DHA. Paläontologische Erkenntnisse sprechen aber nicht dafür, dass sich die Hominiden in den Küstenregionen entwickelt haben.⁶⁰⁹ Maden enthalten im hohen Maße diese essenzielle Fettsäure und dürften relativ einfach zu sammeln gewesen sein, weil sich beispielsweise auf einer kleinen verwesenden Gazelle in kürzester Zeit rund 26 kg von ihnen befinden. Maden sind darüber hinaus dreimal energetischer als Fleisch, d.h. es kann damit bereits nach einer Stunde des Sammelns der kalorische Tagesbedarf eines Erwachsenen gedeckt werden.⁶¹⁰

Neben der absoluten Gehirngröße (im Verhältnis zum Körpergewicht und -volumen) unterscheidet sich das menschliche Gehirn in seiner Struktur von dem anderer Säugetiere. Eine herausragende Rolle wird dabei dem präfrontalen Kortex zugesprochen. Er bewertet Informationen, plant und steuert Aktivitäten und Reaktionen und wird daher auch als „Dirigent“, „Regisseur“ oder „Organ der Zivilisation“ bezeichnet. Bisher wurde oftmals die Ansicht vertreten, dass in diesem neuronalen Bereich die größten Unterschiede zu anderen Primaten oder Säugetieren zu finden seien. Dies scheint nach vergleichenden Untersuchungen mit dem Magnetresonanztomographen nicht mehr richtig zu sein: „Mensch, Orang-Utan, Gorilla und Schimpanse sind sich – zumindest in Sachen Frontalhirn – äußerst ähnlich. Bei allen vier Arten nimmt es zwischen 33 und 36 Prozent des Großhirnvolumens ein und macht damit zwischen 36 und 39 Prozent der gesamten grauen Masse des jeweiligen Gehirns aus“, so die zusammenfassende Analyse der amerikanischen Wissenschaftler John Allen, Joel Bruss und Hanna Damasio.⁶¹¹ Dass der Homo sapiens dennoch über spezielle kognitive Fähigkeiten verfügt, hängt vermutlich mit „Umbauten innerhalb des Stirnlappens“ zusammen.⁶¹² Dem Scheitellappen (und seinen Verbindungen zum Frontalkortex) kommt ebenfalls eine wichtige Funktion zu: das Assoziationsvermögen sowie zentrale Sprachfunktionen sind hier zuhause. Der präfrontale Kortex beheimatet vermutlich den Sitz des reflexiven Bewusstseins, das Bewusstsein eines „autobiographischen Selbst“ (Antonio Damasio), hier fallen zentrale Entscheidungen nach Prüfung aller sensorischen Informationen, die zudem noch mit Erinnerungen abgeglichen wurden. Es ist das Zentrum, das Menschen befähigt, sich in andere Menschen hineinzuversetzen, Verhalten zu antizipieren und das eigene Verhalten adäquat auf eine Situation

⁶⁰⁹ Die Forscher um Curtis Marean haben allerdings 2007 festgestellt, dass die Menschen 40.000 Jahre früher als bisher geglaubt, also bereits vor rund 160.000 Jahren, an die Küste gezogen sind und Meeresbewohner als Nahrungsquelle entdeckt haben – so zumindest die Interpretation von Überresten eines Höhlenfundes nahe der Stadt Mossel Bay in Südafrika. Außerdem wird vermutet, dass die Migration aus Afrika entlang der Küsten stattfand. Curtis W. Marean et al.: Early human use of marine resources and pigment in South Africa during the Middle Pleistocene, in: Nature Vol. 449, Nr. 7164, 18.10.2007, S. 905-908

⁶¹⁰ Beispiel: 100 gr. afrikanische Termiten: 610 Kal., 46 gr. Fett, 38 gr. Eiweiß; 100 gr. Fliegenlarven: 60 gr. Eiweiß und 26 gr. Fett; Big Mac: 238 Kal., 12 gr. Fett, 12 gr. Eiweiß. Weber: Der domestizierte Affe, 2005, S. 119 ff.

⁶¹¹ John Allen/Joel Bruss/Hanna Damasio: Das vermessene Gehirn, in: Gehirn & Geist Nr. 1/2009, S. 20

⁶¹² Ebd., S. 21

auszurichten („Theory of Mind“). Störungen im medialen präfrontalen Kortex führen dann dementsprechend auch zu dissozialen oder sozial schwer kompatiblen Verhaltensmustern. Viele erlernte/erworbene Muster sind im gesamten Gehirn verstreut und werden von dort abgerufen. „Aber die Integration dieser gesellschaftlichen Normen, die Beurteilung, was gut und böse ist, passiert im präfrontalen Kortex. [...] Erst die Evolution des Stirnhirn erschuf Moral.“⁶¹³

Die hominide Intelligenz ist aber nicht ausschließlich mit der absoluten oder relativen Größe des Gehirns oder Teilen von ihm zu erklären. Den entscheidenden Vorteil gegenüber anderen Spezies bringt die Plastizität des Nervensystems, die im Wesentlichen mit der Weiterreifung des Gehirns nach der Geburt zusammenhängt.⁶¹⁴ François Ansermet und Pierre Magistretti vermuten in der plastischen Kapazität des Gehirns die Gründe für die zentralen Prozesse des Lernens und des Gedächtnisses.⁶¹⁵ Gleichzeitig betonen die beiden Schweizer Wissenschaftler aber, dass Plastizität nicht für eine beliebige Variabilität steht:

„Plastizität ist nicht gleichbedeutend mit einer ständigen Flexibilität oder Anpassungsfähigkeit, die das Subjekt einem gewissen Determinismus und einem gewissen ihm eigentümlichen Schicksal entziehen würde. [...] Gewiß bedeutet die Plastizität an sich eine Form des Determinismus, aber während sie diese Art von Determinismus des Subjekts realisiert, befreit sie es vom Determinismus der Gene.“⁶¹⁶

Der Feinschliff, das kulturelles Lernen, erfolgt in den ersten beiden Lebensjahren nahezu ausschließlich über Imitation, später kommen Unterricht und Interaktion/Zusammenarbeit zwischen den Individuen hinzu.⁶¹⁷ Diese Formen des Lernens sind nur möglich, weil Menschen der Drang einer „geteilten Intentionalität“⁶¹⁸ eigen ist, d.h. sie die Fähigkeit besitzen, die Absichten von anderen durchschauen und sich gegebenenfalls mit ihnen identifizieren zu können. Möglich wird diese Fähigkeit durch Typen von Nervenzellen, die den Begriff „Spiegelneuronen“ (Giacomo Rizzolatti) erhalten haben. Handlungen, die ein Kind beispielsweise lediglich sieht und nicht selber vollzieht, respektive vollziehen kann, werden sozusagen „offline“ nachvollzogen und geübt. Die „Theory of Mind“ reift langsam heran; Kinder sind meistens erst mit dreieinhalb bis viereinhalb Jahren in Lage, die Absichten anderer zu erkennen und daraus ihre eigenen Schlussfolgerungen zu ziehen – übrigens dasselbe Alter, in dem sie konsequenterweise auch beginnen zu lügen.⁶¹⁹

⁶¹³ Weber: Der domestizierte Affe, 2005, S. 184

⁶¹⁴ Plastizität ist die „Fähigkeit von Synapsen, Neuronen oder Hirnregionen, ihre funktionellen und strukturellen Eigenschaften in Reaktion auf ihre Verwendung oder andere Stimulationsmuster zu verändern.“ Kandel: Auf der Suche nach dem Gedächtnis, 2006, S. 473

⁶¹⁵ François Ansermet/Pierre Magistretti: Die Individualität des Gehirns. Neurobiologie und Psychoanalyse, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2005, S. 9 f.

⁶¹⁶ Ebd., S. 13

⁶¹⁷ Die Reifung des Gehirns wird natürlich noch von grundlegenden Faktoren wie Ernährung, Kontakt mit schädlichen oder nützlichen Umwelteinflüssen etc. beeinflusst.

⁶¹⁸ Weber: Der domestizierte Affe, 2005, S. 200

⁶¹⁹ Ebd., S. 207; Bjorklund/Pellegrini: The Origins of Human Nature, 2002, S. 203 ff.

Der Kognitionspsychologe Steven Pinker führt aus, dass Hirngewebe der Kortexregion bei Schädigungen umgewidmet werden kann, so dass die Funktionen von anderen Gebieten übernommen werden oder die Gebiete eine andere Funktion bekommen. Allerdings gilt dies nicht für alle Areale. Läsionen des ventromedialen und orbitalen präfrontalen Kortex können nicht ausgeglichen werden, was zu erheblichen Problemen bei der Therapie z.B. von Gewaltverbrechern führt, die dort eine Schädigung aufweisen. Bei gesunden Gehirnen können sich Zuweisungen in der Kortexregion ebenfalls durch Lernen und Erfahrung verändern, z.B. durch Erweiterungen der Grenzen (neuronale Plastizität). Andere (ältere) Hirnstrukturen wie Hippocampus, Amygdala und Hypothalamus scheinen wenig oder gar nicht plastisch zu sein. Dass bestimmte Areale plastisch reagieren, ist genetisch durchaus sinnvoll, da kein Gen in der Lage wäre, die sich permanent wandelnden Umweltbedingungen zu antizipieren. Solche neurologischen Rückkoppelungsschleifen verhelfen zu einer erfolgreichen Anpassung. „Neuronale Plastizität ist keine magisch-proteische Eigenschaft des Gehirns, sondern ein Sortiment von Werkzeugen, die die Megabytes des Genoms in die Terabytes des Gehirns verwandeln [...]“, fasst es Steven Pinker zusammen.⁶²⁰

3.3. Die natürliche Selektion

Der von Herbert Spencer (1820-1903) geprägte Terminus „survival of the fittest“ führt heute noch zu dem Missverständnis, dass die Evolution das Überleben des Stärksten favorisiert. Um das Überleben eines Individuums als körperliches Einzelwesen geht es in der Evolution sowieso nur indirekt. Entscheidend ist, ob die vorhandenen Gene den Fortpflanzungserfolg verbessern oder verschlechtern und sich so in der kommenden Generation weiterverbreiten können bzw. selektiert werden. „Fitness“ wird in diesem Zusammenhang nicht mit einer absoluten Leistungsfähigkeit eines Gens gleichgesetzt, sondern mit einer optimierenden Anpasstheit des Genpools einer Spezies an die jeweilige Umgebung.

Evolution verläuft nicht zielgerichtet und zukunftsorientiert. Ein großer, bis zu Ende gedachter Bauplan oder ein „Intelligent Design“, wie es amerikanische Kreationisten bezeichnen, steht nicht dahinter, vielmehr vollzieht sich evolutive Entwicklung basierend auf dem Zufallsprinzip der Mutationen Schritt für Schritt in die Richtung, in der sich für die Reproduktion nützliche Gene durchsetzen können. Einige Varianten haben in bestimmten Umgebungen etwas bessere Chancen, zu überleben und ihr genetisches Material an Nachkommen weiterzugeben. Diese Entwicklung vollzieht sich allmählich und benötigt oft mehrere tausend Generationen, um ein Merkmal stabil in einer Population durchzusetzen. Durch die planlose Variabilität

⁶²⁰ Pinker: Das unbeschriebene Blatt, 2003, S. 147

von Organismen werden geringe Unterschiede in der Fitness von Genen geschaffen. Anstatt von einer Verbesserung des Systems Mensch als Ganzem zu sprechen, die ja letztlich irgendwann in einem optimalen Endzustand münden müsste, handelt es sich um einen Prozess des Adaptierens, der Vorteile verschafft, aber auch zu Kompromissen zwingt oder sogar Nachteile an anderer Stelle in Kauf nimmt. Letztlich muss der Nettovorteil eines Entwicklungsprozesses überwiegen, sonst wird er sich nicht als stabil etablieren können.⁶²¹ Gleichzeitig kann man davon ausgehen, dass es trotz sukzessiver Verbesserung nicht zu einem ‚Overdesign‘ kommt. Die Evolution baut zwar bestimmte Reserven mit ein, optimiert aber aus ökonomischen Gründen ein selten auftretendes Phänomen nicht zu jedem Aufwand.⁶²²

Die natürliche Selektion beschreibt demnach den immerwährenden, lang andauernden Prozess des Anpassens einer Spezies an seinen Lebensraum. Klimaveränderungen können beispielsweise zu einer neuen Lebensumgebung mit neuen Nahrungsangeboten, anderen Co-Spezies und somit zu veränderten Chancen und Risiken führen. Bei Menschen mit ihrem relativ langen Generationswechsel vollzieht sich die Anpassung im Genpool langsam – sieht man von den erst jüngst in der Forschung diskutierten epigenetischen Modifikationen ab. Da Homo sapiens die längste Zeit seiner Existenz als Jäger und Sammler in der afrikanischen Savanne unterwegs war, sind die meisten seiner physiologischen und psychologischen Funktionen noch an diese steinzeitliche Umgebung adaptiert. Durch seine Erfindungen und Entdeckungen konnte er im Laufe der Jahrtausende erheblich Einfluss auf seine Umwelt nehmen und diese verändern. Aufgrund seiner Intelligenz war er in der Lage, seine Lebensumgebung seinen Vorstellungen hinsichtlich vieler Aspekte anzupassen. Er ist nach evolutiven Maßstäben die erfolgreichste Spezies, zumindest das erfolgreichste Säugetier der Welt.⁶²³ Zu dem Zeitpunkt, als er zum ersten Mal begann, Afrika zu verlassen (vor ca. 80.000–100.000 Jahren), umfasste die Population rund 10.000 Personen.⁶²⁴ Als Homo sapiens sapiens sesshaft wurde, betrug die Weltbevölkerung bereits ca. fünf Millionen Menschen.⁶²⁵ 1804 war die erste Milliarde erreicht, 1900 waren es 1,6 Milliarden Menschen. Im 20. Jahrhundert vervierfachte sich die Weltbevölkerung, wobei sich das dramatisch exponentielle Wachstum auf die Zeit nach 1960 konzentriert. Mitte 2008 bevölkern rund 6,7 Mrd. Menschen den Planeten Erde, Tendenz in

⁶²¹ Nesse/Williams: Warum wir krank werden, 1997, S. 32

⁶²² Ebd., S. 33

⁶²³ Das einzige Lebewesen, das anscheinend über eine mit dem Menschen vergleichbare Biomasse auf der Erde verfügt, ist die Ameise. Franz W. Wuketis: Was ist Soziobiologie?, München: C.H. Beck 2002, S. 52

⁶²⁴ Ulrich Bahnsen: Notizblock aus der Steinzeit, in: Zeit Nr. 04/2002,

http://pdf.zeit.de/2002/04/200204_palaeokultur.xml.pdf, 13.02.2009 und Rolf Latussek: Moderne und archaische Menschen hatten ein Rendezvous, 2004

⁶²⁵ Diese Schätzung entstammt einer Zusammenfassung diverser Schätzungen des U.S. Census Bureau: Historical Estimates of World Population, unter: www.census.gov/ipc/www/worldhis.html, 07.06.2005. Diese Auffassung teilt auch der Populationsgenetiker Luigi Cavalli-Sforza: Gene, Völker und Sprachen, 1999, S. 109. Ulrich Eberli und Adrian Huber vertreten höhere Schätzungen. Sie gehen davon aus, dass zur Zeit der Ausrottung der Neandertaler (vor ca. 27.000 bis 30.000 Jahren) bereits eine Weltbevölkerung von bis zu 10 Mio. existierte. Eberli/Huber: Einführung in die Steinzeit, 2005

den Entwicklungs- und Schwellenländern weiter steigend.⁶²⁶ Drei Hauptgründe werden dafür genannt: zunehmendes Lebensalter, ungewollte Geburten und der Wunsch nach mehr als zwei Kindern.⁶²⁷ „In nur 3000 Generationen, gleichsam ein Lidschlag der Evolution, sei der Bestand der neuen Spezies von wenigen tausend Exemplaren zur globalen Plage angeschwollen – so schnell, dass sich kaum Genveränderungen ins Erbgut der seltsamen Rasse einschleichen konnten,“ kommentiert Ulrich Bahnsen die Erfolgsgeschichte des Menschen.⁶²⁸ Mit der Sesshaftwerdung, der Landwirtschaft, der Industrialisierung und Technologisierung und ihren Konsequenzen und vor allem mit der seit dem 20. Jahrhundert explodierenden Weltbevölkerung findet sich der Mensch in einer sich permanent ändernden Lebenswirklichkeit wieder. Bis eine genetische Anpassung an diese erfolgt ist, hat er sich bereits wieder ein anderes Umfeld geschaffen und wird mit neuen Problemen konfrontiert. Die biologische Ausstattung des Körpers und der Psyche ‚hinken‘ hinter der äußeren Umwelt her. Bisher konnte er mit dieser Diskrepanz aufgrund der enormen Plastizität seines Gehirns verhältnismäßig erfolgreich umgehen, ob er zukünftig bestehen kann oder ihm dasselbe Schicksal beschieden sein wird wie seinen mittlerweile ausgestorbenen Verwandten, ist nicht absehbar.⁶²⁹ Selbst einst erfolgreiche Lebewesen wurden durch veränderte Lebensbedingungen oder von anderen, erfolgreicherer ausgerottet. Mit Sicherheit kann jedoch festgestellt werden, dass der hoch spezialisierte moderne Mensch zwar über eine herausragende Komplexität verfügt, aber weder ein fertiges, in sich abgeschlossenes optimales Konstrukt ist, geschweige denn als „Krone der Schöpfung“ bezeichnet werden könnte.

Im Laufe der Evolution haben sich die menschlichen Vorfahren aus dem dicht belaubten Dschungel Afrikas in die offenen Savannen bewegt. Der aufrechte Gang hängt mit diesem Sachverhalt eng zusammen, ob als Kausalität oder als Konsequenz wurde bisher noch nicht eindeutig geklärt.⁶³⁰ Die Arme wurden nicht mehr ständig zum Klettern benötigt, und durch

⁶²⁶ Deutsche Stiftung Weltbevölkerung: DWS Datenreport 2008, http://www.weltbevoelkerung.de/pdf/dsw_datenreport_08.pdf, 13.09.2009

⁶²⁷ Deutschen Stiftung Weltbevölkerung: Historische Entwicklung, www.dsw-online.de/pdf/histEntwWB.pdf, 06.06.2005

⁶²⁸ Ulrich Bahnsen: Notizblock aus der Steinzeit, 2002

⁶²⁹ Die massiven Einwirkungen des Menschen auf seine Umwelt haben u.a. dramatische Auswirkungen auf andere Spezies, die nicht in der Lage sind, ihr Verhalten den veränderten Bedingungen entsprechend schnell anzupassen und dementsprechend scheitern. Der in den USA lehrende Schweizer Biologe Martin Schlaepfer hat hierfür den Ausdruck „evolutionäre Falle“ mitgeprägt. Der Mensch selber sitzt bei einigen seiner Verhaltensmuster (wie die Vorliebe für Fettes, Süßes und Salziges) ebenfalls in einer solchen. Andere Tiere hingegen reagieren flexibel und können von den veränderten Habitaten profitieren, wie z.B. die Füchse, die sich mittlerweile in einigen städtischen Bereichen heimischer zu fühlen scheinen als in ihrem angestammten Lebensraum. Martin Schlaepfer et al.: Introduces species as evolutionary traps, in: Ecology Letters Nr. 8/2005, S. 241-246

⁶³⁰ 2005 rückte eine kurdische Familie aus der Südtürkei in den Fokus der Öffentlichkeit, in der sich fünf erwachsene Kinder auf allen Vieren fortbewegen. Ein Gendefekt auf dem Chromosom 17 scheint für eine Verkümmern des Stammhirns und damit auch für die Art der Fortbewegung verantwortlich zu sein. Da diese Krankheit auf einem rezessiven Erbgang (d.h. beide Elternteile sind Träger) beruht, tritt sie wie vergleichbare genetische Krankheiten ausgesprochen selten auf und konnte bisher wissenschaftlich noch nie dokumentiert werden. Grund hierfür könnte die enge Verwandtschaft der Eltern sein. Die Untersuchungen der Geschwister lassen nach Ansicht der Wissenschaftler Rückschlüsse auf die evolutionäre Entwicklung des aufrechten Gangs zu. Im Gegensatz zu anderen Primaten laufen sie nicht auf den Fingerknöcheln, sondern auf den Handbal-

bipedische Fortbewegung waren die Primaten größer und somit in der Lage, das hoch wachsende Steppengras weiträumig nach Nahrungsquellen oder Feinden zu überblicken.⁶³¹ Mit der zunehmenden Ausbreitung und Entwicklung entfernten sich die Hominiden von rein bewaldeten Gebieten und entwickelten für ihre Bedürfnisse als Nomaden spezielle Vorlieben. Das Leben in der Savanne in kleineren Gruppen bildete die Basis für die über Jahrtausende entwickelten Anpassungen an diese natürliche Umwelt, die sich niederschlugen im Aussehen, in physiologischen Prozessen, in den Ernährungsgewohnheiten und der Nahrungsbeschaffung, in den Krankheiten und deren Vermeidung, in Ängsten vor räuberischen Tieren und feindlichen Artgenossen, in dem Gruppenverhalten mit den zahlreichen Aspekten der Hilfe, Kommunikation und Riten sowie in den kulturellen und religiösen Traditionen.

In seinem äußeren Erscheinungsbild passte sich Homo sapiens seiner natürlichen Umgebung an. Das Gehirnvolumen war auf dem heutigen Stand von rund 1.350 Kubikzentimeter, die Physiognomie entsprach weitgehend dem Aussehen der heute lebenden Menschen. Die Behaarung reduzierte sich bereits mit dem aufrechten Gang des Homo erectus und konzentrierte sich im Wesentlichen auf den Kopf - vermutlich als Schutz vor der Sonnenstrahlung. Die dunkle Hautfarbe korrespondierte mit der Strahlungsintensität der afrikanischen Sonne und wurde erst mit der Migration der Populationen in nördliche, lichtärmere und bewaldete Gefilde heller. Dies war eine notwendige und sinnvolle Anpassung an die neuen Lebensverhältnisse, um über die Haut ausreichend Licht aufnehmen zu können, die der Körper zur Synthese lebenswichtiger Prozesse benötigt (z.B. Herstellung von Vitamin D).⁶³² Er war (zumindest in Europa) feingliedriger als seine Verwandten gebaut und hatte neueren Erkenntnissen zufolge bis ins Mittelalter hinein mit durchschnittlich 173,4 Zentimetern eine größere Statur als ursprünglich angenommen.⁶³³ Erst im 12. Jahrhundert verringerte sich die Körpergröße vor al-

len und schonen so ihre Finger als Werkzeug. Stefan Mundlos, Genetiker an der Charité und am Max-Planck-Institut für molekulare Genetik, sieht in diesem Phänomen einen Atavismus: „Dabei führt ein Gendefekt dazu, dass Eigenschaften wieder auftreten, die in früheren evolutionären Phasen vorhanden waren, im Laufe der Entwicklung aber verschwunden sind.“ Durch den extrem seltenen Zufall dieses Gendefekts kam ein längst überholtes Verhalten wieder zu Tage. Seval Türkmén/Stefan Mundlos et al.: Cerebellar hypoplasia and quadrupedal locomotion in humans as a recessive trait mapping to chromosome 17p, in: Journal of Medical Genetics Nr. 43, Mai 2006, S. 461-464; Stefan Schmitt: Fünf Geschwister bewegen sich nur auf allen Vieren fort, in: Spiegel online unter: www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,404748,00.html, 07.03.2006

⁶³¹ Wolfgang Steinig teilt diese Auffassung nicht. Er vertritt die Theorie von Carsten Niemitz (Das Geheimnis des aufrechten Gangs, München: C.H. Beck 2004), der annimmt, dass der aufrechte Gang entstand, um im seichten Wasser zu stehen, dieses überblicken und so besser Fische fangen zu können. Wolfgang Steinig: Als die Wörter tanzen lernten. Ursprung und Gegenwart von Sprache, München: Spektrum Akademischer Verlag 2007, S. 160 ff.

⁶³² Eine Unterversorgung von Vitamin D führt zu schweren Erkrankungen wie Rachitis, die die betroffenen Individuen frühzeitig von der Fortpflanzung ausgeschlossen hätte. Die Körperbedeckung durch Kleidung und der lange Aufenthalt in geschlossenen Räumen führten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den Industrienationen (z.B. England und USA) der nördlichen Hemisphäre vor allem bei Kindern zu Rachitis. Ihnen fehlte Sonnenlicht zur Synthese von Vitamin D. Dabei waren dunkelhäutige Kinder stärker betroffen, weil ihre Haut aufgrund der Pigmentierung die Sonne weniger absorbierte – ein System, das in der afrikanischen Savanne sinnvoll, aber in nordamerikanischen Städten problematisch ist. Nesse/Williams: Warum wir krank werden, 1997, S. 181; Cavalli-Sforza: Gene, Völker und Sprachen, 1999, S. 23; Reitz: Gene, Gicht und Gallensteine, 2001, S. 100 ff.

⁶³³ Zum Vergleich die durchschnittliche Körperlänge der Deutschen aus dem Jahr 2005: 171 cm (Männer Ø 178 cm, Frauen Ø 165 cm). Statistisches Bundesamt: Gesundheitsrelevantes Verhalten. Körpermaße nach Altersgruppe. Ergebnisse des Mikrozensus 2005,

lem aufgrund fallender Temperaturen während der „Kleinen Eiszeit“ und der damit verbundenen schwierigen Ernährungs- und Krankheitssituation.⁶³⁴

Die Qualia für Landschaften werden entscheidend durch den Charakter geprägt, in welchem man aufgewachsen ist. Pragmatische Überlegungen spielen ebenfalls eine Rolle. (Beispiel: Eine steile Bergwiese wird von einem Wanderer als sportliche Herausforderung begrüßt, von einem Bergbauern mit harter Arbeit in Verbindung gebracht.) Darüber hinaus gibt es Universalien, welche Landschaftsformen tendenziell präferiert oder abgelehnt werden. Die passende Gegend für die Nahrungssuche oder einen Aufenthalt auszuwählen, war eine Frage vitalen Ausmaßes. Barg eine Landschaft Gefahren in Form von zahlreichen Feinden, bot sie wenig Schutz- oder Fluchtmöglichkeiten, verfügte sie nicht über Trinkwasser oder zu geringe oder einseitige Nahrungsquellen, war es sinnvoller, sie zu meiden. Menschen haben so Vorlieben einer landschaftsbezogenen Universalästhetik entwickelt, die Harald Euler zusammenfasst:

„Es sind savannenartige Landschaften mit Nähe zum Wasser. Freie Flächen wechseln dort mit gruppiertem Baum- und Strauchbestand, so daß Ressourcen (Ernährung), Ausblick (Orientierung) und Zuflucht (Schutz) geboten werden. Die offene Steppe oder dichte Dschungel sind nicht unser bevorzugter Siedlungsraum.“⁶³⁵

Hohe, zerklüftete Bergmassive, dunkle Höhlen, unübersichtliche, enge Gebiete, weite trockene Steppen und Wüsten werden bestenfalls interessant gefunden, flößen aber in der Regel Furcht ein und werden gemieden.

„Die Menschwerdung (Hominisation) fand in einem Landschaftstyp statt, auf den die Menschheit bis auf den heutigen Tag fixiert geblieben ist. Mit den vor etwa acht Millionen Jahren in Zentralafrika von Nord nach Süd einsetzenden geotektonischen Vorgängen entstand der zentralafrikanische Grabenbruch. Er trennte die westliche, regenreich und deshalb bis heute bewaldet gebliebene Region von der östlichen, die sich im weiteren Verlaufe zunehmend arid entwickelte. Hier trat der Wald allmählich zurück, und diese Landschaft nahm den Charakter einer immer offener werdenden Busch- und Baumsteppe an. Pollenanalysen der betreffenden Sedimentschichten belegen diese paläobotanischen Vorstellungen.“⁶³⁶

<http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/Gesundheit/GesundheitszustandRisiken/Tabellen/Content50/Koerpermasse,templateId=renderPrint.psml>, 13.02.2009

⁶³⁴ Diese Erkenntnisse stammen vom US-Ökonomen Richard Steckel, der tausende Skelette ausgewertet hat. Das historisch bekannte Tief der Körpergröße wurde im 17. und 18. Jahrhundert mit 167 Zentimetern erreicht; seit Beginn des 20. Jahrhunderts werden die Menschen wieder größer. Unklar ist, warum die Europäer kontinuierlich wachsen, die Amerikaner aber seit 50 Jahren bei ihrer Körpergröße stagnieren. Richard Steckel: New Light on the „Dark Ages“: The Remarkably Tall Stature of Northern European Men during the Medieval Era, in: Social Science History Vol. 28/2, Sommer 2004, S. 211-228

Klix und Lanus führen ebenfalls die „Kleine Eiszeit“ in Europa zwischen 1570 und 1730 als Ursache einer problematischen Entwicklung an. Sie betonen aber auch: „In der Regel, das zeigen die Beispiele, führten nicht Klimaverschlechterungen zu einem Ungleichgewicht, sondern der Klimastreß enthüllte bereits vorhandene Mängel der gesellschaftlichen Organisation.“ Klix/Lanius: Wege und Irrwege der Menschenartigen, 1999, S. 212/238

⁶³⁵ Harald A. Euler: Die Beitragsfähigkeit der evolutionären Psychologie zur Erklärung von Gewalt, in: Heitmeyer, Wilhelm/Hans-Georg Soeffner (Hrsg.): Gewalt, Entwicklungen, Strukturen, Analyseprobleme, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2004, S. 414. Zu dem Themenkomplex: Bernhart Ruso/LeeAnn Renninger/ Klaus Atzwanger: Human habitat preferences: a generative territory for evolutionary research, in: Voland, Eckart/Karl Grammer (Hrsg.): Evolutionary Aesthetics, Berlin/Heidelberg: Springer 2003, S. 279-294; Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 130 ff.

⁶³⁶ Klaus Richter: Die Herkunft des Schönen. Grundzüge der evolutionären Ästhetik, Mainz: Philipp von Zabern 1999, S.134 f.

Für die Begründungen aus der Evolutionsgeschichte, die Klaus Richter für eine Universalästhetik von Landschaften vorlegt, besteht in der Wissenschaft weitgehend Konsens. Darüber hinaus charakterisiert den Menschen, wie Richter weiter anführt, ein Explorationsbedürfnis, das er zu befriedigen sucht, indem er Höhen (Berge, Plattformen etc.) besteigt, obwohl auch hier gleichzeitig die Furcht vor einem Absturz mitschwingt. Befindet man sich am Fuße einer solchen Aussicht flößt sie Zurückhaltung, Angst vor der Erhabenheit und Macht ein. Dieses Prinzip wurde bei bestimmten architektonischen Konstrukten wie bei Kirchtürmen, Kanzeln und Minaretten aufgenommen.

Die weltweite Vorliebe für Blumen entspringt offenbar ebenfalls einer universellen Vorliebe. Sie galten als Indikatoren für Nahrung in Form von Samen, Früchten oder Knollen. Gerade die Blüten lösen in Menschen nachhaltig positive Emotionen aus – wie von Jeanette Haviland-Jones und Kollegen gezeigt werden konnte.⁶³⁷ Die Empfindungen, welche Landschaften präferiert und welche tendenziell gemieden werden, müssen nicht im Laufe der individuellen Sozialisation gelernt oder erworben werden, sondern scheinen im Genpool des Menschen verankert. Der Archäologe Andrew Chamberlain der Universität Sheffield hat 420 prähistorische Wohnhöhlen, die vor rund 6.000 Jahren in England zumindest zeitweilig als feste Wohnstätten genutzt wurden, auf die angeführten zentralen Kriterien hin untersucht und weitgehend empirisch bestätigt. Neben der guten Aussicht durch eine etwas erhöhte Lage auf einem terrassenartigen Plateau wurden Örtlichkeiten mit großzügig geschnittenen ‚Räumen‘ und Eingängen bevorzugt. Sie befanden sich in fruchtbaren oder zumindest ehemals fruchtbaren Gebieten. Keine Übereinstimmung zu den heutigen Präferenzen gab es bei der Ausrichtung des Eingangs (damals Ost-West-, heute Südlage) und bei der Zweitnutzung als Begräbnisstätte.⁶³⁸

Die Ernährung war ein weiterer zentraler Lebensaspekt. Obwohl das Gehirn nur zwei Prozent der Gesamtkörpermasse ausmacht, benötigt es 20 Prozent der täglichen Energiezufuhr; während der Schwangerschaft steigt bei den Embryos die Quote bis zu 70 Prozent an und bei Säuglingen beträgt sie noch 60 Prozent.⁶³⁹ Eine Gesamterhöhung des Kalorienbedarfs kam evolutiv nicht in Frage, da dieser nur unrealistisch zu decken gewesen wäre. Energie musste also an anderer Stelle eingespart werden. Robin Dunbar führt aus, warum nur der Darm als Organ hierfür in Frage kommt: Der Darm konnte effizienter genutzt werden, wenn nährstoffreichere Nahrung bzw. Nahrung in einer leichter verdaulichen Form vorlag. Tierische Protei-

⁶³⁷ Jeanette Haviland-Jones et al.: An Environmental Approach to Positive Emotion: Flowers, in: *Evolutionary Psychology* Nr. 3/2005, S. 104-132; Buss: *Evolutionäre Psychologie*, 2004, S. 132

⁶³⁸ Ergebnisse des Höhlen-Forschungsprojekts unter: http://capra.group.shef.ac.uk/7/cave_audit.html; <http://www.capra-group.shef.ac.uk/3/sellers.html>; <http://www.capra.group.shef.ac.uk/4/bonecavechamberlain.html>; weitere Literatur, die Andrew Chamberlain und Kollegen zu diesem Thema veröffentlicht haben: <http://www.shef.ac.uk/archaeology/staff/chamberlain.html>, 13.02.2009

⁶³⁹ Dunbar: *Klatsch und Tratsch*, 2000, S. 12

ne, besonders wenn sie noch erhitzt wurden, erfüllen diese Kriterien.⁶⁴⁰ Die meisten Primaten ernähren sich im Gegensatz zu den Hominiden vegetarisch und haben damit einen im Verhältnis zu ihrer Größe größeren Darm. Der hohe Stellenwert des Fleisches für die Ernährung wurde auch auf die Jagenden übertragen und prägte die Sozialstruktur in menschlichen Gemeinschaften.⁶⁴¹ Beim Jagen wurden die Fähigkeiten im Wettstreit untereinander mit dem Ziel demonstriert, das eigene Prestige inter- und intrasexuell zu erhöhen. Bei den noch heute lebenden Jäger-Sammler-Populationen lassen sich diese Muster nachvollziehen:

„Ein guter Jäger hat bei den Hadzabe einen Status, der dem eines Olympiasiegers oder Popstars in westlichen Gesellschaften vergleichbar ist. Beim Volk der Aché im Amazonas-Regenwald haben jene Männer, die als Jäger ein hohes Ansehen genießen, mehr Kinder als Männer mit geringem Status. Ganz ähnlich ist es bei den Hadzabe: Je höher das Ansehen, desto mehr Kinder. Außerdem haben ältere Hadzabe-Männer, die im Ruf stehen, gute Jäger zu sein, häufiger junge Frauen als Männer mit niederem Status.“⁶⁴²

Man geht davon aus, dass im Paläolithikum rund sechs bis acht Stunden der täglichen Wachphasen mit Aktivitäten rund um die Nahrungsbeschaffung und dem Nahrungsverzehr verbracht wurden. Schwerpunktmäßig handelte es sich dabei um Körner von Wildgetreide, Früchte, Knollen, Wurzeln, Fleisch und wie ausgeführt vermutlich Maden. Die Jagd war ein entscheidender Meilenstein in der menschlichen Evolution, löst aber bis heute unter den Wissenschaftlern heftige Kontroversen aus. Weit verbreitet ist das Modell „Mann als Jäger“ und „Frau als Sammlerin“⁶⁴³ Viele menschliche Verhaltensmuster werden mithilfe dieser Ausgangskonstellation erklärbar und erklärt: Kommunikation und Gruppenverhalten (männliche Koalitionen, reziproker Austausch von Nahrungsmitteln), Werkzeug- und Waffenherstellung, Fähigkeiten und Fertigkeiten beim Werfen, Schießen, Schlagen und Orientierungsvermögen. Der Mensch scheint – was zahlreiche Ergebnisse fossiler Funde von Zähnen ergaben – auf eine lange Historie des Fleischverzehrs zurückzublicken. Der Verdauungstrakt hat sich im Gegensatz zu anderen Primaten in Richtung Dünndarm entwickelt, wo die Proteine gespalten und absorbiert werden. Einen weiteren Hinweis liefert die Tatsache, dass der Mensch die Vitamine A und B12 nicht selber synthetisieren kann und über die Nahrung aufnehmen muss, obwohl sie für ihn unverzichtbar sind. Die „Versorgungs-Hypothese“ und die „Show-Off-Hypothese“ als Wettstreit um den Status unter Männern liefern die relevanten Gründe, warum sich die Jagd etablierte. Für beide Theorien sprechen etliche Belege. David Buss bilanziert:

⁶⁴⁰ Ebd., S. 161

⁶⁴¹ Volker Sommer: Von Menschen und anderen Affen. Essays zur Evolutionsbiologie, Stuttgart-Leipzig: Hirzel 2000, S. 166 f.

⁶⁴² Weber: Der domestizierte Affe, 2005, S. 109

⁶⁴³ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 118. Ein noch lebendes Gegenbeispiel sind die zentralafrikanischen Aka-Pygmäen, bei denen Männer und Frauen gleichermaßen zur Jagd gehen und täglich dabei zwischen 5 und 15 km zurücklegen. Paul/Voland: Eltern-Kind-Beziehungen im evolutionären Kontext, 2003, S. 166

„Nichtsdestoweniger sind die beiden Hypothesen nicht unvereinbar. Männer gingen zur Jagd, um für ihre Familien zu sorgen *und* um von Status, Sex und Allianzen außerhalb ihrer Familie zu profitieren.“⁶⁴⁴ Donna Hart und Robert Sussman hingegen widersprechen der gängigen Auffassung, dass das Prinzip des Jagens ein starkes gemeinschaftsförderndes Agens gewesen sei oder sich Gemeinschaften konstituiert haben, weil in dieser Form besser gejagt werden konnte. Den Ergebnissen ihrer Untersuchungen zufolge, war genau das Gegenteil der Fall: Die Angst von wilden Tieren gejagt und deren Beute zu werden, zwang die Vorfahren des heutigen Homo sapiens zu einer gemeinschaftlich koordinierten Abwehr vor den potenziellen Angreifern.⁶⁴⁵ Beide Ansätze erscheinen durchaus plausibel und schließen sich per se nicht aus. Es ging allerdings nicht nur um die Jagd, denn die lieferte nur 20 bis 40 Prozent des Kalorienbedarfs, d.h. die Evolution war vornehmlich durch das Sammeln von Nahrungsmitteln geprägt. Geschlechtsspezifische Adaptionen zum Jagen und Sammeln haben sich herausgebildet:

„Frauen [verfügen – Verf.] über ein besseres ‚Gedächtnis für Standorte von Objekten‘ als eine Adaption an das Sammeln [...], Männer hingegen über bessere Navigationsfähigkeiten wie Karten lesen und die Art der mentalen Rotationen, derer es bedarf, um ein Tier mit einem Speer zu erlegen.“⁶⁴⁶

Bestimmte Stoffe und Produkte lösen universell Gelüste oder Abneigungen aus, einige davon nur in bestimmten Lebensumständen. Der amerikanische Ökologe Gary Paul Nabhan untersuchte die Verbindung zwischen kulinarischen Vorlieben und Verträglichkeiten, Genen, Essverhalten der menschlichen Vorfahren und den unterschiedlichen Lebensräumen und kommt zu dem Schluss, dass

„[...] each ethnic cuisine reflects the evolutionary history of a particular human population as it responded to the availability of edible plants and animals through local foraging and through trade, and to the prevailing frequencies of diseases, droughts, and plagues within each population’s homeland.“⁶⁴⁷

In wärmeren Klimazonen werden beispielsweise stärker gewürzte Speisen gegessen, da höhere Temperaturen zu einer schnelleren Vermehrung der Keime führen. Gewürze haben eine antimikrobielle Wirkung und hemmen das Wachstum von schädlichen Mikroorganismen und schützen so vor einer möglichen Vergiftung. Als besonders bakterizid haben sich Zwiebeln, Knoblauch, Piment, Chilis und Oregano herausgestellt.⁶⁴⁸ Dies korreliert mit dem Anteil der

⁶⁴⁴ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 123

⁶⁴⁵ Donna Hart/Robert W. Sussman: Man the Hunted: Primates, Predators, and Human Evolution, Boulder: Westview Press 2002/2005

⁶⁴⁶ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 128

⁶⁴⁷ Nabhan: Why some like it hot, 2004, S. 1

⁶⁴⁸ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 114 f.; Nabhan: Why some like it hot, 2004, S. 135 ff. Paul Sherman und Jennifer Billing bestätigen empirisch in einer Studie, dass die Menge der verwendeten Gewürze in Fleischgerichten der tropischen und subtropischen Gebiete ausreicht, um bestimmte Bakterien und Pilze auszuschalten, die sich häufig dort ansiedeln und den Menschen gesundheitlich schaden. Paul Sherman/Jennifer Billing: Darwinian gastronomy: Why we use spices, in: BioS-

Geschmacksblinden in den unterschiedlichen Regionen der Welt, d.h. den Menschen, die sehr scharf und stark gewürzt essen können, ohne es als unangenehm zu empfinden: 25 bis 30 Prozent der Menschen sind es in der Mittelmeerregion, 43 Prozent der indischen Bevölkerung, aber nur 7 Prozent der Lappen und Japaner, 3 Prozent der Westafrikaner und 2 Prozent der Navajos.⁶⁴⁹

Nahrungsmittelverträglichkeiten hängen in einem hohen Maß mit der über Jahrhunderte vorgefundenen Lebenswirklichkeit zusammen. Mit der aufkommenden Viehhaltung und dem engen Zusammenleben von Mensch und Tier vor rund 6.000 bis 10.000 Jahren entstand vermutlich erst die Verträglichkeit von Alkohol und Laktose, da das Trinkwasser häufig durch tierische und menschliche Exkreme verunreinigt war und zu schweren Erkrankungen oder sogar zum Tod führte. Diejenigen hatten einen Vorteil, die auf andere, keimfreierte Flüssigkeiten wie eben aus vergorenen Früchten (Wein) oder aus Getreide (Bier) ausweichen konnten. Da zuerst in vorderasiatischen und europäischen Regionen eine Sesshaftwerdung und Landwirtschaft nachgewiesen werden konnte, ist bei den von dort stammenden Populationen die Verträglichkeit am ausgeprägtesten im Gegensatz zu Populationen, die sehr viel länger ein Nomadenleben praktizierten, z.B. die amerikanischen Ureinwohner oder einige asiatische Völker. Ursprünglich haben die Steinzeitmenschen nach ihrem vierten Lebensjahr Milchzucker vermutlich nur noch schlecht oder gar nicht mehr vertragen. Heute ist noch rund die Hälfte der Weltbevölkerung intolerant gegenüber Laktose.⁶⁵⁰ Der evolutionäre Sinn der Laktoseunverträglichkeit und sein Wandel zur Verträglichkeit ist rasch erklärt: Säuglinge und Kleinkinder können in der Regel bis rund zu ihrem vierten Lebensjahr Milch, was in Jäger- und Sammler-Gesellschaften ausschließlich Muttermilch bedeutete, problemlos trinken. Die Unverträglichkeit stellt sich erst danach ein, vermutlich als Adaption, um den schwierigen Prozess des Abstillens für Mutter und Kind zu erleichtern. Erst mit der Viehhaltung wurden Milch und seine weiterverarbeiteten Derivate als wertvolles Nahrungsmittel auch für Erwachsene entdeckt.⁶⁵¹ Menschen, die aufgrund einer Mutation nicht mehr unverträglich reagierten, waren ernährungstechnisch besser versorgt und konnten dies für ihren Reproduktionserfolg nutzen.⁶⁵²

cience Vol. 49, Nr. 6/1999, S. 453-463

⁶⁴⁹ Nabhan: Why some like it hot, 2004, S. 120

⁶⁵⁰ Ebd., S. 11; Reitz: Gene, Gicht und Gallensteine, 2001, S. 98; Cavalli-Sforza: Gene, Völker und Sprachen, 1999, S. 59 f.

⁶⁵¹ Der Beginn der Käseherstellung lässt sich mangels Zeugnisse bisher nicht genau datieren, gewiss ist aber, dass sie vor 4.000 bis 5.000 Jahren bereits praktiziert wurde. Dies ist einer bildhaften Darstellung eines Frieses in Mesopotamien zu entnehmen. Neuere Forschungen des Briten Richard Evershed ergaben, dass die Milchwirtschaft bereits vor rund 8.500 Jahren betrieben wurde. Dies lassen zumindest chemisch analysierte Rückstände in entsprechend alten Tonkrügen zu, die in der heutigen Türkei und auf der Balkanhalbinsel gefunden wurden. Richard Evershed et al.: Earliest date for milk use in the Near East and southeastern Europe linked to cattle herding, in: Nature Vol. 455/2008, 25.09.2008, S. 528-531

⁶⁵² Eine tabellarische Übersicht der menschlichen Nahrungsmittelverträglichkeiten und -unverträglichkeiten, den dazu gehörenden Genlocus sowie deren Verbreitungsgebiete ist bei Nabhan: Why some like it hot, 2004, S. 13 f. zu finden.

Embryos benötigen zumindest während den ersten Schwangerschaftsmonaten ihrer fötalen Entwicklung einen besonderen Schutz vor Mutagenen oder Teratogenen.⁶⁵³ Die Schwangerschaftsübelkeit verbunden mit einer Aversion gegen bestimmte Nahrungsmittel ist vermutlich eine evolutionäre Anpassung. Die weibliche Nase reagiert unter dem hormonellen Status einer echten wie durch die Einnahme der Pille dem Körper künstlich suggerierten Schwangerschaft besonders sensibel auf Essbares, während nicht-schwangere Frauen besser Männerschweiß riechen konnten.⁶⁵⁴ Die „Embryonenschutz-Hypothese“ besagt, dass Frauen während des ersten Trimesters der Schwangerschaft Nahrungsmittel ablehnen oder erbrechen, die einen schädigenden Einfluss auf die Entwicklung des Fötus haben. Zu diesen spezifischen Nahrungsmitteln zählen u.a. Kaffee, scharf gebratenes Fleisch, Alkohol und bestimmte Gemüsesorten, die karzinogene Substanzen enthalten wie einige Kohlsorten.⁶⁵⁵ Frauen, die *nicht* unter der Schwangerschaftsübelkeit leiden, haben etwa dreimal häufiger Fehlgeburten bzw. bringen mehr Kinder mit Geburtsfehlern auf die Welt.⁶⁵⁶ Trotz des Nachteils des Unwohlseins für die Frauen bleibt also zu diskutieren, ob es überhaupt sinnvoll ist, solche natürlichen Schutzmechanismen künstlich mit Medikamenten zu unterbinden.

Menschen waren von jeher Toxinen ausgesetzt, die sich zwar mit der Industrialisierung teilweise geändert, insgesamt aber, so die von Nesse und Williams vertretene Ansicht, nicht zu- genommen haben. Das Hauptproblem für unsere Vorfahren waren vor allem die Pflanzen- und Tiergifte, heute sind es künstlich hergestellte wie hochprozentiger Alkohol oder Pestizide.

„Im Psychologiejargon würde man sagen, natürliche Toxine stellen für uns in vielen Fällen einen aversiven Stimulus dar. Wir besitzen jedoch keinen Apparat, der uns vor künstlichen, geruchs- und geschmacklosen Toxinen wie DDT bewahrt. Dasselbe gilt für potentiell mutagene oder karzinogene Radioisotope. Ein mit radioaktivem Kohlen-

⁶⁵³ Mutagene sind Substanzen, die Mutationen im genetischen Material auslösen können, Teratogene können zu Fehlbildungen während der embryonalen Entwicklung führen.

⁶⁵⁴ Die Untersuchungen zum Riechvermögen von ‚scheinschwangeren‘ Frauen, die die Pille nahmen, wurden an dem Institut für Psychologie der Universität Uppsala von Johan Lundström und M. J. Olssen durchgeführt: Subthreshold amounts of social odorant affect mood, but not behavior, in heterosexual women when tested by a male, but not a female, experimenter, in: *Biological Psychology* Vol. 70, Nr. 3/2005, S. 197-204

⁶⁵⁵ Der wissenschaftliche Leiter des Europäischen Instituts für Lebensmittel- und Ernährungswissenschaften Udo Pollmer weist in einem Interview auf schädigende Stoffe im Brokkoli hin und bestätigt damit indirekt die Embryonenschutz-Hypothese: „Unlängst unterzogen US-Toxikologen handelsübliche Gemüse den Tests, die normalerweise Pestizide bestehen müssen, um zugelassen zu werden: Brokkoli oder Soja dürften nicht einmal als Pflanzenschutzmittel verwendet werden. Denn sie erwiesen sich als erbgutschädigend oder entfalten unerwünschte hormonelle Wirkungen.“

Frage: Was sind das für Stoffe?

Beispielsweise Indol-3-Carbinol, eine Substanz, die als natürlicher Abwehrstoff im Brokkoli vorkommt. Sie fördert Krebs, und zwar über den gleichen Mechanismus wie das berüchtigte Seveso-Gift Dioxin. Allerdings müssen Sie nicht auf Ihr Gemüse verzichten, denn das Kochen zerstört viele unerwünschte Naturstoffe. Aber wenn Kinder Brokkoli nicht mögen, ist das vielleicht ein freundliches Zeichen, dass dieses Gemüse für sie nicht so geeignet ist.“ Udo Pollmer: „Alles Hokuspokus“. Der Lebensmittelchemiker Udo Pollmer über widersprüchliche Ernährungsempfehlungen und die Gefahren von Obst und Gemüse, in: *Spiegel* Nr. 25, 20.06.2005, S. 79. Hier scheint es allerdings Widersprüche zu geben: Brokkoli wird wie einige andere Kreuzblütler zu der Gruppe der „functional foods“ gezählt, denen vor allem eine vorbeugende Wirkung gegen Krebs attestiert wird. Institute of Food Technologists (Hrsg.)/Clare Hasler (Bearb.): *Functional Foods: Their role in disease prevention and health promotion*, in: *Food Technology* Vol. 52, Nr. 11/November 1998, S. 65 f.

⁶⁵⁶ Buss: *Evolutionäre Psychologie*, 2004, S. 116 f.; Nesse/Williams: *Warum wir krank werden*, 1997, S. 180 f.; Bjorklund/Pellegrini: *The Origins of Human Nature*, 2002, S. 28 ff.

stoff oder Wasserstoff synthetisierter Zucker schmeckt genauso süß wie ein mit stabilen Isotopen hergestellter, und wir haben keine Möglichkeit, seine Gefährlichkeit zu erkennen.⁶⁵⁷

Vermeidungsstrategien im Vorfeld zu praktizieren, ist sinnvoller als jeden Stoff auf seine potenzielle Nahrungstauglichkeit hin zu testen. Daher hat der Mensch folgerichtig Abneigungen gegen alles entwickelt, was seiner Gesundheit schaden könnte. Universell ist dabei der Ekel vor Fäkalien oder anderen möglicherweise infektiösen Ausscheidungen und Exkrementen. Sauer oder bitter schmeckende Lebensmittel lehnt er zumindest so lange ab (gut bei Kleinkindern zu beobachten), bis man ihm beigebracht hat, dass sie nicht giftig sind, ebenso Produkte, die schimmeln oder stinken, da dies bereits einen schädigenden Fäulnis- und Zersetzungsprozess indiziert. Natürliche Mechanismen wie Brechen oder Durchfall sollen verhindern, dass dennoch aufgenommene Giftstoffe den Körper schädigen können. Durch den Wunsch nach abwechslungsreicher Nahrung wird ebenfalls das Risiko, ein Gift in einer zu hohen Konzentration zu konsumieren, reduziert. Darüber hinaus ist die Leber als Entgiftungszentrale in der Lage, manche Toxine unschädlich zu machen. Bei einer Überlastung zirkulieren diese allerdings im Körper und richten Schaden an. Seit Anbeginn des Ackerbaus wurden Pflanzen dahingehend gezüchtet, dass deren chemische und physikalische Abwehrmechanismen sich reduzierten (wie Dornen an den Beeren, Giftstoffen in den Kartoffeln).

Süßes und Fettiges gehört zu den bevorzugten Nahrungsquellen des Menschen. „Süße“ war zur Zeit der Jäger und Sammler im Wesentlichen nur in Früchten vorhanden, die vergleichsweise zu den heute erhältlichen Sorten, noch immer sehr sauer gewesen sein dürften. Der Zuckergehalt ist ein Zeichen des Reifegrads und damit ein Zeichen für Verträglichkeit. Die menschliche Vorliebe für Alkohol muss vermutlich in diesem Kontext gesehen werden („Frugivoren-Hypothese“), wobei es sich nicht um eine Adaption handelt, sondern um ein Nebenprodukt der Vorliebe für reife Früchte.

„Das heißt, alle Menschen haben Appetitmechanismen entwickelt, die den Verzehr reifer Früchte bevorzugen, und diese können in der modernen Welt künstlicher Getränke mit hohem Alkoholgehalt leicht außer Kontrolle geraten. Alkoholismus könnte daher ein gestörtes adaptives Nebenprodukt des übermäßigen Genusses von Früchten sein.“⁶⁵⁸

⁶⁵⁷ Nesse/Williams: Warum wir krank werden, 1997, S. 106

⁶⁵⁸ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 115 f. Alkohol gehört zu den chemischen Substanzen, die die Gehirn-Blut-Schranke überwinden können und umgehend Einfluss auf die neuronalen Prozesse nehmen. Je nach Menge, Alkoholform sowie der somatischen und psychischen Verfassung des Konsumierenden wirkt Alkohol anregend oder dämpfend. Die dämpfende, einschläfernde Wirkung nach dem Genuss von Rotwein schreiben italienische Forscher nicht nur dem Alkohol, sondern der Erkenntnis zu, dass bestimmte Rebsorten (wie Merlot, Cabernet-Sauvignon oder Barbera) das schlaffördernde Hormon Melatonin enthalten, das normalerweise vom Körper in der Zirbeldrüse produziert wird. Franco Faoro/Marcello Iriti/Mara Rossonil: Melatonin content in grape: myth or panacea?, in: Journal of the Science of Food and Agriculture Vol. 86, Nr. 10, 15.08.2006, S. 1432-1438

Die Fähigkeit des Farbsehens ist unter Säugetieren nicht selbstverständlich und hängt vermutlich ebenfalls damit zusammen, reife von unreifen Früchten besser unterscheiden zu können. Das Geschmackserlebnis, das ein Mensch bei bestimmten Nahrungsmitteln empfindet, basiert nicht nur auf den Rückmeldungen der fünf rudimentär ausgerichteten Papillengruppen auf der Zunge, sondern den olfaktorischen Reizen sowie den Farben der Speisen. Weil das reine Geschmacksvermögen des Mundes als dürftig bezeichnet werden muss und sich lediglich an überlebenswichtigen Fragen orientiert (sauer und bitter = unreif/giftig; süß = kohlenhydrathaltig; salzig = mineralstoffhaltig; umami = proteinhaltig⁶⁵⁹), erscheint es sinnvoll, weitere Sinnesorgane zu einer besseren Differenzierung heranzuziehen.

Fette waren und sind für den Körper begehrte Nahrungsmittel, weil sie einen mehr als doppelt so hohen energetischen Wert haben wie Kohlenhydrate und Proteine. In der damaligen Umwelt kamen sie allerdings selten in hoher Dosierung vor. Gejagtes Wild war mageres Fleisch, Fische sind bis auf wenige Ausnahmen keine guten Fettlieferanten und vegetarische Produkte außer Nüsse und Samen enthalten Lipide nur in geringsten Mengen.⁶⁶⁰ Die Fertilität zumindest von Frauen hängt eng mit dem prozentualen Fettanteil ihres Körpergewichts zusammen. Liegt dieser aufgrund von Unter- oder Fehlernährung unter 20 Prozent, bleibt in der Regel die Mensis aus.⁶⁶¹ Bei der Gesellschaft der Jäger und Sammler waren die Frauen bei der Menarche vermutlich um 19 Jahre alt.⁶⁶² In den Industrienationen, die ihre Kinder durchschnittlich

⁶⁵⁹ Ausgesprochen hilfreich wäre noch das Schmeckvermögen für Fettthaltiges gewesen. Nach derzeitigen Erkenntnissen ist aber die menschliche Zunge nicht in der Lage, Lipide separat zu identifizieren.

⁶⁶⁰ Zu den Fettfischen zählen u.a. Lachse, Makrelen und Thunfische, die aufgrund ihrer Omega-3-Fettsäuren als gesunde Nahrungsmittel gelten. Ihre viel gepriesene Schutzwirkung vor kardiovaskulären Erkrankungen und vor Krebs ist neuestens allerdings durch eine britische Metastudie in Frage gestellt worden. Lee Hooper et al.: Risks and benefits of omega 3 fats for mortality, cardiovascular disease and cancer: systematic review, in: British Medical Journal Nr. 332, 01.04.2006, S. 752-760

⁶⁶¹ In Studien konnte eine interessante Korrelation zwischen dem Alterungsprozess und der Nahrungsaufnahme festgestellt werden, eine Kompromisstheorie des Alterns. Reduziert man unter Laborbedingungen die Nahrungszufuhr bei Mäusen, Ratten oder bei Rhesusaffen erheblich, so kann dies zu einer Lebensverlängerung von bis zu 50% führen. Darüber hinaus treten typische Alterserkrankungen später oder seltener auf. Andererseits scheint der Reproduktionstrieb ebenfalls erheblich zurückzugehen, so als ob die Tiere auf einer Vorstufe ihrer Fortpflanzungsphase stehen geblieben wären und nur auf entsprechende Versorgung warteten. (Nesse/Williams: Warum wir krank werden, 1997, S. 142 f.) Verantwortlich dafür ist vermutlich das erst kürzlich entdeckte körpereigene Enzym Sirtuin, das Zellen in besonderen Mangelsituationen schützt. Aussagekräftige Studien gibt es hierzu für Menschen noch nicht. Es mehren sich aber Hinweise, dass auch ein hoher Körperfettanteil neben den bekannten Zivilisationskrankheiten zu Fruchtbarkeitsstörungen führt.

⁶⁶² Peter Gluckman und Mark Hanson haben zu diesem Thema eingehend geforscht und bestätigen neben einer gewissen genetischen Komponente den prä- und postnatalen Einfluss von Ernährung. Sie halten den zunehmend früher einsetzenden Beginn der Pubertät jedoch weniger für ein pathologisches Problem der Wohlstandsgesellschaften, sondern gehen davon aus, dass bereits in der Steinzeit die Menarche bei Mädchen zwischen 7 und 13 Jahren einsetzte. Erst die Sesshaftwerdung mit den einhergehenden Seuchen und sonstigen Infektionen sowie die schlechte Ernährungssituation im Mittelalter hätten zu einer Anhebung der Geschlechtsreife auf rund 17 Jahre geführt. Mit der beginnenden Industrialisierung und der Verbesserung der Lebenssituation (gerade auch im medizinisch-hygienischen Bereich) sank dieser Zeitpunkt wieder kontinuierlich auf heute 12,9 Jahre im Durchschnitt. Belege für den Zeitpunkt der Menarche während der Steinzeit liefern die Wissenschaftler nur indirekt über Vergleiche mit heute lebenden Schimpansen und mathematischen Berechnungen zur damaligen Lebenszeit eines Menschen und dem Bevölkerungswachstum. Plausibel erscheinen diese Argumente nicht, da man davon ausgehen muss, dass die Ernährungsbeschaffung während des Paläo- und Neolithikums selbst noch kräftezehrender war, als während der kleinen Eiszeit im Mittelalter. Zudem verfügen wild wachsende Pflanzen und Früchte oder gejagtes Wild aufgrund ihres zumeist geringeren Zucker- und Fettgehalts über eine niedrigere energetische Dichte, d.h. es hätte mengenmäßig mehr konsumiert werden müssen, um auf eine vergleichbare tägliche Energiebilanz zu kommen und dies ist ziemlich unwahrscheinlich. Peter Gluckman/Mark Hanson: Evolution, development and timing of puberty, in: Trends in Endocrinology and Metabolism Nr. 17/1, Jan. 2006, S. 7-12; hierzu auch Bjorklund/Pellegrini: The Origins of Human Nature, 2002, S. 97 f.

zu fettreich ernähren, reduziert sich das Alter auf 10 bis 12 Jahre.⁶⁶³ Bei anorexischen oder durch Leistungssport stark untergewichtigen Mädchen und Frauen kann ebenfalls beobachtet werden, dass sich der Körper vor einer Schwangerschaft schützt, indem der Zyklus unterbunden wird. Es war demnach für den Fortpflanzungserfolg wichtig, ausreichend Fett zu sich zu nehmen.⁶⁶⁴ Und da Fette selten in der Natur auftraten, handelte es sich um eine nützliche Adaption, so viel wie möglich von ihnen zu konsumieren, wenn man ihrer habhaft werden konnte.

Das Leben der Nomaden war gefährvoll und entbehrungsreich. Bedingt durch die jeweils drei- bis vierjährigen Stillphasen brachten Frauen vier bis fünf Kinder zu Welt. Nesse und Williams gehen davon aus, dass allerdings nur die Hälfte die Geschlechtsreife erreichte, da es sonst bis zur Sesshaftwerdung zu einem Bevölkerungsanstieg gekommen wäre, was ihrer Ansicht nach nicht der Fall war.⁶⁶⁵ Dem widersprechen die erwähnten Auffassungen, dass die Weltbevölkerung zu diesem Zeitpunkt bereits auf rund 5 Millionen Menschen angewachsen war. Die Säuglingssterblichkeit (auch durch Kindsmord) dürfte sehr hoch gewesen sein. Ansonsten zählten vermutlich zu den häufigsten Todesursachen Infektionen, nicht durch Viren und Bakterien, sondern durch Parasiten, Protozoen und Würmer ausgelöst. Vergiftungen und Unfälle traten ebenfalls zahlreicher als heute auf. Die inkonstante Nahrungsversorgung führte wohl zu erheblichen Mangelerscheinungen und war Anlass für Streitigkeiten untereinander und gegen andere Clans.

In einer solchen Umwelt sind Ängste lebenswichtige Signale zur Vermeidung oder Auseinandersetzung von und mit Gefahren. Im Gegensatz zu Phobien stehen sie in einem nachvollziehbaren Verhältnis zur realen Gefahr und können kontrolliert werden. Universelle Ängste ha-

⁶⁶³ Das frühe Einsetzen der Fruchtbarkeit hat medizinisch gesehen neben den allgemein bekannten Folgen einer Über- und Fehlernährung vermutlich auch weitere erhebliche Nachteile: Krebserkrankungen der weiblichen Fortpflanzungsorgane scheinen mit der Anzahl der Menstruationszyklen im Leben einer Frau zusammen zu hängen. Durch die starken Hormonschwankungen werden zelluläre Reaktionen in eben diesen Organen ausgelöst, die zwar einerseits eine adaptive Entwicklung darstellen, andererseits zu einer verstärkten Anfälligkeit von Krebserkrankungen führen können. Eine Frau der Jäger- und Sammler-Gesellschaft hatte rund 150 Zyklen in ihrem Leben, heute sind 300 bis 400 normal. Grund dafür ist die wegen des Nahrungsüberflusses früh einsetzende Menses und spät einsetzende Menopause, die geringe Kinderzahl pro Frau (früher: 4-5) und die kurze Stillzeit, die nicht zu einer Unterbrechung des Zyklus führt (früher: 3-4 Jahre, mehrfach die Stunde). Nesse/Williams: Warum wir krank werden, 1997, Kap. über Krebs.

⁶⁶⁴ Bei Fett ist ein Zuviel nicht besser, sondern birgt erhebliche gesundheitliche Risiken. Neben den oftmals diskutierten (z.B. kardiovaskuläre Erkrankungen) sind es Probleme bei der Fertilität und während der Gravidität: Frauen, die zu dick sind, haben überproportional Probleme (wie Diabetes, Hypertonie, Kaiserschnitte) mit und während der Schwangerschaft. Eine umfangreiche schwedische Studie hat dies gezeigt. Eduardo Villamor/Sven Cnattingius: Interpregnancy weight change and risk of adverse pregnancy outcomes, in: The Lancet Vol. 368, Nr. 9542/2006, S. 1164-1170

Männer sind im Bereich der Fertilität ebenfalls tangiert, wenn sie übergewichtig oder fettleibig sind. Eine Gruppe um die finnische Wissenschaftlerin Markku Sallmen hat festgestellt, dass die Wahrscheinlichkeit um 12% steigt, dass eine erwünschte Schwangerschaft innerhalb eines Jahres ausbleibt, bei einer Erhöhung des BMI um nur 3 Einheiten. Dickere Männer haben eine geringere Spermiedichte, ein verändertes Hormonbild und praktizieren darüber hinaus vermutlich seltener Sex. Markku Sallmen et al.: Reduced Fertility Among Overweight and Obese Men, in: Epidemiology, Vol. 17/5, Sept. 2006, S. 520-523

In einer umfassenden Metastudie (282.137 Fälle) konnte nun auch die Korrelation zwischen erhöhtem BMI und bestimmten Krebsarten hergestellt werden. Andrew Renehan et al.: Body-mass index and incidence of cancer: a systematic review and meta-analysis of prospective observational studies, in: The Lancet Nr. 371/2008, S. 569-578

⁶⁶⁵ Nesse/Williams: warum wir krank werden, 1997, S. 161

ben sich als Adaptionen in der Welt der menschlichen Vorfahren entwickelt: Angst vor Spinnen und Schlangen, vor Höhen, überfüllten Plätzen und Räumen, vor Fremden (besonders vor Männern), Trennungs- und Verhungerungsängste sowie Hypochondrie.⁶⁶⁶ Im Pleistozän war eine Konfrontation mit solchen Situationen immer lebensbedrohlich: Ein Biss einer giftigen Schlange oder Spinne konnte töten, einen Sturz aus großer Höhe überlebte man selten, zu hohe Menschenansammlungen führten/führen zu aggressiven Ausschreitungen, von Fremden aus anderen Gruppen ging häufig eine Gefahr für das eigene Leben aus (vgl. Kap. Gewalt und Aggression), war man besonders in jungen Jahren von seiner Familie (vor allem seiner Mutter) getrennt, gab es normalerweise ebenso wenig eine Überlebenschance wie bei knappen Nahrungsressourcen, und Krankheit führte oftmals zum Tod. Lag eine solche Angst vor, verhielt sich das Individuum vorsichtiger und wurde im Gegensatz zu denen, die eine solche Gefahr schlechter einschätzen konnten, mit Gesundheit und Leben belohnt, d.h. ein adäquates Verhalten sicherte den eigenen Reproduktionserfolg und konnte sich wiederum als Adaption etablieren. Einige Ängste sind nur bedingt mit der jetzigen Umwelt kompatibel und daher kommt es bei der Einschätzung von Gefahren heute zu instinktiven Fehlern: Adaptiv gefürchtete Objekte und Situationen werden überschätzt (z.B. Flugangst als Adaption der Angst vor großen Höhen und engen Räumen ohne Fluchtmöglichkeit), neue Gefahren eher richtig eingeschätzt oder unterschätzt (z.B. Gefahren im Zusammenhang mit Elektrizität oder Radioaktivität).⁶⁶⁷ Andere, wie die Angst vor Männern als die mehrheitlichen Verursacher interpersoneller Gewaltakte, haben nach neuesten Studien noch heute ihre Berechtigung (siehe Kap. Gewalt und Aggression). Vier Hauptreaktionen können durch Angst ausgelöst werden: erstarren, fliehen oder vermeiden, sich offensiv verteidigen, sich unterwerfen und beschwichtigen. Flucht oder das frühzeitige Vermeiden eines angstausslösenden Subjekts, Objekts oder einer Situation ist mit den geringsten Risiken verbunden. Von den noch kletternden Vorfahren hat der Mensch die Tendenz behalten, seinen Fluchtpunkt in Gefahrensituationen oben, eben ursprünglich auf einem Baum, zu suchen. Das System hat sich bei zahlreichen Feinden der pleistozänen Umwelt bewährt. Mit der Migration traf Homo sapiens dann auf andere, unbekannte Lebensräume, in denen beispielsweise ein Bär durchaus auf den Baum folgen konnte, d.h. das Muster bewährte sich in diesem Fall nicht. Karl Eibl merkt an, dass es allerdings schon so alt ist, dass die bisher vergangene Zeit darauf keinen Einfluss ausüben konnte. So betteln Menschenkinder nach wie vor, auf den Arm genommen zu werden, sehen das himmlische Jenseits

⁶⁶⁶ Rudolf Bilz benennt fünf Kern-Ängste des Menschen: Disgregations-, Verhungerungs-, Krankheits-, Schuld- und Ausweglosigkeitsangst. Rudolf Bilz: Paläoanthropologie. Der neue Mensch in der Sicht einer Verhaltensforschung, 1. Bd., Frankfurt/Main: Suhrkamp 1971, S. 448; Ausweglosigkeitsangst sei, so Karl Eibl zutreffenderweise, keine standardisierte Grundangst, da es sich bei ihr um eine finale Angst handelt, die evolutionär nicht begünstigt worden sein kann. Eibl: Animal Poeta, 2004, S. 192 f.

⁶⁶⁷ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 134 ff.

oben und die Hölle unten, steigen in der Hierarchie nach oben oder sind am Boden zerstört. Diese Raum-Metapher findet sich in unserer alltäglichen Sprache und natürlich auch in der Literatur wieder.⁶⁶⁸

Neben den Vermeidungsstrategien entwickelte der Mensch Verhaltensmuster, um präventiv negativen Konsequenzen von Urängsten vorzubeugen. Die Verhungerungsangst wird beispielsweise mit einem Drang zur Vorratshaltung kompensiert, der sich zwischen Sammelleienschaft (Nahrungsmittel und übertragen Briefmarken etc.) bis zu imperialistischen Übergriffen auf andere Territorien (nationalsozialistischer Tenor: „Volk ohne Raum“⁶⁶⁹) bewegt. Die Krankheitsangst lässt den Menschen nicht nur auf Hygiene und Kontaktvermeidung mit allem Ekligen achten, sondern verstärkt das zum Teil ungerechtfertigte Vertrauen in Mediziner, Medizinmänner oder Schamanen und in die Erzeugnisse der Pharmaindustrie.⁶⁷⁰

Zahlreiche der bekannten Zivilisationskrankheiten waren vermutlich bereits genetisch in unseren Vorfahren angelegt, traten aber nicht in Erscheinung, weil die Lebensbedingungen andere waren, bzw. das kritische Alter für deren Ausbruch nicht erreicht wurde. Durch die Entstehung von Ackerbau und Viehzucht traten die ersten Probleme einer unzureichenden, weil zu einseitigen Ernährung auf. Getreide hatte zwar beispielsweise eine hohe Energiedichte und viel Proteine, jedoch weniger Vitamine und Spurenelemente, was zu Mangelerscheinungen (besonders von Vitamin C) führen konnte.⁶⁷¹ Mit dem Nahrungsmittelüberfluss der heutigen Industrienationen entsteht eine besondere Problematik: Zucker, Fette und Salz waren für die Jäger und Sammler durch die gesamte Evolution hindurch rare Nahrungsbestandteile. Es war also höchst vorteilhaft, wenn man eine solche Quelle aufgetan hatte, davon mehr als reichlich zu konsumieren – eine fatale Neigung in der heutigen Umwelt mit den synthetischen und komprimierten Fetten der industriell hergestellten oder verarbeiteten Lebensmittel. 40 Prozent der täglichen Kalorienzufuhr besteht heute aus Fetten (bei US-Amerikanern), in der Steinzeit waren es mit vermutlich 20 Prozent nur die Hälfte, was nach den derzeitigen Erkenntnissen der Ernährungswissenschaftler ebenfalls keine optimale Versorgung darstellt. Nach deren Vorstellung sollten es 30 Prozent sein, wobei aber auch entscheidend ist, um welche Fettstrukturen es sich handelt (gesättigte oder ein- oder mehrfach ungesättigte, Pflanzen-, Tier-

⁶⁶⁸ Eibl: *Animal Poeta*, 2004, S. 294 ff.

⁶⁶⁹ 1926 erschien im Münchner Albert Langen Verlag der Roman „Volk ohne Raum“ von Hans Grimm (1875-1959). Er traf bereits vor der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten den Nerv der Bevölkerung und gilt als einer der erfolgreichsten Titel der Weimarer Republik (200.000 Expl. bis 1933). Während des Dritten Reiches war er Pflichtlektüre in den Schulen, aber selbst nach Beendigung des Zweiten Weltkriegs scheint das nationalistisch-völkische Gedankengut immer noch auf reges Interesse zu stoßen. Nach Information von Holle Grimm lag die Auflage 1985 bei rd. einer Mio. Exemplaren. Uwe-K. Ketelsen: *Literatur und Drittes Reich*, Schernfeld: Süddeutsche Hochschul-Verlagsgesellschaft 1992, S. 199 ff.; Martin Wellmann: Hans Grimm „Volk ohne Raum“ Publikationsgeschichte, in: Simons, Olaf/Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg (Hrsg.): *Datenbank Schrift und Bild 1900-1960*, www.polunbi.de/bibliothek/1926-grimm-volk.html, 10.10.2006

⁶⁷⁰ Eibl: *Animal Poeta*, 2004, S. 192 f.

⁶⁷¹ Vitamin C kann der menschliche Körper nicht selber synthetisieren, es muss über Nahrung oder Medikamente zugeführt werden. Bei den Jägern und Sammlern stellte dies kein Problem dar, da ein Großteil ihrer Nahrung aus Früchten und Pflanzen bestand, die Vitamin C enthalten.

oder synthetische Fette). Bei kontinuierlicher Überversorgung von Zucker und Fetten kann es zu diversen Formen arteriosklerotischer Erkrankungen, zu Krebs, zu Diabetes etc. kommen – von ‚Kleinigkeiten‘ wie Löchern in den Zähnen abgesehen. Erschwerend kommt hinzu, dass der Energiebedarf mit der Industrialisierung radikal abgenommen hat und nur ein geringer Bevölkerungsteil bereit ist, diesen Mangel an Bewegung in der Freizeit auszugleichen. Faulheit ist ebenso eine evolutive Anpassung, denn energiesparendes Verhalten zahlte sich aus, um für die täglichen stundenlangen Fußmärsche der Nahrungsbeschaffung Kräfte zu sammeln.

Der Mediziner und Psychiater Randolph Nesse und der Biologe George Williams untersuchten, welche der heute bekannten Krankheiten aufgrund der veränderten Umwelt, Lebensweise und des zunehmenden Alters des Menschen aufgetaucht sind. Alzheimer und Krebs als typische Krankheiten, die verstärkt ältere Menschen betreffen, dürften bei den Jägern und Sammlern keine oder eine untergeordnete Rolle gespielt haben, weil diese vorher aufgrund anderer Umstände starben. Dies bedeutet, dass für die Evolution das Problem der Alterskrankheiten unerheblich war, selbst wenn Gene dafür im menschlichen Organismus angelegt waren. Bei der Forschung nach der evolutionsbiologischen Ursache kommt die pleiotrope Theorie des Alterns mit ins Spiel. Pleiotrope Gene haben mehrere Effekte, die nicht unbedingt in einem direkten Zusammenhang stehen müssen. Gene, die in der Jugend für die Reproduktionsfähigkeit von Vorteil sind, können sich im Alter als Nachteil erweisen. So hilft z.B. ein guter Kalziumstoffwechsel bei der schnellen Heilung von Knochenbrüchen, führt aber auch zu einer langsamen sukzessiven Kalziumablagerung in den Arterien.⁶⁷²

Kindliche Koliken werden auf die heute zeitlich auseinander gezogenen Mahlzeiten und die geringen Tragezeiten durch die Mutter zurückgeführt. In den Jäger-Sammler-Gesellschaften wurden die Kinder bis zu ihrem dritten oder vierten Lebensjahr mehrfach die Stunde gestillt und waren dadurch intensiv mit ihrer Mutter zusammen.⁶⁷³ Ebenso wurde festgestellt, dass der plötzliche Kindstod ungleich häufiger in der modernen Gesellschaft auftritt als bei Stammeskulturen. Mütter und Säuglinge, die zusammen schlafen, synchronisieren ihre Hirnströme, was möglicherweise SIDS-anfälligen (Sudden Infant Death Syndrom) Kindern hilft, über Perioden hinwegzukommen, in denen ihre Atmung aussetzen würde. Die eigentliche Ursache dieses Problems dürfte mit der verfrühten Geburt zusammenhängen. Gleichwohl sind die genetisch bedingten Krankheiten, so die Ergebnisse der Forschungen von Tomislav Domazet-Lošo und Diethard Tautz, ein altes evolutionäres Vermächtnis, das zu 98 Prozent vermutlich aus der Zeit von vor einer Milliarde Jahren während der Entwicklung der Vielzeller da-

⁶⁷² Nesse/Williams: Warum wir krank werden, 1997, S. 137 f. Ähnliches gilt auch für den im Vergleich zu anderen Primaten hohem Uratspiegel. (Ebd., S. 144)

⁶⁷³ Ebd., S. 236

tiert und die damit bereits in allen hominiden Arten und ihren Vorläufern angelegt waren, sofern zumindest die bekannten krankheitsbedingten Mutationen im Genom vorlagen.⁶⁷⁴

Obwohl alle Menschen auf der Welt über ein nahezu identisches Genom verfügen, zeigen sich in der Praxis Unterschiede in den „Schicksalen menschlicher Gesellschaften“, wie es Jared Diamond in dem Untertitel seines mit dem Pulitzerpreis 1998 gekrönten Buches „Arm und Reich“ ausdrückt. Der Physiologe und Evolutionsbiologe geht auf über 500 Seiten der Frage nach, warum es auf der Erde zwischen einzelnen Populationen zu so einem erheblichen Ungleichgewicht kommen konnte. Dabei interessieren ihn weniger die in diesem Zusammenhang meistens diskutierten Ergebnisse kolonialer Machtpolitik, weil diese nicht Ursache, sondern selber Auswirkung eines sehr viel früher begonnenen Prozesses der disparaten Entwicklung unterschiedlicher Gegenden darstellen. Vielmehr der Zufall, bzw. die vorgefundenen geografischen Verhältnisse mit ihren spezifischen klimatischen Bedingungen und der daraus resultierenden Flora, Fauna und Tierwelt hätten dafür gesorgt, dass in manchen Gegenden der Welt vor rund 10.000 Jahren die Domestizierung von Tieren und der Ackerbau möglich wurden. Erst im Zuge der sukzessiv zunehmenden Sesshaftigkeit sowie der ausreichenden Nahrungsversorgung konnten sich Fähigkeiten und Fertigkeiten herausbilden, die über die einer klassischen Jäger- und Sammler-Gesellschaft hinausgingen.

Es gab nur wenige Gebiete auf der Erde, in denen diese Umwandlung der Lebensform sich selbstständig entwickelte, allen voran der bereits angeführte „Fruchtbare Halbmond“. Ferner sind noch Mittelamerika und China bekannt; einige andere Gegenden (wie Westafrika, Äthiopien, Anden) könnten ebenfalls Ursprungsgebiete gewesen sein, unter Wissenschaftlern herrschen aber Zweifel.⁶⁷⁵ Sie alle lieferten von ihren klimatischen Verhältnissen her eine günstige Ausgangskonstellation. Von dort aus verbreiteten sich die Erkenntnisse auf der Ost-West-Achse nahezu doppelt so schnell aus wie auf der Süd-Nord-Achse (rund 1,1 km pro Jahr ↔ knapp 500 m pro Jahr⁶⁷⁶) und in manche Gebiete (Australien, Neuguinea) drangen bestimmte Erkenntnisse erst mit der Kolonialisierung. Dies lag im Wesentlichen an den ähnlichen klimatischen Bedingungen aufgrund der Ausbreitung innerhalb eines oder zweier Breitengrade und wie im Falle von Eurasien an den fehlenden großen geografischen Hindernissen wie Ozeane oder Gebirgsketten, die erst einmal überwunden werden mussten. So hatten diese Gebiete, ohne dass sich die Intelligenz der Bevölkerung groß unterschied, entscheidende Entwicklungsvorsprünge, die ihnen dann zusätzlich bei expansiven Besetzungen anderer Gebiete hal-

⁶⁷⁴ Tomislav Domazet-Lošo/Diethard Tautz: An Ancient Evolutionary Origin of Genes Associated with Human Genetic Diseases, in: *Molecular Biology and Evolution* Vol. 25, Nr. 12, Dez. 2008, S. 2699-2707

⁶⁷⁵ Diamond: *Arm und Reich*, 1999, S. 108 ff.

⁶⁷⁶ Ebd., S. 210

fen, diese auszubeuten bzw. die dort lebenden Menschen durch kriegerische Akte oder schlicht durch ihre eingeschleppten Krankheitserreger, gegen die sie mehrheitlich immun waren, auszurotten. Darüber hinaus bestand beispielsweise ein erheblicher zeitlicher Vorsprung: Der „Fruchtbare Halbmond“ gehörte zu dem Gebiet, über das bereits die ersten Migrationswellen des Homo sapiens liefen und war daher bereits mindestens rund 30.000 Jahre früher besiedelt als beispielsweise der amerikanische Kontinent.

Die aufkommende Landwirtschaft bedingte eine Sesshaftigkeit, die wiederum dazu verhalf, dass sich andere Innovationen vollziehen konnten wie die Entwicklung des Handwerks und die Erfindung der Schrift, die erst einmal auf den Bedarf der politischen Institution zugeschnitten war und von einem hauptamtlichen Schreiber ausgeführt wurde. Unabhängig voneinander entstand die Schrift vermutlich im „Fruchtbaren Halbmond“, im heutigen China und Mexiko und fand durch Handel, Migration, Kriege ihren Weg in andere Gebiete der Erde.⁶⁷⁷ Im Zuge der Evolution von Gesellschaften egalitärer, als Nomaden lebender Verbände, über Stammesgesellschaften bis hin zu städtischen Strukturen etablierten sich als Untermauerung eines politischen Systems oder einer Instanz Ideologien und Religionen. Jared Diamond fasst diesen Prozess der Privilegierung bestimmter Sozietäten folgendermaßen zusammen:

„Kurzum, die Domestikation von Pflanzen und Tieren führte zur Erzeugung von erheblich mehr Nahrung und somit zu viel höheren Bevölkerungsdichten. Nahrungsmittelüberschüsse und (in einigen Gebieten) die Möglichkeit zum Transport dieser Überschüsse mit Hilfe von Tieren schufen die Voraussetzung für die Entstehung sesshafter, politisch zentralisierter, sozial und ökonomisch differenzierter und technisch innovativer Gesellschaften. Die Verfügbarkeit domestizierter Pflanzen und Tiere liefert also die eigentliche Erklärung dafür, daß Schrift, Waffen und Stahl und politische Reiche am frühesten in Eurasien aufkamen, auf anderen Kontinenten dagegen erst später oder gar nicht. Die militärische Nutzung von Pferden und Kamelen und die tödliche Wirkung von Krankheitserregern, die letztendlich tierischen Ursprungs waren, vervollständigte die Liste der wichtigsten Bindeglieder zwischen Landwirtschaft und Eroberung [...].“⁶⁷⁸

Der kanadische Psychologe Philippe Rushton teilt nur bedingt Diamonds Auffassung: Dass es Differenzen innerhalb menschlicher Gesellschaften gibt, ist auch für ihn unbestritten. Seiner Auffassung nach – und damit steht er tendenziell mit Richard Lynn und E. O. Wilson in einer Linie – liegt jedoch die Ursache in den Ethnien selber. (Rushton bezeichnet sie als „Rassen“, einem Terminus, der in der Zoologie verwandt wird, aber spätestens seit dem Dritten Reich nur noch selten für hominide Populationen.) Die Ergebnisse – sehr komprimiert dargestellt – zeigen, dass es zwischen den drei großen ethnischen Gruppen der Mongoliden, Kaukasen und Negriden zu Variationen kommt hinsichtlich Gehirngröße (Gewicht und Volumen), Intelli-

⁶⁷⁷ Ebd., S. 284

⁶⁷⁸ Ebd., S. 99 f.

genz, Reifungsgeschwindigkeit, Persönlichkeit, sexuellem Verhalten und Kriminalität. Die Mongoliden verfügen dabei über die höchste (IQ um 105), die Kaukasen über eine mittlere (IQ um 100)⁶⁷⁹ und die Negriden über die niedrigste Intelligenz (IQ um 70).⁶⁸⁰ Rushton hat sich mit dieser und den voran gegangenen Untersuchungen heftiger Kritik in der Öffentlichkeit und in einigen Kreisen der Fachwelt ausgesetzt. Seine Theorie sei rassistisch und die Auswertung des Materials einseitig. Dass asiatische Ethnien durchschnittlich über die höchste Intelligenz verfügen, hat dabei die Gemüter wenig erregt, allerdings dass die „Rassen“, die aus Gegenden südlich der Sahara stammen, so niedrig liegen, schon. In der Tat sind die Ergebnisse weit entfernt davon, in das verinnerlichte Schema des Gleichheitsgrundsatzes zu passen. Durch das hohe Maß an Aggregation der Daten (nach Aussage des Verlags wurden mehr als 1.000 Studien ausgewertet) erhalten die zentralen Aussagen einen groben, holzschnittartigen Charakter. Ausnahmen, Differenzierungen und Umweltfaktoren werden zwar nicht geleugnet und kurz angesprochen, bleiben jedoch weitestgehend außen vor. Dennoch leitet Rushton an keiner Stelle eine politische oder ideologische Handlungsanweisung aus den Erkenntnissen ab. Er greift hingegen andere Wissenschaftler an (wie z.B. Stephen Gould oder Jared Diamond), wissenschaftliche Erkenntnisse dahingehend selektiv darzustellen, dass sie in das Bild des Gleichheitsgrundsatzes passen.

„Die Daten über Rassenunterschiede, die in diesem Buch angesprochen werden, und die präsentierten evolutionären Modelle für deren Erklärung, stehen in Widerspruch zu dem, was man als ‚politische Korrektheit‘ kennt; ein Gedankengebäude, das Wissen und Forschung dem unbedingten ideologischen Glauben an die soziale Gleichheit unterordnet. Die Präsentation von Fehlinformationen und die bewußte Vorenthaltung von Beweisen sind allzu typisch geworden – sogar für die Evolutionsbiologen, wenn sie über Rasse schreiben.“⁶⁸¹

Rushton wehrt sich, dass Wissenschaft über disparate ethnische Populationen unmoralisch oder rassistisch sei. In diesem Sinne zitiert er auch den Altmeister der Soziobiologie E.O. Wilson: „Wir sind nicht gezwungen, an die biologische Gleichheit zu glauben, um die menschliche Freiheit und Würde zu bekräftigen.“⁶⁸²

⁶⁷⁹ Richard Lynn hat nochmals Differenzierungen innerhalb dieser großen ethnischen Gruppen festgestellt. Innerhalb von Europa führen seinen Untersuchungen zufolge die Deutschen und die Niederländer mit einem durchschnittlichen IQ von 107, am Ende der Skala befinden sich die Rumänen, Türken und Serben. Männern billigt er insgesamt einen um fünf Punkte höheren IQ zu als Frauen. Richard Lynn: *Race Differences in Intelligence: An Evolutionary Analysis*, Atlanta: Washington Summit Books 2006 (siehe auch Homepage von Lynn: www.rlynn.co.uk)

⁶⁸⁰ James Flynn, nach dem der „Flynn-Effekt“ in der Intelligenzforschung benannt wurde, vertritt hingegen die Auffassung, dass die Diskrepanz beim Abschneiden der Intelligenztests zwischen den großen ethnischen Gruppen stark von dem sozialen Umfeld beeinflusst werden. „Schwarze Kleinkinder liegen nur ein Prozent hinter weißen; Teenager schon rund 10; und 24-jährige Erwachsene waren früher sogar um über 15 Prozent abgeschlagen. Pro Lebensjahr fallen junge Schwarze rund 0,6 Prozent zurück im IQ.“ In einem Punkt ist sich Flynn mit seinen Kollegen Rushton und Lynn einig: „Intelligenz ist heute ein großes Tabu.“ James Flynn: „Intelligenz ist ein Tabu“, in: *Spiegel* Nr. 51, 15.12.2008, S. 140

⁶⁸¹ Rushton: *Rasse, Evolution und Verhalten*, 2005, S. 363

⁶⁸² Ebd., S. 323

Die Gründe für die Differenz vermutet Rushton in den tendenziell unterschiedlichen Reproduktionsstrategien. Negride agieren, seiner Auffassung nach, innerhalb der hominiden K-Reproduktionsstrategie stärker r-selektiert und Mongolide stärker K-selektiert. Diese Änderung erfolgte seiner Ansicht nach mit der Migration des Homo sapiens aus Afrika (die Migrationen des Homo erectus und seiner Nachfahren nicht mitgerechnet). Erstmals teilte sich die Gruppe auf: die in Afrika verbleibenden und die Nicht-Afrikaner. Vor ca. 40.000 Jahren trennte sich dann auch die letzte Gruppe in die späteren Mongoliden und Europiden/Kaukasen. Die drei Populationen fanden sich in ganz unterschiedlichen Lebenswirklichkeiten wieder, denen sie sich über Jahrtausende hinweg angepasst haben. Wie auch Richard Lynn vermutet Rushton, dass das größere Gehirn und die gestiegene Intelligenz bei Mongoliden und Kaukasen auf die Eiszeitbedingungen der nördlichen Halbkugel zurückzuführen sind. Pflanzen und Früchte gab es wenige, die Ernährung konzentrierte sich schwerpunktmäßig auf proteinreiche Kost. Dafür musste über weite Gebiete hinweg gejagt werden. Koordination in der Gruppe war dafür nötig, Herstellung von Distanzwaffen und die Fähigkeit, Tiere in Fallen zu treiben oder zu locken. Darüber hinaus zwang die niedrigere Temperatur zu koordiniertem Feuermachen, zu Behausungen, zu einer schützenden Bekleidung und einer vorausschauenden Vorratshaltung. Rushton belegt seine These mehr oder weniger plausibel mit Zahlen aus Intelligenzstudien, zur Reifungsgeschwindigkeit, zur Persönlichkeitsstruktur, zum sexuellen Verhalten und zur Kriminalität. Zu seiner Theorie passt allerdings nicht, dass die Mongoliden kleiner sind als die Negriden. Nach der biologischen r/K-Reproduktionsstrategie müsste es genau umgekehrt sein.

3.4. Spezialisierung und Geschlechtsunterschiede

Die Hirn- und Hormonforschung hat eine größere Differenz zwischen den Geschlechtern offengelegt als ursprünglich angenommen. Frauen und Männer geben aufgrund ihrer genotypischen Festlegung mehr als nur ein phänotypisch unterschiedliches Bild ab. Ihre Gehirnstrukturen weisen Spezifika auf, ihr Verhalten ist durchschnittlich universell anders und viele Fähig- und Fertigkeiten scheinen eher an das Geschlecht, präziser an die neuronale Struktur, als an die individuelle Sozialisation gekoppelt zu sein. In den USA hat sich der Wissenschaftsbereich des Femalismus etabliert, der die weibliche Biologie mit dem Ziel untersucht, das Wesen des Weiblichen zu erfassen. Die Andersartigkeit zwischen den Geschlechtern wird nicht als Benachteiligung aufgefasst, sondern erst einmal als wertfrei zu sehender Unterschied.⁶⁸³ In der Öffentlichkeit haben sich allerdings in den vergangenen Jahren, bedingt durch reißerisch

⁶⁸³ Zu diesen Wissenschaftlerinnen zählen u.a. Nathalie Angier, Sarah Blaffer Hrdy, Helen Fisher, Londa Schiebinger.

aufgemachte Sachbücher wie von Allan und Barbara Pease „Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken“, von dem immerhin weltweit 12 Mio. Exemplare verkauft sein sollen⁶⁸⁴, deterministische Vorstellungen in der Weise breit gemacht, dass einer individuellen und flexiblen Ausprägung eines männlichen oder weiblichem Individuums kaum mehr Raum gelassen wird. Neben dem Vorwurf einer deterministischen Geschlechterzementierung kommt eine moralische Bewertung hinzu, die dann in dem klassischen naturalistischen Fehlschluss mündet. (Vgl. Kap. über kritische Ansätze) Die wissenschaftlich fundierte und differenziertere Antwort auf diesen Bestseller haben die Medizinerin und Psychologin Claudia Quaiser-Pohl und die Neurobiologin Kirsten Jordan mit „Warum Frauen glauben, sie könnten nicht einparken – und Männer ihnen Recht geben“ gegeben.⁶⁸⁵ Sie räumen soziologischen und ontogenetischen Gründen eine, wenn nicht sogar *die* zentrale Position ein. Dass Unterschiede im männlichen und weiblichen Verhalten konstatiert werden, wird mehrheitlich nicht mehr bezweifelt, lediglich bei der Ursachenforschung teilen sich die Meinungen, wobei eine Mehrheit der biologisch-medizinisch orientierten Wissenschaftler tendenziell die (phylo-)genetische These unterstützt. Wichtige und umfassende Arbeiten zu diesem Thema stammen von Simon Baron-Cohen, Louann Brizendine und Doris Bischof-Köhler, die für „Von Natur aus anders“ den Deutschen Psychologiepreis 2003 erhalten hat.⁶⁸⁶

Die ultimativen Begründungen der disparaten physiologischen und sozialen Muster beider Geschlechter finden sich, so die Auffassung von Baron-Cohen, in der Evolutionsgeschichte des Menschen:

„Einigen Theorien zufolge besetzten unsere männlichen und weiblichen Vorfahren ganz unterschiedliche Nischen und übernahmen sehr unterschiedliche Rollen. Wenn das zutrifft, war jedes Geschlecht wahrscheinlich sehr unterschiedlichen Auslesezwängen ausgesetzt, was zur Entwicklung von unterschiedlichen Formen kognitiver Spezialisierung geführt haben könnte. Was für das eine Geschlecht ein Anpassungsvorteil gewesen sein mag, könnte für das andere von Nachteil gewesen sein und umgekehrt.“⁶⁸⁷

Spezialisierung oder Arbeitsteilung erfolgte und erfolgt auf allen biologischen und soziologischen Ebenen. Sie ermöglicht genetischen Einheiten oder biologischen Organismen, mit einem geringeren Aufwand effizient zu Ergebnissen zu kommen, setzt allerdings Kooperation voraus, um Informationen, Waren und Ideen auszutauschen. Insofern kann eine kooperative

⁶⁸⁴ Allan und Barbara Pease: Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken. Ganz natürliche Erklärungen für eigentlich unerklärliche Schwächen, München: Ullstein 2000. Die Verkaufszahl wird auf der offiziellen Homepage von Allan und Barbara Pease genannt, <http://www.peaseinternational.com/shopdisplayproducts.asp?id=19&cat=Books>, 17.02.2009

⁶⁸⁵ Claudia Quaiser-Pohl/Kirsten Jordan: Warum Frauen glauben, sie könnten nicht einparken – und Männer ihnen Recht geben. Über Schwächen, die gar keine sind, München: C.H. Beck 2004

⁶⁸⁶ Doris Bischof-Köhler: Von Natur aus anders. Die Psychologie der Geschlechtsunterschiede, 2. Aufl., Stuttgart: Kohlhammer 2004

⁶⁸⁷ Simon Baron-Cohen: Vom ersten Tag an anders. Das weibliche und das männliche Gehirn, Düsseldorf: Walter 2004, S. 164

Struktur letztlich zu einem besseren Durchsatz der Gene in der Evolution führen als eine rein egoistische. Wie Matt Ridley zutreffend konstatiert, hat dies zu einem enormen Vorteil in der Evolution geführt: „Die Spezialisierung ist es, die die menschliche Gesellschaft größer macht als die Summe ihrer Teile.“⁶⁸⁸

Dabei nimmt der Spezialisierungsgrad mit der Größe der Organismen oder der Anzahl der Individuen einer Gesellschaft zu und erlaubt so der Gattung sich weiter zu generalisieren. Oder um es im mathematischen Sprachgebrauch der Spieltheorie auszudrücken: Leben verläuft nicht zwangsläufig als Nullsummenspiel. Nicht immer gibt es einen Gewinner und einen Verlierer, manchmal gewinnen alle Beteiligten und manchmal verlieren alle. Eine Ausnahme, so Ridley, ist der Akt der Fortpflanzung, der als einzige Tätigkeit in den menschlichen Gesellschaften nicht in Arbeitsteilung vollzogen wird.

Den Beginn der Spezialisierung bei Hominiden setzt Ridley mit rund 100.000 Jahren weit vor der Neuzeit und widerspricht damit philosophischen und politischen Schulen, die dieses Thema frühestens im Zusammenhang mit der Sesshaftwerdung respektive der einsetzenden Industrialisierung sehen. Spezialisierung kann nur sinnvoll funktionieren, wenn sich die separaten Einheiten zu einem kooperativen Ganzen formieren. Auf die menschliche Ebene bezogen bedeutet das, es gab gesellschaftliche Strukturen mit Austausch von Produkten oder Fertigkeiten, lange bevor sich die Ideen von Staat, Gesetzen oder Kapital etabliert haben. Die „Sündenfälle“ sind nicht die Entfremdung des Menschen von seiner „Natur“ (Jean-Jacques Rousseau), der hier als ein mit seiner Umgebung im harmonischen Einklang lebender Mensch gesehen wird, oder der Beginn der Industrialisierung und Kapitalisierung (Karl Marx). Spezialisierte Organismen können sich in der Evolution erfolgreicher replizieren als nicht spezialisierte. Der Austausch der Ergebnisse findet innerhalb einer Gemeinschaft und zwischen Gruppen statt. Handel unterstützt die Gruppe als Gesamtheit und minimiert das Risiko des Einzelnen. „Wirtschaftliche Beziehungen sind die Voraussetzung für Politik, nicht deren Konsequenz.“⁶⁸⁹ Dieses evolutionär entwickelte Faktum kann, so Ridley, weder durch ethische und ideologische Überlegungen noch durch politische Staatsformen gänzlich unterdrückt werden. Neuesten Untersuchungen von US-Wissenschaftlern zufolge war es vermutlich auch die Fähigkeit Handel zu treiben, die dem Homo sapiens im Gegensatz zu dem Neandertaler den überlebensentscheidenden evolutionären Vorteil brachte.⁶⁹⁰

⁶⁸⁸ Ridley: Die Biologie der Tugend, 1999, S. 60

⁶⁸⁹ Ebd., S. 278

⁶⁹⁰ Richard Horan/Erwin Bulte/Jason Shogren: How trade saved humanity from biological exclusion: an economic theory of Neanderthal extinction, in: Journal of Economic Behavior & Organization Vol. 58, Nr. 1, Sept. 2005, S. 1-29

Die sexuelle Selektion der Evolutionsgeschichte zeichnet im Wesentlichen dafür verantwortlich, dass die Parts zwischen den Geschlechtern unterschiedlich verteilt sind. Die intrakorporale Befruchtung und das Austragen des Nachwuchses im weiblichen Körper führen zu der wesentlichen Ungleichverteilung der elterlichen Investition. Das hat Auswirkungen auf die Partnerwahl. Robert Trivers trifft dazu schon 1972 zwei grundlegende Aussagen: „(1) das Geschlecht, das mehr in den Nachwuchs investiert (in der Regel, doch nicht immer das weibliche Geschlecht), wird bei der Partnerwahl wählerischer sein; und (2) das Geschlecht, das weniger in den Nachwuchs investiert, wird um das andere Geschlecht stärker konkurrieren.“⁶⁹¹

Der „reproduktive Wert“ von Frauen ist ungleich geringer als der von Männern.⁶⁹² Sie müssen schonender mit ihrem Körper und ihren Energien umgehen als ihre männlichen Pendants. Sie verfügen über einen nicht erneuerbaren, einmal angelegten Vorrat von 400 Eizellen und können zwischen Menarche und Menopause nur eine sehr überschaubare Anzahl Kinder auf die Welt bringen.⁶⁹³ Schwangerschaft und Geburt mit ihren erheblichen gesundheitlichen Risiken sowie die intensive Betreuung des Nachwuchses nach der Geburt führten, nach derzeit mehrheitlich vertretener Ansicht, zu einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und Spezialisierung des Jagens und Sammelns, wobei eine dezidierte Zuschreibung der Tätigkeiten an das Geschlecht vermutlich erst sehr viel später kulturell institutionalisiert wurde, d.h. bei den vorindustriellen Gesellschaften jagten auch Frauen, und Männer beteiligten sich am Sammeln, sofern dies aufgrund ihrer Lebensumstände und Fertigkeiten sinnvoll erschien.⁶⁹⁴

Der „reproduktive Wert“ von Männern ist sehr viel höher. Sie produzieren ab ihrer Geschlechtsreife Millionen von Spermien nahezu während des ganzen Lebens und könnten theoretisch eine fast unbegrenzte Anzahl von Nachkommen zeugen.⁶⁹⁵ Ihre Investition in den

⁶⁹¹ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 155

⁶⁹² „Der *reproduktive Wert* bezieht sich auf die Anzahl der Kinder, die eine Person bestimmten Alters und Geschlechts in *Zukunft* haben könnte. [...] Der reproduktive Wert unterscheidet sich von der *Fruchtbarkeit*, die als tatsächliche Reproduktionsleistung definiert wird und an der Anzahl lebensfähiger Nachkommen gemessen wird.“ (Ebd., S. 193) Frauen bis 25 Jahre haben demnach den höchsten reproduktiven Wert.

⁶⁹³ Bei den Jäger- und Sammler-Gesellschaften vermutet man, dass Frauen durchschnittlich vier bis fünf Kinder zur Welt brachten, wovon aber lediglich die Hälfte ins fortpflanzungsfähige Alter gekommen sein dürfte. 2007 lag die Quote in Deutschland bei 1,37 Kindern pro Frau. Statistisches Bundesamt:

<http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/Bevoelkerung/GeburtenSterbefaelle/Tabellen/Content50/GeburtenZiffer,templateId=renderPrint.phtml>, 11.02.2009

Bemerkenswert in diesem Zusammenhang, dass rund ein Drittel der Akademikerinnen gar keine Kinder mehr bekommen, aber nur 14% der Frauen mit einem niedrigen Bildungsniveau. Statistisches Bundesamt: Geburten und Kinderlosigkeit in Deutschland. Ergebnisse der Sondererhebung 2006,

<http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/Bevoelkerung/GeburtenSterbefaelle/Content75/GeburtenKinderlosigkeitDeutschland,property=file.pdf>, 11.02.2009

⁶⁹⁴ Marlene Dobkin de Rios und Brian Hayden vertreten hingegen die These, dass Frauen deshalb nicht in der steinzeitlichen Welt zur Jagd gingen, weil wilde Tiere (zumindest einige) die Menstruation einer Frau riechen und sich dadurch aggressiver verhielten. Selbst wenn das Verhaltensmuster der Tiere sich tatsächlich dadurch ändert, ist dieser Ansatz nur sehr bedingt nachvollziehbar, da Frauen rund drei Wochen im Monat nicht menstruieren und Schwangere sowieso nicht. Marlene Dobkin de Rios/Brian Hayden: Olfactory differentiation and variability in the sexual division of labor among hunter/gatherers, in: *Journal of Human Evolution*, Nr. 14/1985, S. 219-228

⁶⁹⁵ Allerdings lässt die Qualität und Quantität der Spermien im Laufe des Lebens erheblich nach und mit ihnen auch die Wahrscheinlichkeit, gesunde Kinder zeugen zu können. Die „American Society for Reproductive Medicine“ hat daher das Alter der Samenspende auf 40 Jahre limitiert. Karine Kleinhaus: Miscarriage significantly associated with increasing paternal age, in: *Obstetrics & Gynaecology* Nr. 108, 01.08.2006, S. 369-377

Nachwuchs besteht vornehmlich in Schutz und Versorgung. Ihren Verpflichtungen werden sie umso bereitwilliger und intensiver nachkommen, je sicherer sie sind, dass es sich um ihre biologischen Nachkommen handelt.

Warum sich die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern so einrichtete, dass Frauen tendenziell sammelten und Männer jagten, ist nicht eindeutig geklärt. Möglicherweise war die Frau durch die Kinder, die sie während der Stillzeit (ca. vier Jahre) bei sich hatte, nicht so mobil wie ein Mann. Darüber hinaus konnte es eine Gruppe nicht riskieren, eine Frau den Gefahren einer Jagd auszusetzen (die bis zur Erfindung von Waffen, die aus einer gewissen Distanz genutzt werden konnten, sehr reell bestanden), da ihre Säuglinge und Kleinkinder vermutlich den Tod der Mutter selbst nicht überlebt hätten und es biologisch zu einem doppelten Verlust gekommen wäre. Einige geschlechtsspezifische Eigenschaften der Menschen werden an dieser Arbeitsteilung festgemacht: Männer essen mehr Fleisch und lieber wenige und größere Portionen, Frauen verteilen ihre Nahrung auf mehrere kleine Mahlzeiten mit vergleichsweise höherem vegetarischen Anteil. Männer laufen schneller und werfen weiter, sie können sich besser orientieren, Landkarten lesen und Gegenstände in einem Raum einander zuordnen. Frauen beobachten besser, sind sorgfältiger, fleißiger und ausdauernder. Laut Anya Hurlbert und Yazhu Ling lassen sich vermutlich sogar die Farbpräferenzen der Geschlechter darauf zurückführen: Frauen bevorzugen die von Männern eher gemiedenen rötlichen und rosafarbenen Töne. Die beiden Wissenschaftlerinnen vermuten, dass dies beim Sammeln eine sinnvolle evolvierte Vorliebe war, um die reifen Früchte und Beeren im Blattwerk oder Unterholz schnell entdecken zu können. Beide Geschlechter sind hingegen der Farbe Blau zugetan. Ob dies möglicherweise mit einem klaren Himmel als Zeichen des guten Wetters oder mit reinem, unverschmutztem Trinkwasser assoziiert wird, bleibt derzeit spekulativ.⁶⁹⁶

Der Psychologe und Psychiater Simon Baron-Cohen, bekannt für seine Autismusstudien, führt ebenso wie die amerikanische Neuropsychiaterin Louann Brizendine die geschlechtsspezifischen Unterschiede auf unterschiedlich strukturierte Gehirne zurück. Baron-Cohens zentrale These lautet, dass das weibliche Gehirn stärker auf Empathie und das männliche stärker auf das Erkennen und Strukturieren von Systemen ausgerichtet ist, wobei „weiblich“ und „männlich“ zwar am häufigsten bei dem entsprechenden Geschlecht vorkommt, eine zwangsläufige Zuordnung aber nicht abgeleitet werden kann.⁶⁹⁷ Es gibt auch ausgewogene Gehirnty-

⁶⁹⁶ Anya Hurlbert/Yazhu Ling: Biological components of sex differences in color preference, in: Current Biology Vol. 17, Nr. 16, 21.08.2007, R 623-625; Brillux (Hrsg.): Warum Blau so beliebt ist, in: Farbimpulse. Das Online-Magazin für Farbe in Wissenschaft und Praxis, <http://www.farbimpulse.de/fi/live/artikel/detail/1/368.html>, 10.04.2007

⁶⁹⁷ „Unter Empathie versteht man das Vermögen, die Gefühle und Gedanken eines anderen Menschen zu erkennen und darauf mit angemessenen eigenen Gefühlen zu reagieren.“ (Baron-Cohen: Vom ersten Tag an anders, 2004, S. 12) Empathie setzt sich aus zwei Komponenten zusammen: der kognitiven („Theory of Mind“ oder „mindreading“), die die Fähigkeit beschreibt, sich in den Zustand und das Verhalten einer anderen Person hineinzudenken, und der affektiven, die als der anderen Person

pen („balanced brain“), bei denen beide Anteile vergleichbar stark vertreten sind. Ob es zur Ausprägung eines „weiblichen“ oder „männlichen“ Gehirns kommt, hängt beispielsweise von einer hormonellen Umwandlung im zweiten Schwangerschaftsdrittel (Testosteron über Aromatase in Östrogen) ab. Besteht ein Mangel an diesem für die Umwandlung relevanten Enzym (5-alpha-Reduktase), wird trotz genetischer und gonadischer Männlichkeit ein weibliches Gehirn ausgeprägt, denn die Ausprägung zum Weiblichen ist das Standardmuster.⁶⁹⁸

In der Kultur der Jäger und Sammler hatte ein auf Systeme ausgerichteter, männliches Gehirn entscheidende Vorteile: Treffsicherheit beim Jagen, leichtere Herstellung von Werkzeugen und Waffen für die Jagd oder für Kämpfe, gute Orientierung, um wieder zur Sippe zurückzufinden, Erkennen von biologischen oder sozialen Ordnungen, um in diesen erfolgreich zu agieren. Das Streben nach Macht und einem hohen sozialen Rang garantierte bessere Überlebenschancen, weil Frauen mit solchen Männern zur gemeinsamen Nachkommenschaft eher bereit waren und sind. Eine hohe hierarchische Position suggeriert Frauen gesunde, d.h. überlebensfähige Gene und Schutz für sich und ihre Kinder. (Vgl. Kap. über sexuelle Selektion) Der Machtzuwachs entstand nicht nur durch Auseinandersetzung in der eigenen Gruppe, sondern durch grundlose Überfälle auf andere Gruppen, bei denen oftmals die Männer getötet und die Frauen verschleppt wurden. Diese kriegerischen Auseinandersetzungen sind bei unseren nächsten lebenden Verwandten, den Schimpansen, ebenfalls zu beobachten.⁶⁹⁹ (Vgl. Kap. über Gewalt und Aggression) Eine erhöhte Grundaggression und eine geringere Empathiefähigkeit waren und sind dabei von Vorteil, da Mitleid oder andere unterstützende Gefühle selten zu einer besseren hierarchischen Position verhelfen. Detailgenaue Analyse eines Systems verlangt oftmals Zeit und ungestörte Konzentration, mit der notwendigerweise Ruhe und Einsamkeit einhergehen. Kommunikation ist dabei nicht hilfreich.

Unsere weiblichen Vorfahren hingegen mussten andere Muster entwickeln, um für ihre spezielle Situation Anpassungsvorteile zu verschaffen. Ihre hohe Investition in Nachkommenschaft verlangte nach einer umfangreichen Absicherung. Empathie- und Kommunikationsfähigkeit

angemessene, nicht-egozentrische Reaktion zu Tage tritt (z.B. in Form von Mitleid). Arroganz, Schadenfreude, Neid oder Hass sind demnach zwar emotionale, aber keine empathischen Reaktionen. Nach dieser Definition ist Empathie eine Fähigkeit, vergleichbar mit einem musikalischen oder sportlichen Talent, das zwar durchaus geschult werden kann und muss, aber letztlich wie ein Körpermerkmal in seiner Grundstruktur determiniert ist. Dasselbe gilt für das männliche, an Systemen orientierte Gehirn. „Das ‚Systematisierungsvermögen‘, das heißt die Fähigkeit zu einem methodisch-analytischen Vorgehen, zeigt sich in dem Drang, Systeme zu analysieren, zu erforschen oder zu entwickeln. Wer seine Wahrnehmungen in ein System bringen will, versteht intuitiv, wie etwas funktioniert oder durch welche übergreifenden Regeln das Verhalten eines Systems gesteuert wird. Ziel ist es, das System zu begreifen und sein Verhalten vorherzusagen oder ein neues zu erfinden.“ (Ebd., S. 14) Wesentlich ist dabei, das Prinzip, die Gesetzmäßigkeit oder Kausalität zu erforschen. Das verlangt einen genauen, detaillierten Blick und Konzentration auf das Wesentliche. Dabei kann es sich um komplexe Systeme der Natur (z.B. Biologie, Ökologie), abstrakte Systeme (z.B. Mathematik, Musik, Computerprogramme) oder um soziale Systeme (z.B. Wirtschaft, Recht, Theologie) handeln – oder nach der Art des Systematisierens: Ordnungs- und Bewegungssysteme.

⁶⁹⁸ Mark Solms/Oliver Turnbull: Das Gehirn und die innere Welt. Neurowissenschaft und Psychoanalyse, Düsseldorf: Patmos 2004, S. 229 ff.

⁶⁹⁹ Interview mit Frans de Waal: „Alles, was wir tun, können Schimpansen auch – nur auf einem ganz anderen Niveau“, in: Welt, 01.09.2005, S. 31

verhalten ihnen zu Unterstützung innerhalb ihrer Sippe.⁷⁰⁰ „Wer gute Freunde hat, verfügt über einen klaren Überlebensvorteil, weil er sich auf soziale Bündnisse stützen und die Hilfe anderer zählen kann, wenn es hart auf hart kommt.“⁷⁰¹ Darüber hinaus trägt ein freundschaftliches Klima zu einer allgemeinen Stabilisierung der Gruppe bei und reduziert latente Aggressionen. Ein Austausch von Informationen und Emotionen in Form von Klatsch und Tratsch verstärkt dabei nicht nur das Gruppenempfinden, sondern hilft, Betrüger und Schmarotzer zu entlarven. Die Fähigkeit, besser hinter die Fassade eines Individuums blicken zu können, minimiert das Risiko, an den ‚Falschen‘ zu geraten. Das Gespür für Lügen und Täuschungen zahlt sich zudem gewinnbringend für die Gruppe aus. Empathiefähigkeit gekoppelt mit Geduld ist ebenfalls für die Pflege von Kleinkindern unabdingbar, die ihre Wünsche und Nöte noch nicht verbalisieren können und auf die richtige Interpretationen ihrer Mimik und Gesten und ihres Schreiens seitens der Mutter angewiesen sind. Geduld, Sorgfalt und Ausdauer führten auch beim Sammeln von Früchten und Wurzeln zum Erfolg. Frauen verhalten sich insgesamt aufmerksamer und scheinen leichter Regeln zu erkennen und ihre Aktionen und Reaktionen adäquat darauf auszurichten, was nach Ansicht von englischen Pharmakologinnen eine Erklärung sein könnte, warum sie heute unfallfreier Auto fahren oder sich in der Schule besser konzentrieren können.⁷⁰²

Systematisierung und Empathie spielen sich in unterschiedlichen Hirnregionen ab und können neurophysiologisch erfasst werden. Ab 1988 wurden das männliche und weibliche Gehirn in zwei Dimensionen aufgeteilt: Sprache (weibliche Dominanz) und räumliches Vorstellungsvermögen (männliche Dominanz). Baron-Cohens Ansatz ist weiter gefasst und schließt die genannten Aspekte mit ein.

Unterschiede zwischen den Geschlechtern können mehrheitlich bereits im Kindesalter beobachtet werden. Das Spiel- und Reaktionsverhalten von kleinen Jungen und Mädchen differiert in wesentlichen Bestandteilen. Mädchen bevorzugen Rollenspiele mit einer starken sozialen Komponente (wie Mutter-Kind-Spiele, Doktorspiele, Treffen mit Freundinnen)⁷⁰³, Jungen hingegen Spiele, in der sie in die Rolle des Superhelden schlüpfen und die auf Kampf und Erringen eines Siegs ausgelegt sind (Ritterspiele, Schlachten, einsame Helden wie Batman oder

⁷⁰⁰ Louann Brizendine: Das weibliche Gehirn. Warum Frauen anders sind als Männer, Hamburg: Hoffmann & Campe 2007, S. 38 ff.; S. 41 ff.

⁷⁰¹ Baron-Cohen: Vom ersten Tag an anders, 2004, S. 177

⁷⁰² Amarylis Fox, Kay Marshall und Joanna Neill glauben, im weiblichen Hormonhaushalt die Ursache dafür zu erkennen: „Möglicherweise haben Östrogene einen positiven Einfluss auf die Nervenaktivität im Stirnlappen des Großhirns – jener Region, die durch Aufmerksamkeits- und Regelerkennungs-Aufgaben stimuliert wird.“ aus: „Besser Autofahren dank Östrogen?“, www.scienceticker.info/news/EEFEuVpIEACebdAmyP.shtml, 08.11.2005. Die Ergebnisse der Forschung wurden auf dem 196. Treffen der „Society for Endocrinology“ in London präsentiert.

⁷⁰³ Brizendine: Das weibliche Gehirn, 2007, S. 48 ff.

Harry Potter, die nichts Geringeres als die Welt retten müssen).⁷⁰⁴ Mädchen ist ein integriertes Gruppenleben mit starkem kommunikativem Austausch wichtig, Jungen sind oftmals von einer Sache oder einem Thema fasziniert, mit dem sie sich durchaus gerne alleine oder im kleinen Kreis von Gleichgesinnten stundenlang akribisch beschäftigen können. Zu den Favoriten der Spielsachen bei den Mädchen gehören Puppen (99 Prozent aller Mädchen im Alter von sechs Jahren, aber nur 17 Prozent der Jungen⁷⁰⁵), Stoff- oder Haustiere, Kaufmannsläden, Puppenhäuser oder andere Gegenstände, die ein interaktives Spiel unterstützen. Jungen schätzen dagegen Fahrzeuge, mechanische und technische Objekte jeglicher Art sowie Bauklötze und Bausätze, an denen sie ihren Systemisierungsdrang stillen können. Sie nutzen beim Spielen und Kämpfen imaginäre oder echte Waffen, die sie beim Erringen oder Halten ihrer hierarchischen Position unterstützen sollen. Mädchen setzen ihre eigenen Interessen mit Hilfe von Verhandlungsstrategien und Überredungskünsten durch, Jungen versuchen es mit Körperkraft.

Natürlich geht es hier nicht um eine ausschließliche Zuordnung zu einem Geschlecht, wiewohl aber um ein tendenzielles Grundmuster. Insgesamt ist es daher auch nicht verwunderlich, dass Kinder ab dem Alter von 19 Monaten gleichgeschlechtliche Spielgenossen präferieren.⁷⁰⁶ Um dem Hauptargument aus der behavioristischen Fachrichtung zu begegnen, dass solche Verhaltensmuster erlernt und durch die Umwelt, respektive das Elternhaus begünstigt würden, haben Baron-Cohen und seine Mitarbeiter Untersuchungen an einen Tag alten, noch in der Klinik befindlichen Säuglingen durchgeführt und festgestellt, dass sich bereits Mädchen stärker an menschlichen Gesichtern und Jungen an unbelebten Objekten (in diesem Fall einem Mobile) orientieren.⁷⁰⁷ Zusätzlich forcieren die unterschiedlichen Erziehungsstile, mit denen Eltern (bewusst oder unbewusst) ihrer Tochter oder ihrem Sohn begegnen, die Geschlechterdifferenzierung:⁷⁰⁸ Jungen werden ermuntert, mutig, selbständig und rational vorzugehen. Bei Mädchen werden emotionale Verhaltenstendenzen unterstützt. Jungen werden häufiger und strenger von ihren Eltern bestraft – vielleicht, weil sie häufiger Regeln missachten und erste nonverbale Signale oftmals nicht wahrnehmen. Seit den letzten Jahrzehnten bemühen sich Eltern, die empathische Seite bei ihren Söhnen und die starke, kämpferische Seite ih-

⁷⁰⁴ Die „Rough-and-Tumble“-Spiele, die im Grundschulalter am häufigsten praktiziert werden, nehmen dabei eine wichtige Rolle bei Jungen ein. Das freundschaftliche Toben und Raufen braucht keinen Anlass und endet meistens, wenn sich ein Teilnehmer im Schwitzkasten oder auf der Erde befindet. Mädchen nehmen von diesem Treiben eher Abstand, werden aber in Richtung Pubertät zunehmend von Jungen darin verwickelt, z.B. sie werden über den Schulhof gejagt. Bjorklund/Pellegrini: *The Origins of Human Nature*, 2002, S. 307 ff. (Vgl. zum Thema Jungen und Spiel die Kap. zur Analyse des Quidditch-Spiels in den Harry-Potter-Romanen)

⁷⁰⁵ Baron-Cohen: *Vom ersten Tag an anders*, 2004, S. 73

⁷⁰⁶ Die Bevorzugung von gleichgeschlechtlichen Spielgenossen (zumindest bis zur beginnenden Pubertät) findet sich weltweit – unabhängig von politischen Systemen oder religiösen und pädagogischen Einflüssen. (Ebd., S. 50; Bjorklund/Pellegrini: *The Origins of Human Nature*, 2002, S. 290 ff.; Brizendine: *Das weibliche Gehirn*, 2007, S. 49)

⁷⁰⁷ Vgl. Brizendine: *Das weibliche Gehirn*, 2007, S. 36

⁷⁰⁸ Ebd., S. 53 ff.

rer Töchter zu fördern. Entscheidend für das tatsächlich praktizierte Verhalten der Kinder sind solche Bemühungen aber nicht.

Geschlechtsspezifische Vorlieben und Verhaltensmuster spiegeln sich auch im Leben der Erwachsenen wider. Unabhängig von ihrer Herkunft, Erziehung oder kulturellen Zugehörigkeit sind Frauen besser in der Lage, Gefühle eines Menschen einzuschätzen, und es ist ihnen wichtig, gleichberechtigte, altruistisch-reziproke Beziehungen zu entwickeln. Männer streben stärker nach Macht, öffentlichen Ämtern und Wettbewerb. Sie reagieren eifersüchtiger, wenn ihre Partnerin sexuell untreu ist oder es theoretisch sein könnte, Frauen, wenn ihr Partner eine gefühlsmäßige Bindung zu einer anderen Frau aufbaut. Auch bei aggressivem Verhalten werden Unterschiede deutlich: direkte, offene und schneller körperlich ausgetragene Aggression beim Mann (wie z.B. verbales Attackieren und Diffamieren, Schlagen) und indirekte, relationale Aggression bei der Frau (wie z.B. durch Schneiden, bissige Bemerkungen, üble Nachrede gegenüber Dritten). Interessant hierzu die Untersuchungen von Martin Daly, Margo Wilson und David Buss, die geschlechtsspezifische Unterschiede bei Tötungsdelikten analysiert haben.⁷⁰⁹ Resümierend lässt sich festhalten, dass Männer ihre Geschlechtsgenossen 30 bis 40-mal häufiger töten als Frauen. Zwei Drittel der Morde werden aus Wahrung oder Verbesserung des eigenen sozialen Status und nicht im Zusammenhang mit einem anderen Verbrechen begangen. (Ausführlich dazu im Kap. über Gewalt und Aggression)

Männer (und auch Jungen) beginnen in einer neuen Gruppe fast unverzüglich mit dem Festlegen der „Dominanzhierarchie“, die phylogenetisch sehr alt ist und zu einem raschem – und selbst wenn es von außen nicht immer so wirken mag – meist konfliktfreien Konsens der Rangstruktur führt. Die Reihenfolge hierarchischer Strukturen, die sich durch Ansehen und Geltung aufgrund bestimmter Eigenschaften definiert, ist ein typisch ‚junges‘ hominides Verhaltensmuster, das voraussetzt, dass wir ein „Ichbewusstsein ausbilden und Anerkennung und Lob als Steigerung unseres Selbstwertes erleben. Damit wird Streben nach Geltung zu einem zentralen Motiv.“⁷¹⁰ Häufig wird aber auch die Festlegung der Dominanzhierarchie auf dem

⁷⁰⁹ Martin Daly/Margo Wilson: Homicide, New York/N.Y.: Aldine de Gruyter 1988; Dies.: Tödliche interpersonelle Gewalt aus Sicht der Evolutionspsychologie, in: Heitmeyer, Wilhelm/John Hagan (Hrsg.): Internationales Handbuch der Gewaltforschung, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002, S. 707-734; David Buss: The Murderer next Door: Why the Mind is designed to kill, New York/N.Y.: Penguin, 2005; siehe auch Baron-Cohen: Vom ersten Tag an anders, 2004, S. 59 f. und Kap. über Aggression und Gewalt

⁷¹⁰ Bischof-Köhler: Von Natur aus anders, 2004, S. 318

Jörg Wettlaufer hat in diesem Kontext die nachvollziehbare und interessante Überlegung angestellt, dass zwar das Praktizieren des *jus primae noctis* historisch nicht eindeutig belegbar ist, aber das Recht an sich die Hierarchie zwischen Herren und Bauern zementierte und zwar auf einem Gebiet, auf dem evolutionspsychologisch die männliche Schmerzgrenze nahezu am tiefsten liegt: bei der Sexualität (und damit theoretisch möglichen sexuellen Reproduktion) der eigenen Partnerin. Neben dem symbolischen Akt der Erniedrigung spielte vermutlich auch der Wunsch nach sexueller und damit genetischer Diversifikation eine Rolle. So wäre der Missbrauch (oder zumindest das Recht darauf) an den jungen Frauen letztlich nichts anderes als eine Demonstration männlicher Macht gegenüber dem eigenen Geschlecht, ausgetragen auf dem Rücken des anderen. Jörg Wettlaufer: The *jus primae noctis* as a male power display: A review of historic sources with an evolutionary interpretation, in: Evolution and Human Behavior Vol. 21, Nr. 2, März 2000, S. 111-123 und Ders.: Das Herrenrecht der ersten Nacht. Hochzeit, Herrschaft und Heiratszins im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, Frankfurt/Main: Campus 1999. Darüber hinaus zeigt Wettlaufer in einem weiteren Aufsatz, dass es sich bei dem *jus primae noctis* um einen literarischen Topos handelt.

Rücken eines willkürlich gewählten Sündenbocks ausgetragen. Bemerkenswert ist dabei, dass zwar die Einschätzungen zur Rangreihe in der Gruppe weitestgehend übereinstimmen, nur die eigene Position von den Jungen/Männern regelmäßig überschätzt wird.⁷¹¹ Die Rangthematik spielt bei Mädchen und Frauen grundsätzlich eine geringere Rolle, weil sie sich erstens schon früh eher auf exklusive Zweier- und Dreierkonstellationen beschränken und zweitens Vorrechte dort nicht erkämpft, sondern aufgrund von bestimmten Qualitäten zugestanden werden. Diese Konstellation, die „Geltungshierarchie“ ist wesentlich fragiler und kann bei geänderten inhaltlichen Vorzeichen jederzeit eine Wandlung erfahren. Dominanz tritt hier in Form von „prosozialen“ Verhaltensmustern auf wie ungefragtes Erteilen von Ratschlägen.⁷¹²

Trotz gleichberechtigter Ausgangssituation werden manche Berufszweige vornehmlich von einem Geschlecht besetzt (z.B. Metallverarbeitung, Ingenieurwesen, Mathematik von Männern; Veterinär- und Humanmedizin, Pädagogik, Berufe rund um Sprachen von Frauen). Das bessere räumliche Vorstellungsvermögen lässt Männer gegenüber Frauen bei der topografischen Orientierung brillieren.⁷¹³ Frauen verwenden einzelne konkrete Erkennungszeichen (wie ein Bauwerk oder ein Geschäft), das „männliche Gehirn setzt die Merkmale in ein geometrisches oder netzwerkartiges System.“⁷¹⁴ Vorhersagen eines Systems treffen zu können, verhilft Männern auch beim Werfen oder Schießen zu einer besseren Treffsicherheit.

Entsprechend der verschieden gelagerten Ausprägungen differiert der Kommunikationsstil: höflicher, verbindlicher und an einem Dialog interessiert bei den Frauen; monologischer Diskurs, der vor allem zum Ziel hat, die eigenen Standpunkte durchzusetzen – wenn nötig auch mit Anschreien oder Brüllen – bei den Männern. Frauen verwenden Sprache zur „Herstellung vertrauter gegenseitiger Beziehungen, insbesondere zu anderen Frauen“⁷¹⁵, Männer um ihren sozialen Status zu demonstrieren und ihre Dominanz abzusichern. Mädchen lernen früher und schneller sprechen als Jungen und verwenden sprachliche Mittel weitaus differenzierter. Sie verfügen über ein besseres Wortgedächtnis. Bei den Führungsstilen von Männern und Frauen macht sich der unterschiedliche Kommunikationsstil ebenfalls bemerkbar: teamorientiertes, sich selbst als Teil der Gruppe sehendes Führen der Frauen, auf Einzelleistung Wert legendes und die eigenen Erfolge in den Vordergrund stellendes Verhalten bei den Männern. Wenn es um persönliche, vertrauliche Inhalte geht, bevorzugen Frauen wie Männer Gesprächspartne-

Ders.: Bewahrung und Weitergabe von ‚sozialem Wissen‘ durch literarische Topoi. Das Beispiel des Topos vom Herrenrecht der ersten Nacht (*jus primae noctis*), in: Eibl, Karl/Katja Mellmann/Rüdiger Zymner (Hrsg.): Im Rücken der Kulturen, Paderborn: Mentis 2007, S. 395-424

⁷¹¹ Bischof-Köhler: Von Natur aus anders, 2004, S. 309 ff.

⁷¹² Ebd., S. 316 ff.

⁷¹³ Amerikanische Forscher glauben in einer dickeren Gehirnrinde sowie einer kleineren Oberfläche in dem Teil des Schläfenlappens, der für die Verarbeitung von räumlichen Informationen zuständig ist, den Grund für das schlechtere räumliche Denken von Frauen gefunden zu haben. Tim Kosciak et al.: Sex differences in parietal lobe morphology: Relationship to mental rotation performance, in: Brain and Cognition Vol. 69, Nr. 3, April 2009, S. 451-459

⁷¹⁴ Baron-Cohen: Vom ersten Tag an anders, 2004, S. 115

⁷¹⁵ Ebd., S. 79

rinnen. Hirnphysiologische Sprach-Tests haben ergeben, dass bei weiblichen Probanden die Broca-Region in der rechten sowie linken Gehirnhälfte aktiviert waren, bei Männern hingegen nur die linke.⁷¹⁶ Evolutionspsychologisch sind die sprachlichen Qualitäten der Frauen als eine Überlebenssicherung zu bewerten, und weniger als Ursache einer grundlegenden Differenz zu sehen.⁷¹⁷

Um zu den möglichen Ursachen der tendenziellen Geschlechtsunterschiede zu gelangen, muss man sich die disparate ontogenetische Entwicklung von Mädchen und Jungen ansehen. Prinzipiell wird zwischen dem genetischen (XX- oder XY-Chromosome), dem gonadischen (Keimdrüsen produzierend wie Hoden und Eierstöcke) und dem genitalen (Penis, Vagina) Geschlecht differenziert, außerdem zwischen dem weiblichen und männlichen Hirntypus sowie geschlechtstypischem Verhalten. Das pränatale Testosteron scheint verantwortlich zu sein, welcher Typus in welchem Maße ausgeprägt wird.⁷¹⁸ Bei Jungen wird das Androgen in den Hoden, bei Mädchen in der Nebenniere gebildet. Drei Peaks, auch als „Aktivierungsphasen“ bezeichnet, in denen das Gehirn besonders sensibel auf Hormone reagiert, konnte man während der Entwicklung nachweisen: zwischen dem zweiten und sechsten Schwangerschaftsmonat, fünf Monate nach der Geburt und während der Pubertät. „Je mehr Testosteron vorhanden ist, desto schneller entwickelt sich die rechte Hirnhälfte und entsprechend langsamer die linke Hirnhälfte.“⁷¹⁹ In der rechten Gehirnhälfte laufen vermehrt Prozesse zum räumlichen Vorstellungsvermögen ab, die linke unterstützt das Sprach- und Kommunikationsverhalten. Die Spezialisierung der Gehirnhälften bezeichnet man als Lateralität. Da bei Mädchen der Testosteroneinfluss geringer ist, besteht früh eine linksphärische Dominanz, die u.a. zum frühzeitigen Sprechen führt. Männer sind sprachlich stärker lateralisiert als Frauen oder Linkshänder, die hierzu Aktivitäten in beiden Arealen entwickeln. Brizendine geht noch einen Schritt weiter: „Das Hormon [Testosteron – Verf.] tötet manche Zellen in den Kommunikationszentren

⁷¹⁶ Ebd., S. 90

⁷¹⁷ Einige der grundlegenden Verhaltensmuster können zumindest im Ansatz auch bei den nicht-menschlichen Primaten beobachtet werden: Aufbau von Sozialstrukturen und deren Pflege (z.B. durch Grooming), die Beschäftigung mit Objekten oder das Austragen von Scheinkämpfen. Selbst bei männlichen Ratten hat man in Labyrinthversuchen ein besseres räumliches Vorstellungsvermögen nachweisen können. Der Beweis, ob dies an einem besseren Empathie- oder Systematisierungsvermögen liegt, steht noch aus. (Ebd., S. 135 ff.)

⁷¹⁸ Solms/Turnbull: Das Gehirn und die innere Welt, 2004, S. 229 ff.

Das X-Chromosom steuert nicht nur das Geschlecht, sondern ist Träger zahlreicher Informationen, die nur dort gelagert sind (z.B. Rot-Grün-Sehen). Das Y-Chromosom steuert die Entwicklung des Hoden. In der 5. Woche nach der Befruchtung entwickeln sich die Geschlechtsdrüsen, die sich zu Hoden oder Eierstöcken umwandeln (bisexuelle Potenz): Ist ein Y-Chromosom vorhanden, wird in der 7. Woche der Weg zum Hoden eingeschlagen. Passiert dies nicht, werden die Drüsen ab der 13. Wo. zu Eierstöcken gebaut. Die weiteren Geschlechtsorgane werden über Hormone und nicht über die Geschlechtschromosome gesteuert. In der 8. Wo. beginnen die Hoden Testosteron zu produzieren, ein Teil davon wird in das Dihydrotestosteron (Steroid/Androgen) umgesetzt, das die Mehrzweckstrukturen des Embryos in Eichel, Penischaft und Hodensack umbauen. Falls diese Hormone nicht aktiv werden, konstruiert sich aus derselben Anlage Klitoris und Schamlippen. Dasselbe gilt für die Müller- und die Wolff-Gänge: Die Müller-Gänge werden zu Gebärmutter, Eileitern und Vagina (und die Wolff-Gänge verkümmern). Androgene regen die Wolff-Gänge an und bauen diese zu Samenbläschen, Samenleiter und Nebenhoden (und unterdrücken die Müller-Gänge). Die sekundären Geschlechtsmerkmale bilden sich erst in der Pubertät durch den Einfluss verschiedener Hormone aus.

⁷¹⁹ Baron-Cohen: Vom ersten Tag an anders, 2004, S. 140

ab und lässt in den Sex- und Aggressionszentren mehr Zellen heranwachsen.⁷²⁰ Konsequenz ist, dass Frauen elf Prozent mehr Gehirnmasse in den Partien haben, die für Kommunikation, Emotionen und Erinnerung zuständig sind und diese täglich knapp dreimal häufiger einsetzen als Männer. (Männer sprechen durchschnittlich rund 7.000, Frauen rund 20.000 Wörter täglich.⁷²¹)

Die Amygdala zeigt bei Männern und Frauen unterschiedliche Muster auf emotionale Eindrücke.⁷²² Sie ist in ihrer Größe vom Testosteronspiegel abhängig. Die Amygdala ist eines der Hauptzentren, in dem Gefühle entstehen, und steht mit den übrigen Hirnregionen in enger Verbindung, besonders mit dem präfrontalen Kortex, der u.a. die Steuerung von Gefühlen übernimmt, für Selbstbeherrschung sorgt und bei Vorhersagen und Interpretationen von Gefühlen anderer wesentlich beteiligt ist – alles Aktivitäten, die Mädchen und Frauen durchschnittlich besser beherrschen. Das Corpus callosum bezeichnet eine Gruppe von Nervenverbindungen, die Informationen zwischen den beiden Gehirnhälften austauschen. Bestimmte Abschnitte davon sind ausgeprägter bei den Frauen und bei homosexuellen Männern als bei heterosexuellen Männern. Aufgaben, die einen schnelleren Datentransfer verlangen wie Empathie oder Kommunikation, bewältigen Individuen mit einem größeren Corpus callosum besser. Weitere anatomische Unterschiede wurden bei den Interstitialkernen des anterioren Hypothalamus (INAH) festgestellt. Zwei der vier Kerne differieren, einer davon erheblich: INAH-3, der vermutlich das Ziel des Sexualtriebs steuert, ist bei Männern dreimal voluminöser als bei Frauen (außer bei homosexuellen Männern). Den Hypothalamus könnte man als hormonelle „Kommandozentrale“ des Körpers bezeichnen. Von hier aus werden u.a. Hormone gesteuert, die das Sexualverhalten beeinflussen, bei Frauen im starken Maße durch das Peptid Oxytozin, bei Männern durch das Peptidhormon Vasopressin. Daneben konnten neurophysiologisch unterschiedlich aktive Zentren festgestellt werden: bei Frauen ist im Ruhezustand eher der Gyrus cinguli anterior (Panik-Angst-Zentrum), bei Männern die Amygdala (Wut-Zentrum) aktiver.⁷²³

Das männliche Gehirn ist durchschnittlich rund 12 Prozent größer bzw. rund 100 cm³ voluminöser als das der Frau, was möglicherweise mit der Detailgenauigkeit und dem besseren Systemverständnis zusammen hängt.⁷²⁴ Es könnte allerdings sein, dass ein Gesamteindruck einer Situation dadurch verzögerter entsteht. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass das

⁷²⁰ Brizendine: Das weibliche Gehirn, 2007, S. 35

⁷²¹ Ebd., S. 68

⁷²² Die Amygdala verdankt ihren Namen ihrer *mandelförmigen* Form (gr. amygdale = Mandel) und wird daher auch *Mandelnkern* genannt. Es handelt sich um eine „Ansammlung mehrerer Kerne tief in den Temporallappen der Großhirnhemisphären, welche reziprok mit dem Hypothalamus, dem Hippocampus und dem Thalamus verbunden sind; [sie - Verf.] ist Teil des limbischen Systems und koordiniert vegetative und endokrine Reaktionen in Verbindung mit emotionalen Zuständen.“ Rainer Schandry: Biologische Psychologie. Ein Lehrbuch. Unter der Mitarbeit von Anja Weber, Weinheim: Beltz 2003, S. 596

⁷²³ Solms/Turnbull: Das Gehirn und die innere Welt, 2004, S. 229 ff.

⁷²⁴ John Allen/Joel Bruss/Hanna Damasio: Das vermessene Gehirn, in: Gehirn & Geist Nr. 1/2009, S. 22 und 24

geringere Gehirnvolumen, das der kanadische Psychologe Philippe Rushton als Anlass und Beleg für Verhaltensdivergenzen der drei großen ethnischen Gruppen, Asiaten, Negride und Europide, sieht, bei den Frauen nicht weiter diskutiert, vor allem nicht im Bereich der Intelligenz. Rushtons Logik folgend müssten Frauen, gleich welcher ethnischen Zugehörigkeit, über einen ungleich geringeren Intelligenzquotienten verfügen als Männer. Dem ist aber im Durchschnitt gesehen nicht so. Anscheinend haben Frauen sogar eine höhere Anzahl von neuronalen Verbindungen – zumindest in einigen Zentren. Dennoch sind zwei Aspekte zwischen männlicher und weiblicher Intelligenz bekannt: Innerhalb eines Test bewältigen Männer Aufgaben zur Mathematik und der räumlichen Vorstellungskraft besser, Frauen Aufgaben zur Sprache, Zuordnung und Intuition.⁷²⁵ Außerdem scheint es bei Männern eine höhere Variabilität bei der Intelligenzverteilung zu geben, d.h. es gibt im Vergleich zum Durchschnitt mehr Minderbegabte und mehr Hochbegabte, bei Frauen konzentriert sich der Wert um den arithmetischen Durchschnitt.⁷²⁶

Neben den Gehirnhälften scheinen Androgene die Ausprägung der rechten Körperhälfte zu unterstützen. So ist bei den Männern häufig der rechte Fuß, der rechte Hoden, die Rillenzahl an den rechten Fingerkuppen etc. ausgeprägter, bei Frauen der linke Fuß, der linke Eierstock und die linke Brust, so zumindest die Ergebnisse einiger Studien.⁷²⁷

Hormone beeinflussen nach heutigen Erkenntnissen die sozialen Verhaltensweisen – so auch das Testosteron, das beispielsweise in hoher Ausschüttung für ein verstärktes aggressives Verhalten und einen geringeren Wortschatz sorgt und umgekehrt.⁷²⁸ Gut belegbar ist dies besonders bei männlichen Säuglingen mit einem angeborenem Testosteronmangel, die tendenziell eher weibliche Gehirne entwickeln, oder bei Mädchen, die unter einer Überproduktion eines testosteronähnlichen Androgens leiden und sich im Umgang mit Systemen begabter zeigen als ihre Geschlechtsgenossinnen. Allerdings gilt nur bedingt eine Korrelation zwischen

⁷²⁵ Bischof-Köhler und Brizendine weisen darauf hin, dass Mädchen in der Grundschule im Rechnen noch besser sind als ihre männlichen Mitschüler, dies sich aber mit zunehmendem Alter und Anforderungen ändert. Bischof-Köhler vermutet einen Zusammenhang mit den unterschiedlichen Denkstilen, den prädikativen bei Mädchen und funktionalen bei Jungen, die dadurch Vorteile im Bereich des numerisch-abstrakten und räumlich-visuellen Denkvermögens haben. Brizendine sieht die Begründung in der Veränderung des weiblichen Hormonhaushalts, der in diesem Alter mit Östrogen übersättigt wird. (Bischof-Köhler: Von Natur aus anders, 2004, S. 254 ff.; Brizendine: Das weibliche Gehirn, 2007, S. 19 ff.)

⁷²⁶ Dies ist die derzeit weit verbreitete These, die u.a. auch der Ulmer Humangenetiker Horst Hameister vertritt. (Julia Bürner: Aristoteles hat sich geirrt, in: Südkurier Nr. 159, 13.07.2005, S. 13). Paul Irwing und Richard Lynn widersprechen dieser aber nach Durchsicht von 22 Einzelstudien zur Intelligenzhöhe und -variabilität bei Studenten: „The results disconfirm the frequent assertion that there is no sex difference in the mean but that males have greater variability. To the contrary, the results showed that males obtained a higher mean than females by between .22d and .33d, the equivalent of 3.3 and 5.0 IQ conventional points, respectively. In the 8 studies of the SPM for which standard deviations were available, females showed significantly greater variability ($F_{(882,656)}=1.20, p<.02$), whilst in the 10 studies of the APM there was no significant difference in variability ($F_{(3344,5660)}=1.00, p>.05$).“ Aus Zusammenfassung von Paul Irwing/Richard Lynn: Sex differences in means and variability on the progressive matrices in university students: A meta-analysis, in: British Journal of Psychology Vol. 96, Nr. 4, Nov. 2005, S. 505-524(20)

⁷²⁷ Baron-Cohen: Vom ersten Tag an anders, 2004, S. 150 f.

⁷²⁸ Bischof-Köhler: Von Natur aus anders, 2004, S. 332 f.

Testosteronspiegel und Systematisierungsfähigkeit: Ist ersterer zu hoch, nimmt letzter wieder ab (Gaußsche Glockenkurve).⁷²⁹

Eine interessante Erkenntnis stammt aus Untersuchungen von Frauen mit dem Turner-Syndrom (Genotyp XO, Phänotyp weiblich): Soziale Fähigkeiten werden teilweise über Gene des väterlichen X-Chromosoms verschlüsselt. Geschlechtsspezifische Verhaltensunterschiede sind demnach plausibel, da normalerweise das väterliche X-Chromosom nur bei Mädchen zum Tragen kommt. Empathievermögen und vermutlich auch Dyskalkulie, das konnte in Zwillingsuntersuchungen festgestellt werden, ist zum Teil erblich. Im Umkehrschluss heißt es aber nicht, dass Umwelteinflüsse keine Rolle spielen, nur deren Spielraum ist begrenzt.

Autismus und das Asperger-Syndrom treten, so die These Baron-Cohens, als extreme Ausformung des männlichen Gehirns zu Tage und sind dementsprechend überproportional häufig bei Männern zu finden (10:1).⁷³⁰ Die Systematisierungsfähigkeit ist dabei häufig exzellent ausgeprägt, jedoch ist es diesen Menschen nach gradueller Schwere der Krankheit nahezu unmöglich, in einen notwendigen Austausch mit anderen Menschen zu treten, bzw. empathische Gefühle zu entwickeln. Asperger ist die abgeschwächte Form von Autismus, benannt nach einem österreichischen Kinderarzt, der das Krankheitsbild 1944 erstmals beschrieb. Diese Menschen leben in der Regel relativ normal in der Gesellschaft, sind oft begabte Musiker, Mathematiker oder Computerspezialisten. Sie fallen höchstens durch ihr eigenbrötlerisches, unkommunikatives und undiplomatisches Verhalten auf, versuchen dieses aber Kraft ihrer geschärften Analysefähigkeit durch rational auferlegte Strategien nicht eklatant zu Tage treten zu lassen.⁷³¹ Autismus-Patienten hingegen haben häufig einen geringeren Intelligenzquotienten (IQ = 75) und bedürfen in der Regel beständiger Unterstützung. Sie leben in ihrer eigenen Welt und haben zum Teil herausragende Inselbegabungen. (Es gibt auch den High-functioning-Autismus mit hoher Intelligenz.)

Menschen mit Autismus oder Asperger-Syndrom strukturieren ihren Alltag bis ins Detail, neigen zu Schwarz-Weiß-Denken und Wiederholungszwang und können in größte Wut geraten, wenn nicht alles exakt wie geplant abläuft oder sie ihren Willen nicht durchsetzen können.

Bemerkenswert ist, dass es derzeit in der Medizin noch keine Bezeichnung oder kein Bild zu der Extremform eines weiblichen Gehirns gibt, obwohl vermutlich 2,5 Prozent der Menschen davon betroffen sein dürften.⁷³² Theoretisch handelt es sich hauptsächlich um Frauen, die unter Hyperempathie und Systemblindheit leiden. Vielleicht können sich solche Menschen sehr

⁷²⁹ Baron-Cohen: Vom ersten Tag an anders, 2004, S. 144 ff.

⁷³⁰ Ebd., S. 184 ff.

⁷³¹ Gerhard Roth (Interview): „Das Ich ist eine Einbahnstraße“, in: Spiegel Nr. 35, 27.08.2007, S. 126

⁷³² Baron-Cohen: Vom ersten Tag an anders, 2004, S. 231 ff.

viel besser in der Gesellschaft assimilieren (z.B. in karitativen Berufen) als Autisten und werden daher nur selten klinisch wahrgenommen.

Die Frage bleibt, warum bei den Menschen selten ausgewogene Gehirntypen vorkommen und die Tendenz immer zum männlichen oder weiblichen neigt. Baron-Cohen mutmaßt, dass die Entwicklung von Empathie und Systematisierung ein „Nullsummenspiel“ ist, d.h. je differenzierter die eine Fähigkeit ausgebildet ist, desto geringer die andere.

„Es könnte sein, dass diese beiden Prozesse sich auf etwas Allgemeineres reduzieren lassen. Diese Möglichkeit zeichnet sich ab, wenn wir einen Schritt zurücktreten und über das Wesen der beiden Prozesse nachdenken. Zum Systematisieren gehört Genauigkeit, extreme Aufmerksamkeit für lokale Details und ein leidenschaftliches Interesse für Phänomene, die man im Prinzip als gesetzmäßig und kontext-unabhängig betrachten kann. Mit anderen Worten, was man über die Gesetze des Auftriebs oder Temperatur herausfindet, sollte in jeder Situation Gültigkeit haben. Zur Empathie gehören im Gegensatz dazu ganz andere Elemente, nämlich Ungenauigkeit (man kann sich der inneren Verfassung eines anderen Menschen nur immer weiter annähern), Aufmerksamkeit für den größeren Zusammenhang (zum Beispiel, dass man einschätzt, wie der andere die Situation empfindet und beurteilt), Abhängigkeit vom Kontext (Gesicht, Stimme, Verhalten und persönliche Erfahrungsgeschichte liefern allesamt wichtige Informationen, wenn man die innere Verfassung einer anderen Person bestimmen will) und fehlende Gesetzmäßigkeiten (was uns gestern glücklich machte, macht uns morgen noch lange nicht froh).“⁷³³

3.5. Sexuelle Selektion und Partnerstrategien

Zunächst ist zu klären, warum in der Evolution Sexualität mit ihren umfangreichen Folgen für die physiologische und mentale Ausstattung der Lebewesen entstanden ist, denn über Jahrmillionen hinweg reichte eine eingeschlechtliche Fortpflanzung aus. Sexualität mit einem anderen Wesen ist zeit- und energieaufwendig, ‚verwässert‘ den eigenen Genpool und ist aufgrund der Konkurrenzsituation um Geschlechtspartner einerseits und dem Infektionsrisiko andererseits mit Gefahren für die eigene Gesundheit verbunden. Die „Red-Queen-Hypothese“ (benannt nach der roten Königin aus „Alice hinter den Spiegeln“, 1872), die der amerikanische Biologe Leigh Van Valen 1973 als Diskussionsgrundlage einführte, bietet einen empirisch nachweisbaren evolutionären Vorteil, warum sich Fortpflanzung mithilfe von Sex etablieren konnte.⁷³⁴ Durch den Austausch von genetischem Material mit der Möglichkeit, völlig neue

⁷³³ Ebd., S. 237 f.

⁷³⁴ Die Hypothese bezieht sich auf die Aussage der roten (Schach-) Königin zu Alice, nachdem sie gerannt sind und sich anschließend noch immer an demselben Ort befinden: „The most curious part of the thing was, that the trees and other things round them never changed their places at all: however fast they went, they never seemed to pass anything. [...] Alice looked round her in great surprise. ‘Why, I do believe we’ve been under this tree the whole time! Everything’s just as it was!’ ‘Of course it is,’ said the Queen. ‘What would you have it?’ ‘Well, in *our* country’, said Alice, still panting a little, ‘you’d generally get to somewhere else – if you ran very fast for a long time as we’ve been doing.’

Kombinationen entstehen zu lassen, war dem Nachwuchs die Chance gegeben, an die natürliche Umwelt besser angepasst und damit widerstandsfähiger und erfolgreicher zu sein als die biologischen Eltern.⁷³⁵ Der Verhaltensökologe und Soziobiologe Peter Kappeler formuliert es folgendermaßen:

„Demnach gibt es einen evolutionären Wettlauf zwischen Pathogenen und ihren Wirten, bei dem die Wirte durch sexuelle Fortpflanzung immer neue Genotypen mit verbesserter Resistenz produzieren und somit einen Vorteil gegenüber Parasiten und Krankheitserregern haben, die an den häufigsten Genotyp angepasst sind.“⁷³⁶

Der amerikanische Physiologe Jared Diamond stellt die These auf, dass die teilweise unter den Lebewesen der Welt einzigartigen Verhaltensweisen des Menschen (wie Kultur, Sprache, Gebrauch von komplexen Werkzeugen und Eltern-Kind-Verhältnis) nicht nur auf die Entwicklung des Gehirns und des aufrechten Gangs zurückzuführen sind, sondern auch auf die Entwicklung der Sexualität.⁷³⁷

Die menschliche Sexualität ist außergewöhnlich. Die meisten Säugetiere sind Einzelgänger und wenn sie in Gruppen, Herden oder Rudeln leben, dann bilden sie keine Paare, was in der Praxis bedeutet, dass sich die Männchen (fast) nicht um ihren Nachwuchs kümmern.⁷³⁸ Auch findet bei den sozial lebenden Säugetieren Sexualität in der Öffentlichkeit statt (gelegentliche Ausnahmen bei Schimpansen). Die (nahe) Ovulation wird von den meisten Weibchen durch ein optisches, olfaktorisches oder habituelles Signal angezeigt. Sexualität wird in der Regel nur während der befruchtungsrelevanten Zeit praktiziert und dient daher nicht (nur) dem Vergnügen, sondern im Wesentlichen der Fortpflanzung.⁷³⁹ Eine Menopause konnte bisher bei wildlebenden Tieren nicht beobachtet werden.⁷⁴⁰ Sie sind entweder bis zu ihrem Tod in der Lage, Nachwuchs zu bekommen oder ihre Fruchtbarkeit wird sukzessive geringer – alles Aspekte, die beim Menschen anders ablaufen: Die meisten Menschen gehen Paarbeziehungen ein – auch wenn es sich um „serielle Monogamien“⁷⁴¹ als moderne Formen der Poly-

‘A slow sort of country!’ said the Queen. ‘Now, *here*, you see, it takes all the running *you* can do, to keep in the same place. If you want to get somewhere else, you must run at least twice as fast as that!’ Lewis Carroll: Through the Looking-Glass and what Alice found there, in: The Complete Works of Lewis Carroll, London: Nonesuch Library 1939, S. 151 f.

⁷³⁵ Allerdings gibt es Tierarten, die sich normalerweise zweigeschlechtlich fortpflanzen, aber im ‚Notfall‘, d.h. bei längerer Ermangelung eines Partners, auf die Parthenogenese, die sogenannte „Jungferzeugung“ zurückgreifen. So beobachtet bei einer Hammerhai-Dame und einem Komodo-Waran. Die DNS des Nachwuchses ist dann identisch mit der der Mutter. Demian Chapman et al.: Virgin birth in a hammerhead shark, in: Biology Letters Vol. 3, Nr. 4, 22.08.2007, S. 425-427; Phillip Watts et al.: Parthenogenesis in Komodo dragons, in: Nature Vol. 444, 21.12.2006, S. 1021-1022

⁷³⁶ Kappeler: Verhaltensbiologie, 2006, S. 228

⁷³⁷ Jared Diamond: Warum macht Sex Spaß? Die Evolution der menschlichen Sexualität, München: Goldmann 2000

⁷³⁸ Ausnahmen sind z.B. Zebras, Gorillas, Gibbons, Tamarins. (Ebd., S. 13)

⁷³⁹ Ausnahmen sind Bonobos und Delfine. Bonobos gelten als die sexuell aktivsten Primaten. Sie machen keinen wahrnehmbaren Unterschied zwischen gleich- oder gegengeschlechtlichem Verkehr. Auch Masturbation konnte regelmäßig beobachtet werden. Vermutungen legen nahe, dass Sex (neben dem schwer nachprüfaren Vergnügen) erheblich zur Konfliktlösung und Befriedung der Gruppe beiträgt. (Ebd., S. 14)

⁷⁴⁰ Volker Storch, Ulrich Welsch und Michael Wink nennen als Ausnahme Elefanten, bei denen etwas Vergleichbares beobachtet werden kann. Hier übernehmen dann die alten Weibchen oftmals auch die Führung einer Gruppe. Volker Storch/ Ulrich Welsch/Michael Wink: Evolutionsbiologie, Berlin-Heidelberg: Springer 2001, S. 373

⁷⁴¹ Sommer: Von Menschen und anderen Affen, 2000, S. 76 f.

gynie bzw. Polyandrie handelt –, die nicht nur der Fortpflanzung dient, sondern eine Partnerschaft darstellt.⁷⁴² Sex ist Privatsache und wird hauptsächlich aus reinem Vergnügen betrieben, der Eisprung der Frau ist nicht erkennbar und in einem Alter von 45 bis 55 Jahren wird sie unfruchtbar.⁷⁴³

Das im Vergleich zu anderen Primaten große Gehirn hatte Konsequenzen für die menschliche Physiologie und das menschliche Verhalten: Der Geburtskanal der Frau durch den Beckenboden ist zeitlich in der Evolution vor dem größeren Gehirn in dem größeren Schädel entstanden, so dass als Lösung der menschliche Nachwuchs auf die Welt gebracht werden muss, bevor seine Entwicklung abgeschlossen ist.⁷⁴⁴ Im Vergleich zu anderen Säugetieren oder Primaten benötigen Menschenkinder ungleich länger, um diesen Prozess nun außerhalb der schützenden mütterlichen Plazenta abzuschließen. Sie sind damit anfälliger, pflegebedürftiger und verlangen nach einer intensiveren und extensiveren parentalen Zuwendung. David Bjorklund und Anthony Pellegrini bezeichnen den Menschen daher auch als „Neotenus Species“.⁷⁴⁵ Spezielle Strategien bei der Partnerwahl und der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern waren die Folgen.⁷⁴⁶ (Vgl. Kap. Spezialisierung und Geschlechterunterschiede)

Die Selektionskriterien der Partnerwahl differieren bei Männern und Frauen in zahlreichen Aspekten; sie werden aus evolutionsbiologischer Perspektive erklärbar: Die intrakorporale Befruchtung mit der folgenden lang andauernden Schwangerschaft und das anschließende Stillen bindet die Frau (zumindest für diesen Zeitraum) an ihre Nachkommen. Anders ausge-

⁷⁴² Volker Sommer nennt folgende prinzipielle Sozialsysteme:

Polygynie: ein Männchen - mehrere Weibchen (Vielweiberei)

Monogamie: ein Männchen – ein Weibchen (Einehe)

Polygynandrie: mehrere Männchen – mehrere Weibchen (Promiskuität)

Polyandrie: mehrere Männchen – ein Weibchen (Vielmännerei)

„Von 849 Gesellschaften, deren Eheformen der von dem amerikanischen Anthropologen George Peter Murdock herausgegebenen ‚Ethnographischen Atlas‘ verzeichnet, erlauben 83 Prozent die Vielweiberei. Lediglich 16 Prozent sind vom Gesetz her monogam. Weniger als ein Prozent der Kulturen praktizieren die Polyandrie und weitaus am seltensten ist die Polygynandrie.“ (Ebd., S. 68 und S. 73)

Franz Wuketis führt zwei Hauptgründe für monogame Gesellschaftsformen an: die Vererbung von Gütern in Kleingesellschaften und die bessere politische Kontrolle von Staaten mit komplexen Strukturen. Letzteres träfe wohl auf die meisten Industrienationen zu. Eine monogam lebende Familie ist zwangsläufig kleiner als ein polygam lebender Familienclan und damit leichter dirigierbar. (Wuketis: Was ist Soziobiologie, 2002)

⁷⁴³ Frauen können zumeist lernen, bestimmte Anzeichen für den Eisprung zu erkennen z.B. an der Konsistenz des Cervixschleims. Es gibt mehrere Indizien, die darauf hindeuten, dass Männer trotz des versteckten Östrus der Frauen in der Lage sind, eine Ovulation bei Frauen anhand einer geringeren WHR, eines veränderten Hauttons und anhand vermehrter Berührungen festzustellen. (Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 208)

⁷⁴⁴ Beim Menschen hat das Gehirn bei der Geburt laut Robin Dunbar lediglich knapp ein Drittel seiner Gesamtgröße, die es erst während des ersten Lebensjahres erreicht. (Dunbar: Klatsch und Tratsch, 2000, S. 165) [Inzwischen geht man davon aus, dass das Gehirn bis zum Ende der Pubertät, der Präfrontalkortex sogar bis ca. zur Mitte des dritten Lebensjahrzehnts wächst. Vgl. Kap. Entwicklung zum Homo sapiens sapiens und seine neurologische Ausstattung – Verf.]; Bernhard Hassenstein vermutet, dass es sich beim Menschen um eine Zeitspanne von zwei bis drei Monaten handelt, die er zu früh auf die Welt kommt. Bernhard Hassenstein: Verhaltensbiologie des Kindes, 4. überarb. Aufl., München: Piper 1987, S. 72-74

⁷⁴⁵ Bjorklund/Pellegrini: The Origins of Human Nature, 2002, S. 88 ff.

⁷⁴⁶ Laut Dunbar kam es vermutlich in der Geschichte der Menschheit auch zur Paarbildung, weil der Aufwand des Kinderversorgens und -großziehens nicht mehr alleine durch die Frauen gesichert werden konnte. Die meist bei den Primaten vorherrschende Polygamie reduzierte sich bei den ersten Hominiden meist auf eine Bigamie. Mehr konnten die Männer in der Regel nicht versorgen. Dunbar: Klatsch und Tratsch, 2000, S. 166 ff.

drückt: Während dieser Zeit hatte sie *nicht* die potenzielle Möglichkeit, andere Kinder in die Welt zu setzen, da sie dazu physiologisch nicht in der Lage gewesen wäre, zumindest in den Jäger-Sammler-Gesellschaften, in denen die Kinder mehrfach stündlich rund vier Jahre lang gestillt wurden, was zur Suppression des Zyklus führte (Laktationsamenorrhöe). Intrakorporale Befruchtungen sind für den männlichen Part insofern problematisch, weil sie nicht verifizieren können, ob der Nachwuchs tatsächlich von ihnen stammt und ihre Gene trägt. Bevor sie Zeit und Energie für die Aufzucht verwenden, wollen sie sicherstellen, ob sich ihr Einsatz ‚lohnt‘.⁷⁴⁷ Seit ein paar Jahrzehnten ist die Gewissheit durch die genetischen Vaterschaftstests gegeben. In der Evolution haben sich andere Strategien entwickelt.

Das Menschenkind braucht selbst nach der Stillzeit die elterliche Pflege und Unterstützung, ohne die es keine Überlebenschance hätte. Diese über Jahre hinweg zu leisten, wäre für ein Elternteil nur unter größten Schwierigkeiten realisierbar. Es ist also zum Erhalt des genetischen Nachwuchses biologisch sinnvoll, dass er bis zu seiner Selbständigkeit (und eigenen Zeugungsfähigkeit) von beiden Elternteilen betreut wird.⁷⁴⁸ Von den biologischen Funktionalitäten her ist die Investition der Mütter naturgemäß ungleich höher. Männern kamen vor allem unterstützende Aufgaben der Nahrungsbeschaffung und des Schutzes zu. Jared Diamond vertritt die These, dass die Evolution eine Intensivierung der väterlichen Brutpflege favorisiert. Er hält den männlichen Homo sapiens für einen der aussichtsreichsten Kandidaten für Milchproduktion und damit für das Stillen. Physiologisch ist dies heute bereits bei entsprechender hormoneller Behandlung möglich. Evolutionär sinnvoll wäre eine solche Entwicklung, wenn dadurch Aufgaben der parentalen Fürsorge besser verteilt würden und/oder die Anzahl der Nachkommen pro zu versorgendes Paar anstiege. Allerdings könnten bis dahin noch Millionen Jahre vergehen.⁷⁴⁹

Sexualität aus reinem Vergnügen zu praktizieren und die Fortpflanzung nicht intentional in den Vordergrund zu stellen, scheint aus biologischer Sicht Energie- und Zeitverschwendung. Unterschiedliche Theorien liefern die Gründe für die spezielle Form der menschlichen Sexualität.

1) Traditionelle These von Sex als Bestechung: Die Steinzeitfrau musste den Mann an sich binden, um Unterstützung für sich und ihr Kind zu erhalten. Wenn er so oft Sex haben konnte, wie er wollte, suchte er nicht nach anderen Partnerinnen und sie kam in den Genuss seiner Beute und seines Schutzes. Die These widerspricht aber dem Verhalten von einigen Primaten-

⁷⁴⁷ Bei extrakorporaler Befruchtung ist dies anders und viele Männchen beteiligen sich bereitwilliger oder übernehmen gänzlich die Brutpflege wie beim Stichling oder der Geburtshelferkröte.

⁷⁴⁸ Dunbar: Klatsch und Tratsch, 2000, S. 166 ff.

⁷⁴⁹ Diamond: Warum macht Sex Spaß, 2000, S. 81

arten, die entweder ebenso Sex aus Vergnügen praktizieren und trotzdem promiskuitiv leben (Bonobos) oder monogam leben und jahrelang keinen Sex haben (Gibbons).

2) These der Suche nach besseren Genen oder „Sexy-Son-Hypothese“⁷⁵⁰: Geht eine Frau eine temporäre Affäre mit einem hoch gestellten und/oder attraktiven Mann ein, wird das daraus entstehende Kind ebenfalls diese Gene erben. Bringt sie einen Sohn zur Welt, so stehen die Chancen gut, dass dieser ebenfalls attraktiv ist und auf Frauen der nächsten Generation besonders anziehend wirkt. „Ihr Sohn hat also verstärkten sexuellen Zugang, zeugt mehr Kinder und schenkt seiner Mutter so mehr Enkelkinder“, fasst David Buss das Prinzip zusammen.⁷⁵¹ Zahlreiche Feldstudien belegen, dass Frauen um den Zeitpunkt ihrer Ovulation herum verstärkt sexuellen Kontakt zu besonders maskulinen Männern suchen.⁷⁵² Diese Theorie gehört zu den am meisten diskutierten und erklärt ebenfalls, warum Söhne in vielen Gesellschaften ungleich erwünschter sind als Töchter. (Vgl. Kap. über Gewalt und Aggression)

3) Theorie der Empfängnisverhütung: Da Geburten bei Menschen im Vergleich zu allen anderen Säugetieren beispiellos schmerzhaft und gefährlich sind, griffen Frauen, die ihren Eisprung kannten, zu dem ‚Trick‘, an diesen Tagen Sex zu meiden.⁷⁵³ Diese Frauen pflanzten sich dementsprechend wenig fort und übrig blieben die Frauen, die ihren Eisprung nicht bemerkten.

4) „Papa-zu-Hause-Theorie“ (Richard Alexander/Katherine Noonan): Der versteckte Östrus entwickelte sich, weil er die Monogamie begünstigt.⁷⁵⁴ Der Mann bleibt zu Hause, weil er sicherstellen will, dass *er* der Vater der Kinder ist, und die Frau profitiert davon, weil sie der Mann bei der Pflege der Kinder unterstützt. Insgesamt steigt durch seine Mithilfe die Wahrscheinlichkeit, dass seine Gene in die nächste Generationen weitergegeben werden können.⁷⁵⁵

5) „Viele-Väter-Theorie“ (Sarah Hrdy): Kindsmord durch Männchen ist unter Primaten (Schimpansen, Gorillas) und anderen Säugetierarten (z.B. Löwen) ein praktiziertes Verhalten, den Nachwuchs von Nebenbuhlern aus der Welt zu schaffen. Solange Muttertiere ihre Jungen stillen, sind sie in der Regel unfruchtbar. Das ändert sich bei dem frühzeitigen Tod der Kin-

⁷⁵⁰ Ronald Fisher hat diese Theorie erstmals aufgebracht, die erläutert, warum bestimmte Auffälligkeiten oder Ornamente Weibchen bei der Wahl ihrer Partner positiv beeinflussen. Sie werden als Indikator für eine hohe Fitness, also für gute Gene gewertet, die dann wiederum an die männlichen Nachfahren weitergegeben werden könnten und so letztlich zu einer insgesamt erhöhten Nachkommenzahl führten. Amotz Zahavi hat diese Idee als Ausgangsbasis für sein „Handicap-Prinzip“ verwendet. Ronald Fisher: *The Genetical Theory of Natural Selection*, Oxford: Clarendon 1930

⁷⁵¹ Buss: *Evolutionäre Psychologie*, 2004, S. 242

⁷⁵² Während der Ovulation der Frau sinkt die Konzentration von Monoaminoxidase (Enzym, das die Selbstkontrolle regelt), die Frauen reagieren ‚enthemmt‘. Ebenso ist während dieser Phase die Körpersymmetrie erhöht und der Körpergeruch aufgrund einer veränderten Zusammensetzung der Kopoline (Vaginalsekret) ein anderer. Manfred Hassebrauck/Beate Küpper: *Warum wir aufeinander fliegen. Die Gesetze der Partnerwahl*, Reinbek: Rowohlt 2002, S. 196 ff.

⁷⁵³ Gorillaweibchen bekommen Jungen mit ca. 1,5 kg bei einem Eigengewicht von 100 kg, Menschenkinder wiegen dagegen ca. 3,5 kg bei einem Gewicht der Mütter von 60 kg.

⁷⁵⁴ Östrus bezeichnet die Zeit um den Eisprung herum (griech. für Pferdebremse, Dasselfliege, ein stechendes Insekt, das Rinder befällt und in den Wahnsinn treibt).

⁷⁵⁵ 70% bis 95% aller Kinder stammen genetisch auch tatsächlich von ihren vermeintlichen Vätern ab. Diamond: *Warum macht Sex Spaß*, 2000, S. 100 ff.

der. Das neue Männchen hat so die Chance, schneller sein eigenes genetisches Material zu platzieren. Entwicklungsgeschichtlich stellt diese Situation ein Problem dar: Die Weibchen investieren viel in Schwangerschaft, Geburt und Brutpflege ihres Nachwuchses, der dann möglicherweise umgebracht wird.⁷⁵⁶ Wenn das Weibchen nun einen verdeckten Eisprung hat und sich mit verschiedenen Männchen paart, ist für keinen der Männchen die Sicherheit der Vaterschaft gegeben. Es wäre daher auch nicht sinnvoll, die Kinder umzubringen. Möglicherweise kann sich das Weibchen auch dadurch die Unterstützung mehrerer Männchen sichern, zumindest aber eine „wohlwollende Neutralität fast aller potentiellen männlichen Mörder.“⁷⁵⁷ Die beiden letzten Theorien gelten heute als die plausibelsten und wurden von den schwedischen Biologen Birgitta Sillén-Tullberg und Anders Møller im Detail untersucht. In einem 4-Schritt-Programm wurden Primatenarten nach ihrer Form des Östrus, der Form des Zusammenlebens und ihrem evolutionsgeschichtlichen Stammbaum aufgeteilt.

„Ausgangspunkt war die Beobachtung, daß manche sehr eng verwandte heutige Arten, die vermutlich von einem gemeinsamen Vorfahren abstammen, sich in ihren Paarungssystemen und den Signalen für den Eisprung stark unterscheiden. Dies läßt darauf schließen, daß sich die Signale oder Paarungssysteme erst in relativ junger evolutionärer Vergangenheit geändert haben.“⁷⁵⁸

Ergebnis dieser Untersuchung war, dass sich die Entwicklung in zwei Schritten vollzogen haben muss: Zuerst hat die Haremshaltung oder Promiskuität zum verdeckten Eisprung geführt („Viele-Väter-Theorie“) und erst dann entwickelte sich die Monogamie („Papa-zu-Hause-Theorie“), die heute vermutlich weitgehend die Basis der menschlichen Sexualität bildet.

Die Besonderheit der Menopause bei dem weiblichen Homo sapiens lässt sich entwicklungs-geschichtlich mit der intensiven Betreuung der Kinder erklären, die durch eine verfrühte Geburt wegen des großen Gehirns notwendig wurde: Während des normalen Alterungsprozesses nimmt die Qualität der Eizellen der Frauen rapide ab und die Wahrscheinlichkeit von genetischen Defekten und Totgeburten zu.⁷⁵⁹ Darüber hinaus steigt das Risiko für die Mutter, bei Schwangerschaft und Geburt selber gesundheitlichen Schaden zu nehmen und zu sterben. Da menschliche Kinder bis zu ihrer Selbständigkeit mindestens 15 bis 20 Jahre (heute oft 30 Jahre) Unterstützung benötigen, musste die Evolution zur Absicherung der Investition dafür sor-

⁷⁵⁶ Ein Drittel aller Todesfälle bei Gorillajungen gehen auf Kindsmord zurück.

⁷⁵⁷ Diamond: Warum macht Sex Spaß, 2000, S. 97

⁷⁵⁸ Ebd., S. 103

⁷⁵⁹ Frauen sind bereits vor ihrer Geburt mit der vollständigen Anzahl der Eizellen ausgestattet und können im Laufe ihres Lebens – im Gegensatz zur männlichen Spermatogenese – keine neuen entwickeln bzw. die vorhandenen sterben sogar sukzessive ab. Im 5. Fötalmonat sind ursprünglich rund 6 Mio. vorhanden, bei der Geburt dann nur noch 40.000 bis 50.000. Bis zur Geschlechtsreife reduziert sich die Anzahl nochmals auf 20.000. Allerdings reifen sowieso lediglich 400 bis 500 Eizellen zur Befruchtungsfähigkeit heran. Kunsch/Kunsch: Der Mensch in Zahlen, 2007, S. 180

gen, dass die Frauen mindestens solange lebten, dass ihr Jüngstes im Teenageralter war.⁷⁶⁰ Der Verlust einer bereits über Jahre hinweg getätigten Investition wäre ungleich größer als der Nutzen, weiteren Nachwuchs in die Welt zu setzen. Anscheinend haben sich evolutiv gesehen Frauen als nützlicher erwiesen, wenn sie sich um ihren vorhandenen Nachwuchs (und um die Kinder ihrer Töchter) intensiver kümmerten, als wenn sie neue Kinder bekamen. Bei Männern war dies nicht nötig, da sie nie bei der Geburt eines Kindes sterben und selten nur bei der Befruchtung und sich bei der Versorgung der Kinder wesentlich weniger verausgaben. Ihre Risiken sind insgesamt unvergleichbar gering. Um den Rhythmus des Kinderbekommens zudem bei der Ernährung auffangen zu können, sind Mütter und ihr Nachwuchs vor allem auf die Sammelleistung ihrer weiblichen Verwandten – hauptsächlich ihre eigenen Mütter – angewiesen, was vermutlich auch der Entstehungsursache der weiblichen Menopause entsprechen könnte („Großmutterhypothese“).⁷⁶¹

Viele spezifische Vorlieben konnten sich über die Jahrtausende entwickeln, weil eine gute Partnerwahl entschieden zum eigenen Überleben und dem des Nachwuchses beitrug. Robert Trivers trifft dazu 1972 zwei grundlegende Aussagen:

„(1) das Geschlecht, das mehr in den Nachwuchs investiert (in der Regel, doch nicht immer das weibliche Geschlecht), wird bei der Partnerwahl wählerischer sein; und (2) das Geschlecht, das weniger in den Nachwuchs investiert, wird um das andere Geschlecht stärker konkurrieren.“⁷⁶²

Bei den Menschen investiert klar die Frau mehr in den Nachwuchs und selektiert daher bei der Partnerwahl strenger als Männer. Im Wesentlichen trifft sie die Entscheidung, welcher Mann als Partner und somit potenzieller Vater ihrer Kinder in Frage kommt, selbst wenn sie den Männern den Eindruck vermittelt, ihnen würde die Entscheidung obliegen. Völlig losgelöst findet dieser Prozess allerdings nicht statt. Ein zentraler Faktor auf beiden Seiten ist der eigene „Partnerwert“ („mate value“), der je nach Alter, Aussehen und sozialem Status

⁷⁶⁰ Barbara Strauch erläutert umfassend, warum es zu einer so ausgedehnten Adoleszenzphase bei den Menschen kam und welche neuronalen Prozesse in den einzelnen Phasen des Heranwachsens damit zusammenhängen. Die Feinjustierung der Impulssteuerung, die über den präfrontalen Kortex abläuft, ist gerade noch vor oder während der Pubertät unzureichend. Man kann also als Erwachsener nicht zwangsläufig davon ausgehen, dass die schon oft erwachsen wirkenden Menschen das ‚Richtige‘ und ‚Logisch-Vernünftige‘ machen und die Konsequenzen ihrer Handlungen immer in Betracht ziehen. Dieser Prozess funktioniert erst ab rund 25 Jahren. Barbara Strauch: Warum sie so seltsam sind. Gehirnentwicklung bei Teenagern, Berlin: Berlin Verlag 2003, S. 52 ff.

⁷⁶¹ Eckart Voland/Athanasios Chasiotis und Wulf Schiefenhövel (Hrsg.): Grandmotherhood. The Evolutionary Significance of the Second Half of Female Life, New Brunswick & London: Rutgers University Press 2005; Voland: Die Natur des Menschen, 2007, S. 106 ff.

Daryl Shanley und Kollegen konnten die „Großmutterhypothese“ anhand von Daten von 5.500 Menschen in Gambia aus den Jahren 1950 bis 1975 bestätigen. In diesem Zeitraum korrelierten anscheinend die Lebensbedingungen dort mit denen, als sich in der Evolution die Menopause bei den Frauen etablierte. Daryl Shanley et al.: Testing evolutionary theory of menopause, in Proceedings of the Royal Society B Vol. 274, Nr. 1628, 07.12.2007, S. 2943-2949. Ebenfalls wurde diese Theorie anhand einer aufwändigen Modellrechnung verifiziert. Rufus Johnstone/Michael Cant: The evolution of menopause in cetaceans and humans, in: Proceedings of the Royal Society B, 30.06.2010, online doi: 10.1098/rspb.2010.0988

⁷⁶² Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 155

differiert und unterschiedliche Verhaltens- und Entscheidungsoptionen eröffnet.⁷⁶³ Diese Kriterien, einst in vorgesellschaftlichen Strukturen entstanden, sind auch heute noch trotz signifikant veränderter Rahmenbedingungen Orientierungsbasis bei der Evaluation potenzieller Partner.⁷⁶⁴ Andreas Hejji stellt das Ergebnis einer empirischen Untersuchung vor, die komprimiert zentrale Aspekte der unterschiedlichen Partnerwahl bei Männern und Frauen dokumentiert:

„Frauen bevorzugen Männer, die kräftig, männlich, durchsetzungsfähig, selbständig, fleißig, gewissenhaft, hilfsbereit, familienbezogen und kinderlieb sind. Was den Körper betrifft, sollte der Mann einen großen, muskulösen Körper, breite Schultern, ein schmales Becken, hohe Wangenknochen, eine lange Nase und eine tiefe Stimme haben.

Männer bevorzugen den Ergebnissen des Fragebogens zufolge Frauen, die hübsch, weiblich, jung, heiter und modebewußt sind. Sie sollten glatte Haut und lange – nach Meinung der Mehrheit der Befragten – helle Haare haben. Falten um die Augen sind ebenso unerwünscht wie eine ausgeprägte Körperbehaarung. Daß die am Anfang des Kapitels beschriebene ‚Sanduhrfigur‘ geschätzt ist, wird bestätigt: Ein großer Po und ein entsprechender Brustumfang sind durchaus beliebt, ebenso eine schmale Taille.“⁷⁶⁵

Frauen beurteilen zudem den aktuellen, aber auch den potenziellen Status eines Mannes, bevor sie sich langfristig mit ihm einlassen. Männer legen dementsprechend großen Wert, ihren Status zur Schau zu tragen, bzw. versuchen einen höheren vorzutauschen. Die gesellschaftliche Position ist bei Menschen zumindest in der heutigen Zeit nicht mehr an eindeutigen äußeren Merkmalen zu erkennen. Noch in aristokratischen Gesellschaftsformen halfen Kleidung, Auftreten und Sprache zu einer relativ zuverlässigen Einschätzung, heute sind es andere Signale. Buss fasst zusammen, welche Vorlieben sich bei den Frauen für die Adaptionsprobleme entwickelt haben:⁷⁶⁶ Investitionskraft (gute Finanzen oder finanzielle Aussichten, Status innerhalb der Gemeinschaft, höheres Alter, Ehrgeiz/Fleiß), Investitionsbereitschaft (Zuverlässigkeit und Stabilität, Zeichen von Liebe und Bindungswille, positiver Umgang mit Kindern), Schutz für Frau und Kinder (Größe, Stärke, Mut, Athletik), Fürsorglichkeit als Vater (Zuverlässigkeit, emotionale Stabilität, Freundlichkeit, positiver Umgang mit Kindern), Kompatibilität (ähnliche Werte und Persönlichkeit, ähnliches Alter) und nicht zuletzt Gesundheit (physische Attraktivität, Symmetrie, Gesundheit).

Die starke weibliche Präferenz für wirtschaftliche Ressourcen bei Männern hat dazu geführt, dass z.B. Werkzeuge und Territorien weltweit von Männern „beschafft, verteidigt, monopolisiert und kontrolliert“⁷⁶⁷ werden. Finanzielle Ressourcen sind Frauen doppelt so wichtig wie

⁷⁶³ Partnerwert bezeichnet keine absolute Größe, sondern entsteht in dem Verhältnis zu anderen Geschlechtsgenossen. Beispielsweise ist es schwieriger in einer dicht besiedelten, medial verbundenen Welt attraktiv zu wirken, als eine von wenigen Frauen unter vielen Männern zu sein, die beispielsweise den Westen Amerikas besiedelten. Im ersteren Fall kann sich der Partnerwert trotz objektiv gegebener Schönheitsmerkmale als geringer darstellen als im zweiten Fall.

⁷⁶⁴ Andreas Hejji: Traumpartner. Evolutionspsychologische Aspekte der Partnerwahl, Berlin-Heidelberg: Springer 1996, S. 14 f.

⁷⁶⁵ Ebd., S. 52

⁷⁶⁶ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 157 f.

⁷⁶⁷ Ebd., S. 158 f.

Männern⁷⁶⁸ und eine hohe gesellschaftliche Position lässt den Rückschluss auf einen guten Zugang/Kontrolle von Ressourcen zu.

„Ein höherer Status führt zu besserer Nahrung, mehr Landbesitz und besserer gesundheitlicher Versorgung. Kinder von höherem gesellschaftlichen Rang haben Chancen und Möglichkeiten, die Kindern verwehrt bleiben, deren Väter einer niedrigeren sozialen Schicht angehören.“⁷⁶⁹

Neben den mobilen und immobilien Reichtümern zählen Bildungs- und Berufsabschlüsse zu den Indikatoren, an denen ein hoher oder potenziell hoher Status abzulesen ist. Eine Studie über 37 Kulturen hinweg ergab, dass Frauen Männer bevorzugen, die durchschnittlich dreieinhalb Jahre älter sind als sie selber. Auch hier besteht der Zusammenhang zwischen Alter, Status und Zugang zu Ressourcen. Ein fleißiges und ehrgeiziges Verhalten deutet ebenfalls darauf hin, dass der Partner Ressourcen akkumulieren kann.⁷⁷⁰ Zuverlässigkeit und Stabilität sind wichtige Indizien, dass er sich langfristig und kontinuierlich um die Versorgung der Familie kümmern wird.

Daneben sind physiognomische Attribute nicht gänzlich irrelevant: Körpergröße (in Deutschland über 180 cm) und ein athletischer Körperbau gelten als erstrebenswert, weil sie den Schutz der Familie sichern.⁷⁷¹ Ein guter Gesundheitszustand ist beiden Geschlechtern wichtig. Wichtige Hinweise auf eine stabile Gesundheit liefert die Symmetrie des Gesichts und Körpers. „Männer haben meist einen längeren, kräftigeren Unterkiefer, stärker geschwungene Augenbrauen und ausgeprägtere Wangenknochen, was in der Hauptsache auf männliche Hormone wie etwa Testosteron zurückzuführen ist.“⁷⁷² Männlich aussehende Gesichter werden von Frauen als attraktiver eingestuft, obwohl ein hoher Testosteronspiegel für das Immunsystem eher belastend ist, d.h. sie können sich gesundheitlich diesen „Luxus“ leisten.⁷⁷³ Eine ausgeprägte Muskulatur zeugt von Kraft und Schnelligkeit.

Liebe und Bindungswille ist ein weiterer wichtiger Aspekt bei der Partnerwahl. Als Indikatoren werden in vielen Kulturen Treue und die Aufwendung von Ressourcen herangezogen,

⁷⁶⁸ Ebd., S. 161

⁷⁶⁹ Ebd., S. 163

⁷⁷⁰ Ebd., S. 165 ff.

⁷⁷¹ Guido Heineck hat zum Thema Körpergröße und Gehalt eine interessante Studie vorgelegt, in der er bei deutschen Männern eine direkte Korrelation zwischen Körpergröße und Gehalt nachweisen konnte. Groß gewachsene Männer werden als besonders leistungs- und durchsetzungsstark wahrgenommen (zumindest in den alten Bundesländern). Bei Frauen gilt diese Systematik nicht. Hier spielt vor allem Attraktivität und emotionale Intelligenz eine Rolle. Guido Heineck: *Up in the Skies? The Relationship between Body Height and Earnings in Germany*, in: *Labour: Review of Labour Economics and Industrial Relation* Vol. 19, Nr. 3, Sept. 2005, S. 469-489. Auch in der größten Industrienation der Welt scheinen diese Faktoren implizit eine zentrale Rolle zu spielen: Die Mehrheit der Spitzenmanager der Fortune-500-Liste sind nicht nur weißer Hautfarbe und männlichen Geschlechts, sondern sieben Zentimeter größer (1,82 m) als der Durchschnitts-US-Amerikaner (1,75 m). Auf den Verdienst wirkt sich auch in den USA die Körpergröße aus: Bereinigt um Geschlecht und Hautfarbe bringt sie 310 USD pro Zentimeter mehr auf das Konto. Malcolm Gladwell: *Blink! Die Macht des Moments*, München: Piper 2007, S. 93 f.

⁷⁷² Buss: *Evolutionäre Psychologie*, 2004, S. 173

⁷⁷³ Ebd., S. 170 ff. Die Anfälligkeit für Prostatakrebs scheint mit dem Testosteronniveau zu korrelieren. Philippe Rushton konstatiert, dass Afrikaner aufgrund ihres durchschnittlich 19% höheren Testosteronspiegels als Kaukasier hiervon stärker betroffen sind. Rushton: *Rasse, Evolution und Verhalten*, 2005, S. 228

z.B. in Form von Geschenken oder Teilen der Nahrung. Kontextabhängig bei der Partnerwahl der Frauen sind die Ressourcen, über die sie selber verfügt, die Frage, ob sie einen Mann für eine kurz- oder eine langfristige Partnerschaft sucht, die Phase ihres Menstruationszyklus und ihr eigener Partnerwert.

Nicht immer steht einer Frau die Möglichkeit offen, alle wichtigen Aspekte zu überprüfen, bzw. der Aufwand stünde in keinem Verhältnis zu der daraus gewonnenen Erkenntnis. So kann im Tierreich wie in der weiblichen Menschenwelt beobachtet werden, dass Frauen ihre Geschlechtsgenossinnen bei der Wahl ihrer potenziell in Fragen kommenden (Sexual-)Partner nachahmen („mate copying“). Umso attraktiver ein Mann von vielen Frauen wahrgenommen wird, desto begehrenswerter erscheint er – ganz nach der Devise: So viele Frauen können sich nicht irren.⁷⁷⁴ Dabei wird nicht nur positiv, sondern auch negativ selektiert. „Eine ultimate Erklärung für die Existenz dieses Mechanismus besteht darin, dass kopierende Weibchen auf diese Art die Kosten der Partnerwahl reduzieren oder ganz vermeiden können.“⁷⁷⁵

Die langfristigen Partnerwahlstrategien der Männer unterscheiden sich in einigen wesentlichen Punkten von denen der Frauen. Trotz der Möglichkeit, bei einer polygamen Lebensweise ungleich mehr Kinder in die Welt setzen zu können, nennt Buss folgende adaptive Vorteile, eine feste Beziehung einzugehen:

„(1) bessere Chancen, eine Partnerin anzuziehen, (2) erhöhte Möglichkeiten, eine begehrenswerte Partnerin anzuziehen, (3) erhöhte Gewissheit der Vaterschaft, (4) erhöhte Überlebenschancen seiner Kinder und (5) erhöhter reproduktiver Erfolg der Kinder aufgrund der elterlichen Investitionen.“⁷⁷⁶

Bei der Wahl einer Partnerin spielt für Männer die Einschätzung ihres reproduktiven Werts respektive ihrer tatsächlichen Fertilität die zentrale Rolle – selbst, wenn solche Überlegungen nicht bewusst oder gewollt ablaufen und von den meisten Männern der westlichen Industrienationen zurückgewiesen werden würden. Jugend und Gesundheit werden hierfür als Kernsignale gewertet. So bevorzugen Männer mit zunehmendem Alter auch jüngere Frauen, meis-

⁷⁷⁴ Benedict Jones et al.: Social transmission of face preferences among humans, in: Proceedings of the Royal Society B Vol. 274, Nr. 1611, 22.03.2007, S. 899-903. Jones und Kollegen haben auch die Gegenprobe durchgeführt: Männer fanden die von Frauen als attraktiv empfundenen Männer entsprechend der evolutionspsychologischen Konkurrenzsituation weniger attraktiv als diejenigen, die von Frauen neutral oder ablehnend betrachtet wurden.

Dieser Mechanismus erklärt im Übrigen das Phänomen, warum sich weibliche Fans um männliche Pop- oder Kinostars scharen – selbst wenn diese nach objektiven Kriterien weder besonders schön, noch außergewöhnlich intelligent oder charakterstark sind. Eigenen Aussagen zufolge erfahren zahlreiche dieser Superstars in ihrer Anfangszeit durch das weibliche Geschlecht Ablehnung oder Nichtbeachtung, erst eine zunehmende Popularität, die immer weitere Kreise zieht, löst solche Massenanziehungskraft aus. Geht die Popularität zurück, verliert diese Person auch wieder zur Gänze die Anziehungskraft. Natürlich kopieren auch Männer Vorbilder – allerdings nicht um den Aufwand und das Risiko der Partnerwahl zu minimieren, sondern um erfolgreicher und attraktiver zu wirken und so eher als potenzieller Partner in Frage zu kommen. Siehe hierzu auch: Mark van Huissing: Magie der Prominenz. Warum sich der Mensch dem Star hingibt. Die Ursachen liegen in der Evolution, in: Welt, 25.01.2006, S. 9

⁷⁷⁵ Kappeler: Verhaltensbiologie, 2006, S. 336 f.

⁷⁷⁶ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 192

tens in der Altersgruppe von 19 bis 29 Jahren. Jugendlichkeit an sich stellt kein Kriterium dar, sofern sie nicht an die fruchtbarsten Jahre gekoppelt ist. Männliche Teenager können sich daher für etwas ältere Frauen begeistern.⁷⁷⁷

Schönheit entsteht nicht im Auge des Betrachters, sondern entspricht den über Jahrtausende hinweg entwickelten kulturübergreifenden Adaptionen, den reproduktiven Wert einer Frau einschätzen zu können: glatte, ebenmäßige Gesichtszüge, langes, glänzendes Haar⁷⁷⁸, klare, große Augen⁷⁷⁹, rote Wangen und Lippen⁷⁸⁰, schmaler Kiefer, federnder, jugendlicher Gang,

⁷⁷⁷ Ebd., S. 196

Winfried Menninghaus weist darauf hin, dass eine männliche Favorisierung von jungen Partnerinnen bei Schimpansen nicht nachvollzogen werden kann. Er mutmaßt, dass es sich hierbei eher um „die Strategien der Monopolisierung und möglichst effektiven Kontrolle weiblicher Sexualität“ handelt. Archaische Adaptionen wären sie zwar dann immer noch, aber eben zur „Befestigung patriarchaler Strukturen“ und nicht Ergebnis einer biologisch bedingten natürlichen Selektion. (Menninghaus: *Das Versprechen der Schönheit*, 2007, S. 165)

⁷⁷⁸ Winfried Menninghaus stellt heraus, dass das menschliche Haar im Gegensatz zu allen Tierhaaren oder Federn keine vorprogrammierte Wachstumsgrenze hat. „Irgendwann in der menschlichen Urgeschichte wurde das Haar verrückterweise so ‚gewählt‘, daß es nicht aufhört zu wachsen und keine einheitliche Naturfrisur mehr ergibt. Diese einzigartige Dekoration hat daher von sich aus die Tendenz, zu einem erheblichen Handicap für Sicht und ungestörte Bewegung zu werden.“ (Ebd., S. 150) Ganz im Sinne der „Handicap-Theorie“ ist daher gepflegtes langes Haar ein Fitness-Indikator, weil nur ressourcenstarke Menschen den Aufwand der Pflege auf sich nehmen können und konnten. In der nördlichen Hemisphäre wird darüber hinaus eine blonde Haarpracht als besonders attraktiv wahrgenommen. Sie gilt als Signal für Jugendlichkeit. Da nur ein kleiner Anteil Frauen echte Blondinen sind, wird mit Wasserstoffperoxid nachgeholfen. „Blondes were seen as warmer, but also as weaker-willed, and less intelligent and complex, than brunettes. Blond hair is more common in children than in adults, so perceivers may have generalized their stereotypes about naïve and compliant young children to their perception of blondes.“ Michael Cunningham/Stephen Shamblen: *Beyond nature versus culture: a multiple fitness analysis of variation in grooming*, in: Voland, Eckart/Karl Grammer (Hrsg.): *Evolutionary Aesthetics*, 2003, S. 212; ebenso Menninghaus: *Das Versprechen der Schönheit*, 2007, S. 94 ff.

Peter Frost und seine Kollegen von der schottischen St. Andrews Universität vertreten die Ansicht, dass die hellere Haar- und Augenfarbe das Ergebnis einer genetischen Mutation aufgrund eines starken sexuellen Selektionsdrucks war. Vor rund 11.000 Jahren am Ende der Eiszeitperiode seien die Lebensbedingungen im Europa nördlich der Alpen außergewöhnlich hart gewesen. Vermutlich gab es einen starken Frauenüberschuss, weil junge Männer überproportional häufig bei den lang andauernden und kräftezehrenden Jagden ums Leben gekommen seien. Die verbleibenden Männer konnten bei der Wahl ihrer Partnerin sehr selektiv vorgehen und sich die einst selten vorkommende Blondine als außergewöhnliche Gefährtin auswählen. Dass es sich dabei tatsächlich um eine sexuelle Selektion und nicht um eine zufällige Modeerscheinung handelt, scheinen Studien zu belegen, die bei hellhaarigen Frauen einen höheren Östrogenspiegel nachweisen konnten. Außerdem hätte sich dieser Erbgang sonst nicht dergestalt in der verhältnismäßig kurzen Zeit in der Bevölkerung durchsetzen können. Zumindest wäre dies eine plausible Erklärung, warum sich bei den Mittel- und Nordeuropäern als einzige ethnische Population auf der Welt ein so breites Spektrum an Haar- und Augenfarben entwickelt hat. Peter Frost et al.: *European hair and eye color: A case of frequency-dependent sexual selection?*, in: *Evolution and Human Behavior* Vol. 27, Nr. 2, März 2006, S. 85-103

Studien des Genetikers Hans Eiberg und seiner Kollegen konnten nachweisen, wie die blaue Augenfarbe entstand und wie sie sich heute noch weitervererbt. Danach trat diese zufällige Mutation der geringen Melaninproduktion erstmals vor rund 6.000 bis 10.000 Jahren vermutlich in der Gegend um das Schwarze Meer herum auf. Genetische Untersuchungen an heute Blauäugigen lassen den wahrscheinlichen Rückschluss zu, dass sie alle – gleich welcher Population sie angehören – auf einen gemeinsamen Urahn zurückblicken können. Eiberg sieht keinen direkten evolutionären Vorteil, den Blauäugige vor Menschen mit anderen Augenfarben haben. Dennoch könnte es sich im Nachhinein, vielleicht aufgrund seiner ursprünglich selten auftretenden Häufigkeit, als ein sexuelles Selektionskriterium herausgebildet haben. Hans Eiberg et al.: *Blue eye color in humans may be caused by a perfectly associated founder mutation in a regulatory element located within the HERC2 gene inhibiting OCA2 expression*, in: *Human Genetics* Vol. 123, Nr. 2, März 2008, S. 177-187

⁷⁷⁹ Große Augen mit als ansprechend wahrgenommenen geweiteten Pupillen deuten auf eine hervorragende Sehkraft hin, da ansonsten die Augen zusammengekniffen würden - zumindest bis zur Erfindung der Brille und Kontaktlinsen. Zudem suggerieren zusammengekniffene Augen, dass der Betrachter etwas taxiert, was eher als ein feindlich-aggressives Aussehen wahrgenommen wird. (Amotz Zahavi/Avishag Zahavi: *Signale der Verständigung. Das Handicap-Prinzip*, Frankfurt/Main: Insel 1998, S. 353 f.) Bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts haben Frauen Belladonna (Tollkirsche) trotz des enthaltenden Giftes verwendet, um das dort enthaltene Atropin zur künstlichen Erweiterung der Pupillen zu nutzen und so anziehender zu wirken. Entsprechend ihr botanischer Name: *Atropa belladonna*.

⁷⁸⁰ Rote Wangen und Lippen gelten in kälteren Regionen der Welt als Zeichen von Gesundheit, da sie Rückschlüsse auf eine gute Durchblutung zulassen. Wäre das nicht der Fall, zögen sich die Blutgefäße zusammen und das Gesicht und die Lippen wirkten bleich oder bläulich. (Ebd., S. 358 f.) Seit einigen Jahrhunderten helfen Frauen mit Rouge und Lippenstift nach, einen vitalen Eindruck bei ihrem Gegenüber zu erwecken. Darüber hinaus modelliert Rouge optisch das Gesicht dergestalt, dass die Wangenknochen prägnanter, die Stirn gerundeter und der Kiefer schmaler erscheinen – alles Signale, die mit einem gut funktionierenden weiblichen Hormonhaushalt in Verbindung gebracht werden.

günstige Körperfettverteilung (waist-to-hip ratio/WHR von 0,67 bis 0,80) sind u.a. die bevorzugten Merkmale.⁷⁸¹ Dies alles sind Indikatoren, dass die Frau frei von Parasiten ist, keine sichtbaren Behinderungen oder Krankheiten aufweist, sich in einem fortpflanzungsfähigen Alter befindet und tendenziell leichter schwanger wird als Frauen mit einem höheren oder niedrigeren Taillen-Hüft-Verhältnis. Das männliche Gehirn wird beim Betrachten von attraktiven Frauengesichtern mit einer Aktivierung des Nucleus accumbens, das sogenannte Vergnügungszentrum des Gehirns, belohnt. Allerdings weist Menninghaus richtigerweise darauf hin, dass es keine umfassende empirische Studie gibt, die nachweist, dass die schönsten Frauen auch die kinderreichsten sind.⁷⁸² Ansatzweise valide Ergebnisse könnte eine solche Untersuchung bestenfalls in noch heute existierenden Jäger-Sammler-Gesellschaften erzielen, da in dem Rest der Welt mittlerweile von Frauen wie Männern die Reproduktion durch Verhütungsmethoden reglementiert wird.

Präferenzen von vorehelicher Keuschheit und ehelicher Treue bei Frauen entwickelten Männer in der Evolution, um sicherer zu sein, dass die Kinder nicht von anderen Männern gezeugt wurden.⁷⁸³ Die Ethologen nennen das Prinzip „mate guarding“, um den Kontakt der Weibchen mit anderen Männchen zu unterbinden und so die Spermienkonkurrenz niedrig zu halten bzw. auszuschließen. Gleichzeitig stellt die persönliche Bewachung immer das Dilemma dar, dass in dieser Zeit das Männchen keine anderen Weibchen befruchten kann.⁷⁸⁴ Trotz Gleichberechtigung, Verhütung, Vaterschaftstests und gelebter serieller Monogamie hält ein Großteil der Kulturen und Religionsgemeinschaften an diesem Postulat fest.⁷⁸⁵ Obwohl zumindest in den westlichen Industrienationen Frauen formaljuristisch keine Nachteile entstehen, wenn sie bereits vor bzw. während einer Ehe sexuelle Kontakte mit anderen Männern haben, scheint diese Haltung so verinnerlicht, dass sie bei Nachfrage die Anzahl ihrer Sexualpartner nach unten korrigieren und sich tendenziell als sexuell unerfahren darstellen, im Gegensatz zu Männern, die ihre Anzahl großzügig nach oben aufrunden. Im Durchschnitt geben Männer zwei- bis

⁷⁸¹ Der amerikanische Psychologe Devendra Singh hat herausgefunden, dass das Verhältnis zwischen Taillen- und Hüftumfang ein universelles Attraktivitätsmerkmal von Frauen ist. Ein niedriger WHR (d.h. Taille hat einen geringeren Umfang als die Hüfte) deutet darauf hin, dass Frauen aufgrund einer funktionierenden Östrogenproduktion fruchtbarer sind und dass eine geringere Gefahr für Herz-/Kreislaufkrankungen besteht. Bei Männern wird ein höheres Verhältnis von 0,9-1,0 als schön empfunden, da Testosteron die Fettablagerung an der Taille begünstigt. (Hassebrauck/Küpper: Warum wir aufeinander fliegen, 2002, S. 36 f.; Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 80 f. und S. 199 ff.)

Der chinesische Wissenschaftler Jintu Fan führt an, dass die WHR eher der Feinbeurteilung dient und zunächst der Volumen-Höhe-Index (VHI = Körpervolumen in Litern geteilt durch Körpergröße in Metern im Quadrat) zur Grundeinschätzung der Attraktivität (sprich Ernährungszustand) herangezogen werde. Bei Frauen liegt der als besonders attraktiv empfundene Wert bei 14, bei Männern zwischen 17,6 und 18. Alle Probanden waren allerdings chinesischer Herkunft. Jintu Fan: Visual perception of female physical attractiveness, in: Proceedings of the Royal Society: Biological Sciences, Vol. 271, Nr. 1537, 22.02.2004, S. 347-352

⁷⁸² Menninghaus: Das Versprechen der Schönheit, 2007, S. 117

⁷⁸³ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 211 f.

⁷⁸⁴ Kappeler: Verhaltensbiologie, 2006, S. 276

⁷⁸⁵ Bis 1998 (!) enthielt das BGB noch den „Kranzgeld-Paragrafen“ (§ 1300), der vorsah, dass „unbescholtene“ Frauen, die einem Mann aufgrund eines Eheversprechens die „Beiwohnung“ gestatteten, einen Schadensersatz fordern konnten, wenn das Verlöbnis zerbrach. Hintergrund war, dass Ledige wegen der nun fehlenden Jungfräulichkeit geringere Chancen auf dem Heiratsmarkt hatten und der entstandene „immaterielle Schaden“ eben zumindest materiell ausgeglichen werden musste.

viermal mehr verschiedene Sexualpartnerinnen an als Frauen. Statistisch gesehen ist dies trotz Berücksichtigung der Kontakte mit Prostituierten eine Unmöglichkeit.⁷⁸⁶ Evolutionspsychologisch ist es nachvollziehbar, dass Männer zumindest scheinbar auf ‚Masse‘ und Frauen auf ‚Klasse‘ setzen, um sich bei dem jeweils anderen Geschlecht als geeigneter potenzieller Partner darzustellen. Dass Frauen sich in der Realität mit mehreren Männern (auch parallel) einlassen, hängt mit der Strategie nach der Suche der ‚besten‘ Gene zusammen („Sexy-Son-Hypothese“).

Ebenfalls kontextabhängig bei der Partnerwahl der Männer ist ihr eigener Partnerwert. Je höher ihr Status ist, desto begehrtere Partnerinnen stehen ihnen zur Verfügung. Ansonsten werden eher Frauen mit einem vergleichbaren Attraktivitätsniveau ‚gewählt‘, quasi das bestaussehende Pendant für den eigenen „mate value“.⁷⁸⁷ Problematisch erweist sich dabei der sogenannte „Hollywood-Effekt“, wie Hassebrauck und Küpper ausführen:

„Männer, die besonders häufig mit hoch attraktiven Personen des anderen Geschlechts zusammentreffen – etwa Filmstars, aber auch Lehrer und Professoren – entwickeln unrealistische Erwartungen an die Attraktivität ihrer Partnerin. Die eigene Partnerin kann im Vergleich nur schlecht abschneiden. Die Statistiken scheinen diese Vermutung zu bestätigen. Das Scheidungsrisiko ist für männliche Lehrer und Professoren statistisch signifikant höher als in der allgemeinen Bevölkerung.“⁷⁸⁸

Schönheit – zwar anhand unterschiedlicher Attribute gemessen – ist für beide Geschlechter ein wichtiges Kriterium. Bereits 100 Millisekunden reichen aus, um das Aussehen eines Unbekannten zu klassifizieren.⁷⁸⁹ Die daraus gewonnenen Erkenntnisse beziehen sich nicht nur auf die physiologische Konstitution einer Person, sondern beeinflussen auch die emotionale Haltung des Betrachtenden: So sind Menschen ‚grundlos‘ beliebter und werden als erfolgreicher eingeschätzt, je schöner sie aussehen.⁷⁹⁰ Der Bericht des Psychologen Martin Gründl von der Universität Regensburg und seiner Kollegen legt hierzu umfassend die biologischen Grundlagen und Auswirkungen des menschlichen Attraktivitätsempfindens dar.⁷⁹¹ Auf Basis der Attraktivität werden dann Rückschlüsse auf den Charakter eines Menschen gezogen. Alan Feingold, Psychologe aus Yale, hat die Ergebnisse von 35 Studien zusammengefasst:

⁷⁸⁶ Manfred Hassebrauck und Beate Küpper führen aus, dass bei Männern für die tatsächliche Zahl der Sexualpartnerinnen der Umstand eine Rolle spielt, ob sie in einer festen Beziehung leben oder Singles sind (Bandbreite von 4 bis 22 Frauen). Bei Frauen ist dies hingegen weniger erheblich (9 Männer, freiwillige Singles haben 16 bis 17 Männern).

⁷⁸⁷ Menninghaus: Das Versprechen der Schönheit, 2007, S. 241 ff.

⁷⁸⁸ Hassebrauck/Küpper: Warum wir aufeinander fliegen, 2002, S. 122

⁷⁸⁹ Ebd., S. 20

⁷⁹⁰ Neben gut aussehenden Schülern, deren Leistungen besser von ihren Lehrern beurteilt werden, und attraktiven Politikern, die bessere Aussichten haben gewählt zu werden, attestiert man solchen Verkäufern eine höhere Kompetenz und Glaubwürdigkeit als ihren weniger bevorzugten Kollegen. Claus Ebster und Heribert Reisinger haben dies mit einem Versuch nachgewiesen, bei dem dieselben Verkäufer in unterschiedlichen Schönheits-/Hässlichkeitsstufen geschminkt wurden. Claus Ebster/Heribert Reisinger: How attractive should a salesperson be? Results of an experimental study, in: Finanza, Marketing e Produzione Vol. 23, Nr. 3/2005, S. 124-130

⁷⁹¹ Martin Gründl et al.: Beautycheck - Ursachen und Folgen von Attraktivität. Projektabschlussbericht 2001, www.beautycheck.de/bericht/bericht.htm, 16.02.2009. Die Website www.beautycheck.de enthält darüber hinaus unter verschiedenen Gesichtspunkten die Inhalte zusammengefasst sowie ein Online-Spiel.

„Schöne kommen demnach fast immer besser weg. Ihnen werden positivere soziale Fertigkeiten (wie Ausgeglichenheit, soziale Kompetenz usw.), mehr Sexappeal, höhere Intelligenz und eine bessere psychische Gesundheit zugeschrieben. Lediglich bei der Beurteilung ihrer Bescheidenheit schneiden die Schönen schlechter ab. Sie werden als eitler und arroganter eingeschätzt.“⁷⁹²

Dieses gängige Muster ‚schön = gut‘ und ‚hässlich = schlecht‘ spiegelt sich im realen Leben (z.B. bei Aufstiegsmöglichkeiten im Beruf, in milderer Gerichtsurteilen bei kleineren Straftaten für Attraktive) aber auch in Literatur und Film wider.⁷⁹³ Durch diese Einschätzungen entstehen dann tatsächlich Verhaltensmusterketten, die dieses ‚Vorurteil‘ bestätigen. Man begegnet den gut Aussehenden freundlicher und aufgeschlossener, und diese wiederum reagieren entsprechend positiv („self-fulfilling prophecy“).

Wie die Sozialpsychologen Manfred Hassebrauck und Beate Küpper betonen, hängt die Beurteilung der Attraktivität beider Geschlechter nicht ausschließlich von objektiven Kriterien ab. Persönliche Aspekte wie die Einschätzung des eigenen „Marktwertes“, die Intensität, sich an einen Partner gebunden zu fühlen, die Phase des Menstruationszyklus bei der Frau, der Erregungsgrad (gemeint sind nicht nur der sexuelle Erregungsgrad, sondern auch körperliche Anstrengungen oder bewältigte Angstsituationen) oder situative Momente wie Hintergrundmusik, Urlaubs- oder Stresssituation, Wetter, Umgebung des zu beurteilenden Menschen (im Kreis von Attraktiven sonnt sich ein weniger Attraktiver und umgekehrt) sowie das soziale Umfeld (z.B. die Einschätzung anderer) spielen eine Rolle.

Für eine erfolgreiche dauerhafte Bindung scheint für beide Geschlechter die Ähnlichkeit zwischen den Partnern wichtig zu sein. Zahlreiche Untersuchungen und Studien weltweit haben belegt, dass sich zwar für eine kurzzeitige Liaison durchaus Gegensätze anziehen, dieses Glück aber selten lange währt. Zur Homogamie gehören im Wesentlichen ähnliche Lebenseinstellungen, Interessen, Vorlieben und Abneigungen, Intelligenz und nicht zuletzt ein vergleichbarer Attraktivitätsgrad.⁷⁹⁴ Einiges davon ist genetisch definiert, andere Aspekte prägen sich durch das soziale Umfeld wie Dialekte oder tradierte regionale Verhaltensmuster. 90 Prozent aller Deutschen heiraten beispielsweise Menschen, die nicht weiter als 30 Kilometer entfernt von ihnen geboren wurden.⁷⁹⁵ In der ersten Phase des Verliebtseins glaubt man Ähnlich-

⁷⁹² Hassebrauck/Küpper: Warum wir aufeinander fliegen, 2002, S. 25

⁷⁹³ Eckart Voland verweist auf den Zusammenhang von Schönheit und moralischem Gutsein in: Aesthetic preferences in the world of artifacts: Adaptations for the evaluation of ‚honest signals‘?, in: Voland, Eckart/Karl Grammer (Hrsg.): Evolutionary Aesthetics, 2003, S. 239-260

⁷⁹⁴ Nach Philippe Rushton liegt bei Ehepartnern die Ähnlichkeit zu soziodemographischen Faktoren (Alter, ethnische Herkunft, Religion) bei über 0,8, bei Einstellungen und Meinungen um 0,5, beim Bildungsniveau und IQ bei 0,37, bei Körper- und Persönlichkeitsmerkmalen um 0,2 bzw. um 0,15) Rushton: Rasse, Evolution und Verhalten, 2005, S. 115 ff.

⁷⁹⁵ Hassebrauck/Küpper: Warum wir aufeinander fliegen, 2002, S. 76

Das Gefälle zwischen Nord- und Süddeutschen sowie zwischen Einwohnern der alten und neuen Bundesländer ist noch augenfälliger. So schlossen 2003 von den insgesamt knapp 400.000 neuen Ehen lediglich 1,4% Ost- und Westdeutsche den Bund fürs Leben. Hierzu: Nikola Sellmair: Das kalkulierte Glück, in: Stern Nr. 31, 28.07.2005, S. 42-52

keiten bei dem Partner feststellen zu können, die für außenstehende Beobachter objektiv nicht vorhanden sind. Für die Mehrheit der westlich orientierten Länder ist eine Heirat ohne das Gefühl der Verliebtheit nicht vorstellbar. Als erfolgreich können diese Ehen gemessen an der Scheidungsrate, die mittlerweile in Deutschland bei gut 50 Prozent liegt, jedoch nicht zwingend bezeichnet werden.⁷⁹⁶ Indische Wissenschaftler überprüften die Zufriedenheit von Paaren, die aus arrangierten Ehen stammten und solchen, die aus Verliebtheit geheiratet hatten: In den ersten fünf Jahren liebten letztere ihre Partner leidenschaftlicher, danach war es aber umgekehrt. „Das flüchtige Gefühl des Verliebtseins scheint also offenbar nicht als Basis einer langfristigen und zufrieden stellenden Beziehung zu funktionieren. Wenn es nach einigen Jahren nachlässt, muss noch etwas anderes vorhanden sein, was die Partner aneinander bindet.“⁷⁹⁷ Verstärkend auf die Leidenschaft können sich zumindest in der ersten Beziehungsphase Hindernisse und Schranken erweisen („Hard-to-get-Phänomen“), die durch eine familiäre Situation („Romeo und Julia-Symptomatik“) bzw. kulturell, gesellschaftspolitisch oder religiös bedingt sind (Angehörige unterschiedlicher sozialer Schichten/Kasten/Religionsgemeinschaften) oder im persönlichen Verhalten liegen („das selektive Sich-rar-Machen“ bei Frauen⁷⁹⁸).

Der Wunsch, mit ähnlichen Menschen Kontakt zu haben, entspringt vermutlich dem Wunsch, das eigene Genmaterial bevorzugt zu schützen und zu reproduzieren. Teilen Menschen eine Vielzahl von körperlichen, mentalen und charakterlichen Eigenschaften, korreliert gemäß dieser unbewusst ablaufenden Überlegung ein hoher Prozentsatz des gemeinsamen Genoms. „Die genetische Ähnlichkeitstheorie impliziert, daß je mehr Gene von Organismen geteilt werden, desto leichter sollten sich reziproker Altruismus und Kooperation entwickeln, weil dies die Notwendigkeit für eine strikte Reziprozität beseitigt.“⁷⁹⁹ Für Paare bietet eine Ähnlichkeit im praktischen Leben noch andere Vorteile: Erleichterung im täglichen Zusammenleben durch wenig konfliktäre Kontroversen sowie Vermittlung von Sicherheit und weitgehende kognitive Kongruenz. Gleichzeitig findet die Partnerselektion nach Ähnlichkeit ihre Grenze beim Inzest. Zu viele gemeinsame Gene erhöhen die Wahrscheinlichkeit, dass sich schädliche rezessive Gene durchsetzen können und es zu einer Inzuchtdepression kommt. „Eine optimale Fitneß kann dann darin bestehen, einen Ehepartner zu wählen, der genetisch ähnlich ist, aber nicht wirklich verwandt ist.“⁸⁰⁰ Karl Eibl radikalisiert die Aussage:

„Die Gefahr von Inzuchtschäden ist so massiv, dass es fast ein Wunder gewesen wäre, wenn sie [die Inzestvermeidung - Verf.] nicht langfristig als Selektionsfaktor gewirkt

⁷⁹⁶ 2007 kamen auf knapp 370.000 Eheschließungen knapp 190.000 Ehescheidungen. Statistisches Bundesamt: Eheschließungen, Ehescheidungen Deutschland. Lange Reihe, <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/Zeitreihen/LangeReihen/Bevoelkerung/Content75/Irbev06a,templateId=renderPrint.psm1>, 16.02.2009

⁷⁹⁷ Hassebrauck/Küpper: Warum wir aufeinander fliegen, 2002, S. 71

⁷⁹⁸ Ebd., S. 76

⁷⁹⁹ Rushton: Rasse, Evolution und Verhalten, 2005, S. 121

⁸⁰⁰ Ebd., S. 123

und ein Verhalten begünstigt hätte, das auch beim Tier den Inzest einschränkt. Dazu kommt ein sozialer Faktor: Inzestvermeidung trägt wesentlich zum Frieden in der Gruppe bei [...].⁸⁰¹

Um enge inzestuöse Beziehungen zu vermeiden, haben im Laufe der Evolution besonders die weiblichen Teile einer Spezies, die größtenteils die negativen Konsequenzen einer Inzuchtdepression zu tragen hatten, Mechanismen entwickelt, zu denen zuvorderst die Verwandtenerkennung (durch räumliche Information, Phänotyp-Abgleich, direkte Erkennung, Bekanntheit) gehört.⁸⁰² Weiterhin ist es in Tier- und Menschenwelt Usus, dass abhängig von den Paarungssystemen Frauen/Weibchen oder Männer/Männchen in ein anderes Gebiet abwandern. Bei beschränkten Abwanderungsmöglichkeiten nennt Peter Kappeler die folgenden beiden Möglichkeiten: Konzentration der Fertilität auf ein Hauptweibchen (z.B. bei Nacktmullen) oder verzögerte sexuelle Reifung der Jungtiere sowie polyandrische Sexualekontakte der Weibchen (Spermien der Nicht-Verwandten werden selektiv bevorzugt).⁸⁰³ Ebenso gehört die Strategie dazu, einen kindlichen Habitus im Erwachsenenalter beizubehalten, wenn man mit seinen Eltern oder Geschwistern zusammenkommt.⁸⁰⁴ Die amerikanischen Wissenschaftler Robert M. M. Trivers und Elizabeth Susman konnten zudem nachweisen, dass der Zeitpunkt der Menarche bei Mädchen mit ihrer familiären Konstellation zusammenhängt. Wachsen sie mit ihrem leiblichen Vater auf, setzt die erste Blutung durchschnittlich später ein als bei ihren Geschlechtsgenossinnen. Vermutet wird, dass die väterlichen Pheromone den sexuellen Reifungsprozess bremsen, um eine Inzuchtgefahr zu reduzieren.⁸⁰⁵ „Verwandtenbegünstigung und Inzestverbot stehen in ausbalancierter Spannung zueinander.“⁸⁰⁶ Dass diese nicht immer zufriedenstellend eingehalten wird, ist hinreichend bekannt, ansonsten wäre eine gesetzliche Regelung zu diesem Thema überflüssig.

Kurzfristige Sexualekontakte werden bei beiden Geschlechtern unter anderen evolutiven Kosten-Nutzen-Relationen betrachtet. Insgesamt sinken eher die Ansprüche auf beiden Seiten. Dass Affären bei beiden Geschlechtern vorkommen, belegen schon alleine die im Vergleich zum Körpergewicht großen Hoden des Mannes (0,079 Prozent), die darauf hindeuten, dass sie Spermien in großer Zahl produzieren müssen, um sich erfolgreich gegen die Spermien der

⁸⁰¹ Eibl: *Animal Poeta*, 2004, S. 161

⁸⁰² Vgl. hierzu auch Westermarck-Effekt im Aschenputtel-Kapitel.

⁸⁰³ Kappeler: *Verhaltensbiologie*, 2006, S. 496

⁸⁰⁴ Diese Beobachtung kann man jederzeit bei einem Familientreffen machen: Die erwachsenen Kinder, die zu Besuch kommen, schlüpfen – oft zum Erstaunen ihrer eigenen Partner – in die Rolle ihres Kindheits-Ich und agieren und reagieren dementsprechend auf ihre Eltern und Geschwister.

⁸⁰⁵ Robert L. M. Trivers/ Elizabeth J. Susman: Family composition and menarcheal age: Anti-breeding strategies, in: *American Journal of Human Biology* Vol. 18, Nr. 4/2006, S. 481-491

⁸⁰⁶ Eibl: *Animal Poeta*, 2004, S. 163

Mitbewerber durchsetzen zu können, d.h. Frauen hatten und haben in kurzer Zeit Geschlechtsverkehr mit verschiedenen Männern.⁸⁰⁷

Wie dargelegt übernehmen Frauen mehrheitlich den auswählenden Part bei der Suche nach einem geeigneten Partner. Welche Selektionskriterien sie sich leisten können, hängt von ihrem eigenen Partnerwert ab. Wenn sie selber weitgehend dem Schönheitsideal entsprechen, dann können sie strengere Maßstäbe an einen potenziellen Partner anlegen und wählerischer sein. In soziologischen Studien wurde nachgewiesen, dass attraktive Frauen tatsächlich gesellschaftlich und finanziell höher gestellte Männer heiraten als ihre weniger von der Natur begünstigten Geschlechtsgenossinnen.⁸⁰⁸ Männer wiederum versuchen durch ihr Auftreten Frauen zu signalisieren, dass sie die Vorteile besitzen, die an ihnen so besonders geschätzt werden. Sexuelle Signale haben, wie Diamond richtig konstatiert, aber eine doppelte Funktion: Sie locken potenzielle Partnerinnen an *und* „stellen die Dominanz gegenüber Rivalen des eigenen Geschlechts her.“⁸⁰⁹ Um dies zu erreichen, wird entweder eine Potenz suggeriert, die überhaupt nicht vorhanden ist, oder Merkmale auf kuriose Weise überbetont. Der israelische Wissenschaftler Amotz Zahavi hat die evolutiv entstandenen „Auswüchse“ untersucht und als „Handicap-Prinzip“ betitelt: Merkmale, die die Besitzer eher behindern oder mit hohen Kosten verbunden sind, zeigen, dass der Inhaber dieses Merkmals so vital ist, sich eine derart unsinnige Ausprägung leisten zu können.⁸¹⁰ „Vergeudung kann sinnvoll sein, weil man dadurch schlüssig zeigt, daß man mehr als genug besitzt, und etwas zu vergeuden hat. Gerade der Aufwand – die Verschwendung selbst – macht die Aussage so zuverlässig.“⁸¹¹ Erst wenn das Signal kostspielig ist, kann das Gegenüber – sei es der potenzielle Partner oder Mitbewerber - davon ausgehen, dass es sich um echte und nicht vorgetäuschte Signale handelt.

„Ein Handicap beweist ganz zweifellos, daß der Sieg des Gewinners auf seinem Können beruht und nicht auf einem Zufall. Pfauenrad und Hirschgeweih sind hinderlich, aber in genau diesem besonderen Sinne ein Handicap, das einem einzelnen Tier ermöglicht, sein Qualität unter Beweis zu stellen.“⁸¹²

Beim Menschen gelten Signale als „teuer“, wenn sie sich um ein knappes Gut wie Geld, Zeit oder Gesundheit drehen. Sie können je nach kulturellem Zusammenhang, nach temporärem und soziologischem Kontext differieren. Eine Jeans einer bestimmten Marke ist beispielswei-

⁸⁰⁷ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 228 ff.

⁸⁰⁸ Ebd., S. 185

⁸⁰⁹ Diamond: Warum macht Sex Spaß, 2000, S. 180

⁸¹⁰ Es wird zwischen drei Handicap-Formen unterschieden: Das qualifizierende Handicap (wie der Schwanz eines Pfau) zeigt dem Weibchen, dass das Männchen trotz des Handicaps überlebt hat und dementsprechend ein geeigneter Partner ist; beim enthüllenden Handicap müssen Männchen spezielle Aufgaben vollbringen und beim strategisch gewählten Handicap bleibt das Handicap verborgen, solange bis es dem Männchen opportun erscheint, dieses zu präsentieren. (Zahavi/Zahavi: Signale der Verständigung, 1998)

⁸¹¹ Zahavi/Zahavi: Signale der Verständigung, 1998, S. 383

⁸¹² Ebd., S. 15 f.

se zu einer bestimmten Zeit bei Jugendlichen einer Altersgruppe ein „teures Signal“, bei Erwachsenen dagegen nicht. Das Fahren eines teuren und schnellen Autos ist in der männlichen Menschenwelt mit diesem Prinzip vergleichbar: Die Kosten sind im Vergleich zu dem Nutzen überproportional hoch, demonstrieren aber die ökonomischen Ressourcen des Besitzers und damit seinen Status gegenüber den Mitbewerbern und gegenüber potenziellen Partnerinnen. Solche „Angeber“ teilen ihre verborgenen Qualitäten mithilfe eindeutiger Signale ihrer Umwelt mit und sind von Lügnern oder Hochstaplern zu unterscheiden, die diese lediglich vor-täuschen. Die Ehrlichkeitsgarantie wird heute dabei oftmals durch fremd finanzierte Anschaffungen umgangen.⁸¹³

Die Brüste der Frauen gelten ebenfalls als eine evolutionär bedingte Handicap-Anpassung: Für das Stillen der Kinder würden wie bei den meisten anderen Säugetieren Brustwarzen ausreichen. Große Brüste gelten als Sexsymbol, weil sie Fruchtbarkeit (sprich Milchleistung) suggerieren, die tatsächlich aber von Drüsen und Hormonen abhängt und in keinem Zusammenhang mit dem mehrheitlich vorhandenen Fettgewebe steht. Den Luxus von großen Fettsammlungen, die keine biologische Funktion an dieser Stelle erfüllen, können sich nur Frauen „leisten“, deren Körper ansonsten ausreichend versorgt ist. Winfried Menninghaus merkt dagegen an, dass die Größe des weiblichen Busens unter dem Aspekt der ästhetischen Präferenz völlig irrelevant sei und

„allen medialen Fetischisierungen zum Trotz, überhaupt kein evolutionäres Attraktivitätsmerkmal [...]. Die Codierung der weiblichen Brust unterliege vielmehr allein der dreifachen Opposition von *vorhanden* vs. *nicht-vorhanden* (= Pubertätsanzeige), *fest* vs. *hängend* (= Anzeige, ob eine Frau bereits ein Kind geboren hat oder nicht); *geringe* vs. *hohe Asymmetrie in Größe und Form* (= Anzeige guter Gesundheit und ‚design quality‘).“⁸¹⁴

Obwohl die drei von Menninghaus genannten Kriterien (Vorhandensein, Festigkeit und Symmetrie) plausibel nachzuvollziehen sind, wird dem Aspekt der Größe seit tausenden von Jahren eine solche Bedeutung zugemessen, dass man ihn nicht mit einer „medialen Fetischisierung“ abtun kann. Die *Venus von Willendorf* sowie die *Venus vom Hohle Fels*, die beiden bekanntesten frühsteinzeitlichen Figuren (ca. 27.000 und 35.000 Jahre alt), überbetonen beispielsweise die Schönheitsmerkmale: pralle Brüste, runder Bauch, großes Gesäß, herausgearbeitete Vagina und lockiges Haar – alles Zeichen für eine junge Frau, die es, gesund und wohl ernährt, nicht nötig hatte, viel zu laufen, um zu ihrer Nahrung zu kommen.⁸¹⁵ Amotz und Avishag Zahavi bemerken zutreffend, dass eine umfangreiche Oberweite im praktischen Le-

⁸¹³ Matthias Uhl/Eckart Voland: *Angeber haben mehr vom Leben*, Heidelberg/Berlin: Spektrum Akademischer Verlag 2002

⁸¹⁴ Menninghaus: *Das Versprechen der Schönheit*, 2007, S. 173

⁸¹⁵ Nicholas Conard: *A female figurine from the basal Aurignacian of Hohle Fels Cave in southwestern Germany*, in: *nature* Vol. 459/2009, S. 248-252

ben tendenziell hinderlich ist: „Größere Brüste schränken die Bewegungsfreiheit einer Frau ein und verschwenden Energie durch größeren Wärmeverlust.“⁸¹⁶ Da Gene Frauen diesbezüglich nicht gleich ausstatten, wird der Natur mit Push-up-BHs oder Implantaten nachgeholfen. Auch das Kuriosum der Menstruation des weiblichen Homo sapiens subsumiert Zahavi in das Kontingent der teuren Signale. Biologisch erforderlich wäre die Mensis überhaupt nicht, dennoch haben sie zahlreiche Säugetierarten, und Frauen sondern von allen am meisten Blut ab. Die monatliche Blutung ist nicht nur mit unangenehmen Begleiterscheinungen verbunden, sie entzieht dem Körper regelmäßig je nach Stärke zwischen 65 bis 200 Milliliter Flüssigkeit (nach Geburten mehr), die er wieder ersetzen muss und birgt ein erhöhtes Infektionsrisiko. Frauen „leisten“ sich jedoch diesen Aufwand, weil er indiziert, dass sie sich im reproduktiven Alter befinden, nicht schwanger und keinen größeren körperlichen und seelischen Belastungen ausgesetzt sind.⁸¹⁷ Auch künstliches Deformieren von Körperteilen (wie z.B. durch Piercing) gemäß der Formel „fit ist, wer Vitalität verschwendet“⁸¹⁸ zählt ebenso dazu wie Initiationsriten zumeist bei Gruppen von jungen Männern – der klassischen Form von Prestigeerwerb im Kreis Gleichgesinnter, ein Verhalten, das bereits weit vor der Geschlechtsreife einsetzt.⁸¹⁹

Mit der Standardbegründung der Evolutionstheorie, dass der Mensch in seiner Körperlichkeit und in seinem Verhalten mehrheitlich auf Reproduktion ausgerichtet ist, entschlüsselt man homosexuelle Partnerstrategien nicht. Da diese sexuelle Präferenz zu allen Zeiten und nicht nur als Ausnahmeerscheinung auftauchte, müsste es dafür eine evolutive Erklärung geben. Bei dem Großteil der Wissenschaftler herrscht Einigkeit, dass zumindest die männliche Homosexualität nicht nur ein sozial erworbenes Verhalten ist. Ein bis zehn Prozent der Männer sind laut Studien homosexuell veranlagt. Da es sich aber um Befragungen handelt und in zahlreichen Gesellschaften Homosexualität verboten oder tabuisiert wird, könnte der tatsächliche Prozentsatz sehr viel höher liegen. Nach derzeitigen Erkenntnissen scheint männliche Homosexualität durch eine Varianz auf einem Abschnitt des X-Chromosoms zu entstehen, vermutlich ergänzt durch eine divergierende Hormonentwicklung im ersten Viertel der fötalen Entwicklung.⁸²⁰ Die von Simon Baron-Cohen aufgeführten Unterschiede in manchen Berei-

⁸¹⁶ Zahavi/Zahavi: Signale der Verständigung, 1998, S. 360; in diesem Sinn ebenfalls Menninghaus: Das Versprechen der Schönheit, 2007, S. 80

⁸¹⁷ Zahavi/Zahavi: Signale der Verständigung, 1998, S. 359 f.; Steinig: Als die Wörter tanzen lernten, 2007, S. 122

⁸¹⁸ Uhl/Voland: Angeber, 2002, S. 99

⁸¹⁹ Ebd., S. 112 und S. 130 f.

⁸²⁰ Verantwortlich scheint die Gensequenz Xq28 auf dem X-Chromosom zu sein. Bei Zwillingsuntersuchungen konnten bei männlichen Homosexuellen eine hereditäre Übereinstimmung von 50%-52% und bei weiblichen von 30% nachgewiesen werden. Im Bevölkerungsschnitt liegt sie sonst bei 4%-10%. Die Genetik spielt demnach eine Rolle, aber nicht die einzige. Hormonelle Einflüsse während der embryonalen Entwicklung beeinflussen vermutlich ebenfalls die sexuelle Orientierung, wie beispielsweise durch einen erhöhten Stresslevel der Mutter. So war die Anzahl der homosexuellen Männer, die während oder kurz nach dem Zweiten Weltkrieg auf die Welt kamen, im Vergleich zum Durchschnitt erhöht. Dass es sich bei männlicher

chen des Gehirns würden damit korrelieren, da zu diesem Zeitpunkt die neuronale Differenzierung beginnt.⁸²¹ Eindeutig geklärt ist das Zustandekommen von Homosexualität bisher aber nicht. Aus der evolutionären Perspektive werden unterschiedliche Ansätze für deren Existenz genannt. Eine der ersten Erklärungen lieferte Edward O. Wilson, der männliche Homosexualität als spezifisch gelagerte Form der „Kin-Selection“, der Verwandtenselektion ansah. Durch die Kinderlosigkeit homosexuell lebender Menschen würden deren Ressourcen vermehrt für die nahe Verwandtschaft eingesetzt werden, sie seien quasi als „Helfer am Nest“ (Bezeichnung aus der Tierwelt) tätig. Diese Theorie konnte allerdings bei empirischen Untersuchungen nicht bestätigt werden. Im Gegenteil: Schwule Männer hatten weniger Kontakt mit ihren Familien als heterosexuelle.⁸²² Für Amotz Zahavi wäre Homosexualität als ein Signal des Handicap-Prinzips denkbar: Menschliches Sexualverhalten ist nur zu geringem Maße auf Nachkommenschaft angelegt, was an zahlreichen Liebeszeichen wie Küsse, Hände halten etc. zu beobachten ist, alles Tätigkeiten, die letztlich oft Einschränkungen und verminderte Wachsamkeit zur Folge haben. Sie sind „teure“ Signale und dienen dazu, die Stabilität der Beziehung zu überprüfen. Homosexualität wäre dann ebenfalls eine Form, eine Beziehung zwischen gleichgeschlechtlichen Partnern zu stabilisieren/zu überprüfen, um z.B. sicher in anderen Unternehmungen zu sein.⁸²³ Frank Muscarella verknüpft homosexuelles Verhalten mit der Bildung von Allianzen, die vor allem den Jüngeren leichter zu einem besseren Status in der Männerhierarchie verhelfen. Allerdings zeigt auch hier die Praxis ein anderes Bild: Die meisten männlichen Allianzen sind asexueller Natur. Manfred Hassebrauck und Beate Küpper gehen davon aus, dass Homosexualität selten eine eindeutige Vorliebe für ein Geschlecht bedeutet. Rund ein Drittel hatte bereits sexuellen Kontakt mit dem eigenen Geschlecht – nichts Ungewöhnliches, da ein ebensolches Verhalten bei mindestens 450 Tierarten beobachtet werden konnte. Die Ursache wird in einer Kombination aus genetischen/hormonellen Faktoren und der Sozialisation vermutet. Einen evolutionspsychologischen Sinn konnten sie darin aber nicht finden.⁸²⁴ 2004 legte der italienische Wissenschaftler Claudio Capiluppi eine neue Erklärung vor: Demzufolge wird männliche Homosexualität ausschließlich über die mütterliche Linie vererbt, eine Bestätigung der X-Chromosomen-Varianz. Diese steuert nicht nur die gleichgeschlechtliche Vorliebe bei Männern, sondern verhilft den weiblichen Verwandten zu mehr

Homosexualität nicht um ein gesellschaftliches Konstrukt handelt, dafür sprechen auch die Jungen, die bereits im Vorschulalter deutlich weibliche Verhaltensmuster an den Tag legen (Vorliebe für Mädchenkleidung und -spiele, vornehmlich Kontakt mit Mädchen etc.) und später zu 68% eine bisexuelle und zu 43% eine homosexuelle Orientierung zeigen („Sissy-Boy-Syndrom“ nach Richard Green). Solms/Turnbull: *Das Gehirn und die innere Welt*, 2004, S. 245 f.; Bischof-Köhler: *Von Natur aus anders*, 2004, S. 219 ff.

⁸²¹ Dies zieht sich anscheinend bis zu anatomischen Besonderheiten hin: Homosexuelle Männer verfügen oft über einen kleineren dritten Nucleus interstitialis im anterioren Hypothalamus, dem Kern, der eine Rolle bei Geschlechtsspezifizierung spielt. Pinker: *Das unbeschriebene Blatt*, 2003, S. 71

⁸²² Buss: *Evolutionäre Psychologie*, 2004, S. 213

⁸²³ Zahavi/Zahavi: *Signale der Verständigung*, 1998, S. 364 ff.

⁸²⁴ Hassebrauck/Küpper: *Warum wir aufeinander fliegen*, 2002, S. 202 ff.

Nachkommen als bei verglichenen Familien mit heterosexuellen Männern, eine Tatsache, die den reproduktiven Nachteil der Homosexualität kompensiert oder sogar überkompensiert.⁸²⁵

Die weibliche Homosexualität ist hingegen wenig erforscht. Bei maskulin wirkenden Lesbierinnen konnte ein höherer Testosteronspiegel festgestellt werden.⁸²⁶ Zum evolutiven Nutzen gibt es keine nachweisbaren Anhaltspunkte. Folgendes Szenario könnte eine Erklärung bieten: Gruppen werden im Wesentlichen durch weibliche Aktivitäten stabil gehalten (siehe Kap. über Sprache). Bei den menschlichen Vorfahren und noch heute bei den Primaten wurde dies durch das „Grooming“, das Dunbar als Vorläufer der Sprache sieht, erreicht. Neben der Fellpflege übernimmt Kraulen soziale und emotionale Funktionen und bereitet zudem Lust. Die beim Kraulen ausgelösten Endorphine spielen bei der Fortpflanzung eine Rolle. Eine große Menge davon verhindert im Hypothalamus die Produktion des Gonadotropin-Releasinghormons (GNRH), das wiederum ein notwendiger Auslöser für das in der Hirnanhangsdrüse produzierte luteinisierendes Hormon (LH) ist. Durch dieses wird der Eisprung in Gang gesetzt.⁸²⁷ Es wäre demnach denkbar, dass weibliche Homosexualität letztlich eine intensiver gelebte Ausprägung des durchschnittlich praktizierten körperbetonten Verhaltens von Frauen untereinander ist.

Die Selbstbefriedigung als sexuelles Phänomen, die vermutlich von dem größten Teil der Menschheit praktiziert wird, wurde bisher von Evolutionsbiologen und -psychologen nicht analysiert. Vom biologischen Standpunkt aus betrachtet scheint es erst einmal Energieverschwendung zu sein. Zwei Ansätze könnten trotzdem das Verhalten plausibel erscheinen lassen: (1) Ein reeller Sexualpartner ist nicht verfügbar. (2) Selbstbefriedigung trainiert den Körper und die ablaufenden Prozesse ähnlich wie das Spiel für den „Ernstfall“.

3.6. Elterliche Fürsorge und Familienselektion

In der Biologie wird allgemein zwischen zwei Paarungssystemen unterschieden, die entscheidende Auswirkungen auf die parentale Fürsorge haben: die r- und die K-Strategie.

„Das Symbol r steht für die Rate des Maximalanstiegs in einer Population und wird durch eine fruchtbare Fortpflanzung verstärkt; K ist ein Symbol für die Tragekapazität der Umwelt oder die größte Anzahl an Organismen einer speziellen Art, die in einem gegebenen Teil der Umwelt unbegrenzt lange erhalten werden kann.“⁸²⁸

⁸²⁵ Claudio Capiluppi et al.: Evidence for maternally inherited factors favouring male homosexuality and promoting female fecundity, in: Proceedings of the Royal Society: Biological Sciences Vol. 271, Nr. 1554, 07.11.2004, S. 2217-2221

⁸²⁶ Brizendine: Das weibliche Gehirn, 2007, S. 278 f.

⁸²⁷ Dunbar: Klatsch und Tratsch, 2000, S. 58

⁸²⁸ Rushton: Rasse, Evolution und Verhalten, 2005, S. 260 ff.

Bei einer r-Reproduktionsstrategie kommen viele Nachkommen auf die Welt, die wenig bis gar nicht von ihren Eltern gepflegt und versorgt werden. Eine hohe Säuglingssterblichkeit ist damit verbunden sowie eine schnelle Reifung mit einer früh einsetzenden Fertilität, geringe Gehirnbildung, eine tendenziell schwach ausgeprägte soziale Ordnung, geringer Altruismus und ein kurzes Leben. Bei der K-Reproduktionsstrategie werden wenige Nachkommen geboren, die intensive und extensive parentale Unterstützung erhalten, lange leben, über eine starke Gehirnbildung verfügen, sich differenziert sozial organisieren und über altruistische Verhaltensmuster verfügen.⁸²⁹ Insgesamt handelt es sich bei den Reproduktionssystemen um eine Skala mit fließenden Übergängen. Am einen Ende der Skala steht als typischer Vertreter der r-Strategie beispielsweise die Auster und der Homo sapiens am anderen Ende für die K-Strategie. Selbst innerhalb einer biologischen Ordnung konnten unterschiedliche Ausprägungen beobachtet werden (z.B. bei Primaten).

Elterliche Fürsorge bei den Menschen sowie unterstützendes Verhalten gegenüber engen Verwandten gehören zu den am stärksten ausgeprägten Verhaltensmustern, weil die Nutznießer gemeinsame Gene mit den Helfenden tragen und diese damit ein Teil ihres eigenen Genoms schützen. Als echter oder reziproker Altruismus kann dies daher nicht gelten. Je enger die biologische Verwandtschaft, desto eher werden Ungleichgewichte bei der Reziprozität von Hilfestellungen und Geschenken akzeptiert.⁸³⁰ Bei Konflikten und Wunsch nach Unterstützung wendet man sich eher an Familienmitglieder und gewährt diesen verstärkt eigene Unterstützung.⁸³¹ Bei der „Kin-Selection“ oder Familien-/Verwandtenselektion werden darüber hinaus folgende Kontexte berücksichtigt: Alter und/oder Lebenserwartung des Empfängers, Nutzen für den Empfänger, Risiko und Aufwand für die Unterstützende: Bei lebensbedrohlichen Situationen wird den Jüngsten am stärksten geholfen und den Ältesten am wenigsten und seltensten; bei alltäglichen Situationen wie beim Einkauf oder Tragen steigt hingegen die Hilfeleistung für ältere Menschen wieder an. „Das einzige Ergebnis, das damit nicht übereinstimmt, besteht darin, dass Einjährige häufiger gerettet wurden als Zehnjährige, obwohl der reproduktive Wert der älteren Kinder höher ist. Um dieses verwirrende Ergebnis zu klären, ist weitere Forschungsarbeit nötig.“⁸³²

⁸²⁹ Ausführlicher hierzu ebd., S. 263, Tab. 10.1; Voland: Die Natur des Menschen, 2007, S. 75 ff.

⁸³⁰ Verwandtschaftsgrad spiegelt die Wahrscheinlichkeit wider, ob Verwandte gemeinsame Gene tragen. Bei Eltern und Kindern sowie unter Geschwistern liegt er bei 0,5 (also 50%). Um komplizierte Grade zu berechnen, geht man auf die letzten gemeinsamen Ahnen zurück und multipliziert den Generationenabstand 0,5-mal mit sich pro Generation: $(\frac{1}{2})^n$. Bei Cousins/Cousinen ersten Grades sind die Großeltern die gemeinsamen Vorfahren, der Generationsabstand beträgt zu ihnen von beiden Seiten jeweils zwei, zusammen also vier: 2 (für beide Großeltern) $\times (\frac{1}{2})^4 = \frac{1}{8}$. Konkret bedeutet das, dass Cousins/Cousinen 12,5% ihrer Gene teilen. (Dawkins: Das egoistische Gen, 2002, S. 159 f.)

⁸³¹ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 299 und S. 303 f. Die Bevorzugung der eigenen Familie spiegelt sich beispielsweise bei testamentarisch geregelten Erbschaften wider. (Ebd., S. 309 ff.) Nach den seit 2008 in Deutschland geltenden Erbschafts- und Schenkungssteuergesetzen werden zwar Ehepartner und Kinder mit einem hohen Freibetrag bevorzugt, Geschwister widersinnigerweise allerdings auf dieselbe Stufe gestellt wie Neffen, Nichten oder gänzlich Fremde, obwohl sie mit

⁸³² Ebd., S. 306

Mechanismen der parentalen Zuwendung hängen im Wesentlichen von drei Faktoren ab: von der genetische Verwandtschaft, von der Fähigkeit der Nachkommen, die elterliche Fürsorge in Fitness umzuwandeln und von den Alternativen, die sich Eltern aufzeigen bei der Verwendung ihrer Ressourcen.⁸³³ Etliche Untersuchungen belegen, dass die biologische Verwandtschaft ein zentraler Aspekt ist, elterliche Liebe für ein Kind zu entwickeln. Stiefkinder werden zu Gunsten der leiblichen Kinder stärker benachteiligt. Daher gehören die zahlreichen Märchen und Sagen mit der bösen Stiefmutter oder dem bösen Stiefvater nicht nur in das Reich der kindlichen Mythen, wie Soziologen und Psychologen oftmals erklären.⁸³⁴ Die Verwandtschaft zwischen Mutter und Kind ist aufgrund der intrakorporalen Fortpflanzungsmethode immer offensichtlich, die zwischen Vater und Kind dagegen nicht. Vor der labortechnischen Errungenschaft des Vaterschaftstests verfügten Männer über zwei Informationsquellen: Treue der Partnerin während der Empfängniszeit (die aber selten bekannt war) und Ähnlichkeit des Kindes mit dem Vater. Um die jeweiligen Partner von der Vaterschaft zu überzeugen und so die Unterstützung für sich und den Nachwuchs zu sichern, entwickelten Mütter in ihrem Verhalten Mechanismen, die den Männern Sicherheit in dieser Frage geben sollten. Zu dem Aspekt der vermeintlichen Ähnlichkeit konnte nachgewiesen werden, dass Mütter und deren weibliche Verwandte besonders bei Erstgeborenen selbst entgegen objektiver Gegebenheit und statistischer Wahrscheinlichkeit darauf insistieren, dass das Kind stärker dem Vater gleiche und nicht ihnen (81 Prozent Ähnlichkeit mit dem Vater, 19 Prozent mit der Mutter). Männer fanden Fotos von Kindern, in denen Züge ihres eigenen Gesichts montiert waren, attraktiver und waren eher bereit, in dieses Kind Geld und Zeit zu investieren.⁸³⁵ Im Umkehrschluss kann davon ausgegangen werden, dass es Kinder, die von einem biologisch nichtverwandten Vater aufgezogen werden, tendenziell schwerer haben als leibliche Kinder. Sie profitieren nicht in demselben Maß von den paternalen Ressourcen und werden oftmals strenger, unnachsichtiger und liebloser behandelt. Daly und Wilson haben zudem festgestellt, dass „je weniger der Erwachsene genetisch mit dem Kind verwandt ist, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit des Kindsmords.“⁸³⁶ Auch Kindesmisshandlungen werden um vierzigmal (!) wahrscheinlicher, wenn ein Kind mit einem Stiefelternteil zusammenlebt. Dies spielt vor allem in den ersten Lebensjahren eine überproportional große Rolle.⁸³⁷ (Vgl. Kap. über Gewalt und Aggression)

⁸³³ Voland: Die Natur des Menschen, 2007, S. 82 ff.

⁸³⁴ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 264 f.; vgl. Aschenputtel-Kapitel.

⁸³⁵ Alexandra Alvergne: Differential facial resemblance of young children to their parents: who do children look like more?, in: Evolution and Human Behavior Vol. 28/2, März 2007, S. 135-144; David Buss, 2004, S. 265 ff.

⁸³⁶ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 269

⁸³⁷ Ebd., S. 269 ff.

Vermitteln Kinder den Anschein, als „Hoffnungsträger“⁸³⁸ zu taugen, sprich die elterliche Fürsorge positiv in Fitness, d.h. in eine potenzielle Reproduktionsfähigkeit umsetzen zu können, werden sich die parentalen Bemühungen intensivieren und umgekehrt. Vitale, gesunde und attraktive Kinder kommen in den Genuss einer hohen Zuwendung. Auch kurzzeitig erkrankte, bei denen Chancen auf eine Gesundung bestehen, werden gepflegt und betreut. Bei behinderten oder dauerhaft erkrankten Kindern ist dies jedoch anders: Sie werden häufig in einem Heim untergebracht und dort nur selten besucht. Bleiben sie in ihren Familien, droht ihnen im Vergleich zu gesunden Kindern häufiger eine Misshandlung.⁸³⁹ Ein weiterer Faktor der elterlichen Fürsorge determiniert sich durch das Alter des Kindes: Umso jünger – sprich weiter von der Geschlechtsreife entfernt – ein Kind ist, desto geringer ist sein reproduktiver Wert. Mit zunehmendem Alter steigen die potenzielle Reproduktionsfähigkeit des Nachwuchses und gleichzeitig die in ihn getätigte parentale Investition. Clemens Schwender zitiert in diesem Kontext eine kanadische Studie von 1989, die eine Korrelation zwischen der Trauerintensität bei einem Kindstod und dem Alter des verstorbenen Kindes herstellt. Diese steigt bis zur Adoleszenz an und nimmt dann wieder ab.⁸⁴⁰

Daneben weisen Andreas Paul und Eckart Voland auf den Zusammenhang zwischen parentaler Investition, sozialem Kontext der Familie und Geschlecht des Kindes hin: In sozial starken/stärkeren Familien wird mehr in die Söhne investiert (durch Stillen), in sozial schwachen eher in die Mädchen.⁸⁴¹ Eine Erklärung bietet das „Trivers-Willard-Modell“: Eltern investieren in die Kinder mehr, die ihnen eher einen höheren Fitnesserfolg, d.h. Nachkommen versprechen. „Reichtum und Macht steigert nämlich den Reproduktionserfolg von Männern mehr als von Frauen [...]“.⁸⁴² Väterliche Investition wird nicht nur durch die (Un-)Sicherheit der Vaterschaft gesteuert, sondern auch durch den „mating effort“ (Paarungsaufwand). „Männer, die über wenig Ressourcen verfügen und daher als potentielle Ehepartner für Frauen weniger attraktiv sind, sollten versuchen dieses Handicap durch verstärktes Engagement für Kinder auszugleichen.“⁸⁴³ Daraus resultiert ein unterschiedliches Verhalten in monogamen und polygamen Strukturen.

Freiwillig herbeigeführte Adoptionen (also nicht bedingt durch eine neue Partnerbeziehung) sind eigentlich ein evolutionspsychologisches Paradoxon, weil man genetisch Fremde auf-

⁸³⁸ Voland: Die Natur des Menschen, 2007, S. 86

⁸³⁹ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 273 f.

⁸⁴⁰ Clemens Schwender: Medien und Emotionen: evolutionspsychologische Bausteine einer Medientheorie, Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag 2001, S. 242 f. Verwiesen wird hier auf die Studie von Charles Crawford et al.: Human Grief: Is its intensity related to the reproductive value of the deceased?, in: Ethology and Sociobiology Nr. 10/1989, S. 297-307

⁸⁴¹ Paul/Voland: Eltern-Kind-Beziehungen im evolutionären Kontext, 2003, S. 155 ff.

⁸⁴² Ebd., S. 157

⁸⁴³ Ebd., S. 166

zieht. Parallelen bestehen zu „kooperativen Aufzuchtssystemen“, wie z.B. bei „Helfern am Nest“. Paul und Voland bieten zwei Erklärungsmöglichkeiten an:⁸⁴⁴

1) Es könnte sich um ein Relikt eines Anpassungsvorgangs („environment of evolutionary adaptedness“) handeln, der zu einem Selektionsvorteil führt, weil die ursprünglichen Sozietäten in ihrer Größe begrenzt und damit alle ihre Mitglieder zwangsläufig eng miteinander verwandt waren, so dass man davon ausgehen konnte, dass das adoptierte Kind zumindest über indirektem Weg eigene Gene weiterträgt.

2) Oder es handelt sich um ein „Nebenprodukt eines starken Selektionsdruckes für mütterliches Verhalten.“⁸⁴⁵ Erkenntnisse aus der Primatenforschung unterstützen diese These.

3) Nach der Idee der Memetik und der Auffassung von Susan Blackmore entspricht eine Adoption lediglich dem Wunsch, die eigenen Ideen und Auffassungen und irdischen Güter weiterzugeben. Ob es sich nun um die biologisch eigenen Kinder oder angenommene handelt, ist völlig gleichgültig. (Vgl. Kap. Meme als Transportmittel kultureller Informationen.)

Die Versorgung eines Kindes korrespondiert nicht in jeder Lebensphase mit einer wünschenswerten oder sinnvollen Ausrichtung der väter- oder mütterlichen Energien. Müssen die Ressourcen für das eigene Überleben verwendet werden oder bietet sich die Möglichkeit, einen besseren, zusätzlichen Partner zu gewinnen, so wird die Aufmerksamkeit entsprechend vom Kind abgezogen. So finden Infantizide durch Mütter am häufigsten statt, wenn diese unter 19 Jahren alt sind. Ihr reproduktiver Wert ist in dieser Lebensphase am höchsten und die Investition ihrer Ressourcen oftmals auf andere Schwerpunkte konzentriert.⁸⁴⁶ Dasselbe gilt für den Familienstand: Ist die Frau alleinstehend, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sie ihr Kind tötet. (Vgl. Kap. Gewalt und Aggression)

Frauen verbringen rund zehnmal mehr Zeit mit ihren Kindern als Männer. Werden passive Formen der Fürsorge addiert (wie Aufsicht über spielende Kinder), so beträgt der Faktor das 15-fache. Oder anders ausgedrückt: Die meisten Mütter beschäftigen sich 85 Prozent ihrer Wachzeit mit ihren Kindern.⁸⁴⁷ Das korreliert mit der Situation, dass 90 Prozent der Alleinerziehenden Frauen sind. Die Verbindung zu ihren Kindern ist wesentlich intensiver als die der Väter. Sie sind z.B. in der Lage, bereits sechs Stunden nach der Geburt ihr Kind am Geruch zu identifizieren und vermögen schneller und präziser, seine Emotionen zu analysieren. Evolutionspsychologisch erklärt wird der Sachverhalt, dass Männer, selbst wenn sie sich ihrer Va-

⁸⁴⁴ Ebd., S. 169 ff.

⁸⁴⁵ Ebd., S. 171

⁸⁴⁶ Daly/Wilson: Homicide, 1988

⁸⁴⁷ Dabei ist zu beachten, dass es sich um Studien aus nicht technologischen Gesellschaften handelt. (Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 280 f.)

terschaft sicher sind, die Zeit, in der sie sich um ihren Nachwuchs kümmern, nicht nutzen können, um weitere Sexualpartnerinnen zu finden, mit denen sie möglicherweise weitere Kinder zeugen könnten. Dennoch beschäftigen sich im Vergleich zu anderen Primaten die Menschenväter erstaunlich intensiv mit ihren Kindern. Vermutlich hat die zwar unsymmetrische, aber doch gemeinsame Versorgung des Kindes dazu beigetragen, dass der Mensch ‚unfertig‘ auf die Welt kommen konnte, um postnatal ein großes Gehirn zu entwickeln (vgl. „Papa-zu-Hause-Theorie“).

Die weibliche Fürsorge steuert im Wesentlichen das Hormon Oxytozin, dessen Niveau während und kurz nach der Geburt am höchsten ist. Interessanterweise konnte bei Männern, die sich um ihr Baby kümmern, ein erhöhter Prolaktinspiegel (Hormon der Hypophyse, das die Milchabsonderung während der Stillzeit anregt) nachgewiesen werden.⁸⁴⁸

Die großelterliche Investition in Enkelkinder unterscheidet sich entsprechend der Sicherheit des genetischen Verwandtschaftsgrads: Bei der Mutter der Mutter ist sie immer gewährleistet, und diese bringt daher am meisten Zeit, Wissen, Nähe und Ressourcen für die Kinder ihrer Tochter auf. Am wenigsten investiert der Vater des Vaters. Nach einer ähnlichen Logik funktionieren Investitionen anderer Verwandter (Geschwister, Onkel/Tanten etc.).⁸⁴⁹

Im Laufe der Evolution kam es auf Seiten der Eltern wie auf Seiten der Kinder zur Verfeinerung und Optimierung einer optimalen Ressourcenverteilung. Trivers identifizierte dies als genetischen Interessenskonflikt zwischen Kinder und Eltern, der bereits im Uterus existiert: Nicht jede befruchtete Eizelle kann sich einnisten, 78 Prozent enden meistens schon nach den ersten Wochen als spontaner Abort.⁸⁵⁰ Grund ist in der Regel ein genetischer Defekt des Kindes.⁸⁵¹ Das Alter der Frau zum Zeitpunkt der Befruchtung *und* – wie lange nicht bekannt – das des Mannes spielen in diesem Zusammenhang eine Rolle. Karine Kleinhaus von der Columbia University konstatierte nach Untersuchungen von 13.865 Frauen (plus einem Abgleich von 92.408 Geburten in Jerusalem in den Jahren 1964-1976), dass das Risiko, eine Fehlgeburt zu erleiden, unabhängig vom Alter der Mutter oder anderen Faktoren, nahezu dreimal höher ist, wenn die Väter 35 Jahre oder älter waren verglichen zu 25-jährigen Männern.⁸⁵² Der Fötus wiederum versucht, durch einen hohen HCG-Spiegel seine Vitalität zu demonstrieren und da-

⁸⁴⁸ Hassebrauck/Küpper: Warum wir aufeinander fliegen, 2002, S. 134. Vgl. Froschkönig-Kapitel.

⁸⁴⁹ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 312 ff.

⁸⁵⁰ Ein bemerkenswertes Ergebnis haben Ralph Catalano und Tim Bruckner von der University of California bei ihrer Studie erzielt, die der Frage nachging, warum in Krisenzeiten weniger Jungen auf die Welt kommen als Mädchen: Vermutlich werden schwächere männliche Föten vom Körper der Mutter abgestoßen, um nachfolgenden stärkeren, weiblichen und männlichen, eine Chance zu geben. Die Wissenschaftler werteten dazu Lebensdaten von zwischen 1751 und 1912 geborenen Schweden aus. Die Männer, die in schweren Zeiten zur Welt kamen, lebten überproportional lange. Ralph Catalano/Tim Bruckner: Secondary sex ratios and male lifespan: Damaged or culled cohorts, in: PNAS (Proceedings of the National Academy of Sciences) Vol. 103, Nr. 5, 31.01.2006, S. 1639-1643

⁸⁵¹ Reitz: Gene, Gicht und Gallensteine, 2001, S. 87

⁸⁵² Karine Kleinhaus: Miscarriage significantly associated with increasing paternal age, in: Obstetrics & Gynaecology Nr. 108, 01.08.2006, S. 369-377

mit einem spontanen Abort zu unterminieren.⁸⁵³ Schwangerschaftsdiabetes und -hypertonie charakterisieren ebenfalls diesen Konflikt.⁸⁵⁴

Kooperation darf nicht mit Harmonie oder Altruismus verwechselt werden. Sie ist zumeist eine (maskierte) Interessengemeinschaft, d.h. das persönliche Schicksal hängt weitgehend von dem Schicksal eines anderen oder der Gruppe ab. Für die Erreichung der eigenen Ziele macht es keinen Sinn, andere Organismen so zu schädigen, dass sie zukünftig nicht mehr genutzt werden könnten. Der ‚Kampf‘ zwischen Mutter und Fötus während der Schwangerschaft verdeutlicht diese Situation, die Matt Ridley folgendermaßen resümiert:⁸⁵⁵

„Mutter und Fötus arbeiten grundsätzlich noch immer bei der Aufgabe, das Kind großzuziehen, zusammen. Die Mutter ist als Individuum noch immer erstaunlich selbstlos beim Nähren und Schützen ihrer Kinder. Doch bei allem gemeinsamen genetischen Interesse gibt es auch gewisse Differenzen. Die mütterliche Selbstlosigkeit verbirgt die Tatsache, daß sich ihre Gene egoistisch verhalten, ob sie nun freundlich zu dem Fötus ist oder ihn bekämpft. Sogar im Mutterschoß, dem innersten Heiligtum der Liebe und gegenseitigen Hilfe, gibt es ruchlose Interessenkonflikte.“⁸⁵⁶

Nach der Geburt heischen die Kinder um einen besonders hohen Grad an Aufmerksamkeit und Unterstützung, werden allerdings oftmals mit ihren eigenen Geschwistern als Mitstreiter konfrontiert. Darüber hinaus können andere Gruppenmitglieder oder die eigenen Eltern Widersacher der eigenen Interessen darstellen. Im Extremfall kann dies bis zum Infantizid führen. Peter Kappeler führt aus der Verhaltensbiologie drei ultimate Gründe für eine Kindstötung auf: Kannibalismus (hier können beide Elternteile die treibende Kraft sein), Konkurrenz um Ressourcen oder Helfer (meist durch die Mütter) und die sexuell selektierte Fortpflanzungsstrategie (hauptsächlich durch (Stief-)Väter) zur Verbesserung der weiblichen Paarungsbereitschaft.⁸⁵⁷

Oberflächlich gesehen wäre es nach der Vorstellung der „egoistischen Gene“ vernünftig, sich so häufig zu replizieren wie möglich. Tatsächlich hat der Ökologe David Lack herausgefunden, dass es „für jede Spezies in jeder gegebenen Umweltsituation eine optimale Gelegegröße geben muß.“⁸⁵⁸ Das heißt, es wird nur die Anzahl von Nachkommen in die Welt gesetzt, die maximal (über-)leben kann. Dabei steht nicht die Optimierung der Ressourcen für die Ge-

⁸⁵³ Das Hormon Humanes Choriongonadotropin (HCG) wird vom Fötus in den Blutkreislauf der Mutter abgesondert. Es hilft dem befruchteten Ei, sich im Uterus einzunisten und unterbindet weitere Menstruationen bei den werdenden Müttern. Es ist ein Indikator für Schwangerschaftstests.

⁸⁵⁴ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 285 f.

⁸⁵⁵ Ausführlich dazu: David Haig: Genetic conflicts in human pregnancy, in: Quarterly Review of Biology Vol. 68, Nr. 4, Dez. 1993, S. 495-532

⁸⁵⁶ Ridley: Die Biologie der Tugend, 1999, S. 41 f.

⁸⁵⁷ Kappeler: Verhaltensbiologie, 2006, S. 285 ff.

⁸⁵⁸ Dawkins: Das egoistische Gen, 2002, S. 195

samtgruppe im Vordergrund (weil das Prinzip Arterhaltung nicht tragfähig ist), sondern die Kosten-Nutzen-Rechnung zwischen dem Aufwand von Gebären und Pflegen und einer Maximierung der Anzahl des Nachwuchses. Diese natürliche Geburtenkontrolle sieht Dawkins bei dem Menschen durch das Eingreifen des Wohlfahrtsstaates aus dem Gleichgewicht geraten. „Der Wohlfahrtsstaat ist vielleicht das größte altruistische System, das das Tierreich je gekannt hat. Aber jedes altruistische System ist von Natur aus instabil, weil es dem Mißbrauch durch egoistische Individuen offen steht.“⁸⁵⁹

Der Gesamtfittesstheorie gemäß begünstigt die Evolution Muster, die nahe Verwandte eher unterstützen als weite oder genetische Fremde. William Hamilton benennt dies in der Formel:

$$\text{costs} < \text{relatedness} \times \text{benefit}$$

Kosten oder Aufwand des Hilfeleistenden müssen kleiner sein als der Nutzen für den Empfänger multipliziert um den Verwandtschaftsgrad zwischen den beiden. Bei den eigenen Kindern liegt dieser Grad bei 50 Prozent oder 0,5, d.h. mehr als zwei Kinder, praktisch also drei Kinder, müssten gerettet werden, um dem eigenen geopfertem Leben einen entsprechenden genetischen Gegenwert zu stellen.

Die wichtigste Verwandtschaftsbeziehung ist neben der Eltern-Kind-Verbindung die zwischen Geschwistern, die mit 50 Prozent gemeinsamer Gene ebenso eng ist. Geschwister sind die wichtigsten sozialen Verbündeten, aber auch die härtesten Konkurrenten um die parentale Zuwendung. Aufgrund dieser Konstellation scheinen sich bedingt durch die Reihenfolge der Kinder bestimmte Verhaltensmuster auszuprägen, die Buss folgendermaßen zusammenfasst:

„Da Eltern oft das erstgeborene Kind vorziehen, ist dieses meist im Vergleich zu seinen Geschwistern konservativer und hält eher am Status quo fest. Zweitgeborene Kinder haben wenig Vorteile, wenn sie an der bestehenden Struktur festhalten, jedoch alle Vorteile, wenn sie dagegen rebellieren. [...] Das jüngste Kind könnte dagegen wiederum mehr elterliche Investitionen erhalten als mittlere Kinder, da die Eltern bei ihrem letzten direkten reproduktiven Träger oft keine Investitionsbeschränkungen mehr vornehmen.“⁸⁶⁰

Erstgeborene empfinden eine große Solidarität mit den Eltern, sie kommen auch anfangs in den Genuss ihrer ungeteilten Aufmerksamkeit. Dieselbe Konstellation gilt auch für die Jüngsten. Mittlere suchen Verbindungen eher außerhalb des direkten familiären Kreises, sie müssen bedingt durch ihre „Sandwich-Position“ immer die parentalen Ressourcen teilen.

Jedes Individuum, das für sich und seine nahen Verwandten sorgt, unterliegt der Gefahr, getäuscht zu werden, entweder durch die Nähe des Verwandtschaftsgrades („Kuckuckskind“-

⁸⁵⁹ Ebd., S. 198

⁸⁶⁰ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 297

Problematik) oder durch die Darstellung von scheinbarer Bedürftigkeit durch infantilisiertes oder regrediertes Verhalten, um so eine stärkere Zuwendung zu erfahren. Ein solcher ‚Betrug‘ hat nichts mit willentlicher Boshaftigkeit gemein, sondern ist der Versuch, die eigenen Replikatoren best möglich zu unterstützen. Dawkins geht sogar soweit, Siblizid in diese Kategorie zu stellen, da sich Eltern bei einer Verkleinerung ihrer Nachwuchsschar intensiver um die verbleibenden Kinder kümmern können. Dies mag als Erklärung für den literarisch verarbeiteten Brudermord dienlich sein, beantwortet aber nicht die Frage, warum es sich meistens um einen Mord unter Männern und nicht um einen Schwesternmord oder Geschwistermord handelt. Die von Martin Daly und Margo Wilson in „Homicide“ oder von David Buss in „The Murderer Next Door“ zusammengestellten Erkenntnisse zeigen, dass die Mehrheit der Tötungen von Männern an Männern vorgenommen wird, wie ausführlich im Kapitel über Aggression und Gewalt dargestellt. Der hohe Testosteronspiegel scheint zu Prozessen im Gehirn zu führen, die aggressiveres Verhalten zu Folge haben. (Vgl. Kap. Spezialisierung und Geschlechterunterschiede) Das alleine würde zwar erklären, warum Männer vermehrt töten, aber noch nicht, warum nicht mehrheitlich ihre Schwestern oder Frauen allgemein ihre Opfer darstellen (Gewalt gegen Frauen ohne dezidierte Tötungsabsicht wie Vergewaltigung, Schlagen, Einsperren etc. ist hier nicht gemeint und unterliegt einem anderen Erklärungsmuster). Die Antwort erscheint logisch beim Rückgriff auf die Grundprinzipien der Evolutionspsychologie: Bei Spezies, bei denen die Weibchen nur eine geringe Anzahl von Nachwuchs in die Welt setzen und unter intensivem Aufwand groß ziehen können, rivalisieren die Männchen um die wertvolle Ressource des Weibchens. Es ist also für einen Mann evolutionär gesehen völlig sinnlos, eine Frau zu töten und im Besonderen seine Schwester, die ja 50 Prozent seines genetischen Materials trägt. Mit dem Brudermord schafft man zwar auch 50 Prozent seiner Gene aus der Welt, aber ebenso einen potenziellen Rivalen um die Gunst bei den Frauen. Im Gegensatz zur Literatur ist Brudermord in der Realität zumindest bei den Menschen ein zu vernachlässigendes Problem als Motiv für einen Tötungsdelikt.⁸⁶¹ Daly und Wilson ergänzen, dass lediglich in sehr ärmlichen Agrarstrukturen, wo eine Teilung der Ressourcen dazu führt, dass einer der Brüder leer ausginge, Brudermord zu beobachten war. In Jäger- und Sammler-Gesellschaften dürfte dies kaum von Bedeutung gewesen sein, weil es vermutlich durch das nomadische Leben keine Form des Privateigentums gab, das man hätte vererben können.⁸⁶²

⁸⁶¹ Anders stellt es sich in der Tierwelt dar, in der Geschwisterkonflikte durchaus bis zum Siblizid gehen. Abhängig ist diese extreme Form der Aggression meistens von der Ressourcensituation. Ferkel und Tüpfelhyänen sind unter den Säugetieren dafür bekannt und vermutlich auch deshalb schon von Geburt an mit Zähnen ausgestattet. Mütter dulden dies in etlichen Fällen, bzw. töten und fressen sogar selber einige Junge (bei Vogel- und Nagerarten). Ein in Menschengen besonders krasses Beispiel für Geschwistertötung führt der Ethologe Peter Kappeler auf: „Beim Sandtigerhai (*Carcharias taurus*) entwickeln die Embryos rasch Zähne und beginnen ‚in utero‘ ihre Geschwister zu fressen, wobei die Mutter über Monate tausende weitere befruchtete Eier produziert, die dem einzig übrig bleibenden Jungen als Nahrung dienen.“ (Kappeler: Verhaltensbiologie, 2006, S. 424)

⁸⁶² Daly/Wilson: Homicide, 1988, S. 30 ff.

Eine besondere Ausprägung der „Kin-Selection“ ist der Nepotismus oder nepotistischer Altruismus, die Vetternwirtschaft im wörtlichen oder übertragenen Sinn. Ein biologisch Fremder wird bevorzugt wie ein eigener Verwandter behandelt und im Gegenzug wird ein ebensolches Verhalten erwartet. Sozialanthropologen fassen Verwandtschaft oft weiter im Sinne eines Stamms oder Clans oder im Sinne einer kulturellen Idee von Verwandtschaft auf. Rassenvorurteile könnten dementsprechend als „irrationale Verallgemeinerung einer Tendenz der Familienselektion“⁸⁶³ aufgefasst werden: Bevorzugung derjenigen, die uns physisch und von unserem Verhalten her ähneln.

3.7. Soziale Gemeinschaften

Verhalten hat sich wie alle anderen Lebensformen durch natürliche Auslese oder durch Anpassungsleistung an eine bestimmte Umwelt entwickelt. Zentrales Charakteristikum menschlichen Verhaltens (wie beim Großteil aller Primaten) ist die Gruppenbildung, die zwar etliche Nachteile mit sich bringt wie Rivalität um Partner, Nahrung und Territorien, sozialer Stress durch Enge, Infektionsrisiko und Risiko der Degeneration, sich aber letztlich evolutiv durchsetzen konnte, weil die Mitglieder durch kooperatives Gruppenverhalten die Replikation ihrer Gene besser gewährleisten konnten als solitär lebende Individuen.⁸⁶⁴ Neben dem Schutz vor Feinden und einem gesicherteren Nahrungsumfang ist die Möglichkeit des Lernens ein wesentlicher Vorteil des Gruppenlebens. In Spielen mit Gleichaltrigen oder durch Imitation von Älteren wird der Ernstfall trainiert und so die Überlebenschance erheblich verbessert. Von Natur aus ist der Mensch ein Kleingruppenwesen (bis ca. 50 Personen) mit einer Kleingruppenmoral und sucht selbst in einer Großstadtwelt solche Zugehörigkeiten. Dabei wird zunehmend der nur noch selten existierende Familienverband durch Vereine, Clubs, Jugendbanden oder ähnliche Strukturen ersetzt. Abstrakte Gesellschaften, Staaten und Staatenverbände, die ausschließlich durch ein Regelwerk und nicht durch persönliche Beziehungen zusammengehalten werden, sind keine natürlich gewachsenen Organismen, und es bleibt abzuwarten, ob solche Konstrukte trotz Vorteile für die Bewohner, Bestand haben werden.⁸⁶⁵ Sozietäten zu bilden, ist wiederum Seinsprinzip der Hominiden, ohne die sie kaum ihren Erfolg zug über die Welt geschafft hätten. „Die Gesellschaft wurde nicht von vernünftigen Menschen erdacht.

⁸⁶³ Dawkins: Das egoistische Gen, 2002, S. 172

⁸⁶⁴ Wuketis: Was ist Soziobiologie, 2002, S. 26

⁸⁶⁵ Bei einigen künstlichen Staatsgebilden, die sich bereits wieder getrennt haben (wie die UDSSR oder Jugoslawien), kann man erkennen, welche Sprengkraft einem Gebilde innewohnen kann, das versucht, stark disparate Elemente zwangsweise miteinander zu vereinigen.

Sie entwickelte sich als ein Teil unserer Natur. Sie ist ebenso sehr ein Produkt unserer Gene wie ein Produkt unseres Körpers.“⁸⁶⁶

Im Folgenden werden in drei Unterkapiteln drei zentrale Aspekte menschlicher Gemeinschaften vorgestellt: die Sprache und ihre Funktion, reziproker Altruismus sowie Gewalt und Aggression.

3.7.1. Sprache und ihre Funktion

Die Erkenntnisse des britischen Psychologen und Anthropologen Robin Dunbar zählen zu den heute am häufigsten favorisierten Thesen zur Entwicklung der Sprache. Sprache, so seine Kernaussage, ersetzte sukzessive das Kraulen des Fells unter den Primaten und somit den sozialen Zusammenhalt einer Gruppe.⁸⁶⁷ Vier Überlegungsansätze bringen Dunbar zu dieser These: Die Größe des Neokortex scheint bei Primaten die Größe der sozialen Gruppe zu bestimmen. Ähnliches trifft auf den Menschen zu, dessen direktes soziales Umfeld auf höchstens 150 Personen begrenzt ist.⁸⁶⁸ Die mit dem Kraulen verbrachte Zeit verhält sich proportional zur Gruppengröße, weil sie den Zusammenhalt stärkt. Da ab einer gewissen Gruppengröße physisches Kraulen zeitlich nicht mehr möglich ist, entwickelte sich beim Menschen das ‚akustische Kraulen‘ mit der Sprache. Mit ihr können gleichzeitig mehrere Individuen erreicht werden. Sprache dient damit dem Informationsaustausch, der Selbstdarstellung und führt ansatzweise vergleichbar wie bei dem physischen Kraulen zur Endorphinausschüttung – besonders beim Lachen.

Mit zunehmender Körpergröße wird die Bedrohung einer Spezies durch andere geringer. Die auf dem Boden ungeschützt lebenden Arten sind stärker Feinden ausgesetzt als beispielsweise diejenigen, die sich hauptsächlich auf Bäumen aufhalten. Oftmals verfügen daher die in der Savanne vorkommenden Spezies über eine beträchtliche Größe. Zusätzlich verringert das Leben in einer größeren Gemeinschaft das Risiko, leichte Beute von anderen zu werden. Dabei wirken zwei Kräfte auf die Individuen ein: einerseits die Notwendigkeit, Schutz in einer Gruppe zu suchen, und andererseits der Wunsch nach Einsamkeit, nach der Verwirklichung der eigenen Wünsche und Triebe. Es gilt also permanent, eine Balance zwischen diesen diver-

⁸⁶⁶ Ridley: Die Biologie der Tugend, 1999, S. 21

⁸⁶⁷ „Kraulen“ ist eine eher eindimensionale Übersetzung des englischen Begriffs „Grooming“, der die Fellpflege ebenso beinhaltet wie den sozialen Aspekt des Sich-Beschäftigens mit dem anderen. In etlichen evolutionsbiologischen und psychologischen Texten wird daher der Begriff im Original verwendet.

⁸⁶⁸ Die 150 Personen des sozialen Kreises ordnet Dunbar konzentrisch an. Drei bis fünf Personen stellen die engsten Bezugspersonen dar. Der nächste Kreis umfasst weitere 12 bis 20 und der dritte 30 bis 50 Personen. Der Erweiterung der Kreise liegt der Multiplikationsfaktor drei zugrunde – ein Phänomen, das sich in zahlreichen sozialen Strukturen wie z.B. bei der Größe von militärischen Einheiten widerspiegelt. Robin Dunbar et al.: Discrete hierarchical organization of social group sizes, in: Proceedings of Royal Society B Vol. 272, 22.02.2005, S. 439-444; Klaus Manhart: Ein Freund, ein guter Freund, in: Gehirn & Geist Nr. 11/2005, S. 62-64

gierenden Kräften zu halten. Bei Gefahren von außen hat der Gruppenzusammenhalt eine andere Bedeutung als in friedlichen Zeiten. Bei den Primaten bleiben weibliche Nachkommen meist in der Gruppe und bilden eine enge Verbindung mit ihren Geschlechtsgenossinnen. Diese „schwesterliche Solidarität“ – auch gegen die Männchen – wird durch das Kraulen erreicht. Sprechen zu können, setzt einerseits bestimmte anatomische Gegebenheiten, die bei den meisten Primaten nicht vorhanden sind, und andererseits freie Gehirnkapazität voraus, die nicht für sonstige Körperfunktionen benötigt wird. Das heißt: Nicht die absolute, sondern die relative Gehirngröße ist entscheidend, präzise handelt es sich um die proportionale Größe des Neokortex, die mit der Gruppengröße korreliert.⁸⁶⁹ Das ungewöhnlich große Gehirn der Primaten hängt also mit ihrem komplexen Sozialverhalten zusammen. 1988 führten dies Robert Byrne und Andrew Whiten als „machiavellistische Intelligenzhypothese“ ein.⁸⁷⁰ Diese als „Theorie des Geistes“ (*Theory of Mind*) bezeichnete Sicht löste zuletzt den Behaviorismus und dieser das kartesische Denken ab. „Eine Theorie des Geistes zu haben bedeutet, daß man versteht, was ein anderer denkt, dass man einem anderen Überzeugungen, Wünsche, Ängste und Hoffnungen zuschreibt und glaubt, daß der andere diese Gefühle wirklich als Geisteszustand erlebt.“⁸⁷¹ Dargestellt wird sie in verschiedenen Stufen der „Intentionalität“. Durchschnittlich begabte Menschen sind in der Lage bis zu sechs Ordnungen/Intentionen zu verfolgen.⁸⁷² Individuelle, vom Intelligenzgrad abhängige Abweichungen nach oben und nach unten sind möglich. Die „Theorie des Geistes“ ist in Menschen vermutlich genetisch angelegt, wird aber nicht von Geburt an praktiziert. Bis zur Vollendung ihres dritten Lebensjahres können die meisten Menschenkinder nicht lügen und erst mit vier oder viereinhalb wird ihnen bewusst, dass andere Menschen andere Meinungen und Vorstellungen haben als sie selber. Autisten besitzen keine „Theorie des Geistes“ oder erreichen lediglich eine geringe Ordnungsstufe.⁸⁷³ Sprache wird meist metaphorisch verwendet und im Sinne der Theorie des Geistes eingesetzt, d.h. setzt, nach Dunbars Auffassung, eine Interpretationsfähigkeit des Zuhörers voraus.

„Ohne Sprache lebt jeder in seiner eigenen, abgeschiedenen Vorstellungswelt. Mit Sprache dagegen haben wir Anteil an den Welten anderer. Wir können entdecken, daß diese Welten nicht genau mit unserer eigenen übereinstimmen, und das wiederum führt uns zu der Erkenntnis, daß die Welt auch anders sein kann, als wir annehmen.“⁸⁷⁴

⁸⁶⁹ Beim Menschen macht der Neokortex rund 80%, bei anderen Primaten rund 50%, bei sonstigen Säugetieren rund 30%-40% aus. (Dunbar, 2000: Klatsch und Tratsch, 2000, S. 83 ff).

⁸⁷⁰ Robert Byrne/Andrew Whiten (Hrsg.): *Machiavellian Intelligence*, Oxford: University Press, 1988

⁸⁷¹ Dunbar: Klatsch und Tratsch, 2000, S. 110

⁸⁷² Primaten mit einem größeren Neokortex wenden häufig Täuschungsmanöver an, die ein gewisses Maß an Intelligenz erfordern. Bei den engsten lebenden Verwandten der Menschen, den Schimpansen und Bonobos, hat man Handlungen beobachtet, die Rückschlüsse zulassen, dass eine Theorie des Geistes bis zur zweiten/dritten Ordnung vorhanden ist. Sie steht oft im Zusammenhang mit taktischer Täuschung, um Fortpflanzungserfolge zu sichern.

⁸⁷³ Vgl. Untersuchungen von Baron-Cohen zum Thema Autismus und das extrem männlich ausgeprägte Gehirn im Kap. Spezialisierung und Geschlechtsunterschiede.

⁸⁷⁴ Dunbar: Klatsch und Tratsch, 2000, S. 136

Dunbar setzt den Beginn der Sprache, resultierend aus der Gruppengröße von 115 bis 120 Individuen und der Kaulzeit von rund einem Drittel des Tages, mit dem Auftauchen des Homo sapiens vor 500.000 Jahren gleich.⁸⁷⁵ Mit dieser zeitlichen Einordnung widerspricht er der herrschenden Meinung, die heute davon ausgeht, dass der Homo sapiens vor 150.000 bis 220.000 Jahren entstanden ist. Die großen Sprachgruppen sollen sich aus der Ursprache monogenetisch im Zuge der großen Wanderungswellen von Afrika ausgehend entwickelt haben.⁸⁷⁶ Der Genetiker Luigi Cavalli-Sforza zeigte darüber hinaus auf, wie hoch der gemeinsame Quotient zwischen ethnischen Gruppen und Sprachgruppen ist. Mark Stoneking widerspricht der These von Cavalli-Sforza, dass es einen direkten Zusammenhang zwischen genetischer und sprachlicher Verwandtschaft gebe. Erstere werde primär durch die geographische Nähe determiniert und korreliere bestenfalls nur indirekt mit der zweiten.

„In einer isolierten Bevölkerung verändert sich mit der Zeit sowohl der Genpool [...], als auch die Sprache [...]. Dazu kommt die Veränderung durch kulturellen Kontakt und Zuwanderung, die von der allmählichen Integration bis zum Extrem der diskontinuierlichen Eroberung reichen kann. Das mag im einzelnen Fall nur für die Gene (demische Verdrängung), nur für die Sprache (Lehn- und Fremdwörter bis zur totalen Sprachübernahme von einer Elite), oder für beides zutreffen. Genetische und/oder sprachliche Verdrängungen mögen häufiger geschehen sein, als zunächst von Cavalli-Sforza und Mitarbeitern (1988) angenommen wurde.“⁸⁷⁷

Die meisten europäischen, südasiatischen bis indischen Sprachen (ausgenommen der baskischen und den finnisch-ugrischen Sprachen) gehören zum gemeinsamen Stamm des Indogermanischen, das, so Bernard Comrie, vermutlich vor ca. 6.000 Jahren nördlich des Schwarzen Meeres entstand.⁸⁷⁸ Die gemeinsamen Wörter in den jeweiligen Sprachen erlauben Rückschlüsse auf die damalige Lebensweise als Halbnomaden, die schwerpunktmäßig Landwirtschaft betrieben. Die indogermanischen Götter waren Vorbilder für indische, griechische, römische und keltische Gottheiten. Das Baskische, das Finnisch-Ugrische, die semitischen Sprachen Nordafrikas und des Nahen Ostens, das Altaische der Turkvölker und Mongolen sowie die Sprachen Südindiens gehören zur Hauptgruppe der nostratischen Sprache, die mit 15.000 Jahren rund doppelt so alt sind.⁸⁷⁹ Daneben gibt es vier weitere nicht-afrikanische

⁸⁷⁵ Ebd., S. 147

⁸⁷⁶ Klingenschmitt: Sprachverwandtschaft in Europa, 2005, S. 113

⁸⁷⁷ Mark Stoneking: Gene, Geographie und Sprache, in: Hauska, Günter (Hrsg.): Gene, Sprachen und ihre Evolution. Wie verwandt sind die Menschen – wie verwandt sind ihre Sprachen?, Regensburg: Universitätsverlag 2005, S. 139

Gemeint ist: Luigi Luca Cavalli-Sforza et al.: Reconstruction of human evolution. Bringing together genetic, archaeological and linguistic data, in: PNAS (Proceedings of the National Academy of Sciences USA) Vol. 85, 01.08.1988, S. 6002-6006

⁸⁷⁸ Sofern genetische Untersuchungen zutreffen, hat ein beachtlicher Teil (je nach Untersuchung zwischen 30% und 80%) des paläolithischen genetischen Materials in den heute existierenden Populationen überlebt, was den Rückschluss zulässt, dass die damals ursprünglich verbreitete(n) Sprache(n) zugunsten des Indogermanischen aufgegeben wurden. Bernard Comrie: Sprachen, Gene und Vorgeschichte mit besonderer Berücksichtigung Europas, in: Hauska, Günter (Hrsg.): Gene, Sprachen und ihre Evolution. Wie verwandt sind die Menschen – wie verwandt sind ihre Sprachen?, Regensburg: Universitätsverlag 2005, S. 150 und S. 154

⁸⁷⁹ Das Baskische gilt derzeit als die älteste noch in Europa existierende Sprache, ja möglicherweise sogar als die „Ursprache“ Europas. Dieter H. Steinbauer widerspricht in seinem Aufsatz „Vaskonisch – Ursprache Europas?“ dieser herrschenden Wis-

Sprachfamilien: die dene-kaukasische, die amerindische, die proto-australische und die austro-asiatische. Das Verhältnis der Sprachen, die südlich der Sahara gesprochen werden zu den anderen Überfamilien ist nach wie vor nicht geklärt. Es gibt jedoch Versuche, eine Proto-Weltsprache aus den Überfamilien zu rekonstruieren. Heute werden rund 5.000 Sprachen auf der Welt gesprochen, wobei sich die Zahl vermutlich in den kommenden 50 Jahren halbieren wird. Weltbeherrschende Sprachen werden nach Dunbars Ansicht vor allem Englisch und Chinesisch sein.⁸⁸⁰ In der vorindustriellen Zeit verhalfen sprachliche Besonderheiten oder ein Dialekt, Menschen der eigenen Gruppe zuzuordnen und in ihnen möglicherweise einen Verwandten zu erkennen, respektive Nassauer zu enttarnen.⁸⁸¹ Mit Industrie, Mobilität und der Entwicklung von Großstädten hat sich dies allerdings geändert.

Zweidrittel aller Unterhaltungen thematisieren zwischenmenschliche Belange. Dunbar fasst es pointiert zusammen: „Unsere vielgerühmte Sprachfähigkeit dient offenbar hauptsächlich dazu, Informationen über Zwischenmenschliches auszutauschen; anscheinend sind wir versessen darauf, übereinander zu tratschen.“⁸⁸² Dabei stehen die eigenen Befindlichkeiten sowie das Interesse an Handlungen anderer im Blickfeld. Kritik und negativer Klatsch machen ebenso wie Bitten und Ratschläge nur jeweils fünf Prozent aus. Männer sprechen tendenziell mehr über sich und ihre Leistungen, Frauen interessieren sich stärker für die Belange ihrer Gesprächspartner. Das stärkere Interesse an ihrem sozialen Umfeld garantiert ihnen im Zweifelsfall auch Unterstützung und Schutz beim Großziehen ihrer Kinder. Dunbar vermutet, dass Frauen zuerst sprachen, da sie den Kern der sozialen Einheit bildeten und für den sozialen Zusammenhalt sorgten. Sie waren stärker auf das soziale Netz als die Männer angewiesen und dementsprechend bereit, sich intensiver in diesem Bereich zu engagieren. Frauen bilden hierfür langfristige Allianzen, Männer gehen eher zweckorientierte Bündnisse ein.

senschaftsmeinung, in: Hauska, Günter (Hrsg.): Gene, Sprachen und ihre Evolution. Wie verwandt sind die Menschen – wie verwandt sind ihre Sprachen?, Regensburg: Universitätsverlag 2005, S. 53-67

⁸⁸⁰ Dunbar: Klatsch und Tratsch, 2000, S. 194 ff.

⁸⁸¹ Der Ausdruck „Nassauer“ beschreibt, obwohl er umgangssprachlich eingeführt ist, die Situation treffender als „Betrüger“. Es handelt sich um jemanden, der Hilfe oder eine Leistung ohne eine entsprechende Gegenleistung in Anspruch nimmt. Seine Herkunft wird folgendermaßen erklärt: „Das noch junge Herzogtum Nassau hatte keine eigene Universität. Wollte ein nassauischer Gymnasialabsolvent nicht im ‚Ausland‘ (sprich: in Hessen oder sonstwo in Deutschland) studieren, blieb ihm nur die ‚Hohe Schule‘ von Herborn. Diese besaß jedoch kein Promotionsrecht. Um nassauischen Studenten ein vollwertiges ‚inländisches‘ Studium zu ermöglichen, schloß Herzog Wilhelm von Nassau am 28. Oktober 1817 einen Staatsvertrag mit dem Königreich Hannover, wonach die Königlich Hannoversche Georg-August-Universität zu Göttingen zur Nassauischen Landesuniversität wurde. Als Anreiz zur Aufnahme des Studiums im doch immerhin über 300 Kilometer entfernten Göttingen gewährte der Herzog seinen Studenten Stipendien in Form eines ‚Freitisches‘, d.h. der kostenlosen Verköstigung. Die Stipendiaten konnten also bei einem Göttinger Wirt, mit dem die herzogliche Regierung einen entsprechenden Vertrag abgeschlossen hatte, umsonst essen. Blieb ein Nassauer Student dem Freitisch fern, fand sich schnell ein fremder, unbefugter, der sich als Nassauer ausgab und das Mahl einnahm. Auf diese Weise entstanden hier die studentischen Ausdrücke ‚nassauern‘ und ‚Nassauer‘. Diese Begriffe sind also auf ungebetene Gäste zu beziehen, die auf Kosten und anstelle anderer - der Nassauer - gegessen und getrunken haben.“ Conrad Horst (Hrsg.): www.etymologie.info, 04.06.2005

⁸⁸² Dunbar: Klatsch und Tratsch, 2000, S. 16

Akustisches Kraulen kann nicht bei einer beliebig großen Gruppe praktiziert werden, da der menschliche Hörapparat Gespräche (Schreie ausgenommen) auf eine Distanz unter eineinhalb Meter beschränkt.⁸⁸³ Die menschliche soziale Gruppe umfasst durchschnittlich 120 bis 150 Personen, wobei der Kreis so definiert wird, dass all diejenigen eingeschlossen sind, die ein Individuum um einen Gefallen bitten kann. Die Sympathiegruppe ist wesentlich kleiner: Mit lediglich 10 bis 15 Personen möchte man regelmäßig in einem Monat Kontakt haben. Mit der Größe der sozialen Gruppe nimmt auch die Anzahl der Trittbrettfahrer zu, die sich auf Kosten anderer einen Vorteil erschleichen, und deren Methoden bei größeren Gruppen schwieriger aufgedeckt werden können. Der Austausch von Informationen ist auch hier ein probates Mittel, die Betrüger zu entlarven und andere Mitglieder der Gruppe zu warnen.

Der Münchner Literaturwissenschaftler Karl Eibl folgt im Wesentlichen Dunbars Sprachentwicklungstheorie – vom ‚Grooming‘ zum ‚Gossip‘, wiewohl er zwei unbeantwortete Fragen ausmacht: Warum schloss sich der Mensch zu größeren Gruppen zusammen und warum blieb es dann nicht bei einer überschaubaren Stärke von 50 Personen?⁸⁸⁴ Wenn man die Sprachfunktion der sozialen Kontrolle hinzunimmt, dann lassen sich diese Schwachstellen, so Eibl, beheben, dadurch verändere sich aber der Kausalitätsbezug: Größere Gruppen waren nicht die Ursache, sondern die Wirkung.

„Das Gespräch über Dritte ist ein entscheidender Schritt über das Grooming hinaus. Es ergibt sich damit eine Möglichkeit der sozialen Kontrolle, die im Tierreich nicht besteht. [...] Nicht die Erhöhung der Gruppengröße war demnach das primär treibende Moment der Sprachentstehung, sondern das beim Menschen einmalige Maß an Offenheit der Verhaltensprogramme, das ohne ein angemessenes Kommunikationsmittel auch bei kleinen Gruppen nicht funktionieren könnte: Die Einbuße an Instinktautomatik wird ausgeglichen durch Klatsch und Moral.“⁸⁸⁵

Der Siegener Wissenschaftler Wolfgang Steinig führt einen gänzlich unterschiedlichen Ansatz an: Sprache und ihre komplexe grammatische Struktur seien als ein kostspieliges Signal, als „Handicap“ entstanden. Mit dem Beginn des aufrechten Gangs (um seiner Ansicht nach besser im seichten Wasser stehen, dieses überblicken und Fische fangen zu können und nicht um sich in der Savanne besser zurecht zu finden) entwickelte sich auch bald der erste Tanz, die ersten Tanzschritte als Zeichen von Kompetenz, sich herausragend auf zwei Beinen bewegen und dazu noch eine spezielle Schrittfolge einhalten zu können. Musik war dann das Medium zur Sprache.

⁸⁸³ Es wurde herausgefunden, dass „die Lautstärke, mit der in verschiedenen Kulturkreisen üblicherweise gesprochen wird, umgekehrt proportional zur Zahl der Vokale in der Sprache ist und damit auch zu der Leichtigkeit, mit der man die Laute der Sprache unterscheiden kann. In Kulturen, die übermäßig engen Körperkontakt verabscheuen, sprechen die Leute lauter, und man kann die Vokale leicht voneinander unterscheiden.“ (Ebd., S. 157 f.)

⁸⁸⁴ Eibl: *Animal Poeta*, 2004, S. 219 ff.

⁸⁸⁵ Ebd., S. 222 f.

„In rituellen Tänzen zum Rhythmus von Trommeln entstanden die ersten komplexen Lautmuster, die nach einfachen grammatischen Regeln funktionierten. Im kostspieligen Schonraum von Ritualen, in denen die Verteilung von Macht und Ressourcen geregelt und repräsentiert wird, konnten sich lautliche Signale zu Tanzschrittsequenzen und Tänzen als regelhaft organisierte Muster entwickeln, die zunächst nicht dem Verstehen dienten. Sie waren vielmehr identitätsstiftender Ausdruck einer Gemeinschaft, die sich vor Trittbrettfahrern schützen musste, brachten aber auch die individuelle Qualität jedes einzelnen Mitglieds zum Ausdruck. Dies entspricht einer evolutionären Entwicklung, die auf sexueller Selektion beruht.“⁸⁸⁶

Die erste inhaltliche Bedeutung kam über eine protosprachliche Zeigefunktion von Gegenständen innerhalb des Gesichtskreises der Darstellenden und Zuschauenden. Erst später standen neuronale steuernde Elemente zur Verfügung, die dann einen Transfer in den Alltag – auch losgelöst von der direkten Zeigefunktion – hatten.

Die amerikanische Anthropologin Dean Falk bringt einen anderen, eher mit Dunbar verwandten, aber doch nicht vergleichbaren Aspekt der Sprache in die Diskussion ein: die soziale Funktionalität, die aber hauptsächlich aus der Beziehung zwischen Mutter und Kind entstanden ist.⁸⁸⁷ Damit Mütter ihre Hände besser beim Klettern oder Sammeln nutzen konnten, musste der Nachwuchs, der sich nicht wie bei anderen Primaten selbstständig an der Mutter festklammern konnte, hin und wieder abgelegt werden. Um die zurückgelassenen Schreihälse zu beruhigen und ihnen die Nähe der Mütter zu vermitteln, entstanden protosprachliche Amenlaute, die dann später auf ältere Kinder und Erwachsene ausgeweitet wurde. Ganz wesentlich bei Falks Überlegungen: Sprache entstand nicht als Informationsaustausch, sondern als Beziehungsinstrument.

Eine spezielle Ausprägung der Kommunikation ist der Humor. Hape Kerkeling, einer der deutschen Publikumsliebhaber dieses Genres, erläutert in seinem autobiografischen Bestseller die dahinter stehenden anthropologischen Motive: „Eigentlich ist Humor doch nichts anderes als das Verhindern von Eskalation. Ein Ventil. Wer von Herzen lacht, signalisiert: Ich bin nicht gefährlich. Wer versucht, ein Lachen oder ein Lächeln zu provozieren, fragt eigentlich nur: Bist du gefährlich oder magst du mich?“⁸⁸⁸ Hinter der launigen Formulierung verbergen sich – wenn auch nicht ausdifferenziert dargestellt – all die Aspekte, die die Wissenschaft zu diesem Thema zusammengetragen hat.

Obwohl Einzelheiten des Umgangs mit Humor kulturell unterschiedlich gelebt werden, ist das Grundsystem bei Primaten sowie zahlreichen anderen Säugetieren universell beobachtbar. Mit

⁸⁸⁶ Steinig: Als die Wörter tanzen lernten, 2007, S. 449 f.

⁸⁸⁷ Dean Falk: Prelinguistic evolution in early hominins: Whence motherese?, in: Behavioral and Brain Sciences Vol. 27, Nr. 4/2004, S. 491-503

⁸⁸⁸ Hape Kerkeling: Ich bin dann mal weg. Meine Reise auf dem Jakobsweg, 33. Aufl., München: Piper/Malik 2007, S. 61

einer humoristischen Situation geht in der Regel Lächeln oder Lachen einher, manchmal bis hin zu Tränen und Krämpfen im Bauchraum. Das Lachen ist vermutlich mit sieben Millionen Jahren ein noch älteres Kommunikationsinstrument als die Sprache. Säuglinge lächeln bereits, Schimpansen zeigen ähnliche Signale und sogar Koma-Patienten. Der Grad der Erheiterung schwankt je nach Situation und Atmosphäre. Lachen wirkt ansteckend und ist der Kitt im zwischenmenschlichen Bereich.⁸⁸⁹ Echtes Lachen läuft nach einem Reflexmuster ab, bei dem u.a. Teile des das Verhalten kontrollierenden präfrontalen Kortexes ausgeschaltet werden, so die Erkenntnisse der Tübinger Neuropsychiaterin Barbara Wild.⁸⁹⁰ Komisch wird eine Situation oder Geschichte erst, wenn ein Paradigmenwechsel dem Inhalt eine andere Bedeutung gibt und dieser keine direkte Bedrohung oder negativen Einfluss hat. Der Überraschungseffekt ist wesentlich, ansonsten könnte der Mensch sich selber Witze erzählen oder kitzeln. Humor und die körperlich daraus resultierenden Folgen stehen also in einem engen Zusammenhang mit demjenigen, der diese Überraschung herstellt, sie sind ein Phänomen, das im Kontext eines sozialen Verbandes entsteht. Das Lachen selber könnte das Signal an den Rest der Gruppe sein, dass es sich eben bei dieser Anomalie um eine triviale handelt – die so genannte „Falscher-Alarm-Theorie“.⁸⁹¹ Lachen und Humor kann vorschnelles aggressives und damit sozial kontraproduktives Verhalten verhindern. Es trainiert wie ein sozio-intellektuelles Spiel, manipuliert den Status eines Einzelnen oder einer Gruppe und unterstützt Bindung und Kooperation.⁸⁹² Der Neurologe Vilayanur Ramachandran fügt diesem möglicherweise evolutionären Ursprung des Humors eine aktuelle Funktion hinzu:

„Die Fähigkeit, Ereignisse im Licht neuer Informationen umzudeuten, hat sich vielleicht im Laufe der Generationen weiterentwickelt, sodass den Menschen dieser spielerische Umgang mit immer umfangreicheren Ideen und Begriffen möglich wurde – sie wurden kreativ. Die Fähigkeit, vertraute Ideen aus neuer Sicht zu betrachten (ein wesentliches Merkmal des Humors), kann ein Mittel gegen konservatives Denken und ein Wegbereiter der Kreativität sein. Lachen und Humor sind also unter Umständen eine Generalprobe der Kreativität.“⁸⁹³

Den Aspekt einer geistigen Leistung wertet Clemens Schwender ebenfalls als Zeichen von Intelligenz, da das Individuum in der Lage sein muss, Wortspielereien, Widersprüche und Ähn-

⁸⁸⁹ Nach Untersuchungen von Sophie Scott und Kollegen ist die „Ansteckungsgefahr“ beim Lachen dem menschlichen Spiegelneuronensystem im Gehirn zu verdanken, das auf Geräusche wie Gelächter reagiert, selbst wenn dabei nichts gesprochen wird. Positiv verankerte Laute rufen eine eindeutig stärkere Reaktion hervor als negative. Sophie Scott et al.: Positive Emotions Preferentially Engage an Auditory-Motor „Mirror“ System, in: Journal of Neuroscience Vol. 50, 13.12.2006, S. 13067-13075

⁸⁹⁰ Barbara Wild: Humor ernst genommen: Taking humor serious – smiling, exhilaration and the brain, in: Nervenheilkunde Heft 7/2006, S. 562-566 sowie Interview mit ihr und Robert Gernhardt: „Mensch, lass locker“, in: Spiegel Nr. 9, 25.02.2006, S. 144-148

⁸⁹¹ Vilayanur Ramachandran/Sandra Blakeslee: Die blinde Frau, die sehen kann. Rätselhafte Phänomene unseres Bewusstseins. Mit einem Vorwort von Oliver Sacks, Reinbek: Rowohlt 2002, S. 332

⁸⁹² Frank Schwab: Evolution und Emotion. Evolutionäre Perspektiven in der Emotionsforschung und der angewandten Psychologie, Stuttgart: Kohlhammer 2004, S. 182 ff.

⁸⁹³ Ramachandran: Die blinde Frau, die sehen kann, 2002, S. 332 f.

liches schnell aufdecken zu können. Lachen kann auch als eine niedrige Stufe „erzieherischer Aggressionen“⁸⁹⁴ gewertet werden, wenn sich jemand nicht gruppenkonform verhält. Beim Lachen kommt es zu ähnlichen physiologischen Symptomen wie bei einer Angriffs- oder Fluchtsituation: Steigerung der Herzschlag- und Atemfrequenz, Anstieg des Adrenalinpiegels, Muskelanspannung und schnellere Gerinnung des Blutes. Insofern kann man Humor folgende evolutionspsychologischen Funktionen zuweisen: Deeskalation in einer kritischen Situation, sozialer Stimulus, Status-Manipulation, Fortführung des Kraulens als Zeichen der Solidarität und Freundschaft.⁸⁹⁵

Humor scheint geschlechtsspezifisch unterschiedlich eingesetzt zu werden: „Frauen nutzen ihn häufiger, um Nachrichten abzufedern, während Männer eher ihren Rang bestätigen. Ein weiterer [Unterschied – Verf.] ist, dass Frauen häufiger durch Komplimente necken, während Männer Beleidigungen lustig verpacken.“⁸⁹⁶

Das Lächeln als abgeschwächte Version des Lachens könnte eine „abgebrochene Orientierungsreaktion“⁸⁹⁷ einer ursprünglichen Drohmimik (bleckende Eckzähne) gegenüber Fremden sein, die dann in eine rituelle Begrüßung umgewandelt wurde.

Beim falschen Lächeln und Lachen werden hirnpysiologisch andere Areale aktiviert, es handelt sich um ein ‚Täuschungsmanöver‘, das dem Gegenüber eine Scheinsolidarität suggeriert. Bei genauer Beobachtung fällt es normalerweise Menschen relativ leicht, den Unterschied zwischen einem tatsächlichen Zugeneigtsein und einer aufgesetzten Freundlichkeit zu unterscheiden. Sarkasmus, schwarzer Humor oder Schadenfreude haben nichts mit falschem oder echtem Humor gemein. Die eigene Machtposition soll dadurch auf Kosten anderer bestärkt oder ausgebaut werden. Zieht jemand sein Verhalten selber ins Lächerliche, reduziert er absichtlich seinen Status, um die Gruppenkohärenz zu stärken.

3.7.2. Reziproker Altruismus

Kooperation ist ein, wenn nicht *der* Erfolgsgarant für die Entwicklung der Hominiden. Handelt es sich um einen kooperativen Akt, der jedem der Beteiligten Vorteile bringt, spricht man von Mutualismus; werden genetische Verwandte unterstützt (Kin-Selection) im Sinne von Hamiltons Idee der Gesamtfitness (inclusive fitness), läuft die Kooperation auf Nepotismus hinaus. Selten jedoch bringt eine Handlung unmittelbar dieselben Vorteile für alle Beteiligten, daher musste in der Evolution ein Prinzip entstehen, das den Menschen erlaubt, Leistungen zu

⁸⁹⁴ Schwender: Medien und Emotionen, 2001, S. 212

⁸⁹⁵ Ebd., S. 219

⁸⁹⁶ Ebd., S. 218

⁸⁹⁷ Ramachandran: Die blinde Frau, die sehen kann, 2002, S. 334

erbringen und diese in völlig anderer Form und zu einem anderen Zeitpunkt „vergütet“ zu bekommen: Hierbei handelt es sich um reziproken Altruismus, einen Terminus, den Robert Trivers in die Evolutionstheorie in den 1970er Jahren einbrachte.

Altruismus gehört zum zentralen Verhaltensrepertoire des Menschen – Voland bezeichnet es als „die goldene Regel“⁸⁹⁸ – und entwickelte sich mit hoher Wahrscheinlichkeit aus der Begünstigung der engen und weiteren biologischen Familie. Samuel Bowles hat Informationen der noch heute in Jäger- und Sammler-Gesellschaften Lebenden ausgewertet und dabei einen enger als bisher angenommenen Verwandtschaftsgrad zwischen den Individuen konstatiert.⁸⁹⁹ Gemeinnütziges Verhalten in solchen Sozietäten begünstigt demnach auf relativ kurzem Weg den eigenen Genpool. Die dadurch entstehenden gruppeninternen Interpendenzen garantieren zudem in konfliktären Auseinandersetzungen mit anderen Gruppen oder Individuen eine stringente und zielorientierte Handlungsweise.

Die Verhaltensmuster des Altruismus (oder als Pendant die des Egoismus) verzichten im evolutionsbiologischen Kontext auf jeglichen moralischen oder kategorischen Impetus, wie es David Sloan Wilson in seiner Definition zusammenfasst:

„Evolutionary biologists define altruism entirely in terms of fitness effects, without reference to how individuals think or feel. In addition, multilevel selection theory defines altruism in terms of relative not absolute fitness. A behavior is selfish when it increases the fitness of the actor, relative to other members of its group. A behavior is altruistic when it increases the fitness of the group, relative to other groups, and decreases the relative fitness of the actor within the group.“⁹⁰⁰

Bedingt durch die Gruppenstruktur der menschlichen Gemeinschaften mit der Fähigkeit und Notwendigkeit zur Spezialisierung, war gegenseitige Unterstützung kein Liebesbeweis, sondern praktische Notwendigkeit, um erfolgreich zu überleben. Universelle Eigenschaften, die für alle Menschen über alle Kulturkreise und Zeiten hinweg gelten, so Matt Ridley, sind das Teilen von Nahrung innerhalb einer Gruppe und die Privatheit von Sexualität.⁹⁰¹

„Das Teilen von Nahrung ist eine der uneigennützigsten und sozialsten menschlichen Handlungen überhaupt. Es bildet die Grundlage unserer Gesellschaft. An seinem Geschlechtsleben läßt der Mensch Dritte nicht teilhaben, da wird er besitzergreifend, mißtrauisch, geheimniskrämerisch. Eifersüchtig wird der eigene Partner bewacht, und einen Rivalen würde man am liebsten töten. Aber Essen ist etwas zum Teilen.“⁹⁰²

⁸⁹⁸ Voland: Die Natur des Menschen, 2007, S. 18 ff.

⁸⁹⁹ Samuel Bowles: Group Competition, Reproductive Leveling, and the Evolution of Human Altruism, in: Science Vol. 314, 08.12.2006, S. 1569-1572

⁹⁰⁰ David Sloan Wilson: Darwin's Cathedral. Evolution, religion and the nature of society, Chicago/London: University Press 2002, Fußnote 2, S. 235

⁹⁰¹ Ernst Fehr, Helen Bernhard und Bettina Rockenbach haben in einer Untersuchung nachgewiesen, dass Kinder zwischen drei und acht Jahren bereits „wissen“, was Miteinander und Reziprozität bedeutet und Wert darauf zu legen, dass in ihrem Aktionsradius danach agiert wird. Ernst Fehr/Helen Bernhard/Bettina Rockenbach: Egalitarianism in young children, in: Nature Vol. 454, 28.08.2008, S. 1079-1084

⁹⁰² Ridley: Die Biologie der Tugend, 1999, S. 127

Am häufigsten teilten die Hominiden Fleisch miteinander – vielleicht weil es (besonders bei der Großwildjagd) gemeinschaftlich erworben wurde und das Ergebnis von (Jagd-)Glück symbolisiert. Das systematische Sammeln von Früchten und Beeren – vermutlich mehrheitlich von den Frauen praktiziert – war mit großer Wahrscheinlichkeit von einer besseren quantitativen und energetischen Ausbeute gekrönt als die Jagdbemühungen der Männer. Diese Momente mussten geteilt werden, um dann auch in den Zeiten des Misserfolgs an der gesammelten Nahrung der Frauen partizipieren zu dürfen (These der Risikominimierung). Die Frau wird sich darüber hinaus eher mit einem Mann paaren, wenn dieser sich großzügig bei der Teilung der erbeuteten Nahrung erweist, ein Indikator, dass er bereit ist, ebenfalls für die potenzielle Nachkommenschaft zu sorgen. Über die weibliche Bewunderung hinaus sichert große Beute den Männern Neid und soziales Ansehen der männlichen Gruppenmitglieder, was wiederum zu einer Verbesserung der eigenen hierarchischen Position beitragen kann.

Teilen war soziale Pflicht. Aus individueller Perspektive machte es nur begrenzt Sinn, in einer Jäger- und Sammler-Gesellschaft überdurchschnittlich engagiert zu arbeiten, da die Anhäufung von Besitz der Weigerung gleichgekommen wäre, diesen zu teilen. Die Idee von Kollektiveigentum ist daher keine neue. Erst mit der beginnenden Sesshaftigkeit und der Praxis von Ackerbau und Viehzucht änderte sich partiell diese Einstellung. Noch heute wird von Reichen und Wohlhabenden erwartet, dass sie einen guten Teil ihres Vermögens der Allgemeinheit zugute kommen lassen – zwangsweise in Form von Steuern und darüber hinaus als Spenden in kulturellen oder sozialen Projekten.

Die Ethnologin Erdmute Alber hat zum Thema Teilen bei ihren Feldforschungen in Tebo, einem Dorf in Benin, Westafrika, bemerkenswerte Feststellungen gemacht: Zwei Drittel aller Mädchen und rund die Hälfte der Jungen wachsen nicht bei ihren biologischen Eltern auf. Sie werden von Familien aus Nachbardörfern im Alter zwischen dem Abstillen und dem siebten Lebensjahr „adoptiert“. Die Gründe dafür konnten bisher nicht gänzlich geklärt werden, weil über diese Vorgänge Stillschweigen gewahrt wird. Alber vermutet, dass durch die soziale Elternschaft der Friede zwischen den Dörfern gesichert wird, indem man das, was einem eigentlich neben dem eigenen Leben das Wertvollste ist, mit anderen, Fremden teilt. Denn jede Form von Besitzdenken – selbst bei den eigenen Kindern – scheint der Bevölkerung dort unangenehm zu sein: eine für den Großteil der Welt vermutlich unverständliche Form des „reziproken Altruismus“ oder vielleicht eines künstlich herbeigeführten Nepotismus, wie er durchaus in der europäischen Heiratspolitik vergangener Jahrhunderte üblich war.⁹⁰³

⁹⁰³ Erdmute Alber: Vater, Mutter, Kind. Soziale Elternschaft in Westafrika, in: www.journal-ethologie.de, Nr. 3/2005; Erdmute Alber/Georg Elwert: Un-selfish genes? Preferential upbringing of adopted and genetically distant children as a stable pattern among the Baatombu in the precolonial Slave Coast, Dahomey and modern Bénin, in der Reihe: Sozialanthropologische Arbeitspapiere des Instituts für Ethnologie der Freien Universität Berlin, Berlin: Schiler 2004

Daneben ist reziproker Altruismus, wie Franz Wuketis ausführt, vor allem in Zeiten von Gefahr und Krisen, bei der Hilfe (für Alte, Kranke, Kinder), beim Austausch von Geräten und von Ideen und Wissen zu finden. „Echter“ Altruismus, d.h. ein Altruismus, der keinerlei Vorteile für das Individuum oder seine genetisch Verwandten bringt, existiert nicht und widerspricht der evolutiven Logik. Bei der Kosten-Nutzen-Kalkulation von Handlungen und Gegenhandlung gelten Gefühle als verlässlicheres Barometer als eine ausschließlich rationale Bewertung.

„Gefühle rufen in unserer Gattung Wechselseitigkeit hervor und führen uns, wenn es sich langfristig bezahlt macht, zur Selbstlosigkeit. Wir schätzen Menschen, die sich uns gegenüber uneigennützig verhalten, und verhalten uns selbst wiederum uneigennützig gegenüber Menschen, die uns schätzen.“⁹⁰⁴

Selbst die scheinbar uneigennützigsten Menschen wie Mutter Theresa, die für ihre guten Taten keine mittelbare Gegenleistung erwartete, erwarb sich damit Prestige, „das sie dank einer mittelbaren Wechselseitigkeit als praktischeres Gut wie ein Zahlungsmittel einsetzen können“.⁹⁰⁵

Eng verwandt mit dem Teilen ist das Schenken: Theoretisch wird eine Zweckfreiheit suggeriert, praktisch entsteht aber für den Beschenkten ein sozialer Zwang, sich ebenso großzügig zu erweisen – vielleicht in ganz anderer Form, die aber als gleichwertig empfunden werden muss. Erfolgt keine Reaktion, leidet das Ansehen der Person erheblich darunter und Geschenke bleiben zukünftig aus (oftmals nicht nur von dem ursprünglich Schenkenden).⁹⁰⁶ Das „Aufrechnen“ erfolgt innerhalb von Familien nicht so akkurat, da eine Unterstützung des anderen implizit eine Unterstützung der eigenen Gene bedeutet.

Da die wenigsten Leistungen direkt/simultan entgolten werden (können), haben Menschen im Laufe der Evolution Fähigkeiten entwickelt, die einen solchen „sozialen Vertrag“ (Leda Cosmides/John Tooby) unterstützen und ihnen selbst nach langer Zeit helfen, ihre „Schulden“ einzutreiben. Menschen, die Hilfestellungen/Leistungen in Anspruch nehmen und diese dann

⁹⁰⁴ Ridley: Die Biologie der Tugend, 1999, S. 193

⁹⁰⁵ Ebd., S. 195

⁹⁰⁶ Für Europäer kuriose Ausmaße hat das Verschenken beim „Potlach“ angenommen, einem Wegschenkfest von Indianerstämmen in British Columbia mit dem Ziel, durch immer größere, aufwändige Geschenke dem Beschenkten die eigene Überlegenheit zu beweisen. Dies geht soweit, dass die gesamten Güter eines Clans, einer Sippe weggegeben werden und die andere Sippe so unter Zugzwang gebracht wird. Der Kulturwissenschaftler Johan Huizinga beschreibt dies anschaulich: „Im *Potlach* beweist man seine Überlegenheit nicht einfach durch Wegschenken von Gütern, sondern, und in noch schlagenderer Weise, durch Vernichtung seiner eigenen Besitztümer, um prahlend sehen zu lassen, daß man sie missen kann. Auch diese Zerstörungen gehen mit dramatischem Ritual und unter hochmütigen Herausforderungen vor sich. Die Form der Handlung ist stets die eines Wettstreits: Zerschlägt ein Häuptling einen kupfernen Kessel, verbrennt er einen Haufen Decken oder zerstört ein Kanu, dann ist der Gegner verpflichtet, mindestens ebensoviel oder lieber noch mehr an Wert zu zerstören. [...] Von den mit den Kwakiutl verwandten Tlinkit wird erzählt, daß ein Häuptling, wenn er einem anderen eine Schmach antun wollte, eine Anzahl seiner eigenen Sklaven tötete, woraufhin der andere, um sich zu rächen, verpflichtet war, eine noch größere Zahl seiner eigenen Leute zu töten.“ Johan Huizinga: *Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel*, 20. Aufl., Reinbek: Rowohlt 2006, S. 70 f.

nicht adäquat entlohnen, haben neben dem Vorteil der empfangenen Leistung auch den, die dafür entstandenen Kosten vermieden zu haben, d.h. sie können auf lange Sicht mehr Ressourcen, als ihnen eigentlich zustünden, anhäufen. Solch betrügerisches Verhalten gefährdet die evolutionär stabile Strategie. Es haben sich also bei Menschen (und anderen Primaten) kognitive Fähigkeiten herausgebildet, Fallen dieser Art zu vermeiden. Dazu gehören das (Wieder-) Erkennenkönnen anderer Individuen, die Fähigkeit, Details von Interaktionen mit verschiedenen Individuen zu reaktivieren, die Vermittlung eigener Werte/Vorstellungen, das Verständnis für Werte/Vorstellungen der anderen sowie die Fähigkeit, Kosten und Nutzen unabhängig von einer tatsächlichen Leistung zu repräsentieren. Diese Fähigkeiten scheinen universell vorhanden und helfen, Betrüger zu entlarven. Sie werden, wie aus Untersuchungen mit hirngeschädigten Patienten herauskam, wohl im orbitofrontalen Kortex und der Amygdala gesteuert.⁹⁰⁷

Gleichzeitig hat sich ebenfalls eine Kompetenz evolviert, Altruisten zu entdecken, die aufrichtige potenzielle Partner darstellen, mit denen sich leicht „Geschäfte“ abwickeln lassen. Das „costly signaling“ ist nicht nur eine Form, die eigene Fitness oder Macht zu demonstrieren, sondern die moralische Integrität und dass man sich als ehrlicher, großzügiger Solidartpartner eignet.⁹⁰⁸ „Individuen zeigen altruistische Handlungen, wie beträchtliche Geschenke, Spenden an Wohlfahrtsorganisationen, Einladungen zu üppigen Abendessen etc., um anzudeuten, dass sie sich als Verbündete eignen.“⁹⁰⁹ Dabei erhöhen Individualität und Einmaligkeit die Wahrscheinlichkeit, als unentbehrlich wahrgenommen zu werden. Menschlicher Altruismus generiert damit zu einer Werbemaßnahme in eigener Sache, wie es Irwin Tessaformuliert.⁹¹⁰

Die Belohnung findet häufig nur auf einer anderen Ebene statt. Im Grunde entspricht dies dem ökonomischen Prinzip des Handelns. Die aus der Spieltheorie kommende Tit-for-Tat-Strategie hat sich dabei als die evolutionär stabilste herausgestellt, d.h. sie war durch keine andere Strategie zu schlagen. Sie besteht aus zwei zentralen Regeln: Kooperiere im ersten Durchgang und erwidere dann den Zug des anderen (Anatol Rapoport). Egoismus oder die Verweigerung der Zusammenarbeit offenbart sich demnach nicht zwangsläufig als die geeignete Strategie im Sinne eines optimierten Ergebnisses, selbst wenn sie augenscheinlich der egoistischen Grundausrichtung hominiden Handelns zuwiderläuft. Zwar lassen sich theoretisch (und tatsächlich) mit einer egoistischen Strategie mehr Punkte sammeln, andererseits sind hier die Verlustrisiken größer. Reziproker Altruismus hat sich als bewährte Strategie bei so genannten Nullsummenspielen herausgestellt, deren zeitliches Ende ungewiss ist. Ist der

⁹⁰⁷ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 344 ff.

⁹⁰⁸ Uhl/Voland: Angeber, 2002

⁹⁰⁹ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 351

⁹¹⁰ Irwin Tessaformuliert: Human altruism as a courtship display, in: Oikos Vol. 74, Nr. 1/1995, S. 157-158; in diesem Sinne ebenso Voland: Die Natur des Menschen, 2007, S. 135 ff.

Zeitraum hingegen fest umrissen, besteht ein größerer Anreiz, sich abtrünnig zu verhalten, bzw. das Gegenüber zu betrügen.

Grundvoraussetzung für einen erfolgreich praktizierten reziproken Altruismus ist nach Matt Ridley eine „stabile und kontinuierliche Beziehung“⁹¹¹ zwischen den Agierenden. Ist diese nicht gegeben, besteht keine Notwendigkeit, seine sozialen Schulden zu tilgen, d.h. der Betrug wird gefördert. In der Anonymität der Großstädte wird man sich daher anders verhalten als in einer vertrauten Kleinstadt, wo das eigene Ansehen darunter leidet, wenn man seine „Schulden“ nicht begleicht – nicht nur gegenüber dem Schuldner, sondern auch gegenüber unbeteiligten Dritten.

Die Strategie „Wie du mir, so ich dir“ hat jedoch einen entscheidenden Nachteil: Ist erst einmal nicht-kooperatives Verhalten implementiert, befinden sich die Agierenden in einem Teufelskreislauf. Die „Pawlow-Strategie“ (Gewinnen-Fortfahren, Verlieren-Ändern) umgeht dieses Problem. „Dieses Prinzip – man behält eine Verhaltensweise bei, bis es nicht mehr weitergeht – liegt übrigens vielen alltäglichen Tätigkeiten zugrunde, wie zum Beispiel der Hundedressur oder der Kindererziehung.“⁹¹² Diese Strategie ist großzügiger als das klassische Tit-for-tat-Prinzip, da sie einmalige Betrügereien unregelmäßig vergibt, doch allzu naive und willige Gegner werden dabei ausgenutzt.

Je größer eine Gruppe ist, desto schneller und intensiver muss gegen Trittbrettfahrer und Betrüger vorgegangen werden, da sie sich evolutiv gegenüber den kooperierenden überdimensional ausbreiten könnten. Innerhalb von Gruppen herrscht ebenfalls ein immenser Druck, sich gemäß den – oftmals vermutlich bereits internalisierten – Spielregeln zu verhalten. Neid, Missgunst und vermeintliche Bosheit zeigen sich als „natürliche“ Treiber, Ausreißer in die Gruppennorm zu zwingen, indem man sie einer Bestrafung unterzieht. Hier kommt das Prinzip der sozialen Ächtung zum Tragen, das diese Menschen vom gesellschaftlichen „Spiel“ ausschließt (und manchmal physisch in Gefängnissen einschließt), sofern sie sich nicht bereit zeigen, der Reziprozität nachzukommen. Die Strafbereitschaft der Gruppe hat sich als Teil der Lösung gezeigt. Wann und wie das Prinzip des Ausbalancierens zwischen Selbstlosigkeit und Bosheit in der Evolution genau entstanden ist, konnte bisher noch nicht exakt nachvollzogen werden. Nach Experimenten mit Schimpansen, die Keith Jensen und Kollegen vom Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie durchgeführt haben, spricht einiges dafür, dass die intensive Anteilnahme – positiv oder negativ – an anderen erst nach der stammesgeschichtlichen Trennung von Mensch und Affe (vor ca. 5 bis 6 Mio. Jahren) entstand.⁹¹³ Ko-

⁹¹¹ Ridley: Die Biologie der Tugend, 1999, S. 95

⁹¹² Ebd., S. 115

⁹¹³ Keith Jensen et al.: What's in for me? Self-regard precludes altruism and spite in chimpanzees, in: Proceedings of the Royal Society, Series B, Vol. 273, 17.01.2006, S. 1013-1021

operation an sich ist ebenso wertneutral wie Egoismus, da es immer um die Bezugsgruppe geht, die sich kooperativ oder egoistisch verhält. Der Ökonom Simon Gächter führt als Beispiele hervorragend funktionierender kooperativer Einheiten das Zusammenspiel der Attentäter des 11. Septembers 2001 auf oder – etwas weniger drastisch – das der Kartelle. Innerhalb ihrer Bezugsgruppe herrscht Solidarität und gegenseitige Unterstützung, was sich für alle anderen außerhalb Gruppe als Nachteil oder Katastrophe erweist.⁹¹⁴ Auf breiter Ebene scheint daher Kooperation, so die Ergebnisse seiner internationalen Studien, besser in demokratischen als in autokratischen oder oligarchischen Staaten (wie Russland oder Vereinigte Arabische Emirate) zu funktionieren.

Etablierte Regeln und Normen alleine reichen nicht aus, um Menschen dazu zu bewegen, ihrem Selbstnutz gewisse Zügel anzulegen. Strafe oder die Androhung derselben spielt eine zentrale Rolle bei der Wahl der Handlungsoption, ebenso natürlich auch Belohnung eines positiven Verhaltens, wobei Simon Gächter feststellt, „dass in unseren Versuchen die Strafe sogar wesentlich besser funktioniert als Belohnungen.“⁹¹⁵ Allerdings muss die Strafe, um wirksam zu sein, d.h. den Delinquenten wieder auf die Bahn der altruistischen Kooperation zu bringen, als angemessen wahrgenommen werden, so der Wirtschaftswissenschaftler Ernst Fehr, der zu diesem Themenkomplex etliche Arbeiten mit bemerkenswerten Ergebnissen vorgelegt hat.⁹¹⁶ Gilt sie als überzogen oder unfair, so resultiert daraus in der Regel eine gegenteilige Wirkung: Der Betroffene wird sich nach vollzogener Strafe nur noch egoistischer verhalten, nur eben besser darauf achten, dass er dabei nicht überführt wird, und der Rest der Gruppe, der diese ungerechte Bestrafung mitbekommen hat, wird das Vertrauen in die strafende Instanz verlieren und ebenfalls in der Zukunft versuchen, wenig Aufsehen in der Öffentlichkeit zu erregen und sich tendenziell um die eigenen Belange kümmern. Kurz: Der Keim für ein Klima des Misstrauens, in dem Kooperation schlecht floriert, ist gesät. Welche Sanktionen als fair angesehen werden, unterliegt nur in den wenigsten Fällen expliziten vertraglichen Vereinbarungen, sondern „implicit agreements and social norms“⁹¹⁷, die durchaus einer kulturellen und temporären Veränderbarkeit unterliegen. Bewegte sich eine Frau mit einem unehelichen Kind vor gut 50 Jahren in Deutschland am Rande der Gesellschaft, so sehen heute selbst die konservativsten Gemüter keine „Schande“ und Bestrafungsgrund darin. Fundamental-existenzielle Fragen wie Mord, Kindstötung, schwere Eigentumsdelikte oder eben systematische Ausnutzung anderer Gruppenbeteiligter (sei es aus einer hierarchisch dominierenden, z.B.

⁹¹⁴ Simon Gächter: „Eigennutz ist ein uraltes Laster“, in: Spiegel Nr. 20, 10.05.2008, S. 156-158

⁹¹⁵ Ebd., S. 156

⁹¹⁶ Ernst Fehr/Bettina Rockenbach: Detrimental effects of sanctions on human altruism, in: Nature Vol. 422, 13.03.2003, S. 137-140. Siehe auch: Ernst Fehr/Bettina Rockenbach: Human altruism: economic, neural, and evolutionary perspectives, in: Current Opinion in Neurobiology 14/2004, S. 784-790; Ernst Fehr/Herbert Gintis: Human Motivation and Social Cooperation: Experimental and Analytical Foundations, in: Annual Review of Sociology Nr. 33/2007, S. 43-64

⁹¹⁷ Fehr/Rockenbach: Detrimental effects of sanctions on human altruism, 2003, S. 137

durch Manager, die Millionen Euros verdienen, obwohl sie tausende von Menschen entlassen, oder aus einer sozial niederen Position, z.B. durch finanziellen Missbrauch durch Sozialhilfeempfänger,) hingegen unterliegen tendenziell nicht einer solchen flexiblen Bewertung. Aber auch hier gibt das natürliche Rechtsempfinden oftmals eine andere Spanne vor als die auf kodierte Gesetze beruhende Jurisdiktion: Wenn eine gequälte und über Jahre hinweg unterdrückte Frau vorsätzlich ihren Ehemann tötet, um ihrer Leidenssituation ein Ende zu bereiten, dann wird sie eher öffentliches Verständnis ernten, obwohl sie sich vor Gericht für einen Mord verantworten muss. Quält und tötet hingegen ein Kinderschänder sein unschuldiges Opfer, dann gibt es keine Entsprechung in den Gesetzen, die dem allgemeinen Volkszorn nur ansatzweise Befriedigung verschafft.

Gerechtigkeit und faires Miteinander macht den Menschen glücklich, wie Golnaz Tabibnia und ihre Kollegen bei Untersuchungen konstatieren konnten.⁹¹⁸ Zwangsläufig kommt es nicht auf den Inhalt einer (Gegen-)Leistung an, sondern auf deren Verhältnis zu der zur Disposition stehenden Gesamtleistung. So aktivierten zwei Dollar bei dem Experiment das Belohnungszentrum im Gehirn, wenn insgesamt vier zur Verfügung standen. Konnten jedoch unter den zwei Probanden zehn Dollar verteilt werden, dann wurden die zwei Dollar als unfaires Angebot gewertet. Das geht sogar so weit, dass Menschen bereit sind, auf den eigenen materiellen Gewinn zu verzichten, wenn dadurch sichergestellt wird, dass andere nicht besser gestellt werden als sie selber. Tania Singer und Kollegen haben herausgefunden, dass nicht nur gerechtes Teilen glücklich macht, sondern auch die Bestrafung derjenigen, die versuchen, sich auf Kosten anderer schadlos zu halten.

„Our results suggest a neural foundation for theories of social preferences. These theories suggest that people value the gains of others positively if they are perceived to behave fairly, but value others’ gains negatively if they behave unfairly. This pattern of preferences implies that people like cooperating with fair opponents but also like punishing unfair opponents.”⁹¹⁹

Zumindest bei Männern „feuerte“ das Belohnungszentrum im Gehirn im vergleichbaren Maße, wenn ein unfairer Mitspieler bestraft wurde wie bei einer als fair empfundenen Transaktion. Zudem kam noch der Wunsch nach körperlicher Rache hinzu, Aspekte, die bei Frauen nicht festgestellt werden konnten – vielleicht weil ihre Form der Aggression tendenziell anders strukturiert ist als die der Männer. Strafflosigkeit zeigte sich in Experimenten weder im Hinblick auf das ökonomische Gesamtergebnis, noch auf die langfristige Zufriedenheit der Beteiligten als Mittel der Wahl, obwohl – wie in einer Versuchsanordnung von Bettina

⁹¹⁸ Golnaz Tabibnia/Ajay Satpute/Matthew Lieberman: The Sunny Side of Fairness. Preference for Fairness Activates Reward Circuitry (and Disregarding Unfairness Activates Self-Control Circuitry), in: Psychological Science Vol. 19, Nr. 4, 07.04. 2008, S. 339-347

⁹¹⁹ Tania Singer et al.: Empathic neural responses are modulated by the perceived fairness of others, in: Nature Vol. 439, 26.01.2006, S. 467 f.

Rockenbach – die meisten Probanden anfangs die straffreie, friedfertig-kooperative Konstellation wählten und erst im Laufe des Experiments in die strafende Gruppe überwechselten.⁹²⁰ Dennoch scheint es „Hardcore-Egoisten“⁹²¹ zu geben, die bei Gächters Untersuchungen rund zehn Prozent der Probanden ausmachten. Ernst Fehr geht sogar von einem fünfzehnprozentigen Anteil der Unverbesserlichen aus, die grundsätzlich keine Bereitschaft zur Kooperation zeigen, bzw. diese simulieren, um sich zu tarnen und die anderen besser ausnutzen zu können.

Interessant die Frage von Denys de Catanzaro, der Suizid-Motivationen in diesem Zusammenhang untersucht und in Studien feststellen konnte, dass Voraussetzungen dafür bei einem Scheitern in einer heterosexuellen Gemeinschaft gegeben sind, oder wenn Menschen sich selbst als Belastung für enge Angehörige empfinden. Evolutionspsychologisch argumentiert hieße das, die Betroffenen nehmen sich und ihre Handlungen nicht (mehr) als adäquate Leistung oder Gegenleistung im Rahmen ihrer Gruppe wahr. Sie „funktionieren“ nicht gemäß des gruppenkonformen Kodex, empfinden sich als inferior und ihren Selbstmord als letzten denkbaren Beitrag, für ihre „Schulden“ einzustehen. Träfe diese soziale Hypothese zu, so stellt sich die Frage, warum sich Männer rund siebenmal häufiger als Frauen umbringen.⁹²² Möglicherweise spielt die ursprüngliche „Wertigkeit“ der Frau als Garantin für das Überleben der Nachkommen eine Rolle oder bestimmte geschlechtsspezifische neurologische Differenzen zeigen hier ihre Auswirkungen. Eckart Voland sieht Selbstmorde infolge einer Depression letztlich als Konsequenz von

„sozialer Konkurrenz. Man hat Probleme, soziale Anerkennung zu erlangen. Für den sich im ständigen sozialen Wettbewerb befindlichen Menschen ist der Prestigeverlust psychisch schlimmer als der Ressourcenverlust. Das sind die Kosten des Gesamtsystems. Natürlich ist der Suizid evolutionär nicht von Vorteil, aber das System der Prestigekonkurrenz als solches gesehen schon – und es kann nur funktionieren, wenn auch Kosten entstehen. Sozusagen als Warnung.“⁹²³

Da Männern aufgrund der erläuterten Partnerselektionsstrategien Reputation, Prestige, Macht und Dominanz ungleich wichtiger sind als Frauen, ließe sich hierin die Begründung finden, warum mehr Suizide von ihnen begangen werden.

Ein bemerkenswertes Phänomen sind die Selbstmordattentäter unter den Terroristen, die sich beileibe nicht als Zumutung für ihre Gesellschaft empfinden. Sie stellen unter den Menschen eine Ausnahmeerscheinung dar und in der Tierwelt sind vergleichbare Aktivitäten nicht be-

⁹²⁰ Bettina Rockenbach et al.: The Competitive Advantage of Sanctioning Institutions, in: Science Vol. 312, Nr. 57770, 07.04.2006, S. 108-111

⁹²¹ Gächter: Eigennutz ist ein uraltes Laster, 2008, S. 137

⁹²² Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 249

⁹²³ Eckart Voland (Interview): „Wir können uns von unseren Genen nicht emanzipieren.“, in: Spiegel online, 26.01.2009, www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,602913,00.html; ebenfalls: Voland: Die Natur des Menschen, 2007, S. 39 ff.

kannt.⁹²⁴ Dieses aus einem individuell-genetischen Blickwinkel widersprüchliche Verhalten kann mit dem Prinzip der inklusiven Fitness erklärt werden. „Belohnt“ wird der Täter mit der wenig realistischen Aussicht auf ein himmlisches jenseitiges Leben, aber die eigentlichen Nutznießer der Tat sind die eigenen Angehörigen, meistens die Eltern, die sich nun im Ansehen und Prestige der „Heldentat“ ihres Sohnes für die „gute und gerechte“ Sache sonnen. Der Opfertod des Sohnes wird damit zu einer „Art Steuer der Gemeinschaft“.⁹²⁵ (Vgl. Kap. Aggression und Gewalt)

Wolfgang Steinig betont, dass so zwischen Altruismus und Kultur ein enger Zusammenhang entstand: „Menschliche Kultur ist nur vorstellbar als altruistische Kultur, als eine Kultur der Kooperation und gegenseitigen Hilfe.“⁹²⁶ Bestimmte kulturelle Riten wie z.B. reiche Grabbeigaben, Brandopfer etc. haben die Signalwirkung, dass es sich die Gebenden leisten können, auf diese wertvollen Objekte zu verzichten. Das gilt besonders, wenn die Beschenkten nicht mit den Schenkenden genetisch verwandt sind.

Freundschaften bewähren sich vor allem in Zeiten der Not. Jedoch hat der Mensch widersprüchlicherweise keine Fähigkeiten entwickelt, vorab einschätzen zu können, wer uns in welchen Situationen tatsächlich beisteht, wer es ernst meint. Diese Fähigkeit wäre ausgesprochen praktisch, da bei einem begrenzten Quantum an Zeit und Energie nicht beliebig viele Freundschaften geschlossen und aufrecht erhalten werden können. Gleich- und andersgeschlechtliche Freundschaften scheinen nach diversen Untersuchungen, unterschiedliche Erwartungen zu erfüllen und Probleme mit sich zu bringen. Zudem gehen Menschen mit meist mehreren anderen Menschen kooperative Allianzen ein, um ein gemeinsames Ziel besser oder effizienter erreichen zu können. Diese können nur relativ reibungslos funktionieren, wenn Trittbrettfahrer rechtzeitig erkannt werden. Demgemäß versteht Wuketis unter sozialer Intelligenz kein sich selbst aufopferndes Verhalten, sondern die Frage, welche Mittel zur taktischen Täuschung (machiavellische Intelligenz) eingesetzt werden, um ein Ziel schneller oder mit einem geringeren Aufwand zu erreichen. Konsequenterweise hat dieses Muster auch zu einem evolutiven „Aufrüsten“ geführt, Betrüger, die sich bereichern, ohne eine entsprechende Gegenleistung zu erbringen, möglichst rasch zu erkennen und dieses Verhalten mit Konsequenzen zu belegen.⁹²⁷

⁹²⁴ Suizid im übertragenen Sinn kennt hingegen auch die Tierwelt. Werden Hummer beispielsweise für den Transport von den USA oder Kanada in die engen Styroporkisten gepackt, so verweigern sie aufgrund dieser Bedingungen jede weitere Nahrungsaufnahme und nehmen ihren Tod – mit hoher Wahrscheinlichkeit unreflektiert - in Kauf.

⁹²⁵ Voland: Wir können uns von unseren Genen nicht emanzipieren, 2009; Ders.: Die Natur des Menschen, 2007, S. 32 f.

⁹²⁶ Steinig: Als die Wörter tanzen lernten, 2007, S. 126

⁹²⁷ Jeder Organismus bedient sich dieses Systems, das bereits im Kap. über die sexuelle Selektion als „Red-Queen-Hypothese“ eingeführt wurde. Der menschliche Körper beispielsweise bietet zur vorsorgenden Abwehr zahlreiche Barrieren gegen Eindringlinge (Parasiten, Bakterien, Viren) und Verletzungen. Die Körperöffnungen stellen dabei für Krankheitserreger ideale Schleusen dar, die einer zusätzlichen Abwehr bedürfen: Speichel, Magensäure, Tränenflüssigkeit, Ohrschmalz, Sekrete der Atemwege und Zervixschleim haben antibakterielle Wirkung und unterbinden bzw. reduzieren ihre Ausbreitung. Werden Toxine geschluckt, geben Rezeptoren im Magen diese Information an Chemorezeptoren im Gehirn weiter, die Übelkeit und Er-

Daher erscheint es nicht verwunderlich, wenn innerhalb einer Gruppe diejenigen Individuen eine größere Bedeutung innehaben, die die Gruppe mit zuverlässigen Nachrichten versorgen können, die für alle von Belang sind, wie eine drohende Gefahr durch Naturkatastrophen, Krankheiten oder Angriffe von außen, wie über Modifikationen in der hierarchischen Struktur der Gruppe oder den Bindungen Einzelner, wie über das Wetter oder eben auch über etwaige vollzogene oder geplante gruppeninterne Betrügereien. Der Informationstransfer unterliegt einem dualen Ziel: Prävention für die Gruppe *und* Überprüfung der eigenen hierarchischen Positionierung.⁹²⁸ Eine hohe Analyse- und Interpretationskompetenz von rudimentär vorhandenen Informationen verhilft damit demjenigen, der sie preisgibt, zu einem besonderen Status innerhalb der Gruppe. Als Erster, die richtigen Informationen und Rückschlüsse an die zentralen, entscheidenden Instanzen weiterzugeben, macht die anderen zu Schuldnern und sichert deren Dankbarkeit und Unterstützung auf anderen Gebieten. Kooperation bündelt die Kräfte und versetzt schwache Individuen in die Lage, eine Situation oder eine Gruppe zu beherrschen. Körperliche Stärke ist demnach nicht mehr das Hauptkriterium, erfolgreich in der Evolution zu sein, sondern soziale Geschicklichkeit und ein gutes Beziehungsmanagement.

Das Leben und Agieren in Gruppen korrespondiert nicht – wie immer noch gelegentlich argumentiert wird – mit Arterhaltung, sondern mit handfesten Vorteilen für die einzelnen Mitglieder der Gruppe. Das Zusammenleben wird besonders in großen Gruppen durch konformistisches Verhalten erleichtert. „Konformistische Aneignung von Kultur ist eine Methode, sicherzugehen, daß man das den örtlichen Gegebenheiten entsprechende Sinnvolle unternimmt – man erbt die Disposition, die Nachbarn zu kopieren.“⁹²⁹ Die plausibelste Begründung liefert Jack Hirshleifer mit seinem als „Informationswasserfall“⁹³⁰ bezeichneten Ansatz: Man kann sich bei Bewertungen auf die eigene Urteilskraft oder die Entscheidungen von anderen stützen. Je größer die Gruppe der anderen ist, desto sinnvoller ist es, diese als Basis für die eigene

brechen auslösen. Findet dieser Vorgang im hinteren Teil des Verdauungstrakts statt, führt dies zu Durchfall. Sind Schäden erst einmal entstanden, können vor allem die Teile des Körpers, die primäre oder sekundäre Kontakte mit der Außenwelt haben (Haut, Magen, Darm, Leber etc.), diese wieder ganz oder teilweise regenerieren bzw. kompensieren. Die pathogenen Organismen haben auf ihrer Seite wiederum Mechanismen entwickelt, die menschlichen Abwehrsysteme zu umgehen, außer Kraft zu setzen oder sogar für ihre eigenen Zwecke zu nutzen. Sich Zutritt zu den Zellen zu verschaffen, indem man sich als ein anderer, scheinbar ungefährlicher Organismus tarnt, ist einer der angewendeten ‚Tricks‘ (wie bei Tollwut-, Kuhpocken- und Epstein-Barr-Viren). Malariaparasiten heften sich beispielsweise an die Innenwände der Blutgefäße, der HI-Virus versteckt sich in den körpereigenen T-Zellen, die das Warnsystem der Immunabwehr sind, und tötet diese schließlich ab. Der Patient wird dadurch immer anfälliger für andere Erkrankungen. Gleichzeitig ist der menschliche Körper nicht nur Wirt, sondern auch Transportsystem für eine weitere Ausbreitung der Erreger auf neue Wirte (z.B. durch Husten, Niesen, Erbrechen, Bluten, Beißen). Die menschliche Physiologie wie auch Bakterien und Viren haben im Laufe ihrer Evolution Systeme entwickelt, durch geänderte Strategien die des „Gegners“ zu unterbinden oder zu unterlaufen. Das „Wettrüsten“ durch Anpassung an neue Bedingungen findet bei den Bakterien jedoch aufgrund ihres Generationszyklus ungleich rascher als beim Menschen statt. Immer schneller auftretenden Antibiotikaresistenzen sind u.a. die bekannte Folge. Dafür ist das Immunsystem des Menschen komplexer und differenzierter und kann, bis zu einem gewissen Grad, flexibel auf neue Gegebenheiten reagieren. (Nesse/Williams: Warum wir krank werden, 1997, S. 50 ff.)

⁹²⁸ Schwender: Medien und Emotionen, 2001, S. 262 ff.

⁹²⁹ Ridley: Die Biologie der Tugend, 1999, S. 252

⁹³⁰ Ebd., S. 255 ff.

Entscheidung zu nehmen, denn es ist unwahrscheinlicher, dass alle anderen sich irren als ein Einzelner (Entstehung von Moden/Marotten).

„Der Gruppenzusammenhalt, den Konformität zu stiften vermag, ist eine wertvolle Waffe in einer Welt, in der Gruppen gemeinsam handeln müssen, um mit anderen Gruppen konkurrieren zu können. Daß Entscheidungen willkürlich sein mögen, ist weniger wichtig, als daß sie einmütig sind.“⁹³¹

Dass konformistisches Verhalten eine restaurierende Haltung nach sich zieht und nicht nur Vorteile birgt, ja bisweilen in Katastrophen enden kann, ist hinreichend aus der Geschichte bekannt (Kriege, Genozide, Religionsfanatismus). Obwohl sich Gruppenzugehörigkeiten ständig verändern, nehmen Menschen ihre Welt in fest strukturierten Gruppen wahr und teilen sie in *Wir* und *Sie* – selbst wenn sich dieses *Wir* und *Sie* in einzelnen Lebensabschnitten oder in parallelen Lebensräumen permanent neu konstituiert. Rituale, Riten sowie gemeinsam verwendete Insignien verstärken die Konformität einer Gruppe und grenzen sie gegen eine andere ab. Gemeinsame Musik (wie das Singen der Nationalhymne vor einem Fußballspiel) oder Tanz gehören ebenfalls dazu, wie Gerd Gigerenzer zutreffend ausführt.

„Identifikation und Konkurrenz sind zwei Seiten einer Medaille. Gemeinschaftsinstinkte können nicht zum Tragen kommen, wenn es keine konkurrierenden Stämme gibt, die sich leicht unterscheiden lassen. Nicht selten dienen Dialekte und Hautfarbe zur Definition der Grenzen zwischen Gemeinschaften, noch häufiger werden symbolische Kennzeichnungen benutzt. Dazu gehören Kleidung, religiöse Objekte und Fahnen. Männer opferten ihr Leben, um kostbare religiöse Objekte vor der Entweihung oder Fahnen vor der Eroberung durch den Feind zu bewahren. Es scheint, dass jedes Symbol zur Definition einer Gruppe dienen kann, selbst wenn es willkürlich geschaffen wird.“⁹³²

Der niederländische Zoologe und Primatenforscher Frans de Waal vertritt eine etwas modifizierte Auffassung.⁹³³ Der Mensch ist seiner Ansicht nach ein durch und durch soziales Wesen, was man schon daran erkennen könne, dass es für ihn nach dem Tod keine schlimmere Strafe gebe, als der vollständige Entzug jedes mitmenschlichen Kontakts durch beispielsweise eine Einzelhaft. Soziales und altruistisches Verhalten ist dem Menschen eigen – und keine zügelnde kulturelle Errungenschaft, die gleich einem dünnen äußeren Anstrich über einem eigentlich ‚schlechten‘, unmoralischen Kern liegt, der jederzeit, kratzt man nur etwas an der Oberfläche, zum Vorschein käme. Zu den modernen Hauptvertretern dieser *Veneer Theory* (*Fassaden-Theorie*) gehören u.a. T. H. Huxley, Richard Dawkins und George Williams. Frans de Waal favorisiert die These der *Evolution of Ethics*, zu der Kin-Selection, reziproker Altruismus und

⁹³¹ Ebd., S. 257 f.

⁹³² Gerd Gigerenzer: *Bauchentscheidungen. Die Intelligenz des Unbewussten und die Macht der Intuition*, München: C. Bertelsmann 2007, S. 225

⁹³³ Frans de Waal: *Morally Evolved. Primate social instincts, human morality, and the rise and fall of “Veneer Theory”*, in: Ders.: *Primates and Philosophers. How Morality Evolved*, Princeton: Princeton University Press 2006, S. 1-80

deren Derivate gehören. Neben Darwin selber zählen Westermarck und Wilson zu deren bekanntesten Verfechtern.

„Yet, there never was a point at which we became social: descended from highly social ancestors – a long line of monkeys and apes – we have been group-living forever. Free and equal people never existed. Humans started out – if a starting point is discernible at all – as interdependent, bonded, and unequal. We come from a long lineage of hierarchical animals for which life in groups is not an option but a survival strategy. Any zoologist would classify our species as *obligatorily gregarious*.“⁹³⁴

De Waal vergleicht Empathie mit dem in sich verschachtelten Modell einer russischen Puppe: Im Kern befinden sich die grundlegenden emotionalen Strukturen, die nach einem automatischen Wahrnehmungs-Reaktions-Mechanismus funktionieren. Je weiter man nach draußen dringt, desto differenzierter treten die Strukturen, die kognitiven Fähigkeiten, bis hin zur vollständigen Übernahme der Perspektive des Gegenübers zutage. Empathie fängt daher nicht erst beim Menschen mit einer ausgeprägten *Theory of Mind* an.⁹³⁵ „In conclusion, empathy is not an all-or-nothing phenomenon: it covers a wide range of emotional linkage patterns, from the very simple and automatic to the highly sophisticated.“⁹³⁶ Das soll aber, so de Waal, nicht darüber hinwegtäuschen, dass moralische Verhaltenstendenzen unter einem starken evolutionären Druck entstanden seien, die zuerst einmal für Gruppenmitglieder gelten. Generell werden Außenstehende schlechter behandelt und ihnen manchmal sogar eine Elementarunterstützung verweigert. Erst kraft Vernunft geschlossene politische Übereinkünfte wie beispielsweise die Genfer Konvention von 1949 sichern auch Nicht-Mitgliedern ein Mindestmaß an Rechten zu. Es ist zu Genüge bekannt, dass es sich dabei um fragile Bemühungen handelt, die immer wieder unterlaufen werden.⁹³⁷

Wie im Kapitel „Meme als Transportmittel kultureller Informationen“ ausführlich dargestellt, vertritt Susan Blackmore eine davon etwas abweichende Position, da sich das Phänomen des menschlichen Altruismus nach ihrer Ansicht schlüssiger mit der Memetik als mit der klassischen Evolutionstheorie erläutern lässt.

„Wenn Leute altruistisch sind, werden sie beliebt, weil sie beliebt sind, werden sie kopiert, und weil sie kopiert werden, breiten sich ihre Meme – *einschließlich der Altruismusmeme selbst* – weiter aus als die Meme weniger altruistischer Leute. Das liefert einen Mechanismus für die Ausbreitung altruistischen Verhaltens.“⁹³⁸

⁹³⁴ Ebd., S. 4

⁹³⁵ Ebd., S. 37 ff.

⁹³⁶ Ebd., S. 41

⁹³⁷ Ebd., S. 52 ff.

In diesem Zusammenhang ist auch die Inhaftierung vermeintlich terroristischer Verbrecher in dem US-amerikanischen Gefängnis auf Guantánamo zu sehen, denen unter der Regierung von George W. Bush jegliches Standardrecht eines Gefangenen verweigert wurde.

⁹³⁸ Susan Blackmore: *Die Macht der Meme oder Die Evolution von Kultur und Geist*, Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag 2005, S. 252

Die Argumentation von Blackmore wirkt ausgesprochen beliebig und fadenscheinig. Danach gleicht menschlicher Altruismus eher einer kurzlebigen und zufälligen Marotte oder Modeerscheinung und nicht einem basalen Verhaltensprinzip. Ferner erläutert sie nicht, wie es denn ursprünglich zu der Konnexion von Altruismus und Beliebtheit gekommen sei, denn nach ihren Überlegungen könnte sich jedes andere Verhaltensmuster ebenso zementieren.

Von der Evolutionspsychologie wird (nicht reziproker) Altruismus damit erklärt, dass ein solches Verhalten dem ausführenden Individuum indirekt Vorteile bei der natürlichen oder sexuellen Selektion verschafft, indem es den Ruf eines generösen Menschen erhält (Handicap-Prinzip). Nur verhalten sich tausende von Menschen altruistisch, ohne dass von ihnen besondere Notiz genommen würde bzw. genommen werden sollte, sie verheimlichen sogar beispielsweise mit anonymen Spenden manchmal ihre guten Taten. Die Gründe hierfür sind nicht bekannt, man kann jedoch in drei Richtungen spekulieren:

- 1) Bei dem Helfenden handelt es sich um eine Person mit einem überdimensional einseitigen „E-Gehirn“, also quasi einer Extremform eines „weiblichen“ Gehirns (Baron-Cohen), das nur seiner inneren Struktur folgt. (Vgl. Kap. über Spezialisierung und Geschlechterunterschiede).
- 2) Der Wohltäter verheimlicht seine Taten, weil er nicht den Neid der Gruppe auf sich ziehen möchte, indem er seinen Überfluss an Ressourcen zur Schau stellt, bzw. direkt oder indirekt gezwungen werden könnte, noch mehr zu abzugeben.
- 3) Die guten Taten werden zwar offiziell anonym ausgeführt, aber der Gebende spekuliert, dass sie zumindest in einem kleinen Kreis sukzessive bekannt werden. Dies sichert ihm dann eine noch größere Bewunderung zu, weil er vermeintlich zweckfrei und selbstlos agiert hat.

Selbstverständlich verhält sich der Mensch im Alltag auch permanent scheinbar altruistisch, indem er suggeriert, dass das eigene Verhalten ihm erhebliche Kosten und Mühen verursachen würde – was in der Realität nicht der Fall ist. Darüber hinaus können sich bestimmte Verhaltensmuster im menschlichen Gehirn etablieren, weil Homo sapiens danach trachtet, kognitive Dissonanzen zu glätten und/oder zu ignorieren (Konsistenzprinzip). Hat jemand die Meinung, er sei ein unterstützender, empathischer Charakter, dann wird es ihm schwer fallen, bei Anforderungen, die er eigentlich nicht unterstützen will, Nein zu sagen – schon alleine, um sein konsistentes Selbstbild aufrecht zu erhalten.⁹³⁹ So lassen sich zum Teil paradoxe Verhaltensmuster wie Tierliebe und Tierschutz erklären, die vor allem bei Menschen zu Tage treten, die „bereits mit Altruismismemen infiziert“ sind.⁹⁴⁰

⁹³⁹ Ebd., S. 266 ff.

⁹⁴⁰ Ebd., S. 269. Die Verhaltensmuster werden deshalb als paradox bezeichnet, weil Tiere bis vor wenigen tausend Jahren lediglich als Räuber oder Beute angesehen wurden und sich dieses Verständnis mit ihrer Domestikation nur in Randbereichen

3.7.3. Gewalt und Aggression

Die Evolutionstheorie hat vor allem am gründlichsten mit dem Vorurteil des „edlen Wilden“ (Jean-Jacques Rousseau) aufgeräumt, wie in dem umfassenden Buch „Das unbeschriebene Blatt“ von Steven Pinker beschrieben. Studien von Anthropologen und Historikern haben nachgewiesen, dass in vorstaatlichen Gesellschaften beispielsweise in Südamerika und Neuguinea im Verhältnis zur Größe der Population ungleich mehr Männer in kriegerischen Auseinandersetzungen gestorben sind als vergleichsweise in den USA und Europa im 20. Jahrhundert.⁹⁴¹

„Die Vorherrschaft der Gewalt in den Arten von Umwelten, in denen unsere Evolution stattgefunden hat, bedeutet nicht, dass unsere Art einen Todeswunsch hegt, ein angeborenes Verlangen nach Blut und Eroberung besitzt. Es gibt gute evolutionäre Gründe für die Mitglieder einer intelligenten Art, in Frieden zu leben. [...] Also ist der Konflikt zwar eine menschliche Universalie, aber die Konfliktlösung nicht weniger.“⁹⁴²

Klaus Wahl und Kollegen wie der Großteil der aktuellen wissenschaftlichen Arbeiten teilen in zentralen Punkten diese Auffassung. „Aus der Sicht von Biologie, Geschichtsforschung und Ethnologie waren Aggression und Gewalt stets verbreitete Phänomene. Gewaltfreiheit ist die unwahrscheinlichere, voraussetzungsreichere Lösung von Konflikten.“⁹⁴³

Gängigerweise wird zwischen Aggression als einer Form der Auseinandersetzung, die den individuell biologischen Aspekt unterstreicht, und Gewalt unterschieden, die ihre Betonung auf soziale Machtverhältnisse setzt.⁹⁴⁴ Wissenschaftliche Ansätze der Aggressions- und Gewaltforschung reichen von Trieb- bis zu Lern- und Handlungstheorien, die im Rahmen der Arbeit nicht im Einzelnen vorgestellt werden können. Bei den weiteren Überlegungen wird im Wesentlichen von einer evolutionspsychologischen Warte aus argumentiert, die allerdings – im Gegensatz zu der oftmals vorgebrachten Kritik – keineswegs eine Umweltkomponente negiert durch beispielsweise selbst erlittene aggressive Übergriffe oder permanenten Kontakt mit einem aggressiven Umfeld (Familie, Peergroup), das Gewalt nicht nur sanktioniert, sondern als *das* Mittel der Wahl ansieht. Das natürliche, ebenfalls evolutionär entwickelte Gerechtigkeitsempfinden, das Mitleiden mit den Opfern oder die normale Hilfsbereitschaft können durch solche Konstellationen gänzlich (willentlich oder unbewusst) unterdrückt werden. Aus einigen hirnanatomischen Studien wie auch aus genetischen Familienuntersuchungen bestehen Vermutungen, dass darüber hinaus die Bandbreite der Bereitschaft zu gewalttätigen Akten ei-

geändert hat.

⁹⁴¹ Pinker: Das unbeschriebene Blatt, 2003, S. 88 f.

⁹⁴² Ebd., S. 90

⁹⁴³ Klaus Wahl/Christiane Tramitz/Jörg Blumtritt: Fremdenfeindlichkeit. Auf den Spuren extremer Emotionen, Opladen: Leske + Budrich 2001, S. 86

⁹⁴⁴ Ebd., S. 87

nem Menschen durchaus mit in die Wiege gelegt wird. Im Umkehrschluss bedeutet dies allerdings nach heutigem Kenntnisstand nicht, dass man quasi als Verbrecher geboren wird. Trifft eine solche Disposition aber auf ein geeignetes Umfeld, bzw. sucht sich ein Mensch mit solchen Anlagen ein entsprechendes Umfeld, wo er die aggressiven Neigungen ausleben kann, ist es wahrscheinlich, dass Konflikte hauptsächlich in Form von Gewalttätigkeiten „gelöst“ werden.⁹⁴⁵ Das kann vom bewussten Negieren eines Familienmitglieds/Freundes, über Verbalinjurien, Disgregation des Opfers aus der Gemeinschaft, Zerstörung von Gegenständen oder Sachwerten bis hin zu körperlichen Übergriffen auf Tiere oder andere Menschen gehen. „Demutsgebärden“ der/des Unterlegenen haben bei dem Homo sapiens im Gegensatz zu den meisten anderen Säugetieren selten eine inhibitorische Wirkung auf die Gewalttäter. Oftmals scheint sogar die unterwerfende Haltung des Opfers den Peiniger in seinem weiteren Vorgehen zu motivieren – eine der hässlichsten Seiten der menschlichen Psyche, die sich anthropologisch nicht nachvollziehbar begründen lässt. Denn evolutionär gesehen reicht es in der Regel aus, die eigene Dominanz unter Beweis zu stellen, um dem anderen seine (niedrigere) hierarchische Position zuzuweisen.

Zu den ersten und jahrelang einzigen umfassenden Arbeiten zu dem Thema menschliche Gewalt zählt der Text „Homicide“ von Martin Daly und Margo Wilson aus dem Jahr 1988. Im Jahr 2002 erschien dann von ihnen eine aktualisierte und sehr komprimierte Zusammenfassung ihrer Erkenntnisse in dem Aufsatz „Tödliche interpersonelle Gewalt aus Sicht der Evolutionspsychologie“. Weitere große Arbeiten zu Gewalt und Aggression aus evolutionsbiologischer und -psychologischer Sicht wurden dann erst wieder zu Beginn des 21. Jahrhunderts publiziert. Dazu gehören „War and Human Nature“ von Stephen Peter Rosen, „Die erschreckende Liebe zum Krieg“ von James Hillman und „The Murderer next Door“ von David Buss, der dafür knapp 430.000 FBI-Mordakten analysiert und mit 5.000 Menschen aus sechs Kulturen Interviews geführt hat.⁹⁴⁶ Alle Arbeiten versuchen aus der Anthropologie Erklärungsansätze abzuleiten, warum es bei den Hominiden zu der fatalen Neigung kam, Gewaltakte gegen ihresgleichen zu begehen, die oftmals für einen oder mehrere der Beteiligten tödlich enden.

Aus der Tierwelt sind aggressive Akte durchaus bekannt, deren Motive im Wesentlichen nicht besonders weit von denen der Menschen differieren: Nahrungsbeschaffung, Revierverteidigung und -erweiterung, Aushandeln von Hierarchien und Reproduktion der eigenen Gene.⁹⁴⁷

⁹⁴⁵ Weiterführend hierzu der Artikel von Daniel Strüber/Monika Lück/Gerhard Roth: Tatort Gehirn. Neurophysiologische Veränderungen stehen im Verdacht, die Neigung zur Aggressivität zu fördern. Sie sind jedoch nur ein Faktor von vielen, in: Gehirn & Geist Nr. 9/2006, S. 44-52

⁹⁴⁶ Stephen Peter Rosen: War and Human Nature, Princeton/Oxford: University Press 2005; James Hillman: Die erschreckende Liebe zum Krieg, München: Kösel 2005; Buss: The Murderer next Door, 2005

⁹⁴⁷ Sexuelle Nötigung ist bei einigen Tierarten in Form von Androhung oder tatsächlicher Anwendung von Gewalt bekannt. Orang-Utan-Weibchen suchen daher nicht selten in der Nähe eines dominanten Männchens Schutz vor Übergriffen Dritter.

Es gibt jedoch einen eklatanten Unterschied: Der Kampf ist ausschließlich individualisiert, d.h. Angriffskriege, wie die Menschen sie führen, kennen Tiere nicht. Schimpansen und – wie erst kürzlich festgestellt wurde – wohl auch die eigentlich friedlicheren Bonobos stellen hier eine Ausnahme dar, möglicherweise weil sie in so naher Verwandtschaft zum Menschen stehen. Meistens rotten sich junge Männchen (bei den Bonobos auch Weibchen) zusammen und greifen, von einem oder zwei Anstiftern aufgestachelt, eine augenscheinlich beliebige Affengruppe in einem anderen Territorium an. Oftmals werden die Opfer getötet und gefressen. Bei den Schimpansen konnte beobachtet werden, dass bearbeitete Äste in Form von Speeren als Waffen eingesetzt wurden.⁹⁴⁸

„Menschen morden, weil Mord den Tätern einst in bestimmten Situationen einen Reproduktionsvorteil verschafft hat“, so die fast lapidare und dennoch aussagekräftige Zusammenfassung von David Buss über den zu Gewalt neigenden *Homo sapiens*.⁹⁴⁹ Aufgrund seiner internationalen und interkulturellen Analysen hält er alle anderen Faktoren bestenfalls für sekundär oder irrelevant. Detlef Fetchenhauer führt als zentrale adaptive Gründe für interpersonelle Gewalt an:⁹⁵⁰

- Vereinnahmung der Ressourcen anderer
- Verteidigung der eigenen Person, von Nahestehenden und eigenen Ressourcen⁹⁵¹
- Kosten für intrasexuelle Rivalen
- Verhandlung über Status und Machthierarchien⁹⁵²
- Verhinderung (zumeist inter-)sexueller Untreue

David Buss und Joshua Duntley ergänzen die Liste um zwei weitere Aspekte:⁹⁵³

- Rückeroberung der ehemaligen Partnerin
- Zugang zu Sexualität, die einem Mann auf einvernehmlichen Weg versagt bliebe

(Kappeler: Verhaltensbiologie, 2006, S. 377 f.)

⁹⁴⁸ Ian Gilby/Lynn Eberly/Richard Wrangham: Economic profitability of social predation among wild chimpanzees: individual variation promotes cooperation, in: *Animal Behaviour*, Nr. 75/2008, S. 351-360; Martin Surbeck/Gottfried Hohmann: Primate hunting by Bonobos at LuiKotale, Salonga National Park, in: *Current Biology* Vol. 18, Nr. 19, 14.10.2008, S. R906-R907; Jill Pruetz: Savanna Chimpanzees, *Pan troglodytes verus*, Hunt with Tools, in: *Current Biology* Vol. 17, Nr. 5, 06.03.2007, S. 412-417

⁹⁴⁹ David Buss (Interview): „Mord steckt in uns“, in: *Spiegel* Nr. 35, 29.08.2005, S. 146. Etwas differenzierter drückt sich Buss in seinem Buch „The Murderer Next Doors“ aus: „The core of my theory is that humans have evolved powerful psychological adaptations that impel us to murder as a means for solving specific problems we encounter during the evolutionary battles for survival and reproduction.“ (Buss: *The Murderer next Door*, 2005, S. 34)

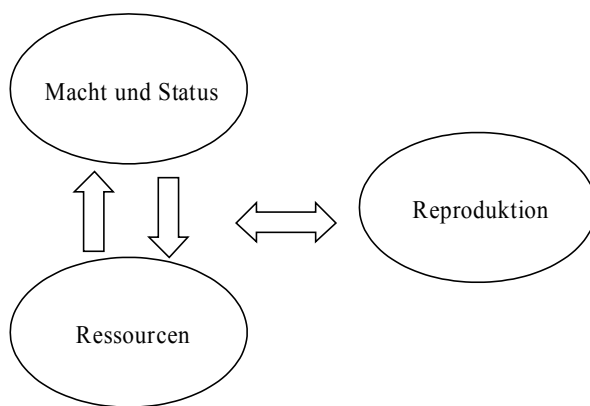
⁹⁵⁰ Detlef Fetchenhauer: Frauen, Männer und Gewalt aus evolutionspsychologischer Perspektive, in: Feltes, Thomas/Christian Pfeiffer/Gernot Steinhilper (Hrsg.): *Kriminalpolitik und ihre wissenschaftlichen Grundlagen*. Festschrift für Professor Dr. Hans-Dieter Schwind zum 70. Geburtstag, Heidelberg: C.F. Müller 2006, S. 841-859

⁹⁵¹ Karl Eibl bezeichnet die in einigen Ländern noch übliche „Blutrache“ als spezielle Form der Verwandtenselektion und als die Kehrseite des reziproken Altruismus. (Eibl: *Animal Poeta*, 2004, S. 115 ff.)

⁹⁵² Heute besteht in „zivilisierten“ Gesellschaften eine negative Korrelation zwischen Gewaltausübung und sozialem Status, die nach Fetchenhauer aus evolutionspsychologischer Sicht schwer erklärbar ist.

⁹⁵³ David Buss/Joshua Duntley: *The Evolution of Aggression*, in: Schaller, Mark/Jeffrey Simpson/Douglas Kenrick (Hrsg.): *Evolution and Social Psychology*, Hove und New York/N.Y.: Psychology Press 2006, S. 263-285

Betrachtet man die Motive für aggressive Akte, so fällt auf, dass sie auf drei Hauptmotive zurückgeführt werden können, die in einer engen Beziehung zueinander stehen beziehungsweise sich gegenseitig bedingen: Macht und Status, Ressourcen und Reproduktion. Ein leichter Zugang zu üppigen Ressourcen sichert das eigene Überleben, verbessert den Status innerhalb der Gruppe und die Wahrscheinlichkeit, als potenzieller Partner ausgewählt zu werden. Eine hohe Machtposition wiederum vereinfacht den Zugang zu den Ressourcen und garantiert in nahezu allen Strukturen die eigene Reproduktion. Klarer als bei anderen Aspekten der Evolutionspsychologie lassen sich also die zentralen Handlungsmotive von Gewalt auf die zwei Eckpfeiler, erfolgreiches Überleben und Reproduzieren, zurückführen.⁹⁵⁴



Buss und Duntley betonen dennoch richtigerweise, dass Aggression keine monolithische Größe ist, zu der es zwangsläufig in bestimmten Situationen kommen muss, sondern die im hohen Maße kontextabhängig ausgeübt wird. Aggressives Verhalten kann für den Ausübenden mit erheblichen Risiken verbunden sein, so dass Kosten und Nutzen in der Regel im Vorfeld wohl abgewogen werden. Für Außenstehende mag diese ‚Kalkulation‘ widersinnig, verbrecherisch und gegen die Menschenrechte sein, für Beteiligte scheint sie der einzig sinnvolle Weg, wie beispielsweise bei den als „Ehrenmorden“ bezeichneten Tötungsdelikten an Töchtern oder Schwestern, die aufgrund eines kulturell nicht akzeptierten Verhaltens ‚Schande‘ über ihre Familie gebracht haben. Der Erhalt der Machthierarchie der männlichen Mitglieder dieser Familie wird hier über den Schutz eines eigenen Familienmitglieds gestellt.⁹⁵⁵

⁹⁵⁴ Vgl. die Grafik von Jonathan Gottschall in seiner evolutionspsychologischen Analyse von Homers „Ilias“ über die „non-hierarchical relationship among the three main, proximate categories of competition, all feeding into the ultimate goal of enhanced reproductive success.“ Gottschall führt neben *Ressourcen* und *Status* als dritten Aspekt *Frauen* auf, die wie in dem oben dargestellten Modell alle dem übergeordneten Ziel des *reproduktiven Erfolgs* dienen. Jonathan Gottschall: *The Rape of Troy. Evolution, Violence, and the World of Homer*, Cambridge/New York: Cambridge University Press 2008, S. 83

⁹⁵⁵ Buss/Duntley: *The Evolution of Aggression*, 2006, S. 269

Fasst man wie bei Daly/Wilson oder Buss geschehen die Hauptfakten von schwerer körperlicher Gewalt und Tötungsdelikten anhand von Kriminalstatistiken oder FBI- oder Gerichtsakten zusammen, so fallen folgende Aspekte ins Auge:

- 1) 80 bis 100 Prozent (je nach Nationalität/Ethnie) aller Tötungsdelikte werden von und an Männern verübt, die sich schwerpunktmäßig im Alter bis 30 Jahre bewegen.⁹⁵⁶ Die Motive kreisen hauptsächlich um Sicherung und Ausbau der eigenen hierarchischen Position innerhalb der Peergroup und Ausschaltung eines (potenziellen) sexuellen Rivalen.
- 2) Kindstötungen werden von Frauen und Männern gleichermaßen begangen; bei Männern besteht eine hohe Koinzidenz, wenn sie nicht die biologischen Väter sind; bei Frauen wie dargestellt, wenn die persönliche Versorgungslage als desaströs wahrgenommen wird und sie entweder bereits ausreichend Nachkommen haben oder jung genug sind, noch welche zu bekommen.
- 3) Wenn Frauen Opfer von männlicher Gewalt werden, dann oftmals wegen imaginerter oder tatsächlicher sexueller Rivalen. Die größte Gefahr getötet zu werden, geht für Frauen demnach von ihrem Partner oder ihrem ehemaligen Partner aus.⁹⁵⁷
- 4) Tötungsdelikte von Frauen an Männern werden meistens verzeichnet, wenn es aus einer langjährigen gewaltsamen oder als gewaltsam empfundenen Beziehung keinen anderen Ausweg zu geben scheint. Als Mittel der Wahl wird in solchen Fällen häufig nicht die direkte Konfrontation gesucht, weil Frauen in einer solchen Situation in der Regel kräftemäßig unterliegen, sondern eine heimliche Tötungsmethode gewählt, zum Beispiel mit Hilfe von Gift, Erschlagen im Schlaf oder Ähnliches.⁹⁵⁸
- 5) Individualtötungsdelikte an Fremden stellen außerhalb eines Krieges oder von terroristischen Aktivitäten eine vernachlässigenswerte statistische Größe dar, selbst wenn TV-Serien und Kinofilme Überfälle von Unbekannten oder Morde durch Auftrags- bzw. Serienkiller thematisieren und dadurch die Bevölkerung den Eindruck gewinnt, es handle sich um ein veritables Risiko.⁹⁵⁹ Der Mörder befindet sich also in der Regel in

⁹⁵⁶ Daly/Wilson: Homicide, 1988; Dies.: Tödliche interpersonelle Gewalt, 2002; Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004; Ders.: The Murderer next Door, 2005

⁹⁵⁷ Trotz dieser nicht mehr jungen Erkenntnisse sitzt die Furcht bei Frauen, von Unbekannten überfallen, vergewaltigt oder sogar getötet zu werden, tief. Einerseits mag das mit der intensiven Unterweisung im Kindesalter zusammenhängen, Fremde zu meiden, ihnen zu misstrauen – im Gegensatz zu der eigenen Familie oder der engsten Nachbarschaft, andererseits könnte es sich um ein adaptives Vorurteil handeln, das entstanden ist, als die Situation in der Evolution möglicherweise anders aussah. Buss: The Murderer next Door, 2005, S. 123 ff.

⁹⁵⁸ Ebd., S. 72 und S. 114

⁹⁵⁹ Nach der polizeilichen Kriminalstatistik aus dem Jahr 2007 wurden in Deutschland insgesamt 2.347 Morde und Totschläge verzeichnet, damit machen die Straftaten gegen das Leben 0,1% von allen Straftaten aus. 154.849-mal wurden Menschen schwer oder gefährlich verletzt (8,7%). Die Aufklärungsquote für Tötungsdelikte liegt bei 96,8% und bei Körperverletzung bei 82,5%. Polizeiliche Kriminalstatistik 2007, Bundesrepublik Deutschland, www.bmi.bund.de/pks, 13.02.2009. Auf das Konto von Serienkillern gehen Untersuchungen zufolge in den USA nur ein bis zwei Prozent aller Morde. (Buss: The Murderer next Door, 2005, S. 21) Zu der Diskrepanz zwischen tatsächlichem Gefahrenpotenzial und persönlicher Wahrnehmung der Gefahrensituation: Andreas Ulrich/Markus Verbeet: Sperrfeuer aus der Glotze, in: Spiegel Nr. 50, 11.12.2006, S. 58-60

der unmittelbaren Nachbarschaft, wie es programmatisch der Titel von David Buss' Buch „The Murderer next Door“ ausdrückt.

Aufgrund des in den vorangegangenen Kapiteln dargestellten Prinzips der natürlichen und sexuellen Selektion bei den Menschen, verwundert es nicht besonders, dass Männer stärker zu körperlicher Gewalt neigen, sich leichter provozieren lassen und schneller versuchen, Konflikte mit Hilfe von physischer Aggression zu lösen.⁹⁶⁰ Frauen entwickeln nicht weniger Feindseligkeiten, sondern setzen diese nur weniger körperl. bewusst um. Diese Differenz wird umso größer, je schwerwiegender das Delikt wird (bis hin zu Mord durchschnittlich 19-mal häufiger männliche Täter/männliche Opfer als umgekehrt).⁹⁶¹ Insgesamt ist die Risikobereitschaft von Männern wesentlich höher und damit werden sie auch wesentlich häufiger Opfer und ziehen sich nahezu doppelt so häufig Verletzungen zu.⁹⁶²

Ausnahmen stellen die immer wieder grausam-sinnlosen Infantizide dar, entweder durch einen neuen Partner der Kindesmutter begangen oder von dieser selber, meistens aus dem Grund, weil sie sich nicht einmal in der Lage sieht, ihr eigenes Leben in den Griff zu bekommen und für sich selber zu sorgen. Die Gefahr, als Kind von den eigenen Eltern getötet zu werden, ist besonders groß im Säuglingsalter. Grund für eine Kindstötung kann ein zu kurzer Abstand zum bereits vorhandenen Kind oder eine zu große Familie sein, deren Versorgung nicht mehr realisierbar erscheint.⁹⁶³ Im logischen Gegenzug zeigt sich, dass das Risiko von einem Nicht-Verwandten getötet zu werden, ab 14/15 Jahren ansteigt. Die Wahrscheinlichkeit für schwere körperliche Delikte an Kindern durch die Mutter scheint Untersuchungen zufolge am höchsten, wenn diese sehr jung ist, sich im fruchtbaren Alter befindet und die biologische Möglichkeit, erneut Kinder zu bekommen, als sehr wahrscheinlich gilt. Darüber hinaus spielt das persönliche Umfeld einen zentralen Aspekt, d.h. lebt die junge Mutter in einer vertrauensvollen und unterstützenden Partnerschaft, hat sie gravierende finanzielle Probleme oder ist sie in eine sonstige schützende Gemeinschaft (Familienkreis, Kirche, Verein) eingebunden.⁹⁶⁴ Sieht sich die Mutter widrigsten Verhältnissen gegenüber, nimmt sie im Zweifel den Kindstod – oder sogar Kindsmord – in Kauf. In Europa wurden, so der Hinweis von Manfred Hassebrauck und Beate Küpper, im Gegensatz zu anderen Kulturen wie China oder Neuguinea häufig indirekte Tötungsarten gewählt: geringe Pflege und reduzierte Nahrungszuführung, dünne Kleidung etc. Die preußische Regierung hatte im 18. Jahrhundert ein Gesetz erlassen, das Eltern untersagte, Kinder unter zwei Jahren mit ins Bett zu nehmen, weil zu viele von ihnen dort

⁹⁶⁰ Fethenbauer: Frauen, Männer und Gewalt aus evolutionspsychologischer Perspektive, S. 851

⁹⁶¹ Ebd., S. 852

⁹⁶² Ebd., S. 853 f.

⁹⁶³ Daly/Wilson: Homicide, 1988; Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004; Ders.: The Murderer next Door, 2005

⁹⁶⁴ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 272 ff.

erstickt und erdrückt wurden und die Eltern dafür nicht zur Rechenschaft gezogen werden konnten, weil es als „Versehen“ oder „plötzlicher Kindstod“ deklariert wurde.⁹⁶⁵

Stiefelternschaft, besonders wenn der Mann nicht der leibliche Vater ist, stellt für das jüngere Kind den höchsten Risikofaktor für schwere Misshandlungen oder Infantizide dar. Im Vergleich zu Kindern, die mit ihren biologischen Eltern leben, liegt ihr Risiko zwischen 40- bis 100-mal höher.⁹⁶⁶

Clemens Schwender kann sicher unbestritten zugestimmt werden, wenn er ausführt, dass Kindsmord sich auf der Skala der Tötungsdelikte auf der von der Gesellschaft verabscheuenswertesten Stufe befindet: Kinder sind keine gleichwertigen Kampfpartner und sie sind per se unschuldig. Getötet werden sie, weil sie im Weg stehen oder in seltenen Fällen unfreiwillig Zeuge eines anderen Verbrechens geworden sind. Einen Beweis der eigenen Kinderliebe zu erbringen, erweist sich demnach in einer angehenden Partnerschaft als wesentlicher Aspekt.⁹⁶⁷

Angesichts der zunehmenden Gewaltakte von jungen Männern in Deutschland ist eine öffentliche Diskussion über Ursachen und Interventionsmöglichkeiten entbrannt. Erschreckend wird von allen politischen, psychologischen und soziologischen Gruppierungen die eklatant hohe Anzahl der 14- bis 24-jährigen männlichen Tatverdächtigen wahrgenommen.⁹⁶⁸ Zugespitzt formuliert teilt sich die Szene in zwei Lager: in diejenigen, die die Ursachen von Aggression als ein gesellschaftliches Konstrukt begreifen, das man korrelierend dazu nur auf dieser Ebene bekämpfen kann und muss, und in diejenigen, die biologische Begründungen – sei es aus der Neuropsychologie, der Genetik oder der Hormonforschung – ins Feld führen. Weil letztere eine gewisse biologische Gegebenheit voraussetzen, differieren die Lösungsansätze zwischen Wegsperrern eines notorischen Gewaltverbrechens, weil dieser sowieso nicht resozialisierbar sei und die Gesellschaft vor ihm geschützt werden müsse, bis hin zu frühkindlichen Förder- und Integrationsmaßnahmen. Besonders hitzig wird die Debatte, wenn es um die Analyse der ethnischen Zugehörigkeit geht. Insgesamt gehen mehr aggressive Akte von Deutschen aus, aber verglichen mit ihrer prozentualen Repräsentanz (8,8 Prozent) in der Bevölkerung zählen

⁹⁶⁵ Hassebrauck/Küpper: Warum wir aufeinander fliegen, 2002, S. 136

⁹⁶⁶ Daly/Wilson: Homicide, 1988, S. 90; Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 269 ff.; Buss: The Murderer next Door, 2005, S. 173 ff.

⁹⁶⁷ Dies geschieht auch über offen gezeigte Tierliebe. Die Kommunikation zwischen Mensch und Tier und Mensch und Kleinkind unterscheidet sich – so Schwender – nicht wesentlich. Bestimmten Tieren wird dabei der Vorzug gegeben, weil sie anthropomorphe Ähnlichkeiten aufweisen: Delfine durch ihr „lächelnde“ Schnauze, die menschenähnliche Hautfarbe der Schweine, der Katzenkopf, der mit dem Kindchenschema eine hohe Übereinstimmung aufweist, Hunde als Steigerung des Selbstwertgefühls (ihnen werden die mit den Menschen verwandten Verhaltensmuster angedichtet) und Pferde, die vor allem von Mädchen als starker Begleiter angesehen werden, der trotzdem umsorgt werden muss (Schwender: Medien und Emotionen, 2001, S. 245 ff.)

⁹⁶⁸ Quelle: Spiegel Nr. 02/2008, S. 23 aus: Polizeilicher Kriminalstatistik 2006. Überbordende adoleszente männliche Gewalt ist nicht ein deutsches, ja noch nicht einmal ein Phänomen der Industrienationen, sondern universell nachweisbar. Aus einigen Ländern ist bekannt, dass Minderheiten einiger dort lebender ethnischer Gruppen darunter einen überproportional hohen Anteil ausmachen, wie beispielsweise die afroamerikanischen Jugendlichen in den USA gegenüber weißen. Hierzu beispielsweise Bjorklund/Pellegrini: The Origins of Human Nature, 2002, S. 274 ff.

rund dreimal mehr Nichtdeutsche zu den Tatverdächtigen, in einigen Städten und Gegenden sogar bis zu 60 Prozent.⁹⁶⁹ Der Bremer Soziologe und Gründer des Raphael-Lemkin-Instituts für Xenophobie- und Genozidforschung Gunnar Heinsohn hat in „Söhne und Weltmacht“ interessante Thesen, die allerdings nicht von allen Seiten goutiert wurden, in die Diskussion eingebracht.⁹⁷⁰ Heinsohn erklärt das Phänomen der überproportional hohen jungen, männlichen Gewalttäter aus Migrantenfamilien mit dem Begriff der „Youth Bulge“⁹⁷¹, des starken Jugendüberschusses mancher Länder und Regionen dieser Welt, die in ihrer Heimat oder auch in Deutschland zwar nicht mehr hungern müssen, aber als Zweit-, Dritt- oder Viertgeborene wenig Chancen haben/sehen für einen sozialen Aufstieg. Status und Macht versuchen sie sich dementsprechend über aggressive Akte zu sichern. Das geht sogar soweit, dass sie ihren eigenen Tod – wie beispielsweise bei terroristischen Selbstmordattentaten – billigend in Kauf nehmen. Das Unrechtsbewusstsein ist klein oder gar nicht vorhanden, weil sie sich einerseits der Ehre und des Ruhmes ihrer Peergroup, oftmals sogar ihrer gesamten Alters- und Geschlechts-genossen, ihrer ethnischen Gruppe oder ihrer Religionsgemeinschaft gewiss sein können, und weil diese Akte auch noch von einigen fundamentalistisch ausgerichteten Führungsfiguren ihrer Religion sanktioniert werden und ihnen als Preis für den ‚heroischen Einsatz‘ ein Jenseits versprochen wird, das alle Attribute aufweist, die ihnen im irdischen Leben versagt geblieben sind (zahlreiche schöne und junge Frauen, hohes Ansehen und exquisite Speisen). Heinsohn betont, dass Religion nicht der „Ausgangsbrennstoff“ sei, sondern eher wie ein „Brandbeschleuniger“⁹⁷² wirke.

„Nicht aus Armut und Mangelernährung kommen die Terroristen. Um Brot wird gebettelt. Getötet wird für Status und Macht. Die zukünftigen *youth bulges* werden von den Strategen gerade deshalb als internationale Bedrohung gefürchtet, weil die große Mehrheit von ihnen nicht ums nackte Überleben kämpfen muß, sondern Kraft, Zeit und Freiheit für mehr hat.“⁹⁷³

Dasselbe gilt für politisch motivierte Mörder, die sich selber ganz als „Kämpfer für die gerechte Sache“, als die „Guten“ sehen, und zahlreiche unschuldige Opfer auf dem gewaltsamen Weg zu ihrem Ziel zynisch als „Kollateralschaden“ brandmarken. Heinsohn demaskiert auch deren Treiben als letztlich macht- und statusorientiert.⁹⁷⁴

⁹⁶⁹ Spiegel Nr. 02/2008, S. 26

⁹⁷⁰ Gunnar Heinsohn: Söhne und Weltmacht. Terror im Aufstieg und Fall der Nationen, Berlin: PDF4eBook 2006, Lizenz von Zürich: Orell Füssli 2003

⁹⁷¹ Wenn der Anteil der 0- bis 15-Jährigen an einer Gesamtbevölkerung mind. 30% oder der 15- bis 24-Jährigen mindestens 20% ausmacht, spricht man von einem „Youth Bulge“. Die auf diesem Sektor führenden Länder, die sich hauptsächlich in der islamischen und schwarzafrikanischen Welt befinden, werden in den kommenden 15 Jahren bei zuletzt genannter Gruppe sogar einen Anteil von rund 30% erreichen. (Ebd., S. 13 f.) Verschärfend kommt der in einigen Ländern gängigerweise praktizierte Mädcheninfantizid hinzu. (Ebd., S. 28)

⁹⁷² Ebd., S. 31

⁹⁷³ Ebd., S. 18

⁹⁷⁴ Ebd., S. 39 f.

„Ein Menschenrecht auf Wichtigkeit gibt es nun einmal nicht, aber eben um die wird gerungen. Alphamännchen sein selbst beim Kampf um die ‚klassenlose Gesellschaft‘, darum geht es. Die Unterernährten – damals wie heute in Deutschland ein Rarissimum – mögen mit Revolutionären sympathisieren, aber sie gehören in der Regel nun einmal nicht zu ihnen. Sie werden von den Konfliktparteien weder als Mitkämpfer noch als Gegner respektiert. Es sind also Bedeutung und wirklicher Reichtum, für die gekämpft und auch getötet wird.“⁹⁷⁵

Betrachtet man das gesamtpolitische Gewaltpotenzial eines Landes (Bürgerkriege, Genozide, Terror) und nicht nur Straftaten einzelner, besteht eine überwältigende Korrelation zwischen der Youth-Bulge-Quote und mehr oder weniger umfassenden Tötungsaktionen (60 von 67 Staaten⁹⁷⁶) Dies kann sicher nicht als ausschließlicher Grund gewertet werden, aber vermutlich stellt es einen relativ zuverlässigen Indikator dar. Ein hoher männlicher Jugendüberschuss liefert den politischen und militärischen Machthabern das „Menschenmaterial“, das sie für Kriegseinsätze oder Guerillatruppen benötigen. Liegt eine geringe Geburtenrate vor und haben Familien höchstens einen Sohn, so wird die Bereitschaft, ihn einen „ehrvollen Tod“ sterben zu lassen, ausgesprochen gering sein, ganz gleich ob sie selber hinter der Idee des Kampfes stehen, denn mit ihm stirbt nicht nur der Mensch, den sie lieben und mit Aufwand groß gezogen haben, sondern auch ihre eigenen replizierten Gene.⁹⁷⁷ Industrienationen mit wenig Söhnen pro Familie versuchen dies bekanntermaßen durch hoch technisierte Waffen und Schutzvorrichtungen auszugleichen, die allerdings nur Erfolg bei einer herkömmlichen Kriegsführung zeigen und gegen Rebellen- und Untergrundtechniken weitgehend versagen. Europa hatte seine Youth-Bulge-Phase zwischen Mitte des 18. bis Mitte des 19. Jahrhunderts. Die nach dem Mittelalter erst langsam und dann explosiv angestiegenen Bevölkerungszahlen führten nach Ansicht von Gunnar Heinsohn zu der Welteroberung und Kolonisation zahlreicher Länder und Kontinente. Die Pestepidemien zwischen 1348 bis 1385 hatten einen Großteil der mitteleuropäischen Bevölkerung das Leben gekostet. In den danach einsetzenden umfassenden Hexenverfolgungen (Schätzungen zufolge sollen bis zu 100.000 Frauen ihre Opfer gewesen sein) sieht er das machtpolitische Instrument der klerikalen wie weltlichen Herrscher, die „weisen Frauen“, die als Hebammen tätig waren und ihre gynäkologischen Kenntnisse weitergaben, auszulöschen. Geburtenkontrolle, Abtreibungen, alles, was die sexuelle Reproduktion verlangsamt oder verhinderte, so wie eheliche Abstinenz, wurden als „Akt des Teufels“ gesehen und bis lange in die Neuzeit hinein (in zahlreichen Ländern heute noch)

⁹⁷⁵ Ebd., S. 43

⁹⁷⁶ Ebd., S. 53 f.

⁹⁷⁷ „Nur aufgrund seines *youth bulge* widersteht das kleine Tschetschenien (Zunahme von 850.000 auf über eine Million zwischen 1997 und 2002) dem immensen Rußland, das vom Gegenteil betroffen ist (Abnahme von 147 auf 144 im selben Zeitraum). Auch weil mit fast jedem gefallenen Russen ein Einzelkind stirbt, schlägt der tönerner Riese so genozidal um sich: 1994/95 werden in dem kleinen Land 40.000 Menschen getötet. Bei der Übertragung dieser Opferquote auf die addierte Einwohnerschaft von Deutschland, der Schweiz und Österreich wären hier vor zehn Jahren 4 Millionen Menschen zu Tode gebombt worden.“ (Ebd., S. 56)

schwer bestraft. Hebammen-„Hexen“ galten als Multiplikatorinnen dieses Wissens und standen daher für die Obrigkeit besonders im Visier der Inquisition. Eine (langfristige) Folge war, dass die Geburtenzahlen anstiegen und ausreichend Söhne für Eroberungsfeldzüge vorhanden waren.⁹⁷⁸

Einen „Youth Bulge“ gibt es natürlich auch bei den jungen Frauen, die aber nur zu einem geringen Teil (15 bis 20 Prozent) in den Kreis der Kriminellen abdriften. Sie haben ebenso wenig Chancen wie ihre Brüder (oder sogar noch geringere), durchlaufen eine gleichfalls trostlose Kindheit und Jugend mit erlebter physischer und psychischer Unterdrückung und greifen dennoch mehrheitlich nicht zur Gewalt als Mittel der Wahl. Es wird mittlerweile von etlichen Neurowissenschaftler und Psychologen angenommen, dass das Androgen Testosteron, das am stärksten im jugendlich-männlichen Körper produziert wird, u.a. Auslöser für eine erhöhte Gewaltbereitschaft ist. Neben dem Sexualtrieb führt es anscheinend zu zahlreichen „Nebenwirkungen“: Extrovertiertes Auftreten, Mut, verstärkte Risikobereitschaft und verringerte Empathiefähigkeit sollen dazugehören. Daneben gibt es jetzt einen allerersten Forschungsansatz (allerdings vorläufig nur bei Mäusen) von Maria Couppis und Craig Kennedy der Vanderbilt University in Nashville, dass das Gehirn Aggressionen bei männlichen Tieren mit einem Dopaminausstoß ähnlich wie bei Sex, Nahrungs- oder Drogenzufuhr „belohnt“, sprich das Lebewesen lernt, dass aggressive Übergriffe mit einem anschließenden „guten Gefühl“ verbunden sind.⁹⁷⁹ Damit erhält Aggression einen sich selbst verstärkenden positiven Charakter, so Craig Kennedy:

„We learned from these experiments that an individual will intentionally seek out an aggressive encounter solely because they experience a rewarding sensation from it. [...] This shows for the first time that aggression, on its own, is motivating, and that the well-known positive reinforcer dopamine plays a critical role.“ (Mitteilung der Vanderbilt University)

Selbst wenn dies erschreckend klingt, falls vergleichbare Studien diesen Sachverhalt bei Menschen bestätigen sollten, so hält Craig dieses neuronale Zusammenspiel vor dem Hintergrund der Evolutionsgeschichte für plausibel: „Aggression occurs among virtually all vertebrates and is necessary to get and keep important resources such as mates, territory and food.“⁹⁸⁰

Nicht nur das Verletzen eines anderen Menschen, sondern die Bereitschaft, selber risikoreiche Aktivitäten (wie extreme Sportarten, Autorennen) zu unternehmen, die ausschließlich eine Gefahr für die eigene Gesundheit oder sogar das eigene Leben bergen, ist unter männlichen

⁹⁷⁸ Ebd., S. 77 ff.

⁹⁷⁹ Maria Couppis/Craig Kennedy: The rewarding effect of aggression is reduced by nucleus accumbens dopamine receptor antagonism in mice, in: *Psychopharmacology* Vol. 197, Nr. 3, 08.01.2008, S. 449-456; dazu ebenfalls: Mitteilung der Vanderbilt University, <http://sitemason.vanderbilt.edu/newspub/bjfytyg?id=38986&mode=print>, 16.01.2008

⁹⁸⁰ Ebd.

Heranwachsenden ausgeprägt. Vollbracht werden diese „Heldentaten“ coram publico, denn nur auf diese Weise verbessert/sichert man seinen Status in der Peergroup beziehungsweise beeindruckt die Mädchen.⁹⁸¹ Laut Steven Pinker sorgt die Langversion des Gens D4DR für einen bestimmten Dopaminrezeptor beim Menschen, den „Kick“ in extremen Abenteuersituationen zu suchen.⁹⁸²

Körperliche Gewalt an Frauen steht häufig in enger Verbindung mit Sexualität, sei es, weil sie auf einer übereinkommenden, friedlichen Basis nicht zu erzielen ist, sei es, weil sich die Frau einem anderen Mann zuwendet. Sexualität kommt bei einer durchschnittlichen Mehrheit der Männer eine andere Bedeutung zu als bei Frauen. Sie interpretieren, wie Untersuchungen gezeigt haben, neutrale Kommunikationsinhalte zwischen den Geschlechtern häufig als sexuelle Aufforderung. Hier kommt die Nähe zwischen Täter und Opfer besonders zum Tragen: Rund 80 Prozent der Vergewaltigungen werden von Familienmitgliedern oder sehr nahen Freunden oder Bekannten begangen, nur drei Prozent von völlig Unbekannten.⁹⁸³ Dasselbe gilt für Misshandlungen, schwere Körperversetzungen, Totschlag oder Mord: In der Mehrzahl der Fälle stehen Partner oder ehemalige Partner hinter den Taten, denn – so die schlicht anmutende Logik – kann dieser die Frau nicht selbst „besitzen“ (sprich seine Gene reproduzieren), soll dies auch niemandem anderen gelingen. Zudem signalisiert er damit an andere (männliche) Gruppenmitglieder, dass er seine Dominanz innerhalb der Hierarchie wahrnimmt und sich von niemandem die Position streitig machen lässt, wie David Buss es zutreffend formuliert: „Killing her sends a signal to everyone in the group that he’s not a man whose interests can be infringed upon without retribution.“⁹⁸⁴

Die Studien der Neurowissenschaftler Semir Zeki und John Paul Romaya liefern eine mögliche Erklärung für den engen Zusammenhang von starker emotionaler Befindlichkeit – im positiven wie im negativen Sinn: Bei Hass (im Gegensatz zu anderen starken Gefühlen wie Wut oder Angst) wie auch bei Liebe sind nahe beieinander liegende Areale im Gehirn, das Putamen und die Inselrinde, aktiv.⁹⁸⁵

Individualstraftaten gegen das Leben halten sich insgesamt in einem relativ geringen Rahmen und dies dürfte im Wesentlichen an zwei Gründen liegen:

1) Die drohenden Strafen haben eine abschreckende Wirkung, vor allem wenn man berücksichtigt, dass die Aufklärungsquote in Deutschland mit 96,8 Prozent so hoch liegt, dass die

⁹⁸¹ Bjorklund/Pellegrini: *The Origins of Human Nature*, 2002, S. 274

⁹⁸² Pinker: *Das unbeschriebene Blatt*, 2003, S. 76

⁹⁸³ Hassebrauck/Küpper: *Warum wir aufeinander fliegen*, 2002, S., 200

⁹⁸⁴ Buss: *The Murderer next Door*, 2005, S. 88

⁹⁸⁵ Semir Zeki/John Paul Romaya: *Neural Correlates of Hate*, in: *PloS one* Vol. 3, Nr. 10, 29.10.2008, e3556, doi: 10.1371/journal.pone.0003553

Wahrscheinlichkeit einer Festnahme selbst von den selbstbewusstesten Charakteren nicht ignoriert werden kann. Dass die Polizei auf diesem Terrain so erfolgreich im Gegensatz zu beispielsweise Einbruchs- oder Diebstahldelikten arbeitet, mag unter anderem daran liegen, dass die meisten Tötungsdelikte im Familien- oder Bekanntenkreis stattfinden und die Suche nach dem Täter erleichtern. Neben den Strafverfolgungsorganen eines Staates stellen in etlichen Ländern der familiäre Background ein wesentlich größeres Risiko dar, für den Tod eines Familienmitglieds gerächt zu werden: Brüder, Väter und sonstige männliche Familienangehörige übernehmen dann die Aufgabe – und zwar ganz ohne Prozess.⁹⁸⁶

2) Die Risikoabwägung, sich selber bei der physischen Auseinandersetzung schwere oder sogar tödliche Verletzungen zuzuziehen, dürfte ebenso eine Rolle spielen, besonders wenn Angreifer und Angegriffener über vergleichbare körperliche Kräfte verfügen. Da diese Delikte in überwiegender Mehrheit zwischen jungen Männern stattfinden, die sich meistens auf dem Zenit ihrer Kräfte, Schnelligkeit und Ausdauer befinden, stellt dies eine veritable Gefahr dar. Angst vor Schmerzen erweist sich damit als eine gesunde und aggressionshemmende Emotion – eine sinnvolle evolutionäre Anpassung, ohne die die Menschen vermutlich schon längst ausgestorben wären.⁹⁸⁷

Gesondert muss man den Themenkomplex des Krieges untersuchen, da nicht die Interessen von Individuen im Vordergrund stehen, ja diesen sogar zuwider laufen, sondern Interessen von Staaten, Oligarchien, Religionsgemeinschaften, Ethnien oder Anführern einer separatistischen Gruppe. Es geht ausschließlich um Ressourcen und um Machtzuwachs, von denen in der Regel nur eine diktatorische, autokratische oder oligarchische Minderheit profitiert, und zumindest heutzutage nicht mehr um Reproduktion.⁹⁸⁸ James Hillman, dessen Buch von großer Detailkenntnis einzelner Kriege und Schlachten zeugt, bedauerlicherweise aber hauptsächlich im Deskriptiven verharret, unterstreicht zutreffend: „Dass Kriegführen als normaler Lauf der Dinge gilt, geht so weit zurück, wie die Erinnerung reicht. In den 5600 Jahren unserer Geschichtsschreibung wurden 14 600 Kriege verzeichnet. Zwei bis drei Kriege in jedem Jahr der menschlichen Geschichte.“⁹⁸⁹ Er nimmt Krieg als anthropologische Konstante an, vermag jedoch ebenso wenig wie die meisten seiner Kollegen eine nachvollziehbare Erklä-

⁹⁸⁶ Buss: *The Murderer next Door*, 2005, S. 88

⁹⁸⁷ Eine internationale Forschergruppe konnte bei sechs Kindern aus nordpakistanischen Familien eine genetische Mutation lokalisieren, die anscheinend dafür verantwortlich zeichnet, dass die Kinder zwar Wärme, Kälte und Kitzeln spüren, aber keinen Schmerz empfinden. Der eklatante Nachteil dieser Schmerzfreiheit: zahlreiche unbemerkte Knochenbrüche und sonstige Verletzungen. James Cox et al.: *An SCN9A channelopathy causes congenital inability to experience pain*, in: *Nature* Vol. 444, 14.12.2006, S. 894-898; ebenfalls dazu Nesse/Williams: *Warum wir krank werden*, 1997, S. 51

⁹⁸⁸ Jonathan Gottschall hat in seiner Untersuchung „*The Rape of Troy*“ gezeigt, dass dies nicht immer so war. Die Eroberung von Frauen war nicht nur für Männer in der Homerschen Welt eines der überzeugendsten Motive, in den Krieg zu ziehen und ihr Leben auf das Spiel zu setzen. (Gottschall: *The Rape of Troy*, 2008)

⁹⁸⁹ Hillman: *Die erschreckende Liebe zum Krieg*, 2005, S. 28 f.

nung zu liefern, wie und warum es im Laufe der Evolutionsgeschichte dazu gekommen ist. Im wörtlichen Sinn hält Hillman Krieg nicht für ‚unmenschlich‘, da er ursächlich zu dem Verhaltensrepertoire des Menschen gehört.

„Unmenschlich‘ ist ein normativer Begriff, der Standards setzt, die besagen, was menschliche Wesen nicht tun oder sein sollten. Als ‚unmenschlich‘ bezeichnen wir Verhaltensweisen, die den Standards nicht genügen, welche die menschliche Natur von ‚nichtmenschlicher‘ Spezies, das heißt Tieren, unterscheidet (deswegen ‚unmenschlich‘ – tierisch, brutal, wild und die vielen weiteren Attribute aus dem Tierreich, die wir benutzen, um das Verhalten von Menschen zu missbilligen). ‚Unmenschlich‘ bezeichnet auch ein Verhalten, das nicht durch die Zivilisation, wie wir sie konventionell beschreiben, abgesegnet ist. Außerdem implizieren die Begriffe ‚unmenschlich‘ und ‚Unmenschlichkeit‘, dass der Homo sapiens Norm für das menschlich Wesen ist: vernünftig, denkfähig, sozial und zivil. Also kann Krieg ‚unmenschlich‘ genannt werden – obwohl nur Menschen Kriegen führen, Tiere nicht (Insekten sind die Ausnahme), und es nicht Barbaren sind, die barbarische Kriege führen, sondern zivilisierte, vernunftbegabte Gesellschaften. So unmenschlich die Taten von Krieg auch sein mögen, es ist ein von Menschen geschaffenes Phänomen, selbst wenn es nur um Viehdiebstahl geht oder um einen Überfall, um die Frauen des Nachbarstammes zu rauben.“⁹⁹⁰

In der Tat zeigt sich im Krieg wohl am besten das zweite Gesicht des Menschen, der eben nicht nur über eine *Theory of Mind*, Empathiefähigkeit und reziproken Altruismus verfügt. Vielleicht erweisen sich gerade seine Fähigkeiten, in Gruppen erfolgreich zu agieren, ebenso als Crux: Gruppenkohärenz steht im positiven wie im negativen über den Zielen der Einzelnen. Zudem verleitet gerade die Kriegsthematik dazu, in wertenden Kategorien zu denken – ein höchst natürliches Unterfangen, wenn man die Folgen für die zahlreichen Opfer kriegerischer Auseinandersetzungen reminisziert – dennoch sind sie in der Evolutionspsychologie, der es um Ursachenforschung und nicht um deren Bewertung geht, fehl am Platze.⁹⁹¹ Hillman geht als Psychologe sogar weiter, indem er formuliert, dass Krieg mit dem menschlichen Wesen „harmonisch im Einklang“ stünden, eine Auffassung, die bestenfalls analytisch nachvollziehbar, ansonsten schwer zu akzeptieren ist.

„Wahrscheinlich beruhen die unbewussten Grundlagen von Krieg eher darauf, dass wir unser animalisches Wesen nicht in seiner ganzen Konsequenz begreifen – dass unsere tierische Natur nicht einfach widerwärtig und roh ist, sondern mit Krieg harmonisch in Einklang ist, weil wir alle ein *politikón zóon* [Aristoteles: ein Staaten bildendes Lebewesen – Verf.] sind.“⁹⁹²

⁹⁹⁰ Ebd., S. 91 f.

⁹⁹¹ Neuesten Untersuchungen zufolge starben in den vergangenen 50 Jahren sehr viel mehr Menschen bei gewaltsamen Konflikten als bisher angenommen. Die bisherigen Zahlen der Opfer basierten hauptsächlich auf Medien- und Augenzeugenberichten oder auf statistischen Erhebungen von demografischen Untersuchungen. Die nun vorliegenden Zahlen greifen einerseits auf Datenmaterial der WHO zurück, das u.a. Umfragen bei den betroffenen Familien inkludiert. Dadurch kamen auch Zahlen von Opfern zutage, die an Kriegsfolgen wie Hunger und Seuchen verstorben sind. So wurden bisher die Opfer des Vietnam-Krieges beispielsweise mit 2 Millionen Menschen angegeben, tatsächlich starben wohl in und als Folge dieses Konflikts 3,8 Millionen. Ziad Obermeyer/Christopher Murray/Emmanuela Gakidou: Fifty years of violent war deaths from Vietnam to Bosnia. analysis data from the world health survey programme, in: British Medical Journal Nr. 336, 19.01.2008, S. 1482-1486

⁹⁹² Hillman: Die erschreckende Liebe zum Krieg, 2005, S. 54 f.

Ohne die Ausrichtung einer Gruppe auf ein gemeinsames Ziel, würde das Kriegsgeschehen zu einer bloßen Farce für deren Befehlshaber werden. „Damit [...] das Individuum entsprechende [kriegerische – Verf.] Aggressionen und Gelüste entwickeln kann,“ so Hillman, „muss es einen Feind geben. Dieser Feind ist die Hebamme von Krieg.“⁹⁹³ Jedoch eignet sich nicht jede Idee oder jede Menschengruppe, um aus ihr ein zugkräftiges Feindbild zu konstruieren: Sie muss eine relevante Größe oder Bedeutung mitbringen, so dass Ängste auf sie projiziert und sie tatsächlich als latente Bedrohung wahrgenommen werden kann, und das Feindbild muss in weiten Teilen der Bevölkerung konsens- und tragfähig sein. Ist dieses vorhanden, gilt es, alle – selbst diejenigen, die nicht in die Schlacht ziehen – darauf einzuschwören und zwar in einem so umfänglichen Maße, dass die ureigensten Interessen (wie Schutz der eigenen Nachkommenschaft, des Besitzes, der persönlichen Unversehrtheit) negligiert werden.

„Die emotionale Grundlage einer vereinten Gesellschaft besteht in der ‚gewalttätigen Einmündigkeit‘, der kollektiven Vernichtung eines Opfers, eines Sündenbocks oder Feindes, gegen den sich alle ohne Ausnahme oder Abweichung wenden, um ihn auszulöschen. Dadurch werden die in einer Gemeinschaft angelegten Konflikte, die zu interner Gewalt führen können, nach außen verlagert und rituell auf einen Feind übertragen. Ist ein Feind erst einmal ge- oder erfunden, benannt und angegriffen worden, sind ‚einmütige Gewalt‘ ohne Abweichung, das heißt Patriotismus und die vorbeugenden Schläge des Präventivkriegs die praktischen Folgen.“⁹⁹⁴

Hillman beschreibt richtigerweise die Koinzidenz von konfliktären Situationen innerhalb einer Gruppe, deren Austragung durch eine Kriegshandlung in eine andere Bahn kanalisiert wird. Dennoch gibt es tausende von Gruppen, Staaten oder Interessenverbänden, die ihre eigenen Probleme nicht zu „lösen“ versuchen, indem sie andere angreifen, möglicherweise nicht weil sie friedfertiger sind, sondern weil ihnen die Mittel (Menschen, Technik, Geld) fehlen, um eine realistische Chance auf einen Sieg in einer solchen Auseinandersetzung zu haben.

Auch wird dadurch nicht die Frage beantwortet, die sich immer wieder Außenstehende oder spätere Generationen stellen, wie eigentlich rational denkende Wesen, die dank der Geschichtsschreibung und ihrer intellektuellen Kapazität in der Lage sein sollten, Erkenntnisse aus der Vergangenheit zu ziehen, bereit sind, bar jeglicher Vernunft sich einer solchen ‚Gehirnwäsche‘ zu unterziehen, denn als nichts anderes kann man das gruppeninterne Einschwören auf einen gemeinsamen Feind zur Vorbereitung des Krieges bezeichnen. Interessant wäre in Erfahrung zu bringen, ob sich dieser Prozess in neurologischen Korrelaten nachweisen ließe, ob bei einer großen Anzahl von Menschen über einen längeren Zeitraum hinweg, empathische Zentren und abwägendes Verhalten ausgeschaltet werden können.

⁹⁹³ Ebd., S. 37

⁹⁹⁴ Ebd., S. 37

Stephen Rosen versucht sich der Thematik stärker als Hillman auf biologischer Ebene zu nähern. Ökonomische oder politische Erwägungen liefern nach der plausiblen Ansicht des Politikwissenschaftlers vordergründige Argumente, die unzulänglich die wahren Ursachen zu vertuschen trachten. Die menschliche Biologie mit ihren kognitiven und endokrinologischen Funktionalitäten hat hier ebenfalls einen jahrtausendelangen Anpassungsprozess durchlaufen, dennoch spielen die gesellschaftlichen Gegebenheiten eine Rolle, ob sie beispielsweise das Individuum innerhalb einer Gruppe stärken oder schwächen. Letztlich gelingt es Rosen in seiner Argumentationskette das Thema einzukreisen, aber eine Beweisführung kann auch er nicht vorlegen. Insgesamt muss es sowieso als fraglich beurteilt werden, ob aus praktischen Erwägungen heraus ein hinreichender Beweis jenseits eines künstlichen geschaffenen Konstrukts überhaupt denkbar sein kann. Anführer von Regierungen, Völkern und Menschengruppen, die im Wesentlichen entscheiden, ob Krieg gegen ein anderes Volk oder eine andere Menschengruppe geführt wird, werden sich in realitas kaum ihre kognitiven Strukturen oder ihren Hormonhaushalt untersuchen lassen. Solche Situationen wird man nur in Teilaspekten mit freiwilligen Probanden in einem Laborumfeld testen können, wie beispielsweise Veränderung des Testosteronspiegels bei einem sich androhenden Machtkampf. Diese Ergebnisse können durchaus zuverlässige Indizien sein, eine lückenlose Beweiskette liefern sie nicht. Zu den zuverlässigen Indizien gehören folgende Punkte:

- Prinzip der Entscheidungsfindung:

Das menschliche Gehirn berücksichtigt – selbst bei einer Entscheidung, die wie bei einem Krieg zu hohen Kosten führen kann – nicht alle Informationsdetails im gleichen Maße und durchdenkt alle ihm zu Gebote stehenden Alternativen. Die entscheidungsrelevanten Faktoren werden vereinfacht und beziehen sich auf die in der Vergangenheit gemachten emotionalen Erfahrungen, wie Rosen ausführt. „There is a good evidence that the human mind has a mechanism for making decisions quickly by means of its emotional reaction to patterns that recall past emotional experiences.”⁹⁹⁵ In einem autokratischen System werden wichtige Entscheidungen eher von einer Person oder einem kleinen (oft familiären) Kreis von Personen getroffen und sind im Gegensatz zu demokratischen Strukturen mit einem parlamentarischen System weniger ausgewogen und werden schneller getroffen. In tyrannischen Strukturen potenziert sich der Prozess: Langfristige Überlegungen über die Konsequenzen weichen eher kurzfristigen Rache- oder Machtüberlegungen mit dem Ergebnis, dass wesentlich weniger dieser Kriege gewonnen werden.

„Nations that initiate wars as the result of the dominant behavior of the ruling elites might tend to lose wars more often than those countries that make decisions reflecting

⁹⁹⁵ Rosen: War and Human Nature, 2005, S. 69

calculations about expected outcomes. In a very rough way, we might expect democracies, therefore, to do better than oligarchies and tyrannies. The best existing statistical analyses of war initiation and victory are consistent with this hypothesis. Democracies do very well in the period 1816-1985, winning fourteen and losing only one of the wars they initiate, while anocracies win twenty-one and lose fifteen, and autocracies win twenty-one and lose fourteen.”⁹⁹⁶

- Die treibenden Kräfte: Status, Testosteron und Dominanzverhalten:

Es ist keine Neuigkeit, wenn Rosen über die mittlerweile zahlreicheren Studien referiert, die sich mit dem Testosteronspiegel von Männern und ihrem Aggressions-, bzw. Dominanzverhalten auseinandersetzen. Wobei klar betont werden muss, dass eindimensionale Aussagen – hoher Testosteronspiegel gleich aggressives Verhalten, niedriger Testosteronspiegel gleich friedliches Verhalten – nicht die differenzierten Ergebnisse einiger Studien widerspiegeln.⁹⁹⁷ Eindeutigere Korrelationen können zwischen den Geschlechtern gezogen werden: Frauen produzieren ebenfalls Testosteron, aber in keinem vergleichbaren Ausmaß; sie streben weder eine schnelle, stabile und offensichtliche Klärung der hierarchischen Verhältnisse an, noch kennen sie das nach außen getragene männlich-typische Buhlen um Dominanz und Status. Sie schätzen ihre Chancen und Risiken bei drohenden Konflikten sehr viel umsichtiger ein und gehen ihnen mehr als einmal aus dem Weg. Zwischen Männern gibt es ebenfalls Nivellierungen im Testosteronspiegel, allerdings mit einer ungleich geringeren Volatilität. Der basale, genetisch definierte Testosteronwert scheint eine wichtige Rolle zu spielen. Männliche Wesen, die sich in hohen Positionen bzw. gerade in einer Auseinandersetzung darum befinden, zeigen erhöhte Werte. Testosteron scheint das ‚Treibmittel‘ zu sein, Herausforderern konfrontativ zu begegnen.

„Successful dominant behavior, physical or intellectual, results in increases in the testosterone levels of individuals, relative to their base levels of testosterone, and is associated with a positive shift in subjective state of mind. There is an internal, subjective payoff associated with successful dominant behavior, independent of the external rewards or costs.”⁹⁹⁸

⁹⁹⁶ Ebd., S. 96 f.

⁹⁹⁷ Die Medizinerin und Psychologin Petra Netter unterstreicht ebenfalls, dass Testosteronwerte nicht zwangsläufig mit aggressivem Verhalten in Verbindung gebracht werden können; bei Niederlagen kann es auch zu einem Abfall des Testosteronspiegels kommen, obwohl die Person aggressiv ist. Eine Korrelation von Aggression (und eine negative Korrelation mit sozialem Verhalten) und Testosteron scheint bei Männern wie bei Frauen gleichermaßen ausgeprägt und ist eher ein Indikator für Erregbarkeit und Impulsivität als für Kampfhandlungen. Nach vorliegenden Untersuchungen scheinen allgemein für die Ausprägung der Aggressivität eher die Basalwerte entscheidend zu sein: Testosteron und Dominanz; Testosteron und Extraversion (Elemente von Aktivität, Selbstbewusstsein und Mut etc.).

Zu den „weiblichen“ Hormonen Östrogen und Progesteron konnten ebenfalls Persönlichkeitsmuster zugeordnet werden. So wurden in Phasen mit einem niedrigen Östrogenspiegel (nach Geburt, kurz vor der Menstruation, nach der Menopause) erhöhte Depressionswerte festgestellt, wobei der steile Abfall des Spiegels eher die Stimmung zu beeinträchtigen scheint als ein geringer Östrogenspiegel an sich (korreliert auch mit Ängstlichkeit). Hohe Östrogen- und Progesteronwerte stehen im Zusammenhang mit aktivem Verhalten (negativ korreliert mit räumlichem Vorstellungsvermögen, das während der Menstruation höher ist). Petra Netter: Endokrine Systeme und Persönlichkeit, in: Hennig, Jürgen/Petra Netter (Hrsg.): Biopsychologische Grundlagen der Persönlichkeit, Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag 2005, S. 291-395, Testosteron: S. 348 ff., Östrogen/Progesteron: S. 369 ff.

⁹⁹⁸ Rosen: War and Human Nature, 2005, S. 74

James Hillman bestreitet als einer der wenigen die Testosteron-Hypothese und führt dabei als Beleg an, dass Kriege ebenso in matriarchalen oder in matrilinearen Gesellschaften ausbrechen und Frauen in Machtpositionen Kriege angeführt haben.⁹⁹⁹ Hillman kann zugestimmt werden, dass Frauen, sofern sie zu der vernachlässigten Minderheit ihrer Geschlechtsgenossinnen zählen, die sich in einer Position befinden, Kriege deklarieren zu können, diese auch initiiert haben. Zu den Beispielen neuester Geschichte gehören unter anderem Golda Meir und Margaret Thatcher. David Buss betont jedoch: „Es gibt keine Kultur, in der Frauen je eine Bande gebildet hätten, um einen anderen Stamm zu überfallen, alle Frauen zu töten und die fruchtbaren Männer zu rauben.“¹⁰⁰⁰ Selbst wenn dies vorgekommen sein sollte, dann ist damit der Testosteron-Hypothese noch nicht widersprochen, denn auch beim genetisch weiblichen Geschlecht gibt es Fälle, bei denen ein außerordentlich hoher Spiegel „männlicher“ Hormone nachgewiesen wurde. Welche Auswirkungen dies auf die Konstituierung des Gehirns haben kann, wurde bereits im Kapitel über die geschlechtsspezifischen Unterschiede vorgestellt. Zudem haben Indrani Halder und Kollegen bei einer Studie an 550 Frauen festgestellt, dass Genvarianten für den Serotonin-Rezeptor 2C (HTR2C) mit einer unterschiedlich ausgeprägten und ausgedrückten Aggressivität einhergingen, also auch von der genetischen Ausstattung her Variationsbreiten im gezeigten Verhalten wahrscheinlich sind.¹⁰⁰¹ Wie in dem Kapitel über Geschlechtsunterschiede und Spezialisierung bereits beschrieben, sind Frauen jedoch insgesamt nicht friedlicher, nur ihre Form der Aggressivität äußert sich mehrheitlich nicht auf dem körperlichen Gebiet. Sogar in ihrer Vorstellungskraft, einen anderen Menschen zu töten, stehen sie ihren männlichen Zeitgenossen nicht wesentlich nach – nur eben mit dem eklatanten Unterschied, dass sie diese Phantasien so gut wie nie in die Realität umsetzen.¹⁰⁰²

- Stress und Kriegsende:

Sofern eine verhältnismäßig schnelle und vollständige Überwältigung und Entwaffnung des Gegners nicht möglich ist, beginnen ab einem gewissen Zeitpunkt, Rückzugsaktivitäten bzw. Kapitulationsverhandlungen. Wann dieser Zeitpunkt eintritt, scheint u.a. davon abzuhängen, wann nicht mehr kompensierbare Stressphänomene auftreten. Ein ansteigender (und anhaltender) Cortisolwert im Blut spiegelt dies wider. Cortisol (Hydrocortison) gehört zu den Steroiden und ist maßgeblich an der Stressbewältigung im Körper beteiligt. Andauerndes Schlafde-

⁹⁹⁹ Hillman: Die erschreckende Liebe zum Krieg, 2005, S. 107 f.

¹⁰⁰⁰ Buss: Mord steckt in uns, 2005, S. 146

¹⁰⁰¹ Indrani Halder et al.: Gene Variations Contribute to Aggression and Anger in Women, Präsentation auf der „65th Annual Scientific Conference of the American Psychosomatic Society“, Budapest 03.03.2007

¹⁰⁰² David Buss hat bei 5.000 Interviews mit internationalen Probanden herausgefunden, dass sich 91% der Männer und 84% der Frauen mindestens schon einmal lebhaft vorgestellt haben, einen anderen Menschen umzubringen. (Buss: The Murderer next Door, 2005, S. 8)

fizit („Fatigue-Syndrom“) und permanente traumatische Erlebnisse – wie bei Soldaten üblich – spielen anscheinend dabei eine herausragende Rolle.

Zu den Besonderheiten der kriegerischen Auseinandersetzungen gehören die Aktivitäten von Terroristen. Spätestens seit den Anschlägen auf die Twin-Tower des World Trade Centers in New York am 11. September 2001 beschäftigen sich zahlreiche Wissenschaftler, Politiker und Militärstrategen mit den Motiven terroristischer Akteure. Die Untersuchungsansätze sind ebenso zahlreich wie unübersichtlich und reichen von psychopathologischen, psychoanalytischen, gruppen- und sozialtheoretischen Ansätzen bis hin zur so genannten „Rational Choice“-Theorie, die aus der Ökonomie stammt und einen kühl Kosten und Nutzen abwägenden Strategen als Terroristen sieht. Verifizierte empirische Daten gibt es sehr wenige, und dies wird sich vermutlich auch nicht ändern, da man an potenzielle Terroristen als Untersuchungsgegenstand nicht herankommt und gefangene Terroristen kaum an einer konstruktiven wissenschaftlichen Zusammenarbeit interessiert sein dürften. Über alle Spekulationen hinweg scheint derzeit der gruppen- oder präziser bevölkerungstheoretische Ansatz von Heinsohn kombiniert mit der „Rational Choice“-Theorie am plausibelsten. Dass diese Rahmenbedingungen auf eine dissoziale Charakterstruktur treffen müssen, erscheint einleuchtend. Terroristen aber ausschließlich in den Bereich der pathologisch Kranken abzuschieben, wird dem differenzierten Konstrukt nicht gerecht. Allerdings kommt es vor, dass geistig Behinderte (vor allem Frauen) als ausführende Organe eines Selbstmordattentats missbraucht werden.¹⁰⁰³

Terroristen verstehen sich selber als „Krieger“ für oder gegen eine Idee oder gegen Menschengruppe bzw. Nationen. Ein gemeinsames Feindbild ist also vorhanden, nur besitzt es nicht die Tragfähigkeit, die nötig wäre, um die breite Masse der Bevölkerung dahinter zu versammeln. Die klassische Kriegsführung würde daher nicht zum Erfolg führen, und so konzentriert man sich – oftmals leider sehr erfolgreich – auf gezielte Anschläge an neuralgischen Punkten, die bei dem Gegner einen vielfach potenzierten materiellen oder immateriellen Schaden anrichten als die ‚Kosten‘ des eigenen Einsatzes. Teil der Strategie dabei ist, im Vorfeld und im Anschluss wieder so geschmeidig in der Gesamtmasse unterzutauchen (sofern man nicht sowieso den eigenen Tod zur Realisierung des Vorhabens in Kauf nimmt), so dass die Demaskierung und Bekämpfung zu einer schwer zu bewältigenden Herausforderung wird.

Tötungsdelikte waren und sind universell nachweisbar, variieren aber in ihrer Häufigkeit stark zwischen den einzelnen Ländern und Gebieten. In den 1980er Jahren kamen in den meisten

¹⁰⁰³ Siehe zu diesem Themenkomplex als Übersicht von Annette Schäfer: Die Saat der Gewalt, in Gehirn & Geist Nr. 4/2007, S. 36-42

europäischen Ländern zehn Tötungen auf eine Millionen Menschen pro Jahr, in den USA und Brasilien einhundert und in einigen Stämmen Neuguineas 5.000 bis 8.000.¹⁰⁰⁴ Im Vergleich zu anderen Industrienationen schneiden die USA bei der prozentualen Quote der Tötungsdelikte schlechter ab. Einfache befriedigende Erklärungen scheint es darauf nicht zu geben. Daly und Wilson spekulieren, ob dies möglicherweise mit dem Zusammenprall unterschiedlicher Kulturen zusammenhängt, die um ökologische und ökonomische Ressourcen kämpfen, um den Erfolg ihrer Gruppe zu sichern. David Buss könnte sich vorstellen, dass es an Aspekten der praktischen Durchführbarkeit liegt, wie an dem leichteren Zugang zu Schusswaffen.¹⁰⁰⁵ Insgesamt muss der kulturelle Rahmen wohl eine Rolle spielen, aber eindimensionale Modelle können rasch widerlegt werden. Armut kann zwar eine proximative, aber keine ultimate Begründung liefern, da sie beispielsweise für Frauen, die hiervon noch wesentlich stärker betroffen sind als Männer, keinen/selten einen Anlass für körperliche Übergriffe bietet.¹⁰⁰⁶

3.8. Kritische Ansätze

Der Kognitionspsychologe Steven Pinker hat mit seinem gut 600 Seiten starken Werk „Das unbeschriebene Blatt“ in einer Reise durch verschiedene Disziplinen und Jahrhunderte der Kultur- und Naturwissenschaften am umfassendsten Erklärungen für die Theorie gesucht, der Mensch käme als unbeschriebenes Blatt, als Tabula rasa auf die Welt und sei beliebig formbar.¹⁰⁰⁷ Obwohl bestimmte Haltungen in ihrem historischen Kontext nachvollziehbar sind, weist Pinker nach, wie diese aufgrund der neu hinzu gewonnenen Erkenntnisse der letzten 20, 30 Jahre ihre Argumente verloren haben. Auch wenn seine Position hin und wieder pointiert transportiert wird, kann sie nicht als reduktionistisch-biologistisch verstanden werden, dazu räumt er den Faktoren Sozialisation, Umwelt und Lernen einen zu großen Aktionsradius ein.

Basierend auf der christlich-jüdischen Tradition, die bereits mit dem Dualismus von Körper und Geist argumentiert, hat das liberale Gedankengut von John Locke zu den im 17. Jahrhundert revolutionären Überlegungen geführt, dass Menschen erst einmal – ausgenommen von mathematischen Idealen, ewigen Wahrheiten und einem Gottesbegriff – als „white paper“ auf

¹⁰⁰⁴ Eine eindrucksvolle Übersicht mit einem aktuellen Ländervergleich findet sich unter: NationMaster: www.nationmaster.com/graph/crime_mur_percap-crime-murders-per-capita, 24.02.2009. Deutschland befindet sich auf Platz 49 des insgesamt 62 Positionen umfassenden Rankings, in dem Kolumbien an der Spitze der Morde pro tausend Einwohner steht und Katar am Ende.

¹⁰⁰⁵ Buss: Mord steckt in uns, 2005, S. 148

¹⁰⁰⁶ Daly/Wilson: Homicide, 1988, S. 275 ff.; Dies.: Tödliche interpersonelle Gewalt, 2002

¹⁰⁰⁷ Der gebürtige Kanadier, der nach gut 20-jähriger Leitung des Center for Cognitive Neuroscience am Massachusetts Institute for Technology seit 2003 als Professor für Psychologie in Harvard arbeitet, scheint so etwas wie ein Popstar unter den Wissenschaftlern in den USA zu sein. Auch wenn seine Thesen bei einigen Geisteswissenschaftlern keinen Anklang finden, so sind seine Publikationen Bestseller. Vom Time Magazine wurde er in die Liste der heute 100 einflussreichsten Menschen der Welt aufgenommen. (Time Magazine, 26.04.2004)

die Welt kommen. Entscheidungen sollten seiner Ansicht nach auf Wissen und Erkenntnis basieren, vernünftig sein und im gegenseitigen Einverständnis geschlossen werden: die Geburtsstunde des Empirismus. Gegen den Klerus und die Aristokratie, die ihre Herrschaft von Gottes Gnaden legitimiert sahen, war dies ein klarer Affront. Über Locke, Rousseau, der den Gedanken des „edlen und guten Wilden“ vertrat, bis hin zu den sozialen Konstruktivisten und Behavioristen (wie Margaret Mead) des 20. Jahrhunderts zog sich diese Vorstellung bis in die heutige Zeit. Naturwissenschaftliche Erkenntnisse der Physik, Chemie und Biologie werden zwar nicht mehr grundsätzlich in Zweifel gezogen, dennoch bleiben zwei Ideen: die Separierung des Geistes (oder auch Seele) von den physiologischen Gegebenheiten und Prozessen des Körpers und die Vorstellung, genetisch bedingte Strukturen machen nur einen geringen Prozentsatz des Verhaltens und des Seins des Menschen aus, der Rest entwickelt sich aus den Möglichkeiten, die einem Individuum als Sozialisationsrahmen entgegengebracht werden.

Verständlich scheinen diese Positionen allemal. Erstens ist es optimistisch und konstruktiv, Menschen (und damit sich selber!) eine hohe Veränderbarkeit zu attestieren – alles ist eben möglich, wenn man nur hart genug daran arbeitet und es wirklich will. Zweitens ist es schwer erträglich, allumfassende Gefühle wie Liebe oder Hass, den eigenen Glauben oder sogar die freie Willensentscheidung als einen zwar ausgeklügelten und hochkomplexen, aber immer noch chemisch-physikalischen Prozess zu beschreiben: der Mensch, die „Krönung“ der geistigen Lebewesen als gut funktionierende „Maschinen“. Pinker begründet in dem Interview:

„Ich glaube, intuitiv sind wir alle Dualisten. Die Trennung von Körper und Geist scheint uns plausibel. Doch der Punkt ist: Es gibt keine sinnvolle Alternative zu der Annahme, dass Geist und Bewusstsein das Ergebnis von Hirnprozessen sind, die eben zu unserem evolutionären Erbe gehören.“¹⁰⁰⁸

Gleichzeitig widerspricht der Wissenschaftler dem gängigen Hang, in absoluten Kategorien zu denken – entweder Gene oder Umwelt, entweder Natur oder Kultur, entweder Physis oder Geist. Immer noch unterliegen die Menschen dem naturalistischen Fehlschluss und reduzieren sich als „Marionetten an den Schnüren unserer Gene“¹⁰⁰⁹. Keine der beiden Sichtweisen entspricht den heute bekannten Erkenntnissen. Nach dem derzeitigen Stand ist der Bauplan des Menschen durch sein genetisches Erbe definiert und in einigen Bereichen bereits so detailliert, dass äußere Einflüsse nur sehr bedingt eine Rolle spielen. In anderen Bereichen existiert lediglich ein vordefinierter Rahmen, der vermutlich durch Erfahrung, Lernen, Übung veränderbar ist (siehe hier Plastizität einiger Kortexregionen) oder durch die Umwelt definiert wird, wie beispielsweise die Muttersprache. Pinker benennt vier Hauptängste, die zu einer oftmals instinktiven Ablehnung der biologischen Sichtweise des menschlichen Lebens führen:

¹⁰⁰⁸ Steven Pinker (Interview): „Intuitiv sind wir alle Dualisten“, in: Gehirn & Geist Nr. 5/2003, S. 67

¹⁰⁰⁹ Ebd., S. 67

- „- Wenn die Menschen von Geburt verschieden wären, ließen sich Unterdrückung und Diskriminierung rechtfertigen.
- Wenn die Menschen von Geburt amoralisch wären, wäre alle Hoffnung hoffnungslos, die *Conditio humana* zu verbessern.
- Wenn die Menschen ein Produkt der Biologie wären, wäre der freie Wille ein Mythos, und wir könnten die Menschen nicht mehr für ihre Handlungen verantwortlich machen.
- Wenn die Menschen ein Produkt der Biologie wären, hätte das Leben keinen höheren Sinn und Zweck mehr.“¹⁰¹⁰

In Deutschland verläuft die Kritik gegenüber den biologisch ausgerichteten Geistes- und Kulturwissenschaften besonders vehement und ausdauernd, was vermutlich mit der Historie des Dritten Reichs zusammenhängt, die seit den 1960er Jahren den behavioristisch geprägten Theorien halfen, in allen Lebensbereichen (Politik, Religion, Wissenschaft) Fuß zu fassen. Die biologische Natur gilt vor allem als Gefahr für die mühsam erworbenen „menschlichen“ Ideale. Besonders ablehnend verhält sich das links orientierte Lager – von den politischen Intellektuellen bis zu den marxistischen Ideologen. „Wissenschaftler, die den menschlichen Geist in einem biologischen Kontext untersuchten, galten fortan als Handlanger eines reaktionären Establishments.“¹⁰¹¹ Die aber am längsten andauernde Opposition stammt aus dem religiösen Bereich, vornehmlich dem christlichen Fundamentalismus. Die Evolutionstheorie stellt die Authentizität der Genesis in Frage und damit die Autorität der Bibel, die sie als Maßstab daraus ableitet. Auch auf die Neurowissenschaft reagieren Kreationisten ablehnend, da sie den moralischen Grundaspekten zuwiderläuft: dem Willen und der Verantwortung sowie der Seele, die bei der Empfängnis quasi in den Körper schlüpft und ihn beim Tod wieder verlässt, selber aber unsterblich bleibt. Die meisten theologischen Vorschriften und Regeln leiten sich aus diesen Prinzipien ab. Werden diese in Frage gestellt, brechen die Grundpfeiler und mit ihnen das gesamte Konstrukt der religiösen Überzeugung zusammen. Selbst wenn bestimmte biologische Zusammenhänge von den großen Religionsgemeinschaften nicht mehr geleugnet werden, so werden diese dennoch nicht unbedingt publik gemacht. In seltener Einmütigkeit verwenden also die politisch Linken und die politisch-religiösen Rechten dieselben Argumente. Oft aus tiefer Unkenntnis heraus werden Verhaltensgenetik mit Eugenik und Evolutionspsychologie oder Soziobiologie mit Sozialdarwinismus gleichgesetzt, wobei bei näherer Beschäftigung klar sein müsste, dass es sich um grundlegend andere Inhalte handelt. Im Wesentlichen beruht(e) die Kritik auf folgenden Vorbehalten und Missverständnissen:

¹⁰¹⁰ Pinker: Das unbeschriebene Blatt, 2003, S. 199

¹⁰¹¹ Ebd., S. 157. Richard Dawkins war einer der Leidtragenden und wurde mit seinem 1976 publizierten Werk „Das egoistische Gen“ zu einer der Hauptzielscheiben der Angriffe. Vorgeworfen wurde ihm insbesondere Reduktionismus und Determinismus. In den USA gibt es darüber hinaus eine wesentlich massivere Gegenbewegung als in Europa, dass bestimmte Personengruppen biologisch anders sein könnten als der Rest der Bevölkerung. Darüber Studien anzufertigen (wie z.B. über Linkshändigkeit), wird schon als diskriminierend empfunden und macht es Wissenschaftlern schwer, vorurteilsfrei zu forschen und zu publizieren. (Ebd., S. 164)

1) Determination und Reduktion des Menschen und seiner Verhaltensmuster auf seine Gene: Bei den sich auf die Evolution beziehenden Wissenschaften handelt es sich hauptsächlich um Wahrscheinlichkeitsaussagen, d.h. basale Rahmenbedingungen machen ein Verhalten wahrscheinlich (oder unwahrscheinlich), aber eine exakte Prognose kann nicht gestellt werden. Sie decken gemeinsame stammesgeschichtliche Wurzeln auf, betrachten den Menschen in seinen Handlungen, aber nicht als Sklaven seiner Gene. „Evolution ist grundsätzlich kein deterministischer Prozeß, der jeder Art und jedem Individuum ihr Schicksal vorschreibt. Sie ist vielmehr ein ‚offener‘ Vorgang, in dem der Zufall eine bedeutende Rolle spielt und dessen jeweilige Resultate nicht vorherbestimmt sind.“¹⁰¹² Wie Wuketis vertritt Karl Eibl die Idee der „offenen Programme“ (Ernst Mayr) und weist zutreffend darauf hin, dass

„die Unterscheidung von ‚Angeborenem‘ und ‚Erlernem‘ überhaupt missverständlich sei. Sie suggeriere eine Dichotomie mit Ausschließungscharakter – als könne Erlernetes als Nichtangeborenes, Angeborenes als Nichterlerntes begriffen werden. Tatsächlich benötigt vieles Angeborene zu seiner Ausbildung Informationen, die aus der Außenwelt kommen. Und umgekehrt können Informationen aus der Außenwelt nur wirksam werden, wenn (und so lange) eine angeborene Bereitschaft besteht, sie einzuarbeiten.“¹⁰¹³

Gene schaffen Voraussetzungen für Muster, für Instinkte, aber sie regeln keine individuell im Laufe des Lebens erworbenen Vorlieben, Abneigungen oder Fähigkeiten. So wird beispielsweise eine Lerndisposition vererbt – was daraus gemacht wird, ist Sache der Umwelt.

In der Verhaltensgenetik wird Erblichkeit als der Anteil von Unterschieden zwischen Menschen bedingt durch die genetischen Unterschiede beschrieben: $h^2 = V(G)/V(P)$ ¹⁰¹⁴, wobei h^2 = Heredität, $V(G)$ = genetische Varianz und $V(P)$ = phänotypische Varianz bedeutet. Erblichkeitskoeffizienten sind keine „Naturkonstanten“, d.h. Einflüsse und Anteile der Umweltbedingungen können je nach Kultur größer oder kleiner sein: $V(P) = V(G) + V(U) + V(E)$, wobei $V(U)$ = Umweltvarianz und $V(E)$ = Varianz bedingt durch Messfehler bedeutet.

„Insgesamt belegt eine Reihe von Studien, dass genetische Faktoren zu den Erfahrungen von Personen beitragen. Da Menschen im alltäglichen Leben (anders als im psychologischen Experiment) nicht zufällig bestimmten Umweltbedingungen zugewiesen werden, sondern Umwelten aufsuchen und diese aktiv gestalten, ist es in der Regel schwer, a priori Umweltbedingungen aufzulisten, die ein psychologisches Merkmal beeinflussen.“¹⁰¹⁵

Anlage-Umwelt-Kovariation kann passiv, aktiv oder reaktiv (evoziert) erfolgen, z.B. der Zusammenhang bei Männern zwischen der Enzymausschüttung Monoaminoxidase A (MAO-A), das auf dem X-Chromosom liegt, eigenen erlittenen Misshandlungen in der Kindheit und

¹⁰¹² Wuketis: Was ist Soziobiologie, 2002, S. 103

¹⁰¹³ Eibl: Animal Poeta, 2004, S. 82

¹⁰¹⁴ Riemann/Spinath: Genetik und Persönlichkeit, 2005, S. 549

¹⁰¹⁵ Ebd., S. 555

heutigem antisozialem Verhalten. So zeigten Männer, die eine niedrige MAO-A Aktivität hatten, aber nicht oder wenig in der Kindheit misshandelt wurden, im Wesentlichen kein anderes Verhalten als Personen mit hoher MAO-A Aktivität.¹⁰¹⁶

Empirische verhaltensgenetische Studien wurden und werden hauptsächlich in Familien mit einer Adoptionssituation oder ein-, bzw. zweieiigen Zwillingen durchgeführt. Gibt es z.B. aus Tierstudien bereits einen Korrelationsverdacht, so werden breite Assoziationstests angeschlossen. Inhomogene Ergebnisse liegen für die Erbllichkeit von neurotizistischen Verhaltensausprägungen vor, eindeutiger sind sie hingegen bei Extraversion.¹⁰¹⁷ Steven Pinker führt aus, dass alle fünf Hauptdimensionen menschlicher Persönlichkeiten (introvertiert-extrovertiert, neurotisch-stabil, gleichgültig-offen, verträglich-streitbar, gewissenhaft-haltlos) wie auch Psychopathie erblich seien.¹⁰¹⁸ (Letzteres könnte auch aufgrund einer frühen Hirnschädigung auftreten.) Einen hohen Korrelationsgrad (durchschnittlich rund 50 Prozent) konnte man bei der Vererbung von Intelligenz feststellen. Das Gen IGF2 wird mit Intelligenz in Verbindung gebracht und entspricht ihr weitestgehend (bis auf vier IQ-Punkte).¹⁰¹⁹ Selbst ein als hoch bezeichneter Korrelationsgrad von 50 Prozent bedeutet im Umkehrschluss, dass die andere Hälfte eben nicht durch Vererbung festgelegt ist. So resümieren Riemann und Spinath: „Zusammengenommen sollten diese Betrachtungen verdeutlicht haben, dass Erbllichkeit nicht mit der genetischen Bedingtheit von Merkmalen gleichzusetzen ist.“¹⁰²⁰

Wie schon mehrfach in der Arbeit angesprochen, bereichern die jungen Erkenntnisse der Epigenetik auch diesen Diskussionsaspekt, und zwar ganz konkret in der biologischen Steuerung des genetischen Codes. Durch Methylierung bzw. Demethylierung der Promoter werden Gene blockiert oder frei geschaltet. Dieser Prozess kann und wird vermutlich durch Stoffe, mit denen der Mensch in Kontakt kommt, ausgelöst, oder durch intensive und extensive hormonelle Faktoren wie durch Angst- oder Stresssituationen bei einer posttraumatischen Belastungsstörung.¹⁰²¹ Der Mediziner und Biologe François Ansermet und der Neurowissenschaftler Pierre Magistretti betonen, welchen Einfluss die individuelle Erfahrung auf die physische und psychische Konstitution des Menschen ausübt, selbst wenn retrospektiv die Entwicklung eines Subjekts als logisches und chronologisches, in sich kohärentes Kontinuum erscheint, tatsächlich aber das Subjekt „in jedem Augenblick der radikalen Unvorhersehbarkeit seines

¹⁰¹⁶ Ebd., S. 559

¹⁰¹⁷ Neurotizismus und Extraversion zählen zu den standardisierten Persönlichkeitsmerkmalen. Ersteres findet Ausdruck in emotionaler Labilität, Ängstlichkeit und Traurigkeit, zweites in Geselligkeit und Optimismus. Als weitere Merkmale gelten noch Offenheit für Erfahrung (wie Wissbegierde und Interesse an Neuem), Verträglichkeit (wie Hilfsbereitschaft, Kooperation, Nachgiebigkeit) und Gewissenhaftigkeit (wie Disziplin, Leistungswille und Zuverlässigkeit). Vgl. auch Hennig/Netter: Biopsychologische Grundlagen der Persönlichkeit, 2005

¹⁰¹⁸ Pinker: Das unbeschriebene Blatt, 2003, S. 79

¹⁰¹⁹ Ebd., S. 76

¹⁰²⁰ Riemann/Spinath: Genetik und Persönlichkeit, 2005, S. 550

¹⁰²¹ Über Epigentik: <http://epigenome.eu/de>, 11.02.2009; Bauer: Unser flexibles Erbe, 2009, S. 65

Werdens unterworfen“ ist.¹⁰²² Die Wirkung von Erfahrung kann nicht nach einem schlichten Reiz-Reaktions-Modell vorhergesehen werden.

„Dasselbe gilt für die organische Ebene in Hinblick auf das Phänomen der Plastizität, bei dem die vielen epigenetischen Faktoren, die die Organisation des neuronalen Netzes jenseits jeder genetischen Determination beeinflussen, zu einem Werden führen, das grundsätzlich unvorhersehbar ist. Betrachten wir den Prozeß: Die Erfahrung wird aufgezeichnet. Sie hinterläßt eine Spur. Diese Spur hat einen determinierenden Einfluß. Die Determinierung ist somit durch den Umbau des neuronalen Netzes, der der Bildung einer Spur entspricht, synchron begründet – d.h. der Umbau erfolgt gleichzeitig mit dem Ereignis. Ist jedoch die Verbindung zwischen den Spuren, von Spur zu Spur, die das Werden des Individuums bestimmt, selbst determiniert? Was auf der synchronen Ebene determiniert ist, ist es vielleicht nicht mehr gänzlich auf der diachronen Ebene – d.h. in der sukzessiven Verkettung der Spuren untereinander. Von Umbau zu Umbau wächst die Flexibilität der Reaktionen an und entfernt das Subjekt von seiner genetischen Determination. Man erkennt, bis zu welchem Grad die Plastizität das Paradox der genetischen und epigenetischen Determinanten, die das Subjekt offen sein lassen für potentiell vielfache und *a priori* unvorhersehbare Entwicklungen, in den Vordergrund rückt.“¹⁰²³

Zusammenfassend kann man zu dem Vorbehalt der Determination sagen: Es gibt genetische Rahmenbedingungen, die Menschen mit bestimmten physiologischen, psychischen und kognitiven Dispositionen ausstatten, ob diese genutzt werden oder im tatsächlichen Leben überhaupt keine Rolle spielen, hängt ganz wesentlich von der Umwelt ab, in der sich das Individuum bewegt, und welche Erfahrungen es dort macht.

2) Naturalistischer Fehlschluss, d.h. von einem Ist- auf einen Soll-Zustand zu schließen:

Das Beschreiben von biologischen Mustern impliziert nicht deren moralische Bewertung. Tötungsmotive aus ihrer Evolutionsgeschichte heraus zu erklären, bedeutet noch lange nicht, sie gut zu heißen oder zu entschuldigen. Biologischen Vorgängen entbehrt jeder moralischer Impetus. „Die Natur ist moralisch absolut neutral, Gut und Böse kommen in ihr nicht vor, sondern sind unsere Erfindungen.“¹⁰²⁴ Deutsche sind bei diesem Argument durch die Geschichte der Eugenetik im Dritten Reich besonders sensibel, wie Riemann und Spinath zutreffend feststellen.

„Vergleichbar etwa mit der Atomphysik, wird die genetische Forschung und in der Folge die verhaltensgenetische Forschung auch äußerst kritisch wahrgenommen. ‚Selektion‘, ‚Züchtung‘, ‚genetische Manipulation‘ sind einige Reizworte dieser Diskussion. Besonders in Deutschland wird häufig auch eine Beziehung zwischen genetischer Forschung und Massenideologien gesehen.“¹⁰²⁵

¹⁰²² Ansermet/Magistretti: Die Individualität des Gehirns, 2005, S. 200

¹⁰²³ Ebd., S. 200 f.

¹⁰²⁴ Wuketis: Was ist Soziobiologie, 2002, S. 56

¹⁰²⁵ Riemann/Spinath: Genetik und Persönlichkeit, 2005, S. 540

Zu der kritischen Haltung gegenüber (evolutions-)biologischen Determinanten des Verhaltens haben u.a. die Postulate von Herbert Spencer (fälschlicherweise als „Sozialdarwinismus“ titulierte) und von Darwins Vetter Francis Galton geführt, der so genannten weniger „tauglichen“ Mitmenschen Nachkommen untersagen wollte (Eugenik). Mit den Zwangssterilisationen, medizinischen Versuchen und Morden an ganzen Bevölkerungsteilen (hauptsächlich Juden, Sinti, Roma, geistig oder körperlich Behinderte, Homosexuelle) während des Dritten Reichs ist diese zunächst einmal theoretisch gemachte Forderung auf das Schrecklichste von den nationalsozialistischen Machthabern realisiert worden. Danach konnte es keine Unbefangenheit mehr zu diesem Thema geben, was einerseits angesichts der Opfer nachvollziehbar ist, andererseits aber nur die Kehrseite des selben naturalistischen Fehlschlusses darstellt. Pinker fasst den Sachverhalt zusammen:

„Viele meinen, die menschliche Natur anzuerkennen laufe hinaus auf die Billigung von Rassismus, Krieg, Habgier, Völkermord, reaktionärer Politik und der Vernachlässigung von Kindern und Behinderten. Jede Behauptung, der Geist könne eine angeborene Organisation besitzen, wird nicht als Hypothese aufgenommen, die falsch sein könnte, sondern als Gedanke, den zu denken unmoralisch ist.“¹⁰²⁶

Der naturalistische Fehlschluss tritt natürlich nicht nur im negativen Sinn zu Tage. Positive Attribute menschlichen Seins werden zuerst einmal einer gelungenen Erziehung, dem individuellen Wollen und Streben nach ‚guten‘ Taten oder vielleicht noch einer höheren Eingebung attestiert. Der Neurowissenschaftler Vilayanur Ramachandran pointiert diese Haltung, die er unter dem Stichwort „Reduktionismus“ subsumiert:

„Viele Sozialwissenschaftler sind ziemlich ernüchtert, wenn sie erfahren, dass Schönheit, Nächstenliebe, Frömmigkeit und Liebe das Ergebnis von Neuronenaktivität im Gehirn sind. Doch ihre Enttäuschung resultiert aus der irrigen Annahme, dass man ein komplexes Phänomen forterklärt, wenn man es anhand seiner Bestandteile erläutert (Stichwort ‚Reduktionismus‘).“¹⁰²⁷

In seinem Beitrag „... nur tierischer als jedes Tier zu sein“. Vom ‚sogenannten‘ zum ‚wirklich Bösen‘ in der Evolution“ setzt sich Eckart Voland mit der Thematik des Bewertens von Handlungen auseinander.¹⁰²⁸ Evolutionäre Ethiker sehen sich permanent der Problematik des naturalistischen Fehlschlusses ausgesetzt:

„Jeder Versuch einer rational angelegten Moralbegründung ist letztlich ein ‚Fehl-schluß‘ – durch welche Moralphilosophie er auch immer unterfüttert sein mag. Rationalisierung bedeutet nicht Geltung. Dies fälschlicherweise anzunehmen, ist der eigentliche Fehlschluß hinter dem naturalistischen Fehlschluß.“¹⁰²⁹

¹⁰²⁶ Pinker: Das unbeschriebene Blatt, 2003, S. 8 f.

¹⁰²⁷ Vilayanur Ramachandran: Eine kurze Reise durch Geist und Gehirn, 2. Aufl., Reinbek: Rowohlt 2006, S. 71

¹⁰²⁸ Eckart Voland: „... nur tierischer als jedes Tier zu sein“. Vom ‚sogenannten‘ zum ‚wirklich Bösen‘ in der Evolution“, in: Elsner, Norbert und Gerd Lüer (Hrsg.): „...sind eben alles Menschen“. Verhalten zwischen Zwang, Freiheit und Verantwortung, Göttingen: Wallstein 2005, S. 165-182

¹⁰²⁹ Ebd., S. 174

„Moral“, so Voland, entsteht eventuell aus „geprüften Werten“, die vergleichbar mit sexuellen, ästhetischen und anderen Präferenzen in einer dafür sensiblen Phase ontologisch verankert werden und sich in neuronalen Prozessen wieder finden.¹⁰³⁰

„Damit wird aber die ontologische Unterscheidung von Sein und Sollen eingegeben, denn jedes moralische Subjekt unterliegt faktisch (und nicht etwa normativ) seinen moralischen Intuitionen, und Intuitionen sind Fakten. Moral als regulative Idee ist so gesehen eine Interaktions- und Kommunikationsleistung individueller, dabei im Kern eigeninteressiert und strategisch angelegter Intuitionen.“¹⁰³¹

Die Problematik des naturalistischen Fehlschlusses führte dazu, dass Generationen von Eltern und Pädagogen mit ‚hilfreichen‘ Ratschlägen und Anweisungen überzogen wurden, was sie bei der Erziehung zu beachten hätten. Dass aber schon von Geburt an kein Kind dem anderen gleicht, dass unterschiedliche Interessen und Temperamente von Anfang an vorhanden sind, wurde negiert oder als Resultat einer scheinbar divergierenden soziologischen Behandlung angesehen. Diese vollständige Übertragung der gesamten Verantwortung auf einen Personenkreis selbst nach Jahrzehnten war und ist für die Betroffenen wenig produktiv und spiegelt sich heute noch in weiten Teilen der Strafrechtsjustiz wider.

3) Die Vorstellung, Natur und Kultur seien sich ausschließende Gegensätze:

Natur und Kultur bedingen einander. „Jede kulturelle Leistung hängt letztlich von einem funktionierenden Gehirn ab, und dieses ist, wie alle anderen Organe, in der Evolution entstanden.“¹⁰³² Der aufrechte Gang und die damit verbundenen freien Hände sowie die Vergrößerung des Gehirns haben die Voraussetzung für eine kulturelle Entwicklung geschaffen. Kultur, so die Auffassung Volands, ist Teil der menschlichen Natur, und Determinationsdiskussionen unterliegen aus zwei Gründen einem Kategoriefehler: Biologische Optimalität wird auch über kulturelle Mechanismen, sprich Lernprozesse erreicht, und kulturelle Phänomene sind „hochgradig funktional [...], indem sie den Interessen des ‚egoistischen Gens‘ dienen.“¹⁰³³

„Das darwinistische ‚survival of the fittest‘ ist ein naturgesetzlicher Automatismus, der kulturell nicht ausgehebelt werden kann. Und deswegen emanzipiert Kultur auch nicht von biologischen Zwängen, sondern sie definiert und reorganisiert diese Zwänge neu. Adaptive Lösungen schaffen adaptive Probleme schaffen adaptive Lösungen.“¹⁰³⁴

¹⁰³⁰ Ebd., S. 176 ff.

¹⁰³¹ Ebd., S. 180

¹⁰³² Wuketis: Was ist Soziobiologie, 2002, S. 93

¹⁰³³ Eckart Voland: Seine Kultur ist des Menschen Natur, in: Eibl, Karl/Katja Mellmann/Rüdiger Zymner (Hrsg.): Im Rücken der Kulturen, Paderborn: Mentis 2007, S. 17

¹⁰³⁴ Ebd., S. 19 f.

Allen Kulturen sind bestimmte ‚kulturelle‘ Universalien gemein: Sprache, Vorstellung von Gut und Böse, Musik, Spiele, Riten, Werkzeuge etc. Die menschliche Kultur basiert auf der Fähigkeit zur Imitation von erfolgreichen Individuen und Strategien. Selbst wenn es individuell so wahrgenommen wird – was möglicherweise lediglich eine neuronale Leistung darstellt, kognitive Dissonanzen gar nicht aufkommen zu lassen – spielt der „freie Wille“, der rationale durchdachte, vorstrukturierte Weg dabei, wie Eibl ausführte, keine Rolle. Denn der „freie Wille“ erweist sich letztlich als höchst erfolgreich etabliertes Gedankenkonstrukt.

„Der freie Wille ist außerhalb der theologischen Paradoxienschmieden gar nicht lebensfähig. ‚Freier Wille‘ ist eine *contradictio in adjecto*, eine logische Unmöglichkeit, da jeder Wille, der nicht bloßer Zufall ist, seine Bestimmungsgründe hat. Gleichwohl können wir sagen, [...] dass unser Wille frei sei: Er ist eine Konstruktion *ex pos*. *Nach* jeder Entscheidung wissen wir, dass es auch andere Möglichkeiten gegeben *hätte* und dass die eine oder andere dieser Möglichkeiten vielleicht besser gewesen *wäre*: Die Grunderfahrung, aus der die Vorstellung vom freien Willen erwächst, liegt im Irrealis der Vergangenheit.“¹⁰³⁵

Der Neurologe Vilayanur Ramachandran, der dieses Thema von der naturwissenschaftlich-praktischen Seite sieht, zeigt sich erstaunt über die noch immer oder wieder neu aufflammenden der Natur-Kultur-Kontroverse

„Dieses Zusammenspiel von Genen und Kultur lässt darauf schließen, dass die Natur-Kultur-Debatte ihren Sinn verliert, wenn es um die geistigen Funktionen des Menschen geht. Genauso gut könnten wir uns die Frage stellen, ob die Nassheit des Wassers in erster Linie vom H oder vom O₂ stammt, die gemeinsam das H₂O konstituieren. Unsere Gehirne sind unauflöslich an das kulturelle Milieu gebunden, in das sie eingetaucht sind.“¹⁰³⁶

Er sieht sogar die kulturell bedingten Verhaltensunterschiede der Menschen untereinander als größer an als die zwischen *Homo sapiens* und *Homo erectus*.

Dieser Punkt der Natur-Kultur-Debatte wurde in den vergangenen Jahrhunderten vornehmlich von der Geisteswissenschaft ins Feld geführt, die „ihre“ Errungenschaften losgelöst von biologischen Bedingtheiten sehen wollte. Inzwischen ist die Diskussion abgeflaut, und mittlerweile durchziehen Bemühungen die Untersuchungen, die Erkenntnisse aus den geisteswissenschaftlichen Disziplinen in die der Naturwissenschaft zu integrieren und *vice versa*.

4) Die Entwicklung der Welt und seiner Lebewesen ist letztlich einer über alles stehenden dirigierenden Instanz zu verdanken und nicht dem von Darwin ausgehenden Prinzip der natürlichen Selektion und Anpassung:

¹⁰³⁵ Eibl: *Animal Poeta*, 2004, S. 136

¹⁰³⁶ Ramachandran: *Eine kurze Reise durch Geist und Gehirn*, 2006, S. 125

Kritiker der Evolutionslehre finden sich insbesondere unter den fundamental ausgerichteten Glaubensrichtungen, den Kreationisten, die davon ausgehen, dass eine göttliche Macht oder zumindest ein „intelligenter Designer“ für die Schöpfung der Welt und des Menschen verantwortlich zeichnet.¹⁰³⁷ Derzeit geht diese Auseinandersetzung besonders von den protestantischen Kirchen Nordamerikas aus, von denen einige die gesamte Evolutionstheorie bestreiten und stattdessen in den Schulen die Genesis des Alten Testaments gelehrt haben möchten.¹⁰³⁸ Einer der höchsten Vertreter der anglikanischen Kirche, der Erzbischof von Canterbury Rowan Williams, teilt nicht die Auffassung einiger seiner amerikanischen Kollegen.¹⁰³⁹ Auch die katholische Kirche hat bereits mit Papst Pius XII 1950 begonnen, mit der Evolutionslehre Frieden zu schließen und sieht sie seit einer päpstlichen Botschaft von Johannes Paul II 1996 im Einklang mit der biblischen Schöpfungsgeschichte.¹⁰⁴⁰ Glaube, Religion und Evolution schließen sich nicht zwangsläufig aus, wie der britische Biologe und Anthropologe David Sloan Wilson in „Darwin’s Cathedral. Evolution, religion and the nature of society“ (2002) niederlegt. Wilson argumentiert, dass es sich bei Religionsgemeinschaften im Wesentlichen um adaptive Strukturen handelt, die dem Mitglied individuelle oder der Gruppe als Gemeinschaft Vorteile im Sinne einer besseren Anpassung an die Lebenswirklichkeit verschaffen.¹⁰⁴¹ Konkret führt er beispielsweise das Prinzip der Vergebung an, auf das alle große Religionsgemeinschaften basieren als die weiterentwickelte und erfolgreichste Form der Tit-for-Tat-Strategie. (Vgl. Kap. über reziproken Altruismus). Dasselbe gilt für alle Formen von Gruppierungen und Organisationen, seien es politische, militärische oder ökonomische: Sie alle erfüllen im engeren oder weiteren Sinn Funktionalitäten bei den beteiligten Individuen. Edward O. Wilson, der Altmeister der Soziobiologie, sieht ebenfalls einen direkten Zusammenhang zwischen persönlichem Glaube und natürlicher Selektion:

¹⁰³⁷ Die Bezeichnung „Intelligent Design“ ist der Versuch, eine göttliche Macht modern zu verpacken: „Intelligent Design“ wurde zur neuen Parole der Gotteskrieger. Die Strategie bestand darin, evolutionäre Kräfte in der Natur zwar nicht völlig zu leugnen, doch überall dort, wo die moderne Biologie noch vor Rätseln steht, eine überirdische ‚Intelligenz‘ zur Erklärung zu beschwören, die den Lauf der Naturgeschichte gelenkt habe.“ Jörg Blech et al.: Darwins Werk, Gottes Beitrag, in: Spiegel Nr. 52, 24.12.2005, S. 143

¹⁰³⁸ Dieser Konflikt wird in einigen Bundesstaaten wie in Kansas sogar juristisch ausgefochten. Dabei geht es nicht um den Inhalt des Religions-, sondern des Biologieunterrichts! Die Vorstellung eines allmächtigen Gottes teilen nicht nur ein paar Sektierer, sie findet vielmehr Zuspruch in der breiten Bevölkerung. So sind 53% der US-Amerikaner überzeugt, dass Gott den Menschen erschaffen hat, wie es das Alte Testament formuliert (in Deutschland vertreten diese Ansicht 16%) und lediglich 12% sprechen ihm keinen Einfluss zu (in Deutschland 46%). Die Zahlen entstammen einer TNS Infratest Umfrage für den Spiegel, Dezember 2005 und Gallup Umfrage für CNN/US-Today, September 2005. (Blech et al.: Darwins Werk, 2005, S. 143)

¹⁰³⁹ Spiegel online: Britischer Bischof fordert Bio statt Bibelkunde, download unter: www.spiegel.de/unispiegel/studium/0,1518,407256,00.html, 22.03.2006

¹⁰⁴⁰ Blech et al.: Darwins Werk, 2005, S. 141

¹⁰⁴¹ Vergleichbar äußert sich auch Eckart Voland in der „Lektion 14: Eine Naturgeschichte Gottes?“ (Voland: Die Natur des Menschen, 2007, S. 116-126), in der er die evolutionären Gründe für die Etablierung von Glauben und Religionen expliziert: „Die intuitiven Ontologien der Mystik haben zu tun mit Selbsterhaltungsproblemen, Ethik mit vorteilhafter Kooperation, Mythen stärken das Wir und damit die Kampfkraft in den die Menschheitsgeschichte ständig begleitenden Zwischengruppenkonflikten, und Rituale schließlich arbeiten gegen das so genannte Schwarzfahrerproblem in moralischen Ingroups.“ (Ebd., S. 124)

„Jede Religion fordert den Menschen auf zu überleben, das ist ein grundlegendes Prinzip der natürlichen Auslese. Religion regt den menschlichen Geist an, Schwierigkeiten zu übertragen, sich anderen Individuen anzuschließen, sich zugunsten der Gruppe altruistisch zu verhalten. Das Ziel ist das Überleben der Gruppe. Das erklärt, warum Religionen stammesorientiert sind.“¹⁰⁴²

Der amerikanische Philosoph Daniel Dennett versteht Religionen als „außergewöhnlich gut angepasste Kulturphänomene, die sich entwickeln, um zu überleben“¹⁰⁴³ – ähnlich einer biologischen Art. Kritisch merkt er an:

„Religionen sind geeignet, Menschen zur Untertanentreue anzuhalten. Religiöse Moral kann Teamwork zu einer extrem wirkungsvollen Kraft machen. Aber das ist ein zweischneidiges Schwert. Denn diese Form von Teamwork hängt davon ab, dass Sie Ihr eigenes Urteilsvermögen weitgehend an die Autorität der Gruppe abtreten.“¹⁰⁴⁴

Ihr Erfolg scheint direkt damit zusammenzuhängen, was sie von ihren Mitgliedern abverlangen: täglich mehrfache Gebete, Keuschheits- und Nahrungsvorschriften, Verzicht auf (oder zumindest Teilen von) Geld und Insignien der Macht. Je aufwendiger und kostspieliger der Verhaltenskodex für den Einzelnen ist, desto intensiver das Signal an Außenstehende, dass es sich gerade dieses Individuum oder diese Gruppe leisten kann, dergestalt zu agieren – ganz im Sinne der „costly signaling theory“.¹⁰⁴⁵

Der britische Evolutionsbiologe Richard Dawkins hat weniger versöhnliche Ansichten. In seinem Buch „Der Gotteswahn“ legt er nieder, warum er die zunehmend fundamental naiv ausgerichtete und streckenweise marktschreierisch militant praktizierte Religiosität für gefährlich hält.¹⁰⁴⁶ Seiner Auffassung nach hat die natürliche Selektion Religiosität nicht als solche favorisiert, sondern nur als Nebenprodukt einer sinnvollen Adaption:

„Religion könnte zum Beispiel ein Nebenprodukt der Neigung von Kindern sein, ihren Eltern zu gehorchen. Der Überlebensvorteil ist leicht zu erkennen: In der Wildnis lebte ein aufmüpfiges Kind gefährlich, weil es die Warnungen der Eltern ignorierte. Deshalb begünstigte die Selektion wahrscheinlich die Unterordnung unter Autoritäten. Ein Gehirn aber, das glaubt, was Autoritäten sagen, kann nicht mehr unterscheiden zwischen dem guten Rat, nachts nicht in den Wald zu gehen, weil da ein Tiger lauern könnte, und dem törichten Befehl, eine Ziege zu opfern, um den Regen herbeizurufen.“¹⁰⁴⁷

Diskutiert wird ebenfalls, ob eine bestimmte genetische Konstellation, das so genannte „Gottes-Modul“ oder „Gottes-Gen“ zumindest einige Menschen zu spirituellen Wahrnehmungen befähigt. Der Biologe und Genetiker Dean Hamer glaubt den oder einen der Auslöser nach-

¹⁰⁴² Edward O. Wilson (Interview): „Ich halte mich für einen Spiritualisten“, in: Welt, 13.06.2006, S. 8

¹⁰⁴³ Daniel Dennett (Interview): „Süßigkeit für den Geist“, in: Spiegel Nr. 52, 24.12.2005, S. 148-150; in seinem Buch: *Breaking the Spell*, New York/N.Y.: Viking 2006 untersucht er, warum gerade radikale Religionen sehr erfolgreich sind.

¹⁰⁴⁴ Dennett: *Süßigkeit für den Geist*, 2005, S. 150

¹⁰⁴⁵ Vgl. Kap. sexuelle Selektion und Partnerstrategien; Sommer: *Von Menschen und anderen Affen*, 2000, S. 165 ff.

¹⁰⁴⁶ Richard Dawkins: *Der Gotteswahn*, Berlin: Ullstein 2007

¹⁰⁴⁷ Richard Dawkins (Interview): „Ein Gott der Angst“, in: Spiegel Nr. 37, 10.09.2007, S. 162

weisen zu können: das Gen VMAT2 (vesikulärer Monoamintransporter 2), das u.a. für Steuerungsaktivitäten des Serotonin- und Dopaminspiegels verantwortlich zeichnet.¹⁰⁴⁸ Es ist unbestreitbar, dass diese beiden Hormone ganz wesentlich den psychischen Haushalt beeinflussen, möglicherweise sogar transzendente und spirituelle Eindrücke hervorrufen können, jedoch steht Hamers Beweisführung auf ausgesprochen spekulativen Beinen, ja es entsteht durch die Lektüre der schale Eindruck, dass das motivierende Agens des Verfassers die Publicityträchtigkeit des Themas war. Zurück zu den neurophysiologischen Fakten: Bei Patienten, die Auffälligkeiten, bzw. Läsionen besonders des linken Temporallappens hatten, traten/treten Visionen mit Licht und Gestalten auf, die der Idee von Engeln so nahe kamen, dass sie mit religiösen Erscheinungen bezeichnet wurden. Gerade bei epileptischen Anfällen (gemeint ist nicht die nach außen gut erkennbare „Grand-Mal-Epilepsie“) in dieser Region konnte dieses Phänomen immer wieder beobachtet werden. Der Neurologe Vilayanur Ramachandran bringt es auf den Punkt:

„Für mich liegt eine gewisse Ironie darin, dass dieses Gefühl der Erleuchtung, diese absolute Überzeugung, der letzten Wahrheit teilhaftig zu sein, in den limbischen Strukturen entspringt, die mit dem Gefühl befasst sind, und nicht in den denkenden, vernünftigen Teilen des Gehirns, die sich so viel darauf zugute halten, dass sie die Wahrheit von der der Unwahrheit zu unterscheiden vermögen. Gott gewährt uns ‚normalen‘ Menschen nur gelegentliche Ausblicke auf eine tiefere Wahrheit [...], dagegen genießen diese Patienten das einzigartige Privileg, bei jedem epileptischen Anfall, den sie haben, unmittelbar in Gottes Angesicht zu blicken. Wer wollte entscheiden, ob solche Erfahrungen ‚echt‘ [...] oder ‚pathologisch‘ sind?“¹⁰⁴⁹

Ob die Evolution spezielle Gebiete des menschlichen Gehirns dergestalt geformt hat, dass sie für Religiosität selektiert wurden oder ob für andere Gefühle, die den Glauben nur unterstützen, muss derzeit dahin gestellt bleiben. Somit wäre Spiritualität aus der biologischen Entwicklung des Menschen ableitbar. Aber die Tatsache, dass alle lebende Materie sich aus einem seelenlosen Mechanismus heraus entwickelte, scheint für die meisten Menschen schwer nachvollziehbar, geschweige denn akzeptabel zu sein, und besonders, dass der Mensch selber in diese Kategorie fällt und einer biologischen Endlichkeit unterworfen ist. Da die Fakten zu offensichtlich sind und nur von den Wenigsten gänzlich negiert werden, erleichtert eine dualistische Auffassung vom Körper als biologisches Gefäß und einer Seele als Zentrum der Individualität und Spiritualität den Spagat zwischen Natur- und Religionswissenschaft. Diese Idee von Körper und Seele als getrennten Funktionseinheiten fasste Descartes pointiert in „Cogito ergo sum“ zusammen. So wird die gedankliche Trennung möglich, dass der Körper zwar mit

¹⁰⁴⁸ Dean Hamer: Das Gottes-Gen. Warum uns der Glaube im Blut liegt, München: Kösel 2006

¹⁰⁴⁹ Ramachandran: Die blinde Frau, die sehen kann, 2002, S. 290 f.

dem Tod sein Ende findet¹⁰⁵⁰, die Seele – je nach Glaubensrichtung – aber wiedergeboren wird, (nach einer Prüfung) in die Ewigkeit einget, in einer nicht greifbaren Nebenwelt weiterexistiert oder bis zum Erscheinen eines Erlösers, des Messias, wartet. Berichte über Nah-Tod-Erfahrungen, die darin kumulieren, dass das Leben des Sterbenden in einer schnellen Bilderfolge abläuft, dass man durch einen Tunnel geht/geschleudert wird, an dessen Ende ein helles Licht auf einen wartet, unterstützen den ‚Realitätsgehalt‘ dieser Vorstellung. Die Gefühle werden als positiv gewertet und die Rückkehr in die reale Welt eher als unangenehm. Weitgehend – aber nicht zur Gänze – können diese subjektiven Eindrücke heute mit den Erkenntnissen der Hirnforschung (Endorphinausschüttung unter Stress und Schmerzen, Struktur der Versorgung des Sehfeldes etc.) erklärt werden, dennoch halten die meisten Kulturen hartnäckig an den Jenseitsvorstellungen fest. Die britische Psychologin und Kognitionswissenschaftlerin Susan Blackmore betont noch einen weiteren bedeutsamen Aspekt: „Die klassische NDE-Story [Near-Death-Experience – Verf.] hat auch noch eine weitere Funktion, denn sie verringert die Angst vor dem Tod und wirkt beruhigend, was Sinn und Zweck des Lebens angeht. [...] Meme müssen nicht wahr sein, um erfolgreich zu sein.“¹⁰⁵¹ Die Vorstellung, eine vom sonstigen Körper losgelöste Seele, ein getrenntes Bewusstsein, ein *wahres Ich* zu besitzen, teilen 88 Prozent der US-Amerikaner und 61 Prozent der Europäer.¹⁰⁵² Trotz Mangel an wissenschaftlichen Beweisen versuchen bis heute anerkannte Philosophen, Neurowissenschaftler und Psychologen den cartesianischen Dualismus mit unterschiedlichen Theorien aufrecht zu erhalten. Blackmore entlarvt dies als eine der größten Selbsttäuschungen, denen der Mensch unterliegt:

„Die Memetik liefert eine neue Sichtweise des Selbst. Das Selbst ist ein riesiger Memplex – vielleicht der heimtückischste und universellste Memplex überhaupt. Ich werde ihn als ‚Selbstplex‘ bezeichnen. Der Selbstplex durchdringt all unsere Erfahrungen und all unser Denken, so dass wir nicht in der Lage sind, ihn als das zu sehen, was er ist – ein Bündel Meme. Das ist so, weil unser Gehirn die ideale Maschinerie liefert, um ihn zu konstruieren, und unsere Gesellschaft die selektive Umwelt bietet, in der er gedeiht.“¹⁰⁵³

Karl Eibl merkt eine weitere Denkfalle an, die sich hinter dem Mechanismus verbirgt, hinter den belebten und unbelebten Bestandteilen der Welt eine absichtsvolle Konstruktion zu vermuten, ein „Wesen“, das zielgerichtet agiert, wie in religiösen Vorstellungen und im Animismus.

¹⁰⁵⁰ Es entspricht nicht der Realität, dass nach dem Tod alles biologische Leben im Körper ad hoc ein Ende hat. Wenn das Gehirn keine Aktivitäten mehr aufweist, ist der Mensch juristisch gesehen tot. Andere Organe sind aber durchaus zumindest so lange funktionstüchtig, bis das Herz und die Lunge ihre Arbeit eingestellt haben. Und selbst danach verrichten einige Zellen, Bakterien und Mikroorganismen noch zu Beginn des Verwesungsprozesses ihre Arbeit.

¹⁰⁵¹ Blackmore: Die Macht der Meme, 2005, S. 289

¹⁰⁵² Ebd., S. 347 f.

¹⁰⁵³ Ebd., S. 364

„Die Vorstellung, dass Bäume, Flüsse und Berge (bzw. die hinter ihnen stehenden oder in ihnen steckenden Nymphen) einen Willen haben, den man beeinflussen kann, dass die Stürme oder Überschwemmungen Ausdruck des Zornes irgendwelcher personalisiert gedachter Naturmächte sind, ist ja eine besondere Ausformung des Kausalprinzips. Als Ursache der natürlichen Erscheinungen, denen man ausgeliefert ist, wird ein absichtsvolles Handeln menschenähnlicher Instanzen unterstellt oder auch ein menschliches Eingreifen durch Mobilisierung von Naturmächten (Hexen, Zauberer). Intentionalismus in diesem Sinn – also als unterstellte intentionale Belebtheit der Dingwelt – ist ein Prinzip der Weltstrukturierung, das auf optimale Weise Wissenslücken überbrücken kann.“¹⁰⁵⁴

Diese Denkfalle durchzieht den praktischen Alltag des Menschen. Computern und Autos werden ein Eigenleben unterstellt oder Abstraktionen jeglicher Art vergegenständlicht (Deutschland ist Weltmeister, anstatt die deutsche Fußballnationalmannschaft ist Weltmeister geworden; die Ungewissheit, Liebe, der Hass quält mich).

Nach dem heutigen Wissen ist außer dem Menschen kein anderes Lebewesen mit einem Gehirn ausgestattet worden, das über einen so breiten Erkenntnishorizont verfügt, das fähig ist, über einen langen Zeitraum Informationen zu sammeln und zu einem ganz anderen Moment zu nutzen, das sich Vergangenes reminiszieren und die Zukunft antizipieren kann. Vermutlich beschäftigt sich keine andere Spezies schon im völlig gesunden Zustand im Voraus mit dem eigenen Ableben. Um der beängstigenden Vorstellung den Stachel zu nehmen, dass das erworbene Wissen und die Fähigkeiten, die persönlichen Erinnerungen und Einstellungen für immer verloren gehen, scheint es vielen annehmbarer, Körper und Seele als zwei unterschiedlich funktionierende Einheiten zu begreifen. Das Gehirn als Sitz und Steuerinstrument der Gefühle und der Individualität ist ebenso ein Organ wie das Herz oder die Leber und dem natürlichen biologischen Kreislauf unterworfen. Seine enorme Kapazität und seine Fähigkeit, der Lebenswirklichkeit angepasste, flexible Strukturen zu entwickeln, mögen ein abgekoppeltes Eigenleben suggerieren, das es in realitas nicht besitzt. Würde dieser Tatsache Rechnung getragen, verlören die großen Religionen ein zentrales Motivationsinstrument, um von ihren Anhängern zu Lebzeiten Gehorsam, Geduld und Verzicht zu verlangen, um sie schließlich post mortem mit einer paradiesisch anmutenden Ewigkeit zu belohnen.

5) Analogien zwischen Tieren und Menschen:

Kritik wurde und wird der Soziobiologie und der Evolutionspsychologie entgegengebracht, weil unzulässige oder zumindest nicht phylogenetisch verifizierbare Analogien zwischen Befunden aus dem Tierreich und menschlichem Verhalten gezogen wurden.¹⁰⁵⁵ In der Tat gibt es vor allem in den Reihen der populärwissenschaftlich gehaltenen Publikationen eindimensio-

¹⁰⁵⁴ Eibl: *Animal Poeta*, 2004, S. 298

¹⁰⁵⁵ Vgl. ebd., S. 55

nale Reduktionen, Simplifizierungen und Vermischungen, die den Anschein erwecken, tierisches Verhalten (besonders dies unserer nächsten Verwandten, der Schimpansen und Bonobos) könne ungefiltert auf das menschliche transferiert werden. Dadurch wird fälschlicherweise suggeriert, es handle sich um ein stetig gleich ablaufendes, nicht änderbares Reiz-Reaktions-Prinzip. So groß der Erkenntnisgewinn der Primatenforschung sein mag, so vorsichtig müssen dennoch Parallelen zur humanen Psychologie gezogen werden. Immerhin fand die evolutionäre Trennung des gemeinsamen Vorfahren von *Pan* und *Homo* vor bereits fünf bis sieben Millionen Jahren statt und trotz eines hohen Anteils übereinstimmender DNA differieren im Besonderen Gehirnvolumen und -struktur, die vermutlich auch für das menschliche Sexualverhalten und die intensive parentale Investition für den Nachwuchs verantwortlich zeichnen. Gleichwohl sei an dieser Stelle nochmals betont: Der Mensch nimmt in der Evolution keine Sonderstellung ein. Für ihn gelten dieselben Regeln wie für alle anderen Spezies, selbst wenn diese Wahrheit angesichts seiner ökonomischen und ökologischen Potenz schwerfällt.

6) Anthropozentrische Termini in der Evolutionsbiologie und -psychologie:

Als ein weiterer problematischer Aspekt kann sich die verwendete Sprache der Evolutionsbiologie erweisen, die sich zahlreicher missverständlicher, weil anthropozentrischer Begriffe bedient. Vermutlich trug dies dazu bei, dass diese Forschungsrichtung unter teilweise reißerischen und wenig differenzierten Darstellungen und Interpretationen zu leiden hatte und hat. Naturwissenschaftlich wertfreie Zustände oder Prozesse erhalten dadurch eine moralische Konnotation, die für eine Verständigung über den Sachverhalt nicht dienlich ist. Andererseits ermöglichen die den menschlichen Moralvorstellungen nachempfundenen, plastischen Begrifflichkeiten und Metaphern einem erweiterten Interessentenkreis Zugang zu der Materie. Besonders Dawkins herausfordernder Titel „The Selfish Gene“ („Das egoistische Gen“¹⁰⁵⁶) gehört zu dieser Kategorie, denn ein Gen kann nicht eigennützig, selbstbezogen und egoistisch agieren, ein ‚Kampf‘ findet bei diesen Prozessen selten im soziologisch kriegerischen Sinne statt, evolutive Entwicklungen unterliegen keiner ethischen oder gar theologischen Bewertbarkeit.¹⁰⁵⁷ Sinnvoller wäre es, in diesem Zusammenhang von für den Reproduktionserfolg adäquaten oder nicht adäquaten Adaptionen zu sprechen. Wenn dies im Fortlauf der Dar-

¹⁰⁵⁶ Frans de Waal weist darauf hin, dass der Terminus „selfish“ einen Bedeutungswandel vollzogen hat und eigentlich die Intention des Sich-Selbst-Bedienens impliziert. de Waal: *Primates and Philosophers*, 2006, S. 13

¹⁰⁵⁷ „In der Soziobiologie wird unter *Egoismus* allgemein eigennütziges Verhalten verstanden, das die Eignung des ‚Handlungsurhebers‘ erhöht. Diese Definition ist [...] völlig wertneutral.“ (Wuketis: *Was ist Soziobiologie*, 2002, S. 55 f.) Karl Eibl äußert sich noch klarer: „Ihr ‚Egoismus‘ ist nur eine schlechte Metapher für einen Mechanismus der Selbstverstärkung, moralische Begriffe von Egoismus und Altruismus haben hier nichts zu suchen.“ (Eibl: *Animal Poeta*, 2004, S. 89)

stellungen nicht immer geschieht, so hängt das damit zusammen, dass eingeführte Bezeichnungen der besseren Verständigung halber nicht abgeändert werden.

7) Dürftige empirische Beweislage:

Zuletzt, aber nicht als unwichtiger Punkt, wird besonders gegen die evolutionäre Psychologie die mangelnde Beweisbarkeit zur Felde geführt. Die Evolutionspsychologie rekurriert sich auf die Tatsache, alle Entwicklungen haben sich unter dem Prinzip des Sich-Anpassens an natürliche Lebensräume und Lebensumstände der hominiden Vorfahren im Pleistozän vollzogen, so auch das menschliche Verhalten. Der Fakt der natürlichen Selektion ist bei dieser Argumentation nicht der problematische Punkt, sondern die zahlreichen Annahmen, wie denn beispielsweise diese Lebensräume und Lebensumstände ausgesehen haben mögen. Obwohl sich die menschliche Entwicklung noch in einem kurzen und damit relativ überschaubaren Zeitrahmen bewegt, herrschen über zentrale Aspekte des menschlichen Seins, wie die Entwicklung zum aufrechten Gang, die Fähigkeit, sich differenziert zu artikulieren oder die Gründe für das große und leistungsstarke Gehirn Unklarheit. Einzelne Theorien werden zwar favorisiert und auch stellenweise durch archäologische Funde untermauert, dennoch bleiben sie im Wesentlichen – zwar sehr plausible – Spekulationen, und nicht zuletzt dadurch, dass diese nur einen Zeitpunkt in einer speziellen Ökologie repräsentieren, das Pleistozän sich aber über einen Zeitraum von vor ca. 1,8 Mio. Jahren bis ca. vor 10.000 Jahren erstreckt und unterschiedliche glaziale und interglaziale Phasen kennt. Mit hinreichenden Beweisen kann ein selbst universell bei einer Mehrheit der Menschen auftauchendes Verhalten nicht auf seine spezifischen evolutionären Wurzeln zurückverfolgt werden. Es fehlen heute sogar noch bei zahlreichen Ausprägungen des menschlichen Geistes und Verhaltens Belege der Heredität. Robert C. Richardson hat dies umfassend in „Evolutionary Psychology as Maladapted Psychology“ dargestellt:

„For the argument that human psychology is the consequence of natural selection to be taken seriously, it cannot afford to gloss over the difference between evolution and its mechanism. It cannot afford inattention to the details required of respectable evolutionary explanations. It cannot afford to ignore the importance of history, offering us evolution without history. What we require is a more developed and more articulated understanding of evolutionary biology if we are to shed light on the adaptive significance of human cognition and language.“¹⁰⁵⁸

Richardsons Argumentation entbehrt nicht der Plausibilität, es fehlen in der Tat harte empirische oder saubere komparatistische Belege, inwieweit die hominiden Kognitionen und Habituationsmuster ebenso durch die Prinzipien der Evolution geformt wurden wie seine Physis.

¹⁰⁵⁸ Robert C. Richardson: Evolutionary Psychology as Maladapted Psychology, Cambridge/Massachusetts: Massachusetts Institute of Technology 2007, S. 179

Es existiert allerdings auch kein Indikator, dass gerade dieser Bereich als einziger von der Evolution ausgespart wurde. Die Thesen der evolutionären Psychologie erscheinen nachvollziehbar und eine gute Ausgangsbasis, menschliches Verhalten zu erklären. Weitere, hoffentlich mit wissenschaftlichen Fakten untermauerte Forschungen werden dies verifizieren müssen.

„Vieles deutet in der Tat daraufhin, dass die virtuellen Welten in immer neuen Variationen eine im Grunde stets gleich bleibend fokussierte, zur biologischen Konstitution des Homo sapiens gehörende archaische Neugier befriedigen.“¹⁰⁵⁹

4. Kunst, Literatur und Evolution

2007 wurden bei Ausgrabungen in einer Höhle auf der Schwäbischen Alb die derzeit ältesten figürlichen Zeugnisse menschlicher Kunst gefunden. Der aus Elfenbein gefertigte, rund 35.000 Jahre alte kleine Mammut fasziniert gleichermaßen die Wissenschaft wie die Öffentlichkeit, galten doch bisher die Felsenmalereien der südfranzösischen Chauvet-Höhle als einziger Hinweis gestalterischen Schaffens dieser Epoche des Homo sapiens. Obwohl archäologische Artefakte fehlen, sprechen einige Aspekte dafür, dass künstlerische Aktivitäten die menschliche Evolution bereits zuvor begleitet haben. Doch wie kam es dazu? Welche Vorteile ergaben und ergeben sich für Menschen, Zeit und Energie in die Produktion oder Darstellung von Objekten oder Leistungen zu stecken, die auf den ersten Blick keinerlei direkte Funktion für das (Über-)Leben oder für die Fortpflanzung bieten? Mit diesen Fragen haben sich bereits zahlreiche Natur- und Geisteswissenschaftler aus nahezu jeder Perspektive auseinandergesetzt. Das vorliegende Kapitel kann das Thema nur skizzenhaft anreißen und stellt Thesen vornehmlich unter dem evolutionären Blickwinkel vor, welche Bedeutung Kunst im Allgemeinen und Literatur im Besonderen (in narrativer wie in schriftlicher Form transportiert) zugewiesen wird.¹⁰⁶⁰ Es stellt insofern eine Verbindung her zwischen dem einleitenden evolutionspsychologischen Teil und den darauf aufbauenden Analysen ausgewählter Texte.

4.1. Kunst im evolutionären Kontext

Die künstlerische Betätigung sowie die Beschäftigung mit deren Ergebnissen werden in der Wissenschaft auf vier divergierende Positionen zurückgeführt.¹⁰⁶¹

¹⁰⁵⁹ Eckart Voland: Virtuelle Welten in realen Gehirnen, 2007, S. 16

¹⁰⁶⁰ Michael Scheffel hat das Prinzip des Erzählens ausführlicher beleuchtet: Erzählen als anthropologische Universalie: Funktionen des Erzählens im Alltag und in der Literatur, in: Zymner, Rüdiger/Manfred Engel (Hrsg.): Anthropologie der Literatur. Poetogene Strukturen und ästhetisch-soziale Handlungsfelder, Paderborn: Mentis 2004, S. 121-138

¹⁰⁶¹ Joseph Carroll benennt drei Kernpositionen, die im Zusammenhang mit Adaptionsleistungen von Literatur und anderen Künsten aufgeführt werden: 1) Es besteht keinerlei adaptive Funktion; Künste haben sich als nicht-adaptive Nebeneffekte der allgemeinen kognitiven Fähigkeiten entwickelt. 2) Es besteht eine indirekte adaptive Funktion, die in einem engen Kontext zu einem adaptiven Mechanismus steht (= Nebenprodukt). 3) Künste haben eine eigene adaptive Funktion aus sich und für sich. (Carroll: Evolutionary approaches to literature and drama, 2007, S. 640); Brian Boyd differiert von dieser Auffassung, indem er den Bereich Adaption in natürliche und sexuelle Adaption unterteilt. Seine drei Ansätze: Kunst als Adaption, Kunst als Nebenprodukt einer Adaption oder als Produkt der sexuellen Selektion. Brian Boyd: Evolutionary Theories of Art, in: Gottschall, Jonathan/David Sloan Wilson (Hrsg.): The Literary Animal. Evolution and Nature of Narrative, Evanston: Northwestern University Press 2005, S. 147-176

- Kunst als Produkt sozialen Lernens
- Kunst als Adaption
- Kunst als Nebenprodukt einer Adaption
- Kunst als Signal im Sinne des „Handicap-Prinzips“ oder der „costly signaling theory“¹⁰⁶²

Die Geisteswissenschaft hat in den vergangenen Jahrhunderten künstlerisches Schaffen und Rezeption im Wesentlichen mit dem Aspekt des sozialen Lernens begründet. Selbst nach Aufkommen der Evolutionstheorie wurde strikt zwischen den biologisch geformten Phänomenen und den geistigen Errungenschaften differenziert.¹⁰⁶³ Erst mit der verbesserten Hirnforschung, die durch bildgebende Verfahren in der Lage war, physische oder mentale Aktivitäten neurologischen Korrelaten zuzuordnen, begann man in Kunst und Kultur eine biologische Verankerung zu suchen. Ein Teil der in diesem Bereich forschenden Wissenschaftler sieht in künstlerischem Agieren oder Rezipieren ein Nebenprodukt einer im Laufe der Evolution entstandenen Adaption, zumeist begründet mit dem Argument, dass zwar der Energieaufwand, den Menschen in diesem Sektor betreiben, eher auf eine Adaption hinweise, aber der Zusammenhang mit einer verbesserten Überlebens- und/oder Reproduktionsstrategie bisher nicht schlüssig dargelegt werden könne. Daher wird auf die Nebenprodukts-Hypothese ausgewichen. Als herausragende Vertreter dieser Richtung gelten u.a. Steven Pinker sowie John Tooby und Leda Cosmides, wobei die beiden zuletzt genannten mittlerweile ästhetisch motiviertes Verhalten unter dem evolutionär funktionalen Aspekt, d.h. als klassische Adaptionen betrachten.¹⁰⁶⁴

„Die Funktion dieser Adaptionen besteht darin, (1) den Aufbau der Adaptionen unserer artspezifischen neurokinetischen Ausstattung zu unterstützen und (2) dies in den Zustand wirksamer Funktionsbereitschaft zu versetzen, und zwar individuell zugeschnitten auf die spezifischen adaptiven Anforderungen, mit denen sie im Laufe eines Lebens konfrontiert werden.“¹⁰⁶⁵

Eine direkte Verbesserung der persönlichen Fitness, in diesem Fall der neurologischen, entsteht durch die Beschäftigung mit eigentlich ‚Nutzlosem‘. Welche dezidierten Vorteile dies im Einzelnen sind, vermag die Wissenschaft derzeit noch nicht zu beantworten, wiewohl es an Erklärungsversuchen nicht mangelt. Gleichwie sind Tooby und Cosmides inzwischen der An-

¹⁰⁶² Kunst im Sinne des „Handicap-Prinzips“ könnte auch als Unterpunkt von dem Nebenprodukt einer Adaption geführt werden. Hier geht es um eine Adaptionsleistung, die aus der sexuellen Selektion entstanden ist. Sie wird hier dennoch als eigenständiger Punkt aufgeführt, weil die dort enthaltenen Spezifika ansonsten keinen Raum fänden.

¹⁰⁶³ Diese Position wurde bereits hinreichend im Kapitel über die kritischen Ansätze diskutiert, so dass sie in diesem Rahmen unterbleiben kann. Sehr ausführlich behandelt Steven Pinker das Thema in „Das unbeschriebene Blatt“, 2003.

¹⁰⁶⁴ John Tooby/Leda Cosmides: Schönheit und mentale Fitness. Auf dem Weg zu einer evolutionären Ästhetik, in: Klein, Uta/Katja Mellmann/Steffanie Metzger (Hrsg.): Heuristiken der Literaturwissenschaft. Disziplinexterne Perspektiven auf Literatur, Paderborn: Mentis 2006, S. 217-243

¹⁰⁶⁵ Ebd., S. 217

sicht, dass ein so universell auftretendes Phänomen, wie die Beschäftigung mit Artefakten, die Zeit und Ressourcen bindet, nur evolutiv entstanden sein kann und funktionalen Charakter haben muss, ansonsten wäre sie schon längst verkümmert. Dass eine solche Funktionalität nicht zwangsläufig mit der gängigen Idee von Veränderung in der äußeren Welt von statten geht, sondern sich intrinsisch vollziehen kann, versteht sich von selbst, macht aber die Ursachenforschung nicht leichter.

„Daß dem ästhetisch motivierten Verhalten keine nützlichen Ergebnisse in der äußeren Welt entsprechen, ist dann genau das, was man erwarten sollte, wenn das handlungsleitende System dazu dienen soll, adaptive innere Änderungen vorzunehmen, ohne daß der äußere Preis dafür zu hoch ausfällt. Es ist die Selektion – ein ausdauernder, aber umwegreicher ‚Zuchtmeister‘ -, die uns dazu verführt, unsere Freizeit solchen ‚übenden‘ Aktivitäten zu widmen, nämlich indem sie sie belohnt.“¹⁰⁶⁶

Künstlerisches Verhalten unterstützt daher möglicherweise das Individuum, angeborene, aber noch unvollständige Ideen oder Motivationen herauszuarbeiten und auf einer höheren Prozessebene zu verarbeiten und verankern.¹⁰⁶⁷

Der Kognitionspsychologe Steven Pinker versteht Kultur als „Teil des menschlichen Phänotyps“. „Das Phänomen, das wir ‚Kultur‘ nennen, entsteht“, so Pinker, „wenn Menschen ihre Entdeckungen zusammenlegen und anhäufen und wenn sie Konventionen festschreiben, um ihre Arbeit zu koordinieren und ihre Konflikte beizulegen.“¹⁰⁶⁸ Unterschiedliche Kulturen basieren nicht auf unterschiedlichen Genen, sondern differierenden geografischen und temporären Gegebenheiten und führen zu Permeabilität und ständiger Wandlung. So sind bestimmte Mechanismen wie das Erlernen einer Sprache angeboren, die gesprochene Sprache selbst hingegen kulturell bestimmt. Nachahmung kann zweifelsohne als die gängigste Form des kulturellen Lernens bezeichnet werden, kann aber nur erfolgreich praktiziert werden, wenn die Fähigkeit vorhanden ist, sich in die Gedankengänge eines anderen Menschen hineinzusetzen (*Theory of Mind*), eine Fähigkeit, die Autisten in der Regel fehlt. „Ein Geist, dem die Voraussetzungen fehlen, die Überzeugungen und Absichten anderer Menschen zu erkennen, ist, selbst wenn er auf andere Weise durchaus zu lernen vermag, unfähig zu jener Art von Lernen, die für die Fortdauer von Kultur sorgt.“¹⁰⁶⁹

Nachahmung und das damit verbundene Streben nach Konformität begründet sich aus der Evolution in zwei nachvollziehbaren Aspekten: 1) Es ist sinnvoll, das Wissen und die Erfahrung anderer zu nutzen, weil die Summe der Leistungen Einzelner geringer ist als die Summe

¹⁰⁶⁶ Ebd., S. 231

¹⁰⁶⁷ John Tooby/Leda Cosmides: Does Beauty Build Adapted Minds? Toward an Evolutionary Theory of Aesthetics, Fiction, and the Arts, in: *Sub-stance. A review of theory and literary criticism*, Nr. 94/95, 2001, S. 23

¹⁰⁶⁸ Pinker: Das unbeschriebene Blatt, 2003, S. 92

¹⁰⁶⁹ Ebd., S. 94

der Leistung einer Gruppe (bzgl. Inhalt, Zeit und Koordination). 2) Für das Zusammenleben von Individuen ist es unerlässlich, in einigen Bereichen normative, einheitliche Strukturen zu schaffen, um Risiken für den Einzelnen und die Gruppe zu minimieren, wie z.B. durch die Festlegung von Rechts- oder Linksverkehr oder durch Initiationsriten, Trauerzeiten etc., die Aufschluss über die Loyalität bzw. Haltung bestimmter Menschen innerhalb des Gruppenverbandes geben. Steven Pinker schlussfolgert daraus: „Wenn Konventionen tief genug verwurzelt sind, können sie eine Art Wirklichkeit werden, auch wenn sie nur im Kopf der Menschen existieren.“¹⁰⁷⁰

Warum sich bestimmte Vorstellungen, Riten und Bräuche als soziokultureller Faktor etablieren können, erklärt der Anthropologe Dan Sperber als „Epidemiologie mentaler Repräsentationen“, womit eine „Ausbreitung von Ideen und Praktiken von Person zu Person“¹⁰⁷¹ gemeint ist. Bemerkenswert sind in diesem Zusammenhang Untersuchungen über den Transfer kultureller Informationen über Länder und Kontinente. So waren die Gesellschaften Eurasiens vor rund 10.000 Jahren durch ihren Ost-West-Austausch wesentlich begünstigter als Gesellschaften, die sich nur in Nord-Süd-Richtung orientieren konnten. Gründe hierfür lagen in klimatischen Bedingungen und in den gängigen Handels- und Reiserouten.¹⁰⁷²

Der Neurologe Vilayanur Ramachandran unterstützt in „Eine kurze Reise durch Geist und Gehirn“ die These, dass die „Spiegelneurone“ und damit die *Theory of Mind* eine wichtige Rolle bei der Ausprägung menschlicher Kultur gespielt haben, weil sie *die* essenzielle Voraussetzung dafür liefern: Die Fähigkeit anhand von Imitation zu lernen.

„Die Spiegelneuronen ermöglichen es uns, [...] die Handlungen und Absichten anderer in Form ‚virtueller Realität‘ zu simulieren. Das würde auch erklären, warum wir Menschen die einzigen Primaten mit ‚machiavellischen‘ Eigenschaften sind – geschickt darin, eine ‚Theorie des Geistes anderer‘ zu entwickeln, um deren Verhalten vorherzusagen. Das ist unentbehrlich für komplizierte soziale Interaktionen [...].“¹⁰⁷³

Der Literaturwissenschaftler Karl Eibl stellt ein umfassendes Kompendium der aktuellen Forschungsergebnisse aus den Bereichen Anthropologie, Ethologie und Evolutionspsychologie in einen geordneten Zusammenhang mit kulturtheoretischen und -praktischen Überlegungen. Er hat damit einen methodischen Ansatz gefunden, Kulturphänomene unter einem biologischen Ansatz zu beleuchten und unterscheidet sich dadurch von den vorherigen Arbeiten anderer Kollegen, die sich auf Teilbereiche wie die sprachliche Genese konzentrieren. Seine zentrale These gipfelt darin, Kunst als einen eigenständigen Evolutionsfaktor anzusehen und nicht nur als evolutionäres Beiprodukt. Neben dem Transfer von relevanten Informationen zeichnet sich

¹⁰⁷⁰ Ebd., S. 98

¹⁰⁷¹ Ebd., S. 99

¹⁰⁷² Ebd., S. 103 ff. sowie Diamond: Arm und Reich, 1999

¹⁰⁷³ Ramachandran: Eine kurze Reise durch Geist und Gehirn, 2006, S. 52

Dichtung durch seine stressreduzierende Wirkung aus, ein wesentlicher Vorteil für das eigene Überleben und für erfolgreiches Reproduzieren. Permanenter Kampf um Ressourcen, um Hierarchien und Geschlechtspartner etc. führen zu einem instabilen Immunsystem und einer reduzierten Keimdrüsentätigkeit (ebenfalls zu einer verringerten Neurogenese und damit verringerten Erinnerungsfähigkeit¹⁰⁷⁴). Entlastende Tätigkeiten und Verhaltensmuster, die diesem Stress entgegenwirken, werden vom Körper belohnt und sind ein biologischer Vorteil, der von der Evolution selegiert wurde und wird. Dabei vertritt Eibl Ernst Mayrs Position der „offenen Programme“, der davon ausgeht, dass der Mensch mit einer genetisch fixierten Grundausstattung auf die Welt kommt, diese aber erst durch Sozialisation aktiviert, gefördert oder unterdrückt wird. Die Plastizität des Gehirns macht es möglich. „Die Dispositionen, die Kunst ermöglichen, sind gewiß angeboren. Aber Kunst selbst, in der Vielfalt und Jeweiligkeit dessen, was wir mit diesem Begriff bezeichnen, ist etwas Kulturelles.“¹⁰⁷⁵

Clemens Schwender attestiert Kunst ebenfalls gerade innerhalb von Sozietäten eine Funktionalität. Da sie universell und mit einem erheblichen Zeit- und Energieaufwand praktiziert und zudem mit „guten“ Gefühlen belohnt wird, muss man davon ausgehen, dass es sich um eine evolutionär etablierte Fähigkeit handelt, die den Menschen zu erheblichen biologischen Vorteilen verholfen hat. Sie ist aber „Selbst-Ausdruck“ und damit „Erkennungszeichen“¹⁰⁷⁶. Schwender mutmaßt, dass Kunst der Körperbemalung und -dekoration entsprang, die Zeichen für Status und Fitness sein sollten, bzw. eine Zugehörigkeit oder Abgrenzung zu/von einer Gruppe dokumentierten. Kleidung und Schmuck waren die fortgeführten Versionen davon.

„In demokratischen und massenmedialen Gesellschaften sind Insignien nicht mehr nötig. Zum einen zeigt der Verzicht auf Zeichen, dass die Träger durch die massenmediale Verbreitung ihres Gesichtes weitgehend bekannt sind, gleichzeitig deutet normale Kleidung auf die Zugehörigkeit zur Gesellschaft hin.“¹⁰⁷⁷

Anders die Position der Wissenschaftler, die in Kunstproduktion und Kunstrezeption heute noch Zeichen von Hierarchie und Status entdecken, Signale an potenzielle Partner (z.B. bei Schmuck und Tanz), die zugleich die Gruppenkohäsion fördern wie bei musikalischen und tänzerischen Darstellungen.¹⁰⁷⁸ Die Auffassungen zur Kunst unterliegen der historischen und regionalen Wandelbarkeit. Wer also eine ausgeprägte künstlerische Fertigkeit in der einen oder anderen Disziplin aufweist, zeigt, dass er/sie über etwas Besonderes verfügt und damit als Partner zu bevorzugen ist. Schwender spricht damit – wenn auch indirekt – auf Kunst als „Handicap“ an – gemäß Zahavis These, der teure, eigentlich den Ausführenden hinderliche

¹⁰⁷⁴ Jörg Blech: Hirn, kuriere dich selbst!, in: Spiegel Nr. 20, 15.05.2006, S. 164-178

¹⁰⁷⁵ Christoph Bock/Katja Mellmann: Kultur als biologische Adaption. Ein Gespräch mit Karl Eibl über die evolutionäre Funktion von Sprache und Poesie, in: Parapluie Nr. 18/Frühjahr 2004, in der Druckversion S. 4

¹⁰⁷⁶ Schwender: Medien und Emotionen, 2001, S. 170

¹⁰⁷⁷ Ebd., S. 172

¹⁰⁷⁸ Schwab: Evolution und Emotion, 2004, S. 167

Signale als selektierendes Kriterium der sexuellen Reproduktionsstrategie versteht. Matthias Uhl und Eckard Voland bekräftigen dies für das Erschaffen und den Erwerb von Kunst:

„Somit handelt es sich bei Kunstwerken also nicht nur um Zeugnisse einer nach Ausdruck suchenden Schaffenskraft, sondern zugleich um ehrliche Signale, die durch vermeintlich verschwenderischen Ressourceneinsatz darauf zielen, ihrem Schöpfer Prestige zu verschaffen. Kunst macht außergewöhnliche geistige Leistungsfähigkeit sichtbar.“¹⁰⁷⁹

Ausführlicher zu dieser These äußert sich Eckart Voland in „Das Handicap-Prinzip und die biologische Evolution der ästhetischen Urteilskraft“.¹⁰⁸⁰ Angelehnt an Zahavis Ausgangsposition stellt Voland die Überlegung an, dass artifizielle Ästhetik so schwierig unter den evolutionären Überlegungen der Anpassung oder eines Nebenprodukts einer Anpassung zu greifen ist, weil die Frage der dahinter liegenden Nützlichkeit bisher nur unzureichend beantwortet wurde und dass es eben möglicherweise nicht um die *Funktion*, sondern um das *Signal* geht, um etwas das Attribut *schön* zu verleihen. Um ein Signal als ein ‚ehrliches‘ erachten zu können, muss es sich von der Masse hervorheben, muss innerhalb seiner Umwelt, Zeit und sonstigen Konditionen etwas Besonderes darstellen, es muss ‚teuer‘ sein und zwar hinsichtlich seiner Ressourcen und/oder seiner Lebensrisiken und/oder der investierten ‚verschwendeten‘ Zeit, die eben damit nicht mehr für vitale Bereiche aufgewendet werden kann. Dass diese Aspekte wandelbar sind, ist aus der Kunstgeschichte, aber auch aus dem alltäglichen Leben hinlänglich bekannt. Italienische oder französische Trüffel und Kaviar vom Stör gelten als Luxuslebensmittel und teure Signale, weil sie im Gegensatz zu vor hundert Jahren heute nur noch äußerst selten und schwer zu beschaffen sind. Dasselbe gilt natürlich für Signale, die mit einem hohen Zeitaufwand verbunden werden. Handgemachte Nudeln haben einen höheren Wert als maschinell gefertigte, selbst wenn die gleichen Ingredienzien verwendet werden und sich das Resultat weitgehend geschmacklich ähnelt. So hat manche technische Neuerung zu einer ästhetischen Umbewertung von Produkten geführt. Eckart Voland folgert zusammenfassend: „[...] wenn das making special keine nennenswerte Investition aus einem begrenzten persönlichen Zeitbudget mehr erfordert, verlieren die Dinge ihren ästhetischen Reiz. Schönheit unterliegt dann ganz unabhängig von ihrem sensorischen Appeal der inflationären Abwertung.“¹⁰⁸¹

Neben dem Preis verlangt ein Signal nach einer Qualitätsaussage, d.h. es muss zuverlässige Rückschlüsse auf soziale Rangposition (Stärke/Macht), Partnerqualität (Sex) und – bei den

¹⁰⁷⁹ Uhl/Voland: Angeber, 2002, S. 203

¹⁰⁸⁰ Eckart Voland: Das ‚Handicap-Prinzip‘ und die biologische Evolution der ästhetischen Urteilskraft, in: Klein, Uta/Katja Mellmann/Steffanie Metzger (Hrsg.): Heuristiken der Literaturwissenschaft. Disziplinexterne Perspektiven auf Literatur, Paderborn: Mentis 2006, S. 271; ebenso Eckart Voland: Seine Kultur ist des Menschen Natur, in: Eibl, Karl/Katja Mellmann/Rüdiger Zymner (Hrsg.): Im Rücken der Kulturen, Paderborn: Mentis 2007, S. 22 ff.

¹⁰⁸¹ Voland: Das ‚Handicap-Prinzip‘ und die biologische Evolution der ästhetischen Urteilskraft, 2006, S. 283

Menschen zusätzlich – moralische Tugendhaftigkeit (Gruppenintegrität/Altruismusbereitschaft) geben. Artefakte, sofern sie als ‚ehrlich‘ wahrgenommen werden, erfüllen somit das, „was sie in der Welt natürlicher Merkmale immer schon waren: Orientierungshilfen bei wichtigen Lebensentscheidungen.“¹⁰⁸²

Steven Pinker unterstützt in einer seiner früheren Arbeiten ebenfalls die Idee, Kunst erfülle nicht nur „die Psychologie der Ästhetik, sondern auch die Psychologie des Status“.¹⁰⁸³ Nur wer es nicht (mehr) nötig habe, Nahrung zu beschaffen, Feinde zu verjagen, Frauen oder Männer zu erobern, nur wer sich sicher und versorgt wisse, hat nach Pinkers Auffassung Zeit und Muße, sich allen Formen der Kunst hinzugeben.¹⁰⁸⁴ Bei nach außen dargestellter Kunst wie Schmuck oder fest installierter bildender Kunst wird das besonders deutlich. Die Beschäftigung mit Kunst signalisiert den anderen, dass man zur Elite gehört, eine Auffassung, die Äquivalenzen zu Pierre Bourdieus Überlegungen des symbolischen Kapitals aufweist – wie bereits im Kapitel um die Wertung erfolgreicher Texte dargestellt.

Bei Kunst im Sinne des „Handicap-Prinzips“ bleibt allerdings die Frage offen, warum künstlerische Aktivitäten ebenfalls lediglich für das eigene Vergnügen, ohne jemals mit Zuschauern oder Rezipienten rechnen zu können (und sogar zu wollen), praktiziert wird. Da sich Menschen aber nicht nur mit den anerkannten Künstlern abgeben bzw. in und für die Öffentlichkeit Kunst produzieren und rezipieren, sondern auch gerne Volksmusik hören, Heftröme lesen und Schoner für Toilettenpapierrollen häkeln, muss es noch einen weiteren Beschäftigungsgrund dafür geben als die Demonstration des eigenen Status.

Thomas Junker und Sabine Paul versuchen einen neuen Erklärungsansatz für die menschliche künstlerische Betätigung zu finden, indem sie den Ansatz der „costly signaling theory“ (Kunst als Signal der Verschwendung, des Luxus) mit der Adaptionstheorie verbinden. Nach ihrem Verständnis handelt es sich bei der heute bekannten Kunst um „aufwändig gestaltete kollektive Phantasien“: „Kunst ist eine evolutionär neue Technik, die es den Menschen ermöglichte, sich in unmittelbarer, intensiver und gemeinschaftlicher Weise über ihre (unbewussten) Gefühle und Ziele zu verständigen und diese zu koordinieren.“¹⁰⁸⁵

Folgt man der These, dass Menschen aus der Beschäftigung mit Kunst wertvolle Informationen ziehen, aus denen sie lernen, ohne dabei die Risiken einer realen Übung einzugehen, so bleibt dennoch ungeklärt, warum sie nicht die abgespeckte, nackte Information beispielsweise

¹⁰⁸² Ebd., S. 291

¹⁰⁸³ Steven Pinker: Wie das Denken im Kopf entsteht, München: Kindler 1998, S. 648

¹⁰⁸⁴ Vermutlich benötigt der Mensch nicht zwangsläufig ein existenziell abgesichertes Umfeld, um künstlerisch produktiv zu sein. Zahlreiche Biographien namhafter Künstler (z.B. Mozart) haben demonstriert, dass sie selbst unter den schwierigsten Bedingungen in der Lage waren, künstlerische Höchstleistungen zu vollbringen – ja sogar in manchen Fällen, den Weg einer gesicherten Versorgung zu Gunsten einer freien kreativen Betätigung ausschlugen. Auch darf man davon ausgehen, dass die heute bekannten steinzeitlichen Artefakte nicht ausschließlich in friedlichen und wohlgenährten Mußestunden ausgeführt wurden, da nach heute bekannten Erkenntnissen vermutlich jeder Tag einer Form von Überlebenskampf gleichkam.

¹⁰⁸⁵ Thomas Junker/Sabine Paul: Der Darwin-Code, München: C.H. Beck 2009, S. 162

in Form eines Sach-/Fachbuchs suchen, sondern zu Geschichten, zu Fiktionen im weitesten Sinne greifen. Michelle Scalise Sugiyama und Porter Abbott können sich vorstellen¹⁰⁸⁶, dass die narrative Form selber eine kognitive Adaption ist, Karl Eibl stellt die fitnessfördernde Relaxation in den Mittelpunkt seiner Überlegung¹⁰⁸⁷, John Tooby und Leda Cosmides sind überzeugt, dass wir die Informationen dergestalt aufbereitet benötigen, weil unser Gedächtnis eben u.a. episodisch arbeitet.

„[...] we think that stories are told in a way that mimics the format in which experienced events are mentally represented and stored in memory, in order to make them acceptable to the machinery the mind uses to extract meaning from experience. We are designed, for example, to extract new information from episodic memory, even though it lacks full sensory detail, and our preferences for narrative inputs may owe a great deal to our ability to process this schematically condensed simulacrum of experience.“¹⁰⁸⁸

Wissenschaftliche Untersuchungen konnten in der Tat belegen, dass emotional aufgeladene Wörter beim Lesen eine stärkere Reaktion im Gehirn auslösen und wesentlich besser im Gedächtnis haften bleiben als neutrale Begriffe.¹⁰⁸⁹ Damit die Menschen tatsächliche immer wieder und mit großer Begeisterung auf narrative Formen zurückgreifen, werden sie vom Körper mit Dopaminausschüttungen belohnt. Es wäre vorstellbar, dass der Mechanismus ein ähnlicher wie bei Sex ist: Um die Reproduktion zu sichern, würde ein gezielter einmaliger Paarungsakt (wie bei zahlreichen Tierarten üblich) ausreichen. Da Sex aber vom limbischen System mit Hormonausschüttungen belohnt wird und dadurch Spaß macht und in einigen Fällen sogar süchtig, praktiziert man ihn häufiger. Ähnlich könnte es bei Fiktionen sein: Hat man einmal das Gefühl des genussvollen oder sogar rauschhaften Lesens, Zuhörens, Zusehens, Spielens genossen, kann man kaum mehr von der Materie lassen – ein Effekt, der besonders bei Jugendlichen in der Pubertät zu beobachten ist.

Eine abschließende Beurteilung, ob es sich nun bei Kunst um eine in der menschlichen Evolution entstandene Adaption oder um ein Nebenprodukt einer solchen – auch im Sinne der „costly signaling theory“ – kann und soll im Kontext dieser Arbeit nicht arbiträr entschieden werden, da jede, wie dargelegt, nachvollziehbare und weniger nachvollziehbare Aspekte aufweist. Dass die Produktion und Rezeption von Kunst allerdings ausschließlich das Produkt so-

¹⁰⁸⁶ Porter Abbott: The Evolutionary Origins of the Storied Mind: Modeling the Prehistory of Narrative Consciousness and its Discontents, in: Narrative Vol. 8, Nr. 3/2000, S. 247-256; Michelle Scalise Sugiyama: Food, foragers, and folklore: the role of narrative in human subsistence, in: Evolution and Human Behavior Vol. 22, Nr. 4, Juli 2001, S. 221-240

¹⁰⁸⁷ Siehe hierzu auch Karl Eibl: Adaptionen im Lustmodus. Ein übersehener Evolutionsfaktor, in: Zymner, Rüdiger/Manfred Engel (Hrsg.): Anthropologie der Literatur. Poetogene Strukturen und ästhetisch-soziale Handlungsfelder, Paderborn: Mentis 2004, S. 30-48

¹⁰⁸⁸ Tooby/Cosmides: Does Beauty Build Adapted Minds, 2001, S. 24

¹⁰⁸⁹ Johanna Kissler et al.: Buzzwords: Early Cortical Responses to Emotional Words During Reading, in: Psychological Science Vol. 18, Nr. 6/2007, S. 475-480

zialen Lernens sein soll, erscheint aufgrund der temporalen und geographischen Universalität dieses Merkmals hingegen wenig realistisch.

4.2. Meme als Transportmittel kultureller Informationen

In diesem Kontext stellt sich die Frage nach dem Transport kultureller Informationen, den man durchaus schlicht mit dem Begriff „Lernen“ umschreiben kann. Dass solche Informationen nicht genetisch weitergegeben werden, ist mittlerweile hinreichend bekannt – sofern man nicht zu der überschaubaren Anhängerschaft der Lamarckschen Evolutionstheorie gehört.¹⁰⁹⁰ Die Idee der *Memetik* entstand als Pendant der *Genetik*, hat aber bis heute nur zögerlich Anhänger gefunden, da es weder harte wissenschaftliche Fakten für oder gegen dieses Gedankenkonstrukt gibt.¹⁰⁹¹ Karl Eibl gehört tendenziell zu den Kritikern oder zutreffender zu der großen Schar der Skeptiker:

„Mem' ist nur ein Wort, weder gut noch böse, weder falsch noch richtig, vielleicht ganz praktisch als Bezeichnung der kleinsten gedanklichen Einheit. Aber gerade diese Schlichtheit des Wortes reizt offenbar zu allerlei kühnen ‚Theorien‘ und Phantastereien, so dass es mir im Moment unbrauchbar erscheint.“¹⁰⁹²

J. J. Baldwin prägte bereits 1909 den Begriff der „kulturellen Evolution“ („social evolution“), Richard Dawkins führte dann 1976 den Begriff „Mem“ ein. Susan Blackmore, Psychologin und Kognitionswissenschaftlerin, gilt derzeit als entscheidende Vertreterin dieser Theorie. Ihre Ausführungen „Die Macht der Meme“ - von Jürgen Heinze nachvollziehbar als gegenwärtiger „Höhepunkt der Memetik“¹⁰⁹³ bezeichnet - lehnen sich an Dawkins Grundidee an, die Evolution werde von zwei Replikatoren vorangetrieben, den Genen und den Memen. Sie führt die Aspekte viel detaillierter als Dawkins aus, ist aber ebenso wenig wie er in der Lage, die Theorie mit handfesten Belegen zu untermauern. Lässt man sich jedoch einmal auf die Hypothese ein, bietet die Herangehensweise durchaus plausiblere Erklärungsansätze für bestimmte

¹⁰⁹⁰ Jean-Baptiste Lamarck (1744-1829) ging davon aus, dass Organismen immer nach Optimierung streben und dass im Leben erworbene Fähig- und Fertigkeiten an die Nachkommen weitergegeben werden können.

¹⁰⁹¹ Der Fremdwörter-Duden erläutert den im deutschsprachigen Raum noch größtenteils unbekanntem Begriff Mem folgendermaßen: „griech. Mneme ‚Gedächtnis, Erinnerung‘: (analog zu der biologischen Grundeinheit Gen) eine kulturelle Grundeinheit, Gedächtniseinheit, die sich in Form eines Schlagwortes, einer politischen oder religiösen Anschauung, einer Mode o.Ä. auf den Menschen als eine Art Wirt überträgt und von diesem in einem Prozess der Imitation verinnerlicht und an andere weitergegeben wird.“ (Duden – Das große Fremdwörterbuch. Herkunft und Bedeutung der Fremdwörter, 2. neu bearb. und erw. Auflage, Mannheim: Bibliographisches Institut & F.A. Brockhaus 2000, S. 861)

Susan Blackmore verwendet den Begriff Mem umfassend: „Ich werde den Begriff ‚Mem‘ unterschiedslos für memetische Information in all ihren Formen benutzen, seien es Ideen, die Gehirnstrukturen, die diese Ideen erzeugen, die Verhaltensweisen, die diese Gehirnstrukturen hervorrufen, sowie ihre Versionen in Büchern, Rezepten, Karten und Noten. Solange diese Information mittels eines Prozesses kopiert werden kann, den wir im weitesten Sinn als ‚Imitation‘ bezeichnen können, gilt sie als Mem.“ Blackmore: Die Macht der Meme, 2005, S. 120

¹⁰⁹² Eibl: Animal Poeta, 2004, S. 60

¹⁰⁹³ Jürgen Heinze: Von Genen und Memen – genetische und kulturelle Evolution, in: Hauska, Günter (Hrsg.): Gene, Sprachen und ihre Evolution. Wie verwandt sind die Menschen – wie verwandt sind ihre Sprachen?, Regensburg: Universitätsverlag 2005, S. 23

menschliche Verhaltensmuster, als es die klassische Soziobiologie oder Evolutionspsychologie vermag.¹⁰⁹⁴

Zentrale Voraussetzung für die Theorie der kulturellen Evolution durch Meme ist die menschliche Fähigkeit zur Imitation, die ihn laut Blackmore von allen anderen Spezies unterscheidet.¹⁰⁹⁵ Die genetische Evolution hat den Menschen zu einem überproportional großen Gehirn verholfen, das die Fähigkeit der Imitation besitzt. Mit dieser Möglichkeit ausgestattet konnte sich ein zweiter Replikator entwickeln, der im Gegensatz zu Genen nicht nur vertikal absteigend von Generation zu Generation weitergegeben wird, sondern sich auch horizontal oder aufsteigend repliziert, so dass seine Ausbreitung ungleich kürzeren Generationswechselln unterliegt. Die Grundprinzipien der memetischen Evolution sind dieselben wie die der genetischen: Variation durch Mutation, Selektion und Vererbung. Nur erfolgreiche bzw. erfolgversprechende Meme werden kopiert, leicht oder stark modifiziert weiter getragen; zudem gibt es keine teleologische Ausrichtung auf ein großes Ganzes hin, d.h. unsinnige, falsche oder sogar für den Menschen schädlich Inhalte können sich ebenso vermehren wie richtige und sinnvolle. Ganz im Sinne des „egoistischen Gens“ trachtet das „egoistische Mem“ nach einer möglichst umfassenden Ausbreitung und benutzt dabei das Gehirn als Replikationsmaschine. Meme können in Gruppen, als „Memplexe“ bezeichnet, repliziert werden und sind so in einigen Fällen erfolgreicher als einzeln kopierte Meme.¹⁰⁹⁶

„Die unaufhörlich fließenden Gedanken sind Meme. [...] Diese Gedanken sind offenbar eigenmächtig und führen ein Eigenleben. [...] Der Grund, warum *ich* mich nicht zwingen kann, mit dem Denken aufzuhören, ist, dass Millionen von Memen um einen Platz in *meinem* Gehirn wetteifern.“¹⁰⁹⁷

Blackmore weist darauf hin, dass vieles, was dem ersten Anschein nach einer Memreplikation ähnelt, individuelles Lernen im Sinne einer klassischen oder operanten Konditionierung ist. Dazu kommt, dass viele Lerninhalte nur für einen selbst erlernt und nicht weitergegeben werden (z.B. Fahrradfahren). Bei Imitation handelt es sich um das Erlernen durch Beobachten einer ausgeführten Handlung, wobei klar zwischen Ansteckung (z.B. Gähnen) und sozialem

¹⁰⁹⁴ Robert Aunger liefert mit seinem Aufsatz „Memes“ einen kurzen hilfreichen Einblick in die Materie und die dazugehörige Sekundärliteratur. Robert Aunger: Memes, in: Dunbar, Robin/Louise Barrett: Oxford Handbook of Evolutionary Psychology, New York/N.Y.: Oxford University Press 2007, S. 599-604

¹⁰⁹⁵ Blackmore nennt in „Die Macht der Meme“ u.a. Delfine und z.T. Vögel als wenige Ausnahmen (S. 260), worin ihr aber Jürgen Heinze widerspricht, der in seinem Text „Von Genen und Memen“ das Phänomen der kulturellen Evolution nicht alleine auf den Menschen beschränkt sehen will. (S. 23) Der Verhaltensbiologe Peter Kappeler vertritt ebenfalls die geläufige Auffassung, dass zumindest einige Tierarten (Untersuchungen bei Primaten und Vögeln) in der Lage sind zu imitieren, eine Form des sozialen Lernens, zu der auch lokale Verstärkung, Reizverstärkung, Stimmungsübertragung, Beobachtungs-Konditionierung und Unterrichten zählt: „Imitation findet statt, wenn von einem Tier eine neue Verhaltensweise kopiert wird, die nicht zum artspezifischen Repertoire gehört. Das erfolgreiche Kopieren kann dabei voraussetzen, dass das beobachtende Tier die Zielgerichtetheit einer Handlung des Akteurs verstehen muss, um die betreffende Verhaltensweise zu imitieren.“ (Kappeler: Verhaltensbiologie, 2006, S. 455) Daneben gibt es das individuelle Lernen durch Prägung, Sensitivierung und Habituation, Konditionierung.

¹⁰⁹⁶ Memetisches Lexikon von Glenn Grant 1990: <http://pespmc1.vub.ac.be/MEMLEX.html>, 01.04.2009

¹⁰⁹⁷ Blackmore: Die Macht der Meme, 2005, S. 80 und S. 83

Lernen abgegrenzt wird. Imitation ist eine Form des sozialen Lernens, doch soziales Lernen erfolgt nicht immer durch Imitation. „Imitation heißt, durch Beobachtung anderer etwas über die Form eines Verhaltens zu lernen, während soziales Lernen heißt, durch Beobachtung anderer etwas über die Umwelt zu lernen.“¹⁰⁹⁸

Blackmore greift drei häufig gebrachte Einwände gegen die Theorie der Memetik auf und versucht diese mehr oder weniger erfolgreich zu relativieren oder zu entkräften:¹⁰⁹⁹

- 1) Die Funktions-/Grundeinheit eines Mems ist nicht feststell- oder definierbar (wie die molekularen Bestandteile eines Gens).
- 2) Die Art und Weise, wie und wo Meme kopiert und gespeichert werden, ist (noch) nicht bekannt.
- 3) Die memetische Evolution wird häufig im Gegensatz zur biologischen als „lamarckistisch“ bezeichnet.

Blackmore führt die evolutionäre Vergrößerung des menschlichen Gehirns im Wesentlichen auf den selektiven Druck zurück, der durch die Meme erzeugt wurde. Die gängigen Theorien hierzu erscheinen ihr nicht ausreichend begründet oder in einer fundamentalen, nachvollziehbaren Kausalität zu dem Resultat zu stehen. So schmettert sie die These, es sei zu einer sukzessiven Vergrößerung des Gehirns gekommen, um erfolgreicher jagen zu können, mit dem nicht von der Hand zu weisenden Hinweis ab, dass es im Tierreich sehr geschickte Jäger gebe, die ebenfalls über ein kartografisches Gedächtnis verfügen und in Gruppen jagen, aber keine Zunahme ihres Gehirns durchlaufen hätten. Andere Theorien betonen die soziale Komponente des Gehirnwachstums wie beispielsweise die machiavellische Intelligenzhypothese oder die Evolution der Sprache als verbales Grooming für immer größer werdende Gruppenverbände. Für den menschlichen Organismus ist das große Gehirn aufwändig in der Herstellung und im Unterhalt und birgt bei der Fortpflanzung erhebliche Risiken. (Vgl. Kap. über sexuelle Selektion) Die Evolution begünstigt solch teure Entwicklung nur in zwingenden Fällen. Blackmore hingegen führt die Memetik als neue Theorie an, deren historische Überprüfung allerdings – wie sie selber zugibt - „ziemlich spekulativ“ bleiben muss:

„Als wir begannen, einander zu imitieren, nahm unsere Evolutionsgeschichte eine entscheidende Wendung. Damals kam ein zweiter Replikator, das Mem ins Spiel. Meme veränderten die Umwelt, in der die Gene selektiert wurden, und die Richtung dieser Veränderung wurde vom Ergebnis der memetischen Evolution bestimmt. Daher wurden die Selektionsdrücke, die zu der massiven Zunahme der Gehirngröße führten, von den Memen eingeleitet und vorangetrieben.“¹¹⁰⁰

¹⁰⁹⁸ Ebd., S. 96

¹⁰⁹⁹ Ebd., S. 100 ff.

¹¹⁰⁰ Ebd., S. 132

Imitation von Verhaltensweisen hat bei Spezies mit einem langen Generationswechsel und einer sich nur langsam wandelnden Umwelt erhebliche Vorteile. Das risikoreiche *Trial-and-Error*-Lernen wird durch das risikoarme Kopieren von bereits erfolgreich durchgeführtem Verhalten ersetzt. Blackmore unterstützt die Idee, dass die sozialen Fähigkeiten „tatsächlich für den ersten Schritt zum Erwerb unserer Nachahmungsfähigkeit verantwortlich waren“¹¹⁰¹, allerdings setzte dann der memetische Druck ein, der zu einem wachsenden Gehirn führte. Das Gehirn des *Homo sapiens* ist nach dieser Theorie kurz gefasst deshalb so groß, damit es Meme besser imitieren und replizieren kann. Und letztlich gelten die besten Imitatoren und Replikatoren auch als die einflussreichsten Mitglieder einer Gruppe und werden bei der sexuellen Selektion begünstigt, was sich dann wiederum in der genetische Selektion niederschlägt. Dergestalt beeinflusst die Memetik schließlich die Genetik.

Jürgen Heinze kann sich ebenfalls dem Reiz dieser Überlegungen nicht entziehen:

„Zwischen Genen und Memen zeigen sich verblüffende Parallelen. So folgt die Ausbreitung neuer Ideen, Moden oder Spiele in unserer Gesellschaft einer Dynamik, die der neuer, aggressiver Grippeviren oder vorteilhafter Mutationen in Populationen stark ähnelt. Wie Neuheiten und Zeitstile in der Bevölkerung Fuß fassen, häufiger werden und dann wieder verschwinden, lässt sich daher bequem mit den mathematischen Algorithmen der Populationsgenetik beschreiben und sogar in gewissen Grenzen vorausberechnen.“¹¹⁰²

Biochemische Korrelate können zwar bei Memen im Gegensatz zu den Genen nicht identifiziert werden, auch der Modus der Replikation unterscheidet sich erheblich, dennoch können Meme und Gene interagieren – zum Vorteil oder zum Schaden des jeweilig anderen. Langfristig werden sich nach Auffassung Heinzes letztlich nur die Meme etablieren, die der genetischen Fortpflanzung nicht zuwiderlaufen.

In der intensiven Nutzung der menschlichen Sprache findet Blackmore einen Beleg, dass diese (vor Einführung der Massenkommunikationsmedien) ein hervorragendes Instrument zur Verbreitung von Memen war/ist und sich unter diesem Selektionsdruck dementsprechend entwickelte. Blackmore setzt den Zeitpunkt der modernen Sprachentwicklung beim archaischen *Homo sapiens* vor rund 100.000 Jahren an, räumt aber ein: „Wir können nicht sagen, ob das größere Gehirn allmählich Sprache ermöglichte, oder ob der Beginn der Sprachentwicklung allmählich eine Zunahme der Gehirngröße erzwang. Alles, was wir wissen, ist, dass sich beide gemeinsam entwickelt haben.“¹¹⁰³ Zu Dunbars Theorie der Sprachentwicklung (siehe Kap. Entwicklung der Sprache) merkt sie kritisch an, dass andere Arten ebenfalls ihren Lebens-

¹¹⁰¹ Ebd., S. 134 f.

¹¹⁰² Heinze: Von Genen und Memen, 2005, S. 23

¹¹⁰³ Blackmore: Die Macht der Meme, 2005, S. 157

raum in der Savanne verlagert und in zunehmend größeren Verbänden gelebt hätten, ohne dass dies einen eklatanten Wachstumsschub des Gehirns ausgelöst hätte. Zusammenfassend schlägt sie als Ursprung für die menschliche Sprache vor:

„Als sich Imitation entwickelt hatte, was vermutlich vor rund 2,5-3 Millionen Jahren der Fall war, stand ein zweiter Replikator, das Mem zur Verfügung. Als die Menschen begannen, einander zu kopieren, waren die qualitativ hochwertigsten Meme am erfolgreichsten – das heißt, diejenigen mit hoher Wiedergabetreue, hoher Vermehrungsrate und Langlebigkeit. Aus dem Erfolg von kopierbaren Lauten, die in allen drei Punkten gut abschnitten, entstand eine gesprochene grammatikalische Sprache. Die frühen Sprecher dieser Sprache kopierten nicht nur die besten Sprecher ihrer Gesellschaft, sondern paarten sich auch mit ihnen, und schufen dadurch einen natürlichen Selektionsdruck, der die Gene veranlasste, Gehirne zu produzieren, die diese neuen Meme immer erfolgreicher verbreiteten.“¹¹⁰⁴

Jürgen Heinze teilt die Überzeugung, dass Schrift und Sprache sich als hervorragendes Transportmittel von Memen herausgestellt haben. Sie erhöhen seiner Ansicht nach „das Tempo und die Genauigkeit der Weitergabe von Memen. Sprache selbst kann als Mem-Komplex betrachtet werden.“¹¹⁰⁵ Grundsätzlich treffen hier zwei sprachtheoretische Auffassungen aufeinander: Susan Blackmores, die eher in der Tradition von Noam Chomsky zu sehen ist, und die von Steven Pinker, der wie Robin Dunbar dem sprechenden Urmenschen gegenüber seinen stummen Kollegen Selektionsvorteile attestierte.

Auch im Bereich Sexualität spielt nach Ansicht Blackmores die Memetik eine bedeutende Rolle. Die erfolgreiche Ausbreitung von Memen verschafft Machtzuwachs und Sexualität kann dabei eine dirigistische und/oder katalysatorische Aufgabe übernehmen: „Sex ist ein wunderbares Medium zur Verbreitung, Kontrolle und Manipulation von Memen.“¹¹⁰⁶ Das moderne Sexualverhalten mit Geburtenkontrolle widerspricht der Sichtweise der Soziobiologie und Evolutionspsychologie, die dieses im Sinne der genetischen Replikation als ein „maladaptives“ Verhalten interpretiert. Blackmore führt zahlreiche Belege für ihre These aus dem Bereich der sexuellen Tabus an, die mit der Zeit abnehmen – „nicht etwa infolge von Wohlstand oder Industrialisierung per se, sondern infolge zunehmender horizontaler Übermittlung.“¹¹⁰⁷ Als Beispiele werden u.a. aufgeführt: Das Masturbationstabu sollte bei Männern ein Verlangen nach vaginalem Sex verstärken, Beschneidungen bei jüdischen Jungen sowie Verbote homosexueller Kontakte zielten vermutlich in dieselbe Richtung. Diese Tabus wurden vornehmlich von den Kirchen eingeführt, die auf diese Weise eine zukünftig immer wachsende Anhängerschaft sicherstellen wollte.¹¹⁰⁸ Interessant wird die Argumentation

¹¹⁰⁴ Ebd., S. 180

¹¹⁰⁵ Heinze: Von Genen und Memen, 2005, S. 27

¹¹⁰⁶ Blackmore: Die Macht der Meme, 2005, S. 234

¹¹⁰⁷ Ebd., S. 255

¹¹⁰⁸ Ebd., S. 221 f.

beim Zölibat, das als Möglichkeit für Meme gesehen wird, „die Energien ihrer Wirte derart umzulenken, dass sie statt der Wirtsgene religiöse Meme produzieren.“¹¹⁰⁹

Am Anfang aller Weltreligionen findet sich ein kleiner Kreis von Anhängern eines Kults, die sich um einen charismatischen Führer scharen, die erfolgreiche Verbreitung und die über Jahrtausende anhaltende Effizienz verdanken sie dann den „religiösen Memen“, die sich gegen wachsende Rationalität und Wissenschaftserkenntnis durchsetzen und halten konnten, wie es Susan Blackmore folgendermaßen zusammenfasst:

„Wenn wir uns Religionen aus dem Blickwinkel der Meme ansehen, können wir verstehen, warum sie so erfolgreich sind. Diese religiösen Meme sind nicht mit der Absicht angetreten, erfolgreich zu sein. Sie waren nichts anderes als Verhaltensweisen, Vorstellungen und Mythen, die in der langen Geschichte der menschlichen Versuche, die Welt zu verstehen, kopiert und von einer Person zur anderen weitergegeben wurden. Sie waren erfolgreich, weil sie sich per Zufall zu sich gegenseitig unterstützenden Gruppen zusammenfanden, die all die richtigen Tricks kannten, um dafür zu sorgen, dass sie in Millionen Gehirnen, Büchern und Bauwerken sicher gespeichert und ständig an noch mehr Gehirne und so weiter weitergegeben wurden. Sie riefen starke Emotionen und aufwühlende Erfahrungen hervor. Sie lieferten Mythen, um echte Fragen zu beantworten, und die Mythen standen unter dem Schutz der Unüberprüfbarkeit, Drohungen und Versprechen. Sie riefen Angst hervor und milderten sie dann wieder, um Willfähigkeit zu schaffen, und sie benutzten den Schönheits-, den Wahrheits- und den Altruismustrick, um ihre Verbreitung zu fördern. Das ist der Grund, warum sie bis in unsere Zeit überdauert haben und warum das Verhalten von Millionen Menschen von Vorstellungen gelenkt wird, die entweder falsch oder unüberprüfbar sind.“¹¹¹⁰

Vergleichbares wie für zölibatär lebende Geistliche gilt für Frauen, die keine Kinder aufziehen: Sie haben mehr Zeit und Möglichkeiten, Meme in ihrem Sinn zu kopieren und weiter zu verbreiten und bekleiden häufig eine gesellschaftlich anerkanntere Stellung als „Nur-Hausfrauen“. „Hier findet eine Schlacht statt – eine Schlacht zwischen Memen und Genen um die Kontrolle über die Fortpflanzungsmaschinerie, in diesem Fall Geist und Körper einer Frau.“¹¹¹¹

Adoption ist aus soziobiologischer Sicht schwer erklärbar – eigentlich ein Fehlverhalten, da wertvolle Ressourcen in Menschen investiert werden, die keine Fortführung der eigenen Gene sicherstellen. Sie könnten höchstens mit dem genetisch verwurzelten Wunsch nach Kindern begründet werden, die den Umstand des fremden genetischen Materials vergessen lassen. Vom Standpunkt der Memetik hingegen ist es völlig gleichgültig, an wen memetische Informationen weitergegeben werden. Auch ein adoptiertes Kind lernt religiöse, politische und soziale Regeln von seinen Eltern. Adoption entspricht damit dem Wunsch, die eigenen geistigen und weltlichen Besitztümer weiterzugeben.¹¹¹² Dass die gängige Vorstellungen der Evoluti-

¹¹⁰⁹ Ebd., S. 227

¹¹¹⁰ Ebd., S. 307 f.

¹¹¹¹ Ebd., S. 228

¹¹¹² Ebd., S. 232 ff.

onspychologen und Biologen davon abweichen, wurde bereits im Kapitel über die elterliche Fürsorge und Familienselektion dargelegt.

4.3. Prinzipien der Ästhetik

„Es kann davon ausgegangen werden, daß das Schönheitsbedürfnis bereits im Verlaufe der menschlichen Evolution bedeutungsvoll gewesen ist. Es muß dazu beigetragen haben, den Menschen an die Lebensbedingungen seiner Umwelt und seines sozialen Zusammenlebens anzupassen. Andernfalls, wenn es keinen adaptiven Wert gehabt hätte, wären die damit verbundenen Verhaltensweisen nicht erhalten worden, sondern im Verlaufe der evolutiven Selektion verschwunden.“¹¹¹³

Was der Biologe Klaus Richter sagt, entspricht in einem hohen Maß dem wissenschaftlichem Konsens, der bei der Frage einer universellen Bedeutung von Ästhetik – ganz im Gegensatz zu den beiden vorhergegangenen Kapiteln – herrscht. Gleich ob Natur- oder Geisteswissenschaft scheinen sich die Disziplinen einig, dass der Mensch (in manchen Fällen auch andere Säugetiere) starke Präferenzen für bestimmte ästhetische Kriterien evolviert haben. Und mit aller Differenzierungsnotwendigkeit, die sich durch die Zeit, den Zeitgeist und die kulturelle Zugehörigkeit ergeben, können immer wieder universell tragende Lustquellen oder „Aesthetics“ belegt werden. Dazu gehören die äußere Welt, repräsentiert in ihren Landschaften, Farben, Zahlen, Ordnungen, Tonfolgen, Rhythmen und Fraktalen, der menschliche Körper mit seinen Symmetrien und Proportionen, die Kleidung sowie die mentale Fitness, zu der u. a. spielen, lernen und möglicherweise sogar träumen gezählt werden.¹¹¹⁴

Bereits im Kapitel über die natürliche Selektion wurden menschliche Vorlieben an der äußeren Welt thematisiert, die sich im Wesentlichen unter dem Begriff ‚geeignete Lebensräume‘ zusammenfassen lassen. Landschaften und Räumlichkeiten können ein lustbetontes Hier-möchte-ich-bleiben-Gefühl auslösen: Räume, die eine gute Balance zwischen Aussicht und Rückzug bieten, über Quellen und Oasen, Blumen, Vögel und Bäume als Fruchtbarkeitsindikatoren und letztere auch als Sonnen- und Regenschutz und Rückzugsmöglichkeit für eine Flucht bzw. als Beobachtungsplattform verfügen. Grasende Huftiere stehen für Nahrung und für die Sicherheit, dass sich keine Raubtiere in der Nähe aufhalten.¹¹¹⁵

Gleichzeitig ist Kunst nie die Abbildung des Realen, dennoch werden diese Aspekte, die dem Menschen dort ein angenehmes, sicheres Gefühl vermitteln auf eine künstlich geschaffene

¹¹¹³ Klaus Richter: Die Herkunft des Schönen, 1999, S. 46

¹¹¹⁴ Das Hässliche steht als Negation dem Ästhetischen gegenüber. Klaus Richter widmet in seinem Buch diesem interessanten, und oftmals nicht beachteten Aspekt ein eigenes Kapitel. Clemens Schwender bekräftigt die eigene Dimension des Nicht-Schönen. „Hässlichkeit ist die Aussicht auf eine geringe Überlebenschance und reproduktives Versagen.“ Schwender: Medien und Emotionen, 2001, S. 166. Hierzu ebenfalls Maase, Kaspar: Nützlich? Angenehm? Schön?. Überlegungen zur Ästhetik im Alltag, in: Eibl, Karl/Katja Mellmann/Rüdiger Zymner (Hrsg.): Im Rücken der Kulturen, Paderborn: Mentis 2007, S. 89-111

¹¹¹⁵ Eibl: Animal Poeta, 2004, S. 325 f.

Welt übertragen. Kunst verzerrt, über- oder untertreibt, setzt Akzente oder überrascht. Ellen Dissanayake bezeichnet dieses Hervorheben aus dem Gewöhnlichen als „Making special“, als Markierungen, die Handlungen oder Inhalten eine Struktur und Aufmerksamkeit verleihen.¹¹¹⁶ Der Neurologe Vilayanur Ramachandran entwickelt einen Vorschlagkatalog von zehn universellen Kunstgesetzen: Akzentverschiebung, Gruppierung, Kontrast, Isolation, perzeptive Problemlösung, Symmetrie, Vermeidung von Zufällen/verallgemeinernde Sichtweise, Wiederholung/Rhythmus/Ordnung, Ausgewogenheit und Metapher.¹¹¹⁷ Sie alle lösen, sofern sie richtig angewendet werden, neuronale Prozesse aus, die letztlich als angenehme Gefühle wahrgenommen werden. Selbst abstrakte Malerei oder bildende Kunst können mithilfe der adäquaten Ansprache bestimmter basaler Mechanismen ein solcher Stimulus sein. „Mit anderen Worten, die menschlichen Künstler haben durch Versuch und Irrtum, durch Intuition und Genie die Grundmuster unserer Wahrnehmungsgrammatik erkannt.“¹¹¹⁸ Ramachandran erläutert seine These anhand zahlreicher Beispiele aus der Ethologie der Tier- und Menschenwelt und deren neuronale Korrelate. All die genannten Punkte spielten in der hominiden Entwicklung eine Rolle und befähigten den Vorfahren des heutigen Homo sapiens, sich etwas besser in seiner Umwelt zurecht zu finden bzw. sich etwas erfolgreicher reproduzieren zu können als seine Vorgänger oder Mitstreiter und dies nicht aufgrund eines direkten adaptiven Vorteils, sondern weil Kunst vermutlich eine „virtuelle Realität“ simuliert.¹¹¹⁹ Untersucht hat er diese Systematik vor allem an der Malerei, dennoch lassen sich die Ergebnisse auf die Literatur applizieren. Induktion als Verfahren zur Konstruktion des Weltbildes hat zwar evolutionär gesehen Vorteile, weil es die Individuen befähigt und ihnen Mut macht, beim Auftreffen auf neue Lebensräume, Situationen, Lebewesen analog zu bereits erprobtem Verhalten zu agieren und auf einen erfolgreichen Ausgang hoffen zu können, birgt aber den Nachteil, dass die menschliche Spezies mit einer deterministischen Tendenz zum Vorurteil ausgestattet ist, die Ausnahmen der Regel eher nicht berücksichtigt. Es ist das Prinzip der Ordnung, das uns zu solchen Analogien greifen lässt.¹¹²⁰

„Nur diese Gleichförmigkeitsvermutung verhindert, dass wir vor jedem neuen Schritt angstgepeinigt zurückschrecken. Und eine starke Gleichförmigkeitsvermutung war ein deutlicher statistischer Überlebensvorteil, weil, ungeachtet einiger Opfer, die für neue

¹¹¹⁶ Ellen Dissanayake: Kunst als menschliche Universalie: Eine adaptionistische Betrachtung, in: Hejl, Peter M. (Hrsg.): Universalien und Konstruktivismus, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2001, S. 206-234. Bereits in früheren Texten benannte Dissanayake als gemeinsamen Nenner für Kunstverhalten das „Zu-etwas-Besonderem-Machen“/„Making special“ (S. 217). Karl Eibl u.a. hat diesen Terminus übernommen.

¹¹¹⁷ Ramachandran: Eine kurze Reise durch Geist und Gehirn, 2006, S. 56

¹¹¹⁸ Ebd., S. 60

¹¹¹⁹ Ebd., S. 69

¹¹²⁰ Vgl. hierzu die detaillierten Ausführungen über die Rekognitionsheuristik im Kapitel zu Antoine Saint-Exupéry's „Der Kleine Prinz“.

Erfahrungen gemacht werden mussten, die Gesamtpopulation neue Nischen entdecken konnte, ökologische und kognitive.“¹¹²¹

Das Bedürfnis nach Ordnung hängt mit der begrenzten Kapazität der Informationsverarbeitung und Informationsspeicherung zusammen. Aus der überbordenden Informationsflut selektiert der Mensch die wesentlichen für sich heraus. „Ordnung schafft Übersicht. Damit wird das Gefühl des Beherrschens der Dinge, des ‚über den Dingen Stehens‘, des Einblicks und des Überblicks erreicht.“¹¹²² Die naturwissenschaftlichen Systeme wie beispielsweise die Beschäftigung mit der Mathematik stehen ganz in diesem Kontext.

„Unser Streben nach Ordnung, Deutlichkeit, Vollkommenheit ist so groß, daß wir auch dann, wenn Figuren oder Gegenstände unvollkommen oder unsymmetrisch, eben ‚unordentlich‘ sind, diese mehr oder weniger automatisch, ja zwanghaft, in unserer Vorstellung vervollständigen. Zahlreiche zeichnerische Darstellungen mit optischer Täuschung, aber auch Bilder abstrakter Malerei bestätigen das.“¹¹²³

Im Gegensatz zu Zahlen, die nicht außerhalb des Menschen existieren, sind Symmetrien „Strukturprinzipien des Materiellen“¹¹²⁴ „Im mathematischen Sinne bedeutet Symmetrie die Wiederholung gleicher Elemente.“¹¹²⁵ Sie finden sich in nahezu allen natürlichen Phänomenen wieder, von Pflanzenstrukturen über Kristalle bis hin zu symmetrischen Beziehung der Elementarteilchen.¹¹²⁶

„Symmetrie bestimmt die Invarianz einer Struktur. Damit sind Statik, Konstanz, Identität, Geschlossenheit, Stabilität, Gewährleistung gegeben. Aus diesen Wesenheiten symmetrischer Strukturen wie auch Funktionen liest der Mensch die Beständigkeit, Verlässlichkeit, Ordnung und Ruhe heraus, deren er an und in seinem Körper und in seiner Umwelt essentiell für sein Wohlbefinden bedarf. Symmetrien vermitteln Zentriertheit, Balance, In-sich-Ruhen, was insbesondere auch in kirchlicher Symbolik gezielt eingesetzt und wirksam wird.“¹¹²⁷

Diese strukturelle Ordnung spiegelt sich ebenfalls in der Musik wider. Ein universell als angenehm empfundenen musikalischen Prinzip ist der Oktavabstand zwischen dem Grund- und dem ersten Oberton der klassischen Harmonielehre.¹¹²⁸

Neues zu entdecken, wird als Lustquelle wahrgenommen, es ist das Geheimnisvolle (Mystery), das einen Zuwachs an Erkenntnis verspricht. Gleichzeitig muss eine Lesbarkeit gegeben sein, d.h. eine Methode, ein Ansatz vorhanden sein, mit dem Umstand des Geheimnisvollen angemessen und mit einem leidlich sicheren Gefühl umgehen zu können. Symmetrie und

¹¹²¹ Eibl: Animal Poeta, 2004, S. 349

¹¹²² Richter: Herkunft des Schönen, 1999, S. 151 f.

¹¹²³ Ebd., S. 155

¹¹²⁴ Ebd., S. 165

¹¹²⁵ Ebd., S. 165

¹¹²⁶ Klaus Richter bemerkt, dass rund 95% aller Tierarten (inkl. Mensch) spiegelsymmetrisch gebaut seien. (Ebd., S. 169)

¹¹²⁷ Ebd., S. 167

¹¹²⁸ Eibl: Animal Poeta, 2004, S. 333 ff.

Ordnung durch Wiederholung spielen dabei eine zentrale Rolle (z.B. Proportionallehre, symmetrischer Aufbau von Blättern, Schneeflocken, Reim- und Versformen¹¹²⁹, die Jahreszeiten, aber auch der Herzschlag). Dem Menschen scheint eine Ordnungserwartung, wie von Eibl-Eibelsfeld plausibel dargelegt, angeboren zu sein:

„Unsere Sinnesorgane und unser Zentralnervensystem sind als Ergebnis einer stammesgeschichtlichen Entwicklung genetisch so programmiert, dass sie in der Lage sind, Regelmäßigkeiten und damit Ordnung zu erkennen. Für einen Organismus muss die Welt vorhersagbar sein, sonst kann er in ihr nicht leben. In der Umwelt, in der wir leben, gibt es wiederkehrende und daher erkennbare Gegenstände und Lebewesen, Objekte, die als Hindernisse wahrgenommen werden müssen und die Vielzahl der Organismen, die als Raubfeinde, Jagdwild oder Nutzpflanzen eine Rolle spielen, und schließlich unsere Mitmenschen, deren Intentionen zu erkennen von überlebenswichtiger Bedeutung ist. Dass es solche Regelmäßigkeiten gibt, die man entdecken kann, ist wohl eine Primärhypothese, auf der sich die Existenz gründet. Wir sind so gebaut, dass wir sie erwarten. Erfüllt sich die Erwartung, dann erleben wir dies lustbetont als Entdeckungserlebnis. Darauf beruht unter anderem der ästhetische Reiz der Suchbilder und die Freude beim Entdecken der in ihr verborgenen Figur. Unsere Sinneswahrnehmung ist aktiv auf der Suche nach gestalthaft Erfassbarem.“ (Irenäus Eibl-Eibelsfeld: Ernst Haeckel – Der Künstler im Wissenschaftler, S. 21)¹¹³⁰

Schönheit des menschlichen Körpers steht in einem engen Zusammenhang mit seiner ausgewogenen Proportionalität – diese Erkenntnis galt bereits seit der Antike und wurde inzwischen anhand wissenschaftlicher Untersuchungen nachgewiesen. Intensiv damit beschäftigt haben sich u.a. Alfred Dürer und Leonardo da Vinci. Als Idealmaß werden Proportionen um den *Goldenen Schnitt* herum mit einer Abweichung bis zu 20 Prozent wahrgenommen.¹¹³¹ Physiognomische Ausprägungen haben dabei im Laufe der Zeit eine Attribuierung erhalten, die sich maßgeblich an den sekundären Geschlechtsmerkmalen orientiert, die immer wieder in künstlerischen Darstellungen, aber auch in realitas hypertrophiert werden und wurden („Signalismus“). Klaus Richter fasst die Aussagekraft einzelner Aspekte des menschlichen Körpers zusammen. Ein magerer bis schlanker Körperbau verkörpert das Mädchen-/Jünglingshafte, Agilität und Gesundheit; runde weibliche Körper stehen für das Mütterliche, Nährende; athletisch-muskulöse Männerkörper für Tatkraft, Widerstandsfähigkeit und Schutz.

„Die großen Helden und Recken der Mythen, Märchen und historischen Darstellungen sind in der Regel wohlgestaltete, stattliche, starke und demzufolge und selbstverständlich auch gute, treue und gerechte Männer im besten jugendlichen Alter. Und das ist bis in die Gegenwart so geblieben, ob es die arischen Siegfrieds oder die Allerwelts-Rambos sind. Auf der weiblichen Seite sind Göttinnen, Feen, Nymphen, Prinzessinnen ebenfalls durch Anmut und jugendliche Schönheit ausgezeichnet.“¹¹³²

¹¹²⁹ Ausführlicher zu Rhythmus und Reim bei Burkhard Moennighoff: Rhythmus und Reim als poetogene Struktur, in: Zymner, Rüdiger/Manfred Engel (Hrsg.): Anthropologie der Literatur. Poetogene Strukturen und ästhetisch-soziale Handlungsfelder, Paderborn: Mentis 2004, S. 242-251

¹¹³⁰ Zitiert nach Eibl: Animal Poeta, 2004, S. 331

¹¹³¹ Bei zwei ungleich großen Elementen ist das Verhältnis $a : b = b : (a + b)$ (entspricht 1:0,61803...) allen anderen an Schönheit überlegen. (= *Goldener Schnitt*) (Richter: Herkunft des Schönen, 1999, S. 182).

¹¹³² Ebd., S. 75 f.

Das menschliche Antlitz war und ist (bis auf das verschleierter Frauen) der einzige unbedeckte Körperteil. Die Augen scheinen beim Betrachten eines Gegenübers der erste Fokus zu sein. In der Entwicklung der Gesichtserkennung bei einem Säugling übernehmen sie daher eine zentrale, frühe Rolle. Deren symmetrische Anordnung trägt wesentlich zum Schönheitsempfinden bei, doch perfekte Symmetrie verleiht einen unpersönlichen und künstlichen Eindruck. Bestimmte proportionale Strukturen lassen ein Gesicht hässlich oder schön wirken. Bei Frauen werden Proportionen, die tendenziell in Richtung Kindchenschema gehen, als attraktiv wahrgenommen. Das Kindchenschema weckt den Beschützerinstinkt und wird hauptsächlich durch eine Verschiebung der Proportionen hin zu einem größeren Hirn- und einem kleineren Gesichtsschädel erreicht. Darüber hinaus lösen folgende weitere Merkmale bei Männern wie bei Frauen gleichermaßen eine fürsorgliche Zuwendung aus (bei Mädchen ab ca. 12, bei Jungen ab ca. 15 Jahren): ein im Verhältnis zum Rumpf großer Kopf und lange Extremitäten sowie dickes Unterhautfettgewebe (Patschhände, runde Wangen, weicher, kugelig Bauch und ein ebensolches Gesäß). Erwachsene Frauen verstärken bisweilen durch Mode oder Haartracht den Eindruck des Kindchengesichts durch optische Vergrößerung des Gehirnschädels mithilfe von Hauben/Hüten oder entsprechenden Hochsteckfrisuren.¹¹³³

Der Eindruck der Schönheit entsteht in einer Wechselwirkung zwischen Subjekt und Objekt. Zeitgeschmack, gruppentypische Spezifika und Ideologien steuern den subjektiven Blickwinkel. Der Medienwissenschaftler Clemens Schwender betont zutreffend, dass eine Beurteilung nicht einheitlich ausfallen kann, da intrapersonelle Faktoren wie Alter, Geschlecht, Gesundheitszustand und situative Faktoren wie Witterung, Gruppenstimmung oder Ähnliches die Wahrnehmung entscheidend beeinflussen können. Menschen kommen dennoch mit bestimmten basalen Erkennungsschemata auf die Welt. Viele der auslösenden Mechanismen werden postnatal „präzisiert und erweitert“¹¹³⁴. Attrappen können bei Menschen ebenfalls ein bestimmtes Verhalten auslösen. „Je stärker nun eine emotional zu beurteilende Struktur oder Figur mit einem entsprechenden angeborenen oder mit einem unter positiver Erfahrung internalisierten Gestaltschemata kongruent ist, um so höher wird es auf der Bewertungsskala des Passenden, des Idealen, des Schönen eingeordnet.“¹¹³⁵ Hier kann es aber auch zu Fehlurteilen kommen, wenn beispielsweise anthropologische Erkennungsmerkmale einem Tier attestiert werden. Gang, Blick, Aussehen eines Tieres werden unter menschlich-ethologischen Gesichtspunkten gewertet. Ein Adler wird dann zu einem entschlossenen Tier, dem König der Lüfte, geduckte, schleichende Bewegungen einer Raubkatze stehen für Hinterhältigkeit und

¹¹³³ Ebd., S. 122 ff.

¹¹³⁴ Ebd., S. 53

¹¹³⁵ Ebd., S. 60

Feigheit etc. Aber auch Elemente der Natur wie Vegetation, Gebirgsformationen werden anthropomorph gedeutet.

Der Begriff Kunst ist lediglich eine Formel für alle möglichen Phänomene. John Tooby und Leda Cosmides verwenden daher den Begriff „Fiction“, um die weit möglichste Referenz aller imaginierten Produkte aufzuzeigen.¹¹³⁶ Die Disposition dafür ist universell, die Ausführungen im Einzelnen nicht. Nach dem Kanon der Abweichungsästhetik sind die wichtigsten Elemente der literarischen Kunst Fiktionalität, Verfremdung und uneigentliche Rede, die eine Betrachtung unter evolutionspsychologischen Gesichtspunkten Stand halten.¹¹³⁷ „Fiktionen gehören demnach zum Trainings- und Abstimmungsprogramm unserer ‚Schaltkreise‘.“¹¹³⁸ Betont wird, dass das fiktionale „Decoupling“ keinen Einfluss auf die emotionale Anteilnahme hat. Dieser Entkoppelungsmechanismus scheint eine Adaption des kognitiven Apparats zu sein, sich nicht von einer Flut von „false information („fictions“)¹¹³⁹ korrumpieren zu lassen. Frank Zipfel vergleicht diesen Prozess mit einem „Als-Ob-Spiel“: „Der Rezipient soll sich selbst für die Zeit der Lektüre in einer gewissen Weise glauben machen, daß die erzählte Geschichte wahr ist.“¹¹⁴⁰ Dennoch ist er sich jederzeit bewusst, dass er sich auf ein Spiel einlässt, das ihm der (fiktive) Autor anbietet. Bei Kleinkindern und bei Autisten funktioniert dieser Mechanismus (noch) nicht oder schlecht. Die bildhafte Bedeutungsübertragung (Tropen) von literarischen Inhalten erleichtert den Transfer der eigentlichen Aussage und kommt dem menschlichen Prinzip des Lernens entgegen.

„Die Bildung einer Metapher ist dann also eine heuristische Modellbildung. Für einen frühen Ursprung spricht unter anderem, dass die Informationsübertragung mittels Metapher in der Grundstruktur einen Analogieschluss darstellt und somit zur Verwandtschaft des induktiven Verfahrens zählt.“¹¹⁴¹

Auch eine eigentlich bedrohliche oder abscheuliche Situation kann über einen kurzen Zeitraum hinweg und mit dem Gefühl der eigenen Sicherheit als genussvoll wahrgenommen werden (z.B. Achterbahnfahrt, Aussicht von einem Hochhausdach mit Geländer).¹¹⁴²

Interessant sind die Überlegungen zu Kitsch, die auf den ersten Blick die gleichen universellen Gesetze verwenden wie Kunst, allerdings – wie Ramachandran meint – „rein mechanisch“:

¹¹³⁶ Tooby/Cosmides: Does Beauty Build Adapted Minds, 2001

¹¹³⁷ Eibl: Animal Poeta, 2004, S. 278 f.

¹¹³⁸ Ebd., S. 282

¹¹³⁹ Tooby/Cosmides: Does Beauty Build Adapted Minds, 2001, S. 9

¹¹⁴⁰ Frank Zipfel: Zeichen, Phantasie und Spiel als poetogene Strukturen literarischer Fiktionen, in: Zymner, Rüdiger/Manfred Engel (Hrsg.): Anthropologie der Literatur. Poetogene Strukturen und ästhetisch-soziale Handlungsfelder, Paderborn: Mentis 2004, S. 73

¹¹⁴¹ Eibl: Animal Poeta, 2004, S. 289

¹¹⁴² Ebd., S. 335 ff.

„Kitsch lässt sich vielleicht mit Junkfood vergleichen. Wie jedes Kind weiß, bewirkt eine starke Zuckerlösung eine heftige Geschmacksreaktion und die Aktivierung bestimmter Geschmacksneuronen. Was evolutionär betrachtet durchaus sinnvoll ist: Wie Steve Pinker erläutert, haben unsere Vorfahren häufig hemmungslos Kohlenhydrate in sich hineingestopft, um sich auf die regelmäßigen Hungersnöte vorzubereiten. Doch solches Junkfood kann nicht mit den komplexen Gaumenfreuden eines Feinschmeckers mithalten (zum Teil aus Gründen, die nichts mehr mit den ursprünglichen evolutionären Zwecken zu tun haben, Aspekte wie Akzentverschiebung und Kontrast, die auch im Geschmacksbereich Anwendung finden, zum Teil liegt es aber sicherlich auch daran, dass eine ausgewogene Mahlzeit auf lange Sicht einfach nahrhafter ist). So betrachtet, ist Kitsch visuelles Junkfood.“¹¹⁴³

Schwender resümiert das menschliche Wohlgefallen und Streben nach den Prinzipien der Ästhetik: „Das Erleben von Schönheit ist das unbewusste Wahrnehmen von Wegen zu optimierter Fitness. Schönheit ist das Versprechen auf eine gute Funktion in der Umgebung, in der das Merkmal auftritt.“¹¹⁴⁴

4.4. Wirkung erfolgreicher Texte

In den Kapiteln über den literarischen Erfolg wurde dargelegt, welche textimmanenten und textexternen Elemente bei Bestsellern und Klassikern für ein unterstützendes Umfeld, respektive für eine gute Ausgangsposition am Markt sorgen. Schlussendlich ist damit nicht geklärt, warum diese Aspekte zum Erfolg beitragen. Zu schlicht sind für viele literaturwissenschaftliche oder soziologische Arbeiten die inhaltlichen und sprachlichen Angebote erfolgreicher Texte, zu undurchsichtig das Handlungssystem Literatur, als dass hierin ein nachvollziehbarer Grund gesehen wird. Wie bereits im Kapitel zur Wertung erfolgreicher Texte beschrieben, wurde nach Erklärungen in der psychischen Struktur der Rezipienten gesucht und diese mit einer altersmäßigen Entwicklungsphase oder einem sozialen Feld in Verbindung gebracht. Es wurde also der Frage nachgegangen, welche Funktionen bestimmte Texte bei bestimmten Gruppen von Menschen oder in bestimmten Lebenssituationen übernehmen. Schlagwortartig werden ihnen Wirkungen wie Unterhaltung, Eskapismus, Evasion, Aggressionsabbau, Lust und Wunschphantasien attestiert. Meistens blieb es bei Thesen und Spekulationen. Die empirische Wirkungsforschung hat sich mit Beginn des Privatfernsehens in Deutschland Mitte der 1980er Jahre auf dieses Massenmedium konzentriert, ein Betätigungsfeld, das im Gegensatz selbst zu den erfolgreichsten Büchern nahezu alle Menschen betrifft und hinter dem andere Finanzvolumina und Interessenverbände stehen als hinter der Buchbranche. So gibt es keine umfassende, fundierte Studie, die Aufschluss über die tatsächlichen Wirkungen von Lektüre

¹¹⁴³ Ramachandran: Eine kurze Reise durch Geist und Gehirn, 2006, S. 145

¹¹⁴⁴ Schwender: Medien und Emotionen, 2001, S. 166

im Allgemeinen und erfolgreichen Büchern im Besonderen verschafft. Jedoch besteht die Hoffnung, dass die ersten Ansätze, die durch das Fachgebiet der Hirnforschung gewonnen wurden, weitergeführt werden, so dass daraus zukünftig Erkenntnisse auch für die Wirkungsforschung von Texten abgeleitet werden können.

Hartmut Eggert und Christine Garbe fassen die historische Entwicklung der theoretischen Ansätze der literarischen Sozialisation und damit der Wirkungsforschung zusammen:¹¹⁴⁵ Die Theorie des Lesealters (ab ca. 1920 bis ca. 1965) entstand in enger Verbindung mit der Entwicklungspsychologie und Literaturpädagogik. Aufgrund von Beobachtungen von Erwachsenen stellte man sich die literarische Sozialisation als Phasen oder Stufen vor, abhängig vom Alter des Kindes. Die Entwicklung von einer niederen zu einer höheren Stufe wurde als ‚Reifeprozess‘ bezeichnet. Zeitlich parallel, aber von den Theoretikern des Lesealters negiert, entstanden die psychoanalytischen Ansätze, die zwar einige Überschneidungen mit dem Stufenmodell enthielten, aber diese in einen psychoanalytischen Kontext der sexuellen Entwicklung stellten: „Der Phantasiebegriff rückt ins Zentrum literarischer Leseerlebnisse, und die Lustkomponente in der Lektüre erfährt eine erhöhte Aufmerksamkeit.“¹¹⁴⁶ Spezielle Lektüreformen wie beispielsweise die Detektivgeschichte galten als signifikantes Merkmal innerhalb einer geistig-seelischen Entwicklung.¹¹⁴⁷ Nach Freuds Vorstellung ist der Tagtraum „eine Form halluzinatorischer Wunschbefriedigung“, lustvoll werden die eigenen Wünsche ausphantasiert, und dies „kann auch über Lektüre geschehen.“¹¹⁴⁸

Beginn der 1960er/1970er Jahre traten erstmals soziologische Ansätze in den Mittelpunkt. ‚Soziale Felder‘ werden nun für die Prägung verantwortlich gemacht: das Elternhaus mit dem dort herrschenden Leseklima, die Schichtzugehörigkeit, respektive soziale Herkunft, die formale Bildung und der Freundeskreis. Erklärtes Ziel war es, „überindividuelle Verhaltensmuster“ unter dem Aspekt der „sozialen Beeinflussbarkeit“¹¹⁴⁹ zu gewinnen. Zu den aktuellen Forschungsansätzen gehören die kommunikationswissenschaftliche Forschung (seit Ende der 1970er Jahre), die sich mit Verbreitung, Nutzungshäufigkeit und Präferenzen der Medien bei Kindern und Jugendlichen beschäftigt, lesebiografische Fallstudien sowie die KJL-Forschung.

An sich erfüllen Texte Funktionen, aber - wie bereits Günther Fetzner in einer frühen Arbeit ausgeführt hat – nicht nur fälschlicherweise als Attribut trivialer Stoffe und Umsetzungen. Die Kategorisierung zeigt schon ihren unbrauchbaren Ansatz bei der Analyse der realen Ver-

¹¹⁴⁵ Eggert/Garbe: Literarische Sozialisation, 2003, S. 26-43

¹¹⁴⁶ Ebd., S. 36

¹¹⁴⁷ Ebd., S. 39

¹¹⁴⁸ Ebd., S. 39

¹¹⁴⁹ Ebd., S. 43

hältnisse einzelner Buchkategorien im Markt. Wenn alle ‚funktionalen‘ Texte Trivalliteratur wären, dann subsumierte man darin mehr als 90 Prozent der in Deutschland auf dem Markt befindlichen Bücher – Wissenschaftsliteratur eingeschlossen. Kein Buch wird im ‚luftleeren Raum‘, quasi ohne Zweck, ohne Intention und damit ohne eine Funktion geschrieben, verlegt und gelesen. Es mag sein, dass bestimmte Texte keine nachhaltige Wirkung zeigen und vielleicht erst in einem späteren gesellschaftlichen Kontext Aussagekraft gewinnen, das lässt jedoch nicht den Umkehrschluss zu, dass sie grundsätzlich ‚wirkungslos‘ seien.¹¹⁵⁰ Zur Freude selbst der renommiertesten Autoren bewirken ihre Texte etwas im Kopf der Rezipienten (und davon ausgehend noch in manch anderen Organen). Die Tatsache per se scheint demnach nicht das Problem zu sein, sondern die Frage, *welche* Reaktionen sie auslösen. Bereitet eine versiert verwendete Sprache Vergnügen, bringen Inhalte neue Erkenntnisse, stellt ein Text eine kognitive oder emotionale Herausforderung dar, besteht die Neigung, die Wirkung als wünschenswert zu deklarieren und ihn - zumindest in dieser Hinsicht - positiv zu bewerten. Ist ein Text hingegen unterhaltend, lustig oder spannend und leicht zu lesen, wird ihm eine eskapistische Wirkung unterstellt. Aus der ursprünglich ‚wertfreien‘ Reaktion wird eine Abwertung, die bis zur Diffamierung der ‚Trivialität‘ reicht. Damit führt sich das Argument der Funktionalität von vermeintlicher Unterhaltungs- und Trivalliteratur selber ad absurdum und dekuviert die Haltung der bourgeoisen ‚Bildungselite‘ – wie bereits am Modell von Pierre Bourdieu dargestellt.

Der Medienwissenschaftler Peter Winterhoff-Spurk konstatiert, dass Unterhaltung wissenschaftlich gesehen ein ziemlich vernachlässigtes Thema ist.¹¹⁵¹ Die wenigen Stichworte konzentrieren sich auf „Eskapismus“, „Einstellungsmodelle“ und „arousal“-Konzepte. Unterhaltung wird als eine Aktivität gesehen, die emotional-kognitive Reaktionen auslöst. Diese Position scheint Winterhoff-Spurk zwar grundsätzlich nicht falsch, aber doch präzisierungsbedürftig. Er schreibt dem Prozess der Unterhaltung eher einen emotionalen als kognitiven Charakter zu und versucht dies anhand des gängig angewendeten „Component-process model“ (Scherer 1984) zu verdeutlichen. Zusammengefasst läuft die Bewertung von Umweltreizen durch Individuen in folgenden Schritten ab: 1) Neuartigkeit (Plötzlichkeit, Vertrautheit, Vorhersagbarkeit) 2) Angenehmheit 3) Zielbezug (Interessensrelevanz, Belohnungswahrscheinlichkeit, Erwartung, Zweckdienlichkeit, Dringlichkeit) 4) Bewältigungsfähigkeit (Ursache des Ereignisses, Motiv der Handlung, Kontrollmöglichkeit, eigenes Machtpotenzial und eigene Anpassungsfähigkeit) 5) Normenverträglichkeit (externe und interne Normen).

¹¹⁵⁰ Man denke hier beispielsweise an das Revival des ungarischen Schriftstellers Sándor Márai.

¹¹⁵¹ Winterhoff-Spurk: Der Ekel vor dem Leichten, 2000, S. 77-98

Einschränkend muss erwähnt werden, dass es sich hierbei um Verarbeitung von Informationen aus der realen Welt handelt und dass Botschaften aus der medialen Welt, entgegen der von ideologiekritischer Seite vorgebrachten Vorwürfe, als Scheinrealität wahrgenommen werden. „Letztlich ist sich der Mensch seiner Situation als Zuschauer, Hörer oder Leser immer bewusst, er kann zudem das Ausmaß von Ego-Involvement und erlebter Realitätsnähe nach seiner momentanen psychischen Befindlichkeit zu jeder Zeit selbst steuern.“¹¹⁵²

Zu Unterhaltung, zu Unterhaltungsliteratur und der Bedürfnistheorie äußert sich auch Wiltrud Oelinger. Sie wendet das Kommunikationsmodell der sechs Selektionsstufen von Westerbarkey an.

„Das Kommunikationsmodell verdeutlicht, daß die von den Autorinnen ausgehenden Informationsangebote von RezipientInnen nicht so verstanden werden (müssen), wie sie gemeint sind, da RezipientInnen aus dem Informationsangebot selektiv auswählen und dabei nach dem ‚Lust-Unlust-Prinzip‘ verfahren.“¹¹⁵³

Eine einheitliche Definition von Unterhaltung ist somit nicht möglich: Einmal, weil sie zweckfrei, und weil ihre Entstehung an psychische und physische Dispositionen, Bildungsgrad und soziale Herkunft der Rezipienten gebunden ist. Wenn Medienangebote nach dem ‚Lust-Unlust-Prinzip‘ selektiert werden, dann geht die „Wahrnehmung der positiven Reize [...] einher mit der Interessenswahrnehmung und damit wiederum der durch überwiegend emotionale Faktoren gesteuerte Versuch der Bedürfnisbefriedigung“.¹¹⁵⁴ Also muss Unterhaltungsliteratur auf der einen Seite auf die Bedürfnisse und Erwartungen ihrer Leser eingehen, auf der anderen Seite die Lust nach „mehr“ wecken, so dass es letztlich zu einer „Habitualisierung des Medienkonsumverhaltens“¹¹⁵⁵ kommt, dem klassischen Uses-and-Gratifications-Approach. „Unterhaltungsliteratur ist also fähig durch allgemein bekannte Schemata, durch Kollektivsymbole, die dem sinnverarbeitenden System vertraut sind, eine entsprechende Reaktion bzw. ein entsprechendes Verhalten auszulösen bzw. Wirklichkeitsvorstellungen breiter Massen zu verallgemeinern.“¹¹⁵⁶

Hinrik Schünemann wählt einen anderen Ansatz und setzt in seiner fundierten und umfangreichen Dissertation über „Mythos und Profit“ zwei grundlegende Prämissen: Autoren wollen

¹¹⁵² Ebd., S. 88. Winterhoff-Spurk geht konkret auf die Verarbeitung von TV-Sendungen ein, da dieser Bereich bisher empirisch am häufigsten untersucht wurde. Einige Aspekte sind interessant, auch wenn sie nicht vorbehaltlos und ungeprüft auf die Literaturwissenschaft appliziert werden können: Ärger und schlechte Stimmung kann durch anregende, erfreuliche oder erotische Unterhaltung oder schöne Musik abgebaut oder beendet, aber ebenso durch ärgerliche und sexuell-aggressive Szenen verstärkt werden. Dasselbe gilt für positive Stimmungen. Menschen, die eine große Sozialangst haben, sehen sich gerne Filme an, bei denen am Ende Aggressionen bestraft werden. Die Selektion des Fernsehprogramms bei Frauen variiert nach ihrem Monatszyklus: Zu Beginn und am Ende dominieren humoristische Programme, in der Mitte Dramen. (Ebd., S. 91) Solche Erkenntnisse stützen die Eskapismustheorie, deren Einfluss auf den Menschen noch nicht hinreichend analysiert wurde. Besonders „positive Effekte der Unterhaltung – zum Beispiel Stimmungsmanagement, Empathie, Humor, werden vergleichsweise seltener untersucht.“ (Ebd., S. 92)

¹¹⁵³ Oelinger: Emanzipationsziele in Unterhaltungsliteratur, 2000, S. 32 f.

¹¹⁵⁴ Ebd., S. 34

¹¹⁵⁵ Ebd., S. 35

¹¹⁵⁶ Ebd., S. 41

Geld mit ihrer Arbeit verdienen, also erfolgreich sein, und Lesen wird von der eigenen Bedürfnisbefriedigung gesteuert. Er wählt als Erklärungsansatz das psychoanalytische Modell mit „Es“, „Über-Ich“ und „Ich“. Ein genetisch oder anthropologisch determiniertes, quasi pränatales Mythosverständnis lehnt er ab, vielmehr folgt er der Theorie einer frühkindlichen Prägung von bestimmten Mustern (so auch Mythen) in bestimmten Kulturkreisen, die keinen nationalgeografischen Kontext, sondern vielmehr die gemeinsamen kulturellen Wurzeln und damit zusammenhängenden Identitäten verschiedener Nationen bezeichnen. Daher erscheint es nur logisch, dass die Popularität von Literatur, wenn diese denn Bedürfnisse befriedigen soll, von dem Grad ihrer Funktionalität abhängt. „Je höher sein Befriedigungspotential, desto ‚wertvoller‘ bzw. populärer ist ein literarisches Produkt, wobei die Begriffe rein ökonomisch zu verstehen sind.“¹¹⁵⁷ Indikatoren sind die verkauften Exemplare und der Nettogewinn.

Autonomie hält Schünemann für kein taugliches Kriterium, um zwischen so genannter hoher Literatur und Bestsellern zu unterscheiden. Er bezweifelt, ob eine „Autonomie im engeren Sinne, also eine ökonomische Autonomie im Sinne einer Unabhängigkeit von der Nachfrage der Rezipienten bzw. Konsumenten im Bereich der Literatur vorstellbar ist.“¹¹⁵⁸ Zu keiner Zeit und in keinen Umständen – auch nicht im Mäzenatentum – war es für Schriftsteller gleichgültig, ob sie mit ihren Texten Rezipienten erreichen. „Der autonome Künstler ist also nur vorstellbar als abstraktes Denkmodell, als eine Art Meßgröße, der lediglich als Idealmaß für die Bestimmung des Grades von Abweichungen Bedeutung zukommt.“¹¹⁵⁹

Allgemein wird zwischen drei Bedürfnisgruppen unterschieden: Grundbedürfnisse, Sicherheitsbedürfnisse, soziale Bedürfnisse. Literatur und Lesen bewegt sich in diesem Zusammenhang in der dritten Kategorie. Es geht im Wesentlichen um das Bedürfnis der „sozialen Integration“, die als „Prozeß aktiver Selbstdefinition und -positionierung des Individuums innerhalb einer bestehenden soziokulturellen Makrostruktur [...]“ verstanden wird.¹¹⁶⁰

„Der kommerzielle Erfolg eines Romans hängt somit davon ab, ob es dem Autor gelingt, einen textimmanenten, produktspezifischen Stimulus zu konzipieren, der das allem Menschen gemeinsame Bedürfnis nach einem Gefühl der konsonanten Beziehung zu seiner sozialen und natürlichen Umwelt zumindest temporär zu befriedigen vermag.“¹¹⁶¹ (= Stimulus-Reponse-Theorie)

Wenn zentralen Elementen individueller ‚frame of reference‘, der sich aus kognitiven, emotionalen und motivationalen Aspekten zusammensetzt, mit einem Text entsprochen werden kann, erreicht ein Autor auch eine entsprechend große Zahl von Menschen. Es geht dabei nicht um größtmögliche Übereinstimmung, die sich letztlich auf eine sehr kleine Zielgruppe

¹¹⁵⁷ Schünemann: Mythos und Profit, 2000, S. 15

¹¹⁵⁸ Ebd., S. 17

¹¹⁵⁹ Ebd., S. 18

¹¹⁶⁰ Ebd., S. 27

¹¹⁶¹ Ebd., S. 42

reduzieren würde, sondern um den gemeinsamen basalen Tenor der Einstellungen. Beim identifikatorischen Lesen wird nach gemeinsamen Einstellungen gesucht, die nicht nur den Status quo, also den Ist-Zustand widerspiegeln, sondern auch ein gemeinsames Verständnis eines Ideals, eines Soll-Zustands, haben.

„Das reale und das ideale Selbstbild des Konsumenten wiederum repräsentieren verschiedene Stadien dieses essentiell humanen Konfliktes zwischen *Es* und *Über-Ich* in ihrer Vermittlung durch das Ich, wobei das reale Selbstbild den – unbefriedigenden – **Ist-Zustand**, das ideale den **Soll-Zustand** und damit das Lebensziel bzw. den Lebenssinn widerspiegelt. Weil es sich bei realem und idealem Selbstbild also lediglich um Stadien des ewigen Konfliktes zwischen *Es* und *Über-Ich* handelt, muß das Identifikationsangebot vor allem im Hinblick auf Kongruenzen mit diesen Determinanten hin konzipiert sein.“¹¹⁶²

Da Lektüre außer im lernenden und lehrenden sowie fachwissenschaftlichen Bereich der strikten Freiwilligkeit unterliegt und der Glaube an kanonische Pflichtlektüre (nahezu) verschwunden ist, bleibt Autoren nichts anderes übrig, als immer wieder das Interesse ihrer Leser zu wecken. Uwe Wittstock nennt dies das „Prinzip Verführung“.¹¹⁶³ Wenn er mehr Vergnügen beim Lesen fordert, weiß er, mit welchem Widerspruch er rechnen muss: „Er könne die Literatur doch nicht [...] vorm Untergang in die Bedeutungslosigkeit retten, indem er sie in Trivialitäten ersäufe.“¹¹⁶⁴

Vergnügen steht in keiner zwangsläufigen Korrelation zu der literarischen Qualität, zu der Popularität des Autors oder der Gattung und zu dem Genre eines Textes, es ist vielmehr die Fähigkeit des Schriftstellers, wie ein Jongleur zu arbeiten und den verschiedenen Zielen gerecht zu werden. Damit kann ein ‚guter‘ Text auch auf unterschiedlichen Ebenen gelesen werden, d.h. eine polyvalente Struktur aufweisen. Wittstock konstatiert, dass die Unterhaltung im Sinne von Entertainment mit einer Belustigung auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner negativ konnotiert sei. Er will die Unterhaltung allerdings verstanden wissen, „mit literarischen Mitteln beim Publikum Interesse für ein Thema, Anteilnahme an einer Figur, Neugier auf ein Geschehen oder auch Lust an einem ungewöhnlichen Sprachspiel zu wecken und wachzuhalten.“¹¹⁶⁵ Weiter geht Wittstock der Frage nach, warum der Hang zum „Unsinnlichen, zum Abstrakten, zum Theorem“¹¹⁶⁶ gerade in Deutschland so virulent ist und warum dort im Gegensatz zu den meisten anderen Ländern Vergnügen besonders misstrauisch beargwöhnt wird. Er sieht einen Grund in der politischen Entwicklung Deutschlands.

„Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Situation ähnlich. Politisch und moralisch am Boden, richteten sich die Deutschen nur zu gern am Glanz ihrer großen kulturellen

¹¹⁶² Ebd., S. 72

¹¹⁶³ Wittstock: Leselust, 1995

¹¹⁶⁴ Ebd., S. 18

¹¹⁶⁵ Ebd., S. 22

¹¹⁶⁶ Ebd., S. 24

Tradition wieder auf: Dieses Volk hatte Hitler hervorgebracht, aber auch Thomas Mann. Wieder wurden von den Schriftstellern Belehrung, Ernst, Sinnstiftung und Würde erwartet, nicht jedoch Vergnügen. Vielleicht liegt es daran, daß bei uns mit eifriger Insistenz die E-Literatur von der U-Literatur geschieden wird, wobei die ernste, wie ihr Name schon sagt, ernst zu sein hat und die andere als wertlos gilt.¹¹⁶⁷

Traditionell werden in Deutschland Schriftsteller gerne als Propheten gesehen, die den normal Sterblichen ethisch und politisch vorausseilen. Beinhaltet ein Buch nun nahezu Elitär-Unverständliches, heißt es, das Defizit liege bei dem Leser, der den geistigen Höhenflügen des Autors nicht zu folgen vermag. Natürlich haben Autoren mit ihren Werken eine literarische Zäsur herbeigeführt, doch erklärt dieser Sachverhalt nicht, warum dies heute von solcher Bedeutung sein soll. Besonders ärgerlich findet Wittstock Sentenzen wie „Nach Musil kann man nicht mehr schreiben wie Fontane“ oder „Seit Kafka ist der realistische Roman im Stil Thomas Manns obsolet“, die für ihn nichts anderes sind als „intellektuelles Namedropping“¹¹⁶⁸ und an einem überholten Fortschrittsglauben festhalten.

Literatur hat weltweit nicht mehr den Stellenwert wie vor dem Siegeszug der elektronischen Medien, allerdings muss eine schwindende Bedeutung noch nicht schwindende Popularität bedeuten. Die Literatur muss sich nur heute mit diversen anderen Medien und Freizeitaktivitäten messen lassen. Der Rückzug ins Jammertal ist nicht der richtige Weg. „Die Idee, die Arbeit eines Schriftstellers müsse, um auf Interesse zu stoßen, jederzeit irgendeine sozialtheoretische Relevanz aufweisen, scheint mir bereits eine sehr deutsche zu sein.“¹¹⁶⁹ Literatur besitzt so viele Reize, die andere Medien oder Aktivitäten nicht besitzen, dass es eigentlich „nur“ darum geht, diese richtig auszuspielen.

Die Frage nach der Wirkung ist zugleich die Frage nach der Funktionalität und damit eine Frage für Soziobiologen und Evolutionspsychologen, die ein Verhalten, so auch die produzierende oder rezipierende Beschäftigung mit Kunst, zu überprüfen suchen. Ein gänzlich zweckfreies künstlerisches Wohlgefallen gibt es nicht, denn ein solch kosten- und zeitintensives Verhalten wäre im Laufe der Evolution selektiert worden. Literatur (oder mündlich transportierte Geschichten) erwiesen und erweisen sich vor allem als nützliches Übungsfeld, menschliche Charaktere und gruppenspezifische Konstellationen zu analysieren, um daraus Erkenntnisse abzuleiten, welches Verhalten in welcher Situation welches Resultat zur Folge haben kann. Es geht bei medial transportierter Unterhaltung um ein – wie Frank Schwab es formuliert – „emotionales Planspiel, das vor allem um fitnessrelevante Themata (wie Sexualität, Überleben, Partnerwahl, Betrug etc.) organisiert zu sein scheine.“¹¹⁷⁰ Das Gehirn befähigt die

¹¹⁶⁷ Ebd., S. 25

¹¹⁶⁸ Ebd., S. 31

¹¹⁶⁹ Ebd., S. 33

¹¹⁷⁰ Frank Schwab: Unterhaltung: eine evolutionspsychologische Perspektive, in: Früh, Werner/Hans-Jörg Stiehler (Hrsg.): Theorie der Unterhaltung. Ein interdisziplinärer Diskurs, Köln: von Halem 2003, S. 286

Menschen zu diesem außerordentlichen und kräfteschonenden Training, indem dargestellte Lösungsansätze gedanklich durchgespielt werden. Neurologische Untersuchungen haben mittlerweile belegt, dass dieselben Gehirnzentren aktiviert werden, wenn ein Reiz in realer Form geboten oder in filmischer und literarischer Form aufgearbeitet wird. Unerheblich scheint dabei zu sein, über welche sensorischen Kanäle er dorthin gelangt.¹¹⁷¹

Clemens Schwender gehört zu der überwältigenden Mehrheit der Wissenschaftler, die das Lernen am Modell im weitesten Sinne als *die* Hauptfunktion von Fiktionen ansehen. Er und Katja Mellmann betiteln sie als „Attrappen“:

„Medien sind Attrappen, die unsere Sinne und unser Gehirn täuschen und sie sind Attrappen, die soziale Motive mental darbieten. Da sie auch fiktionales Probehandeln darstellen, sind sie Muster für Verhalten. Gleichzeitig sind sie Instrumente, die in der Lage sind, große Gemeinschaften zu organisieren.“¹¹⁷²

Fiktionen eignen sich nicht für jede Form des Lernens. Ihre Vorteile spielen sie aus, wo Handlungsoptionen durchdacht werden müssen, wo es auf das Abwägen von Vor- und Nachteilen und auf eine ausbalancierte Strategie ankommt. In der Evolution mussten Probehandlungen für die Individuen von überlebenswichtigem Vorteil gewesen sein – Konflikte konnten in verschiedenen Varianten durchgespielt werden, Partner überzeugt und gewonnen werden. Dabei geht es nicht um eine möglichst wirklichkeitsgetreue Abbildung, sondern um sozial in sich logische Strukturen. „Fantasie ist die zugelassene Aufhebung des Zweifels und das Hingeben an die fantasierten Vorstellungen beim Probehandeln. [...] Für die Vorstellung nicht machbar sind hingegen Verstöße gegen die Gesetze der Logik.“¹¹⁷³ Es spielt also keine Rolle, ob Tiere sprechen, Gegenstände fliegen können etc., aber ob es innerhalb einer vorgegebenen Systematik zu einem logischen Bruch kommt.

„Was uns zur Wahrnehmung der phantastischen Welt befähigt, sind zwei besondere mentale Module: Das Probehandeln-Modul ist nicht an physikalische Gesetze gebunden, es befähigt uns aber alternative Welten gedanklich zu testen und Konsequenzen hypothetisch entwickeln zu lassen. Das Theory-of-Mind-Modul befähigt uns, andere Menschen zu verstehen, uns in sie zu versetzen. Es ist ein Modul, das in der Lage ist, zu interpretieren.“¹¹⁷⁴

Es fällt den Menschen demnach leichter, soziale Konstruktionen in nicht-realistischen Zusammenhängen nachzuvollziehen, als beispielsweise rein technische Anleitungen ohne jegliche soziale Bezüge. Hier liegt nach Schwender auch die Bevorzugung des Happy Ends, das dem „mentalen Testen“ ein Ende bereitet im Gegensatz zu einem offenen oder negativen Aus-

¹¹⁷¹ Niederländische Forscher haben dies am Gefühl des Ekels nachgewiesen, und es gibt keinen Grund anzunehmen, dass es sich bei anderen emotionalen Zuständen nicht ebenso verhält. Mbemba Jabbi et al.: A Common Anterior Insula Representation of Disgust Observation, Experience and Imagination Shows Divergent Functional Connectivity Pathways, in: PLoS one, doi: 10.1371/journal.pone.0002939, 13.08.2008

¹¹⁷² Schwender: Medien und Emotionen, 2001, S. 313

¹¹⁷³ Ebd., S. 91 und S. 90

¹¹⁷⁴ Ebd., S. 165

gang, der zu weiterem Nachdenken zwingt, welche Handlungsoptionen sinnvoller gewesen wären.¹¹⁷⁵

Obwohl Rezipienten sehr wohl zwischen Fakten und Fiktion zu unterscheiden wissen, können Figuren ebenso wie reale Personen Prominentenstatus erreichen. Die Hierarchie der Prominenz misst sich an der Anzahl der öffentlichen Auftritte, Veröffentlichungen, Ehrungen etc. Evolutionspsychologisch macht es durchaus Sinn, sich an Erfolgreichen mit einem hohen gesellschaftlichen Status zu orientieren, da vermutlich ein beachtlicher Teil des eigenen Verhaltens durch „Modelllernen erworben wird, also durch die Imitation von Personen aus dem Umfeld des Lernenden.“¹¹⁷⁶ Auch schon die Nähe zu erfolgreichen, mächtigen und angesehenen Menschen färbt auf das eigene Ansehen positiv ab und gewährt einem in Gefahrenmomenten möglicherweise Schutz.

Die Fähigkeit der mentalen Repräsentation von Fiktionen ist vermutlich in der Form, wie sie der Mensch erlebt, etwas Einzigartiges. Obwohl man sich bewusst ist, dass eine Vorlage fiktiv ist, entstehen trotzdem Emotionen, die den realen nicht unähnlich sind.

„Literarische Imagination stimuliert die gleichen Hirnteile, die stimuliert werden, wenn wir real wahrnehmen. [...] Literatur sowohl in ihrer Hochform wie im Kitsch ist simulierter Klatsch und Tratsch. Die Beschäftigung mit Literatur ist die Beschäftigung mit Informationen und Entscheidungen im sozialen Zusammenleben.“¹¹⁷⁷

Literatur demonstriert moralisches und unmoralisches Handeln und dies – im Gegensatz zu abstrakten philosophischen oder juristischen Texten – immer am konkreten Beispiel. „Erst die Anwendung (das Framing) auf einen Fall gibt Handlungsoptionen. Dieses Framing stellt in der Regel Interpretationen zur Verfügung, die Umstände, Handlungsmotive und Rahmenbedingungen mit einbeziehen. Das Framing ist fundamental narrativ.“¹¹⁷⁸

In dieselbe Richtung wie Schwender, nur präziser auf Literatur und die aktuellen physiologischen Erkenntnisse ausgerichtet, gehen Katja Mellmanns Überlegungen.¹¹⁷⁹ Dabei ist das zugrunde liegende Emotionsmodell der Entkoppelung von Stimulus und Verhaltensreaktion von zentraler Bedeutung, also die Latenzphase, die zwischen Reiz und Reaktion existiert, um weitere Informationen aus der Umwelt aufnehmen und eine mögliche Reaktion adäquat darauf ausrichten zu können. Bei einem Reflex hingegen, dem evolutionär ältesten Modus, ist die zumeist körperliche Reaktion fest mit dem Reiz verdrahtet. Als dritte Ebene nach der Verarbei-

¹¹⁷⁵ Ebd., Fußnote S. 98, S. 90 und S. 291

¹¹⁷⁶ Ebd., S. 161

¹¹⁷⁷ Ebd., S. 287

¹¹⁷⁸ Ebd., S. 289

¹¹⁷⁹ Katja Mellmann: Literatur als emotionale Attrappe. Eine evolutionspsychologische Lösung des „paradox of fiction“, in: Klein, Uta/Katja Mellmann/Steffanie Metzger (Hrsg.): Heuristiken der Literaturwissenschaft. Disziplinexterne Perspektiven auf Literatur, Paderborn: Mentis 2006, S. 145-166

tung von Emotionen gilt die rationale Problemlösung, die im Zweifel dazu führt, dass Verhaltenstendenzen unterdrückt oder in eine andere Richtung gelenkt werden.

Literatur als Attrappe fügt sich in das Emotionsmodell insofern ein, dass sie den Suchimpuls befriedigt, Reize bietet, einen emotionalen Prozess auslöst, es dann aber durch die Entkopplung in der Regel nicht zu einer Reaktion kommt - bestimmte physiologische Zustände ausgenommen (Tränen, Herzklopfen, Schweißproduktion, Wohlbefinden). Bei dieser Entkopplung tritt ins Bewusstsein des Lesers, dass es sich eben um Fiktion handelt, die es nicht nötig macht, ein weitergehendes Verhalten zu zeigen. In diesem Sinne ist eine Differenzierung zwischen realen und fiktionalen Stimuli wenig sinnvoll, wohl aber zwischen den ablaufenden Emotionsprogrammen und deren pragmatischer Relevanz. Daher ist die Frage der ‚Nützlichkeit‘ in Mellmanns Augen eine typisch geisteswissenschaftliche und gänzlich obsolet, betrachtet man die phylogenetische Entwicklung des Menschen und seine Adaptionsprozesse.

Joseph Carroll geht in seinen Ausführungen sogar noch ein Stück weiter: Neben den praktischen Informationen, die die Menschen aus Fiktionen ziehen, werden sie auf einer tieferen Ebene berührt. Gefühlsmäßig erschließt sich ihnen die Welt und erhält dadurch einen Sinn:

„Art provides an emotionally and subjectively intelligible model of reality, and it is within such models that human beings organize their complex behaviors in flexible response to contingent circumstances. The imaginative models that we construct about our experience in the world do not merely convey practical information. They direct our behavior by entering into our motivational system at its very roots – our feelings, our ideas, and our values. We use imaginative models to make sense of the world, not just to ‘understand’ it abstractly but to feel and perceive our own place in it – to see it from the inside out. Making sense of the world in this way, through narrative and through other arts is both a primary psychological need and a necessary precondition for organizing our behavior in ways that satisfy all our other adaptive needs.“¹¹⁸⁰

Bei anderen Künsten (Theater, Oper und dergleichen darstellende Formen ausgenommen) ist es schon schwieriger, den biologischen Nutzen abzuleiten. Das in diesem Zusammenhang genannte Handicap-Prinzip ist durchaus plausibel (Kunst als Prestigezeichen), greift aber zu kurz, da das ästhetische Vergnügen, das Kunstwerke bei den Betrachtern auslösen können, damit nicht erklärt werden kann. Karl Eibl geht davon aus, dass Kunst selber ein adaptives Selektionskriterium aufgrund seiner stressreduzierenden Wirkung ist. Dauerstress reduziert die Fertilität und die Immunstabilität, Wohlgefühl und Glück tragen zur physiologischen Entspannung bei. „Fürs Überleben entscheidend ist also nicht nur die ‚technische‘ Ausrüstung, sondern auch die psychische Bewältigungskapazität, die Fähigkeit zur Entspannung (Relaxation) in einem hervorgehobenen Sinn.“¹¹⁸¹ Stressmindernd ist das Gefühl von Sicherheit, ob diese die Realität widerspiegelt oder lediglich eine Fiktion ist, scheint dabei unerheblich zu

¹¹⁸⁰ Carroll: Literary Darwinism, 2004, xxii – Introduction

¹¹⁸¹ Eibl: Animal Poeta, 2004, S. 314

sein. Damit entfalten „Placebos“ eine ebensolche Wirkung. Und in diesem Zusammenhang entwickelt dann der unterhaltende Aspekt seine Wirkung, der weder „den Anspruch stellt, über etwas zu informieren, noch den, irgendwelche Probleme zu lösen“, sondern als eine „Anregung und Bewegung unserer Gemütskräfte“ verstanden werden muss.¹¹⁸² Darüber hinaus betont Clemens Schwender zutreffend, dass der Unterhaltungswert den Merkwert des Inhalts positiv beeinflusst:

„Evolutionär gesehen spricht die Leichtigkeit für Anpassung. Das gute Gefühl, dem wir folgen, ist aus evolutionspsychologischer Sicht nichts anderes als das, was in vorhistorischer Zeit gut für uns war. Wenn wir an unsere Schulzeit denken, fallen uns eher die Macken und Schrullen der Lehrer ein als konkretes Sachwissen, das sie uns vermitteln wollten. Unsere Erinnerung entscheidet sich für das Wesentliche.“¹¹⁸³

Paul Hernadi teilt die Auffassung von Literatur (und ihren oralen Vorläufern sowie neuzeitlichen elektronischen Derivaten) als Adaption, die den Menschen nicht nur individuelle physiologische Vorteile verschaffe, sondern in der ontogenetischen Entwicklung dazu beitrage, aus egoistisch motivierten hominiden Organismen altruistische Mitglieder einer Gesellschaft werden zu lassen:

„To be sure, nature would turn many naughty human children into caring parents even without cultural motivation for altruistic conduct. Yet without such motivation, humans would hardly grow up to make charitable and blood donations, or to endanger their own lives in brave attempts to save strangers from drowning or burning to death. Actions of this kind certainly make human life, on the whole, less ‘nasty, brutish, and short’ than the lives of our uncivilized ancestors can be assumed to have been. [...] The civilizing function of literature no doubt goes beyond aesthetic sugar-coating for the bitter pills of ethical instruction. But the importance of literature’s occasional role in pedagogical sugar-coating should not be underestimated in view of the genetically programmed differences in age-related attitudes toward hedonistic pleasure and disciplined cooperation.”¹¹⁸⁴

Die These von Hernadi besticht natürlich die geisteswissenschaftlich orientierte Leserschaft und literaturbegeisterte Eltern und Pädagogen. Auf individueller Ebene mag Hernadi sogar richtig liegen, aber universell gesehen entbehrt diese Überlegung leider eines Nachweises, ja sogar einer plausiblen argumentativen Kette. Die Korrelation, Literatur helfe, den Menschen zu einem besseren Lebewesen, zu einem Sozialwesen zu machen, schlägt sich weder in der Affirmation noch in der Negation in empirisch untermauerten Studien nieder. Dass die Beschäftigung mit Büchern, dass Geschichtenerzählen und Vorlesen den Spracherwerb eines Kleinkindes erleichtern, seinen Wortschatz und seine Ausdrucksfähigkeit bereichern, sein Wissen und seine Kreativität fördern, ist mittlerweile unbestritten. In der Interaktion mit der vorlesenden/Geschichten erzählenden Person werden soziale Komponenten des Miteinanders

¹¹⁸² Ebd., S. 318

¹¹⁸³ Schwender: Medien und Emotionen, 2001, S. 302

¹¹⁸⁴ Paul Hernadi: Literature and Evolution, in: Sub-stance. A review of theory and literary criticism, Nr. 94/95, 2001, S. 66 f.

imitiert und gelernt, dies hat aber vermutlich mehr mit den in dieser Situation agierenden Menschen als mit dem Text selber etwas zu tun. Sofern soziales Handeln selbst zum Gegenstand der Narration wird, könnte der Sachverhalt ein anderer sein. Vermutlich greift dann mit zunehmender Reifung des Gehirns das Prinzip des virtuellen Lernens. Ob Individuen, die im kindlichen Alter keinen Zugang zu Literatur oder Narrationen anderer Art haben, weniger altruistisch sind als andere, ist weder belegt noch nachvollziehbar, wenn man die Erkenntnisse um die Aggressions- und Gewaltforschung berücksichtigt.

Ende der 1990er Jahre wurde festgestellt, dass der Mensch beim Lesen wohl mit der Ausschüttung der Glücksboten-Hormone Dopamin und Serotonin belohnt wird.¹¹⁸⁵ Verhaltensforscher suchten nach gemeinsamen Mustern von zufriedenen Menschen und glaubten sie mit der „Flow-Theorie“ gefunden zu haben: „Wenn Menschen konzentriert auf ein Ziel hinarbeiten, ständig Rückmeldungen über ihr Fortkommen erhalten und sich selbst vergessen, empfinden sie irgendwann den sogenannten Flow, ein glücksbringendes Gefühl.“¹¹⁸⁶ Nichts hören, nichts sehen, in die Welt der Buchstaben eintauchen und möglicherweise in einen Rauschzustand kommen – und alles, ohne verliebt zu sein, Drogen nehmen zu müssen oder Schokolade zu essen. Auf die Frage, warum nicht mehr Menschen versuchen, Glücksgefühle mit einem gesellschaftlich anerkannten und verhältnismäßig günstigen Hilfsmittel wie dem Lesen von Büchern zu bekommen, vermuten die Wissenschaftler: „Konzentriertes Schmökern erfordert ständiges Training. Nur wer im Flow-Kanal schwimmt, also eine fordernde, aber nicht überfordernde Lektüre liest, macht die glücksbringende Erfahrung.“¹¹⁸⁷

Konsequent zu Ende gedacht, bedeuten diese Erkenntnisse, dass es nicht wie häufig von Wissenschaftlern vorausgesetzt eine soziologisch-gesellschaftspolitische ‚Schicht‘ gibt, die eine bestimmte Form von Lektüre konsumiert, sondern nur individuelle Standpunkte, die darüber entscheiden, ob und welche Inhalte und Formen einen Leser in einem ausreichenden und ausgewogenen Maß fordern, damit er den erstrebenswerten Glückszustand erreicht. Das Feld ist bei Weitem nicht ausreichend erforscht, dennoch lässt sich vorstellen, dass die präferierten, individuell hormonausschüttenden Texte im Laufe eines Lebens, im Laufe eines Jahres, vielleicht sogar im Laufe eines Tages variieren - je nach Biorhythmus oder sozialen Erlebnissen.

Bei einer Pflichtlektüre entstehen diese Genusserlebnisse wohl eher nicht. Lesefreude kann

¹¹⁸⁵ 1996 fand ein Kongress zum Thema „Leseglück“ mit unterschiedlichen Experten statt. Veranstalter waren das Institut für Glücksforschung in Vallendar und der Verband der Verlage und Buchhandlungen in Nordrhein-Westfalen. Ergebnisse zu diesem Thema wurden in einem Artikel der Zeitschrift „Bild der Wissenschaft“ vorgestellt. Vgl: Peter Spork: Unzufrieden? Sie sollten mehr lesen!, in: Bild der Wissenschaft Nr. 3/1999, S. 73-75

¹¹⁸⁶ Ebd.

¹¹⁸⁷ Hier ist ergänzend die Untersuchung von Ulrike Bischof und Horst Heidtmann über Lektüremotivation und –gratifikation bei Jungen und Mädchen zu nennen: Lesen Jungen ander(e)s als Mädchen, 2002. Zentrale Aspekte: Medienerlebnisse können nacherlebt und weiter ausgestaltet, Handlungen durch die eigene Phantasie miterlebt werden; die Gefühle der Protagonisten sind durch Darstellung der Innensicht leichter verständlich und das Rezeptionstempo kann individuell gesteuert werden.

also nur auf Dauer erhalten bleiben, wenn sich jeder ‚seine‘ Lektüre selber wählt. Kinder haben einen leichteren Zugang, ungeniert in eine andere Welt ‚abzutauchen‘, sich auf Neues einzulassen, ohne darüber zu sinnieren, ob ihr Verhalten opportun ist. „Als Erwachsener muß man sich sein Leseglück ungleich härter erkämpfen, sich mit Büchern gezielter und bewußter auseinandersetzen. Viele Menschen sind nicht mehr bereit, die Zeit dafür bereitzustellen.“¹¹⁸⁸ Es gibt also keine ‚gute‘ oder ‚schlechte‘, keine ‚hohe‘ oder ‚triviale‘ Literatur, es gibt nur eine ‚passende‘ Literatur, die für jeden einzelnen Menschen in einem bestimmten zeitlichen und inhaltlichen Kontext kognitive und emotionale Funktionen erfüllt. Und erfolgreich verkaufte Bücher vermögen dies vermutlich bei einer großen Zahl von Menschen. Dass dies immer noch bei einem großen Kreis von Intellektuellen, Wissenschaftlern und Pädagogen zu Unmut führt, wurde bereits im Kapitel über die Wertung erfolgreicher Texte ausgeführt. Die Beschäftigung mit scheinbar Unernsthaftem hat nun wohl aber einen sehr ernsthaften, weil vitalen Nutzen für den Menschen.

„Immer wieder, vom heiligen Augustinus bis zu Theodor Adorno, wurde solche Unterhaltung getadelt. Doch wenn die Menschen ununterbrochen an den Tod, die Kinder in der Dritten Welt und ihre Steuererklärung dächten, würden sie bald aussterben. Ähnliches gilt schon fürs Pleistozän. Schon in dieser Zeit wurden Eigenschaften, die die Folgen des Dauerstress mindern konnten, evolutionär bevorzugt und stehen heute für ‚zweckfreie‘ und ‚interesselose‘ Aktivitäten zur Verfügung.“¹¹⁸⁹

Es wird vermutlich noch eine Zeit dauern, bis sich diese Erkenntnis – zumindest im deutschen Bildungsbürgertum – etabliert hat.

Als Quellen ästhetischer Lust nennen John Tooby und Leda Cosmides alles, was sich funktionsentlastend auf die Wahrnehmung der Welt, des eigenen Körpers oder des kognitiven Apparats auswirkt, oder wie es Karl Eibl komprimiert formuliert: „Lust [...] ist eine List der Evolution“¹¹⁹⁰. Die Bandbreite ist hierbei enorm und fällt oftmals nicht unter das gängige Verständnis von Kunst: beginnend bei den zahlreichen Angeboten des Zeitschriftenmarktes über überdimensioniert muskelbepackte Körper bis hin zu Horrorvideos. Immer wieder in der Öffentlichkeit und Wissenschaft kontrovers diskutiert wird das lustvolle Partizipieren der „Stellvertreter-Aggressivität“¹¹⁹¹, die sich in Darstellung von Gewalt in Filmen, Computerspielen, Videos, bei Box- und Stierkämpfen, bei Autorennen und in etlichen weiteren Sportarten niederschlägt. Eibl sieht für die Mehrheit darin allerdings eine hauptsächlich entlastende Wirkung:

¹¹⁸⁸ Ebd.

¹¹⁸⁹ Eibl: *Animal Poeta*, 2004, S. 318 f.

¹¹⁹⁰ Eibl: *Survival of the happiest*, 2010, S. 203

¹¹⁹¹ Eibl: *Animal Poeta*, 2004, S. 320

„Über den spektakulären Fällen, in denen Konsumenten von Horror-Videos gewalttätig geworden sind, vergisst man die Unzahl derer, die es nicht werden. Sie haben offenbar eine Routine des Umgangs mit dem Gesehenen, verstehen die Schotten zwischen lustvoll-emotionsgeladener Fiktion und Realität angemessen zu verwalten, während eine sehr kleine, aber auffällige Minderheit das nicht kann. Wenn man hier eingreifen will, dann sollte man nicht von einem Zuviel an aggressionsaufladender Szene oder von einem Zuwenig an aggressionsentladender Szene ausgehen, wie das den beiden Mengentheorien entspräche.“¹¹⁹²

Als Ursache der Problematik benennt er eine fehlerhafte Handhabung der Scope syntax¹¹⁹³, die durch eine gezielte Aufklärung gemindert werden könnte. Eine besondere Form ist das „Bluttausch-Spiel“¹¹⁹⁴. Das ursprünglich bei Kämpfen gegen Rivalen sinnvolle letzte Mobilisieren aller Kraftreserven verselbständigt sich hin und wieder im Alltag: randa- und vandalisierende Menschen oder Amokläufer entwickeln eine „zweckfreie‘ Grausamkeit“. „Diese ästhetische Lust an der zerstörerischen Gewalt ist ansatzweise, natürlich, auch im sonstigen Tierreich zu beobachten. Bekannt ist das Spiel der Katze mit der Maus.“¹¹⁹⁵

Bei Kleinkindern hingegen unter zwei bis drei Jahren ist es völlig altersadäquat, wenn keine Differenzierung zwischen faktuellem und fiktionalem Erzählen gemacht werden kann. Dies hängt wie im Kapitel über die neurologische Entwicklung beschrieben mit der hirnpfysiologischen Ontogenese des Kindes zusammen. Ein Kleinkind muss erst einmal die Welt kennenlernen, bevor es sich „erzählerisch“ darin bewegen kann. Kleinkinder suchen nach verlässlichen Aussagen und sind vermutlich erst im Alter von circa zweieinhalb Jahren fähig, Texte mit einem dramaturgischen Aufbau zu begreifen. Dasselbe gilt für das Thema Humor oder Lügen. Daher verwundert es nicht, dass zwei Drittel bis drei Viertel der Inhalte von Pappbilderbüchern einen sachorientierten Schwerpunkt haben. Vorher ist alles *faktual* – obwohl es sich bei Pappbilderbüchern bis auf wenige Ausnahmen um *fiktionales* Erzählen handelt.¹¹⁹⁶

4.5. Universelle Textstrukturen, Inhalte und Formen

Mit der Schrift wurde die Voraussetzung zur Anonymisierung geschaffen, die das Zusammenleben größerer Gruppen von mehr als 150 Personen ermöglichte; sie kann als Übergang von Stammes- zu Hochkulturen bezeichnet werden.¹¹⁹⁷ Möglicherweise war die Schrift oder erste Schriftzeichen bereits vor der Sprache da. Nachweisbar ist sie aber erst seit haltbare Materiali-

¹¹⁹² Ebd., S. 322

¹¹⁹³ ‚Scope syntax‘ ist die Kennzeichnung der begrenzten, bereichsspezifischen Gültigkeit von Informationen. (Ebd., S. 368)

¹¹⁹⁴ Ebd., S. 321

¹¹⁹⁵ Ebd., S. 321

¹¹⁹⁶ Siehe hierzu auch Tina Schneider: Bücher für die Jüngsten: »Narratologische« Elemente in erfolgreichen Pappbilderbüchern, in: Gansel, Carsten/Hermann Korte (Hrsg.): Kinder- und Jugendliteratur und Narratologie, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009, S. 81-95; Gabrielle Simcock/Judy DeLoache: Get the Picture? The Effects of Iconicity on Toddlers' Reenactment From Picture Books, in: Developmental Psychology 2006, Vol. 42, Nr. 6, S. 1352-1357

¹¹⁹⁷ Eibl: Animal Poeta, 2004, S. 243

en als Untergrund gewählt wurden. Die Inschrift auf einem Kalkfelsen im Gebel Tjauti, 25 Meilen nordwestlich von der ägyptischen Stadt Luxor, gilt mit ihren 5.250 Jahren derzeit als ältestes Schriftzeugnis der Welt.¹¹⁹⁸ Mit dem Buchdruck entstand dann „der Musterfall eines Ratschen- oder Wagenhebereffekts“.¹¹⁹⁹

Erzählen kann man als „Repräsentation einer nicht-zufälligen Ereignisfolge“¹²⁰⁰ bezeichnen. Eibl vertritt die Auffassung, dass es angeborene Plots – präziser „hochabstrakte Plot-Dispositionen“¹²⁰¹ gibt. Als Beispiel führt er die schon von Vladimir Propp herausgearbeitete Formel der abenteuerlichen Suche auf.¹²⁰² Walter Burkert findet dieses Schema von der griechischen Mythologie bis zu Sciencefiction und Computerspielen wieder. „Generell kann man sagen, dass sich beim Menschen bevorzugt solche Schemata der Suche evolutionär durchsetzen konnten, die zur Füllung durch möglichst viele kulturell divergierende Situationen geeignet waren.“¹²⁰³ Michael Neumann beschreibt „fünf Ströme des Erzählens“, in denen sich alle Inhalte, alle Gattungen wieder finden: der Märchen-Strom, der Sagen-Strom, der Mythen-Strom, der Schwank-Strom und der Legenden-Strom.¹²⁰⁴ „Die Beschaffenheit dieser Ströme“, expliziert Neumann, „ergibt sich aus bestimmten anthropologischen Grundbedürfnissen, derentwegen die Menschen einen so unstillbaren Hunger nach Narrationen an den Tag legen. Das Erzählen, so die Grundthese, leistet einen entscheidenden Beitrag zur kognitiven Orientierung der Welt.“¹²⁰⁵

Das „offene Programm“ (Ernst Mayr) ermöglicht trotz unendlich vieler Varianten, ein Schema wiederzuerkennen. Neben der Bewältigung einer schweren Aufgabe oder der Suche nach einem wertvollen Gut werden es als grundlegende Themen Geschlechtsverkehr oder die Suche danach verarbeitet, der Rivalenkampf und die Aufdeckung von Unbekanntem/Mysteriösem.

„Der Überlebensvorteil angeborener Ablaufferwartungen liegt – noch vor aller Verwendung als Erzählgestalt – darin, dass unabgeschlossene Situationen vorstrukturiert werden und dass das Handeln durch entsprechende Erwartungen angeleitet wird, so dass phylogenetisch sedimentierte Erfahrungen nutzbar gemacht werden können. Insofern kann man mit Sicherheit sagen, dass es solche angeborenen Ablaufferwartungen gibt. Welches aber nun der genaue Anteil von Angeborenem und Erworbenem ist,

¹¹⁹⁸ Ebd., S. 244

¹¹⁹⁹ Ebd., S. 245

¹²⁰⁰ Ebd., S. 255

¹²⁰¹ Ebd., S. 267

¹²⁰² Detailliert wird die „Morphologie des Märchens“ von Vladimir Propp im Märchen-Analyseteil vorgestellt.

¹²⁰³ Eibl: *Animal Poeta*, 2004, S. 267

¹²⁰⁴ Michael Neumann: Die fünf Ströme des Erzählens. Zur Ökologie des Narrativen, in: Eibl, Karl/Katja Mellmann/Rüdiger Zymner (Hrsg.): *Im Rücken der Kulturen*, Paderborn: Mentis 2007, S. 373-394

¹²⁰⁵ Michael Neumann: Die fünf Ströme des Erzählens. Zur Ökologie des Narrativen, in: Eibl, Karl/Katja Mellmann/Rüdiger Zymner (Hrsg.): *Im Rücken der Kulturen*, Paderborn: Mentis 2007, S. 377 f.

lässt sich nur schwer ermitteln, da ja auch hier die Dispositionen nicht nackt, sondern immer schon mit Kultur verschmolzen erscheinen.¹²⁰⁶

Karl Eibls Auffassung, dass solche Erwartungen nicht nur ontogenetisch entwickelt, sondern phylogenetisch dem Menschsein eigen sind, korreliert mit der mehrheitlichen Meinung der Neurobiologie. Texte greifen die biologischen Wurzeln auf und füllen sie mit konkreten, der Zeit, der Umwelt adäquaten Inhalten.

„Literatur, Dichtung [...] wird damit zu einem der Scharniere, mittels derer das Ich sich auf die Gesellschaft einstellt. Die Biologie greift dabei auf doppelte Weise zu: Sie stellt elementare Ablaufschemata als Kohärenzmittel für die Texte zur Verfügung und sie hat durch die Offenheit der menschlichen Verhaltensprogramme den Vergegenständlichungs-Bedarf geschaffen, auf den die biographischen Exempelgeschichten antworten.“¹²⁰⁷

Reduziert man die Inhalte und Textstrukturen auf ihre Kernmerkmale, so bleiben nach Auffassung aller Wissenschaftler lediglich – je nach Differenzierungsgrad – zwischen zwei bis sechs Grundvarianten übrig, in denen die zentralen hominiden Themen abgehandelt werden:¹²⁰⁸ Partnerfindung/Sexualität/Liebe, Halten oder Verbessern der eigenen Position in der sozialen Gemeinschaft, Überleben in einer neuen/feindlichen Umwelt, Suche nach adäquaten/besseren Ressourcen (Nahrung, Lebensraum) und Verteidigung einer Idee oder der sozialen Gemeinschaft gegen interne oder externe Widersacher, um ein Höchstmaß an Geschlossenheit zu erhalten. Bei Kindern und Jugendlichen wird das Repertoire um den Themenkomplex Entwicklung und Erkenntnis der eigenen Fähig- und Fertigkeiten ergänzt. Steven Pinker unterstreicht, dass der Unterschied zwischen Literatur für Kinder und Erwachsene letztlich nur in der (fehlenden) Darstellung von Gewalt und Sex liegt.¹²⁰⁹ Dem ist beizupflichten, wobei auf aggressive und sexuelle Inhalte weitgehend nur bei Literatur für Kinder bis rund zehn Jahren verzichtet wird.¹²¹⁰

Wie David Buss es bereits formuliert hat, sind Macht und Liebe universell die beiden wichtigsten Triebkräfte menschlichen Verhaltens und, wie Joseph Carroll ergänzt, gilt dies ebenso für dramatische oder erzählerische Plots, auch wenn sie in einer großen Variationsbreite auftreten.¹²¹¹ Der Germanist Peter von Matt gliedert etwas differenzierter den Grundgehalt aller

¹²⁰⁶ Eibl: *Animal Poeta*, 2004, S. 269

¹²⁰⁷ Ebd., S. 275

¹²⁰⁸ 1921 hat Georges Polti bereits 36 Kernhandlungen zusammengefasst. Georges Polti: *The Thirty-Six Dramatic Situations*, Boston: The Writer 1921/1977

¹²⁰⁹ Pinker: *Wie das Denken im Kopf entsteht*, 1998, S. 671

¹²¹⁰ Donald Brown hat eine umfassende Liste mit universell vorkommenden Verhaltensmustern vorgelegt (vom Gebrauch von Metaphern, über Inzestvermeidung, Gesichtserkennung, Geschichten erzählen, tanzen, singen bis hin zu Begräbnisriten), die immer wieder auch als Basis evolutionspsychologischer Betrachtung dient. Donald Brown: *Human Universals*, New York/N.Y.: McGraw-Hill 1991

¹²¹¹ Carroll: *Literary Darwinism*, 2004, S. 128

Geschichten in vier Muster, die „mit unserm biologischen Leben und dessen unausweichlichen Konflikten verknüpft“ seien, das Neue entstünde lediglich durch das „Spiel mit der Aktualität“:

„Die Liebesgeschichte in der traurigen oder der glücklichen Variante; die Intrigengeschichte, wo jemand durch List um Macht oder Besitz gebracht wird; die Abenteuergeschichte, wo der Held in die Welt fährt, um Drachen zu töten, Prinzessinnen zu befreien und irgendwann triumphierend heimzukehren. Im bürgerlichen Zeitalter kommt noch die Selbstwerdungsgeschichte hinzu, die aber eng mit dem Abenteuermuster verknüpft ist.“¹²¹²

Joseph Carroll und Jonathan Gottschall haben ihre Inhaltsanalyse von erfolgreichen Klassikern der englischen Literatur auf statistischen Boden gestellt, eine für die Literaturwissenschaft bisher seltene und darum spannende und erkenntnisreiche Vorgehensweise.¹²¹³ Bei ihrer Auswertung von 170 Figuren aus 44 der bekanntesten und meist gelesenen britischen Romane des 19. Jahrhunderts konnten die Charaktere nach sieben Handlungsmotiven unterschieden werden: Überleben, Finden oder Halten eines Partners, Erlangen von Wohlstand oder Ressourcen, Verbesserung des sozialen Status, Erreichen von (Aus-)Bildung oder Kultur, Unterstützung der Nachkommen oder anderer Verwandter und Hilfe für Nicht-Verwandte. Wobei „Überleben“ hier klar definiert wurde als die Bewältigung/Behandlung einer lebensbedrohlichen Gefahr wie z.B. durch Verhungern, Gewaltakte anderer Menschen, Naturgewalten oder Krieg.¹²¹⁴

Zur Überraschung der untersuchenden Wissenschaftler war Dominanz nicht ein zentrales Verhaltensmotiv von männlichen Protagonisten, hingegen von männlichen und weiblichen Antagonisten. Die drei wichtigsten Handlungsmotive waren bei den Protagonisten: Bildung/Kultur, Hilfe für Nicht-Verwandte und Status, bei den Protagonistinnen: Finden eines Partners, Unterstützung von Verwandten und Hilfe für Nicht-Verwandte. Bei den weiblichen Gegenspielern handelt es sich um: Status, Ehe und Wohlstand, bei den männlichen um dieselben, nur in einer anderen Rangfolge: Wohlstand, Status und Ehe.¹²¹⁵ Die Ergebnisse der Partnerwahlkriterien korrespondieren mit den bereits zusammengefassten evolutionspsychologischen Erkenntnissen: Bei Frauen nimmt an potenziellen Partnern vor allem Freundlichkeit, Intelligenz, Zuverlässigkeit, Macht und Status eine wichtige Rolle ein, bei Männern an potenziellen Partnerinnen vor allem Attraktivität und Freundlichkeit.¹²¹⁶ John Johnson, Joseph Carroll, Jonathan Gottschall und Daniel Kruger haben in einer 2008 veröffentlichten Untersuchung an

¹²¹² Peter von Matt (Interview): „Wir wollen das Bekannte“, in: Spiegel Nr. 6, 05.02.2007, S. 170

¹²¹³ Joseph Carroll/Jonathan Gottschall: Human Nature and Agonistic Structure in Canonical British Novels of the Nineteenth and Early Twentieth Centuries. A Content Analysis, in: Klein, Uta/Katja Mellmann/Steffanie Metzger (Hrsg.): Heuristiken der Literaturwissenschaft. Disziplinexterne Perspektiven auf Literatur, Paderborn: Mentis 2006, S. 473-487

¹²¹⁴ Ebd., S. 479

¹²¹⁵ Ebd., S. 482 f.

¹²¹⁶ Ebd., S. 483

435 Charakteren aus 201 kanonisierten britischen Romanen des 19. Jahrhunderts das Thema Statusbewusstsein und Dominanz versus egalitäres Verhalten detaillierter mit einem durchaus vergleichbaren Ergebnis beleuchtet: Protagonisten repräsentieren kooperative Motive und Verhaltensmuster, die ihrer Vermutung nach in egalitären Jäger-Sammler-Gruppen geschätzt wurden. Antagonisten hingegen zeigen ein Status und Macht betontes Verhalten, das von den Gruppen stigmatisiert wurde.¹²¹⁷ Summarisch betrachtet werden in den ausgewählten Romanen Charaktere positiv und erfolgreich gezeichnet, wie sie in der Realität eher in der Minderzahl sind: Mit Intelligenz, Edelmut und Hilfsbereitschaft wurden oder werden nur bedingt gesellschaftliche Alpha-Positionen oder Partner erobert. Und dass die Jäger-Sammler-Gesellschaften trotz des (nahezu) nicht vorhandenen Privateigentums nicht egalitär aufgebaut waren, machen Rückschlüsse solcher noch heute lebender Sozietäten wahrscheinlich. Machtbewusstsein, Kampflust und ein gewisses Maß an Egoismus verhilft Menschen, Führungspositionen zu erobern. Wenn die Mittel darüber hinaus noch intelligent eingesetzt werden, dann leidet noch nicht einmal die Reputation darunter. Peter Jonason von der Mexico State University und David Schmitt von der Bradley University konnten in zwei unabhängigen Untersuchungen nachweisen, dass ein narzisstischer, leicht psychopathischer und machiavellistischer Charakter, solange er in Maßen ausgelebt wird, den Männern zu mehr sexuellen Kontakten verhilft – und seien es nur kurzfristige.¹²¹⁸ In Wirklichkeit scheinen demnach eher die ‚bösen‘ Jungs über die ‚guten‘ den Sieg davon zu tragen. Bleibt die Frage, warum die Darstellungen in der Literatur dies oftmals konterkarieren? Carroll und Gottschall vermuten, dass das konzeptionelle Ziel weniger in einer Spiegelung der Realität lag, sondern in der Vermittlung gesellschaftlich hochgehaltener Ideale der viktorianischen Zeit, also quasi eine literarisches Anleitung zur Optimierung des eigenen Verhaltens und der Umgangsformen miteinander. Dieser Erklärungsversuch erscheint wenig plausibel, da sich nach wie vor die englischen Romane des 19. Jahrhunderts einer breiten und begeisterten Leserschaft erfreuen. Jane Austen zählt beispielsweise zu den Lieblingsschriftstellerinnen der heutigen Zeit, so auch von Joanne Rowling und Stephenie Meyer (vgl. Bestseller-Kapitel). Überdies werden in den aktuell verfassten Romanen eben dieselben positiven Kriterien hochgehalten wie damals, lediglich in einem modernen Ambiente verpackt. Wie in dem Kapitel über sexuelle Selektion und Partnerstrategien beschrieben, differieren die Selektionskriterien je nachdem, ob eine langfristige Partnerschaft oder ein kurzfristiges sexuelles Abenteuer eingegangen werden soll. Freundlichkeit, Zuverlässigkeit und Empathievermögen stellen für Frauen, und diese lesen mehrheitlich diese Art von

¹²¹⁷ John Johnson/Joseph Carroll/Jonathan Gottschall/Daniel Kruger: Hierarchy in the Library: Egalitarian Dynamics in Victorian Novels, in: *Evolutionary Psychology* Vol. 6, Nr. 4/2008, S. 715-738

¹²¹⁸ Mason Inman: Bad guys really do get the most girls, in: *New Scientist* Nr. 26621, 18.06.2008, S. 12

Beziehungsromanen, nach wie vor gleichermaßen zentrale Eckpfeiler ihres ‚Wahlprogramms‘ bei potenziellen langfristigen Partnern dar ebenso wie Status und Aussehen.

Michelle Scalise Sugiyama ergänzt zu diesem Themenkomplex richtigerweise, dass narrative Ereignisse oder Konflikte zeitlich, räumlich und in ihren Umständen (settings), die wiederum verschiedene Dimensionen haben, verankert seien.

„Narrative events and conflicts are rooted in time and space, or setting. Setting has several dimensions: physical (for example, geographical location, topography, location of objects in relation to another), temporal (for example, historical period, season, time of day), and social (for example, religious, moral, intellectual, legal climate). However, setting is more than just where and when a story happens. [...] Setting, then, is not passive: it is a distinctive environment upon which characters act and to which they react. On this view, setting is a representation of the potential sources of conflict in a given set of circumstances – that is, a localized representation of ‚the system of forces‘ that regulate all possible action.“¹²¹⁹

Dieser Aspekt scheint umso wesentlicher, wenn die Funktionalität des Geschichtenerzählens, -lesens betrachtet wird: Wie auch bei anderen Aktivitäten (z.B. beim Spiel) stehen Fitness-Vorteile im Vordergrund – ganz nach dem Pfadfinder-Motto: „Be prepared!“¹²²⁰ Unendlich viele Situationen – eben angepasst an relevante temporäre, geografische oder soziale Gegebenheiten - können so gedanklich durchgespielt und zumindest soweit trainiert werden, dass eine verbesserte Überlebenschance im Falle des realen Eintritts vorhanden ist. Dabei wird zwischen universellen und den lokalen Informationsinhalten unterschieden, die sich in der Regel beide in einem Text wieder finden. Zu den universellen gehören die Grundzüge des menschlichen Verhaltens wie Partnerstrategien, Kinderaufzucht/-pflege, Gruppenprinzipien etc., zu den lokalen Gegebenheiten das ökologische Umfeld, der historische Kontext und die sozial praktizierte Struktur (in Mitteleuropa haben beispielsweise die Protagonisten in Märchen Angst vor Bären und Wölfen und nicht vor einem Jaguar).

Louis Bosshart ergänzt diese Überlegungen und vertritt die Auffassung, dass (gerade durch Unterhaltungsgenres) zwei Adaptionsprinzipien bedient und befriedigt werden: (1) Die Vorstellung an die Leistungsfähigkeit eines „Übermenschen“, der alleine in der Lage ist, die Welt in Ordnung zu bringen und (2) „phantastisches Spiele in den Vorstellungen über die Zukunft der noch folgende Evolutionsgeschichte der Menschheit“.¹²²¹

¹²¹⁹ Michelle Scalise Sugiyama: Reverse-Engineering Narrative: Evidence of Special Design, in: Gottschall, Jonathan/David Sloan Wilson (Hrsg.): *The Literary Animal. Evolution and Nature of Narrative*, Evanston: Northwestern University Press 2005, S. 186

¹²²⁰ Ebd., S. 186 ff.

¹²²¹ Louis Bosshart: *Unterhaltung aus anthropologischer Sicht*, in: Früh, Werner/Hans-Jörg Stiehler (Hrsg.): *Theorie der Unterhaltung. Ein interdisziplinärer Diskurs*, Köln: von Halem 2003, S. 281

Patrick Hogan teilt nicht zur Gänze die Auffassung seiner Kollegen, dass viele der durch prototypische Darstellung hervorgerufenen Emotionen im Wesentlichen biologisch determiniert sind.

„Much of the preceding discussion may seem to suggest that cultural specification is nothing more than an innocuous process of filling in some missing details in otherwise universal patterns. To a great extent, this is true. The problem, however, comes with the word ‚innocuous‘. Our references to commodification and patriarchy indicate that the process of social specification may be far from innocent and inconsequential. In fact, emotions and standard plots structures are particularized in socially functional ways. Specifically, they tend to be defined and organized to preserve social structure.“¹²²²

Er misstraut dem argumentativen Rückgriff in der Ursachenforschung auf die Evolution, da diese seiner Ansicht nach dem komplexen Sachverhalt nicht gerecht würden. Er leugnet zwar nicht biologische und genetische Gegebenheiten, hält sie aber für überbewertet. Seiner Überzeugung zufolge ist die Kultur ebenfalls ein Produkt des sozialen Lebens.¹²²³ Diesen Einwurf leugnet noch nicht einmal ein überzeugter Genetiker oder Hirnforscher. Dem Text ist nicht zu entnehmen, warum und gegen wen Hogan seine Position „verteidigt“ oder wieso sich eben bestimmte Grundmuster und „Proto-Emotionen“ wie Hunger, Bedürfnis nach Sex/Lust, Wut, Angst, Zuneigung, Neugierde/Langeweile weltweit in einer hohen Übereinstimmung über alle Kulturen und Ethnien hinweg ausbreiten konnten, wenn es dafür keine evolutiven Erklärungen geben soll.¹²²⁴ Dennoch sind seine Überlegungen zur Systematisierung von inhaltlichen und stilistischen Aspekten von Texten lesenswert, nicht zuletzt, weil er durch seine komparatistischen Kenntnisse in Sprachbereiche vordringt, die normalerweise in den Analysen nicht berücksichtigt werden.¹²²⁵

Literarische Universalien hängen eng mit den Erkenntnissen der Kognitionsforschung zusammen.¹²²⁶ Erzählende Literatur löst in Menschen Emotionen aus und daher können Erzählstrukturen nicht losgelöst von ihrer emotionalen Wirkung betrachtet werden. Hogan stellt dazu zwei Thesen auf: 1) Eine begrenzte Anzahl standardisierter Erzählstrukturen bringt die Ideen, Beurteilungen und Emotionen hervor. 2) Im Wesentlichen bestimmen kulturübergreifend zwei Erzählstrukturen die Weltliteratur: die heroische und die romantische Tragik-Komödie.

¹²²² Patrick Colm Hogan: *The Mind and its stories. Narrative universals and human emotion*, Cambridge: University Press 2003, S. 250

¹²²³ Ebd., S. 252 ff.

¹²²⁴ Interessant hierzu auch die Kritik von Jonathan Gottschall: *Literary Universals and the sciences of the mind*, in: *Philosophy and Literature* Nr. 28/1, 2004, S. 202-217

¹²²⁵ Die Auswahl der untersuchten Literatur hat er auf Texte eingegrenzt, die ein anhaltendes Interesse innerhalb ihrer jeweiligen Tradition ausgelöst haben. (Hogan: *The Mind and its stories*, 2003, S. 6) Hogan liefert für seine Thesen zahlreiche Beispiele quer durch alle Kulturen und historischen Epochen. Bemerkenswert ist besonders, dass hier nicht nur wie meistens üblich die europäisch-amerikanische Literatur dominiert, sondern zahlreiche Beispiele aus dem indischen und japanischen Raum herangezogen werden.

¹²²⁶ Website der Universität von Palermo über literarische Universalien: Università di Palermo, Facoltà di Lettere e Filosofia: *Literary Universals Project*, www.litup.unipa.it, 29.05.2009

Als dritte Form nennt er die Märtyrer (sacrificial) Tragik-Komödie. Diese Strukturen werden geleitet von dem universellen Streben nach Glück (happiness). Einschränkend fügt er jedoch sogleich an: „The first important point about literary universals is that they are not necessarily properties of all literary works.“¹²²⁷

Linguisten verwenden den Begriff „Universalie“, um sich auf etwas zu beziehen, das über genetisch und räumlich nicht verbundene Sprachen hinweg in einer größeren als zufälligen Häufigkeit auftritt (frequency greater than chance).¹²²⁸ Die von Hogan dargestellten Universalien haben vor allem mit Struktur, Formalismen, Länge, Merkfähigkeit, Ausgestaltungen (z.B. mit Hilfe von Wortspielen) und dem Sprachstil zu tun. Literarischen Figuren kommt seiner Auffassung nach ebenso die Funktion von „intentionalen Objekten“ zu wie real existierenden, d.h. es geht in beiden Fällen nicht um die „wirkliche“ Person, sondern um die Idee von ihr. In diesem Sinne sind Emotionen genauso selbstbezüglich.¹²²⁹ Menschen sind emotional berührt, wenn die real oder literarisch erlebte Situation aufgrund eigener emotionaler Erfahrungen eingeordnet und verankert werden kann.

„This brings us, finally, to the source of emotion. In egocentric and interested cases, there is no source for the emotion outside the current situation. However, in empathic cases, the source of the emotion is external. The source itself is still egocentric or interested, even though the current situation does not have direct or indirect egocentric significance.“¹²³⁰

Hogan folgt in der Nennung der Hauptemotionen Keith Oatley und Philip Johnson-Laird, die zwischen fünf unterscheiden: „happiness, sadness, fear, anger and disgust.“¹²³¹ Paul Ekman hat nachgewiesen, dass die dazu entsprechenden Gesichtsausdrücke/Mimik (plus denen von Überraschung und Neugierde) ebenfalls universell auftreten. „Emotion terms are prototype-based in both eliciting conditions and expressive/actional consequences.“¹²³² Das Ziel, das Gefühl von „happiness“ zu erzeugen, wird inhaltlich über zwei Wege erreicht:

*Romantische Tragik-Komödien*¹²³³ gehören zu den allgemein am stärksten verbreiteten Handlungsmustern in der Literatur: Die Geschichte von Vereinigung, Trennung und Wiedervereinigung von Liebenden gilt als eines der universell am häufigsten verwendeten literarischen Topoi. Die Liebenden trennen sich aufgrund eines Konflikts/eines Missverständnisses in ihrer Liebe oder werden durch soziale Strukturen - häufig repräsentiert durch das Unverständnis der Eltern - auseinander gerissen. Die Phase der (erzwungenen) Trennung beinhaltet oft den

¹²²⁷ Hogan: *The Mind and its stories*, 2003, S. 17

¹²²⁸ Ebd., S. 19

¹²²⁹ Vgl. Voland: *Virtuelle Welten*, 2007

¹²³⁰ Hogan: *The Mind and its stories*, 2003, S. 70

¹²³¹ Ebd., S. 76

¹²³² Ebd., S. 83

¹²³³ Ebd., S. 101 ff.

Gedanken, die Vorstellung von Tod, manchmal auch den Tod selber. In diesem Fall findet die „Wiedervereinigung“ in einer anderen Welt statt.

*Heroische Tragik-Komödien*¹²³⁴: Der rechtmäßige Führer einer Gesellschaft wird durch einen nicht wohl gesonnenen Verwandten oder andere feindliche Gegenspieler gehindert, seine Rolle auszuüben. Um Gegenmaßnahmen im Keim zu ersticken und um ihn von seinen Getreuen abzuschneiden, wird er ins Exil verfrachtet oder im Gefängnis eingesperrt. Die Zeit ist für den Helden mit physischen und/oder psychischen Qualen verbunden, er schwebt in Todesgefahr. Während seiner Abwesenheit wird die Gesellschaft von einer dämonischen/bestialischen Macht bedroht. Der Held kämpft gegen diese Bedrohung, schlägt die Usurpatoren und setzt sich selber bzw. wird wieder als Führer an seinen ihm zustehenden Platz eingesetzt. Nicht immer ist ein Happy End garantiert. Beide Handlungsstrukturen können zu einer Tragödie verkürzt werden. „In some cases, the narrative ends with permanent establishment of these sorrowful conditions. Rather than being an autonomous, sorrow-based structure. In other words, tragedy is a derivate of comedy.“¹²³⁵

Gemäß der Sanskrit-Literaturtheorie wird das Gefühl von „happiness“ durch romantische Vereinigung oder soziale Herrschaft (social domination) ausgelöst und mündet in einer „personal happiness“ oder „social happiness“. ¹²³⁶ Es gibt noch eine dritte Form, das göttliche (divine) oder transzendente Glück (transcendent happiness), das ebenfalls in einer Form der Wiedervereinigung dargestellt oder durch Vergebung und Versöhnung erreicht werden kann. Ethik und ethische Beurteilungen übernehmen dabei die zentrale Rolle. ¹²³⁷

Einzelanalysen von Primärtexten unter evolutionspsychologischen Gesichtspunkten sind nach wie vor eine Seltenheit. Sie konzentrieren sich auf einzelne Märchen und Heldensagen oder auf ausgewählte Klassiker wie Vergils Aeneis, Werke von u.a. Shakespeare, Oskar Wilde, Sir Walter Scott, Charlotte Brontë, Jane Austen, Charles Dickens oder Graham Greene. ¹²³⁸ Bis auf die interessanten, aber hoch komprimierten Märchenuntersuchungen von Jonathan Gottschall, auf die im kommenden Kapitel eingegangen wird, gab es bisher keine Untersuchungen zu Texten der Kinder- und Jugendliteratur.

¹²³⁴ Ebd., S. 109 ff.

¹²³⁵ Ebd., S. 121

¹²³⁶ Ebd., S. 129

¹²³⁷ Joseph Carroll nennt in seinem Überblicksaufsatz „Evolutionary approaches to literature and drama“ die zentralen Positionen und Aufteilungen der verschiedenen Wissenschaftler. Im Großen und Ganzen herrscht Einigkeit bei der Aufteilung in tragische und komödiantische Stoffe, darunter gibt es dann Meinungsvielfalt. Carroll: *Evolutionary approaches to literature and drama*, 2007, S. 640 ff.

¹²³⁸ Eine Übersicht bietet Carroll mit ausführlichem Literaturverzeichnis. (Ebd., S. 642 ff.)

5. Märchen evolutionspsychologisch gelesen

Märchen zeichnen sich dadurch aus, dass sich ihre Stoffe und Grundmuster über Jahrhunderte, möglicherweise sogar Jahrtausende hinweg erhalten haben und oftmals über mehrere Kulturkreise rezipiert werden.¹²³⁹ Joseph Campbell hat bereits 1949 in „Der Heros in tausend Gestalten“ dargelegt, dass Mythen, Sagen, Legenden und Märchen auf dieselben Wurzeln zurückgreifen, und den auf den ersten Blick unterschiedlichen heroischen Gestalten letztlich ein Monomythos zugrunde liegt.¹²⁴⁰ Ob die von Campbell dafür explizierten psychoanalytischen Begründungen in der Unilateralität gänzlich zufrieden stellen, mag bezweifelt werden, da sie doch nur ein proximates Erklärungsmuster abliefern, dennoch bleibt sein Verdienst, dass er durch ein immenses Spektrum kulturübergreifenden Materials rote Fäden gefunden und damit dem Menschen eigene, ihm wichtige und universelle Themen und Ausgestaltungen aufgezeigt hat. Und die Aussage über die Funktionalität der Mythen, die Campell trifft, kann man getrost auch auf Märchen anwenden.¹²⁴¹

„In Wahrheit sind die Mythen das alles [Campell bezieht sich damit auf die zahlreichen interpretatorischen Ansätze – Verf.], nur zeigen sie jedem Interpreten, je nach dessen Standort, ein anderes Gesicht. Denn den Anliegen und Bedürfnissen der Individuen, Rassen und Zeitalter kommen sie so aufgeschlossen entgegen wie das Leben selbst, wenn die Frage nicht auf ihr Wesen, sondern auf ihre Funktion dringt, darauf, wie sie in der Vergangenheit der Menschheit gedient haben und wie sie es heute könnten.“¹²⁴²

Märchen sind für die Analyse universeller Strukturen von unschätzbarem Vorteil, da Einflussnahmen durch andere Faktoren wie Moden unterworfenen Trends oder intensives Marketing minimiert sind bzw. ausgeschlossen werden können. Die schriftliche Aufzeichnung von Märchen ist lediglich *eine* mediale Form, die Inhalte der vormals mündlich weitergegebenen Geschichten zu transportieren. Davon ausgehend, dass sich mindestens zwei Drittel der menschlichen Kommunikation um zwischenmenschliche Belange dreht, vermitteln diese Stoffe abstrahierte Erlebnisse und/oder Kenntnisse aus dem soziokulturellen Zusammenleben, die sich trotz Patina in der Darstellung grundlegender Gültigkeit erfreuen. Die Brüder Grimm weisen – zwar romantisierend – in ihrer Vorrede zur ersten Druckauflage ihrer Märchensammlung 1812 ebenfalls auf diesen Aspekt: „Darin bewährt sich jede ächte Poesie, daß sie niemals

¹²³⁹ Siehe hierzu das Kapitel „Wie alt sind unsere Volksmärchen? Kulturgeschichtliche Überlegungen“ von Lutz Röhrich in: „und weil sie nicht gestorben sind...“: Anthropologie, Kulturgeschichte und Deutung von Märchen, Köln: Böhlau 2002, S. 377-388

¹²⁴⁰ Joseph Campbell: Der Heros in tausend Gestalten, Frankfurt/Main: Insel 1999

¹²⁴¹ Jonathan Gottschall bezieht sich darauf ganz konkret schon in der Titelgebung seiner quantitativ ausgelegten Märchenanalyse, indem er Campbells Originaltitel „The Hero with a Thousand Faces“ in „The Heroine with a Thousand Faces“ abwandelt.

¹²⁴² Campbell: Der Heros in tausend Gestalten, 1999, S. 366

ohne Beziehung auf das Leben seyn kann, denn sie ist aus ihm aufgestiegen und kehrt zu ihm zurück, wie die Wolken zu ihrer Geburtsstätte, nachdem sie die Erde getränkt haben.“¹²⁴³

Märchen galten und gelten als Fundgruben zur Analyse menschlichen Verhaltens. Nicht nur die Sprach- und Literaturwissenschaft hat sich dieser epischen Kurzform angenommen, sondern auch die Volkskunde, die Psychologie und Psychoanalyse – besonders zahlreich vertreten mit der Freudschen und Jungschen Schule.¹²⁴⁴ Ebenso finden sich theologische, strukturalistische und pädagogische Untersuchungsansätze.¹²⁴⁵ Eher kurios wirken heute Lesarten, die Märchen als Basis von Lebenshilfe sehen.¹²⁴⁶ Das Gros der Ansätze konzentriert sich auf detaillierte Einzelfallbetrachtungen, in denen der Werdegang der Helden verfolgt und analysiert werden.¹²⁴⁷ Vladimir Propps ältere strukturalistische Untersuchung narratologischer Elemente zählt zu den wenigen und bis heute noch durchaus gültigen Querschnittsbetrachtungen.¹²⁴⁸ Propp untersucht die Formen und Strukturen von Zaubermärchen unter einem formalistisch methodischen Ansatz. Untersuchungsgegenstand ist die Afanašev Sammlung russischer Märchen (ca. 150 Zaubermärchen).

Entscheidend sind für ihn weniger die Figuren, Handlungsräume, verwendeten Motive oder Symbole, sondern die Funktionen und Aktionen, die die Handlungsträger ausführen, die die einzigen konstanten und damit vergleichbaren Größen darstellen. Er differenziert zwischen 31 Funktionen, die aber nicht summarisch auftreten müssen. Eine Auslassung einzelner Funktionen bewirkt jedoch keine Änderung der Reihenfolge. Das Gesamte bildet dann eine Komposition, die dem Leser trotz der unterschiedlichen Gestaltung im Detail immer wieder höchst vertraut vorkommt. Er schlussfolgert:

¹²⁴³ Jacob und Wilhelm Grimm: *Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm* (hrsg. von Friedrich Panzer). Vollständige Ausgabe in der Urfassung, Wiesbaden-Berlin: Vollmer o.J., S. 58. Die *Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm* werden im Weiteren mit KHM abgekürzt.

¹²⁴⁴ Allen voran steht das Standardwerk „*Kinder brauchen Märchen*“ (26. Aufl., München: dtv 2004) des ursprünglich österreichischen Psychologen, Psychiaters und Erziehungswissenschaftlers Bruno Bettelheim, der seit 1939 u.a. an der Universität von Chicago tätig war. Der erste sehr umfassende Teil des Buches legt dar, warum Kinder Märchen brauchen. Bettelheims Überlegungen werden im Wesentlichen von der Psychoanalyse Freuds und der Entwicklungspsychologie Piagets gespeist. Tenor ist, dass Märchen die Konflikte von Kindern zwischen vier und zehn Jahren ansprechen und ihnen zum Teil verschlüsselt Lösungsansätze, bzw. einfach Entlastung ihrer Schuldgefühle anbieten. „Die Märchen vermitteln wichtige Botschaften auf bewußter, vorbewußter und unbewußter Ebene entsprechend ihrer jeweiligen Entwicklungsstufe.“ (Ebd., S. 12) Die Themen drehen sich um Geschwisterrivalitäten, ödipale Sehnsüchte, Ablösung aus der oralen Phase, Selbstfindung u.v.m. Im zweiten Teil werden einige ausgewählte Märchen analysiert, u.a. auch Hänsel und Gretel, Aschenputtel und der Froschkönig. Aus dem deutschsprachigen Raum sind u.a. die Analysen von Eugen Drewermann und Verena Kast zu nennen.

¹²⁴⁵ Vgl. Elke Feustel: *Rätselprinzessinnen und schlafende Schönheiten. Typologie und Funktionen der weiblichen Figuren in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm*, Hildesheim: Olms 2004, Kap. 1.3.4. Das Märchen im Kontext der Forschung, S. 56 ff.

¹²⁴⁶ Hierzu zählt die Buchreihe „*Weisheit im Märchen*“ des Zürcher Kreuz-Verlags aus Mitte der 1980er Jahre. Ursula Eschenbach: *Hänsel und Gretel. Das geheime Wissen der Kinder*, 1986; Hans Jellouschek: *Der Froschkönig. Ich liebe dich, weil ich dich brauche*, 1985; Hildegunde Wöller: *Aschenputtel. Energie der Liebe*, 1984

¹²⁴⁷ Es gibt natürlich ebenfalls Stimmen wie die des Bielefelder Literaturwissenschaftlers Wolfgang Lange, die eine Betrachtung von Märchen als „Relikte der Vor- und Urzeit“, als „Bruchstücke der Splitter eines durch die Zeit versprengten Mythos“ gutmütig spöttelnd der aufrecht gebliebenen Tradition der deutschen Romantik zuschreiben und in ihnen „Geschichten“ sehen „nicht mehr und nicht weniger [...], wundersam aufgezoogene Berichte profanen Zuschnitts.“ Wolfgang Lange: *Und das Wünschen hilft doch!*, in: *Bücher* Nr. 1/2008, www.buecher-magazin.de/index.php?id=mrchen-umfrage, download vom 28.11.2007

¹²⁴⁸ Vladimir Propp: *Morphologie des Märchens*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1975

- „1. Die konstanten und unveränderlichen Elemente des Märchens sind die Funktionen der handelnden Personen unabhängig davon, von wem oder wie sie ausgeführt werden. Sie bilden die wesentlichen Bestandteile des Märchens.
2. Die Zahl der Funktionen ist für das Zaubermärchen begrenzt. [...]
3. Die Reihenfolge der Funktionen ist stets ein und dieselbe. [...]
4. Alle Zaubermärchen bilden hinsichtlich ihrer Struktur einen einzigen Typ. [...]"¹²⁴⁹

Als zentrale Funktionen eines Handlungsablaufs benennt Propp¹²⁵⁰:

- Familienmitglied verlässt das Haus für eine gewisse Zeit.
- Dem Helden wird ein Verbot (kann auch Gebot sein) erteilt.
- Das Verbot wird verletzt.
- Ein Gegenspieler versucht Erkundigungen einzuziehen oder zieht sie ein.
- Ein Gegenspieler erhält Informationen über sein Opfer und plant einen Verrat.
- Das Opfer fällt auf das Betrugsmanöver hinein.
- Der Gegenspieler fügt einem Familienmitglied Schaden oder Verlust zu (Alternative: Familienmitglied fehlt irgendetwas, möchte etwas haben).
- [...]
- Held vermählt sich und besteigt den Thron.

Des Weiteren tauchen zahlreiche Hilfselemente, Intensivierungen (wie z.B. durch Multiplizieren einer Handlung) oder Begründungen für die Motivierung von Handlungen auf. Da letztere sehr vielfältig sein können, vermutet Propp, dass „das Märchen ursprünglich gar keine sprachlich formulierte Motivierungen kannte und es sich hierbei höchstwahrscheinlich um Elemente jüngerer Ursprungs handelte.“¹²⁵¹

Bestimmte Funktionen lassen sich mit bestimmten Handlungskreisen und damit mit den dort agierenden Personen verbinden wie der Handlungskreis des Gegenspielers (Schadenstifters), des Schenkenden/Lieferanten (z.B. von Zaubermitteln), des (übernatürlichen) Helfers, der Zarentochter/der gesuchten Gestalt und ihres Vaters, des Aussendenden, des Helden und des falschen Helden. Handlungskreis und Person können, müssen aber nicht kongruent sein; eine Person kann sich auch in mehreren Handlungskreisen bewegen und ein Handlungskreis kann auf mehrere Personen verteilt sein. Die Attribute wie die äußere Erscheinung oder besondere Kennzeichen der handelnden Personen „verleihen dem Märchen sein spezifisches Kolorit und einen besonderen Reiz“, unterliegen aber einer kontinuierlichen „Metamorphose“, die von der Realität beeinflusst und geprägt ist, die Funktionen an sich beeinflussen sie nicht.¹²⁵²

¹²⁴⁹ Ebd., S. 27 ff.

¹²⁵⁰ Ebd., S. 31 ff.

¹²⁵¹ Ebd., S. 76

¹²⁵² Ebd., S. 87

Aus diesen Erkenntnissen leitet Propp dann seine Definition von Märchen ab: „Morphologisch gesehen kann als Zaubermärchen jede Erzählung bezeichnet werden, die sich aus einer Schädigung oder einem Fehlelement über entsprechende Zwischenfunktionen zur Hochzeit oder anderen konfliktlösenden Funktionen entwickelt.“¹²⁵³ Bemerkenswerterweise ist dies heute noch die Grundformel des Großteils der aktuell geschriebenen, erfolgreichen Kinder- und Jugendliteratur und auch zahlreicher Fantasy-, Abenteuer- oder Kriminalromane für Erwachsene. Die Transformation von Märchen vergleicht Propp mit der Evolution, die sich nicht zwangsläufig im Märchen selber vollzieht, sondern außerhalb, in seiner Umgebung. Er spekuliert, dass archaische religiöse Vorstellungen Grundformen definiert haben, aus denen dann später die Märchenform als Sekundärstruktur entstanden sein könnte.

Repräsentative statistische Auswertungen von Märchen gab und gibt es bisher wenige. Die Analysen von Jonathan Gottschall zu den universellen Merkmalen von Helden sowie zu den unterschiedlichen Aspekten der Partnerwahl von Männern und Frauen in Märchen aus 48 Kulturkreisen gehören zu den wenigen Ausnahmen.¹²⁵⁴ Auf diese hilfreichen Erkenntnisse wird im Laufe der Untersuchung immer wieder verwiesen.

5.1. Funktion der Zahlen

Evolutionspsychologisch nicht eindeutig geklärt ist die Funktion der in Märchen und anderen Texten der KJL immer wieder auftauchenden Zahlen drei, sieben und zwölf: drei Wünsche und Bewährungsproben, sieben Zwerge/Raben, zwölf weise Frauen oder Brüder. Vermutlich handelt es sich nicht um eine klassische Adaption oder ein dazu gehörendes Nebenprodukt, sondern um eine kulturelle Überformung religiösen Ursprungs, der sehr viel später erst eine Bedeutung zugesprochen wurde (zwölf Apostel, zwölf Stämme Israels, zwölf Monate und Tierkreiszeichen, Dreieinigkeit, drei Tage zwischen Kreuzigung und Auferstehung, sieben Sünden etc.). Vladimir Propp vertritt die Auffassung, dass eine mehrfach ausgeführte Handlung (in der Regel Verdreifachung) lediglich ihrer Intensivierung dient und keine sonstige Bedeutung hat. Für Bruno Bettelheim steht die Zahl Drei für die drei Ebenen der Persönlichkeit aus psychoanalytischer Sicht: Es, Ich und Über-Ich.¹²⁵⁵ Volker Sommer verweist in seinem Aufsatz „Die Gene der Göttin – Einer Urreligion auf der Spur“ auf die Bezugnahme von

¹²⁵³ Ebd., S. 91

¹²⁵⁴ Jonathan Gottschall: *Literature, Science, and a New Humanities*, New York/N.Y.: Palgrave Macmillan 2008; Ders.: *The Heroine with a Thousand Faces: Universal Trends in the Characterization of Female Folk Tale Protagonists*, in: *Evolutionary Psychology* Nr. 3/2005, S. 85-103; Ders. et al.: *Sex differences in mate choices criteria are reflected in folktales from around the world and in historical European literature*, in: *Evolution and Human Behavior* Nr. 25/2, 2004, S. 102-112; Ders.: *Quantitative Literary Study: A Modest Manifesto and Testing the Hypotheses of Feminist Fairy Tale Studies*, in: Gottschall, Jonathan/David Sloan Wilson (Hrsg.): *The Literary Animal. Evolution and Nature of Narrative*, Evanston: Northwestern University Press 2005, S. 199-224

¹²⁵⁵ Bettelheim: *Kinder brauchen Märchen*, 2004, S. 119

Mondphasen, Sternkonstellation u.a. bei der Entstehung von Religionen.¹²⁵⁶ Elke Feustel teilt diese Auffassung: „Die bedeutungsträchtige Zahl Zwölf diente als Bezifferung der Tierkreisbilder und Grundlage des babylonischen Sechzigersystems, sie gab zudem die Anzahl der Stämme Israels sowie z.B. der Apostel wieder.“¹²⁵⁷

Vermutlich hängen bestimmte häufig vorkommende Zahlen mit der mentalen und physischen Ausstattung des Homo sapiens zusammen, mit der Anzahl der eigenen Finger und Zehen, mit der Fähigkeit, ohne besonderes Training lediglich sieben Informationen im Kurzzeitgedächtnis speichern zu können oder mit der visuellen Aufnahmekapazität. So weist Gerd Gigerenzer darauf hin, dass Menschen nur in der Lage sind, unmittelbar, d.h. ohne zu zählen, bis zu vier Menschen oder Objekte auf Anhieb wahrzunehmen. „Diese psychologische Rolle der Vier ist zu einem Baustein verschiedener kultureller Systeme geworden.“¹²⁵⁸

Diese natürlichen und universellen Phänomene spiegeln durch ihr periodisches Auftauchen oder durch ihre Gestalt Zahlen wider und finden immer wieder Eingang in esoterische Lebensanschauungen. Diese Überlegungen widersprechen sich nicht zwangsläufig, da die großen Weltreligionen zeitlich nachgelagert Inhalte aus den so genannten Naturreligionen übernehmen konnten und genommen haben. Eugen Drewermann weist bei seinen tiefenpsychologischen Märcheninterpretationen mehrfach darauf hin.¹²⁵⁹

Klaus Richter betont den die ästhetische Kategorie von Zahlen und Zahlenfolgen. Das Streben nach Ordnung und Systematik findet hier seinen Niederschlag. „Zahlen komprimieren das Ästhetische einer Gegebenheit auf ihren kleinsten gemeinsamen Nenner und kondensieren damit das Grundsätzliche des ästhetischen Phänomens.“¹²⁶⁰ Selten wird Zahlen über zwölf eine Bedeutung zugewiesen und dann nur um den Aspekt des Unfassbaren, der scheinbaren Unendlichkeit zu betonen (wie bei dem 100-jährigen Schlaf von Dornröschen). Im Wesentlichen liegt das an der mentalen Ausstattung des Menschen, die sich – ohne eine im Mathematikunterricht erzwungene Erweiterung – auf den Zahlenraum beschränkt.

„In der Zahlensymbolik drückt sich die Gewissheit über Ordnung und Harmonie aus, die wir mit dieser Aneignung der Welt, die uns umgibt, anstreben. Wir empfinden ästhetisches Wohlgefühl und Befriedigung, wenn das erreicht wird. Wir beherrschen, was wir zahlenmäßig überblicken.“¹²⁶¹

Richter unterstreicht hierbei die Zahl Fünf, als „magische Zahl“, die wie das Pentagramm als Idealmaß menschlicher Proportionen (Leonardo da Vinci) für Vollkommenheit steht.¹²⁶² Ihre

¹²⁵⁶ Sommer: Von Menschen und anderen Affen, 2000, S. 165 ff.

¹²⁵⁷ Feustel: Rätselprinzessinnen und schlafende Schönheiten, 2004, S. 335

¹²⁵⁸ Gigerenzer: Bauchentscheidungen, 2007, S. 167 f.

¹²⁵⁹ So zu finden z.B. in den Anmerkungen 3 und 16, in: Eugen Drewermann/Ingritt Neuhaus: Der goldene Vogel. Grimms Märchen tiefenpsychologisch gedeutet, 5. Aufl., Freiburg: Walter 1986

¹²⁶⁰ Richter: Herkunft des Schönen, 1999, S. 156

¹²⁶¹ Ebd., S. 159

¹²⁶² Ebd., S. 158

Bedeutung leitet sich vermutlich von den jeweils fünf Fingern/Zehen des Menschen an einer Hand/an einem Fuß ab. Weltweit werden beim Zählen (vor allem bei den Kindern) die Finger zu Hilfe gezogen, und weltweit werden Zahlen in Fünfergruppen gebündelt. Intuitiv kann der Mensch Einheiten bis zu einer Anzahl fünf bis höchstens sieben erfassen. Vermutlich hängt dies mit der Anzahl der ursprünglichen Gruppengröße zusammen.¹²⁶³ Die Zahl Acht ist auf „höchste Harmonie“¹²⁶⁴ ausgerichtet, – erkennbar u.a. bei gotischen Baumeistern oder in der Einheit der acht Grundtöne der Oktave. Monika Hauf ergänzt, dass die Zahl Dreizehn normalerweise mit Hexenkunst assoziiert wurde, vermutlich aufgrund der dreizehn Mondmonate im Jahr, da die Hexen nach dem Volksglauben vor allem nachts im Licht des Mondes aktiv sind.¹²⁶⁵

Letztlich bleibt festzuhalten, dass die Menschen zwar Vorlieben für bestimmte Zahlen, Zahlenabfolgen und Zahlenräume entwickelt haben, die Ursachen dafür bleiben aber trotz all dieser Überlegungen spekulativ, da der Nutzen dieser Präferenzen weder augenscheinlich ist, noch nachgewiesen werden kann.

5.2. Heldinnen und Helden und ihre Gegenspieler

Selbst wenn die untersuchten Texte im Einzelfall ein anderes Bild abliefern, so besteht bei einer Querschnittsbetrachtung dennoch ein krasses Missverhältnis zwischen der Häufigkeit des Auftretens von männlichen und weiblichen Protagonisten in Märchen. Weltweit übernehmen dort Männer mit 75 Prozent dreimal häufiger die tragende Rolle als Frauen.¹²⁶⁶ Da Frauen in der Menschheitsgeschichte kontinuierlich etwa die Hälfte der Bevölkerung darstellten und ihnen die ‚Erfindung‘ und Kultivierung der Sprache attestiert wird, befremdet dieses Ergebnis. (Vgl. Kap. zur Sprachentwicklung) Man könnte es in Frage stellen, da sich alle Auswertungen auf Niederschriften der ursprünglich mündlich tradierten Inhalte beziehen. Zu dem Zeitpunkt, als man begann, Volksmärchen aufzuschreiben und zu veröffentlichen (wie die Brüder Grimm zu Beginn des 19. Jahrhunderts), gingen oftmals nur Jungen bürgerlicher oder adeliger Herkunft zur Schule bzw. erhielten Privatunterricht; und so waren es vornehmlich zu dieser Zeit auch Männer, die in der Lage waren, zu schreiben, d.h. auch Geschichten nach ihren Vorstellungen zu selektieren oder zu verändern. Für diese These sind allerdings keine Belege be-

¹²⁶³ Ebd., S. 159 ff.

¹²⁶⁴ Ebd., S. 159

¹²⁶⁵ Monika Hauf: Die Marke „Harry Potter“. Eine Auslegung im Sinne von C.G. Jung – ein Erfolg von Archetypen, Leipzig: Bohmeier 2006, S. 84

¹²⁶⁶ Gottschall: *The Heroine with a thousand Faces*, 2005, S. 92; Ders.: *Quantitative Literary Study*, 2005, S. 211; Ders.: *Literature, Science, and a New Humanities*, New York/N.Y.: Palgrave Macmillan 2008, S. 91 ff.

kannt. Die Brüder Grimm betonen sogar in ihrem Vorwort der Erstausgabe der „Kinder- und Hausmärchen“ 1812, welchen Wert sie auf authentische Niederschrift der Inhalte legten:

„Wir haben uns bemüht, diese Märchen so rein als möglich war aufzufassen [...]. Kein Umstand ist hinzugedichtet oder verschönert und abgeändert worden, denn wir hätten uns gescheut, in sich selbst so reiche Sagen mit ihrer eigenen Analogie oder Reminiscenz zu vergrößern, sie sind unerfindlich.“¹²⁶⁷

Dieser Vorsatz hat allerdings nicht gehalten. Bis zur Ausgabe letzter Hand 1857 sind an den Märchen zum Teil erhebliche Modifikationen, Ergänzungen und Streichungen vorgenommen worden.¹²⁶⁸ Einen Hinweis auf das Austauschen der Geschlechter der Hauptfiguren oder die Suppression von Texten mit Protagonistinnen gibt es jedoch nicht. Betrachtet man konkreter die Rolle, die die wenigen Protagonistinnen spielen, so werden sie im Gegensatz zu den männlichen als nicht so aktiv (51 zu 75 Prozent) dargestellt, ganz zu schweigen von ihrer mangelnden heroischen Physis, die nur bei 9 Prozent angeführt wird (zu 29 Prozent bei Männern).¹²⁶⁹

Geht man also von einer korrekten Reproduktion der mündlich überlieferten Geschichten aus, so bleibt aus evolutionspsychologischer Perspektive nur eine Begründung:¹²⁷⁰ Männer verhalten sich durchschnittlich aktiver, gehen größere Risiken ein und erleben dadurch Abenteuer, denen Frauen von vornherein aus dem notwendigen Sicherheitsbedürfnis, nicht ihr Leben und damit das des von ihnen hauptsächlich versorgten Nachwuchses auf das Spiel zu setzen, aus dem Weg gehen. Die Evolution begünstigte bei ihnen eine Tendenz zum Konservativ-Affirmatorischen, die zwar ein weniger spektakuläres und aufregendes Leben zur Folge hat, aber mit einer weltweit durchschnittlich sieben Jahre höheren Lebenserwartung belohnt wird. „Der Reproduktionserfolg eines Männchens hängt so sehr von seiner Überlegenheit im Konkurrenzkampf ab, daß die männliche Physiologie eher im Dienste eben dieses Konkurrenzkampfs steht und weniger zur Erhaltung des Körpers angelegt ist.“¹²⁷¹ Die positive Korrelation zwi-

¹²⁶⁷ Grimm: KHM (Urfassung), S. 61

¹²⁶⁸ Schon in der Vorrede von 1819, also sieben Jahre später, ergänzen die Brüder Grimm: „Dabei haben wir jeden für das Kindesalter nicht passenden Ausdruck in dieser neuen Auflage sorgfältig gelöscht.“ Jacob und Wilhelm Grimm: Kinder- und Hausmärchen, (hrsg. von Heinz Rölleke), Ausgabe letzter Hand, Band 1, Stuttgart: Reclam 1982, S. 17

Elke Feustel geht im ersten Teil (Feustel: Rätselprinzessinnen und schlafende Schönheiten, 2004, S. 19-78) ihrer Arbeit ausführlich auf die Genese der Grimmschen Märchen ein und ergänzt diesen mit interessanten Hintergrundinformationen im zweiten Teil (ebd., S. 79-182) zu der Rolle der Frau in der Gesellschaft der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

¹²⁶⁹ Gottschall: Quantitative Literary Study, 2005, S. 212 f. Bemerkenswerte Erkenntnis aus den komparatistischen Untersuchungen von Jonathan Gottschall: Weibliche Figuren tauchen hingegen überproportional zu ihrer sonstigen Häufigkeit als Antagonisten auf, besonders in der Altersgruppe ab 40 Jahren (40 Prozent). Protagonistinnen in derselben Gruppe konnten nur acht Prozent gezählt werden. (Ebd., S. 217)

¹²⁷⁰ Jonathan Gottschall mutmaßt allerdings, dass es sich gerade um ein solches Phänomen handelt. „But what if the roles of female character were diminished – systematically and across the board – earlier than the editorial stage? That is, the bias could have been in the interactions among the original collectors and tellers of the tales. For instance, it is possible that, due to widespread cultural constraints limiting women’s interaction with strange males, the original collectors of the tales worked principally with male informants.“ (Gottschall: Literature, Science, and a New Humanities, 2008, S. 151) Sein Ansatz ist insofern nachvollziehbar, da Männer ja tatsächlich über Jahrtausende hinweg die ‚offizielle‘ Sprachregelungen dominierten und damit auch nach Inhalt, Form und Sprache selektierten, allerdings zählt gerade die Tradition der Märchen zu den ‚inoffiziellen‘ Narrationen, die in der Regel von den Müttern/Ammen an die Kinder weitergegeben wurden.

¹²⁷¹ Nesse/Williams: Warum wir krank werden, 1997, S. 145

schen Testosteronbasiswerten und extraversivem Verhalten unterstützt diese Annahme.¹²⁷² Auch bei Frauen wird das ‚männliche‘ Geschlechtshormon in der Nebennierenrinde gebildet, jedoch in erheblich geringerem Umfang. Neben den bereits dargestellten Verhaltensaspekten zu Aggression und Dominanz scheint Testosteron so u.a. auch für die Steuerung von aktiven Elementen, von Selbstbewusstsein und Mut verantwortlich zu sein. Psychologen bezeichnen die „Verhaltenstendenz, nach abwechslungsreichen, neuen, komplexen Eindrücken zu suchen, und die Bereitschaft, dafür physische und soziale Risiken in Kauf zu nehmen“¹²⁷³ als „sensation-seeking“ (mit den Unterkategorien: thrill and adventure-seeking, experience-seeking, disinhibition-seeking, boredom-susceptibility) Zwei Drittel dieses Verhaltens ist wohl vererbt und bei Männern im Alter von 20-25 Jahren am stärksten ausgeprägt.

Feustel teilt die in den Märchen vorkommenden Frauenfiguren hinsichtlich ihrer „dominierenden Gesinnungsarten und Handlungspraktiken“¹²⁷⁴ ein. Im Wesentlichen sind das Zauberkundige/weibliche Jenseitige (Hexen, Feen, Spinnerinnen etc.), Muttertypen (grenzenlos liebende Mütter, neutrale Figur der Großmutter, Stief- und Schwiegermütter), junge Frauen wie die Königstochter (schlafende Schönheit, leidende Jungfrau, Rätselprinzessin), Geschwister- und Liebespaare. Die aktive Heldenrolle übernimmt mehrheitlich eine männliche Figur. Der typisierte Protagonist verhält sich daher in den Märchen gemäß einem tendenziell durchschnittlich beobachteten Verhalten des jeweiligen Geschlechts. ‚Weibliche Tugenden‘ werden mit einer erfolgreichen Partnerwahl, sozialem Ansehen und Reichtum positiv sanktioniert, und Männer müssen sich in und durch Gefahren bewähren.¹²⁷⁵ Es war und ist offensichtlich weder erkenntnisreich noch spannend, einen zentralen Charakter darzustellen, der eher ein geruhames, vorsichtiges Leben führt als das eines Haudegens, der durch alle Katastrophen und Glückseligkeiten des menschlichen Daseins eilt.

Karl Andre hat in einem Bericht zu Untersuchungen von Märchenrezeption an Grundschulen darüber hinaus dargelegt, dass die Helden gerade deshalb geschätzt werden, *weil* sie in ihrer Person bzw. mit ihren Aktionsmerkmalen zentrale Geschlechterstereotype widerspiegeln: Schönheit, Mut, Verwandlung und Fleiß bei den Heldinnen und Hilfsbereitschaft, Klugheit, Verwandlung und Mut bei den Helden. „Schönheit spielt [...] also bei den weiblichen Helden

¹²⁷² Netter: Endokrine Systeme und Persönlichkeit, 2005, S. 364 ff.

¹²⁷³ Winterhoff-Spurk: Medienpsychologie, 2004, S. 72

¹²⁷⁴ Feustel: Rätselprinzessinnen und schlafende Schönheiten, 2004, S. 185

¹²⁷⁵ Jonathan Gottschall hat bei seiner Untersuchung festgestellt, dass 78% der weiblichen und 77% männlichen Protagonisten zu Beginn der Geschichte unverheiratet und 64% beiderlei Geschlechts am Ende verheiratet waren. (Gottschall: The Heroine with a thousand Faces, 2005, S. 94) Gleichzeitig werden weltweit im Durchschnitt die Frauen im Vergleich zu den männlichen Parts als weniger aktiv (51% zu 71%), weniger couragiert (9% zu 22%) und weniger heldenhaft im körperlichen Sinn (9% zu 31%) beschrieben. (Ebd., S. 96)

Die Grimmschen Märchen halten drastische Beispiele bereit, wie es Mädchen/Frauen ergeht, die sich diesen ‚weiblichen Tugenden‘ widersetzen: Beispielsweise wird die schwangere Rapunzel (KHM 12) von der bösen Fee der Schönheit ihrer Haare beraubt, ausgesetzt und findet erst nach etlichen Jahren ärmlichen Lebens ihren durch den Sturz vom Turm erblindeten Prinzen wieder.

zu 50% eine Rolle, bei den männlichen Helden zu 3,1%. Klugheit der Heldinnen imponiert mit 3,1%, bei männlichen Vorbildern mit 23%.¹²⁷⁶

Wolfgang Steinig führt zu der universell nahezu stereotypen Ausstattung des Märchen-Personals eine weitere interessante Überlegung an, die die Theorie, dass es Kontakte zwischen den zeitweise parallel lebenden Neandertalern und den modernen Menschen gegeben haben soll, untermauert:¹²⁷⁷

„Möglicherweise lebt in Mythen und Märchen von Riesen, Gnomen, Trollen und anderen Unholden die kollektive Erinnerung an eine Zeit fort, in der man Neandertalern noch begegnen konnte. Die Botschaft ist immer die gleiche: Haltet euch fern von diesen Wesen – mit ihnen ist nicht gut Kirschen essen! Märchenhelden entsprechen geradezu prototypisch dem schlanken und grazilen *Homo sapiens*, der die hinterwäldlerischen Unholde nicht mit seiner Körperkraft, sondern mit Intelligenz und Kreativität besiegt.“¹²⁷⁸

5.3. Das Happy End und seine evolutionspsychologische Funktion

Wie die überwältigende Mehrheit aller erfolgreichen Texte finden auch Märchen ein glückliches Ende: Der, die oder das ‚Gute‘ wird mit ökonomischen, sozialen oder emotionalen Reichtümern belohnt, der, die oder das ‚Böse‘ mit Ausschluss aus der Gesellschaft oder nicht selten mit dem Tod bestraft.¹²⁷⁹ Diese streckenweise drastische Reduzierung und Polarisierung der menschlichen Interaktionen hat evolutionär gesehen einen Sinn.

Begreift man Sprache – erst mündlich und seit einigen tausend Jahren auch schriftlich weitergegeben – als den zentralen Faktor, sich über die Haltung, die soziale Position anderer Gruppenmitglieder zu verständigen und sich dadurch zu vergewissern, ob es sich um einen ‚Trittbrettfahrer‘ oder Betrüger handelt, gewinnt dieser Austausch die Funktion des sozialen Demaskierens. Täuschungsmuster und -modelle werden analysiert und gleichzeitig mentale Strategien angeboten, diese in der Gruppe zu sanktionieren.

In der Evolution können sich Betrüger auf lange Sicht nicht durchsetzen. Die Spieltheorie hat dies mit zahlreichen Versuchen des so genannten „Gefangenendilemmas“ nachgewiesen. Als evolutionäre stabile Strategie, kurz ESS (Maynard Smith), hat sich eine kooperierende Vari-

¹²⁷⁶ Karl Andre: Märchenrezeption in der Grundschule, in: Barthel, Henner et al. (Hrsg.): Aus „Wundertüte“ und „Zauberkasten“. Über die Kunst des Umgangs mit Kinder- und Jugendliteratur. Festschrift zum 65. Geburtstag von Heinz-Jürgen Kliever, Frankfurt/Main: Lang 2000, S. 136; siehe auch Gottschall 2005b, S. 214

¹²⁷⁷ Roger Highfield stellt die gleiche Überlegung für ‚Trolle‘ und vergleichbare Kreaturen an, die quasi die literarischen Nachfahren der einst lebenden Neandertaler sein könnten. „Neanderthals were sufficiently tough and resourceful to be feared, making them ideal material for folklore.“ Roger Highfield: The science of Harry Potter. How magic really works, London: Headline 2002, S. 202

¹²⁷⁸ Steinig: Als die Wörter tanzen lernten, 2007, S. 100

¹²⁷⁹ Eckart Voland weist in einem Aufsatz, in dem er sich mit dem naturalistischen Fehlschluss und der Moral-Problematik unter evolutionspsychologischer Sicht beschäftigt richtigerweise darauf hin, dass das Böse „eine konstruktive Leistung darwinistischer Ausleseprozesse und in diesem Sinne natürlich“ sei. (Voland: „...nur tierischer als jedes Tier zu sein“, 2005, S. 171)

ante des „Tit-for-tat-Prinzips“ herausgestellt.¹²⁸⁰ Und dieses Prinzip verfolgen in komprimierter Form die Handlungselemente der Märchen und der überwältigenden Mehrheit sonstiger KJL: Betrüger können zwar einen kurzfristigen Erfolg verzeichnen, setzen sich aber prinzipiell nur bis zu einem bestimmten Anteil in einer Gesellschaft durch.¹²⁸¹ Sobald die Mehrheit einer Population aus Betrügern besteht, genießt keiner von ihnen einen entscheidenden Vorteil, und das System wird instabil. Altruismus hingegen führt in reziproker Form auch außerhalb der eigenen Verwandtschaft zu stabilen Systemen und ‚lohnt‘ sich, um das eigene Genom zukunftsorientiert abzusichern. Dem Gutsein oder Schlechtsein fehlt evolutionspsychologisch jeder moralische Impetus; es geht darum, dass eine ESS den Genen die höchst mögliche Wahrscheinlichkeit bietet fortzubestehen.

Eine soziale Gruppe frei von betrügerischen Handlungen wird es ebenfalls nicht geben. Durch immer differenziertere Täuschungsmanöver wird versucht, im Interesse der Durchsetzung der eigenen Gene, Vorteile zu erringen, ohne eine adäquate Gegenleistung dafür bieten zu müssen. Betrügen schont die eigenen Ressourcen, sofern man nicht entlarvt wird. Mit der Perfektionierung des Betrügens steigen – ganz im Sinne des evolutionär stabilen Gleichgewichts – die Fähigkeit und mit ihr die Methoden, eben dieses aufzudecken. Zu diesem Kontext gehört ebenfalls das Prinzip des Bestrafens oder zumindest der Androhung einer Strafe. Denn „Bestrafung als wahrnehmbarer Akt der Gerechtigkeit in Rechtsstaaten“, ist – wie Louis Bosshart ausführt – „ein kooperativer Beitrag zur Erhöhung des sozialen Komforts. Gerechtigkeit erhöht die Chancen kollektiven Überlebens. Der Normalzustand gesunder Gesellschaften ist ein ordentlicher, geregelter. Nicht aufgeklärte und unbestrafte Verbrechen erschweren die notwendigen Anpassungsprozesse.“¹²⁸²

Wenn gerade in Märchen polarisierende Figuren präsentiert werden, entsprechen diese in ihrer Eindimensionalität natürlich nicht der Struktur einer realen menschlichen Gemeinschaft. Den „Betrüger“ an sich findet man ebenso unwahrscheinlich wie den vollkommenen „Gutmenschen“. Präziser formuliert geht es um betrügerische oder kooperierende Handlungen, die jeder Mensch, abhängig von den persönlichen Umständen und der Umwelt, vollzieht. Ein solch differenziertes Bild in literarischen Texten nachzuvollziehen, hat allerdings einen entscheidenden Nachteil: Es ist als Anschauungsmaterial, um Verhaltensmuster aus einer importierten Quelle zu erlernen, wenig hilfreich. Es wurde eben nicht nur gesprochen und erzählt, um auf Nahrungsquellen aufmerksam zu machen oder um vor Feinden zu warnen, sondern um sozial relevantes Wissen auszutauschen, an das man sich in einer realen Situation erinner-

¹²⁸⁰ „Tit-for-tat“ wird häufig mit „Wie du mir, so ich dir“ übersetzt, kommt aber von seinem Verständnis „Quidproquo“ oder „Zug-um-Zug“ am nächsten.

¹²⁸¹ Gerade den Aspekt des Happy Ends nennen Grundschüler als wichtigsten Grund, weshalb sie Märchen mögen. Erst danach folgen Aspekte wie Magie, Helden, Spannung etc. (Andre: Märchenrezeption in der Grundschule, 2000, S. 127)

¹²⁸² Bosshart: Unterhaltung aus anthropologischer Sicht, 2003, S. 280

te und dadurch möglicherweise einen lebenswichtigen Vorteil hatte. Für bestimmte Entscheidungen blieb unseren Vorfahren wenig Zeit für eine differenzierte Abwägung der unterschiedlichen Möglichkeiten. Diejenigen, die zu lange überlegten und zu spät agierten, schieden aus der Reproduktionskette vorzeitig aus, weil sie beispielsweise einen Feind zu spät als einen solchen erkannten. Um schnell handeln zu können, entwickelte sich eine Tendenz, Situationen und Menschen anhand weniger stereotyper Merkmale (wie z.B. Aussehen oder erstes Verhalten) zu beurteilen. Selten berücksichtigt ein rasches Urteil alle Facetten eines Sachverhalts und kann sich im Nachhinein als übereilt oder falsch erweisen, dennoch war und ist es risikoärmer, einmal mehr ein ‚Vor-Urteil‘ zu haben, als die möglicherweise gravierenden Konsequenzen eines vertrauensseligen Verhaltens zu tragen. In der Psychologie wird dies mit dem Prinzip der Rauchdetektoren verglichen, die nicht differenzieren, ob der Rauch von einer Zigarette, einem normal funktionierenden Waffeleisen oder von einem Brand stammt. Fehlalarme werden aber als das geringere Übel akzeptiert, weil sie in der Kostenbilanz günstiger sind als ein fehlender Alarm bei einem Feuer. Die Verhaltenstendenz des schnellen Urteilens konnte so verstärkt an die Nachfahren weitergegeben werden. Letztlich steht dahinter immer die Sorge um die eigene Sicherheit und Gesundheit (und die der engen Verwandten) sowie die Gefahr und Angst übervorteilt respektive für die eingebrachten Leistungen nicht angemessen gewürdigt zu werden. Vorurteile äußern sich in einer großen Verhaltensbandbreite, d.h. nicht immer kommt es zu einer absoluten Haltung oder Reaktion. Steven Neuberg und Catherine Cottrell führen dies in ihrem lesenswerten Text über die evolutionären Grundlagen von Vorurteilen mit folgenden Beispielen aus: Moderate Varianten der Angst um die eigene Sicherheit können Verhaltensmuster sein, Örtlichkeiten mit schlechten Lichtverhältnissen zu meiden oder der unbedingte Glaube (zumindest in den westlichen Industrienationen) an eine protestantische Arbeitsethik als zwingender Beitrag jedes Einzelnen für die Gemeinschaft.¹²⁸³

In dem Kapitel über die Prinzipien der Ästhetik wurde bereits nachgewiesen, welche Bedeutung Schönheit für die menschliche Beurteilung von Objekten, Subjekten oder Vorgängen übernimmt, unter anderem auch für die Prognose und Bewertung eines antizipierten Endes einer Geschichte. Klaus Richter führt in seinen Überlegungen zum „Hässlichen“ aus, dass die gegensätzliche Bedeutung von „schön“ und „hässlich“ erst im Frühneuhochdeutschen mit einem engen semantischen Bezug zu „hassen“ entstand. Als hässlich galt das, was hassenswert ist; damit wurde eine enge Korrelation zwischen äußerem Erscheinungsbild und charakterlichen Merkmalen gezogen. Dass das Hässliche dennoch immer wieder dargestellt wird, hat mit dem Explorationsbedürfnis des Menschen zu tun. „Das Böse, Gefährliche, Unheil Bringende,

¹²⁸³ Steven Neuberg/Catherine Cottrell: Evolutionary Bases of Prejudices, in: Schaller, Mark/Jeffrey Simpson/Douglas Kenrick (Hrsg.): Evolution and Social Psychology, Hove und New York/N.Y.: Psychology Press 2006, S. 163-187

Lebensbedrohende aufzuspüren, distanzierend im Auge zu behalten, ist eine biologische Notwendigkeit. Daraus resultiert das Bedürfnis, beides, Häßliches und Böses oder das eine im anderen rechtzeitig zu entdecken, zu erkennen und zu kontrollieren.¹²⁸⁴

Hinter der poetischen Gerechtigkeit steht damit die Idee, dass sich gute, sprich für eine bestimmte Umwelt adäquate, Gene in der Evolution durchsetzen.¹²⁸⁵ Im künstlerischen Bereich und insbesondere im Märchen werden Häßliches/Böses und Schönes/Gutes nebeneinander dargestellt und durch diesen Kontrast Spannungen erzeugt. Schönheit alleine als Kriterium des dahinter stehenden Geistes anzulegen, wird im Kunst- und Volksmärchen und beliebten Erzählungen immer wieder konterkariert. Trotz ihres abstoßenden Äußeren sind eben der kleine Muck, das Biest (in „La Belle et La Bête“), der „Glöckner von Notre Dame“, der Bär in „Schneeweißchen und Rosenrot“ und viele andere altruistische, beschützende und freundliche Charaktere, die es nur hinter der trostlosen Fassade zu entdecken gilt.

„Diese Kontrastverstärkung des Schönen durch das kathartisch Häßliche ist im Bewußtsein der Volksweisheit schon immer gegenwärtig und wirkt bestimmend in Märchen, Sagen und im Aberglauben: beim garstigen Frosch, in dem eigentlich ein schöner Prinz enthalten ist, oder beim häßlichen jungen Entlein, aus dem übers Jahr ein prächtiger Schwan wird. Hierin scheint ein anthropophiles Prinzip zu liegen, das nicht ohne Selbstreflexion ist. – Beobachte genau! Sei nachsichtig! Es könnte ein guter Kern enthalten sein. [...] Dem Häßlichen geschieht zwar zunächst das, was ihm gebührt – der Frosch wird an die Wand geworfen, Kohlen als Belohnung werden weggeworfen, aber die Sehnsucht nach dem Guten und Schönen, das dahinter verborgen sein könnte, erfüllt sich: aus den Kohlen werden Taler, Stroh spinnt sich zu Gold, der wilde Räuber ist eigentlich ein Wohltäter. Die positiven Effekte sind um so größer, je schlimmer das Vorausgehende war.“¹²⁸⁶

Richter beurteilt die Situation zutreffend, wenn er darauf abhebt, dass am Ende häufig das Häßliche doch noch zum Schönen mutiert und das Happy End gesichert ist. Findet diese Häutung von der Raupe zum Schmetterling nicht statt, weil eben nicht jeder Protagonist lediglich verhext oder verwünscht ist, sondern von Natur aus häßlich, so wird ihm zwar nicht die ersehnte Frau als Partnerin zuteil, aber er verhilft ihr wenigstens durch seine selbstlose Unterstützung zum Glück und findet zumindest eine kleine private Zufriedenheit.

Erzählende Texte haben eine klare Funktionalität, die aber mit den gängigen Termini von Unterhaltung und Eskapismus nur proximativ und demnach nicht hinreichend beschrieben werden. Sie sind wie das Gros der interpersonalen oder medialen Kommunikation Lehrstücke

¹²⁸⁴ Richter: Herkunft des Schönen, 1999, S. 262

¹²⁸⁵ Diese Idee verliert natürlich mit Umwelten, die sich rascher ändern, als es der Genpool des Menschen vermag, an Wahrheitsgehalt. Insofern müssen heute manche physiologischen oder psychologischen Ausprägungen des Homo sapiens als ‚maladaptiv‘ bezeichnet werden. Darüber hinaus berücksichtigt die evolutionäre Ausstattung ebenso wenig, ob ein Gen möglicherweise eine schädigende Wirkung auf ein Individuum ausübt, wenn dieses bereits seine reproduktive Phase abgeschlossen hat.

¹²⁸⁶ Richter: Herkunft des Schönen, 1999, S. 264 und S. 265

menschlichen Verhaltens, um adäquates Agieren oder Reagieren durch Antizipationen von Situationen zu erlernen, was dann im realen Leben im Sinne einer evolutionär stabilen Strategie rasch die nach Kosten und Nutzen abgewogene ‚richtige‘ Entscheidung erleichtern soll.¹²⁸⁷ Die Fähigkeit, Zukünftiges zu antizipieren und gedanklich zu simulieren, reflektiert das Bewusstsein eines Individuums und ist evolutionär gesehen gegenüber dem Prinzip von „trial and error“ von vitalem Vorteil: Die Entscheidungen und die daraus resultierenden Aktionen benötigen weniger Zeit und Energie und die Ergebnisse sind oftmals valider. Dabei verfeinert sich die Treffgenauigkeit mit abgeschlossenen Lernprozessen. Das Gehirn als der Funktionsträger dieser Simulationsfähigkeit arbeitet dabei nicht nur nach dem Diktat der Gene, sondern kann zukunftsorientierte Entscheidungen treffen und Verhaltensmuster fördern.¹²⁸⁸ Steven Pinker vergleicht es mit einem Schachspiel:

„Die Zahl der möglichen Schachzüge von Menschen in Konflikten ist unüberschaubar, daß niemand in der Lage wäre, die Folgen aller Handlungsabläufe im Geiste durchzuspielen. Fiktive Geschichten bieten uns einen mentalen Katalog der tödlichen Probleme, denen wir eines Tages möglicherweise gegenüberstehen, sowie der Ergebnisse von Strategien, die wir dann anwenden könnten.“¹²⁸⁹

Für eine differenziertere Analyse wurden drei der populärsten Märchen aus der Sammlung Kinder- und Hausmärchen (KHM) der Brüder Grimm ausgewählt, weil sie mit ihrer internationalen Wertschätzung und den Übersetzungen in über 160 Sprachen – wie Hans-Jörg Uther formuliert – „neben der Luther-Bibel das bekannteste Werk der deutschen Kulturgeschichte“ darstellen.¹²⁹⁰ Danach folgen die Untersuchungen zu zwei ‚Kunstmärchen-Klassikern‘: Das international bekannte „Hässliche junge Entlein“ des Dänen Hans Christian Andersen sowie „Das kalte Herz“ von Wilhelm Hauff aus der deutschen Spätromantik.

¹²⁸⁷ Gerhard Haas weist in seinem Aufsatz „Der schmale Blick des Kriegers. Beobachtungen und Überlegungen zu ‚Ort‘ und Funktion von Topoi und Stereotypen in der Kinder- und Jugendliteratur“ darauf hin, wie notwendig für einen bestimmten Entwicklungsschritt der gute Ausgang einer Geschichte ist. Nicht nachvollziehbar ist die von ihm gemachte altersmäßige Einschränkung, da dieses Bedürfnis bei einem Erwachsenen nicht abzunehmen scheint – wie an jeder Bestsellerliste ablesbar ist –, und die implizite Korrelation zwischen Happy End und Niveaulosigkeit des Gesamttextes: „Dass schließlich das Happy-End-Klischee [...] viele Erzählungen der Kinder- und Jugendliteratur in die Nähe trivialer Texte der Erwachsenen rückt, wird von Kritikern immer wieder mit Bedauern und Häme aufgerechnet; im vorliegenden Argumentationszusammenhang bleibt jedoch zu wiederholen, dass auch diese Handlungsstruktur im Bereich der Literatur für Kinder eine entwicklungspsychologische und pädagogische Funktion besitzt, die so die Erwachsenenliteratur nicht mehr benötigt [...]“ Gerhard Haas: Aspekte der Kinder- und Jugendliteratur. Genres - Formen und Funktionen – Autoren, Frankfurt/Main: Lang 2003, Aufsatz im Original bereits 1995 erschienen, S. 227 f.

¹²⁸⁸ Dawkins: Das egoistische Gen, 2002, S. 110 f.

¹²⁸⁹ Pinker: Wie das Denken im Kopf entsteht, 1998, S. 673

¹²⁹⁰ Hans-Jörg Uther: Handbuch zu den „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm, Berlin: de Gruyter 2008, XIII

5.4. Aschenputtel (KHM 21)¹²⁹¹

Aschenputtel gehört in der nord-westlichen Hemisphäre zu den bekanntesten Märchen und zum heute noch gültigen Standardrepertoire der Kinder- und Familienlektüre. Unter den rund 400 Aschenputtel-Versionen sind die von den Brüdern Grimm und von Charles Perrault „Cendrillon ou La petite pantoufle de verre“ (1697) die bekanntesten und am häufigsten als Grundlage für Bearbeitungen verwendeten.¹²⁹² An diesem Text lassen sich – sonst im Kinder- und Jugendbuchbereich selten zu finden – zentrale Aspekte universeller Partnerstrategien aufzeigen. Diese Grundthematik wiederholt sich bis heute in vielerlei Variationen und Ausschmückungen in Liebesromanen und romantischen Kino- und TV-Filmen: Unterdrückte, benachteiligte und oftmals unterschätzte junge Frau im besten reproduktiven Alter wird durch Irrungen und Wirrungen und gegen intrigante Rivalinnen mit dem Idealpartner belohnt, der nicht nur ein attraktives Äußeres mitbringt, sondern ihr sein durchaus sehr materielles „Königreich“ zu Füßen legt.¹²⁹³ Nicht umsonst bezeichnet die Soziologie das Warten auf ‚Mr. Right‘ den Wunsch von Frauen, einen perfekten Partner zu finden, der sie aus ihrem bisherigen, als unattraktiv empfundenen Leben ‚befreit‘ und Verantwortung für sie übernimmt, als „Cinderella-Komplex“.¹²⁹⁴ In der Realität bleibt die Enttäuschung nicht aus, in der Literatur und besonders im Märchen hat das seine Berechtigung: Um für sich und die eigenen Nachkommen die beste Schutz- und Versorgungssituation zu schaffen, kann und muss eine Frau die strengsten Maßstäbe an einen Mann anlegen. Die Investition, die sie bei Schwangerschaft, Geburt und Aufzucht der Kinder leistet, ist ungleich höher als die des Mannes. Fehler bei der Partnerwahl haben langfristige Auswirkungen und sind nicht leicht und zuweilen überhaupt nicht korrigierbar. Die Suche nach dem optimalen Partner, der dem Ideal möglichst nahe kommt, ist daher evolutionspsychologisch nur sinnvoll. Auf märchenhafter Ebene kann dies puristisch, ohne realistische ‚Nebengeräusche‘ dargestellt werden.

5.4.1. Familiäre Konstellation

Aschenputtel verliert durch den Tod der Mutter und durch die anschließende Wiederverheiratung des Vaters mit einer Witwe, die zwei Töchter in die Ehe bringt, ihre einstige Vormacht-

¹²⁹¹ Verwendet wurden die Grimmsche Urfassung der Kinder- und Hausmärchen, S. 111-119 und die Ausgabe letzter Hand, Band 1, S. 137-144

¹²⁹² Ulf Diederichs führt im „Who’s who im Märchen“ (München: dtv 1995, S. 31-36) die wichtigsten Bearbeitungen auf. Die weltweit bekannte Zeichentrickverfilmung von Walt Disney adaptiert beispielsweise weitgehend die sehr viel ältere französische Fassung.

¹²⁹³ Thomas Tuma beklagt den Erfolg der stereotyp nach diesem Muster gestrickten Telenovelas: „Nun kommen die billig und seriell produzierten TV-Kitschromane mit den immer gleichen Aschenbrödel-Geschichten auch machtvoll über Deutschland – und sogar in die ARD: Unschuldige Landmaus verliebt sich in reichen Sohn/Erben/Chef aus gutem Haus. Irrungen, Intrigen, finale Hochzeit. So läuft das da.“, Thomas Tuma: Seichtigkeit des Scheins, in: Spiegel Nr. 40, 01.10.2005, S. 214

¹²⁹⁴ Die Amerikanerin Colette Dowling hat zu Beginn der 1980er Jahre in ihrem gleichnamigen Buch das erste Mal dieses Phänomen so betitelt.

stellung in der parentalen Zuwendung. Die Stiefmutter bevorzugt ganz im Sinne der „Kin-Selection“ ihre eigenen Nachkommen. Es bleibt nicht nur bei der Vorteilnahme für die leiblichen Kinder: Misshandlung in Form von seelischen Demütigungen, körperlicher Gewalt und Beraubung der Insignien ihrer ehemaligen Position – sie muss ihre Kleider an die Stiefschwestern abtreten – positionieren Aschenputtel fortan in der familiären Hierarchie an letzter Stelle. Es wird erwartet, dass sie den weiblichen Mitgliedern ihrer neuen Familie zu Diensten ist, ohne eine entsprechende Gegenleistung dafür zu erhalten. „Was macht der garstige Unnütz in den Stuben, sagte die Stiefmutter, fort mit ihr in die Küche, wenn sie Brod essen will, muß sies erst verdient haben, sie kann unsere Magd seyn.“ (Urfassung, S. 112) Dies ist nicht ganz richtig, denn selbst eine Magd hatte einen (zwar geringen) Verdienst und bestimmte Rechte. Eine klare ausbeuterische, weil unfaire und nicht auf Reziprozität beruhende Grundkonstellation ist damit aufgebaut.

Aschenputtels Situation als benachteiligtes Stiefkind ist weder eine epische noch reale Ausnahmeerscheinung. Es ist die Geschichte vom Kontrast zwischen äußerer Erniedrigung und innerer Berufung, vom „unbeugsamen Stolz entgegen aller Erniedrigung, das ist ein zähes, geduldiges Hoffen wider aller äußerer Entbehrungen“, wie Eugen Drewermann in seiner tiefenpsychologisch angelegten Untersuchung ausführt.¹²⁹⁵ „Aschenputtel“ hat sich zu einem stehenden Terminus entwickelt für Menschen, deren Potenzial verkannt wird und die ein Dasein am Rande einer familiären oder gesellschaftlichen Gruppe führen. Es taucht als anthropologisches Muster in der epischen Literatur, in Filmen, auf der Bühne und nicht zuletzt in der Kinder- und Jugendliteratur auf wie in dem aktuellen und bekanntesten Beispiel von der Person Joanne Rowling und ihrem erschaffenen Protagonisten Harry Potter.¹²⁹⁶ Im Märchen zählt es zum festen Inventar. Immer wieder spielt eine „böse Stiefmutter“, die sich in manchen Fällen sogar als „Hexe“ entpuppt, den entscheidenden Gegenpart zu der unterschätzen und unterprivilegierten Heldin (selten auch zu einem Helden).¹²⁹⁷ Zahlreiche, vor allem psychoanalytisch orientierte Studien haben darin eine entwicklungspsychologische Projektion von Kindern eines bestimmten Lebensalters gesehen, ihre ‚bösen‘ Gedanken, Vorstellungen und Handlungen

¹²⁹⁵ Eugen Drewermann: Aschenputtel. Grimms Märchen tiefenpsychologisch gedeutet, Solothurn, Düsseldorf: Walter 1993, S. 9

¹²⁹⁶ In zahlreichen Texten wurde das Leben von Joanne Rowling mit dem von „Aschenputtel“ verglichen. Als ein Beispiel seien die eigens so benannten Kapitel „Drei Aschenputtel als Protagonisten“ und „Aschenputtel hat eine Buchidee“ – J. K. Rowlings märchenhafter Aufstieg“ in der umfangreichen Analyse von Ursula Bergenthal: Des Zauberlehrlings Künste. „Harry Potter“ als Beispiel für literarische Massenkommunikation in der modernen Mediengesellschaft, Göttingen: Wallstein 2008, S. 275 f. und S. 288 ff. aufgeführt. Weiteres hierzu in dem Kapitel „Das Quidditch-Spiel in Joanne K. Rowlings Harry Potter-Romanen“.

¹²⁹⁷ Elke Feustel differenziert richtigerweise zwischen Stiefmüttern und Hexen: „Die Beweggründe der Stiefmütter sind anders geartet als bei der Hexe. Ihr vorrangiges Ziel ist es, die störenden Stiefkinder loszuwerden und den sozialen Status des eigenen Kindes, bei dem es sich in der Regel um eine Tochter im Heiratsalter handelt, zu verbessern.“ (Feustel: Rätselprinzessinnen und schlafende Schönheiten, 2004, S. 248) Zur Entstehung und Tradierung des Hexenbegriffs siehe ebd., S. 186 ff. Insgesamt stehen die Vorstellungen ganz im Sinne des mittelalterlichen Malleus maleficarum. „Dem Hang des Märchens zum Extremen gemäß wird die Hexe extrem boshaft und schlecht dargestellt, wodurch der Kontrast zu den Märchenhelden um so schärfer zur Geltung kommen kann.“ (Ebd., S. 189)

von der eigenen ‚lieben‘ und ‚versorgenden‘ Mutter abtrennen zu können und der Stiefmutter/Hexe zuzuschreiben. Sie sahen keinen Bezug zur realen Welt und schrieben dies einem (notwendigen) Prozess der Mythenbildung zu. Martin Daly und Margo Wilson haben diese Vorstellungen bereits in den 1980er Jahren beginnend anhand zahlreicher statistischer Auswertungen von Gewalt gegen Kinder, von Kindermisbrauch und Kindstötungen fundiert widerlegt.¹²⁹⁸ Kinder, die mindestens mit einem Stiefelternteil zusammenleben, sind häuslicher Gewalt ungleich höher ausgesetzt als Kinder, die mit beiden biologischen Elternteilen aufwachsen. Dieser Faktor steigt umso stärker an, je jünger die Kinder sind. (In den USA lag 1976 beispielsweise die Rate 7:1 für Kinder, die unter drei Jahre alt waren, bei Kindstötung sogar 100:1¹²⁹⁹) Eine vergleichbare Situation liegt für Haushalte aller sozialen Schichten vor: Armut, mangelhafte Bildungsverhältnisse und geringer sozialer Status sind demnach nicht, wie von Soziologen oft vermutet, die Hauptursache häuslicher Gewalt gegen Stiefkinder.¹³⁰⁰ Selbst in heute noch existierenden Jäger- und Sammler-Gesellschaften, die über keine Statistiken von Kindesmissbrauch oder -gewalt verfügen, fallen die überproportional hohen Sterblichkeitsraten auf, wie bei den Ache in Paraguay: „forty-three per cent of children brought up by a mother and stepfather died before their fifteenth birthday, compared to nineteen per cent of those brought up with two genetic parents“¹³⁰¹ Die Autoren führen weitere Statistiken anderer Länder an, u.a. aus Kanada, England/Wales, Finnland, Australien, Deutschland. Selbst wenn es nicht zu physischer Gewalt kommt, scheint das gegenseitige Verhältnis nicht unbedingt von Liebe und Verständnis geprägt zu sein. Solche Kinder verlassen früher als üblicherweise das Elternhaus. Insofern gehört die schwierige familiäre Konstellation von Aschenputtel nicht in das Reich der Stiefmutter-Mythen, sondern ist Teil der Realität.¹³⁰² In den heute zur Verfügung stehenden Statistiken werden im Wesentlichen Männer als gewalttätiger Part – auch gegen ihre Stiefkinder – angeführt. Nun spielen Stiefväter in Märchen aber eine eher un-

¹²⁹⁸ Martin Daly/Margo Wilson: *Homicide*, New York/N.Y.: Aldine de Gruyter 1988. Detailliert zu der Stiefkind-Problematik: Dies.: *The Truth about Cinderella. A Darwinian view of parental love*, New Haven/London: Yale University Press 1999; Dies.: *The “Cinderella effect”: Elevated mistreatment of stepchildren in comparison to those living with genetic parents*, aus: <http://www.psych.ucsb.edu/research/cep/buller/cinderella%20effect%20facts.pdf>, o. J., download vom 01.02.2007

¹²⁹⁹ Ebd., 2007, S. 3; ebd., 1999, S. 27 f. Die Autoren führen weitere Statistiken anderer Länder an, u.a. aus Kanada, England/Wales, Finnland, Australien, Korea, Deutschland. (Ebd., 1999, S. 36) Eckart Voland hat familiäre friesische Strukturen vom 17. bis 19. Jahrhundert untersucht und ein erhöhtes Sterberisiko für Kinder festgestellt, sobald ein Elternteil verstorben ist und der andere erneut geheiratet hat bzw. sobald eine uneheliche Mutter die Gelegenheit hatte, einen Ehepartner zu finden, und das Kind stellte ein Hindernis dazu dar. Unterstützung durch die Großeltern verbesserte die Wahrscheinlichkeit, als uneheliches Kind zu überleben. Eckart Voland: *Evolutionary psychology meets history: insights into human nature through family reconstitution studies*, in: in: Dunbar, Robin/Louise Barrett (Hrsg.): *Oxford Handbook of Evolutionary Psychology*, New York/N.Y.: Oxford University Press 2007, S. 415-432

¹³⁰⁰ Daly/Wilson: *The Truth about Cinderella*, 1999, S. 28 f.

¹³⁰¹ Ebd., S. 36

¹³⁰² Ergänzend sei angefügt, dass immer noch die Mehrheit von Stiefeltern ein positives und liebevolles Verhältnis mit ihren Stiefkindern verbindet – und sei es nur als Zeichen der Zuneigung, des Werbens um den Partner, dessen leibliches Kind es ist. (Ebd., S. 62 ff.)

tergeordnete Rolle. Wie lässt sich diese Diskrepanz mit der Realität erklären? Drei Faktoren kommen hier zum Tragen:

1) Zu den Zeiten, als die Märchen aufgezeichnet wurden, war die Sterblichkeit von Frauen während oder kurz nach der Geburt enorm hoch. Erst der österreichisch-ungarische Arzt Ignaz Philipp Semmelweis bemerkte, wie das Risiko des Kindbettfiebers minimiert werden konnte. Durch Einführung von Hygienevorschriften gelang es ihm 1848 in dem Wiener Hospital, in dem er tätig war, die Sterblichkeitsrate von 12,3 Prozent auf 1,3 Prozent zu senken.

Männer wurden vor dieser Zeit häufiger Witwer als heute und heirateten zumeist erneut – andere Formen der Partnerschaft verboten sich damals aus religiösen und gesellschaftlichen Gründen. Die familiäre Konstellation mit einem biologischen Vater und einer Stiefmutter war daher bis Mitte/Ende des 19. Jahrhunderts keine Seltenheit.

2) In Industrienationen sterben Frauen nahezu nicht mehr bei der Geburt eines Kindes. Im Jahr 2007 waren es 28 Frauen in Deutschland bei knapp 685.000 Geburten.¹³⁰³ Das Zusammenleben oder die Ehe der leiblichen Eltern ist aber heute nicht mehr auf Lebenszeit ausgelegt. Trotz geänderter Rechtsprechung bleiben Kinder im Scheidungsfall in der Regel bei ihren Müttern, die wiederum eine neue Partnerschaft eingehen. So kommt es, dass die große Mehrheit der Kinder – vor allem der Kleinkinder, die nur mit einem genetischen Elternteil zusammenlebt, einen Stiefvater und keine Stiefmutter hat. In den wenigen nachgewiesenen anderen Fällen zeigten sich Stiefmütter im gleichen Verhältnis gewalttätig wie Stiefväter.¹³⁰⁴

3) Daly und Wilson nennen noch einen dritten Faktor: Es waren Frauen, die diese Geschichten an Kinder weitergaben, vielleicht mit der unausgesprochenen „Moral“: „remember, my dears, that the worst thing imaginable would be for me to disappear and for your father to replace me [...]“¹³⁰⁵

Ein solch wenig fürsorgliches Verhalten den Stiefkindern gegenüber entspringt der sexuellen Partnerstrategie, möglichst eigenen genetischen Nachwuchs in die Welt zu setzen und diesem die besten Startvoraussetzungen zu bieten. Stiefkinder können (aber müssen nicht zwangsläufig) als Belastung der eigenen begrenzten Ressourcen empfunden werden. Zudem wurden Frauen in den Jäger- und Sammler-Gesellschaften, solange sie ihre Kinder stillten, nicht erneut schwanger. Das wäre ein Erklärungsansatz, warum die Quote der Gewalttätigkeiten gegen Kinder unter drei bis vier Jahren am höchsten ist. Sind diese erst einmal aus dem Weg ge-

¹³⁰³ Informationen sind dem Statistischen Bundesamt entnommen: http://www.gbe-bund.de/oowa921-install/servlet/oowa/aw92/dboowasys921.xwdevkit/xwd_init?gbe.isgbetol/xs_start_neu/373522335/39615917; http://www.gbe-bund.de/oowa921-install/servlet/oowa/aw92/dboowasys921.xwdevkit/xwd_init?gbe.isgbetol/xs_start_neu/373522335/39615917, 15.01.2009

¹³⁰⁴ Daly/Wilson: The Truth about Cinderella, 1999, S. 61

¹³⁰⁵ Ebd., S. 62

schaft, bekäme die Partnerin wieder ihren regulären Zyklus und könnte von dem neuen Mann schwanger werden. Erfreulicherweise schützen zahlreiche andere evolvierte Mechanismen wie Empathievermögen, Brutpflege- und Beschützerinstinkte und Altruismus Menschen davor, solch brutale Akte zu vollziehen, ansonsten würde sich die Situation wie bei den Löwen darstellen, die bei Übernahme einer neuen weiblichen Herde, erst einmal alle Jungen ihres Vorgängers töten.

Die Stiefschwestern diskriminieren und grenzen durch ihr Verhalten Aschenputtel sogar mit einer größeren Permanenz aus als die Stiefmutter. Sie demütigen sie, indem sie Aschenputtel tagtäglich auf ihre untergeordnete familiäre Situation hinweisen und unsinnige Zusatzarbeiten produzieren.

„Da mußte das arme Kind so schwere Arbeit thun: früh vor Tag aufstehen, Wasser tragen, Feuer anmachen, kochen und waschen und die Stiefschwestern thaten ihm noch alles genannte Herzeleid an, spotteten es, schütteten ihm Erbsen und Linsen in die Asche, da mußte es den ganzen Tag sitzen und sie wieder auslesen.“ (Urfassung, S. 112)

Wenn Aschenputtel diese trotzdem in der vorgegebenen Zeit erledigt, zeigen sie sich höchst unzufrieden, weil ihnen der formale Anlass für eine Strafpredigt fehlt. „Am andern Morgen kamen die zwei Schwestern in die Küche und als sie sahen, daß Aschenputtel die Linsen rein gelesen, waren sie böse, denn sie wollten es gerne schelten, und da sie es nicht konnten, haben sie an vom Ball zu erzählen [...]“ (Urfassung, S. 113), nicht etwa, um ihre Stiefschwester zu unterhalten und an ihren Erlebnissen partizipieren zu lassen, sondern um zu betonen, dass sie in der häuslichen Hierarchie weit vor ihr rangieren: Sie sind nicht gezwungen, niedere Dienste zu verrichten, sondern besitzen Zeit im Überfluss, so dass sie festliche Vergnügungen besuchen können, auf denen sie ihre Chancen, in der politischen und gesellschaftlichen Hierarchie den höchsten Status, den der Gemahlin des Prinzen, zu erreichen, verbessern. In der modernen Berufswelt bezeichnet man ein solches Verhalten als Mobbing, ein gängiger Modus, wie nicht-körperliche Aggressionen ausgetragen werden. Das unschwesterliche Auftreten kann wie das der Stiefmutter mit dem fehlenden gemeinsamen Erbgut begründet werden. Schon bei genetisch verwandten Geschwistern besteht wie bereits erläutert eine direkte Rivalität um die Ressourcen, die Eltern für ihre Nachkommen bereitstellen können. Untersuchungen bei mormonischen Familien in den USA haben gezeigt, dass bereits eklatante Unterschiede im Verhältnis zwischen den dort häufig vorkommenden Halb- und den Vollgeschwistern bestehen; dies reicht von der Bereitschaft, jemandem Geld zu leihen (ca. 20% zu 80%), um einen Babysitting-Dienst zu bitten (ca. 10% zu 90%) und sich eng verbunden zu fühlen (25%

zu 75%).¹³⁰⁶ Die Einstellung gegenüber Stiefgeschwistern wird vermutlich tendenziell noch eine größere Diskrepanz als zu denen der Halbgeschwister aufweisen.

Der Vater von Aschenputtel ignoriert den familiären Konflikt oder nimmt ihn nicht wahr – zumindest wird seine Haltung in der Märchenversion von 1812 nicht beschrieben. In der Ausgabe letzter Hand übernimmt der Vater die Position seiner neuen Frau und diskreditiert seine leibliche Tochter im Vergleich zu den Stiefkindern. Als er von einer Messe der Familie Geschenke mitbringt, erhält Aschenputtel ein Haselreis, das sie auf das Grab der Mutter pflanzt, ihre Stiefschwester werden hingegen mit schönen Kleidern, Perlen und Edelsteinen beglückt. (Ausgabe letzter Hand, S. 138) Besonders despektierlich äußert er sich auf die Frage des Prinzen, der die rechtmäßige Eigentümerin des verlorenen Schuhs sucht, ob er noch eine weitere Tochter habe: „Nein’, sagte der Mann, nur von meiner verstorbenen Frau ist noch ein kleines verbuttetes Aschenputtel da: das kann unmöglich die Braut sein.“ (Ausgabe letzter Hand, S. 143)

Als evolutionär stimmig kann das Verhalten des Vaters nicht bezeichnet werden. Da es sich bei Aschenputtel um eine ältere Jugendliche oder eine junge Erwachsene handeln dürfte¹³⁰⁷, müsste der Vater seine bereits über viele Jahre getätigten Investitionen schützen, zumindest bis zur Weitergabe seines genetischen Materials, das zu 50 Prozent in seiner Tochter vorhanden ist. Verstärkt wird dies von dem Sachverhalt, dass es sich wohl um sein einziges biologisches Kind handelt. Nicht umsonst hat sich das Prinzip der Mitgift entwickelt, die dem Ehemann der Tochter bei der Heirat in Aussicht gestellt wurde. Fiel diese hoch aus, war dies neben der Attraktivität der Kandidatin ein weiteres ‚Argument’, einen „Traumprinzen“ als Vater für potenzielle Enkelkinder zu sichern.¹³⁰⁸ Andererseits hat Zeugung für einen Mann einen ungleich geringeren Wert als für eine Frau, da der eigene reproduktive Faktor um ein Vielfaches höher ist und bis ins hohe Alter erhalten bleibt. Nun hat sich aber der Vater mit einer Witwe, die ebenfalls über erwachsene Töchter verfügt, wiederverheiratet. Die beiden werden wohl kaum gemeinsame Nachkommen zeugen, da die Frau altersmäßig vermutlich an der Grenze zur Menopause steht oder diese bereits hinter sich hat. Gottschall konnte bei seiner statistischen Auswertung feststellen, dass kulturübergreifend das Alter der Protagonistinnen sowie der Antagonistinnen eine wesentliche Rolle spielt. Heldinnen sind zu 80 Prozent junge Frauen

¹³⁰⁶ Informationen entstammen der Untersuchung von William Jankowiak und Monique Diderich: Sibling solidarity in a polygamous community in the USA: unpacking inclusive fitness, in: *Evolution and Human Behavior* Vol 21, Nr. 2, März 2000, S. 125-139; Daten graphisch aufbereitet und zitiert nach Bjorklund/Pellegrini: *The Origins of Human Nature*, 2002, S. 253

¹³⁰⁷ Eugen Drewermann sieht den Sachverhalt anders und glaubt aufgrund der gelebten innerfamiliären Verhaltensmuster, dass die Stiefschwester „deutlich älter“ sind als Aschenputtel. (Drewermann: *Aschenputtel*, 1993, S. 43) Als sie das Haselreis von ihrem Vater mitgebracht bekommt, schätzt er Aschenputtel auf rund sechs Jahre ein. (Ebd., S. 56) Das dürfte allerdings nicht zutreffen, weil sich Aschenputtel höchstens drei bis vier Jahre nach der Haselreis-Episode mit dem Prinzen vermählt.

¹³⁰⁸ Voland: *Die Natur des Menschen*, 2007, S. 72 f.

(bis Mitte zwanzig) und nur zu 8 Prozent vierzig Jahre oder älter, bei ihren Gegenspielerinnen zeigt sich ein anderes Bild: 42 Prozent sind bereits fortgeschrittenen Alters und 38 Prozent in jungen Jahren. Betrachtet man die Regionalanalyse des Raums, zu dem auch die deutschsprachigen Texte gerechnet werden, so ist das Ergebnis noch eindeutiger: 91 Prozent aller Protagonistinnen sind jung und 64 Prozent aller Antagonistinnen mindestens zwanzig Jahre älter.¹³⁰⁹

Die zweite Heirat des Vaters kann also nicht unter dem Aspekt der sexuellen Partnerstrategie gesehen werden, da für seine Wahl nicht der Reproduktionsfaktor seiner zukünftigen Frau entscheidend gewesen sein kann, sondern vermutlich verhaltensökologische Gesichtspunkte zum Tragen kamen. Bei Betrachtung der jeweiligen individuellen Lebensumstände („Theorie der Lebensgeschichtevolution“/„life history theory“). löst sich die antagonistische Dichotomie zwischen menschlichen Verhaltensmustern, die augenscheinlich dem biologischen Imperativ widersprechen, auf. Eckart Voland hat dazu in seinen Untersuchungen sehr anschauliche Beispiele vorgelegt.¹³¹⁰ Unter bestimmten Kontexten ist es demnach (auch biologisch gesehen) sinnvoller, nicht *mehr* oder *noch* nicht die eigene Reproduktion in den Fokus der Aufmerksamkeit zu stellen. Insbesondere Frauen wurden und werden immer wieder von ihren eigenen Verwandten abgehalten, eine Familie zu gründen und stattdessen, die vorhandene zu unterstützen. Voland teilt die Gruppe der Helferinnen einer solchen „kooperativen Brutgemeinschaft“ nach ihrer Reproduktionsfähigkeit in drei Gruppen:

- prägenerative Helferin: in der Regel ältere Tochter, die jüngere Geschwister mitbetreut oder im Haushalt arbeitet
- postgenerative Helferin: Frau, die nicht mehr reproduktiv ist, wie beispielsweise ältere Tanten oder Großmütter
- nicht-generative Helferin: erwachsene Frau, die sich fortpflanzen könnte, es aber zugunsten der Hilfe gegenüber ihrer Familie unterlässt oder unterlassen muss.

Bei Aschenputtels Stiefmutter handelt es sich offensichtlich um eine „postgenerative Helferin“, wobei ihr Beitrag als „Helferin“ an der familiären Gemeinschaft weniger im praktischen Bereich als im Repräsentieren und in der Unterstützung ihrer eigenen Töchter liegt. Aschenputtel selber betätigt sich anfangs als „prägenerative Helferin“ und wird im Laufe des Märchens zu einer unfreiwilligen „nicht-generativen Helferin“, eine Rolle, gegen die sie sich dann auch erfolgreich zur Wehr setzt.

¹³⁰⁹ Gottschall: *The Heroine with a thousand Faces*, 2005, S. 93

¹³¹⁰ Eckart Voland: Die biologische Evolution reproduktiver Strategien. Von natürlicher Fruchtbarkeit zum Zölibat, in: Fischer, Ernst Peter/Klaus Wiegandt: *Evolution und Kultur des Menschen*, Frankfurt/Main: Fischer 2010, S. 110-141

Das Prinzip der unterstützenden Arbeit durch die eigenen Kinder war zumindest bis weit in die Mitte des 20. Jahrhunderts gelebte Praxis im europäischen Raum und ist es heute noch in zahlreichen Kulturkreisen. Kleine Kinder beiderlei Geschlechts blieben zumindest die ersten vier Jahre ihres Lebens bei der Mutter oder deren weiblichen Anverwandten. Ältere Jungen wurden dann in die Arbeitswelt der Männer integriert, Mädchen erlernten die Arbeit der Frauen. Aschenputtel wird als Außenstehende in den Arbeitsbereich der Stiefmutter und der Stiefschwestern aufgenommen: Sie erledigt die tägliche Hausarbeit, verrichtet Zusatzarbeiten (wie Lesen der Linsen, der Wicken und Erbsen) und betätigt sich noch nebenbei als Zofe der beiden Stiefschwestern. „Aschenputtel, riefen sie, komm herauf, kämme uns die Haare, bürst uns die Schuhe und schnalle sie fest, wir gehen auf den Ball zu dem Prinzen.“ (Urfassung, S. 112) Resümierend ist das Verhalten von Aschenputtels Vater unter soziobiologischen Aspekten nachvollziehbar, unter evolutionspsychologischen jedoch atypisch, da er als „reicher Mann“ in der Lage gewesen wäre, eine jüngere, attraktive Frau, die weitere Kinder gebären könnte, an sich zu binden. Bei der weiblichen Strategie zur Auswahl eines Partners spielen in Märchen universell neben Freundlichkeit vor allem Reichtum und Status des Mannes die wichtigste Rolle.¹³¹¹ Dieses Untersuchungsergebnis korreliert mit den Erkenntnissen der Evolutionspsychologie. (Vgl. Kap. sexuelle Selektion).

5.4.2. Partnerstrategie

„Auf eine Zeit stellte der König einen Ball an, der sollte in aller Pracht drei Tage dauern, und sein Sohn, der Prinz, sollte sich eine Gemahlin aussuchen.“ (Urfassung, S. 112) Der Herrscher will seinen Sohn verheiratet sehen, vermutlich um die Dynastie weiterzutragen. Aufgrund seines Status als designierter Nachfolger des Königs und der damit verbundenen ökonomischen Ressourcen verfügt der Prinz über die „Alpha-Position“ der Gesellschaft und hat den höchst möglichen Partnerwert. Warum der Vater des Prinzen auf diese ungewöhnliche Form der Partnersuche verfällt, wird nicht im Text expliziert. Da aber anscheinend keine Frau mit einem äquivalenten Partnerwert zur Disposition zu stehen scheint, kehrt er das System des Wählens um und sucht sich aus den zahlreichen Bewerberinnen aus der Bevölkerung die begehrteste aus. Die Form des Balles verstärkt durch Musik, Tanz und sonstige Rituale die Gruppenkohärenz der Beteiligten (vermutlich der Hautevolee, obwohl dies nicht expressis verbis genannt wird), stellt Reichtum und Position des Prinzen zur Schau und erlaubt ihm, auf eigenem Terrain, und ohne intrasexuelle Konflikte fürchten zu müssen, sich mit dem geringsten persönlichen Einsatz unter einer Vielzahl von Frauen entscheiden zu können.

¹³¹¹ Gottschall: *The Heroine with a thousand Faces*, 2005, S. 94

Die beiden Stiefschwestern von Aschenputtel sind ebenfalls zu dem Ball geladen. Da die physische Attraktivität einer Frau das wichtigste Selektionskriterium für einen Mann ist, treiben sie dafür im Vorfeld ausgedehnte Verschönerungsaktivitäten, bzw. zwingen Aschenputtel zu unterstützenden Handlangerarbeiten.¹³¹² Das Kämmen der Haare, die zu den zentralen Schönheitsattributen einer Frau gehören, weil ihre Farbe, ihr Glanz und ihre Länge Gesundheit und Jugend verheißen und – wie Clemens Schwender betont – eine „erotische Konnotation“¹³¹³ besitzen, da sie den Körpergeruch aufzunehmen, wird dabei gesondert hervorgehoben.¹³¹⁴

Aschenputtel hingegen kann trotz ihrer Herkunft nicht mitgehen, weil sie ihrem Äußeren keinen unterstreichenden Rahmen durch entsprechende Kleider bieten könnte. Darüber hinaus überhäufen sie die Schwestern mit Arbeit, um ihr erneut ihre Position als Dienstmagd zu verdeutlichen. Unglücklich und ängstlich, ob sie das aufgebürdete Arbeitspensum bewältigen kann, denkt sie mit Wehmut an ihre verstorbene Mutter. Daraufhin erscheinen zwei Tauben, die ihr beim Lesen der Linsen behilflich sind und ihr vorschlagen, sich den Ball vom Taubenschlag aus anzusehen. Befriedigend ist dieses Erlebnis aber nicht, die Sehnsucht nach einem anderen, besseren Leben ist erwacht und Aschenputtel wird es „schwer ums Herz“ (Urfassung, S. 113).

Sprechende Tiere, wie hier die Tauben, stehen laut Tiefenpsychologie in Märchen für die Triebe des Menschen, „sie stehen meist für das, was im Menschen selbst noch tierisch und wild geblieben ist und jedenfalls noch nicht dem kultivierten, integrierten Teil der Psyche zugehört.“¹³¹⁵ Vögel im Besonderen sind in zahlreichen Kulturen Zeichen der Transzendenz, symbolisieren das Durchschreiten des Menschen eines Zustands in einen höheren und das Streben einem Ziel entgegen.¹³¹⁶ Tauben gelten in der christlichen Religion als Versinnbildlichung des Heiligen Geists und als Boten des Friedens. Sie sind hier in der Tat das Alter Ego von Aschenputtel, das den mutigen, kämpferischen Teil in ihr wach werden lässt. Sie werden zu den Katalysatoren ihres Erwachsenwerdens und initiieren den sehr natürlichen, hormonell gesteuerten Prozess, die kindliche Weltsicht der eigenen Familie zu erweitern und ihre persönlichen Interessen zu verfolgen.

¹³¹² Nach der statistisch aufbereiteten inhaltlichen Auswertung von Märchen aus 48 Kulturen steht die Schönheit („physical attractiveness“) der Frau mit 56% an oberster Stelle. Freundlichkeit erscheint noch für 35% ein Kriterium zu sein und Reichtum und Status nur für 9%. (Gottschall: *The Heroine with a thousand Faces*, 2005, S. 94; Gottschall et al.: *Sex differences in mate choices*, 2004, S. 107)

¹³¹³ Schwender: *Medien und Emotionen*, 2001, S. 239

¹³¹⁴ Obwohl im Text nicht explizit erwähnt, wird Aschenputtel in den bildlichen Darstellungen zumeist mit langem blondem Haar dargestellt - ein besonderes Attribut für Jugendlichkeit. (Vgl. Cunningham/Shamblen: *Beyond nature versus culture*, 2003, S. 212) Agnes Gutter stellt fest, dass blondes, respektive goldenes Haar in Märchen ein Signifikat für die Bestimmung zum Königtum ist, in: *Märchen und Märe, Psychologische Deutung und pädagogische Wertung*, Solothurn: Antonius 1968, S. 200

¹³¹⁵ Drewermann: *Der goldene Vogel*, 1986, S. 39 f.

¹³¹⁶ Ausführlicher zu Symbolen der Transzendenz in: C.G. Jung et al.: *Der Mensch und seine Symbole*, 6. Aufl., Olten-Freiburg: Walter 1982, S. 149-157

Unzufrieden, dass Aschenputtel die aufgetragene Arbeit erledigen konnte, erhöhen die Schwestern das Pensum noch für den folgenden Abend. Wieder helfen die Tauben und weisen Aschenputtel darauf hin, dass sie sich durch Rütteln des Bäumchens, das sie auf das Grab der Mutter gepflanzt hat, ein Ballkleid verschaffen und so ebenfalls ins Schloss gehen kann.¹³¹⁷ Sie wird mit einem „prächtig silbern Kleid [...], Perlen, seidnen Strümpfen mit silbernen Zwickeln und silberne Pantoffel“ beschenkt. Gewaschen und angezogen war sie „so schön wie eine Rose, die der Thau gewaschen hat“ (Urfassung, S. 114).¹³¹⁸ Für die Fahrt zum Ball steht für Aschenputtel eine aufwendige Kutsche mit Bediensteten zur Verfügung. Bei einem solchen Auftritt, so die Überzeugung des Prinzen, müsse es sich bei Aschenputtel um eine „fremde Prinzessin“ (ebd.) handeln. Die Entscheidung, wer seine zukünftige Gemahlin werden soll, trifft er zwar noch im Stillen, aber bereits während dieses Abends. Die Schwestern erkennen in dieser schönen Frau nicht ihre Stiefschwester wieder – vermutlich, weil sie sie eines solchen Täuschungsmanövers nicht für fähig halten. Elke Feustel betont, dass die Unfähigkeit ihrer Verwandten, sie zu erkennen ebenso wie ihr strahlendes Auftreten Zeichen ihres inneren Wandels sind.¹³¹⁹ Wie von den Tauben/ihrem Alter Ego angeordnet, verlässt Aschenputtel vor Mitternacht das Fest. Das Ganze wiederholt sich am nächsten Abend, nur dass das Kleid aus Gold und Edelsteinen noch beeindruckender ist.

„Als Aschenputtel ankam, stand schon der Prinz auf der Treppe und führte sie in den Saal. Und waren gestern alle über ihre Schönheit erstaunt, so erstaunten sie heute noch mehr und die Schwestern standen in der Ecke und waren blaß vor Neid, und hätten sie gewußt, daß das Aschenputtel war, das zu Haus in der Asche lag, sie wären gestorben vor Neid.“ (Urfassung, S. 116)

Intrasexuelle Rivalität tritt offen zu Tage und wird verbal, einer typischen Form der weiblichen Aggression, ausgetragen: Die Rivalin wird hinter deren Rücken diffamiert. Aschenputtel weiß darum und verheimlicht zu ihrer eigenen Sicherheit, dass sie es ist, die den Prinzen erobern konnte.

„Gott weiß, wer die verwünschte Prinzessin ist, daß sie in der Erde begraben läg! Der Prinz hat nur mit ihr getanzt und als sie weg war, hat er gar nicht mehr bleiben wollen und das ganze Fest hat ein Ende gehabt.“ – „Es war recht, als wären alle Lichter auf

¹³¹⁷ Eugen Drewermann bezeichnet Bäume auf der Objektstufe der Deutung als „ein weibliches, mütterliches Symbol; sie stehen für die Sehnsucht nach Geborgenheit und Halt, nach Schutz und Angenommensein, nach Liebe und nach einfachem Seindürfen.“ (Drewermann: Der goldene Vogel, 1986, S. 37) Nachvollziehbar aus evolutionspsychologischer Sicht ist diese psychoanalytische Betrachtung insoweit, als bei Jäger- und Sammler-Gesellschaften bestimmte Landschaftsstrukturen bevorzugt wurden, die eben auch Bäume als Schutz boten (siehe Hänsel und Gretel). Den Nachwuchs zu schützen, war aber nur teilweise eine weibliche Aufgabe. Gerade bei Angriffen von außen verteidigten hauptsächlich die Männer ihre Familien und ihre Ressourcen. Die Mütter bieten den Kleinsten bis zum Selbständigkeit den ersten Schutz im Sinne einer Nahrungsquelle, eines emotionalen Halts oder einer Lehrmeisterin. Sofern ihre Kinder angegriffen werden bzw. in gruppeninterne Konflikte geraten, stehen sie ihnen nicht immer bedingungslos zur Seite, sondern lassen oftmals dem Geschehen seinen Lauf.

¹³¹⁸ Die Rose gilt im europäischen Kulturraum als Königin der Blumen, als Inbegriff der Schönheit und als Symbol der Liebe und Leidenschaft. Durch ihre vollendete Form deutet sie im Märchen selbst auf das Königtum. (Gutter: Märchen und Märe, 1968, Fußnote 449)

¹³¹⁹ Feustel: Rätselprinzessinnen und schlafende Schönheiten, 2004, S. 320

einmal ausgeblasen worden', sagte die andere. Aschenputtel wußte wohl, wer die fremde Prinzessin war, aber es sagte kein Wörtchen.“ (Urfassung, S. 117)

Schönheit liegt evolutiv gesehen nicht im Auge des Betrachters, sondern entspricht den über Jahrtausende hinweg entwickelten kulturübergreifenden Adaptionen. Sie ist ein Versprechen in die individuelle Fitness und ein ‚Barometer‘, den reproduktiven Wert einer Frau einschätzen zu können. „Beauty experiences are unconsciously realized avenues to high fitness in human evolutionary history“, wie es Randy Thornhill zusammenfasst.¹³²⁰ Glatte, ebenmäßige Gesichtszüge, glänzendes Haar, klare, große Augen, schmaler Kiefer, federnder, jugendlicher Gang, günstige Körperfettverteilung (waist-to-hip ratio/WHR von 0,67 bis 0,80) gehören u.a. zu den bevorzugten Merkmalen. Konkret wird im Text bei Aschenputtel auf keines der genannten Punkte eingegangen. Obwohl detaillierte Aussagen zu ihrer eigenen physischen Schönheit fehlen, gibt es aufgrund der Reaktionen der anderen Figuren keinen Zweifel, welche der jungen Frauen die attraktivste Kandidatin als angehende Prinzessin ist.¹³²¹

Aschenputtels Kleidung und Ausstattung für die Ballnächte werden hingegen gemessen an der Länge des Textes überproportional gewürdigt. Neben ihrer primären Funktionalität, vor UV-Strahlung oder Kälte, Insekten und Verletzungen Schutz zu bieten, gelten sie als Statussymbole der gesellschaftlichen Position und können die biologische Attraktivität ebenso unterstreichen wie fehlende kaschieren oder vergessen lassen. Sie werden als Insignien genutzt, die Zugehörigkeit zu einer Gruppe zu demonstrieren, sie werden als Täuschungshilfen eingesetzt, Schönheitsmerkmal per se sind sie aber ursächlich nicht.¹³²² Kleidung unterliegt zwar einem Zeitgeschmack und den vorhandenen Materialien und Verarbeitungstechnologien, unterstreicht dennoch letztlich sekundäre Geschlechtsmerkmale. Bei Männern betont sie Brust und Schultergürtel, schmale Hüften und die Muskulatur (manchmal auch die Genitalien). Bei Frauen stehen Brüste, schmale Taille, gerundete Hüften und Gesäß im Fokus. Dabei kam und kommt es hin und wieder zu einer exzessiven, im Alltagsleben ausgesprochen hinderlichen Betonung eines Körperteils (wie mit Mieder straff geschnürte Taillen, hohe Spitzenkragen und weit ausufernde Krinolinen).¹³²³

¹³²⁰ Randy Thornhill: Darwinian aesthetics informs traditional aesthetics, in: Volland, Eckart/Karl Grammer (Hrsg.): *Evolutionary Aesthetics*, Berlin/Heidelberg: Springer 2003, S. 9

¹³²¹ Elke Feustel führt aus, wie die Disney Verfilmung bei der äußeren Darstellung von Aschenputtel exakt die „evolutionsbedingten Grundregeln, die als unbewusste Signale für Jugendlichkeit und weibliche Fruchtbarkeit sprechen“, aufgreift. (Feustel: *Rätselprinzessinnen und schlafende Schönheiten*, 2004, S. 310)

¹³²² Amotz und Avishag Zahavi sehen in Kleidung, sofern sie nicht Schutz vor Witterung oder Stichen oder anderen Verletzungen ist, eine Betonung von Körperteilen und Merkmalen als Signal, Teil einer Gruppe zu sein, bzw. sich bewusst von ihr abzugrenzen. Täuschungsmanöver erkennen sie darin nicht. (Zahavi/Zahavi: *Signale der Verständigung*, 1998, S. 361 ff.)

¹³²³ Klaus Richter führt in diesem Zusammenhang ein interessantes Beispiel auf, die von Männern getragenen spitz verlängerten mittelalterlichen Schnabelschuhe, die vorne ausgestopft wurden und zum langsamen Schreiten zwangen. Je länger sie waren, desto schöner galten sie. Die Länge der Schnabelspitzen war je nach sozialem Status festgelegt: Fürsten und Prinzen 2 ½ Fuß lang, höhere Adlige 2 Fuß, einfache Ritter 1 ½ Fuß, reiche Bürger 1 Fuß, gewöhnliche Bürger ½ Fuß (Richter: *Herkunft des Schönen*, 1999, S. 97-99). [Anmerkung Verf.: 1 Fuß = 30,48 cm]

Tiefe Gefühle emotionaler Verbundenheit scheinen bei der Partnerwahl augenscheinlich für keinen der Beteiligten eine Rolle zu spielen. Die Begeisterung des Prinzen rührt lediglich von der äußeren Erscheinung Aschenputtels her. Er hat keine Hinweise auf ihren Charakter erhalten, weiß nichts über ihren sozialen Status, ihre Fähig- und Fertigkeiten, ja kennt nicht einmal ihren Namen. Sein Verhalten kann damit zugespitzt formuliert als evolutionspsychologisch konsistent für die männliche Gattung bezeichnet werden, da die weibliche Attraktivität *das* zentrale Kriterium bei der sexuellen Partnerwahl ist. Bei langfristigen Strategien kommen normalerweise noch weitere Aspekte wie sexuelle Treue, Freundlichkeit, derzeitiger/potenzieller Status und ökonomische Ressourcen und Werteäquivalenz zum Tragen, die jedoch weder eine vergleichbare Bedeutung zu den Faktoren Schönheit und Jugend haben, noch den Stellenwert der weiblichen Partnerstrategie einnehmen. Der Prinz hat nur Augen für Aschenputtel, er „hat nur mit ihr getanzt und als sie weg war, hat er gar nicht mehr bleiben wollen und das ganze Fest hat ein Ende gehabt.“ (Urfassung, S. 117) Sein Gehirn befindet sich im Nebel des Verliebtseins, im Dopamin- und Noradrenalin-Rausch.¹³²⁴ Die vermehrte Ausschüttung dieser Neurotransmitter lässt die menschliche Spezies in seligen Höhenflügen schweben, reduziert das Schlaf- und Essensbedürfnis, macht stark, verringert das Schmerzempfinden und ein gleichzeitig niedriger Serotoninspiegel trübt klare Einschätzungen und Entscheidungen.¹³²⁵ Liebe oder konkretes Verliebtsein, macht also tatsächlich blind.¹³²⁶ Und der Prinz scheint von dieser Krankheit befallen, was schon die irrige Annahme beweist, dass eine solche prachtvolle Erscheinung nur eine Prinzessin sein kann. Anders formuliert könnte man diesen Gedanken auch dergestalt deuten, dass physische Attraktivität eine Frau ‚adelt‘ und sie zu einer ebenbür-

¹³²⁴ Dopamin hat Einfluss auf fast alle Funktionen: Motorik, Motivation, Emotion und kognitive Prozesse (Lernen, Gedächtnis). Es ist das körpereigene Belohnungssystem, weniger durch schlichtes Steigen oder Senken des Dopaminspiegels als durch die Anreizmotivationstheorie der Dopaminfunktion. Eine Reihe von Erkrankungen sind mit Störungen im Dopaminsystem verbunden: Suchterkrankungen (fast alle Abhängigkeit erzeugenden Substanzen führen zur Erhöhung der dopaminergen Aktivität; Befriedigung führt zu einem kurzfristigen Dopaminanstieg, konstante Zuführung zu einem Herunterregulieren (= Gewöhnung) der entsprechenden Rezeptoren), Parkinson und bei Symptomen von Chorea Huntington, Schizophrenie, Tourette-Syndrom, Aufmerksamkeits-Hyperaktivitäts-Syndrom. Jürgen Hennig/Petra Netter: Neurotransmitter und Persönlichkeit, in: Dies. (Hrsg.): Biopsychologische Grundlagen der Persönlichkeit, Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag 2005, S. 242 ff.; Schandy: Biologische Psychologie, 2003, S. 458 ff.

¹³²⁵ Philip Bethge: Der liebende Affe, in: Spiegel Nr. 9, 28.02.2005, S. 168-176 sowie Interview mit der Anthropologin Helen Fisher, in: Spiegel Nr. 9, 28.02.2005, S. 177-181

Serotonin wird aus der Aminosäure Tryptophan gebildet (→ antidepressiver Effekt) und weist wegen globaler Muster im Gehirn und wegen der vielen verschiedenen Rezeptorentypen ein breites Funktionsspektrum auf. Niedriger Spiegel des Serotoninmetaboliten 5-Hydroxy-indoleessigsäure führt zur Depression (SSRIs: selektiver 5-HT-Wiederaufnahmehemmer). Serotonin ist u.a. beteiligt und reguliert Körpertemperatur, Ess-, Schlaf-, Sexualverhalten und steuert kognitive Funktionen. Ein geringer Serotoninspiegel führt zu (auto-)aggressiv-impulsivem Verhalten (reduziert bei hoch affektiven Mördern). Es korreliert nicht *ein* Verhaltensmuster alleine mit Serotonin (i.W. Aggressivität, Impulsivität, Depression). Ob es „affektneutral“ ist, konnte bisher noch nicht eindeutig geklärt werden. „Wenn dem aber so wäre, dann würden alle mit serotonergen Substanzen behandelten psychiatrischen Krankheitsbilder zurückgehen auf andere (Neurotransmitter-)Systeme, die lediglich einer serotonergen Modulation unterliegen.“ wie z.B. Noradrenalin. Hennig/Netter: Neurotransmitter und Persönlichkeit, 2005, S. 191 ff.

¹³²⁶ Garth Fletcher, Jeffry Simpson und Alice Boyes haben dazu einen interessanten Artikel verfasst, in dem sie den Nachweis erbringen, dass romantische Liebe beide Aspekte beinhaltet: den Wunsch/Notwendigkeit, den Partner akkurat zu beurteilen, und gleichzeitig den anderen durch die rosarote Brille zu sehen. Garth Fletcher/Jeffry Simpson/Alice Boyes: Accuracy and Bias in Romantic Relationships: An Evolutionary and Social Psychological Analysis, in: Schaller, Mark/Jeffry Simpson/Douglas Kenrick (Hrsg.): Evolution and Social Psychology, Hove und New York/N.Y.: Psychology Press 2006, S. 189-209

tigen Partnerin eines Potentaten macht.¹³²⁷ Biologisch gesehen kann eine solche Konstellation nur begrüßt werden, da sie die Gefahr von Krankheiten, wie sie bei inzestuösen Beziehungen und Ehen im engen Verwandtschaftskreis gegeben ist, entschieden reduziert. Inzest wäre eigentlich die logische Strategie, um eigene Gene verdichtet zu replizieren, allerdings baut das System hier vor: Zu viele rezessive und damit oft schädigende Gene bekämen die Oberhand und führten letztlich zu einer Schwächung oder sogar zu einem nicht lebensfähigen Nachwuchs.¹³²⁸ „Inzucht mit nahen Verwandten ist nicht nur ein wenig schädlich. Sie ist potentiell katastrophal. Möglicherweise gibt es in der Natur keinen stärkeren Selektionsdruck als den zugunsten des aktiven Vermeidens von Inzucht.“¹³²⁹ Der Finne Edward Westermarck (1862-1939) konstatierte, dass es eine instinktive, angeborene Abneigung gegen sexuelle Handlungen zwischen Menschen gibt, die in den ersten Lebensjahren zusammen aufgewachsen sind. Der nach ihm benannte Westermarck-Effekt gilt als ein wichtiger Aspekt der Inzestvermeidung.¹³³⁰

¹³²⁷ Erst in den letzten Jahren haben sich derart ‚märchenhafte‘ Zustände an Königshäusern in der Realität durchgesetzt: Attraktive, bürgerliche Frauen eroberten die Herzen der dänischen, niederländischen, spanischen und japanischen Kronprinzen. (Im schwedischen Königshaus kam es zu der noch seltener vorkommenden Situation, dass die Kronprinzessin Victoria einen Bürgerlichen, ihren ehemaligen Fitnesstrainer, geheiratet hat.) In einflussreichen Monarchien galt eine solche Verbindung als Mesalliance, die auch zur Abdankung führen konnte (z.B. 1936 bei Edward VIII, der die bürgerliche und zweimal geschiedene Amerikanerin Wally Simpson heiraten wollte). Die begehrten, aber nicht standesgemäßen Frauen wurden zumeist Mätressen der Potentaten, manchmal wurde ihnen auch eine morganatische Ehe angeboten. Dynastisch hatten sie und deren Abkömmlinge zwar keine Ansprüche, verfügten aber dennoch nicht selten über einen erheblichen politischen Einfluss. Das (Groß-)Bürgertum funktioniert durchaus nach denselben Mustern: Reicher bzw. mächtiger (und nicht selten betagter) Mann umgibt sich mit einer oder mehreren Schönheiten, von denen er - evolutiv gesehen - fälschlicherweise annimmt, sie wären an ihm und nicht an seinem Status interessiert.

¹³²⁸ „Inzuchtdepression ist definiert als ein verringerter Mittelwert einer Eigenschaft im Verhältnis zu dem Mittelwert in einer Nicht-Inzuchtpopulation und ist besonders interessant, weil es auf die genetische Dominanz deutet, welche sich zeigt, wenn eine Eigenschaft evolutionäre Fitneß verleiht.“ Rushton: Rasse, Evolution und Verhalten, 2005, S. 100; siehe auch Reitz: Gene, Gicht und Gallensteine, 2001, Kap. über autosomal-rezessive Erkrankungen, S. 111 ff.

¹³²⁹ Dawkins: Das egoistische Gen, 2002, S.465

¹³³⁰ Inzest gilt nahezu universell als eines der härtesten Tabus, wobei sich die Auffassungen dazu zugespitzt formuliert in zwei Hauptlager teilen: Inzesttabu als kulturell erlernte Norm oder als evolutionsbiologisch entwickelter Abwehrmechanismus. Der Anthropologe William Arens sieht beispielsweise in der inzestuösen Handlung sowie deren Tabuisierung in vielen Gesellschaften einen vornehmlich kulturellen Akt. In seinem 1986 erschienenen Werk „The Original Sin. Incest and Its Meaning“ schlägt er vor, Inzest als Ausdruck von Macht zu verstehen: „[...] incest is an expression of potency, linked up with an indigenous notion of power.“ (S. 152) Die soziobiologischen Erklärungsansätze hält er für einseitig. Die unterschiedlichen Erscheinungsformen dieser sexuellen Handlungen könnten hiermit nicht hinreichend begründet werden – besonders, wenn die Reproduktion keine Rolle zu spielen scheint. Arens übersieht bei seiner Darstellung allerdings, dass eben auch die ethnische und soziokulturelle Diversität letztlich doch wieder biologisch durch die Plastizität des Gehirns determiniert wird. Zum Zeitpunkt seiner Publikation waren diese Erkenntnisse erst rudimentär vorhanden. William Arens: The Original Sin. Incest and Its Meaning, New York/Oxford: University Press 1986. Norbert Bischof positioniert sich dagegen in seiner erstmals im gleichen Zeitraum vorgelegten Arbeit „Das Rätsel Ödipus“ tendenziell auf der biologisch orientierten Seite, wobei er detailliert und umfassend alle Blickwinkel zur Sprache bringt und sorgfältig abwägt, so auch die soziologische, die kulturanthropologische und psychoanalytische. Norbert Bischof: Das Rätsel Ödipus. Die biologischen Wurzeln des Urkonflikts von Intimität und Autonomie, 5. Aufl., München: Piper 2001 (Erstauflage 1985). Einen aktuellen Diskussionsstand zu dem Thema haben Arthur Wolf und William Durham 2004 zusammengefasst. Arthur Wolf/William Durham: Inbreeding, Incest and Incest Taboo. The State of the Knowledge at the Turn of the Century, Stanford: University Press 2004

Eckart Voland führt noch eine weitere interessante Komponente ein: Die eheliche Verbindung zwischen zwei Verwandten konnte den Wohlstand eines Familienzweiges aufrechterhalten oder möglicherweise noch verbessern und davor schützen, dass das Hab und Gut in fremde Hände fiel. „Kin marriages are all the more probable when the cultural (and thus, the biological) success of a family depends on inheritable property.“ Eckart Voland: Evolutionary psychology meets history: insights into human nature through family reconstitution studies, in: Dunbar, Robin/Louise Barrett (Hrsg.): Oxford Handbook of Evolutionary Psychology, New York/N.Y.: Oxford University Press 2007, S. 419

Dass dieses Thema in Deutschland nicht ausreichend diskutiert wurde, zeigt der Fall um das Leipziger Geschwisterpaar Susan und Patrick, die gemeinsam vier Kinder gezeugt haben. (Die beiden sind nicht zusammen aufgewachsen und haben sich erst nach der Pubertät kennen gelernt.) Zwei der vier Kinder sollen erhebliche Behinderungen haben. Patrick wurde 2005 zu zweieinhalb Jahren Haft wegen Beischlafs mit seiner Schwester verurteilt (§ 173 Strafgesetzbuch). Juristisch geht es nach

Zum Charakter wie zum Aussehen des Prinzen wird konsequenterweise ebenfalls nichts gesagt. Sein Status alleine genügt, um ihn zu einer begehrten Partie zu machen. Lediglich aus der aktiven Suche nach der rechtmäßigen Besitzerin des Pantoffels kann man erkennen, dass er bereit ist, Initiative zu übernehmen, und eine gewisse Durchsetzungskraft besitzt.

5.4.3. Kleine Füße als ‚teures Signal‘

Bereits zu Beginn des Märchens werden die beiden Schwestern als „von Angesicht schön, von Herzen aber stolz und hoffärtig und böse“ (Urfassung, S. 112) eingeführt. Die zweite Frau kommt mit ihren beiden Töchtern in einen finanziell solventen Haushalt. Alle drei unterdrücken Aschenputtel, der eigentlich diese ökonomischen Ressourcen zustünden. Sie missbrauchen ihre Hilfsbereitschaft und gewähren keine angemessene Gegenleistung, ja lassen sie nicht einmal am familiären Kreis partizipieren. Diese Taktik funktioniert eine geraume Zeit. Als aber die Partnerwahl zur Disposition steht, beginnt Aschenputtel zur Absicherung ihrer Zukunft, die sie von ihrem Elternhaus nicht mehr erwarten kann, ihre Interessen selber, respektive mithilfe der Tauben, zu vertreten. Allerdings opponiert und rebelliert sie nicht offen gegen das Unrecht, sondern beginnt ihr Täuschungsmanöver, das sanktionabel erscheint, weil sie bereits von ihrer Stieffamilie um ihren rechtmäßigen Platz und Besitz betrogen wurde. Sie überzeugt den Prinzen als attraktivste Kandidatin und wird seine Frau. Ihre Ballkleidung verhilft ihr, beim Prinzen Aufmerksamkeit zu erregen: Letztlich ist es die Größe ihres Schuhs, der alle anderen Kandidatinnen ausscheiden lässt, ihre Stiefschwestern und deren Mutter als Betrügerinnen entlarvt und sie selber zur Prinzessin macht.¹³³¹

„Der Prinz aber gedachte, ist dir alles andere fehlgeschlagen, so wird dir der Pantoffel die Braut finden helfen, und ließ bekannt machen, welcher der goldene Pantoffel passe, die solle seine Gemahlin werden. Aber allen war er viel zu klein, ja manche hätten ihren Fuß nicht hineingebracht, und wären die zwei Pantoffel ein einziger gewesen.“ (Urfassung, S. 117)

Insofern unterscheidet sich die Handlung von dem „Tellerwäscher-zum-Millionär“-Mythos, denn „es erzählt nicht von einem Aufstieg zu Ruhm, Geld und Macht durch zielstrebiges Han-

dem deutschen Strafrecht nicht um die Frage, ob Kinder gezeugt wurden oder ob der Beischlaf geschützt oder ungeschützt vollzogen wurde, sondern lediglich, ob es im Sinne des Gesetzes Beischlaf war. Konkret bedeutet dies, dass sexueller Verkehr zwischen gleichgeschlechtlichen Verwandten oder andere freiwillige sexuelle Aktivitäten straflos sind. Diese juristische Widersinnigkeit bringt der Strafrechtler Claus Roxin auf den Punkt: „Der ‚Verwandtenbeischlaf‘ verstößt zwar gegen ein in unserem Kulturkreis seit unvorstellbaren Zeiten überliefertes Tabu, aber wer oder was dadurch geschädigt wird, ist unklar.“ Besonders „weil die Verhinderung erbkranken Nachwuchses auch im Übrigen von unserer Rechtsordnung nicht mit strafrechtlichen Mitteln erstrebt wird.“ Gisela Friedrichsen: „Da hat es halt ausgehakt“. Sex zwischen Bruder und Schwester wird in Deutschland bestraft. Nun steht ein Geschwisterpaar mit vier gemeinsamen Kindern erneut vor Gericht, in: Spiegel Nr. 44, 31.10.2005, S. 64-66

¹³³¹ Hans-Jörg Uther weist auf die bereits von Jacob Grimm gemachte Überlegung hin, dass die Schuhprobe möglicherweise in Beziehung steht zum „germanischen Verlobungsbrauch des Schuhanziehens und -ausziehens“ (Uther: Handbuch zu den Kinder- und Hausmärchen, 2008, S. 54), was allerdings keineswegs der folgenden evolutionspsychologischen Interpretation entgegensteht.

deln und berechnendes Auftreten, es schildert vielmehr den Durchbruch des wahren Ichs in all seiner Schönheit und Größe durch die bestätigende Entdeckung eines anderen Menschen. [...] *Erwählung*, nicht Selbstdurchsetzung ist das Thema des ‚Aschenputtels‘.¹³³²

Kleine Füße wie die von Aschenputtel bedeuten evolutiv gesehen keinen Vorteil. Im Gegenteil: Sie sind unpraktisch und hinderlich für die langen Fußmärsche, die eine Frau im Pleistozän während des Sammelns von Nahrungsmitteln zurücklegte. Zusätzlich war sie oftmals noch mit der Last beschwert, ein Kind tragen zu müssen. Und dennoch gelten oder galten zierliche Füße bei Frauen in verschiedenen Kulturkreisen als Schönheitsideal – man denke nur an die gebundenen, verkrüppelten Füße der Mädchen und Frauen in China bis Anfang des 20. Jahrhunderts. Bruno Bettelheim führt in diesem Kontext auf, dass die Motive des Aschenputtel-Märchens bereits das erste Mal im neunten Jahrhundert in China aufgezeichnet wurden. „Ein besonders kleiner Fuß als Zeichen außergewöhnlicher Tugend, Vornehmheit und Schönheit, und der Pantoffel aus kostbarem Material, das sind Züge, die auf einen östlichen Ursprung – wenn auch nicht unbedingt auf eine chinesische Quelle – hinweisen.“¹³³³

Füße verfügen bei einem – zumeist überwiegend männlichen – Teil der Bevölkerung über eine starke sexuelle Konnotation. Die Gründe dafür sind letztlich nicht eindeutig bekannt, obwohl es einige Erklärungsversuche gibt. Physiologisch gesehen spiegeln bestimmte Zentren des Fußes und der Zehen den restlichen Körper einschließlich seiner Organe wider. Der Neurowissenschaftler Vilayanur Ramachandran hat darüber hinaus Überlegungen angestellt, dass Füße deshalb möglicherweise so häufig ein erotischer Fetisch sind, weil sie im Gehirn in direkter Nachbarschaft der Genitalien repräsentiert werden und es zwischen diesen Gebieten leichter zu Querverbindungen kommen könnte (Penfield-Karte).¹³³⁴ Sigmund Freud sah im weiblichen Fuß ein Symbol für die weiblichen Geschlechtsorgane. Betont werden die Füße darüber hinaus mit anatomisch höchst unpassendem Schuhwerk.¹³³⁵ Schuhe und Füße spielen

¹³³² Drewermann: *Aschenputtel*, 1993, S. 10

¹³³³ Bettelheim: *Kinder brauchen Märchen*, 2004, S. 275. Den Schuh sieht Bruno Bettelheim als Symbol für das weibliche Geschlechtsorgan und das Hineinschlüpfen als Geschlechtsakt. „Ein kleines Gehäuse, in welches ein Körperteil hineinschlüpfen und genau hineinpassen kann, kann man als Symbol für die Vagina auffassen. Etwas Zerbrechliches [hier spricht Bettelheim von dem von Perrault verwendeten Glaspantoffel - Verf.], das man nicht dehnen darf, weil es sonst zerbrechen könnte, erinnert an das Hymen; und etwas, das am Ende eines Balles leicht verloren gehen kann, wenn der Liebhaber seine Geliebte festzuhalten sucht, erscheint als passendes Bild für die Jungfräulichkeit, besonders wenn der Mann eine Falle stellt – wie das Pech auf der Treppe -, um sie zu fangen. Aschenputtels Weglaufen aus dieser Situation könnte man als seinen Versuch ansehen, seine Jungfräulichkeit zu bewahren.“ (Ebd., S. 309)

¹³³⁴ Ramachandran: *Die blinde Frau, die sehen kann*, 2002, S. 63 ff.

¹³³⁵ Archäologischen Untersuchungen zufolge begannen die Menschen vermutlich vor rund 40.000 Jahren Schuhwerk zu verwenden. Dies haben die Wissenschaftler Erik Trinkaus und Hong Shang anhand von anatomischen Veränderungen von Fußskeletten festgestellt. Erik Trinkaus/Hong Shang: *Anatomical evidence for the antiquity of human footwear: Tianyuan and Sungir*, in: *Journal of Archaeological Science* Vol. 35, Nr. 7/Juli 2008, S. 1928-1933

Kleidung hingegen nutzt der Mensch seit rund 72.000 Jahren (\pm 42.000 Jahre), vermutlich seit dem Zeitpunkt, als er sich von Afrika in kühlere, nördliche Gefilde ausbreitete. Ralf Kittler, Manfred Kayser und Mark Stoneking vom Max-Planck-Institut für Evolutionäre Anthropologie in Leipzig konnten dies anhand der Ausbreitung und genetischen Differenzierung von Kopf- und Kleiderläusen nachweisen. Ralf Kittler et al.: *Molecular Evolution of *Pediculus humanus* and the Origin of Clothing*, in: *Current Biology*, Vol. 13, 19.08.2003, S. 1414-1417

bis heute gerade bei Frauen eine zentrale Rolle. In ihre Pflege und Ausschmückung werden jährlich Milliarden investiert und sicher nur zum geringsten Teil aus dem Grund, die eigenen Fortbewegungshilfen für eine lange Lebensdauer instand zu halten. Es muss also einen anderen evolutiven Nutzen geben.

Kleine Füße – und dazu in noch so unpraktischen Schuhen wie „goldenen Pantoffeln“¹³³⁶ – demonstrieren, dass es die Besitzerin nicht nötig hat, größere haben zu müssen; sie sind ein klassisches „Handicap“ und deuten in der „costly signaling theory“ darauf hin, dass die Gene insgesamt so vital sind, dass sich ihre Trägerin diese Widersinnigkeit erlauben kann, ohne größeren Schaden davonzutragen. Schuhe, die beim Gehen hinderlich sind, können als Steigerung des Handicaps des aufrechten Gangs verstanden werden. Eine besonders raffinierte Steigerung stellen Frauen dar, die sich mit High Heels und einem engen Rock sicher und rasch fortbewegen können.¹³³⁷ Sie symbolisieren, dass es für diese Frau eben nicht notwendig ist, täglich kilometerlange Fußmärsche zu absolvieren, um ausreichend Nahrung zu finden, weil sie entweder in einer idealen, ressourcenreichen Umgebung lebt, die auf kleinem Gebiet eine optimale Versorgung gewährleistet, oder über eine hohe gesellschaftliche Stellung verfügt, die andere zwingt, ihr von der eigenen Nahrung überproportional viel abzugeben. Ähnlich wie das überbordende Hirschgeweih oder der Pfauenschwanz kann der kleine, zierliche Fuß einer Frau als geplante Fehlleistung der Evolution angesehen werden. Daneben bedeutet dieses „Handicap“ für Männer noch einen weiteren Aspekt: eine erhöhte Sicherheit, dass sich die Frau nicht weit vom gemeinsamen Herd entfernen kann und damit die Wahrscheinlichkeit, dass sie mit anderen Männern (sexuellen) Kontakt hat, geringer erscheint. So verlagerte sich das ursprüngliche Ziel der gebundenen, verkrüppelten „Lotusfüße“ der chinesischen Mädchen, eine zierliche Tänzerin zu ‚züchten‘ zu dem Ziel, junge Frauen an das Haus zu binden und so ihre Sittsamkeit und Jungfräulichkeit sicherzustellen.

Die Stiefschwestern haben zwar „kleine schöne Füße“ (Urfassung, S. 117), die aber nicht an die ebene Proportionalität von Aschenputtel herankommen. Bei der älteren passt die Ferse nicht in den Schuh, bei der jüngeren die Zehen. Beide sind auf Geheiß ihrer Mutter bereit, ihre Füße zu verstümmeln, nur um den Prinzen heiraten zu können. „Hört, sagte die Mutter heimlich, da habt ihr ein Messer, und wenn euch der Pantoffel doch noch zu eng ist, so

¹³³⁶ Es kann davon ausgegangen werden, dass der hier verwendete Begriff des Pantoffels nicht den heute im Deutschen üblicherweise hinten und vorne offenen Schlappen meint, sondern sich eher an die original französische Bedeutung anlehnt, die in einem „pantoufle“ allgemein einen leichten Schuh sieht, der vornehmlich im Haus getragen wird.

¹³³⁷ Steinig: Als die Wörter tanzen lernten, 2007, S. 94 f.

Medizinisch gesehen wurde ein positiver Einfluss von Stöckelschuhen auf die Gesundheit der Trägerin bisher negiert. Die italienische Urologin Maria Angela Cerruto hat nun mit einer Studie eine Lanze für das orthopädisch verhasste Schuhwerk gebrochen: Die durch die Stiletto hervorgerufene Fußhaltung verbessere die Beckenbodenmuskulatur der Frauen, ein Gebiet, dessen Trainingszustand u.a. mitentscheidend über Inkontinenz und ein intensiver wahrgenommenes Sexualleben sein soll. Somit wäre das Tragen von Schuhen mit hohen Absätzen nicht nur ein *Handicap*, sondern böte einen direkten Vorteil beim Sex. Maria Angela Cerruto/Ernes Vedovi/William Mantovani: Women Pay Attention to Shoe Heels: Besides Causing Schizophrenia They Might Affect Your Pelvic Floor Muscle Activity, in: European Urology, Vol. 53, Nr. 5, Mai 2008, S. 1094-1095

schneidet euch ein Stück vom Fuß ab, es thut ein bisschen weh, was schadet das aber, es vergeht bald und eine von euch wird Königin.“ (Ebd.) Der Prinz selbst merkt diesen Fehler nicht (weil Männer schlechter im Entlarven von Betrügern sind?), sondern muss von den Tauben darauf aufmerksam gemacht werden:

„Rucke di guck, rucke di guck!
Blut ist im Schuck:
Der Schuck ist zu klein,
Die rechte Braut sitzt noch daheim!“ (Urfassung, S. 118)

Paul Paede hat als einziger bei der Analyse dieses Märchens anatomisch-medizinische Überlegungen zu der Größe und Form von Aschenputtels Fuß angestellt und sich nicht lediglich nur bei dem Sachverhalt des Schuhverlierens oder -wiederfindens oder dem Schuhwerk an sich aufgehalten. Allerdings muten seine Rückschlüsse eher abstrus esoterisch an, gespeist aus einer Mischung tiefenpsychologischer und anthroposophischer Ansätze Rudolf Steiners. Eine Überbetonung eines Fußteils (wie Ferse oder Zehen) stehen nach seiner Auffassung für die unterschiedlichen Erdbeziehungen: „Erdbejahend könnten wir die Funktion der Ferse, erdflüchtig die der Zehen nennen.“¹³³⁸ Ein anatomisch ausgeglichener Fuß, der gleichmäßig ausgeprägt ist und dementsprechend gleichmäßig abrollt, federt über das Fußgewölbe des Mittelfußes diese Pole aus und drückt die gesunde Beziehung zur Welt aus. „Aschenputtel lebt aus den Kräften der rhythmisch schwingenden Mitte. Daher lernt der Königssohn das Mädchen auf seinem Fest nur als Tänzerin kennen. [...] Und so ist der Schuh, den Aschenputtel zum Tanz getragen hat, das Maß mit dem der Königssohn die Schwestern prüft.“¹³³⁹

Nur Aschenputtel passt der Schuh, weil eben nur sie die Richtige ist.

„Aschenputtel ist die Menschenseele, die in ihrem Inneren Himmel und Erde miteinander verknüpfen will. Wenn sein Fuß – in seiner feinen Gliederung geheimnisvolles Sinnbild des Erdenmenschen – am Ende in den von der echten Mutter geschickten goldenen Schuh schlüpft, ist das Ziel erreicht. Durch die Vermählung mit dem Königssohn betritt Aschenputtel eine geistige Ebene, die ihre Stiefschwestern nicht mehr wahrnehmen können.“¹³⁴⁰

Paede scheint zu übersehen, dass sich der menschliche Fuß aus der Anatomie unserer kletternden Vorfahren entwickelt hat und nicht aus einer psychologischen Erdzugewandtheit oder Erdabgewandtheit. Aschenputtel mag medizinisch gesehen über einen Idealfuß verfügen, aber aus den individuellen Ausprägungen von Zehen oder Ferse lassen sich noch lange kein Verhaltensmuster oder eine Charakterzuschreibung ableiten. Die Stiefschwestern haben für den Prinzen schlicht ästhetisch nicht so attraktive Füße wie Aschenputtel. Obwohl Bruno Bettelheim in seinen psychoanalytisch geprägten Überlegungen in der Selbstverstümmelung der

¹³³⁸ Paul Paede: Krankheit, Heilung und Entwicklung im Spiegel der Märchen, Frankfurt/Main 1986, S. 43

¹³³⁹ Ebd., S. 45

¹³⁴⁰ Ebd., S. 48

Füße der beiden Schwestern Aspekte eines weiblichen Kastrationskomplexes sieht, vertritt er ebenso die Auffassung, dass die kleinen Füße von Aschenputtel ein weibliches Schönheitsattribut sind und nichts anderes.

„Als ‚Aschenputtel‘ erdacht wurde, war es eine stereotype Gewohnheit, die Größe des Mannes der Zierlichkeit der Frau gegenüberzustellen, und Aschenputtels kleine Füße dürften sie daher besonders weiblich erscheinen lassen. Die Stiefschwester, die so große Füße haben, daß sie nicht in den Schuh hineinpassen, erscheinen deshalb männlicher als Aschenputtel – und deshalb weniger begehrenswert. In ihrem verzweiferten Versuch, sich den Königssohn zu erobern, scheuen sie sich nicht, alles zu tun, um sich in zierliche weibliche Wesen zu verwandeln.“¹³⁴¹

Ob die Stiefschwester und deren Mutter für dieses Täuschungsmanöver bestraft werden, bleibt in der Textversion von 1812 offen.¹³⁴² Aschenputtel wird für die Eigeninitiative und ihre Taktik belohnt und verlässt mit dem Prinzen wie in patrilokalzentrierten Strukturen üblich ihr Elternhaus.

Zusammenfassend fällt die Koinzidenz der Charakterisierung Aschenputtels mit den universellen Standards von Protagonistinnen in Märchen auf:

„The vast majority of female protagonists are unmarried women at peak reproductive age. When physical descriptions are provided, they are almost universally beautiful, and this beauty is often stressed repetitively. In comparison to her male counterpart, the female protagonist places greater emphasis on a potential mate’s kindness and control of social and material resources, and less emphasis on physical attractiveness. She achieves her goals through different means than the male protagonist: she is less likely to actively pursue her goals and she is less likely to achieve them in ways requiring conspicuous courage or physical heroism. She is solicitous of their family’s well being, devoting much energy to promote the welfare of her close kin.“¹³⁴³

Selbst wenn die Haltung von Aschenputtels Vaters einer evolutionspsychologischen Interpretation entgegen steht, bietet das Märchen seinen Lesern/Zuhörern ganz wesentliche Aspekte menschlichen Verhaltens, die mit diesem Ansatz erklärt und bewertet werden können. Zentral geht es um sexuelle Selektion und die dafür auslösenden Kriterien auf beiden Seiten der Geschlechter: Schönheit, Anmut, Liebreiz – unter anderem ausgedrückt in den kleinen Füßen bei der Frau –, Macht und Status bei dem Mann. Daneben greift die familiäre Konstellation die Funktionsweisen und Gefahren einer fehlenden Kin-Selection auf.

¹³⁴¹ Bettelheim: Kinder brauchen Märchen, 2004, S. 255

¹³⁴² In der Grimmschen Version letzter Hand von 1857 werden die Schwestern „für ihre Bosheit und Falschheit mit Blindheit auf ihr Lebtag gestraft“ (S. 144), indem ihnen die Tauben die Augen auspicken. Dieses Ende hat auch Ludwig Bechstein in seiner Fassung von 1875 übernommen. Ludwig Bechstein’s Märchenbuch, 30. Aufl., Leipzig: Georg Wigand 1875, S. 211

¹³⁴³ Gottschall: The Heroine with a thousand Faces, 2005, S. 97

5.5. Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich (KHM 1)¹³⁴⁴

Das an erster Stelle der Sammlung stehende Märchen hielten die Brüder Grimm für „eins der allerältesten und schönsten Märchen“¹³⁴⁵ Sicher gehört es noch heute zu den „gut zwei Dutzend Lieblingsmärchen“¹³⁴⁶, bildet aber in zweierlei Hinsicht eine Ausnahme: Der Tierbräutigam wird nicht wie in Märchen üblich durch Liebe und Mitleid, sondern in einem aggressiven Akt von seiner verwünschten Froschhaut erlöst. Und die trotz kindgemäßer enterotisierter Bearbeitung offen zu Tage tretende Sexualität gibt diesem Märchen eine Sonderstellung und hat zu einer nahezu unüberblickbaren Rezeptionsgeschichte geführt. Bis hin zu Partnerschaftsanzeigen der Gegenwart, in denen sich „Märchenprinzessinnen“ von verzauberten „Fröschen“ küssen lassen wollen, bedienen sich Cartoonisten, Schriftsteller, Zeichner und Werbeleute der Kernmotive und -symbole.¹³⁴⁷

Zwischen dem Urtext, der „Ölenberger Handschrift“, 1810 und der Ausgabe letzter Hand 1857 wurde in den Text erheblich eingegriffen.¹³⁴⁸ Neben dichterischen Ausschmückungen kamen Ergänzungen hinzu, die Hinweise auf die Verhaltensmotivierung der einzelnen Akteure geben sollten. Die antithetische Darstellung der Figuren spitzt sich zwischen der Schönheit der Prinzessin und dem (aus anthropozentrischer Sicht) abscheulichen Aussehen des Frosches zu. Verstärkt wird besonders ganz im Sinne des pädagogischen Sendungsbewusstseins der moralische Duktus, sein einmal gegebenes Versprechen halten zu müssen. Damit weisen die Bearbeiter dem Vater eher die Rolle eines patriarchalischen Familienoberhaupts des damaligen Bürgertums zu als die des königlichen Souveräns – wie Lutz Röhrich zutreffend feststellt.¹³⁴⁹ Auch die bekannte Eingangsformel „In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat“ fehlt noch in der ersten Druckfassung 1812, auf der diese Untersuchung hier basiert.

Eines Tages rollt der jüngsten Königstochter beim Spielen im Wald der geliebte goldene Ball in einen Brunnen. Ein dort lebender Frosch reagiert auf ihr Wehklagen und bietet ihr an, die

¹³⁴⁴ Verwendet wurde die Grimmsche Urfassung der Kinder- und Hausmärchen, S. 63-65 und die Ausgabe letzter Hand, Band 1, S. 29-33

¹³⁴⁵ Lutz Röhrich: „und weil sie nicht gestorben sind...“: Anthropologie, Kulturgeschichte und Deutung von Märchen, Köln: Böhlau 2002, S. 337; Uther: Handbuch zu den Kinder- und Hausmärchen, 2008, S. 1

¹³⁴⁶ Uther: Handbuch zu den Kinder- und Hausmärchen, 2008, S. 5

¹³⁴⁷ Siehe hierzu: Lutz Röhrich: Wage es, den Frosch zu küssen. Das Grimmsche Märchen Nummer Eins in seinen Wandlungen, Köln: Diederichs 1987, S. 54 ff.; Diederichs: Who's who im Märchen, 1995, S. 115 ff.; Röhrich: „und weil sie nicht gestorben sind“, 2002, S. 343 ff.

¹³⁴⁸ Als Grundlage für den Vergleich wurde die von Joseph Leffitz herausgegebene Sammlung der Grimmschen Märchen verwendet, die auf der Originalhandschrift der Abtei Ölenberg basiert (aus dem Nachlass von Clemens Brentano). „Der Froschkönig“ wird hier noch unter dem Titel „Die Königstochter und der verzauberte Prinz“ geführt. Joseph Leffitz (Hrsg.): Märchen der Brüder Grimm. Urfassung nach der Originalhandschrift der Abtei Ölenberg im Elsaß, Straßburg: Elsaß-Lothringische Wissenschaftliche Gesellschaft 1927, S. 53-54. Allgemein zu den Modifikationen der verschiedenen Textvarianten siehe Grimm (Urfassung), S. 42 und S. 44 ff.

¹³⁴⁹ Röhrich: Wage es, den Frosch zu küssen, 1987, S. 14; Ders.: „und weil sie nicht gestorben sind“, 2002, S. 392 f.; Uther: Handbuch zu den Kinder- und Hausmärchen, 2008, S. 2

Kugel heraufzutauchen. Materielle Güter, die sie als Gegenleistung für seinen Dienst vorschlägt, interessieren den Frosch nicht, vielmehr fordert er, ihr „Geselle“ zu werden. (Urfassung, S. 63)¹³⁵⁰ Sie sichert ihm seine Wünsche vordergründig zu, überzeugt davon, dass sie den Frosch leicht düpiere kann. Nachdem der Frosch seinen Teil der Abmachung eingehalten und ihr den goldenen Ball zurückgebracht hat, kehrt das Mädchen nach Hause zurück, ohne weiter auf seine Rufe zu achten. Dieser hüpfte tags darauf selber ins Schloss und verlangt während der Mahlzeit Einlass. Das Mädchen schildert verzweifelt ihrem Vater, dem König, die Situation, der aber zu ihrem Entsetzen darauf besteht, dass sie ihr Versprechen einlöst. Nach dem Essen erwartet der Frosch, dass sie gemeinsam das Bett teilen: „nun bin ich müd’ und will schlafen, bring mich hinauf in dein Kämmerlein, mach dein Bettlein zurecht, da wollen wir uns hineinlegen.“ (Urfassung, S. 65) Dem Mädchen graut es, und sie wirft den Frosch an die Wand, der sich in einen „schönen jungen Prinzen“ (ebd.) verwandelt. „Der war nun ihr lieber Geselle, und sie hielt ihn werth wie sie versprochen hatte, und sie schliefen vergnügt zusammen ein.“ (Ebd.) Am nächsten Tag wird das Paar von Heinrich, dem treuen Diener des Prinzen, in einer prächtigen Kutsche abgeholt. Eine Hochzeit wird, wie häufig in Märchen üblich, nicht erwähnt, der Konsens der Gatten reichte wie in der jüdischen Tradition aus. Aus Kummer, dass der Prinz in einen Frosch verwandelt war, hatten sich um Heinrichs Brust drei eiserne Bänder gelegt, die sich nun nacheinander auf der Fahrt unter Krachen wieder lösen. Die Geschichte des loyalen Dieners Heinrich wirkt am Ende des Märchens wie zufällig aufgesetzt, obwohl das Motiv des in Banden gelegten Herzens nicht neu ist.¹³⁵¹ Der Handlungsverlauf des Märchens wird durch die Episode nicht mehr beeinflusst, und als neue Erkenntnis erfährt der Leser lediglich, dass der Prinz von einer „bösen Hexe“ in einen Frosch verwandelt wurde, deren Motivation dafür bleibt aber offen.

Neben literaturwissenschaftlichen Darstellungen wurde der „Froschkönig“ vor allem unter psychoanalytischen und feministischen Gesichtspunkten untersucht.¹³⁵² Im Rahmen der evolutionspsychologischen Analyse sollen zwei Aspekte betrachtet werden: der Versuch, die Hilfeleistung des Frosches nicht zu entgelten, und die Hinwendung zu einem augenscheinlich „Unwürdigen“, der sich dann letztlich doch als die richtige Wahl herausstellt.¹³⁵³

¹³⁵⁰ „Geselle“ knüpft hier an seine ursprüngliche Bedeutung an. Es handelte sich um einen Mann, „der mit jemandem den Saal (früher: Wohnraum) teilt“ und steht für Freund und Liebhaber. Duden - Das Herkunftswörterbuch. Eine Etymologie der deutschen Sprache, Mannheim: Bibliographisches Institut 1963, S. 216

¹³⁵¹ Röhrich: Wage es, den Frosch zu küssen, 1987, S. 30 f.

¹³⁵² Psychologische und soziologische Aspekte zeigt Lutz Röhrich auf, einem feministischen Ansatz folgt die Untersuchung von Elisabeth Müller: Das Bild der Frau im Märchen. Analysen und erzieherische Betrachtungen, München: Profil 1986, S. 87 ff.

¹³⁵³ Dieses Motiv findet sich in der Märchenliteratur u.a. auch bei „Schneeweißchen und Rosenrot“, „Die Schöne und das Biest“. Weitere typologisch verwandte Märchen in Diether Röth: Kleines Typenverzeichnis der europäischen Zauber- und Novellenmärchen, Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren, 1998

5.5.1. Reziproker Altruismus

Der Frosch ist nicht bereit, dem Mädchen uneigennützig, d.h. ohne eine für ihn als adäquat empfundene Gegenleistung zu helfen und den verlorenen Ball wiederzubeschaffen. Evolutionspsychologisch gesehen korreliert diese Haltung mit den gängigen Prinzipien des Austausches von Gütern und Leistungen in hominiden Gesellschaften, selbst wenn diese oftmals nicht so klar artikuliert werden wie von dem Frosch: „deine Perlen, deine Edelsteine und deine Kleider, die verlang ich nicht, aber wenn du mich zum Gesellen annehmen willst, und ich soll neben dir sitzen und von deinem goldnen Tellerlein essen und in deinem Bettlein schlafen und du willst mich werth und lieb haben, so will ich dir die Kugel wiederbringen.“ (Urfassung, S. 63) Der Frosch weiß durch ihr Jammern und Weinen um die Bedeutung, die die goldene Kugel für die Prinzessin hat. Nur so gelingt es ihm, den unter rationalen Gesichtspunkten abstrus hohen Wert einer Partnerschaft einzufordern. Neben ihrem Einverständnis zum Sex erwartet er auch noch, dass sie positive Emotionen ihm gegenüber entwickelt. Darüber hinaus ist er trotz seiner gegenteiligen Aussage interessiert, an den weltlichen Gütern des Königshauses zu partizipieren, sich also beispielsweise von ihrem goldenen Teller zu verköstigen. Dem Mädchen ist das wohl bewusst, es stimmt aber zu, weil es sicher zu sein glaubt, diesen Preis nie zahlen zu müssen. „Die Königstochter dachte, was schwätzt der einfältige Frosch wohl, der muß doch in seinem Wasser bleiben, vielleicht aber kann er mir meine Kugel holen, da will ich nur ja sagen.“ (Ebd.) Allerdings wird ihr das Verpflichtende der Situation durch den Frosch und ihren Vater verdeutlicht und sie muss die versprochene Gegenleistung gewähren. Widerwillig gestattet sie noch, den Frosch ins Schloss einzulassen und ihn am Essen teilhaben zu lassen, weigert sich aber, mit ihm das Schlafzimmer zu teilen. „Da ward der König zornig und befahl ihr bei seiner Ungnade, zu thun, was sie versprochen habe. Es half nichts, sie mußte thun, wie ihr Vater wollte, aber sie war bitterböse in ihrem Herzen.“ (Urfassung, S. 65)

Wie ausführlich in den Kapiteln über Familienselektion und reziproken Altruismus dargelegt, sind uneigennützig Verhaltenmuster außer bei der Unterstützung der leiblichen Verwandtschaft nur sinnvoll, wenn eine direkte oder indirekte Leistung dagegen steht, beziehungsweise in Aussicht gestellt wird. Das Prinzip der Gegenseitigkeit stellt sicher, dass nicht einzelne altruistische Individuen einer Gruppe zugunsten einer egoistischen Mehrheit ausgebeutet werden. Diese wären auf lange Sicht nicht in der Lage, den Ansprüchen der anderen zu genügen, indem sie permanent ihre Ressourcen in einem erheblichen Umfang zu Verfügung stellen, und die evolutionär stabile Strategie (ESS) käme in eine erhebliche Schiefelage, eine Situation, die letztlich niemanden mehr einen Vorteil böte. Der Austausch von Objekten und Leistungen

entstand vermutlich, weil die Leistungsbilanz von Gruppen größer und konstanter ist als die Summe der Einzelleistungen. So konnten sich die Menschen und besonders die beiden Geschlechter in unterschiedlichen Fähig- und Fertigkeiten spezialisieren und gemeinschaftlich von den hoch differenzierten Individualleistungen profitieren. Im Sinne der Durchsetzung der eigenen Gene und der Schonung der Ressourcen Zeit, Energie und Nahrung wird bei Verhandlungen der Anteil der eigenen Leistung möglichst umfangreich präsentiert und der Anteil der angebotenen Gegenleistung gering geachtet, um so den „Preis“ anzuheben. Hominiden haben über Jahrtausende ein sensibles System entwickelt, den Wert eines Geschenks oder einer Leistung abhängig von den jeweiligen Umständen einzuschätzen. Zwischen eng verwandten Personen wird die Gegenleistung nicht zwangsläufig eingefordert, da indirekt die eigenen Gene unterstützt werden. Zwischen Menschen, die in einem freundschaftlichen und häufigen Kontakt stehen, kann dieser Ausgleich ebenfalls für einen längeren Zeitraum gestundet werden. Zudem sichert die physische Nähe, den anderen alleine durch die Präsenz an seine „Schulden“ zu erinnern und diese im Zweifelsfall einzutreiben. Menschen verfügen über ein hervorragendes Gedächtnis, wer ihnen und wem sie noch etwas schuldig sind. Werden sie um die Gegenleistung geprellt, gewähren sie dem Betrüger zukünftig keine Unterstützung mehr und werden versuchen, solche durch andere Clanmitglieder zu unterbinden, indem sie deren Verhalten publik machen. In krassen oder wiederholten Fällen wird der Betrüger aus der Gemeinschaft ausgeschlossen. Zwischen Individuen, die normalerweise nicht derselben Gruppe angehören, oder wie in diesem Märchen noch nicht einmal derselben Spezies, erweist es sich als kluge Strategie, die Höhe der Gegenleistung klar zu definieren und umgehend einzufordern, da ein späterer Kontakt nicht mehr zu erwarten ist und betrügerisches Handeln kaum zu unterbinden wäre. Daher wartet der Frosch auch nur einen Tag, um seinen Preis der Prinzessin gegenüber einzufordern.

Das System des reziproken Altruismus beruht im Wesentlichen auf dem Prinzip der Wertung eines Objekts oder einer Handlung. Einheitliche Skalierungen gibt es weder temporär, geographisch noch substantiell. In der Regel reguliert die Verfügbarkeit den „Preis“ der Transaktion. Wasser ist beispielsweise in Deutschland ein noch ausreichend vorhandenes Gut, so dass der Gegenwert im Verhältnis zu dem BIP verhältnismäßig moderat ist, und es nach wie vor relativ sorglos verbraucht wird. Auf den Kapverdischen Inseln, die nur über eine kleine Süßwasserquelle verfügen und jede Flasche Trinkwasser aus Portugal oder vom afrikanischen Festland per Frachtschiff kommen lassen müssen, hat Wasser einen anderen Stellenwert und einen astronomisch hohen Preis für die Minimaleinkommen der Bevölkerung. Im „Froschkönig“ stellt sich die Situation nicht anders dar: Die goldene Kugel ist der Prinzessin „liebstes

Spielwerk“ (Urfassung, S. 63) und hat für sie vermutlich einen höheren ideellen als materiellen Wert. Da der Frosch als einziger in der Lage ist, ihr diese aus dem Wasser wiederzubeschaffen, kann er den Preis beliebig festsetzen, die Situation eines extrem ausgeprägten Verkäufermarktes, wie es die Wirtschaftsökonomen bezeichnen. Obwohl es um ihr bevorzugtes Spielzeug geht, stimmt das Mädchen dem Geschäft dennoch nur zu, weil sie sich sicher glaubt, den Preis nie entrichten zu müssen, da sie weder in dem Frosch einen paritätischen und damit ernst zu nehmenden Handelspartner noch erst recht einen adäquaten Lebenspartner sieht. Aufgrund ihrer physischen Überlegenheit hätte sie am folgenden Tag möglicherweise sogar die Ansprüche des Frosches ignoriert, wenn die Konfrontation alleine zwischen den beiden stattgefunden hätte. Der König erweist sich in dem Fortlauf der Handlung als treibendes Agens und seine Position ist dabei durchaus ambivalent: Als König müsste er über soviel Einfluss verfügen, das Ansinnen des Frosches, der ja als unattraktives, mittelloses Tier kein begehrter Schwiegersohn sein kann, gewaltsam oder mit Verhandlungsgeschick zu unterbinden.¹³⁵⁴ Bliebe der Frosch ein Frosch wäre die Reproduktionskette zumindest bei seiner jüngsten Tochter unterbrochen. Im Sinne der Absicherung und Weitergabe des eigenen Genpools wäre dies keine erstrebenswerte Lösung. Auch politisch scheint die Entscheidung fragwürdig, da der Frosch keinerlei ‚Mitgift‘ beispielsweise in Form von Reichtümern, Ländereien oder herausragenden persönlichen Qualitäten mitbringt, die seiner Familie oder dem Königreich zugute kämen. (Der König kann zu diesem Zeitpunkt nicht ahnen, dass es sich nur um einen verwandelten Prinzen handelt, der eine äquivalente Partie für seine Tochter darstellt.) Das Ansehen des Königs wird zudem durch die Beziehung seiner Tochter mit einem Frosch leiden und ihn als vernünftig agierenden Potentaten in Frage stellen. Begreift man das Auftauchen des Frosches allerdings als Zeichen, dass es für die Tochter Zeit ist, erwachsen zu werden, Verantwortung zu übernehmen und ihren Vater als Zentrum ihrer Liebe gegen ein anderes männliches Wesen auszutauschen, so wird sein Verhalten nachvollziehbarer. Vermutlich handelt es sich jedoch lediglich um die drastische Ausformulierung eines Lehrstücks zum Thema reziproker Altruismus.

5.5.2. Leidenschaft für einen „Unwürdigen“

Obwohl die Brüder Grimm in ihrer Froschkönig-Version weitgehend die konkreten erotischen Hinweise eliminiert haben, hat dieses Märchen immer noch eine intensive sexuelle Konnotation. In unterschiedlichen europäischen Fassungen steht eine Kröte, Schlange, Krebs oder ein

¹³⁵⁴ Elke Feustel weist ebenfalls darauf hin, dass der „Froschkönig“ hinsichtlich der erzwungenen Eheschließung durch den Vater eine Ausnahmerecheinung unter den Märchen bildet. (Feustel: Rätselprinzessinnen und schlafende Schönheiten, 2004, S. 277)

Skorpion anstelle des Frosches. Mehrheitlich wird der Tierbräutigam nicht durch einen brachialen Gewaltakt wie hier durch das An-die-Wand-Werfen erlöst, sondern durch einen Kuss respektive die Möglichkeit, über einen gewissen Zeitraum im Bett des Mädchens zu nächtigen.¹³⁵⁵

Kröten und Frösche gelten universell als ein Symbol eines „fruchtbaren Verwandlungskünstlers“, was bei ihrer naturbedingten Ontogenese – von einer mit Kiemen atmenden Kaulquappe zu einem mit Lungen ausgestatteten Frosch – nicht weiter verwundert.¹³⁵⁶ Lediglich Schmetterlinge vollziehen eine vergleichbar drastische Änderung in ihrer Morphologie und ihrem Metabolismus. Gleichzeitig werden die Amphibien in einem Zusammenhang mit Sexualität und Schwangerschaft gesehen, häufig als Geburtshelferin, ab dem späten Mittelalter sogar mit dem Uterus gleichgesetzt, worauf Elisabeth Müller und Wolfgang Pichler in ihren Untersuchungen hinweisen.¹³⁵⁷ Allerdings handelt es sich hier um den ungiftigen Frosch und nicht um eine giftige Kröte, was nach Müllers Ansicht erst einer späteren Änderung zuzuschreiben ist.

„Der Frosch im Froschkönig kann also durchaus ursprünglich eine Kröte gewesen sein, die aber, weil später daraus ein Mann werden soll, nun als Frosch bezeichnet wird. Es ist also anzunehmen, daß das Märchen vom Froschkönig ursprünglich etwas mit dem Krötenglauben zu tun hatte.“¹³⁵⁸

Lutz Röhrich nimmt diese Einteilung nicht so strikt und weist nach, dass Frosch wie Kröte für beide Geschlechter mit sexuellen Aspekten verbunden werden. Bei Dornröschen überbringt beispielsweise ein Frosch der Königin die Nachricht, dass sie das lang ersehnte Kind bekommen wird. Fröschen wird aufgrund ihrer hohen Eierzahl eine große Potenz attestiert, eine anthropozentrische Attribuierung, die wenig mit der biologischen Realität in Einklang zu bringen ist und vielmehr in der r-selektierten Reproduktionsstrategie ihre Erklärung findet. Bruno Bettelheim sieht in dem Aufblasen des Frosches eine Analogie zur Erektionsfähigkeit des Penis.¹³⁵⁹ Daneben tauchen Frosch und Kröte in Sagen und Legenden immer wieder als Schatzhüter des Menschen auf.¹³⁶⁰ Der noch heute umgangssprachliche verwendete Ausdruck „Kröten“ für Geld weist auf die Idee hin, wo viele Kröten zu finden seien, müsse auch ein Schatz verborgen sein. Im „Froschkönig“ erweist sich der Schatz als leibhaftiger Schatz mit Haut und Knochen, der selbstverständlich auch noch eine materielle Mitgift, einen „prächtige[n – Verf.]

¹³⁵⁵ Vgl. Röth: Kleines Typenverzeichnis, 1998, S. 74 ff.; Röhrich: Wage es, den Frosch zu küssen, 1987, S. 24 ff./54; Uther: Handbuch zu den Kinder- und Hausmärchen, 2008, S. 3

¹³⁵⁶ Hans Meurer/Klaus Richarz: Von Werwölfen und Vampiren. Tiere zwischen Mythos und Wirklichkeit, Stuttgart: Franckh-Kosmos 2005, S. 183

¹³⁵⁷ Elisabeth Müller bezieht sich hier auf Alois Gulder: Die urnenfelderzeitliche „Frauenkröte“ von Maissau in Niederösterreich und ihr geistesgeschichtlicher Hintergrund, in: Mitteilungen der Prähistorischen Kommission der österreichischen Akademie der Wissenschaften, 10. Bd., Wien 1960-62; Wolfgang Pichler: Der Stein der Weisen. Harry Potter aus der Sicht der Analytischen Psychologie, Linz: edition pro mente 2006, S. 121

¹³⁵⁸ Müller: Das Bild der Frau im Märchen, 1986, S. 88

¹³⁵⁹ Bettelheim: Kinder brauchen Märchen, 2004, S. 277

¹³⁶⁰ Meurer/Richarz: Von Werwölfen und Vampiren, 2005, S. 184 f.

Wagen mit acht Pferden bespannt, mit Federn geputzt und goldschimmernd“ (Urfassung, S. 65), in die Beziehung einbringt.

Es fällt bei der Lektüre von Märchen auf, dass – sofern es sich um eine Liebe oder Leidenschaft für einen potenziellen Partner im Tiergewand handelt – immer Männer in solche Rollen schlüpfen.¹³⁶¹ Kein (bekanntes) Märchen thematisiert die Geschichte eines verwandelten, verwünschten Mädchens in Gestalt eines Tieres oder eines unansehnlichen Wesens, das durch Fürsorge, Pflege oder Zuneigung eines begehrten Junggesellen wieder die ursprüngliche schöne Gestalt zurückerhält, und dieser dafür mit ihrer Hand belohnt wird. Dafür gibt es evolutiv gesehen mehrere Gründe:

1) Frauen verfügen durchschnittlich und mehrheitlich über stärkere soziale, empathische Muster. Ihnen scheint die Hinwendung zu Lebewesen jeder Art und die Fähigkeit, Empfindungen der anderen deuten zu können, schon in die Wiege gelegt. Weil Menschenkinder wegen ihres in der Evolution stark angewachsenen Gehirnvolumens im Verhältnis zu anderen Säugetieren noch nicht fertig ausgereift auf die Welt kommen, ist ein hoher Versorgungsaufwand besonders in den ersten Jahren nötig. Mit sprachlichen Mitteln auf ihre Bedürfnisse aufmerksam zu machen, lernen Kinder erst ab 12 bis 18 Monaten. Davor sind sie darauf angewiesen, dass ihre Mutter an ihrem Schreien, ihren Gesten oder Grimassen deutet, was sie benötigen. Frauen, die dazu besser in der Lage waren, konnten vermutlich ihren Nachwuchs besser über diese ersten Jahre bringen, so dass sich wiederum diese Fähigkeit im Genpool verstärkt durchsetzte. (Vgl. Kapitel Spezialisierung und Geschlechterunterschied)

2) Die Anziehungskraft von Männern besteht prioritär nicht in ihrer äußeren Erscheinung, sondern in ihrem tatsächlichen oder ihrem potenziellen Status. Reichtum, Erfolg, Zugang zu Ressourcen, aber auch Intelligenz, Freundlichkeit und Humor sind die Charakteristika, die Frauen bei Männern verstärkt suchen. Die Physis ist bei Männern nicht gänzlich irrelevant, weil ausgeprägte Muskeln und eine gewissen Körpergröße Stärke und Schnelligkeit signalisieren und damit Schutz für die eigene Person und die gemeinsamen Nachkommen. Zudem indiziert ein ebenmäßiges, symmetrisches Äußeres genauso wie bei Frauen Gesundheit und Jugend. Die körperliche Attraktivität bei Männern gewinnt zunehmend als Selektionskriterium an Gewicht, wenn Frauen entweder auf der Suche nach einer Affäre sind, also die Aspekte einer kurzfristigen Partnerstrategie zum Tragen kommen, oder wenn Schönheit die einzige Besonderheit ist, die einen Mann auszeichnet. (Vgl. Kapitel zur sexuellen Selektion und zu Partnerstrategien)

¹³⁶¹ Vgl. Röhrich: Wage es, den Frosch zu küssen, 1987, S. 10

3) Menschen, besonders aber Frauen (und natürlich Kinder), sind biologisch mehrheitlich darauf eingerichtet, eingegangene Beziehungen zu ihrer eigenen und zu der Sicherheit der Nachkommen so lange wie tragbar und sinnvoll aufrecht zu erhalten. Ihr Hormonsystem belohnt sie dafür mit entsprechenden Reaktionen. Das „Verlassenheitspanik-System“ hat im Wesentlichen mit Verlust- und Kummergefühlen zu tun und steht wohl in einem engen Zusammenhang mit der sozialen Bindung und der mütterlichen Versorgung. Sein neuronales Zentrum liegt in einem Teil des Gyrus cinguli. Adäquates Verhalten wird durch positive (endogene Opioide) oder negative (Reduzierung von endogenen Opioiden = Schmerzgefühl) Verstärkung gelernt. Zu dem Panik-System gehört das Fürsorge-Subsystem (Oxytocin, Prolaktin), dessen Hormone einen zentralen Einfluss auf das weibliche Sexualverhalten haben.¹³⁶²

Der Preis, den der Frosch von der Prinzessin als Gegenleistung für ihre Kugel verlangt, ist nach weiblichen Kategorien überproportional hoch. Für ihr liebstes Spielzeug verkauft sie sich selber praktisch lebenslänglich an jemanden, dessen Status und Gestalt keinerlei Referenz aufweisen und dessen Partnerwert sich diametral zu ihrem eigenen befindet. Die Prinzessin begibt sich mit einem ‚Unwürdigen‘, einem ‚Tier‘ zu Bett, den sie – im Gegensatz zu Märchen wie „Schneeweißchen und Rosenrot“ – noch nicht einmal wegen seines Verhaltens schätzt. Sie empfindet keine Empathie, geschweige denn Verliebtheit oder Liebe. Und dennoch ist sie nach dessen Verwandlung in einen Prinzen ganz begeistert und schläft „vergnügt“ (Urfassung, S. 65) mit ihm ein. Am kommenden Morgen verlässt sie höchst bereitwillig als seine Gefährtin ihr Elternhaus. Es bleibt die Frage: Wer hat wen verwandelt? Augenscheinlich erlöst das Mädchen den Prinzen von seinem Froschdasein und verhilft ihm wieder zu seinem attraktiven Körper. Vermutlich hat sie aber die sexuelle Begegnung mit dem Mann selber verändert, so dass sie den Frosch/Mann mit anderen Augen sieht als vorher: Er erscheint ihr nun schön und begehrenswert.¹³⁶³

Dieses Phänomen ist in der Realität nicht selten zu beobachten: Frauen, die sich nach Ansicht ihres sozialen Umfelds an Männer ‚wegwerfen‘, die weder ihrer Liebe, Treue, ihrer Ressourcen und ihres Engagements für würdig erachtet werden. Die Verhaltensbandbreite dieser „Partner“ reicht von persönlichen Diffamierungen über ehebrecherisches Verhalten, von täglichen Schwindeleien und Betrügereien bis hin zu massiven physischen und psychischen Gewalttätigkeiten. Der Bekanntenkreis, die Öffentlichkeit und die Justiz stehen fassungslos vor der Frage, warum diese Frauen, selbst wenn sie unter der Situation leiden, nicht die Männer

¹³⁶² Solms/Turnbull: Das Gehirn und die innere Welt, 2004, S. 144 ff.

¹³⁶³ Joseph Campbell betont bereits 1949 in seiner Analyse des „Froschkönigs“ den Wandlungsprozess des Mädchens, der durch das Auftauchen des Frosches ausgelöst wird. Dieser Prozess stehe für das „Ende der Kindheit“ (Campbell: Der Heros in tausend Gestalten, 1999, S. 57) und für einen gleichzeitigen Neubeginn auf einer anderen Ebene.

verlassen. Manche Frauen suchen sogar von sich aus den Kontakt zu solchen Männern, wie es Liebes- und Heiratserklärungen an Schwerverbrecher, die in Gefängnissen sitzen, immer wieder beweisen. Die finanzielle Versorgung mag ein Aspekt sein, sich nicht von seinem unwürdigen Partner zu trennen, ist allerdings bei diesen Konstellationen oftmals kein Hinderungsgrund, weil diese Männer selten dafür aufkommen. Es handelt sich auch ebenfalls nicht zwangsläufig um Frauen, die einen „geringen Partnerwert“ haben, d.h. alt und/oder gänzlich unattraktiv und/oder mittellos sind, so dass ihre eigenen Ansprüche derart tief gesunken wären, dass sie sich nahezu alles gefallen ließen. Trotz der sexuellen Befreiung der letzten dreieinhalb Jahrzehnte, die zu einem lockeren öffentlichen Umgang mit Sexualität geführt hat, blieben dennoch einige grundlegende Muster stabil. Frauen haben nach kurzfristigen Affären die Tendenz, eine emotionale Verbundenheit für den Sexualpartner zu empfinden – selbst wenn sie, zumindest bei diesem Menschen, keine längerfristigen Partnerstrategien verfolgen. Männern fällt die Trennung nach einem „One-Night-Stand“ oftmals wesentlich leichter. Die Behauptung, Frauen hätten weniger Geschlechtskontakte mit Männern als umgekehrt, hätten dadurch weniger Erfahrung und fokussierten sich stärker auf einen Menschen, stimmt weder statistisch noch biologisch. Kurzfristige sexuelle Strategien werden bei beiden Geschlechtern unter anderen evolutiven Kosten-Nutzen-Relationen als langfristige betrachtet. Dass sie stattfinden, belegen schon alleine die vergleichsweise großen Hoden des Mannes (rund 0,079 Prozent vom Körpergewicht), die darauf hindeuten, dass Männer Spermien in großer Zahl produzieren mussten, um sich erfolgreich gegen die Spermien der anderen Männer durchsetzen zu können. Konkret bedeutet das, dass Frauen seit Jahrtausenden immer wieder innerhalb einer kurzen Zeitspanne Geschlechtsverkehr mit verschiedenen Männern haben.¹³⁶⁴

Biochemische Prozesse im menschlichen Körper könnten für den weiblichen Bindungswillen, für das Gefühl der Verbundenheit und Liebe nach dem Geschlechtsverkehr eine Erklärung liefern.¹³⁶⁵ Das Neuropeptid Oxytozin, in den letzten Jahren in der Publikumspresse gerne als „Liebes-“ oder „Kuschelhormon“ bezeichnet, wird vom Hinterlappen der Hypophyse ausgeschüttet. Ursächlich regt dieses Hormon beim Geburtsprozess die Kontraktion der Uterusmuskulatur sowie die myoepithelialen Zellen der Brustdrüsen zur Milchejektion an. Direkt nach der Geburt ist sein Spiegel sehr hoch, vermutlich um die Plazenta abzustößen. Neben den physiologischen Prozessen löst Oxytozin auch Verhaltensmuster aus – allen voran die mütter-

¹³⁶⁴ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 228 ff.

¹³⁶⁵ Helen Fisher hat ein dreistufiges Modell der ‚Liebe‘ mit seinen hormonellen Korrelaten entworfen, die in den einzelnen Phasen besonders aktiv sind: das Sekttrieb-Modul (hier kommen Östrogene und Androgene zum Tragen), das Anziehungs-Modul mit den Symptomen der Verliebtheit (Katecholamin, Dopamin, Norephedrin und ein niedriger Serotoninspiegel) und das Bindungs-Modul (Oxytozin und Vasopressin). (Vgl. Eibl: Animal Poeta, 2004, S. 154 f.; Strauch: Warum sie so seltsam sind, 2003, S. 210 ff.)

lichen Brutpflegeinstinkte.¹³⁶⁶ Diese biologisch sinnvolle Korrelation führt vermutlich zu der oftmals für Außenstehende schwer nachzuvollziehenden Begeisterung, die Mütter für ihre Neugeborenen empfinden, obwohl diese objektiv betrachtet erst ein paar Monate später, sobald sie das so genannte „Kindchen-Schema“ entwickelt haben, als ansehnlich zu bezeichnen sind. Oxytozin wird nicht nur bei der Geburt ausgeschüttet, sondern auch beim Geschlechtsverkehr und besonders beim Orgasmus. Es führt zu Kontraktionen der Gebärmutter beziehungsweise der Samenleiter. Es handelt sich demnach nicht um ein ausschließlich bei Frauen vorkommendes Hormon, jedoch ist der Spiegel bei Männern wesentlich geringer, weil Androgene natürliche Antagonisten des Oxytozins sind. Männer mit einem hohen Testosteronspiegel binden sich seltener langfristig, gehen häufiger fremd oder trennen sich schneller von ihrer Partnerin. Oxytozin wirkt auf dieselben Hirnrezeptoren, die auch von Opiaten besetzt werden und es wäre zumindest theoretisch denkbar (untersucht wurde es meines Wissens noch nicht), dass Oxytozin ebenso Abhängigkeiten und Entzugserscheinungen auslösen könnte wie Drogen.¹³⁶⁷ Das den Sexualtrieb verstärkende Dopamin und Noradrenalin, vorherrschend im Stadium der Verliebtheit, wird tendenziell durch Oxytozin gehemmt.¹³⁶⁸ Da die hormongesteuerte Verhaltensforschung noch nicht auf eine jahrzehntelange Tradition zurückblicken kann, könnten weitere Forschungen durchaus ein anderes Bild ergeben. Wahrscheinlich zeichnet nicht ein singuläres Hormon für ein Verhaltensmuster verantwortlich, sondern kommt erst im Zusammenspiel mit anderen biochemischen Prozessen oder im Kontext einer bestimmten genetischen oder neurophysiologischen Ausstattung und nicht zuletzt vor dem Hintergrund einer bestimmten Sozialisation zur vollen Entfaltung. Wäre dies nicht so, und würde guter Sex für eine Frau immer emotionale Bindung bis hin zur Abhängigkeit und Hörigkeit vom Mann bedeuten, dann würde nicht die Mehrheit der Scheidungen von Frauen eingereicht werden.

Zurück zur Prinzessin und dem „Froschkönig“, wie treffend der Titel heißt: Er ist Frosch und gleichzeitig ihr König, allerdings erst, nachdem sie ihn in ihr Schlafgemach genommen hat.

¹³⁶⁶ Thomas Baumgartner und Kollegen konnten nachweisen, dass unabhängig davon Oxytozin einen vertrauensbildenden Einfluss auf das Gehirn ausübt. Thomas Baumgartner et al.: Oxytocin Shapes the Neural Circuitry of Trust and Trust Adaptations in Humans, in: Neuron Nr. 58, 22.05.2008, S. 639-650. Zu demselben Ergebnis kommen Michael Kosfeld/Markus Heinrichs/Paul J. Zak/Urs Fischbacher/Ernst Fehr: Oxytocin increases trust in humans, in: Nature Vol. 435, 02.06.2005, S. 673-676. Dies mag vielleicht auch damit zusammenhängen, dass Oxytozin das Gedächtnis für Gesichter oder allgemeiner für soziale Informationen verbessert, so das Ergebnis einer Studie um Ulrike Rimmele. Ulrike Rimmele et al.: Oxytocin Makes a Face in Memory Familiar, in Journal of Neuroscience Vol. 29, Jan. 2009, S. 38-42

¹³⁶⁷ Vgl. Brizendine: Das weibliche Gehirn, 2007, S. 112

¹³⁶⁸ Ausführlich zum Thema Oxytozin: Oliver Reiser: Oxytocin – das Liebeshormon, <http://www.chemie-im-alltag.de/articles/0007/index.html>, 29.06.2009; Klaus Wilhelm: Elixier der Nähe, in: Gehirn & Geist Jan./Feb. 2009, S. 58-63 sowie Bethge: Der liebende Affe, 2005 und Schandry: Biologische Psychologie, 2003, S. 186

Die Ökonomen Ernst Fehr und Michael Kosfeld sowie der klinische Psychologe Markus Heinrichs haben zum Thema Verhaltenssteuerung durch Oxytozin neue Ergebnisse einer an der Universität Zürich durchgeführten Studie vorgelegt: Probanden, denen unwissentlich Oxytozin als Nasenspray verabreicht wurde, gaben ihr Geld vertrauensvoller an Investitions-Treuhänder als Menschen, die nicht unter diesem besonderen Hormoneinfluss standen. Oxytozin scheint ohne direkt auf das Zusammenspiel anderer Hormone angewiesen zu sein, ein komplexes menschliches Verhalten wie Vertrauen steuern zu können. siehe: Rafael von Bredow: Weichspüler fürs Gehirn, in: Spiegel Nr. 23, 06.06.2005, S. 152; o.A.: Wehenmittel schafft Vertrauen, in: Welt am Sonntag Nr. 23, 05.06.2005, S. 72; o.A.: Spray gegen Sozialphobie, in: Spiegel Nr. 7, 14.02.2005, S. 182

Die Verwandlung fand demnach mehr in ihrem Kopf als bei ihm statt, und die hormonelle Situation nach positiv erlebter Sexualität lässt ihr modifiziertes Verhalten plausibel erscheinen. Die Sexualität bekommt für das Mädchen das ekelerregende Gesicht des Frosches. Erst als der richtige Zeitpunkt für sie gekommen ist, sie selber – auch gegen den ausdrücklichen Befehl ihres Vaters - entschieden hat, was sie tun will, erhält Sexualität einen normalen Status und der ‚Unwürdige‘ entpuppt sich als erstrebenswerter Partner. Erlösung hat hier nicht etwas mit Mitleid, Fürsorge oder aufopferungsvoller Liebe zu tun. Erlösung wird dem Frosch wie der Prinzessin zuteil, weil sie eben selbstbestimmt entscheidet, nicht gehorsam ist oder, wie es die Psychologie bezeichnet, weil sie ihren Affektstau überwindet. Gerade durch ihre Wortbrüchigkeit und ihre Wut erlöst sie den Prinzen aus seiner Froschgestalt.

„Damit, daß sie den Frosch an die Wand schleudert, hat sie, ohne es zu ahnen, die geheime Bedingung erfüllt, die für die Erlösung des zu einem Frosch verwunschenen Prinzen gestellt war. Obwohl sie – ganz wie Mephisto – das Böse will, schafft sie letztlich das Gute. Durch die größte Verletzung ihres eigenen Versprechens und der Grundsätze, die ihr Vater ihr vorgehalten hat, wird ihr die größte Belohnung zuteil. Die Erlösung zeigt eher eine Art Prädestination: Die Königstochter erlöst den für sie bestimmten und passenden Partner und erringt sich – ganz ohne ihr eigenes Verdienst – das Glück: ‚und niemand hatte ihn aus dem Brunnen erlösen können, als sie allein.‘ Während in der Sage die Erlösung altruistisch ganz auf den zu Erlösenden gerichtet ist, verläuft sie im Märchen subjektiv und egoistisch: Weniger das Glück des Erlösten ist entscheidend, als vielmehr das Glück des Erlösenden, des Erlösers. So steht am Ende der junge Mann ‚mit schönen freundlichen Augen‘ vor dem Mädchen, das sich nach dem Martyrium der Initiation in höchster Ekstase, indem es die eigene kindliche Hülle sprengte, dem Weib in sich zum Durchbruch verhalf.“¹³⁶⁹

„Der Froschkönig“ zeigt im Gegensatz zu den meisten anderen Volks- oder auch Kunstmärchen aus evolutionspsychologischer Perspektive einen komplexen Charakter. Es geht zwar um das zentrale Thema der sexuellen Selektionsstrategie, das sich aber nicht nach dem schlichten Mechanismus „Verkleideter Prinz erobert schöne Königstochter“ präsentiert. Der Bindungswille – zumindest seitens der Frau – wird erst nach der Verwandlung des Frosches in den reichen, angesehenen und attraktiven jungen Mann durch die gemeinsam verbrachte Nacht ausgelöst. Der Text vermittelt somit drei essenzielle anthropologische Informationen:

1) Altruismus erweist sich als erfolgreiche Strategie, besonders wenn die Reziprozität eingehalten wird – einmal für den Hilfeleistenden (Frosch, der die goldene Kugel wiederbeschafft, und auf das gegebene Versprechen dringt, Partner der Prinzessin zu werden) und für die Hilfeempfangende (Prinzessin erhält ihren goldenen Ball zurück und wird letztlich mit einem Prinzen als Partner belohnt).

¹³⁶⁹ Röhrich: Wage es, den Frosch zu küssen, 1987, S. 43

2) Sexualität und ihre daraus resultierenden hormonellen Reaktionen sind ein starkes Beziehungsinstrument – zumindest für Frauen und nur insoweit sie selber dafür bereit sind und nicht dazu gezwungen werden.¹³⁷⁰

3) Der erste Eindruck einer abstoßenden Physis bei Männern kann täuschen bzw. ist irrelevant, denn dahinter verbirgt sich möglicherweise ein durchaus erstrebenswerter Partner. Gerade dieser letzte Punkt erweist sich in der Praxis als immer wieder problematisch, da bekanntermaßen nicht hinter jedem Frosch ein Prinz und hinter jedem hässlichem Äußeren ein goldener Kern stecken.

5.6. Hänsel und Gretel (KHM 15)¹³⁷¹

„Hänsel und Gretel“ ist eines der beliebtesten und eines der „deutschesten“¹³⁷² Kindermärchen und stellte jahrzehntelang einen Fundus besonders für psychoanalytische Untersuchungen im Sinne eines Ablöse- und Selbstfindungsprozesses dar.¹³⁷³ In seiner Urfassung 1810 hieß es noch „Das Brüderchen und das Schwesterchen“.¹³⁷⁴ Das Motiv des Kinderaussetzens und deren Rückkehr beim ersten Versuch aufgrund der Wegmarkierung taucht bereits in Giambattista Basiles „Nennillo und Nennella“ (Pentamerone 5,8; 1634-1636), in Charles Perraults „Le Petit Poucet“ (1697) sowie in Baronin Marie-Catherine d’Aulnoys „Finette Cendron“ (1698) auf.¹³⁷⁵

Die Familie eines Holzhackers ist so arm, dass die Frau ihren Mann drängt, ihre beiden Kinder im Wald auszusetzen, um nicht selber zu verhungern. Hänsel und Gretel, die diese Entscheidung belauschen konnten, wappnen sich: Hänsel sammelt in der Nacht, bevor sie weggebracht werden sollen, noch Kieselsteinchen, die er als Wegmarkierung fallenlassen will. Alleine gelassen von den Eltern mit einem Stück Brot, warten sie im Wald auf deren vermeintliche Rückkehr, bis der Mond aufgegangen ist. Nun haben sie genügend Licht, die Steinchen zu erkennen und damit den Heimweg zu finden. „Und als der Mond aufgegangen war, faßte er [Hänsel – Verf.] die Gretel bei der Hand, da lagen die Kieselsteine wie neugeschlagene Batzen und schimmerten und zeigten ihnen den Weg. Da gingen sie die ganze Nacht durch, und wie es Morgen war, kamen sie wieder bei ihres Vaters Haus an.“ (Urfassung, S. 91) Der Vater

¹³⁷⁰ Brizendine: Das weibliche Gehirn, 2007, S. 129 ff.

¹³⁷¹ Verwendet wurde die Grimmsche Urfassung der Kinder- und Hausmärchen, S. 90-94 und die Ausgabe letzter Hand, Band 1, S. 100-108

¹³⁷² Diederichs: Who’s who im Märchen, 1995, S. 146 ff.

¹³⁷³ Bei einer von dem Institut für Demoskopie in Allensbach durchgeführte Befragung wurde „Hänsel und Gretel“ gemeinsam mit „Schneewittchen“ mit 43% zu den populärsten Märchen gezählt. „Aschenputtel“ lag bei 21% und der „Froschkönig“ bei 6%. Institut für Demoskopie Allensbach: Kinder brauchen Märchen, Allensbacher Archiv: IfDd-Umfrage 7042, Allensbacher Berichte Nr. 12, 2003; hierzu auch Andre: Märchenrezeption in der Grundschule, 2000, S. 128 ff.

¹³⁷⁴ Uther: Handbuch zu den Kinder- und Hausmärchen, 2008, S. 33

¹³⁷⁵ Ebd., S. 33

zeigt sich ehrlich erfreut über deren Rückkehr, aber die Mutter drängt ihn schon bald, als das Essen wieder knapp zu werden droht, einen zweiten Versuch zu starten, die Kinder auszusetzen. Auch dieses Mal hören die Kinder das elterliche Vorhaben versteckt mit an. Da Hänsel aufgrund der verschlossenen Haustüre nicht mehr rechtzeitig Steinchen sammeln kann, markiert er den Weg am kommenden Tag, als er und seine Schwester in den Wald geführt werden, mit kleinen Brotstückchen. Da Vögel diese jedoch aufpicken, irren die Kinder drei Tage im Wald umher, bis sie an ein Häuschen kommen, das ganz aus „Brod gebaut“ und mit „Kuchen gedeckt“ war (Urfassung, S. 92). Die dort lebende alte Frau bietet ihnen scheinbar freundlich reichlich Essen und ein Lager an. Als die beiden Kinder schlafen, sperrt sie Hänsel in einen Stall, die „Gretel aber schüttelte sie und rief: steh auf, du Faulenzerin, hol Wasser und geh in die Küche und koch gut zu essen [...]“ (Urfassung, S. 93) Ihr Bruder soll fett werden, um einen Feststagschmaus für die Hexe, die nun ihre Absichten nicht mehr verschleiert, abzugeben. Trotz des kräftigen Essens nimmt Hänsel aber scheinbar nicht zu, denn er streckt nicht den gewünschten Finger zur Gewichtskontrolle heraus, sondern einen kleinen Knochen. Nach vier Wochen verliert die Hexe die Geduld und weist Gretel an, Wasser herbei zu tragen und den Brotbackofen vorzuheizen. Bevor sie Hänsel schlachten will, versucht sie, Gretel zu überlisten und in den Backofen zu schieben, damit diese ebenfalls gebraten wird und gegessen werden kann. Gretel durchschaut die Absicht und kann, indem sie die Hexe darum bittet, ihr doch vorzuführen, was sie machen soll, diese selber in den Backofen stecken, macht „geschwind die Thüre zu, und steckte den eisernen Riegel vor. Da fing die Alte an in dem heißen Backofen zu schreien und zu jammern, Gretel aber lief fort, und sie mußte elendiglich verbrennen.“ (Urfassung, S. 94) Nachdem sie ihren Bruder befreit, und die beiden ihre Taschen mit Edelsteinen und Perlen gefüllt hatten, die die Hexe aufbewahrt hatte, fanden sie den Weg nach Hause. Der Vater war übergelukkig, seine Kinder wieder bei sich zu haben, und durch die wertvolle Gabe, die die Kinder mitgebracht haben, ein „reicher Mann“ (ebd.). Die Mutter war in der Abwesenheit der Kinder verstorben.

Aus evolutionspsychologischer Perspektive sind besonders zwei zentrale Aspekte interessant: der zugespitzte Eltern-Kind-Konflikt, dokumentiert im Aussetzen der Kinder, und der angebrohte Kannibalismus durch die Hexe.

5.6.1. Eltern-Kind-Konflikt

Grundsätzlich kann das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern als kooperativ beschrieben werden, sogar im gewissen Maße als rein altruistisch, also ohne direkt eine Gegenleistung für erbrachte Zuwendungen zu bieten oder zu erwarten – alles andere hätte bei der Gattung der

nach einer ausgeprägten K-Reproduktionsstrategie evolvierten Hominiden nicht zu einem solch durchschlagenden Erfolg geführt. Das Ausmaß der altruistischen Investition wird durch den Verwandtschaftsgrad zwischen den Beteiligten bestimmt. Mit 50 Prozent zwischen jedem Elternteil und dem Kind ist er ebenso groß wie zwischen leiblichen Geschwistern und wird nur von der genetischen Nähe zu einem eineiigen Zwilling übertroffen.¹³⁷⁶ Jeder ist sich selber genetisch erst einmal der Nächste. Allerdings wird diese Systematik von dem Prinzip der Gesamtfitness (Kin-Selection) durchbrochen, die errechnet wird durch die Summe des Reproduktionserfolgs eines Individuums, zu der die Auswirkungen addiert werden, durch die diese Einzelperson summarisch die Reproduktionserfolge ihrer Verwandten beeinflussen kann - und dies relativiert nach Verwandtschaftsgrad. Nach William Hamilton, der die entscheidende Erweiterung der Evolutionstheorie durch das Prinzip der Gesamtfitness ab den 1960er Jahren bereichert hat, wurde die dazu gehörende Formel bezeichnet: $c < r \times b$ (c < r x b) Sofern die Kosten für den altruistisch Handelnden geringer sind als der Nutzen für den Empfänger, multipliziert mit der Wahrscheinlichkeit des gemeinsamen Gen-Anteils, kann sich Altruismus entwickeln. Nach dieser Regel müsste beispielsweise das eigene Leben gegen mehr als zwei - realistisch und nicht mathematisch betrachtet also drei - Leben der leiblichen Kinder oder Geschwister auf dem Spiel stehen, um das eigene zu opfern. Des Weiteren werden ebenso die unterschiedlichen Reproduktionswerte der einzelnen Beteiligten berücksichtigt, die größtenteils durch das Alter, aber auch durch Geschlecht und Gesundheitszustand determiniert werden. Ein junger Erwachsener verfügt über ein höheres Reproduktionspotenzial als ein 70-jähriger; Säuglinge und Kleinkinder haben zwar das theoretisch höchste Potenzial, weil ihnen mit größter Wahrscheinlichkeit noch die meisten reproduktionsfähigen Jahre zur Verfügung stehen, können aber zwangsläufig ohne parentale Investition nicht überleben, d.h. hier macht es für Eltern wenig Sinn, das eigene Leben für das der Kinder hinzugeben, weil diese ohne sie sowieso eine geringe Überlebenschance hätten (zumindest in Gesellschaftsstrukturen, die nicht über ein allgemeines soziales Netz verfügen) und weil sich die Eltern noch mehrheitlich in einem Alter befinden müssten, in dem sie weitere Nachkommen zeugen können.¹³⁷⁷

¹³⁷⁶ Bisher ist man davon ausgegangen, dass monozygote Zwillinge das identische Erbgut tragen und Krankheiten beispielsweise, die nur bei einem zu Tage treten, ausschließlich auf Umwelteinflüsse zurückzuführen sind. Eine Studie an 19 eineiigen Zwillingen hat nun bemerkenswerterweise nachgewiesen, dass es doch Modifikationen gibt, sogenannte „Copy Number Variations“. Hierbei handelt es sich um eine unterschiedliche Anzahl von Kopien eines bestimmten Chromosomenabschnitts, die vermutlich beim Kopieren der sich teilenden Zellen entstehen – eine interessante Erkenntnis, besonders wenn dadurch Rückschlüsse auf Krankheiten gemacht werden können. Carl Bruder et al.: Phenotypically Concordant and Discordant Monozygotic Twins Display Different DNA Copy-Number-Variation Profiles, in: American Journal of Human Genetics Vol. 82, Nr. 3/März 2008, S. 763-771

¹³⁷⁷ Buss sieht ebenfalls den Widerspruch: Bei lebensbedrohlichen Situationen wird den Jüngsten am stärksten geholfen und den Ältesten am wenigsten/seltensten; bei alltäglichen Situationen wie Einkauf steigt hingegen die Hilfeleistung für ältere Menschen wieder an. „Das einzige Ergebnis, das damit nicht übereinstimmt, besteht darin, dass Einjährige häufiger gerettet wurden als Zehnjährige, obwohl der reproduktive Wert der älteren Kinder höher ist. Um dieses verwirrende Ergebnis zu klären, ist weitere Forschungsarbeit nötig.“ (Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 306)

In der Realität werden Handlungen nicht zwangsweise nach der Logik der Gesamtfitness entschieden. David Buss fasst die relevanten Aspekte schlüssig zusammen:

„Vielmehr kommt es darauf an, zu erkennen, dass Hamiltons Regel die Bedingungen definiert, unter denen sich die Gene entwickeln können, die bewirken, dass wir unseren Verwandten helfen. Die Regel definiert den Selektionsdruck, dem Altruismus-Genen – ja eigentlich alle Gene – ausgesetzt sind. Charakterzüge, die durch Mutation in einer Population auftreten und die die Hamilton-Regel verletzen, werden durch Selektion radikal ausgesiebt. Nur Gene, die für eine Einhaltung der Hamilton-Regel sorgen, können sich innerhalb der Population ausbreiten und durch Evolution zu einem Bestandteil des spezies-typischen Repertoires werden. Dies wird manchmal als Entwicklungseinschränkung bezeichnet, denn es können sich nur solche Gene entwickeln, die die Hamilton-Regel erfüllen.“¹³⁷⁸

Eltern-Kind-Konflikte entstehen dann, wenn Kinder mehr parentale Investition einfordern oder zum Überleben benötigen, als Eltern leisten können oder wollen. Das beginnt bereits während der fötalen Entwicklung in der Schwangerschaft, die nicht unbedingt und zu jedem Zeitpunkt als eine harmonische symbiotische Beziehung zwischen Mutter und Kind bezeichnet werden kann. Nach der Geburt wird ein Kind versuchen, möglichst umfangreich die Ressourcen der Mutter für sich in Anspruch zu nehmen, kollidiert aber mit diesem Anspruch möglicherweise mit bereits vorhandenen Geschwistern. Der Anteil der väterlichen Investition wird umso konstanter und größer sein, je sicherer er sich seiner Vaterschaft sein kann.

Zurück zu der Situation der Geschwister Hänsel und Gretel: Die Familie ist so arm, dass die Nahrung nicht mehr zum Überleben aller Beteiligten ausreicht. Die Mutter schlägt vor, die Kinder im Wald auszusetzen, was deren nahezu sicheren Tod bedeutet, und setzt dieses Vorhaben gegen die Einwände ihres Mannes durch. Die Kinder stellen in einer Krisensituation klare Konkurrenten um Ressourcen dar.¹³⁷⁹

„Nein Frau, sagte der Mann, das kann ich nicht über mein Herz bringen, meine eigenen lieben Kinder zu den wilden Thieren zu führen, die sie bald in dem Wald zerreißen würden.’ ,Wenn du das nicht thust’, sprach die Frau, so müssen wir alle miteinander Hungers sterben’; da ließ sie ihm keine Ruhe, bis er Ja sagte.“ (Urfassung, S. 90)

Diese Ausgangssituation korreliert trotz augenscheinlicher Widersinnigkeit mit Erkenntnissen der evolutionären Psychologie. Normalerweise wird jede Mutter dafür Sorge tragen, dass ihr Nachwuchs unbeschadet das reproduktionsfähige Alter erreicht. Da Frauen ungleich weniger Kinder in ihrem Leben zur Welt bringen können, als Männer zeugen, da Schwangerschaft und

¹³⁷⁸ Ebd., S. 295

¹³⁷⁹ Vgl. die drei ultimativen Gründe, die Peter Kappeler für Infantizid nennt im Kap. über elterliche Fürsorge und Familienselektion. Kappeler: Verhaltensbiologie, 2006

In späteren Ausgaben ersetzten die Brüder Grimm die leibliche Mutter durch eine Stiefmutter (siehe Ausgabe letzter Hand von 1857). Elke Feustel konstatiert, dass dies keine Ausnahme bei der Bearbeitung der Kinder- und Hausmärchen gewesen ist: „Die barbarischen Handlungen einiger Mutterfiguren gingen nicht mit ihrer [der Grimmschen - Verf.] Auffassung von einer guten, fürsorglichen Mutter konform. Daneben erschienen sie ihnen für die Seelen der Kinder ungeeignet, da kindsmordende Mütter nicht ihrer beabsichtigten Unschuld der Märchen entsprachen.“ (Feustel: Rätselprinzessinnen und schlafende Schönheiten, 2004, S. 243 f.)

Geburt erhebliche Risiken für die eigene Gesundheit bergen, ist der Wert eines Kindes für sie höher, und sie haben ein virulentes Interesse, diese zu schützen. Das konnte u.a. in Studien über die zeitliche Investition dokumentiert werden, die im Ergebnis zeigen, dass sich Frauen zehn- bis fünfzehnmal mehr um ihre Kinder kümmern als die Väter.¹³⁸⁰ Durch eine ausgeprägtere Steuerung ihres präfrontalen Kortex sind sie in der Lage, sich besser in andere hineinzu fühlen, gehen empathischer mit ihrem Gegenüber um, agieren protektiver.¹³⁸¹ Das Ansinnen der Mutter von Hänsel und Gretel muss also als Ausnahme eines durchschnittlich weltweit beobachteten Verhaltens von Müttern interpretiert werden. Verstärkt wird die Paradoxie durch den Umstand, dass die Kinder schon im Grundschulalter sein dürften und in sie bereits etliche Jahre investiert wurde.¹³⁸² Der Vater hingegen verfügt eher über diese ‚weiblichen Muster‘, setzt sich allerdings gegen seine Frau nicht durch, was evolutiv nur den Schluss zulässt, dass er trotz seiner unterstellten Körperkraft als Holzhacker einen geringen Partnerwert (geringen Status durch seinen Beruf und seine Erfolglosigkeit und/oder fehlendes attraktives Aussehen) besitzt, in der gesellschaftlichen Hierarchie weit unten rangiert und schwer eine andere Partnerin finden könnte. „Der Vater freute sich von Herzen, als er seine Kinder wieder sah, denn er hatte sie ungern allein gelassen, die Mutter stellte sich auch, als wenn sie sich freute, heimlich aber war sie böse.“ (Urfassung, S. 91)

Nach der Hamilton-Regel der Gesamtfitness sind die Überlegungen der Mutter, die Kinder auszusetzen, gerechtfertigt, da rein rechnerisch das Überleben der beiden Kinder noch nicht den Tod der Eltern aufwiegt, besonders wenn sich beide Elternteile noch im reproduktionsfähigen Alter befinden und auf weitere Kinder unter besseren Umständen hoffen dürfen.¹³⁸³ Aufgrund des jungen Alters der Geschwister würde zudem der Tod der Eltern in einer sozial nicht abgesicherten Gesellschaft ebenso den sicheren Tod für die Kinder bedeuten. In besonders schweren Zeiten, die durch Epidemien, Missernten oder kriegerische Auseinandersetzungen gekennzeichnet sind, wird einem Menschenleben ein anderer, geringerer Wert zugebilligt als unter ruhigen, wohlhabenden Umständen. Wenn der Tod zum permanenten Begleiter des täglichen Lebens wird, Kinder häufig früh sterben und diese Situation mit einer erhöhten Kinderzahl kompensiert wird, dann verliert die Existenz eines Individuums die herausragende Be-

¹³⁸⁰ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 281

¹³⁸¹ Vgl. u.a. Baron-Cohen: Vom ersten Tag an anders, 2004; Brizendine: Das weibliche Gehirn, 2007

¹³⁸² Ausführlich zu diesem Themenkomplex in den Kapiteln über elterliche Fürsorge und Familienselektion sowie über Gewalt und Aggression.

¹³⁸³ Der Jurist Uwe Diederichsen stellte interessante Überlegungen zu den juristischen Strukturen in den KHM an, so auch über den „Tatbestand“ des Kinderaussetzens durch die Eltern. Bei einer diachronen, d.h. historisch-vergleichenden Betrachtungsweise der Strukturen sind die Eltern zwar laut BGB (§ 1603) gehalten, selbst den letzten Rest noch mit ihren Kindern zu teilen, die heutige Rechtsprechung gibt aber der Mutter wiederum Recht, die den Eltern einen „Selbstbehalt“ zubilligt, der Vorrang vor der Bedürfnisbefriedigung der Kinder hat. Richtigerweise ergänzt Diederichsen, dass bei leistungsunfähigen Eltern heute dann die Sozialhilfe diesen Part ersetzt oder ergänzt. Uwe Diederichsen: Juristische Strukturen in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Kassel: University Press 2008, S. 21

deutung, die ihm beispielsweise heute in den Industrienationen zugebilligt wird.¹³⁸⁴ Über die katastrophale wirtschaftliche Situation, in der sich die Familie von Hänsel und Gretel befinden, wird der Leser von Anbeginn an nicht im Unklaren gelassen: „Vor einem großen Walde wohnte ein armer Holzhacker, der hatte nichts zu beißen und zu brechen, und kaum das tägliche Brod für seine Frau und seine zwei Kinder, Hänsel und Gretel. Einmal konnte er auch das nicht mehr schaffen, und wußte sich nicht zu helfen in seiner Noth.“ (Urfassung, S. 90) Eckart Voland beurteilt solche widrigsten Umstände, gerade im Kontext dieses Märchens, unter evolutionsbiologischen Gesichtspunkten folgendermaßen:

„Es mag sich in der Lebensbilanz durchaus lohnen, eine bereits begonnene Fortpflanzung zu beenden, wenn biografische Turbulenzen, ökonomische Fluktuationen, soziale Instabilitäten oder andere Fährnisse des Lebens ungünstige Bedingungen schaffen. Die gesparte Investition kann vielleicht zu einem späteren Zeitpunkt gewinnbringender eingesetzt werden.“¹³⁸⁵

Zu dem Tod der Kinder kommt es aber nicht, weil die Geschwister nach ihren Erlebnissen im Hexenhaus reich ins Elternhaus zurückkehren, und die Mutter inzwischen gestorben ist.¹³⁸⁶ Ihre Todesursache wird nicht genannt. Vorstellbar wäre, dass sie ihr Verhalten im Nachhinein bereut und der vermeintliche Tod der Kinder sie so mitgenommen hat, dass sie am „gebrochenen Herzen“ gestorben ist. In den letzten Jahren haben Kardiologen in den USA die besonderen Zeichen solcher bisher eher als rätselhaft bezeichneten Fälle entschlüsselt. Im Blut der meist weiblichen Patienten konnten hohe Mengen eines Stresshormons festgestellt werden, das anscheinend zu einer erheblichen Dysfunktionalität, ja sogar bis zum Stillstand des Herzens führt: stressbedingte Kardiomyopathie oder Broken-Heart-Syndrom.¹³⁸⁷ Das nicht ganz schlüssige Konstrukt der „bösen Mutter“ wird im Laufe der Bearbeitungsstadien des Märchens aufgelöst und durch eine „Stiefmutter“ (Ausgabe letzter Hand, S. 100) ersetzt. Wie schon detailliert bei Aschenputtels familiärer Konstellation dargelegt, wirkt nun ihr Verhalten aus evolutionspsychologischer Sicht plausibler, da es nicht mehr darum geht, sich um ihren eigenen leiblichen Nachwuchs zu sorgen.

Als die Eltern das erste Mal die Kinder in dem Wald aussetzen, misslingt das Unterfangen, da Hänsel aufgrund seiner bereits am Abend getroffenen Vorsorge wieder den Heimweg findet.

¹³⁸⁴ Voland: Die Natur des Menschen, 2007, S. 80 f.

¹³⁸⁵ Ebd., S. 86. Zu dem Themenkomplex des „differentiellen Elterninvestments“ ebenso Voland: Die biologische Evolution reproduktiver Strategien, 2010, S. 122

¹³⁸⁶ In der Textfassung von Ludwig Bechstein wird das Verhalten der Mutter nicht ganz so „unmütterlich“ dargestellt. Die Eltern grämen sich im Nachhinein, dass sie ihre Kinder ausgesetzt haben, und sind sehr glücklich, dass beide gesund und (!) reich zurückkehren. Die Mutter überlebt in dieser Version.

¹³⁸⁷ Ilan Wittstein et al.: Neurohumoral Features of Myocardial Stunning Due to Sudden Emotional Stress, in: New England Journal of Medicine, Nr. 352/2005, S. 539-548 sowie Günther Stockinger: Kalter Griff ans Herz, in: Spiegel Nr. 16, 18.04.2005, S. 192. Die niederländische Wissenschaftlerin Margaret Stroebe sowie zwei Kollegen haben das erhöhte Sterberisiko von Menschen untersucht, die ihren Partner verloren haben. Bei Witwern stieg es um 21%, bei Witwen um 17% in den ersten Monaten nach dem Tod. Ausgelöst wird es durch das psychologische Leid, das „gebrochene Herz“, als medizinische Ursachen stehen Alkoholkonsum, kardiovaskuläre Erkrankungen, Krebs oder Suizid dahinter. Margaret Stroebe/Henk Schut/Wolfgang Stroebe: Health outcomes of bereavement, in: The Lancet Vol. 370, Nr. 9603, 08.12.2007, S. 1960-1973

Bemerkenswert erscheint insgesamt, dass die Kinder überhaupt diesen Versuch unternehmen, da sie doch wissen, dass sie zu Hause nicht mehr willkommen sind. Alternativen bleiben ihnen allerdings keine, da sie nicht in einem Dorf oder Stadt, sondern anscheinend abgeschieden „vor einem großen Wald“ (Urfassung, S. 90) leben. Hier liegt vermutlich auch der Grund, warum die Eltern – man möchte sagen – dreist und ungeniert, ihre Kinder loswerden können, ohne dafür von irgendeiner Seite für ihre Handlung zur Rechenschaft gezogen zu werden. Lebten sie in einer Gemeinschaft, würde das Fehlen der Kinder auffallen. Der zweite Versuch, die Kinder loszuwerden, verläuft für die Eltern wesentlich erfolgreicher, da die Markierung in Form der Brotstücken von den Vögeln gefressen wurde. Damit sind die Kinder zur Gänze von der parentalen Fürsorge und dem familiären Schutz abgeschnitten.

„Hänsel meinte doch den Weg nach Haus zu finden und zog die Gretel mit sich, aber sie verirrten sich bald in der großen Wildniß und gingen die Nacht und den ganzen Tag, da schliefen sie vor Müdigkeit ein; und gingen noch einen Tag, aber sie kamen nicht aus dem Wald heraus, und waren so hungrig, denn sie hatten nichts zu essen, als ein paar kleine Beerlein, die auf der Erde standen.“ (Urfassung, S. 92)

Einen Einschub verdient die Betrachtung des Waldes als Raum für gefährvolle Ereignisse und für fehlende Orientierung. Die Vorlieben und Abneigungen der Menschen für bestimmte Landschaftsformen hängen stark mit ihrem tausende Jahre geführten Nomadenleben in der offenen Savanne zusammen. (Vgl. Kap. über natürliche Selektion) Gut einsehbare, ressourcenreiche Gebiete, die Fluchtwege bieten und vereinzelt Bäume zum Schutz vor intensiver Sonneneinstrahlung oder Feinden aufweisen, werden präferiert. Wenn man diesen Gedanken fortführt, dann wird offensichtlich, warum in vielen Texten der KJL dichte Wälder, Keller, halb verfallene Schlösser oder Ruinen und sonstige düstere Habitate ohne Aussicht, ohne persönliche Verstecke, die Schutz- und gleichzeitig Fluchtmöglichkeiten zulassen, instinktiv als bedrohlich wahrgenommen werden und somit eine perfekte Kulisse abgeben, Leser in die richtige Stimmung für nahendes Unheil zu bringen. Auch die Kriminal-, Thriller- und Mysteryliteratur für Erwachsene bedient sich dieser Topoi. Dämmriges oder fehlendes Licht verstärkt diese Wahrnehmung.

Wie alle Tiere unterliegen die Menschen einem Schlaf-Wach-(Ruhe-/Aktivitäts-) Rhythmus, der sich in ihrer Evolution dergestalt herausgebildet hat, dass nachts geschlafen wird und daher die Augen im Dunklen keiner guten Sehfähigkeit bedürfen.¹³⁸⁸ Feinde wurden am Geruch

¹³⁸⁸ Rainer Schandry führt weiter aus, warum es zu einer circadianen Rhythmik gekommen sein könnte: In der frühen Phase der Erdgeschichte war die vor UV-Strahlung schützende Ozonschicht vermutlich noch gering ausgeprägt, so dass sich für Lebewesen ein regelmäßiger Entzug aus der Sonne als adaptiver Vorteil erwies. Helligkeit und Dunkelheit sind noch heute wesentliche Taktgeber des Schlaf-Wach-Rhythmus – auch beim Menschen. Entzieht man ihm diese äußeren Stimuli, so bildet sich nach der ‚inneren Uhr‘ eine um eine Stunde verlängerte, d.h. 25-Stunden-Periodizität heraus. (Schandry: Biologische Psychologie, 2003, S. 382 ff.) Interessant in diesem Zusammenhang ist auch die muskuläre Inaktivierung während des Schlafens, insbesondere während den REM-Phasen. Der Muskeltonus wird vom Körper unterdrückt bzw. auf ein Minimum reduziert, damit dieser ungestört schlafen kann. Vermutlich stammt dies aus der Zeit, als die hominiden Vorfahren wie heute noch einige Affenarten aus Sicherheit vor potenziellen Feinden in einer Art Nestern hoch oben in den Bäumen schliefen (zumin-

und an den Geräuschen wahrgenommen, daher sind die Nase und die Ohren die beiden während des Schlafs aufnahmefähigen Sinnesorgane, die im Ernstfall, über eine Rückmeldung an das Gehirn, alle anderen Systeme aktivieren.¹³⁸⁹ Bei nicht ausreichenden Lichtquellen unterwegs zu sein, empfinden Menschen als unsicher und bedrohlich, weil Gefahrenquellen viel zu spät erkannt werden können. Verbrechen kündigen sich also in der Literatur selten auf einer blühenden Blumenwiese bei strahlendem Sonnenschein, sondern bei schlechten Sichtverhältnissen auf unübersichtlichem oder unbekanntem Terrain an.

Obwohl Kinder gerade in dem Alter, in dem sich vermutlich Hänsel und Gretel befinden, über eine ausgeprägte Erinnerungsleistung verfügen, die die der Erwachsenen um ein Vielfaches übersteigt, ist es durchaus plausibel, dass sie den Heimweg aus dem Wald nicht mehr finden. Einmal kann diese hoch stressinduzierte Situation das Gedächtnis erheblich trüben, und zweitens erschweren diffuse Lichtverhältnisse in einem schlecht überschaubaren und unbekanntem Gebiet eine zuverlässige Orientierung. Widersinnig wirkt dagegen das Ende der Geschichte, als die Hexe zu Tode gekommen ist, und sie mit den Edelsteinen das Hexenhaus verlassen. Denn jetzt finden sie ohne Probleme zum Elternhaus zurück. Das ist wohl auch den Brüdern Grimm aufgefallen, denn in der Ausgabe von letzter Hand kehren sie mit einer Ente über einen Teich zurück. In der Fassung von Ludwig Bechstein ist ihnen der Vogel behilflich, der die Brotkrumen aufgepickt hatte – eine in sich schlüssigere Variante.

5.6.2. Kannibalismus

Angedrohte oder realisierte Anthropophagie spielt in Märchen nicht selten eine Rolle.¹³⁹⁰ Dieter Röth verdeutlicht dies mit seiner Zusammenstellung „Kleines Typenverzeichnis der europäischen Zauber- und Novellenmärchen“. Aber auch in der Realität zählten/zählen kannibalische Handlungen zum „Bestandteil vieler menschlicher Kulturen“¹³⁹¹. Die bekannten Fälle von Kannibalismus können drei zentralen Motiven zugeordnet werden:

dest die Weibchen und ihre Jungen). Hätten sie sich während des Schlafs stark bewegt, wären sie aus dem geschützten Nest in die Tiefe gestürzt. Von der Schlafparalyse ausgenommen sind die Atmung und die Augenbewegung. Funktioniert dieses körpereigene Schutzsystem nicht einwandfrei, kommt es zum Schlafwandeln. Bei Vollnarkosen wird eben dieses Prinzip der allerdings vollständigen Erschlaffung der Muskulatur künstlich herbeigeführt.

In der Pubertät verändert sich auch die Chemie des Schlafes. Die Ausschüttung des für das Einschlafen wichtigen Hormons Melatonin verschiebt sich nach hinten (bis zu 2 Std.), d.h. die Jugendlichen werden später müde und kommen morgens nicht aus dem Bett. Im (Schul-)Alltag führt dies in der Regel zur permanenten Übermüdung, weil sie darüber hinaus in dieser Phase ähnlich viel Schlaf wie ein Kleinkind benötigen, nämlich neun bis zehn Stunden. Und Menschen, die ein dauerhaftes Schlafdefizit haben, sind empfindlicher, neigen eher zu Wutausbrüchen und können sich nur wenig bis gar nicht konzentrieren. Die Schlafforscherin Mary Carskadon vermutet, dass der evolutionäre Vorteil dieser Phasenverschiebung der Gruppe nützte: „Vielleicht war es irgendwann in unserer Vergangenheit wichtig, dass junge Leute mit ihrem guten Sehvermögen und ihrer Körperkraft noch zu später Stunde wach und aufmerksam waren, so dass sie den Stamm schützen konnten.“ (Strauch: Warum sie so seltsam sind, 2003, S. 231)

¹³⁸⁹ Nesse/Williams: Warum wir krank werden, 1997, S. 262 f.

¹³⁹⁰ Anthropophagie wird hier synonym mit Kannibalismus verwendet und damit dem Vorschlag gefolgt von Christian Moser: Kannibalische Katharsis, Bielefeld: Aisthesis 2005, Fußnote 4, S. 8

¹³⁹¹ Nahlah Saimeh: Zwischen Verschmelzung und Vernichtung, in: Gehirn & Geist Nr. 11/2006, S. 34

- dem Hungerkannibalismus
- dem rituellen Kannibalismus und
- dem Akt einer schweren Persönlichkeitsstörung.

Nahrung hatte und hat primär das Ziel, den Körper, die Maschinerie der „egoistischen“ Gene, in Gang zu halten und so indirekt für geeignete Voraussetzungen zu sorgen, dass Reproduktion überhaupt gelingen kann. Ist der Körper über-, unter- oder fehlernährt, führt dies zu Störungen der Fertilität, in schlimmeren Fällen zu chronischen Erkrankungen oder zum Tod. Schätzungen zufolge waren Jäger und Sammler täglich rund sechs bis acht Stunden zur Nahrungsbeschaffung unterwegs. Gesammelte Früchte, Wurzeln und Knollen machten den Großteil der Ernährung aus, da Jagdglück zu zufällig war, um davon das Wohl einer Sippe alleine abhängig zu machen. Wenn jedoch eine tierische Proteinquelle erbeutet werden konnte, war sie als lebenswichtiger Bestandteil der Ernährung sehr willkommen, weil sie verhältnismäßig leicht verdaulich und – für eine ausreichende Versorgung des Gehirns bedeutsam - hoch energetisch ist. (Vgl. Kap. über natürliche Selektion)

Obwohl Kannibalismus kulturhistorisch nachgewiesen werden kann – seit Ende der 1990er Jahre legen archäologische Funde den Schluss nahe, dass dies bei hominiden Vorfahren und Schwesternarten der Fall war¹³⁹² –, etablierte er sich nicht als Methode, um an proteinreiche Nahrung zu kommen. Kannibalismus findet unter Säugetieren selten statt.¹³⁹³ Bei Schimpansen konnte dieses Verhalten hin und wieder beobachtet werden. Tiere unterliegen zwar durchaus dem Risiko, von derselben Spezies im Kampf oder als Jungtier eines Nebenbuhlers getötet zu werden, werden allerdings selbst von Karnivoren nur in größter Hungersnot verspeist. Bis zu den Veröffentlichungen von George Williams in den späten 1960er Jahren vermutete man, dass das Prinzip der Arterhaltung dafür verantwortlich sei, heute geht man davon aus, dass ein derartiges Verhalten der ESS zuwiderläuft. Ein Löwe sieht deshalb in einem anderen Löwen keine potenzielle Nahrungsquelle, weil er ein Artgenosse ist, sondern weil Kannibalismus evolutionär instabil ist: Der Löwe würde sich einer überproportional großen Gefahr und einem überproportional hohen Energieaufwand unterziehen, wenn er seine eigene und nicht andere Arten üblicherweise angreifen und verspeisen würde. Das System zwischen Löwen und Antilopen ist hingegen stabil, weil die Evolution dafür sorgte, dass es nicht zu einem Ungleichgewicht auf der einen Seite kam. Antilopen wurden mit der Zeit schneller und wendiger und Löwen perfektionierten ihr Jagdverhalten.

¹³⁹² So soll es beispielsweise bei einer Homo-Gattung, die vor rund 500.000 Jahren im asiatischen Raum gelebt hat, Anzeichen von Kannibalismus (Klix/Lanius: Wege und Irrwege der Menschenartigen, 1999, S. 53 und S. 57) gegeben haben sowie bei den Neandertalern in Europa – wobei dies unter Wissenschaftlern nicht unumstritten ist. (Günterth: Die Neandertaler, 2005, S. 188)

¹³⁹³ Walter Burkert: Aggression und Behagen. Die heiligen Schauer des Essens, in: Keck, Annette/Inka Kording/Anja Prochaska (Hrsg.): Verschlungene Grenzen. Anthropophagie in Literatur und Kulturwissenschaften, Tübingen: Gunter Narr 1999, S. 243-256

Ergänzend sollte noch eine weitere Überlegung angeführt werden, die allerdings medizinisch nicht abgeprüft ist und aufgrund der Thematik wohl auch nie sein wird: Das Risiko, sich mit Krankheiten zu infizieren, müsste beim Verzehr von Angehörigen der eigenen Spezies höher sein als bei dem anderer Arten, da Anfälligkeiten gleich gelagert sind.¹³⁹⁴ Aus der Historie ist insbesondere die Krankheit Kuru der Foré aus Neuguinea bekannt.¹³⁹⁵ Mit dem Verzehr bestimmter Organe steigen ohnehin gesundheitliche Risikofaktoren, wie beispielsweise aus den Erkenntnissen um transmissible spongiforme Enzephalopathien (z.B. Creutzfeldt-Jakob) hinreichend diskutiert wurde und wird.

Widersprüchlich bleiben die Aussagen über die Gründe für den selten vorkommenden Kannibalismus unter den Menschen: Tendenziell überwiegt die Ansicht, dass es sich um rituell motivierte Handlungen handelt, die mit Ernährung wenig gemein hatten.¹³⁹⁶ Dieser Aspekt zeigt sich heute beispielsweise noch in der Eucharistie, die den symbolischen Akt des Essens und Trinkens von Christi Leib und Blut als „geistige Mahlzeit“¹³⁹⁷ in den Mittelpunkt stellt.¹³⁹⁸ Wie bei anderen rituell motivierten symbolischen oder real praktizierten kannibalischen Handlungen geht es um das Prinzip der Einverleibung und verwischt bzw. markiert die „Subjektivität als Grenzfall“¹³⁹⁹ Aus Zeiten größter Hungersnöte ist Anthropophagie ebenfalls bekannt, beispielsweise während des Dreißigjährigen Krieges (1618-1648), während der Belagerung von Leningrad (St. Petersburg) im II. Weltkrieg oder durch die Überlebenden des

¹³⁹⁴ Wuketis sieht darin ebenfalls einen der möglichen Gründe, warum Kannibalismus bei den meisten Arten unterdrückt wird. Allerdings beschreibt er auch Ausnahmen: „Bei räuberischen Wirbellosen, Fischen und Amphibien mit schwach entwickeltem elterlichen Schutzverhalten und mangelnder Differenzierung bei der Nahrungssuche kommt es allerdings vor, daß Eltern ihre eigene Brut auffressen. Andererseits kennt man den Kannibalismus bei knappen Ressourcen und vielen Nachkommen (Hausmaus) und als Mittel zur Verbesserung der Energiebilanz. Beispielsweise versuchen die Weibchen des Kalifornischen Ziesel durch das Fressen von (fremden) Jungtieren ihrer Art ihre Milchleistung und ihren eigenen Fortpflanzungserfolg zu steigern.“ (Wuketis: Was ist Soziobiologie, 2002, S. 50 f.) Auch von einigen Spinnenarten ist dieses Phänomen bekannt: Weibchen verspeisen nach der Kopulation die kleineren und schwächeren Männchen. Der evolutionäre ‚Vorteil‘ besteht darin, dass durch diese Nahrung mehr der soeben befruchteten Eier eine Überlebenschance haben und der Reproduktionserfolg für Weibchen wie für Männchen steigt – auch wenn es für letzteren den Tod bedeutet. Welt am Sonntag (Hrsg.): Zum Fressen gern, in: Welt am Sonntag Nr. 23, 05.06.2005, S. 74

¹³⁹⁵ Kuru trat bevorzugt bei kleinen Kindern und Frauen unter 40 Jahren auf. Als Erreger gelten Prionen, die – so wird vermutet – aus einer Genmutation oder Infektion von körpereigenen Eiweißen gebildet werden. Der Krankheitsverlauf ist heftig und führt immer zum Tod. Die Ansteckung verläuft nicht zwangsläufig über Kannibalismus, sondern kann auch über infizierte Personen übertragen werden. Onmeda (Red.): www.m-ww.de/krankheiten/prionenkrankheiten/kuru.html, 07.06.2006; Reitz: Gene, Gicht und Gallensteine, 2001, S. 214 ff.; Rolf Latussek.: Prionen-Hypothese gilt als bewiesen, in: Welt am Sonntag, 24.04.2005, S. 69

In dem Zeitraum zwischen dem Kannibalismus-Verbot 1957 und dem Jahr 2004 traten bei den Foré noch 2.700 Kuru-Fälle auf, was einer Inkubationszeit bis zu rund 50 Jahren entspricht – keine ermutigende Nachricht, wenn man Prognosen stellt für die ebenfalls durch Prionen ausgelöste neue Variante der Creutzfeldt-Jakob-Krankheit. So könnte die Zahl der tatsächlich Infizierten wesentlich höher liegen, als heute bekannt. John Collinge et al.: Kuru in the 21st century – an acquired human prion disease with very long incubation periods, in: The Lancet Nr. 367, 24.06.2006, S. 2068-2074

¹³⁹⁶ Diese Ansicht vertritt zum Beispiel der Archäologe Dirk Husemann: Wie der Mensch den Krieg erfand, in: Spiegel online, www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,415318,00.html, 28.05.2006 oder der Kunst- und Kulturgeschichtswissenschaftler Norbert Borrmann: Vampirismus oder die Sehnsucht nach Unsterblichkeit, Kreuzlingen/München: Hugendubel (Diederichs) 1999, S. 29 ff.

¹³⁹⁷ Walter Pape: „Das ist eine harte Rede/Wer kann sie hören?“ Metaphorik und Realität in der Anthropophagie: Eucharistie, Medizin, Liebe, in: Fulda, Daniel/Walter Pape (Hrsg.): Das andere Essen. Kannibalismus als Motiv und Metapher in der Literatur, Freiburg/Breisgau: Rombach 2001, S. 303-339

¹³⁹⁸ Vgl. auch Burkert: Aggression und Behagen, 1999, S. 255 sowie Kap. „Beauty & Beast: über das ‚Tier‘ im Menschen“

¹³⁹⁹ Pape: Das ist eine harte Rede, 2001, S. 322

Flugzeugabsturzes 1972 in den Anden.¹⁴⁰⁰ Sexuell motivierte Anthropophagie gilt als schwere psychische Störung. Interpretationsansätze, die verstärkt durch in Deutschland aufgrund eines Falls jüngster Geschichte in der Öffentlichkeit diskutiert werden, reichen von Nekrophilie über eine männliche Auslebung von Vergewaltigungs- und Dominanzphantasien als extreme Ausprägung einer Sadomaso-Spielart bis hin zu materialisierten weiblichen Bestrebungen einer völligen Inbesitznahme eines anderen Menschen.¹⁴⁰¹

Kannibalismus ist in der menschlichen Gesellschaft neben Inzest mit dem härtesten Tabu belegt. Dennoch kam und kommt er weltweit so selten vor, dass sich die Legislative der meisten Länder nicht aufgerufen sieht, ihn als Straftatbestand zu ahnden. Der Logik der Evolutionsbiologie folgend kann sich die Präferenz für Kannibalismus nicht durchgesetzt haben, weil dies zu einer evolutionär instabilen Situation geführt hätte, und weil sich die dadurch Erkrankten wie bei Kuru letztlich selbst auslöschten und so nicht die Möglichkeit hatten, ihre Gene weiterzugeben.

„Kuru [...] war drauf und dran, den 20 000 Angehörige zählenden Stamm der Foré im Hochland von Neuguinea auszulöschen, als das Gebiet 1959 unter australische Verwaltung gestellt und daraufhin dem Kannibalismus (und damit auch der Übertragung von Kuru) ein Ende gesetzt wurde.“¹⁴⁰²

Zurück zu Hänsel und Gretel: Die Hexe scheint entgegen evolutionsbiologischer Logik Kannibalismus als Nahrungs- und Lustquelle systematisiert zu haben.¹⁴⁰³ „Die Alte aber war eine böse Hexe, die lauerte den Kindern auf, und hatte um sie zu locken ihr Brodhäuslein gebaut, und wenn eins in ihre Gewalt kam, da machte sie es todt, kochte es und aß es, und es war ihr ein Festtag.“ (Urfassung, S. 93) Im Gegensatz zu den zumindest bekannten realen Fällen befindet sich die Hexe damit in einer umfangreichen literarischen Gesellschaft. Christian Moser stellt komprimiert die verschiedenen geistigen Strömungen zum Kannibalismuskurs der rund letzten 200 Jahre dar, Roswitha Burwick hat sich speziell unter einem psychoanalytischen Blickwinkel mit den „anthropophagischen Familien- und Geschlechterverhältnissen im Märchen der Romantik“ auseinandergesetzt, Dorothea Baudy sieht darin einen Topos, Men-

¹⁴⁰⁰ Saimeh: Zwischen Verschmelzung und Vernichtung, 2006, S. 33

Der amerikanische Wissenschaftler Jared Diamond, der jahrelang in Neuguinea geforscht hat, hält die fehlenden Eiweißquellen der Foré für den zentralen Grund, warum sich dort Kannibalismus etablierte. Ursprünglich gab es im Hochland von Neuguinea keine größeren Säugetiere, die sich zur Domestizierung geeignet hätten. Die Grundnahrungsmittel Taro und Süßkartoffeln decken den Eiweißbedarf ebenfalls nicht ab. Diamond: Arm und Reich, 1999, S. 174

¹⁴⁰¹ Es handelt sich um Armin Meiwes, der vor laufender Kamera Bernd Jürgen Brandes auf sein Verlangen hin getötet und anschließend teilweise verspeist hat. Da Kannibalismus als Straftatbestand im deutschen Strafgesetzbuch nicht deziert aufgeführt ist, wurde Meiwes zuerst wegen Totschlags verurteilt. Nachdem der BGH das Urteil aufgehoben hatte, wurde er in einem erneuten Prozess zu lebenslanger Haft wegen Mordes und Störung der Totenruhe (hier findet sich der Akt des Kannibalismus wieder) verurteilt. Als Mordmerkmal nahm das Gericht die Befriedigung des Geschlechtstriebes an. Siehe u.a. Gisela Friedrichsen: Wird er es wieder tun?, in: Spiegel Nr. 18, 29.04.2006, S. 42-44; Saimeh: Zwischen Verschmelzung und Vernichtung, 2006, S. 33 ff.

¹⁴⁰² Diamond: Arm und Reich, 1999, S. 248

¹⁴⁰³ „Hänsel und Gretel“ stellt unter den Märchen keine Ausnahme bezüglich der Kannibalismus-Thematik dar. Als weitere unter den Grimmschen Märchen sind zu nennen z.B. „Der Räuberbräutigam“ (KHM 40), „Vom Fundevogel“ (KHM 51), „König Drosselbart“ (KHM 52), „Der Okerlo“ (KHM 70), „Das Mordschloss“ (KHM 73)

schen, die aufgrund ihres Andersseins am Rande der Gesellschaft leben, zu desavouieren und auszugrenzen.¹⁴⁰⁴

Im mittelalterlich-klerikalen Verständnis gehört die in „Hänsel und Gretel“ gezeichnete Hexe zu der übelsten Kategorie. Nach dem Inquisitionsleitfaden „Malleus Maleficarum“ von Jakob Sprenger und Heinrich Institoris sei diese in der Lage, auch andere Schädigungen wie Naturkatastrophen, Unfruchtbarkeit bei Mensch und Tier etc. zu verursachen.¹⁴⁰⁵ Das Töten, Kochen und Verspeisen von Kindern diene nach der damals vorherrschenden Meinung dazu, der Hexe eigene Kräfte zu stärken, bzw. die der ihr innewohnenden Dämonen. So soll eine vermeintliche Hexe vor einem Gericht auf die Frage geantwortet haben, wie sie und ihre „Kollaboratorinnen“ die Kinder verspeisen:

„Die Weise ist die folgende: Besonders stellten wir den noch nicht getauften Kindern nach, aber auch den getauften, besonders wenn sie nicht mit dem Zeichen des Kreuzes oder durch Gebete geschützt werden. Diese töten wir, wenn sie in der Wiege oder an der Seite der Eltern liegen, durch unsere Zeremonien; und während man glaubt, daß sie erdrückt oder sonst aus einem Grund gestorben sind, stehlen wir sie heimlich aus der Gruft und kochen sie in einem Kessel, bis nach Ausscheidung der Knochen das ganz Fleisch fast trinkbar flüssig wird. Aus der festen Masse machen wir Salben, um unsere Künste, Wünsche und Fahrten bequem ausführen zu können, die flüssige Masse aber füllen wir in eine bauchige Flasche; wer hiervon unter Hinzufügung etlicher Zeremonien trinkt, wird sofort Mitwisser und Meister unserer Sekte.“¹⁴⁰⁶

Bei Hänsel und Gretel handelt es sich zwar aufgrund ihres Alters vermutlich nicht um ungetaufte Kinder, aber um solche, die nicht mehr unter dem ‚Schutz der Gebete‘ ihrer Angehörigen stehen. Darüber hinaus differiert das Vorgehen in einem wesentlichen Punkt: Die Hexe wird nicht von sich aus aktiv, um die Kinder zu entführen, sondern wartet wie eine Spinne in ihrem Netz auf mögliche Beute.

Nach evolutionspsychologischen Ansätzen lässt kannibalisches Verhalten zwei Interpretationen zu:

1) Eine ‚Hexe‘ ähnelt zwar äußerlich einem Menschen, gehört aber dennoch nicht derselben Spezies an. Durch ihr Aussehen täuscht sie die potenziellen Opfer - ein im Tierreich nicht selten praktiziertes Muster. Sie wäre damit eher mit dem Typus des Vampirs vergleichbar. (Ausführlich dazu im Kapitel „Vampire als Parasiten der Gesellschaft“)

¹⁴⁰⁴ Moser: Kannibalische Katharsis, 2005; Roswitha Burwick: „Wenn er fett ist, so will ich ihn essen“. Anthropophagische Familien- und Geschlechterverhältnisse im Märchen der Romantik, in: Fulda, Daniel/Walter Pape (Hrsg.): Das andere Essen. Kannibalismus als Motiv und Metapher in der Literatur, Freiburg/Breisgau: Rombach 2001, S. 241-257; Dorothea Baudy: „Kinderfresser“. Ein europäischer Topos zur Verunglimpfung des ‚anderen‘, in: Keck, Annette/Inka Kording/Anja Prochaska (Hrsg.): Verschlungene Grenzen. Anthropophagie in Literatur und Kulturwissenschaften, Tübingen: Gunter Narr 1999, S. 257-271

¹⁴⁰⁵ Jakob Sprenger/Heinrich Institoris: Der Hexenhammer, ins Deutsche übertragen und eingeleitet von J.W.R. Schmidt, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1980 (Original: Malleus Maleficarum, Speyer 1486 – nach heutigem Forschungsstand), II/S. 27

¹⁴⁰⁶ Ebd., II/S. 31 f.; siehe auch I/S. 158

2) Die Hexe gehört der Spezies der Hominiden an und steht für den Inbegriff des Missbrauchs als warnendes Beispiel gerade für noch vertrauensselige Kinder. Genussreiches Essen und Sexualität aktivieren im Gehirn denselben hormonell gesteuerten Belohnungsschaltkreis. Für die Hexe stellt der Verzehr von Kindern eben nicht nur die nötige Proteinzufuhr dar, sondern einen „Festtag“ (Urfassung, S. 93), den es entsprechend vorzubereiten und lustvoll zu zelebrieren gilt. Dass es sich bei der Darstellung um eine weibliche Person handelt, liegt vermutlich eher an einer tradierten frauenfeindlichen Zuschreibung der christlich-abendländischen Kultur als an reellen Erkenntnissen: Sexueller Missbrauch wird zu 96 Prozent von Männern begangen und die meisten bekannten Kannibalen waren Männer.¹⁴⁰⁷ Ganz in der Tradition der Hexenprozesse der Inquisitionszeit findet dann auch die Hexe in „Hänsel und Gretel“ ihr Ende durch Verbrennen.

Ein weiterer Aspekt der Ernährung wird in diesem Märchen thematisiert: die unbedingte Vorliebe des Menschen für hoch hochkalorische Nahrung in Form von fetten und glucosehaltigen Lebensmitteln.¹⁴⁰⁸ Die Kinder kommen nach ihrem Irrweg durch den Wald am dritten Tag völlig ausgehungert an dem Hexenhaus an, das aus Brot, Kuchen und Zucker besteht. Sie naschen davon, werden von der Hexe entdeckt und scheinbar liebenswürdig zu einer köstlichen Mahlzeit bestehend aus Pfannkuchen mit Zucker, Äpfeln und Nüssen eingeladen: „knuper, knuper, Kneischen! wer knupert an meinem Häuschen! [...] ei, ihr lieben Kidner, wo seyd ihr denn hergelaufen, kommt herein mit mir, ihr sollts gut haben“. (Ebd.)

Die Geschwister wännen sich im Paradies. Der Grund für den Erfolg des Manövers liegt in der evolutionspsychologisch bedingten, in dem menschlichen Genpool über tausende von Jahren etablierten Neigung, energiereiche Nahrungsmittel bevorzugt zu konsumieren. Die steinzeitliche Nahrungszusammensetzung enthielt vermutlich so selten konzentrierte Fette und Zucker, dass es für das Überleben und damit die Reproduktionsfähigkeit sinnvoll war, diese maßlos zu konsumieren, sobald man ihrer habhaft werden konnte. Es besteht ein direkter Zusammenhang zwischen Ernährung und Fertilität, der vor allem bei Frauen nachgewiesen werden kann. Lipide komprimieren pro Gramm mehr als neun Kalorien Energie, Kohlenhydrate und Proteine rund vier Kalorien. Wilde Früchte, Knollen und Wurzeln waren von ihrem Zuckergehalt mit den heutigen Erzeugnissen der Landwirtschaft nicht vergleichbar. Ein Indikator für den Glucosegehalt eines Lebensmittels ist seine Süße, für die Menschen eine gute

¹⁴⁰⁷ Zahlen stammen aus dem Jahr 2002 und beziehen sich auf Deutschland. Paulus: Pädophile – abartig oder nur krank, 2004

¹⁴⁰⁸ Der Geschmack scheint wohl nur der Indikator zu sein, ob es sich um ein hoch hochkalorisches Nahrungsmittel handelt. Das Belohnungszentrum im Gehirn wird zumindest nach Studien mit Mäusen auch aktiviert, wenn kalorienreiches Essen nach nichts schmeckt. Das heißt, die Dopaminausschüttung ist in diesem Zusammenhang auch mit Nervenzellen verknüpft, die im Magen-Darmtrakt die Nährstoffdichte messen. Ivan de Aranjó et al.: Food Reward in the Absence of Taste Receptor Signaling, in: Neuron Vol. 57, 27.03.2008, S. 930-941

Schmeckfähigkeit entwickelt haben. Sind Früchte süß, so werden sie als reif und essbar identifiziert. Bittere oder sauer schmeckende werden heute noch als Indikator für Giftstoffe und Unverträglichkeit instinktiv zurückgewiesen. Fette, wie sie heute in konzentrierter Form vor allem durch Tierzuchtung oder als verarbeitete Produkte auf den Markt kommen, existierten vor dem Beginn von Ackerbau und Viehzucht nicht. Zwar bietet auch die Natur fettreiche Ausgangsprodukte wie z.B. Nüsse, diese müssen jedoch erst mühsam gefunden und gesammelt werden. Verarbeitete Grundnahrungsmittel wie Pfannkuchen, bestehend aus protein- und fettreichen Eiern und Milch, stärkehaltigem Mehl, ausgebacken in reichlich Fett, die zusammen mit fettreichen Nüssen, Zucker und süßen Früchten gereicht werden, symbolisieren für den Menschen einen nahrungsmitteltechnischen „supra-normalen-Stimulus“¹⁴⁰⁹, dem sie selbst im gesättigten Zustand schlecht widerstehen können. Um die Kinder in ihre Falle zu locken, verwendet die Hexe also ein evolutionspsychologisch probates Mittel, das umso stärker wirkt, je größer der Hunger ist. In einer Gesellschaft, in der diese Produkte täglich im Überfluss zur Verfügung stehen, verlieren sie ihre herausragende Attraktivität. Um Kinder heute in eine Falle zu locken, so dass sie alle Vorsicht fahren lassen, bedarf es in der Regel mehr als Süßigkeiten.

Gleichgültig, ob die Geschichte nun tatsächlich Kannibalismus oder metaphorisch sexuellen Missbrauch thematisiert, so musste ihr Inhalt als Warnung verstanden werden: (1) Betrüger sind durch ein scheinbar harmloses Äußeres nicht zu identifizieren.¹⁴¹⁰ (2) Vorsicht ist selbst bei vermeintlich wohlmeinenden Handlungen angebracht. (3) Es ist sinnvoller, erst einmal den angebotenen Verlockungen wie hier in Form der begehrten Nahrung zu widerstehen, bis man sich über die Motive und Absichten eines anderen versichert hat. Dieses Misstrauen muss besonders bei Fremden, unbekanntem Personen gewahrt werden. (4) Negative Konsequenzen bei Missachtung der Regeln können im Ernstfall so gravierend sein, dass ein einmal begangener Fehler bereits zum Tod führen kann. (5) Findet man sich in einer solchen Situation dennoch wider, gilt es sich trickreich, vor allem wenn die Körperkraft wie bei Gretel nicht ausreicht, zur Wehr zu setzen.

¹⁴⁰⁹ Nesse/Williams: Warum wir krank werden, 1997, S. 172 f.

¹⁴¹⁰ Elke Feustel merkt allerdings richtigerweise an: „Im Allgemeinen ist die Märchenhexe der Brüder Grimm bereits an ihrem äußeren Erscheinungsbild sehr gut identifizierbar: Ganz in Übereinstimmung mit ihren bedrohlichen, düsteren Wesenszügen zeigt sie sich im Äußeren genauso stets dunkler Hautfarbe, dabei ist sie [...] immer von hohem Alter, abgrundtief hässlich, oft sogar bereits körperlich gebrechlich.“ (Feustel: Rätselprinzessinnen und schlafende Schönheiten, 2004, S. 190) Sie wird damit zur Inkarnation xenophober Vorurteile. (Vgl. Analyse von Andersens „Das hässliche junge Entlein“)

5.7. Xenophobie in Hans Christian Andersens: Das hässliche junge Entlein¹⁴¹¹

Paul Hazard hätte Hans Christian Andersen zum „König aller Verfasser von Kinderbüchern“ gewählt, „weil er wie kein anderer verstanden hat, die Seele der lebendigen Wesen und der Dinge zu erforschen.“¹⁴¹² In der Tat ist es Andersen gelungen, zeitlose, polyvalente Texte zu erschaffen, die heute noch zu den kanonisierten Klassikern gehören, verfilmt, vertont und auf die Bühne gebracht wurden und gleichermaßen von Kindern wie von Erwachsenen rezipiert werden – allen voran die die ergreifend tragische Geschichte „Die kleine Meerjungfrau“, das gesellschaftskritische Märchen „Des Kaisers neue Kleider“ oder der hintersinnig philosophische Text „Die Schneekönigin“. Das Motiv des hässlichen Entleins, das sich zu einem schönen Schwan mausert, gehört zu dem zentralen Repertoire der Kinder- und Jugendliteratur.¹⁴¹³ Darüber hinaus wird dieses Leitmotiv auch in Texten der Erwachsenenliteratur eingesetzt. „Das hässliche junge Entlein“ (dän.: *Den grimme Ælling*, 1844) ist Bestandteil der Märchen-sammlung „Eventyr, fortalte for børn“ (dt.: Märchen, für Kinder erzählt) des dänischen Schriftstellers Hans Christian Andersen (1805-1875), die zwischen 1835 und 1848 in elf Hef-ten erschienen.

Die Abwertung und Ausgrenzung von Andersartigen und die Integration in der eigenen Grup-pe, dargestellt an der Geschichte eines jungen Schwans, ist das zeitlose Thema dieses Kunst-märchens und wohl auch bis zu einem gewissen Maß Aufarbeitung des biografischen Weges von Andersen selbst. Dass es sich nicht um eine herkömmliche Tiergeschichte, sondern um eine Fabel handelt, verdeutlichen die anthropozentrischen Muster der handelnden Figuren.

Ungeduldig erwartet die Ente das Schlüpfen ihrer Küken. Das letzte, größte Ei braucht beson-ders lange und strapaziert die Geduld der Entenmutter beim Brüten erheblich. Eine andere Ente drückt bereits die Vermutung aus, dass ihr wohl ein Truthahnei untergeschoben worden sei. Die schon geschlüpfen jungen Enten werden von ihrer Mutter als besonders attraktiv empfunden. „Sind es nicht die niedlichsten Entlein, die man je gesehen? Sie gleichen alle ih-rem Vater – dem Schuft! Aber besuchen tut er mich nicht.“ (S. 27) Die eigenen Kinder so an-

¹⁴¹¹ Text verwendet aus: Die schönsten Märchen von Hans Christian Andersen, ausgewählt von Daniel Keel und Silvia Zano-vello, Zürich: Diogenes 2005, S. 25-41

¹⁴¹² Hazard: *Kinder, Bücher und große Leute*, 1952, S. 127 und S. 132

¹⁴¹³ Bruno Bettelheim hält dieses Märchen trotz seines Reizes wenig geeignet für Kinder, da es ihnen die Vorstellung sugge-riert, dass das Leben einen schicksalhaften Lauf nehme und der Held für den guten oder schlechten Ausgang keine Aktivität, keine echte Leistung erbringen müsse. (Bettelheim: *Kinder brauchen Märchen*, 2004, S. 121 f.) Teilweise ist dieser Auffas-sung durchaus zuzustimmen, dennoch spiegelt sie eine einseitig behavioristische Vorstellung wider, dass alles möglich sei, wenn man es nur zielstrebig, engagiert und hart arbeitend angehe, also, die konservativ amerikanische Vision des Tellerwä-schers, der sich zum Millionär emporarbeitet. So eindimensional konstituiert sich eine Biografie natürlich nicht. Immerhin spielen die individuelle genetische Grundausstattung sowie die Welt, in der ein Mensch groß wird, eine zentrale Rolle. Jedem Kind, das in einem Kriegs-, einem Hungergebiet und in einer Diktatur aufwächst, fehlen – unabhängig von seinen Fähigkeiten und seinem Willen - die Möglichkeiten zu reüssieren wie einem Kind in einer versorgten, behüteten Welt.

sprechend zu finden, dass man ihnen Fürsorge und Schutz angedeihen lässt, ist im Tier- wie im Menschenreich eine sinnvolle biologische Anpassung. Das Kindchen-Schema, das bei vielen Spezies zu finden ist, die auf eine nachgeburtliche parentale Unterstützung angewiesen sind, verstärkt ein solch adaptives Verhalten. Hingegen Vergleiche zu dem Aussehen des biologischen Vaters zu ziehen, ist nur bei Menschen-Müttern und deren weiblichen Verwandten bekannt, die die Unsicherheit der Vaterschaft durch eine vermeintliche große Ähnlichkeit mit dem Nachwuchs zu zerstreuen und den biologischen Vater zu motivieren suchen, seinen Teil der Investition bei der Aufzucht zu leisten. (Vgl. Kapitel sexuelle Selektion und Partnerstrategien). Vögel lassen sich besonders leicht beim Unterschieben fremden Nachwuchses täuschen und ziehen bereitwillig die Jungen sogar anderer Spezies auf. Beispielhaft dafür steht der Kuckuck, der diese Form der Fortpflanzung als Regel systematisiert hat. Enten leben – so zumindest die Erkenntnisse der Ethologie – hauptsächlich in monogamen Paarbeziehungen. Daher ist es eher unwahrscheinlich, dass fremde Eier ausgebrütet und großgezogen werden. Beim Menschen sprechen genetische Untersuchungen von rund zehn Prozent „Kuckuckskindern“, die den vermeintlichen Vätern untergeschoben werden.

Nun schlüpft endlich das Küken aus dem verbliebenen Riesen-Ei und ist wie Mutter, Nachbarn und Geschwister feststellen „sehr groß und hässlich“ (S. 27). Da es aber ebenso gut schwimmt wie die Enten, zerstreut sich der Verdacht, es könne sich doch um einen Truthahn oder Ähnliches handeln. Die Entenmutter entwickelt kurzzeitig sogar wärmere Gefühle für diesen ungeschlachten Nachwuchs, aber alle anderen verspotten, quälen und vertreiben schließlich den jungen Erpel ob seiner Andersartigkeit, so dass sie sich schließlich nur noch wünscht: „Wenn du nur weit fort wärst!“ (S. 31). Der junge Vogel verlässt den Entenhof und versteckt sich im Schilf, wo er Wildenten und Gänsen begegnet, die ihn zwar ebenfalls für ausgesprochen hässlich halten, ihn aber dennoch auffordern, in ihrer Gruppe als Zugvogel mitzuziehen. So weit kommt es jedoch nicht, weil die Gänse von Jägern erschossen werden und der junge Erpel durch regungsloses Verharren und mit viel Glück überleben kann. Dass ihn selbst der Jagdhund verschont bzw. verschmäht, gilt ihm als weiterer Beweis seiner Hässlichkeit. Unterschlupf findet er für einige Wochen bei einer Frau in einer Bauernhütte, die dort mit einer Henne und einem Kater haust. Letztere machen dem Entlein klar, dass es in der Rangordnung an allerletzter Stelle steht, da ihm in deren Augen entscheidende Fähigkeiten fehlen.

„Kannst du Eier legen?“ fragte sie [die Henne – Verf.].

„Nein!“

„Hättest du dann bitte die Güte zu schweigen!“

Und der Kater sagte: „Kannst du einen krummen Buckel machen, schnurren und Funken sprühen?“

„Nein!“

„So darfst du auch keine Meinung haben, wenn vernünftige Leute sprechen!“ (S. 35)

In seiner Art unverstanden verlässt der kleine Erpel das Haus. Der Herbst kommt und das erste Mal begegnet er ausgewachsenen Schwänen. „Es wußte nicht, wie die Vögel hießen, auch nicht wohin sie flogen; aber es liebte sie, wie es noch nie jemanden geliebt hatte.“ (S. 38) Der folgende harte Winter erweist sich als Überlebensprobe für den jungen Vogel. Als es wieder wärmer wird und die Schwäne zurückkehren, kann er nicht anders, als zu ihnen zu schwimmen.

„Tötet mich nur!“ sagte das arme Tier, neigte seinen Kopf der Wasserfläche zu und erwartete den Tod – aber was erblickte es in dem klaren Wasser? Es sah unter sich sein eigenes Bild, aber es war nicht länger ein plumper, schwarzgrauer Vogel, hässlich und garstig, es war selbst ein Schwan.“ (S. 40)

Unter seinesgleichen fühlte er sich nun glücklich, weil aufgehoben und anerkannt. Von ihnen wird er geherzt und von den Kindern mit Brot und Kuchen bevorzugt gefüttert, weil er so „jung und prächtig“ (S. 41) aussah.

Obwohl das Märchen oberflächlich betrachtet nach einer ‚Einer-zog-aus-um-sein-Glück-zu-finden-Geschichte‘ (vgl. Propp) aussieht, behandelt diese Geschichte ein brisantes Thema, gegen das Soziologen, Psychologen, Pädagogen und Friedensforscher anzugehen versuchen und das weltweit immer wieder für politische und religiöse Interessen missbraucht wird: die Xenophobie. Die Ablehnung, die der junge Schwan erfährt, hängt nicht mit tatsächlich fehlenden Schönheitsattributen zusammen (die es, wie schon mehrfach angesprochen, im Tier- und Menschenreich gibt), sondern mit seiner Andersartigkeit, die als Bedrohung der eigenen Gruppe wahrgenommen wird. Nur so kann das hohe Maß an Aggressivität erklärt werden, das einem völlig harmlosen Jungvogel entgegengebracht wird. Man möchte sich seiner möglichst umgehend entledigen, ihn der Möglichkeit berauben, einen Platz in der Gruppe zu finden. Der eigene Kreis soll möglichst „rein“ gehalten werden. Der junge Schwan kennt selber nicht den wahren Grund seiner Andersartigkeit, und so beschreibt seine Odyssee den Weg zu seiner eigenen Identität, zu der Erkenntnis, zu welcher Art er eigentlich gehört und somit zu seinem Glück. Und indem seine Spezies – nach anthropozentrischen Kategorien – neben dem Adler zu der erhabensten, ja der königlichen Vogelart zählt, stellt der Schwan am Ende des Märchens über die ihn piesackenden Enten, Hühner und Gänse seine vermeintlich biologische Überlegenheit unter Beweis.¹⁴¹⁴

¹⁴¹⁴ Vgl. beispielsweise die verzauberten Prinzen in dem Grimmschen Märchen „Die sechs Schwäne“ (KHM 49) oder in „Prinz Schwan“ (KHM 59)

„Der Anblick eines Schwans erfreut, weiß und sanft geschwungenen Halses gleitet er über spiegelnde Oberflächen und kokettiert mit seinem eigenen Bild. Der Schwan ist Symbol für Reinheit und Treue, für Eitelkeit und Metamorphose, für Göttli-

Xenophobie, Zurückhaltung oder Angst gegenüber Fremden ist zumindest zu einem gewissen Teil biologisch verankert und nicht nur durch Sozialisation erlernt.¹⁴¹⁵ Universell haben Menschen Vorbehalte gegenüber anderer Kulturen, Ethnien oder Religionen, unabhängig vom Industrialisierungsgrad oder kulturellen Identität ihrer Herkunft.¹⁴¹⁶ In vielen Gesellschaften wird versucht, durch entsprechende Gesetze und Training eines integrierenden Verhaltens eine Gleichstellung zwischen differierenden Gruppen einer Sozietät zu erreichen. Praktisch ist dies jedoch ein labiles Konstrukt, wie an der bewusst oder versteckt gelebten Ablehnung von Muslimen in Nationen der westlichen Welt nach den Anschlägen auf das World Trade Center in New York im September 2001 zu konstatieren ist. Vieles lässt sich aus der entwicklungs-geschichtlichen Historie der Hominiden erklären – wenn auch nicht gutheißen. Die US-amerikanischen Psychologen Dacher Keltner, Jonathan Haidt und Michelle Shiota weisen nach, dass sich Emotionen phylogenetisch entwickelten, um ein soziales Zusammenleben in einer Gruppe überhaupt erst möglich zu machen.¹⁴¹⁷ Emotionen sind Adaptionen, die den Hominiden (und auch anderen Primaten) Überlebens- und Reproduktionsvorteile verschaffen. „We take it for granted that emotions are products of evolution (though influenced considerably by cultural learning), and we suggest that emotion-related physiological, cognitive, and motivational mechanisms are best understood in the context of the functions they serve.“¹⁴¹⁸ Im Umkehrschluss legen die Wissenschaftler Wert auf den Hinweis, dass eine Emotion fälschlicherweise ebenfalls durch einen ähnlichen, aber unangemessenen Stimulus ausgelöst werden kann

ches und Diabolisches zugleich, sein Schwanengesang steht für das Trugbild von Äußerlichkeit und stimmlicher Dissonanz. In der Antike schon wird der Schwan besungen, den Göttern zugesprochen; Zeus und Apollon sind mit Schwänen abgebildet, sie ziehen himmlische Wagen und sind auf Schmuckstücken zu finden. Der Schwan symbolisiert Liebe und Verwandlung. So heißt es bei Walter Serner: ‚Die Liebe ist eine Schwanerei, denn sie macht aus einer Gans einen Schwan.‘ Dem gegenüber steht der Schwan als Endglied einer Verwandlungskette, so verwandelt sich Daphne zunächst in einen Lorbeerbaum und dann weiter in einen Schwan. Horaz und Petrarca's Schwanenbilder werden besprochen, weiter geht es mit Du Bellays dichterisch-symbolischer ‚Schwanerei‘, und in einem Exkurs über das Ideal der Schwanen-Pose wird festgestellt, dass der Schwan "aggressive Selbstbehauptung" und ein "ästhetisch-kontemplatives" Bild in sich vereinigt.“ Irmgard Johanna Schäfer: Der ambivalente Schwan, Rezension zu Michael Jakob: „Schwanengefahr“. Das lyrische Ich im Zeichen des Schwans, München: Hanser 2000, unter: www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=3849&ausgabe=200110, 21.06.2006
Gleichzeitig ist der Schwan das Symbol der Verehrung Martin Luthers, weshalb er anstatt des sonst üblichen Hahns oftmals evangelische Kirchturmspitzen ziert. Lutherhalle/KDG Wittenberg: Luther mit dem Schwan – Tod und Verklärung eines großen Mannes. Ein Beitrag zum Lutherjahr 1996, www.luther.de/lu96/reise/schwan.html, 21.06.2006

¹⁴¹⁵ Charles Efferson und Kollegen haben zu dem Themenkomplex eine interessante Untersuchung vorgelegt, die nachweist, dass eine Gruppenkohärenz – und mit ihr die Bevorzugung der Gruppenmitglieder und die Ausgrenzung derjenigen, die nicht dazu gehören - auch „künstlich“ aufgebaut werden kann. „Hence, we examine these forces experimentally and show that arbitrary symbolic markers, though initially meaningless, evolve to play a key role in cultural group formation and ingroup favoritism because they enable a population of heterogeneous individuals to solve important coordination problems. This process requires that individuals differ in some critical but unobservable way and that their markers be freely and flexibly chosen. If these conditions are met, markers become accurate predictors of behavior. The resulting social environment includes strong incentives to bias interactions toward others with the same marker, and subjects accordingly show strong ingroup favoritism.“ Charles Efferson/Rafael Lalive/Ernst Fehr: The Coevolution of Cultural Groups and Ingroup Favoritism, in: Science Vol. 321, 26.09.2008, S. 1844

¹⁴¹⁶ Wie stark man implizit von solchen Vorurteilen in seinem Denken und Handeln geleitet wird, kann jeder in dem von Harvard-Wissenschaftlern entwickelten Implicit Association Test (IAT) nachprüfen; hier werden Assoziationen u.a. zu unterschiedlichen Ethnien, Nationalitäten, Dicken/Dünnen, Alten/Jungen getestet. www.implicit.harvard.edu

¹⁴¹⁷ Dacher Keltner/Jonathan Haidt/Michelle N. Shiota: Social Functionalism and the Evolution of Emotions, in: Schaller, Mark/Jeffrey Simpson/Douglas Kenrick (Hrsg.): Evolution and Social Psychology, Hove und New York/N.Y.: Psychology Press 2006, S. 115-142

¹⁴¹⁸ Ebd., S. 115

und dergestalt seine sinnvolle Funktionalität einbüßt, respektive unter gewissen Umständen zur Dysfunktionalität führen kann.¹⁴¹⁹ Insgesamt lassen sich Emotionen einem oder mehreren funktionalen Systemen und diese wiederum vier zentralen Problemkreisen zuordnen: das Finden eines Partners, das Halten des Partners meist in Kombination mit dem Schutz des Nachwuchses, Kooperation und Gruppenorganisation. Die Zurückweisung und Empörung, die der junge Schwan in Andersens Märchen aufgrund seiner Andersartigkeit erlebt, gehört nach dieser Systematisierung in die letzte Kategorie der Gruppenorganisation, in der Dominanzhierarchien ausgehandelt und Gruppenkohärenz abgesichert werden. „Disgust“ übernimmt die spezifische Funktion, Gruppenmitglieder zu meiden, bzw. wie hier auszustoßen, die die „cultural values“ verletzen.¹⁴²⁰ Da es in diesem Fall nicht um ein Verhalten geht, das modifiziert werden könnte, wendet sich die Gruppe nachhaltig von dem Außenseiter ab. Dass diese Erklärungen keine Entschuldigung oder sogar Rechtfertigung für manches Verhalten darstellen, betonen die Autoren: Selbst wenn ein Emotionspotenzial vorhanden sei, bedeute dies noch nicht, dass es zwangsläufig Niederschlag in einer praktischen Handlung finden müsse.¹⁴²¹

Karl Eibl erkennt u.a. in der Xenophobie ein typisches Beispiel für einen naturalistischen Fehlschluss: „Der naturalistische Fehlschluss steckt in unseren Genen und bezieht daraus seine Überzeugungskraft. Die philosophische Widerlegung allein schafft ihn nicht weg. Sondern es bedarf immer wieder erneuter kultureller Anstrengung, um ihm den Status des Atavismus zuzuweisen.“¹⁴²²

Klaus Wahl und seine Kollegen legen bei ihren Untersuchungen Wert auf eine differenzierte Verwendung der Terminologien.¹⁴²³ Ein ‚Fremder‘ ist nicht zwangsläufig ein ‚Ausländer‘, sondern situations- und zeitabhängig aufgrund seiner äußeren Erscheinung, seiner Sprache oder seines Verhaltens jemand Unvertrautes, Unverständliches. Der regelmäßige Kontakt mit ‚Fremden‘ kann sie zu Vertrauten machen, was allerdings nicht zwangsläufig rassistische Vorurteile und Diskriminierungen ausschließt. Um die unterschiedlichen Haltungen und Verhaltensmuster gegenüber Fremden zu präzisieren, verwenden sie den Begriff der Xenophobie im ursprünglichen Sinn seiner etymologischen Bezeichnung als Furcht oder Angst vor Fremden, die sich vornehmlich in einer defensiv-zurückgezogenen, jedoch nicht minder ablehnenden Haltung äußert. Des Weiteren wird für die verbal ausgetragene Fremdenfeindlichkeit der Begriff Xenopolemik und für körperliche Gewaltakte der Begriff Xenoktonie eingeführt.¹⁴²⁴

¹⁴¹⁹ Ebd., S. 118

¹⁴²⁰ Ebd., S. 120

¹⁴²¹ Ebd., S. 131

¹⁴²² Eibl: *Animal Poeta*, 2004, S. 103

¹⁴²³ Klaus Wahl/Christiane Tramitz/Jörg Blumtritt: *Fremdenfeindlichkeit. Auf den Spuren extremer Emotionen*, Opladen: Leske + Budrich 2001

¹⁴²⁴ Klaus Wahl und Kollegen ziehen gemäß ihrer Untersuchungen bei den gesellschaftlichen Faktoren folgendes Fazit: Der Anteil der Frauen überwiegt in der Gruppe, die häufiger Angst vor Fremden haben (Xenophobie); bei verbalen Attacken halten sich die Geschlechter die Waage und tätliche Angriffe werden nahezu ausschließlich von Männern ausgeführt. Diejenigen,

Gemäß dieser Unterteilung wäre der junge Schwan in Andersens Märchen nicht nur der Xenophobie, sondern der Xenopolemik und der angedrohten Xenoktonie ausgesetzt. Als die Entenmutter ihrem Sprössling trotz seiner Andersartigkeit noch etwas abgewinnen kann – „es ist mein eigenes Kind! Im Grunde ist er doch hübsch [...]“ (S. 28) – sind die anderen Enten der Gemeinschaft entsetzt über diesen Zuwachs und attackieren ihn sogleich körperlich:

„Wie das Entlein aussieht, das wollen wir nicht dulden!“ – Und sogleich flog eine Ente hin und biß es in den Nacken.
„Laß es in Ruhe!“ sagte die Mutter. „Es tut ja niemandem etwas.“
„Ja, aber es ist so groß und sonderbar“, sagte die Ente, die es gebissen hatten, „und deshalb muß es gepufft werden.“ (S. 29)

Zunehmend verschärft sich die Situation für den jungen Schwan dergestalt, dass er sich von seiner eigenen Herde und Familie entfernt. Alles scheint erträglicher als die permanenten Beleidigungen und gewaltsamen Übergriffe. Dies ist kein geplanter Heldenakt, kein Befreiungsschlag, noch nicht einmal Rache gegenüber den Enten, sondern ein zwingendes inneres Bedürfnis, sich von seinen Peinigern zu entfernen, auch wenn er sich darüber im Klaren ist, dass das Entfernen aus der geschützten Gruppe mit hoher Wahrscheinlichkeit den eigenen Tod zur Folge hat. In der Tat bedeutet Disgregation besonders für Jungtiere der allermeisten Spezies das sichere Ende. Dass es in dem Märchen nicht dazu kommt, ist mehr dem Zufall als einer selbst bestimmten, aktiven Leistung des Schwans zu verdanken.

Blickt man noch näher auf die evolutionspsychologische Perspektive, bietet sich folgendes Erklärungsmuster an:¹⁴²⁵ Die Vorfahren der heute lebenden Menschen kommen aus kleinen, überschaubaren Gemeinschaften von vermutlich 40 bis 120 Personen. Bei einer solchen Größe ist es nicht schwierig, die Stärken und Schwächen der Einzelnen zumindest ansatzweise zu kennen. Darüber hinaus entwickelten die Mitglieder einzelner Gruppen spezielle Symbole und Verhaltensspezifika (wie beispielsweise Körperbemalung, Haartracht, sprachliche Besonderheiten), die einerseits die Gruppenkohärenz stärkten und andererseits ein Erkennungsmerkmal waren. Gruppeninterner ‚Klatsch‘ unterstreicht, wer dazugehört und wer nicht. Dies kann in Form eines Witzes geschehen und bei psychischen und physischen Bedrohungen enden. Klatsch übernimmt damit die Funktion der sozialen Kontrolle. Nicht-normenorientiertes Verhalten oder Aussehen wird abgestraft. Das läuft nicht nur wie beim hässlichen Entlein auf der Individual- sondern auch auf der Kollektivebene ab: Bestimmten Personengruppen werden

die xenopolemisch oder xenoktonisch agieren, verfügen über ein niedriges Bildungsniveau und eine geringe religiöse Bindung. Häufiger waren sie in Leipzig (im Gegensatz zu München) anzutreffen und bei einer rechtsextremen Orientierung, was aber nicht bedeutet, dass bei denen, die sich zu einer anderen politischen Couleur hingezogen fühlen, keine Ausländerfurcht oder -feindlichkeit existierte. (Ebd., S. 161 f.) Im Übrigen macht die Studie deutlich, dass bei diesen Indexgruppen nicht nur Ausländer im negativen Fokus von Furcht, Ablehnung und Gewalt stehen, sondern beispielsweise häufig auch Homosexuelle, Straßenmusikanten und in der Xenoktonie-Gruppe Polizisten und schwangere Frauen. (Ebd., S. 362)

¹⁴²⁵ Ebd., S. 75 ff.

positive wie negative Muster attestiert. Da dann nur selektiv bestimmte Aspekte wahrgenommen werden, verfestigen sich die bereits im Vorfeld bestehenden Vorurteile. Der erste Eindruck ist dabei ganz wesentlich, da er sich in 90 Prozent aller Fälle nicht mehr ändert.¹⁴²⁶

Kontakte der als Jäger und Sammler lebenden Gesellschaften zu anderen in der Region beheimateten Gruppen waren vermutlich hauptsächlich freundschaftlicher Natur und dienten dem Tausch oder Handel. Manchmal waren sie aber eben auch von kriegerischen Absichten geprägt, wenn es um Ressourcen oder Frauen ging. (Vgl. Kap. Gewalt und Aggression) Gruppenspezifische Merkmale erleichterten eine erste schnelle Entscheidung, ob man sich einem Mitglied der Gruppe oder einem Fremden und damit einem potenziellen Feind gegenüber sah. Im letzteren Fall waren erst einmal Vorsicht und Zurückhaltung geboten. Trotzdem kam es zu Migrationen zwischen den Gruppen, meistens aufgrund einer ‚Heirat‘ oder einer vergleichbaren Vereinigung zwischen zwei Menschen (Exogamie), um damit das Risiko der Inzucht zu verringern.¹⁴²⁷ Dieser Wechsel von einer Gruppe/Sippe zur nächsten spielte sich meistens jedoch in lokal oder regional überschaubarem Rahmen ab.¹⁴²⁸ Wurden Fremde einzeln in die Gruppe aufgenommen, assimilierten sie sich schnell, d.h. übernahmen sprachliche, rituelle oder sonstige Gepflogenheiten. Hätten sie weiterhin ihre bisherige kulturelle Identität gelebt, wäre ihnen möglicherweise der gruppeninterne Schutz versagt geblieben, also handelte es sich um eine lebensnotwendige Verhaltensanpassung. Nun wäre es durchaus berechtigt zu fragen, warum die Evolution nicht ein Verhalten begünstigt hat, das die Xenophilie, die Liebe zu Menschen anderer Kulturen und Ethnien, fördert. Dies hat sie auch, aber eben nur insoweit, wie es für eine Durchmischung des Erbguts erforderlich erschien, um einer Inzuchtdepression vorzubeugen.¹⁴²⁹ Solange eine körperliche Ähnlichkeit vorhanden war, gingen und gehen die Menschen implizit davon aus, dass es trotz Unterschiede einen hohen Prozentsatz gemeinsamen Erbmaterials und damit gemeinsamer Vorfahren gibt. Sind die morphologischen Unterschiede eklatant sichtbar (stark differierende Haut- oder Haarfarbe, Statur oder sonstige phy-

¹⁴²⁶ Klaus Thiele-Dohrmann: Eine kleine Geschichte des Klatsches. Der Charme des Indiskreten, Düsseldorf: Artemis & Winkler 1995, Lizenzausgabe Komet, S. 152

¹⁴²⁷ Da die noch heute lebenden Jäger-Sammler-Kulturen Inzucht vermeiden, kann man davon ausgehen, dass es sich hierbei um eine evolvierte Adaption handelt. Cavalli-Sforza führt als Beispiel Ehekonstellationen der Pygmäen an: „Wie fast alle Völker mit primitiver Wirtschaftsform vermeiden es die Pygmäen, Vetter oder Cousinen zu heiraten, sehen aber entferntere Verwandtschaftsgrade nicht als Ehehindernis an.“ (Cavalli-Sforza: Gene, Völker und Sprachen, 1999, S. 69 und zur Entstehung des Inzesttabus in der vorpubertären Phase S. 211 f.)

¹⁴²⁸ Anhand von Kirchenbüchern wurde nachgewiesen, dass normalerweise Ehepaare aus einem Ort stammen, nur bei sehr kleinen Gemeinden aus einem nahe gelegenen anderen. (Ebd., S. 37) „Unter genetischen Gesichtspunkten wichtig sind die bleibenden Wohnsitzwechsel, insbesondere bei einer ganzen Familie, und noch wichtiger die durch eine Eheschließung bedingten. Die besten Daten, die wir über die durchschnittliche Entfernung zwischen den Geburtsorten von Gatte und Gattin haben, sind folgende:

30 bis 50 km bei den Jägern-Sammlern der Tropengebiete (wahrscheinlich viel größer, aber unbekannt bei jenen, die wie die Eskimos arktische Regionen mit sehr niedriger Populationsdichte bewohnen);

10 bis 20 km bei den Ackerbauern der afrikanischen Regionen mit niedriger Populationsdichte;

5 bis 10 km bei den europäischen Ackerbauern der letzten Jahrhunderte.“ (Ebd., S. 70)

Trotz der Mobilität heiraten noch heute in Deutschland 90% der Menschen einen Partner, der aus einem Umkreis von nicht mehr als 30 km kommt. (Hassebrauck/Küpper: Warum wir aufeinander fliegen, 2002, S. 76)

¹⁴²⁹ Siehe hierzu auch Eibl: Animal Poeta, 2004, S. 106

siologische Merkmale), ist eine vollständige Integration in die vorhandene Gruppe selbst bei hoher persönlicher Bereitwilligkeit schwer leistbar. In der Konsequenz galten diese Menschen im positiven wie negativen Sinn als Sonderlinge. In einigen Fällen konnten sie dadurch eine herausragende Position bekleiden (z.B. als Heiler oder Schamane), wahrscheinlicher ist eher, dass sie am Rande der Gruppe lebten, aufgrund ihrer differierenden Äußerlichkeit schlecht an die natürliche Umwelt angepasst waren und keine bzw. schwierig Partner fanden.

Im Sinne der schon diskutierten Inklusiven-Fitness-Regel nach Hamilton erscheint dieses Selektionsverfahren, Ähnliche zu begünstigen und Fremde abzulehnen, im biologischen Kontext durchaus nachvollziehbar: Je stärker ein Mensch dem anderen ähnelt, desto wahrscheinlicher ist eine gemeinsame Verwandtschaft und je fremder ein anderer Mensch aussieht, desto unwahrscheinlicher ist ein hoher Prozentsatz geteilten Erbguts. Und anthropologisch forcieren solch unbewusst ablaufenden Überlegungen ethnozentrisches Verhalten. Der Mensch ist anscheinend in der Lage, selbst weit vor der Zeit der Erfindung von Spiegeln, eine innere Referenz seiner äußeren Erscheinung aufzubauen, und er gleicht diese Faktoren mit dem Aussehen seines Gegenübers ab. Eine hohe Kongruenz steigert die Wahrscheinlichkeit, sich hilfsbereit zu zeigen und umgekehrt.¹⁴³⁰

Diejenigen, die unbekümmert und ohne Vorbehalte auf Fremde zugegangen sind, haben vermutlich so häufig diese Eigenschaft mit ihrem Leben bezahlt, dass sich verstärkt diejenigen fortpflanzen konnten, die sich in ihrem Verhalten zwischen Vorsicht und Aversion bewegten. Eine andere Möglichkeit bestünde darin, dass die durch Mutation entstandene Disposition für Xenophobie aufgrund einer Gendrift überproportional große Chancen hatte, sich in einer Population auszubreiten. Wie Genetiker in den letzten Jahrzehnten feststellen konnten, unterliegen diese biologisch evolvierten Mechanismen allerdings einem erheblichen Fehlschluss. Sven Paäbo, Leiter des Max-Planck-Instituts für Evolutionäre Anthropologie in Leipzig, konstatierte nach Abschluss des Human Genome Projects, dass 99,9 Prozent des Erbmaterials aller heute auf der Welt lebenden Menschen übereinstimmen. Die gemeinhin über morphologische Merkmale gemachten Unterscheidungen (Körperformen, Hautfarbe, Haarstruktur) erweisen sich als ausgesprochen unzuverlässige Untersuchungsaspekte, weil sie erheblich von dem natürlichen Umfeld des Betreffenden abhängen und sich dementsprechend entwickelt haben (z.B. durch Sonneneinstrahlung oder Ernährung).¹⁴³¹ Jürgen Heinze weist darüber hinaus darauf hin, dass die meisten genetisch nachweisbaren Varianten der heute lebenden Populationen nach derzeitigem Wissensstand „selektionsneutral“ sind, d.h. sie haben keine, zumindest be-

¹⁴³⁰ Paola Bressan/Guendalina Zucchi: Human kin recognition is self- rather than family-referential in: *Biology Letters* Nr. 5, 23.06.2009, S. 336-338

¹⁴³¹ So ist die helle Hautfarbe eine Anpassung an die geringere Sonneneinstrahlung, die Fettschichten der Augenlider bei einigen asiatischen Ethnien ein Schutz vor Wind und Kälte.

kannten Auswirkungen auf die Fitness, wie z.B. die unterschiedlichen Blutgruppen.¹⁴³² Mit einer genetischen Homogenität haben diese Aspekte aber nichts gemein – und entziehen daher jeder wie immer gearteten Form des Rassismus wissenschaftlich den Boden. Eine „Reinheit einer Rasse“, so der italienische Populationsgenetiker Luigi Cavalli-Sforza, wäre nur zu erreichen, wenn mindestens 20 Generationen lang nahe Verwandte (Geschwister etc.) miteinander Kinder zeugten.

„Das hätte sehr negative Konsequenzen für die Fruchtbarkeit und Gesundheit der Kinder und ist in der Geschichte der Menschen außer unter ganz besonderen Bedingungen wie in manchen ägyptischen oder persischen Dynastien sicher niemals vorgekommen. [...] Die Rassereinheit ist also inexistent, unmöglich und überhaupt nicht erstrebenswert“¹⁴³³

Die Evolutionspsychologen Robert Kurzban, John Tooby und Leda Cosmides vertreten eine etwas modifizierte Auffassung: Sie schlagen vor, dass es sich bei der Dekodierung von Menschen nach ethnischen Zugehörigkeiten um ein reversibles Nebenprodukt einer kognitiven Adaption handelt, vorhandene oder fehlende Allianzen oder Allianzabsichten zu anderen Menschen zu erkennen.¹⁴³⁴ Bei ihrer nicht von der Hand zu weisenden Überlegung führen sie an, dass die Jäger- und Sammler-Gruppen aufgrund ihres beschränkten Mobilitätsradius wohl kaum Kontakt mit genetisch differierenden „Rassen“ gehabt haben dürften und dass dieser einfach „one historically contingent subtype of coalition“¹⁴³⁵ sei. Sie ziehen daraus den Schluss: „This implies that coalition, and hence race, is a volatile, dynamically updated cognitive variable, easily overwritten by new circumstances.“¹⁴³⁶ Obwohl diese These durchaus plausible Aspekte aufweist, ist es der dahinter stehende Versuch, der mit einer geringen Probandenzahl (55 Personen) in einem Labortest durchgeführt wurde, bedauerlicherweise nicht. Leben Menschen zusammen oder in einer regionalen Nähe, führen sie nicht nur Krieg gegeneinander, sondern vermischen sich genetisch. Beispiele solches Genflusses: Zwischen den vor rund 300 Jahren zwangsweise eingeschleppten afrikanischen Sklaven und den weißen Amerikanern, bzw. den amerikanischen Ureinwohnern wurden ein Genzufluss von durchschnittlich 30 Prozent von den Weißen an die Schwarzen festgestellt (im Norden der USA 50%, im Süden 10%). Die Europäer bestehen beispielsweise zu zwei Drittel aus asiatischen Populationen und zu einem Drittel aus afrikanischen.¹⁴³⁷

Zurück zu Andersens „Hässlichem jungen Entlein“: Aus den Forschungen von Konrad Lorenz ist hinlänglich bekannt, dass gerade bei Gänsen, Enten und Schwänen andere Mechanis-

¹⁴³² Heinze: Von Genen und Memen, 2005, S. 20

¹⁴³³ Cavalli-Sforza: Gene, Völker und Sprachen, 1999, S. 25 f.

¹⁴³⁴ Robert Kurzban//John Tooby/Leda Cosmides: Can race be erased? Coalitional computation and social categorization, in: PNAS (Proceedings of the National Academy of Sciences) Vol. 98, Nr. 26, 18.12.2001, S. 15387-15392

¹⁴³⁵ Ebd., S. 15391

¹⁴³⁶ Ebd., S. 15391

¹⁴³⁷ Cavalli-Sforza: Gene, Völker und Sprachen, 1999, S. 95

men für die Zugehörigkeit zu einer Gruppe ausschlaggebend sind als bei Menschen oder etlichen anderen Säugetieren. Der junge Schwan war in der prägenden Phase Bestandteil der Entenfamilie und wäre es in der Realität mit großer Wahrscheinlichkeit zumindest seine Kindheit und Jugend hindurch geblieben, ohne dass eklatante Probleme aufgetaucht wären. Die grundlegenden ethologischen Erkenntnisse über das (Zusammen-)Leben von Wasservögeln dürften schon zu Andersens Zeit bekannt gewesen sein. Somit lässt sich das „Hässliche Entlein“ eindeutig in die Rubrik der Lehrstücke menschlichen Verhaltens einordnen.

Bruno Bettelheim konstatiert, dass die wahren Adressaten dieser Geschichte Erwachsene seien. So reizvoll die Vorstellung – auch und gerade für Kinder - sein mag, in schwierigen Situationen, sich für etwas anderes, Besseres zu halten, das lediglich keiner zu erkennen vermag, so fatalistisch ist die Aussage, nur inaktives Abwarten führe zum Ziel und dass „man seinem Schicksal nicht entrinnen kann – eine niederdrückende Weltsicht.“¹⁴³⁸ Andersen fasst seine Vorstellung im Märchen resümierend zusammen und gibt damit eindeutig der Erbanlage vor dem Sozialisationsmilieu den Vorzug: „Es schadet nichts, in einem Entenhof geboren zu sein, wenn man nur in einem Schwanenei gelegen hat!“ (S. 40) Mit einer solchen Haltung fand er in den damalig konservativ-bürgerlichen Kreisen leicht Anklang.¹⁴³⁹ So stellt sich am Ende dieser augenscheinlich harmlos netten Kindergeschichte, die man schon den Allerjüngsten vorliest, heraus, dass hier aus einer einseitig biologistisch-reduktionistischen Auffassung, die überdies nicht den wissenschaftlichen Erkenntnissen entspricht (was man aber Andersen zu seiner Zeit nicht vorwerfen kann), eine fatale Moral abgeleitet wird. Andersen unterliegt hier der klassischen Form des naturalistischen Fehlschlusses aus einem Ist-Zustand einen moralisch gewichteten Soll-Zustand abzuleiten.¹⁴⁴⁰ Denn ‚Fremde‘ konnten und können jederzeit zu ‚Vertrauten‘ werden, wenn denn der Kontakt ausreichend häufig und die Bereitschaft von beiden Seiten gegeben ist, sich mit den Besonderheiten des anderen interessiert, wertschätzend und integrativ auseinanderzusetzen. Solche Prozesse dauern oft Jahrzehnte, manchmal auch Jahrhunderte, sind aber meistens von Erfolg gekrönt, wenn das Ziel ein gemeinsames ist. Als positives Beispiel kann man nach einer langen Phase der Unterdrückung die sukzessiv sich verbessernde Situation für Afroamerikaner in den USA nennen. Schwierig hingegen zeigen sich momentan die Kultur-Clashes zwischen den Wertvorstellungen der jüdisch-christlichen und der fundamental islamischen Religion. Xenophobie gehört mit hoher Wahrscheinlichkeit zur Grundausstattung der Psyche des Homo sapiens dazu, Xenophilie aber ebenso, sonst hätten sich die Menschen kaum von 5.000 oder 10.000 Individuen ausgehend auf rund

¹⁴³⁸ Bettelheim: Kinder brauchen Märchen, 2004, S. 122

¹⁴³⁹ Vgl. auch hierzu Jens Tismar: Kunstmärchen, Stuttgart: Metzler 1983, S. 74

¹⁴⁴⁰ „Die kleine Meerjungfrau“ von Hans Christian Andersen greift den Tenor, in der Welt der anderen bleibt man fremd, ebenfalls auf – allerdings auf einem differenzierteren Niveau.

6,8 Milliarden vermehren können - ein Tatbestand, der bei den hitzig geführten Debatten oftmals vergessen wird.

5.8. Wilhelm Hauff: Das kalte Herz¹⁴⁴¹

„Das kalte Herz“ des schwäbischen Schriftstellers Wilhelm Hauff (1802-1827) erschien 1828 innerhalb des Zyklus „Das Wirtshaus im Spessart“. Kunstvoll verbindet Hauff die Rahmengeschichte als extradiegetische Erzählung mit den vier darin enthaltenen Märchen, „Die Sage vom Hirschgulden“, „Das kalte Herz“ (mit Unterbrechung erzählt), „Said's Schicksal“ und „Die Höhle von Steenfall“ und konstruiert eine narrative Klammer, die über eine eigene Dramatik verfügt - vergleichbar mit den modernen Fortsetzungsgeschichten.¹⁴⁴² Darüber hinaus verleiht die Rahmenerzählung den Inhalten eine scheinbare Authentizität, es handle sich nicht um fiktive Märchen, sondern um tatsächliche Begebenheiten, die sich erwachsene Männer berichten, um die Zeit zu verkürzen und nicht einzuschlafen. Gleichwohl Hauffs Texte in der Spätromantik entstanden, entsprechen sie nicht wie die vieler seiner Zeitgenossen naiv schaurig-schönen Gespenster-, Spuk- oder Geistergeschichten, sondern versuchen möglichst realitätsnah zu bleiben. So räumt Hauff in „Das kalte Herz“ der Beschreibung von tatsächlichen Lebensumständen und -gewohnheiten der Menschen im Schwarzwald immer wieder Raum ein und verankert dadurch scheinbar das Märchenhafte in der Realität. Der inhaltliche Tenor seiner Texte ist vornehmlich von dem bürgerlichen Lebensgefühl des Biedermeiers geprägt. Jens Tismar fasst es zutreffend zusammen:

„Vereinfachung, Verengung, auch Entmystifikation des Wunderbaren läßt sich in Hauffs Märchen vielfach beobachten. Die utopische Zielrichtung vieler romantischer Kunstmärchen liegt ihnen fern. Ihre typische Struktur zeigt, wie der Held aus Alltagsumständen in ein glückverheißendes Abenteuer verwickelt wird, aus dem er, ohne viel gewonnen zu haben, ernüchtert in die väterliche Heimstätte zurückkommt [...]. Die moralisierende, didaktische Tendenz in diesem Ablauf erscheint offen in ‚Das kalte Herz‘. Aus den Wünschen eines Kleinbürgers, mit einem Schlag sozial aufzusteigen, erwachsen Habsucht und Mitleidlosigkeit. Die Lehre des Märchens: von einer Vergötzung der Geldmacht sich abzuwenden, zu geregelter Arbeit und zum Herkömmlichen zurückzukehren, bringt schließlich ein weniger glänzendes, aber sicheres Glück. Diese Grundfigur der Hauffschen Märchen reflektiert das resignative Bewußtsein des deutschen Kleinbürgertums in der Restaurationsepoche [...].“¹⁴⁴³

Peter Munk ist ein junger Schwarzwald-Köhler, der seinen Beruf von dem früh verstorbenen Vater erlernt und übernommen hat. Obwohl er ihn und seine Mutter, mit der er zusammen-

¹⁴⁴¹ Text verwendet aus: Paul-Wolfgang Wühl (Hrsg.): Im magischen Spiegel. Märchen deutscher Dichter aus zwei Jahrhunderten, 2. Bd., Frankfurt/Main: Insel 1981, S. 321-365

¹⁴⁴² Die Rahmenerzählung sowie das Märchen des Almanach (wie Hauff es selber bezeichnet) „Das Wirtshaus im Spessart“ ist in der Ausgabe von Wilhelm Hauff: Märchen, Gütersloh: Bertelsmann 1948, ab S. 281 ff. wiedergegeben. Die meisten heute erhältlichen Ausgaben beschränken sich lediglich auf den Abdruck des Märchens selber.

¹⁴⁴³ Tismar: Kunstmärchen, 1983, S. 68 f.

lebt, ernährt, bleibt kein Spielraum für Extrawünsche. Zunehmend beginnt ihn der Stand des Kohlenbrenners zu ärgern, wenn er neidvoll die sonst vielfach im Schwarzwald ansässigen Glasbläser, Flößer und Uhrmacher ansieht. Besonders bewundert er den dicken Ezechiel, der mit Holzhandel ein Vermögen gemacht hat und als „reichster Mann in der Runde“ (S. 324) gilt. Der „lange Schlurker“ hat es ihm wegen seiner ausnehmenden Kühnheit und der „Tanzbodenkönig“ wegen seines Aussehens und seiner tänzerischen Fähigkeiten angetan. Peter sieht keine Möglichkeit, aus eigener Kraft seine gesellschaftliche Position zu verbessern. Aber als Sonntagskind um die Mittagszeit geboren, hat er jedoch beim Glasmännchen, einem guten Waldgeist, „ein kleines altes Männlein in schwarzem Wams und roten Strümpfen und den großen Hut auf dem Kopf“ (S. 337), drei Wünsche frei. Der erste Versuch, das Glasmännchen im hohen Tannenbühl herbeizurufen, scheitert, weil Peter die notwendige Begrüßungsformel nur unvollständig kennt. Ein Zufall verhilft ihm, den fehlenden Satzteil zu ergänzen:

„Schatzhauser im grünen Tannenwald,
Bist schon viel hundert Jahre alt;
Dein ist all Land, wo Tannen stehn,
Läßt dich nur Sonntagskindern sehn.“ (Ebd.)

Peters ersten Wunsch, dass er noch „besser tanzen könne als der Tanzbodenkönig und immer so viel Geld in der Tasche habe wie der dicke Ezechiel“ hält das Glasmännchen zwar für törricht und höchst unvernünftig, gewährt ihm aber ebenso wie den zweiten, die „schönste und reichste Glashütte im ganzen Schwarzwald mit allem Zubehör und Geld, sie zu leiten,“ (S. 339) zu bekommen. Das Glasmännchen verweigert Peter zu diesem Zeitpunkt, einen dritten Wunsch einzulösen, da er ihn noch dringend nötig haben werde, wie es orakelt. Mit der Warnung, sich vor den „Wirtshausleuten“ in Acht zu nehmen, entlässt das Glasmännchen ihn. Und in der Tat verhelfen ihm der neue Besitz und das Geld zu Ansehen in der Gemeinde. Von seiner Arbeit bald gelangweilt, verbringt er seine Zeit im Gasthaus mit Kartenspielen und Tanzen. Nach kurzer Zeit steht er mit seiner Glashütte bereits vor dem finanziellen Ruin. Das Glasmännchen, erbost über sein Verhalten, weigert sich, ihn aus seinen Kalamitäten zu befreien. So wendet sich Peter an den anderen Waldgeist, den Holländer-Michel, der ihm großzügig Hilfe anbietet, allerdings als Gegenleistung sein Herz durch ein steinernes ersetzen will. Im ersten Moment ist Peter entsetzt über den Vorschlag, erwärmt sich aber zunehmend für den Gedanken, hat ihm doch sein Herz – wie der Holländer-Michel vorhält – nichts Positives eingebracht: Kummer und Mitleid würden ihn nicht mehr belasten, er könne ruhig und gelassen durchs Leben gehen. Nachdem er ihm noch seine in Gläsern aufbewahrte Sammlung von Herzen gezeigt hat, unter anderem auch das des dicken Ezechiel und des Tanzbodenkönigs, lässt sich Peter auf den Handel ein und tauscht sein Herz gegen 100.000 Gulden.

Die folgenden zwei Jahre verbringt Peter auf Reisen. Ärger und Wut bleiben ihm zwar erspart, aber auch Freude und Vergnügen kann er nicht mehr empfinden. So kehrt er zum Holländer-Michel zurück, um sein Herz wieder einzufordern. Der verdeutlicht ihm, dass es ihm lediglich langweilig sei und an Arbeit fehle und schenkt ihm erneut 100.000 Gulden.¹⁴⁴⁴ Peter betreibt nun nach außen hin Holzhandel, macht sein eigentliches Vermögen jedoch mit Geldverleih und überteuerten Kreditverkäufen von Getreide an Arme, die nicht sofort zahlen können. Er bewohnt alleine ein stattliches Haus, seiner Mutter gewährt er widerwillig eine kleine finanzielle Zuwendung, wenn die völlig verarmte Frau einmal die Woche vorbeikommt. Ansonsten meidet er jeden Kontakt mit ihr. Gegen alle anderen Bittsteller zeigt er sich noch härter und abweisender.

Schließlich will er heiraten und hat aufgrund seines Vermögens die Auswahl unter allen ledigen Frauen des Schwarzwalds. Die Wahl fällt ihm schwer, da ihm alle nicht attraktiv genug erscheinen, bis er von Lisbeth, der Tochter eines armen Holzfällers, hört, „die Schönste und Tugendsamte im ganzen Wald“ (S. 354). Ihr Vater willigt in die Verbindung ein, ohne sie nach ihrer Meinung zu fragen, glaubt er doch dadurch, sie beide den ärmlichen Verhältnissen entreißen zu können. Trotz des Wohlstands, in dem die jungen Eheleute leben, leidet Lisbeth sehr unter ihrem hartherzigen und geizigen Mann. Als sie eines Tages dem als Greis verkleideten Glasmännchen Wein und Brot zur Stärkung gibt und von ihrem Mann dabei erwischt wird, schlägt dieser sie mit dem Peitschengriff so vehement, dass sie leblos liegen bleibt. Als sich das vor Zorn tobende Glasmännchen zu erkennen gibt, hat Peter Sorge, dass er ihn wegen Mordes anzeigt. „Elender!“ erwiderte das Glasmännchen. „Was würde es mir frommen, wenn ich deine sterbliche Hülle an den Galgen brächte? Nicht irdische Gerichte sind es, die du zu fürchten hast, sondern andere und strengere; denn du hast deine Seele an den Bösen verkauft.“ (S. 357) Acht Tage gibt ihm der Waldgeist Zeit, sein Verhalten grundsätzlich zu ändern, sonst käme er und „zermalme sein Gebein“ (ebd.).

Peter beschäftigt diese Drohung zusehends, sein Leben und sein Schlaf sind nicht mehr ruhig und ausgeglichen und Ezechiel trägt durch ein Gespräch über das jüngste Gericht nicht zur Beruhigung bei.

¹⁴⁴⁴ Der Gulden war in mehreren europäischen Gegenden eine gebräuchliche Münze, ursprünglich aus Gold, später auch aus Silber und bis zur Einführung der Goldmark 1873 im deutschen Sprachraum gängiges Zahlungsmittel. Die 200.000 Gulden, die Peter Munk insgesamt vom Holländer-Michel erhält, waren ein Vermögen. Stellt man heutige Gehälter oder Immobilienpreise in Relation dazu, entsprächen 200.000 Gulden einer Größenordnung von 40 Mio. €. Schon die 2.000 Gulden, die er zuerst vom Glasmännchen zum Kauf der Glashütte erhält, demonstrieren veritablen Wohlstand. Zum Vergleich: 1785 kostete ein Pester Metzen (Maß für trockene Dinge, im süddeutschen Raum waren dies rund 93,7 Liter) Frucht einen Gulden und ein Pester Metzen Hafer 30 Kreuzer (= ½ Gulden), 1787 betrug ein jährliches Lehrergehalt 75 Gulden plus 60 Gulden (von der Gemeinde) sowie diverse Naturalien, 1790 ein jährliches Pfarrergehalt 200 Gulden plus Naturalien, 1799 kostete die Errichtung eines Schulhauses 500 Gulden und 1805 die eines Pfarrhauses 2.155. Siehe hierzu: Verein für Computergenealogie e.V.: <http://www2.genealogy.net/privat/flacker/muenzen.html>, 04.07.2006; Freie Universität Berlin (Hrsg.): <http://userpage.fu-berlin.de/~tmuehle/europa/euro/euroart02.htm>, 04.07.2006; Universität Ulm (Hrsg.): http://susi.e-technik.uni-ulm.de:8080/Meyers2/seite/werk/meyers/band/11/seite/0555/meyers_b11_s0555.html, 04.07.2006

„Nun – gut wird es uns gerade nicht gehen’, sagte Ezechiel. ‚Hab mal einen Schulmeister darüber befragt; der sagte mir, daß nach dem Tode die Herzen gewogen werden, wie schwer sie sich versündigt hätten. Die leichten steigen auf, die schweren sinken hinab, und ich denke, unsere Steine werden ein gutes Gewicht haben.’“ (S. 359)

Am siebten Tag sucht Peter das Glasmännchen auf und bittet ihn um den dritten, noch offenen Wunsch: „So nehmet mir den toten Stein heraus und gebet mir mein lebendiges Herz!“ (S. 361) Direkt erfüllen kann ihm das Glasmännchen sein Anliegen nicht, aber er gibt ihm einen Rat, wie er den Holländer-Michel überlisten kann, und für die Unterredung ein Glaskreuz zum Schutz mit. Peter sucht gleich den anderen Waldgeist auf und wirft ihm vor, er betrüge ihn und die anderen: Er habe gar kein Herz aus Stein in der Brust, sondern sein eigenes stehe lediglich still. Für einen Herztausch müsste man zaubern können und dazu wäre er wohl nicht fähig. Der Holländer-Michel bei seiner Ehre gepackt, fällt auf den Trick herein und setzt Peter als Beweis sein eigenes Herz ein. Als er es wieder an sich nehmen will, streckt Peter ihm betend das Glaskreuz entgegen und kann so entkommen und zu dem Glasmännchen eilen. Wieder im Besitz seines Herzens, reut ihn nun das Leben, das er in den letzten Jahren geführt hat, zutiefst und er glaubt, mit der Schuld an dem Tod seiner Frau und dem unbarmherzigen Verhalten seiner Mutter und allen anderen Bittstellern gegenüber nicht mehr leben zu können. Seinem Wunsch erschlagen zu werden, entspricht das Glasmännchen vermeintlich, kehrt aber mit seiner Mutter und Lisbeth zurück, die ihm beide verzeihen wollen, weil er ehrlich bereut. Mit beiden Frauen kehrt er zur alten Hütte seiner Jugend zurück, die nun ein einfaches, schönes Bauernhaus ist. Aus eigener Kraft und Fleiß schafft er es zu Wohlstand und zu Ansehen in der Gesellschaft.

Aus evolutionspsychologischer Sicht interessieren in diesem Kunstmärchen zwei Fragen: Warum ist es vor allem für Männer so erstrebenswert, über eine hohe Position in der gesellschaftlichen Hierarchie zu verfügen und diese permanent mit denen der anderen zu vergleichen? Und um welches Phänomen handelt es sich bei einem „kalten Herz“ und warum sind davon Männer stärker betroffen als Frauen?

5.8.1. Bedeutung des männlichen Status

Die eigene Position innerhalb einer sozialen Gemeinschaft hatte für die männlichen hominiden Vorfahren und hat für die Männer heute einen anderen Stellenwert als für die Frauen. Ein hoher Status innerhalb der Gruppe ermöglichte ihnen in Jäger-Sammler-Gesellschaften, ihre Gene vermehrt replizieren zu können und bessere Überlebenschancen zu haben, weil für sie von der gemeinsam erbeuteten und gesammelten Nahrung überproportional viel abfiel.

Frauen haben zwar untereinander ebenfalls eine Rangordnung, die aber wesentlich flexibler und instabiler ist als die der Männer. Schon früh kann man bei Jungen und ihren Spielen beobachten, dass hierarchische Positionen ausgehandelt werden. An erster Stelle steht – je nach Gruppenkontext – der mutigste, der stärkste, der durchsetzungsfähigste, der einfallsreichste, der unterhaltsamste, auf jeden Fall derjenige, der sich bei der Erledigung von Aufgaben oder bei Auseinandersetzungen mit anderen (Jungen-)Gruppen herausragend bewährt hat. Diese Hierarchie wird nicht permanent in Frage gestellt, sondern über einen gewissen Zeitraum (der sogar ein Leben dauern kann) aufrechterhalten. Kommt ein neues Mitglied zur Gruppe hinzu, nimmt es normalerweise erst einmal den niedrigsten Status ein, außer es bringt Fähigkeiten oder Möglichkeiten mit, die die Gruppe bis zu diesem Zeitpunkt nicht abdeckt und gleichzeitig gut benötigen kann. Bietet ein neues Mitglied beispielsweise einen geeigneten, für andere unbekanntem Treffpunkt, an dem sich die Mitglieder versammeln können, oder besticht es durch herausragende Kampftechniken, gilt es als wertvoller Zuwachs der Gemeinschaft. Oftmals werden allerdings neuen Mitgliedern, bevor ihnen überhaupt Zugang zu der Gruppe gewährt wird, eine Art Aufnahmeprüfung auferlegt, die meistens eine Mutprobe vor den Augen der anderen darstellt. Diese Riten hören bei Männern nach der Kinder- und Jugendzeit nicht auf, sie modifizieren sich lediglich. Physische Kraft und Mut zeigen sich dann im sportlichen Ehrgeiz, Einfallsreichtum, Intelligenz und Durchsetzungsfähigkeit finden sich in der beruflichen Stellung wieder, Unterhaltsamkeit und Witz machen sie zu gesuchten Gesprächspartnern von Männern und Frauen.

In der modernen Welt kann die Position eines Mannes nicht mehr vom Augenschein erkannt werden – zumindest nicht, wenn körperliche Stärke in einer Gesellschaft nicht das einzige Kriterium ist. Ihnen fehlt ein eindeutiges persönliches Signal, das das Alpha-Männchen kennzeichnet – wie der Silberrücken des männlichen Leit-Gorillas. Stellvertretend haben sich dafür Insignien entwickelt, die Rückschlüsse auf die hierarchische Eingruppierung erlauben. In früheren Jahrhunderten spielten besonders die Kleidung, das Auftreten und die Sprechweise dabei eine herausragende Rolle. Selbst wenn heute diese Unterschiede nicht mehr so offensichtlich wie in vergangenen Zeiten erscheinen, so sind sie dennoch vorhanden. Michael Kraus und Dacher Keltner von der University of California haben in einem Versuch nachgewiesen, dass alleine aufgrund der Körpersprache eine Korrelation mit dem sozialen Status hergestellt werden konnte.¹⁴⁴⁵ Spätestens mit der Erstarkung der Bürgertums gewannen jedoch noch andere Aspekte an Bedeutung, allen voraus Geld und politischer, wirtschaftlicher oder intellektueller Einfluss. All dies steht für Erfolg und damit für eine hohe hierarchische Positi-

¹⁴⁴⁵ Michael Kraus/Dacher Keltner: Signs of Socioeconomic Status. A Thin-Slicing Approach, in: Psychological Science Vol. 20, Nr. 1/2009, S. 99-106

on. Natürlich nützt die Tatsache alleine wenig, wenn der Erfolg nicht nach außen dokumentiert wird, d.h. das Geld in sichtbare Objekte oder Aktivitäten umgesetzt wird (Häuser, Autos, Schmuck, Reisen oder auch Charity-Aktivitäten), Titel auf die Intellektualität verweisen, der Name mit öffentlichen Ämtern in Verbindung gebracht oder in den Wirtschaftsnachrichten genannt wird. Dabei kann die eigene Positionsbestimmung erst durch den Blick und damit die Abgrenzung zu den anderen geleistet werden. Sich also beispielsweise selber ein „Signal“ auszudenken, das man gut beherrscht, macht wenig Sinn, weil es als solches nicht wahrgenommen wird, und man bestenfalls als schrullig oder schräg eingestuft wird.

Warum konnte sich in der Evolution ein solches Verhalten etablieren? Und warum ist der Status innerhalb einer Gruppe für Männer (im Durchschnitt) wichtiger als für Frauen?

Beides hängt mit zwei zentralen Konstellationen zusammen: die weibliche Selektion bei der Partnerwahl und das Leben und Arbeiten in Gruppen. Wie schon im Kapitel zur Partnerwahl dargestellt, führte die ungleich höhere weibliche Investition in den Nachwuchs bei Frauen zu strengen Selektionskriterien des potenziellen Partners. Äußere Schönheit ist als Signal von Stärke (z.B. Körpergröße, trainierte Muskulatur) oder Gesundheit (z.B. Gesichtssymmetrie, ausgeprägte Kinnknochen für hohen Testosteronspiegel, glänzendes, volles Haar) wichtig. Bedeutsamer sind die Aspekte, die die Fürsorge und den Schutz sicherstellen, denn ohne väterliche Unterstützung hatte ein Kind bis zur Einführung sozialer Sicherungssysteme denkbar schlechte Startbedingungen, sofern es überhaupt überlebte. Frauen mussten im Laufe der Evolution Wege finde, zwei Kriterien zu überprüfen: *Kann* und *will* ein potenzieller Partner die geforderte Unterstützung leisten. Das Können lässt sich am Status, der mit dem persönlichen Erfolg korreliert, ablesen. Dieser Mann *könnte* ausreichend Ressourcen, Nahrung und Schutz für die Aufzucht der Kinder bereitstellen. Das Wollen zu überprüfen, ist schon wesentlich komplizierter und hauptsächlich über Beobachtungen und Rückschlüsse möglich, wie sich ein Mann Kindern allgemein oder Schwächeren gegenüber verhält. Darüber hinaus bewertet die Frau sein allgemeines Auftreten und seine Handlungen ihr gegenüber: Hört er zu und ist geduldig, sorgt er sich um ihr Wohlergehen, selbst wenn er sich im Kreis von anderen Männern befindet, zeigt er seine Zuneigung durch Worte und Taten und verhält sich großzügig. Wenn er ihr gegenüber nicht protektiv agiert, wird er es vermutlich auch nicht bei einem Kind tun, das sehr viel mehr Aufmerksamkeit, Zeit und Geduld abverlangt als die erwachsene Partnerin. Bei Männern kommen ambivalente Tendenzen zum Tragen, nämlich einerseits den eigenen Nachwuchs gut zu unterstützen, da dieser seine Gene trägt, und andererseits der Wunsch, die eigenen Replikationschancen intensiv zu nutzen, sprich mit mehreren Frauen Kinder zu haben, was am Ende wieder zu Lasten des bereits vorhandenen Nachwuchses ginge.

Es war also für Frauen und für ihre Kinder von vitalem Interesse, sorgfältig auf die oben genannten Kriterien bei der Partnerwahl zu achten. Traf sie eine richtige Entscheidung, so konnte sie mehr Nachwuchs in die Welt setzen und vor allem bis zur Geschlechtsreife bringen. Damit wurde diese Fähigkeit verstärkt an die nächste Generation weitergegeben und etablierte sich über Jahrtausende hinweg als Muster. Gleichzeitig festigte sich bei den Männern das Verhalten, Signale über den eigenen Status zu senden. Dass diese nicht immer ein realistisches Bild abgeben und bewusst oder unbewusst geschönt werden, um einen höheren Status als den tatsächlichen vorzutäuschen, ist nachvollziehbar, wenn sich dadurch die Chancen, von einer Frau als potenzieller Partner in Augenschein genommen zu werden, erheblich verbessern. Erfolgreiche Blender können dann ihre Gene und die damit verbundene Verhaltensdisposition an ihre Söhne weitergeben. Mit immer differenzierteren Täuschungsmanövern seitens der Männer entwickelten Frauen immer bessere Fähigkeiten, diese zu durchschauen.¹⁴⁴⁶

Der zweite Grund, warum sich überhaupt Hierarchien herausbilden, hängt mit dem Leben in der Gruppe zusammen. Müssten vor jeder Aktivität (wie beispielsweise gemeinsame Jagd, Verteidigung oder Angriff gegenüber Dritten) die Positionen neu ausgehandelt werden, würde nicht nur wertvolle Zeit verloren gehen, sondern die persönliche Energiebilanz und gegebenenfalls die eigene Gesundheit erheblich darunter leiden. Gruppeninterne Auseinandersetzungen unter Männern laufen selten ohne Demonstration der physischen Überlegenheit ab, werden oftmals als Schauangriffe ausgetragen, manchmal auch in Form von körperlichem Handel. Die Verletzungsgefahr bei solchen Attacken ist groß, wobei selten Lebensgefahr für den Gegner besteht. Obwohl eine hierarchische Ordnung gerade immer wieder von Jüngeren in Frage gestellt wird, hat ein stabiles System den Vorteil, dass sich die Mitglieder einer Gruppe nicht permanent untereinander aufreiben. Bemerkenswerterweise sorgt ein der Gruppenhierarchie angepasster Testosteronspiegel für große Stabilität. So konnte bei Leadern ein höherer und bei rangniedrigeren Mitgliedern ein niedriger Testosteronspiegel nachgewiesen werden. Sobald sich interne Strukturen ändern, modifiziert sich entsprechend das hormonelle Niveau. Testosteron steuert u.a. die (vor allem männliche) Sexualität, aber vermutlich ebenfalls ag-

¹⁴⁴⁶ Die Begriffe Täuschung oder Betrug hierfür zu verwenden, ist teilweise problematisch, da diese Handlungen eine bewusste und reflektierte Haltung voraussetzen und nur in den wenigsten Fällen davon ausgegangen werden kann, dass Männer ihre tatsächliche Position innerhalb einer Gruppe mehr als nur instinktiv richtig einordnen. (Gemeint sind nicht Positionsbestimmungen in einem Organigramm eines Unternehmens, die funktionale Zuständigkeiten und Verantwortungen darstellen, aber nicht die realen Machtverhältnisse widerspiegeln.) Sobald ein Bewusstmachen des Status gefordert wird, beginnt bereits der Prozess der Täuschung – in diesem Fall dann die Selbsttäuschung. Auch dieses hat seinen biologischen Sinn: Wären sich Männer stets über ihre schwache Stellung und ihren unzureichenden Status im Klaren und verhielten sie sich entsprechend, hätten sie schlechtere Chancen, eine Partnerin zu finden und Nachwuchs in die Welt zu setzen. Das ‚ehrliche‘ Auftreten konnte sich demnach als festes Muster gar nicht im Großteil der männlichen Bevölkerung etablieren. Ähnliches gilt bei Frauen für die Bereiche Attraktivität und Jugendlichkeit. Um einem Missverständnis vorzubeugen: Es geht nicht darum, den absichtlichen Betrug mit biologischen Erklärungen zu entschuldigen, sondern um das Aufzeigen eines Ansatzes für das meistens automatisch ablaufende, Menschen immanente Muster, sich in einem etwas besseren Licht darzustellen als es der Realität entspricht.

gressive Verhaltenstendenzen. Wäre bei allen Gruppenmitgliedern der Testosteronhaushalt vergleichbar hoch, bestünde die Gefahr, dass interne Auseinandersetzungen wichtige Kapazität (Zeit, Energie, körperliche Fitness, geistige Offenheit) von der eigentlichen Tätigkeit abziehen.¹⁴⁴⁷

Peter Munk ist zu Beginn der Geschichte ein sechzehnjähriger, „schlanker Bursche“ (S. 323). Von seinem verstorbenen Vater hat er das Geschäft des Kohlenbrennens erlernt, das einsam ist und ihm viel Zeit zum Nachdenken lässt. Unter Menschen fährt er nur, um die Kohlen zu verkaufen, „schwarz und beruht und den Leuten ein Abscheu“ (ebd.). Die Ablehnung, die er erfährt, führt zu einer hohen Unzufriedenheit mit seinem Berufsstand und einer tiefen Sehnsucht, seinen Status zu verbessern. Alle anderen, die stattlich gekleideten Glasbläser, Holzhändler und Uhrenmacher, scheinen ihm angesehener. Und der reiche Ezechiel, der kühne Schlurker und der Tanzbodenkönig stehen an der gesellschaftlichen Spitze. Neidvoll blickt er auf deren Erfolg, wohl wissend, dass er aus eigener Kraft schwerlich eine vergleichbare hierarchische Position erreichen wird. In der Zeit, in der „Das kalte Herz“ spielt, standen soziale Hierarchien oftmals bereits mit der Geburt fest. Jungen erlernten den Beruf ihrer Väter und handelte es sich um einen Handwerksberuf, so unterlag dieser zusätzlich strengen Zunftregeln. Die Schwellen zwischen den Gesellschaftsklassen waren ungleich schwieriger zu überwinden und Eheschließungen mit Partnern aus unterschiedlichen Ständen nahezu undenkbar. Berufe stellen eindeutig Signale für die eigene Hierarchie dar, und der des Köhlers rangierte relativ weit unten, begründet Peter Munk dem Glasmännchen seinen Wunsch, etwas anderes darstellen zu wollen. „Ein Kohlenbrenner ist halt gar etwas Geringes auf der Welt, und die Glasleute und Flözer und Uhrmacher und alle sind angesehener.“ (S. 338) Das Glasmännchen erkennt allerdings sofort, dass dies nur der Beginn eines ehrgeizigen Weges nach immer mehr Macht ist, die Peter wie den anderen Menschen letztlich keine Zufriedenheit bringt: „ihr seid ein sonderbar Geschlecht, ihr Menschen! Selten ist einer mit dem Stand ganz zufrieden, in dem er geboren und erzogen ist, und was gilt, wenn du ein Glasmann wärest, möchtest du gern ein Holzherr sein, und wärest du ein Holzherr, so stünde dir des Försters Dienst oder des Amtmanns Wohnung an.“ (S. 338 f.)

Zutreffend erkennt Peter aber, dass Reichtum ein wesentliches Signal für gesellschaftliche Macht ist, ein Signal, das ein unattraktives Äußeres sowie charakterliche Schwächen oder sozial unverträgliches Verhalten vergessen macht.

¹⁴⁴⁷ Solche von außen als sinnlos empfundenen Machtkämpfen sind immer wieder in Unternehmen oder politischen Organisationen zu beobachten, wo sich die gelebte Hierarchie von der auf dem Papier stehenden eklatant unterscheidet.

„An diese drei Männer dachte Kohlenmunk-Peter oft, wenn er einsam im Tannenwald saß. Zwar hatten alle drei einen Hauptfehler, der sie bei den Leuten verhasst machte; es war dies ihr unmenschlicher Geiz; ihre Gefühllosigkeit gegen Schuldner und Arme; denn die Schwarzwälder sind ein gutmütiges Völklein. Aber man weiß, wie es mit solchen Dingen geht; waren sie auch wegen ihres Geizes verhasst, so standen sie doch wegen ihres Geldes im Ansehen; denn wer konnte Taler wegwerfen wie sie, als ob man das Geld von den Tannen schüttelte?“ (S. 324 f.)

Dass er besser tanzen können möchte als der Tanzbodenkönig, entspringt dem Wunsch, seine Beweglichkeit, Koordinationsgabe, schnelle Reaktion, Anmut und Geschmeidigkeit und damit letztlich seine Gesundheit und Stärke unter Beweis stellen zu können. Wolfgang Steinig sieht in einem Tanz ein kostspieliges Signal, das quasi als Handicap des Gehens die besondere Fitness des Praktizierenden unter Beweis stellt:

„Tanz ist die exzessivste Form der Fortbewegung auf zwei Beinen. Wer seine Beine und Füße auf komplizierte Weise in rascher Folge bewegt, demonstriert damit das Vermögen, ein besonders fähiger Zweibeiner zu sein – ein Zweibeiner, der trotz artistischer Schrittfolgen nicht aus dem Gleichgewicht gerät. Tanz dient nicht dazu, auf möglichst effiziente Weise eine Wegstrecke von A nach B zu bewältigen. Ganz im Gegenteil – man bewegt sich mit großer Anstrengung auf kleinstem Raum und kann so von Zuschauern lange und intensiv betrachtet werden. Der Tanz treibt das Handicap des aufrechten Gangs auf die Spitze. Er ist zur sexuellen Selektion prädestiniert, da die Bewegung nicht dem Überleben dient, sondern zur Signalisierung der eigenen Attraktivität.“¹⁴⁴⁸

Als Peter diese herausragende Fähigkeit vom Glasmännchen verliehen bekommt, sucht er die direkte Konkurrenz mit dem Tanzbodenkönig, übertrifft diesen und verdient sich so den Namen „Tanzkaiser“ (S. 342):

„Auch in seinen Beinen zuckte und drückte es, wie wenn sie tanzen und springen wollten, und als der erste Tanz zu Ende war, stellte er sich mit seiner Tänzerin oben neben den Tanzbodenkönig, und sprang dieser drei Schuh hoch, so flog Peter vier, und machte dieser wunderliche und zierliche Schritte, so verschlang und drehte Peter seine Füße, daß alle Zuschauer vor Lust und Verwunderung beinahe außer sich kamen.“ (Ebd.)

Mit dem Reichtum steigt sein Ansehen, er gilt als „gemachter Mann“ (ebd.). So hoch beglückt von der positiven Wendung seines Lebens, teilt er noch reichlich mit den Armen. Der Umgang mit Erfolg will jedoch gelernt sein und wie die meisten Menschen, die zu plötzlichem Reichtum kommen, fällt ihm Maß halten schwer. Zunehmend verfällt er der Spielsucht und kümmert sich kaum noch um seine Glashütte, die zusehends verfällt. Das Ganze nimmt eine dramatische Wendung, als dem „Spielpeter“, wie er nun genannt wird, trotz beständigen Gewinns beim Würfeln das Geld ausgeht, weil seine Taschen gemäß seines Wunsches immer so gefüllt sind wie die von Ezechiel. Nun war dieser permanent im Spiel unterlegen, hatte

¹⁴⁴⁸ Steinig: Als die Wörter tanzen lernten, 2007, S. 164 f.

kein Geld mehr und erbittet sich eine Anleihe, die ihm Peter nicht gewähren kann, weil seine Taschen ebenso leer sind wie die seines Kontrahenten. Der Wirt und Ezechiel beschuldigen ihn, ein Zauberer zu sein und wollen „die schreckliche Geschichte allen Leuten im Schwarzwald erzählen“ (S. 345) und ihn in der Stadt ob seiner magischen Fähigkeiten anklagen. Als dann am kommenden Morgen der Amtmann seine Besitztümer pfänden will, wendet er sich schließlich an den Holländer-Michel. Die Angst, sein Gesicht zu verlieren und erneut in Armut und Bedeutungslosigkeit zu fallen, ist so immens, dass er sich auf den absurden Tausch Herz gegen Geld einlässt. Nach zwei Jahren auf Reisen, wo er im Überfluss lebt, kehrt Peter überdrüssig seines Lebensstils und gelangweilt vom Nichtstun zum Holländer-Michel zurück, der ihm als ‚Therapie‘ seines freudlosen Lebens Arbeit und eine Heirat empfiehlt und ihn zusätzlich mit 100.000 Gulden beschenkt. In seiner alten Heimat ist sein damaliges Verhalten vergessen, und er wird anbiedernd mit offenen Armen aufgenommen:

„Bald vernahm man im Schwarzwald die Märe, der Kohlenmunk-Peter oder Spielpeter sei wieder da und noch viel reicher als zuvor. Es ging auch jetzt wie immer; als er am Bettelstab war, wurde er in der ‚Sonne‘ zur Tür hinausgeworfen, und als er jetzt an einem Sonntagnachmittag seinen ersten Einzug dort hielt, schüttelten sie ihm die Hand, lobten sein Pferd, fragten nach seiner Reise, und als er wieder mit dem dicken Ezechiel um harte Taler spielte, stand er in der Achtung so hoch als je.“ (S. 353)

Trotz der hohen gesellschaftlichen Stellung, die er erneut einnimmt, kann er seine Herkunft und sein vergangenes Verhalten nicht abschütteln und wird als „Kohlenmunk-Peter“ oder „Spielpeter“ bezeichnet – ein deutliches Zeichen, wie fragil sein Status ist und lediglich mit dem erworbenen Vermögen verbunden wird. Ansehen aufgrund seiner Intelligenz, seiner Persönlichkeit oder körperlicher Attribute besitzt er nicht. Instinktiv weiß er um dieses Manko und ist bemüht, seine tatsächlichen Geldgeschäfte – die damals (wie seit der globalen Finanzkrise 2008 wieder) weitgehend als wenig ehrbare Betätigung galten - hinter einem scheinbaren Holzhandel zu kaschieren. Seine Position erlaubt ihm, sich um die Ehe mit der schönsten und tugendhaftesten Frau zu bewerben – zwei der wichtigsten weiblichen Attribute – zumindest aus dem evolutionspsychologischen Blickwinkel von Männern. Die Heirat mit einer begehrenswerten Frau festigt wiederum seinen Status unter seinen Geschlechtsgenossen. „Endlich kam Peter auf den Gedanken, zu heiraten. Er wußte, daß im ganzen Schwarzwald jeder Vater ihm gerne seine Tochter geben werde; aber er war schwierig in seiner Wahl, denn er wollte, daß man auch hierin sein Glück und sein Verstand preisen sollte.“ (S. 354) Erst als er allerdings geläutert und wieder mit seinem eigenen Herzen versehen seiner ursprünglichen Arbeit als Kohlenbrenner nachgeht und dadurch selber einen kleinen Wohlstand erwirtschaftet, bekommt er Nachwuchs. Und das Glasmännchen, das er um die Patenschaft bei seinem

Sohn bittet, zaubert ihm als Geschenk für den kleinen Peter „vier stattliche Geldrollen“ in die Tasche, „lauter gute, neue badische Taler, und kein einziger falscher darunter.“ (S. 365)

5.8.2. Das Phänomen des „kalten Herzen“

Über Jahrhunderte hinweg galt das Herz als Sitz aller Emotionen und selbst heute nimmt dieser hochleistungsfähige Hohlmuskel eine besondere Stellung unter den menschlichen Organen ein. Das ist nicht weiter verwunderlich, denn im Gegensatz zu der Herzgegend, die seismographisch die Gemütsbewegungen widerspiegelt, sind dort, wo tatsächlich Emotionen ausgelöst und verarbeitet werden, keine körperlichen Korrelate zu spüren.¹⁴⁴⁹ „Obwohl im Gehirn Nervengewebe in Hülle und Fülle vorhanden ist, gibt es dort keine Schmerzrezeptoren.“¹⁴⁵⁰ Der Nobelpreisträger Eric Kandel fasst den Geist-Materie-Dualismus, der im Herzen seinen Kulminationspunkt findet, zutreffend zusammen.

„Die meisten Menschen haben keine Probleme damit, die Ergebnisse der Experimentalforschung zu akzeptieren, sofern sie sich auf andere Teile des Körpers beziehen. Mit der Erkenntnis, dass das Herz nicht der Sitz der Gefühle ist, sondern ein Muskelorgan, das Blut durch das Kreislaufsystem pumpt, können wir beispielsweise gut leben. Doch die Vorstellung, dass menschlicher Geist und Spiritualität von einem physischen Organ – dem Gehirn erzeugt werden, ist für einige Leute neu und befremdlich. Es fällt ihnen schwer zu glauben, dass das Gehirn ein informationsverarbeitendes Organ ist, dessen wunderbare Leistungsfähigkeit nicht aus seinem Geheimnis, sondern aus seiner Komplexität erwächst – aus der ungeheuren Zahl, Vielfalt und Interaktion seiner Nervenzellen.“¹⁴⁵¹

Der Versuch, das Herz auszutauschen, wie es der Holländer-Michel bei Peter Munk praktiziert, bedeutete zu der Zeit, als das Kunstmärchen spielt, den sicheren Tod. 1967 führte Christiana Barnard die erste Herztransplantation durch, damals eine Sensation. Heute gilt sie immer noch – wie jede Organverpflanzung – als eine medizinische Herausforderung, da die postoperativen Risiken, besonders die der körpereigenen Immunreaktion, weiterhin sehr groß sind. Der Psychologe Wolfgang Albert betreut am Berliner Herzzentrum die Herztransplantierten vor und nach dem erfolgten Eingriff. Ein Viertel der Patienten scheint Ängste zu hegen, dass das neue Herz die Eigenschaften seines ehemaligen Trägers nun auf den Transplantierten übertragen könne, ein Gedanke, der nur auftauchen kann, wenn das Herz und nicht das Gehirn als Sitz der Persönlichkeit angesehen wird.

„Die Angst speist sich nicht nur aus dem hohen symbolischen Gehalt des Herzens, sondern auch aus den typischen Veränderungen, die viele Herztransplantierte an sich erleben: eine erhöhte Reizbarkeit, dazu eine sichtbare Gewichtszunahme und gerunde-

¹⁴⁴⁹ Gion Condrau/Marlies Gassmann (Hrsg.): Das verletzte Herz, Zürich, Stuttgart: Kreuz 1989, S.117

¹⁴⁵⁰ Ramachandran: Die blinde Frau, die sehen kann, 2002, S. 63

¹⁴⁵¹ Kandel: Auf der Suche nach dem Gedächtnis, 2006, S. 25

te Gesichtsformen. Daß dies Nebenwirkungen der Medikamente sind, die eine Abstoßung des transplantierten Organs verhindern sollen, ist medizinisch belegt, kann aber gegenüber der suggestiven Vorstellung eines fremden Herzens, das seinen neuen Träger beeinflusst, schon einmal verblässen.¹⁴⁵²

Daneben beschäftigen die Transplantationspatienten zahlreiche weitere Ängste wie Todesangst oder Verfolgungswahn, die rationalerweise im gleichen Maße bei anderen transplantierten Organen auftreten müssten, dennoch werden sie beim Herzen ungleich intensiver erlebt, ein weiteres Indiz, welches symbolischer Gehalt mit dem Herzen in Verbindung gebracht wird.

Denn es

„gilt als physisches wie emotionales Zentrum des Menschen, als Bewahrer der unverwechselbaren Eigenheiten des jeweiligen Individuums und ist in der Funktion derart fest in der Umgangssprache verankert, daß keine Diskussion um die Erforschung des menschlichen Genoms oder im Hirn angesiedelten Fähigkeiten in absehbarer Zeit der Herzmetapher diese Rolle streitig machen wird“,

vermutet Tilman Spreckelsen.¹⁴⁵³ In dem „Kalten Herzen“ wird dem Herzen dieselbe Metaphorik zugewiesen, denn seine Materialität beeinflusst das Verhalten seiner Träger, so zumindest suggeriert es der Text. Ein steinernes Herz ist kalt und unveränderlich, reagiert nicht auf Reize von außen oder emotionale Stati ebenso wie diejenigen Menschen, denen es in der Brust sitzt. Als sich Peter und der Holländer-Michel das erste Mal begegnen, weiß zwar Peter nicht genau, womit der Waldgeist seine Geschäfte betreibt, jedoch sind ihm die kolportierten Geschichten und Warnungen wohl im Gedächtnis und er lehnt zunächst das Hilfsangebot ab. Er ist sich bewusst, dass er eine finanzielle Unterstützung nicht ohne Gegenleistung erhalten wird, denn „der Holländer-Michel sah nicht aus, wie wenn er aus Mitleid Geld wegschenkte, ohne etwas dafür zu verlangen.“ (S. 336) Peter sucht ihn daher erst auf, als ihm nach dem Bankrott der Amtmann und der Gerichtsdieners Haus und Hof pfänden. Michel führt ihn in sein Haus, wo Gläser mit den „angesehensten Herzen in der Umgegend von zwanzig Stunden“ (S. 349) in einer Flüssigkeit schwimmen, und deren Besitzer nun alle ein Herz aus „Marmelstein“ in ihrer Brust tragen. Auf Peter Munks Einwand, dass dieses ein kaltes Gefühl im Körper verbreitet, erwidert der Riese:

„Freilich, aber ganz angenehm kühl. Warum soll denn ein Herz warm sein? Im Winter nützt dir die Wärme nichts, da hilft ein guter Kirschgeist mehr als ein warmes Herz, und im Sommer, wenn alles schwül und heiß ist, - du glaubst nicht, wie dann ein solches Herz abkühlt. Und wie gesagt, weder Angst noch Schrecken, weder törichtes Mitleiden noch anderer Jammer pocht an solch ein Herz.“ (S. 350)

¹⁴⁵² Tilman Spreckelsen: Herz. Vom Umgang mit unserem liebsten Symbol, Berlin: Aufbau 2001, S. 14 f.

¹⁴⁵³ Ebd., S. 16

Obwohl das Herz auch heute noch metaphorisch für (Mit-)Gefühl und Mitmenschlichkeit verwendet wird,¹⁴⁵⁴ erreichte der Herzkult literarisch besonders im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert seinen Höhepunkt, in dessen Spätphase „Das kalte Herz“ von Wilhelm Hauff gehört.¹⁴⁵⁵ In der christlichen Vorstellung wurzelt ein tiefes Misstrauen, dass irdischer Reichtum mit dem Verlust ethischer Werte und der moralischen Integrität des Charakters einhergehe. Man denke an die Armutsgelübde diverser Orden oder an die Verheißung auf ein ‚reiches‘ Leben im Jenseits als Belohnung für ein armes, aber gottgefälliges Leben im Diesseits. In der frühen Biedermeierzeit geschrieben greift das Kunstmärchen die Spannung zwischen traditionell ruhigem Handwerkerleben und aufkommendem industriellen Zeitalter auf und thematisiert die Ängste und Bedürfnisse der Bevölkerung, dass das Leben einerseits so beschaulich wie bisher weitergehen und andererseits doch moderner und schneller werden möge. Die Menschen wünschten sich materiellen Wohlstand, einhergehend mit einer Verbesserung der eigenen Reputation, so wie in dem „Kalten Herzen“ die männlichen Protagonisten vertreten durch Peter Munk.¹⁴⁵⁶ Das neue, ‚moderne‘ Gedankengut im Stile eines Holländer-Michels verkörpern bereits einige im Schwarzwald, und es sind vornehmlich diejenigen, die über ein hohes gesellschaftliches Ansehen verfügen: „zunächst die Trias aus Geld, Frechheit und Eleganz, verkörpert im dicken Ezechiel, dem langen Schlurker und dem Tanzbodenkönig, später mit Amtmann und Oberförster die [...] Beamtenschaft, das Finanzwesen sowie Sklavenhändler vom Schlage der notorischen Werbeoffiziere [...]“.¹⁴⁵⁷ Spreckelsen interpretiert in diesem Sinne das Herz primär als „unbequemen Mahner an die von christlicher Ethik geprägten Tradition“¹⁴⁵⁸ und der Tausch gegen ein steinernes als Versuch, mit der neuen Industriethik Schritt zu halten. Dass Peter dabei scheitert und reumütig zu seiner alten Situation zurückkehrt, unterstreiche, so Spreckelsen, die restaurative Haltung des Autors.

Um eine interpretatorisch tiefere Ebene zu erreichen, und die Frage nach dem anthropologischen Gehalt des „kalten Herzen“ zu beantworten, muss zunächst die metaphorisch-literarische Ebene verlassen und ein Blick auf die biologische Bedeutung des Herzens geworfen werden. Bei einem Erwachsenen schlägt das Herz täglich 100.000 bis 120.000-mal und pumpt da-

¹⁴⁵⁴ Der ehemalige SPD-Politiker Oskar Lafontaine hat sich dieser Metapher mit seinem Selbstbekenntnis „Das Herz schlägt links“ sehr einprägsam und wirtschaftlich erfolgreich bedient (seine Autobiographie greift dieses Zitat im Titel auf) und damit seine politische Standortbestimmung dokumentiert.

¹⁴⁵⁵ Siehe zur Thematik Herz, Literatur und Poesie: Marcel Reich-Ranicki: Herz, Arzt und Literatur. 2 Aufsätze, Zürich: Ammann 1987

¹⁴⁵⁶ Der Medienpsychologe Peter Winterhoff-Spurk greift in „Kalte Herzen. Vom Einfluß des Fernsehens auf den Sozialcharakter“ (Abendvortrag bei den 54. Lindauer Psychotherapiewochen zum Thema „Das Herz“ am 05.05.04) die Diskrepanz zwischen dem vorindustriell geprägten Schwarzwaldleben zu Beginn des 19. Jahrhunderts und der modernen Industriegesellschaft im Stile des Holländer-Michels auf, die „einen ganz anderen Menschenschlag als den vorindustriellen Kleinbürger, nämlich den „*homo oeconomicus*“ [verlangte - Verf.]. Für dessen Geschäfte sind Gefühle, ganz besonders aber Mitleid und Nächstenliebe, nichts als störend. Und das wäre dann die *emotionssoziologische* Botschaft des Märchens: Wer im modernen Kapitalismus erfolgreich sein will, der braucht ein kaltes Herz.“ (S. 2 f.)

¹⁴⁵⁷ Spreckelsen: Herz, 2001, S. 49

¹⁴⁵⁸ Ebd., S. 50

bei rund 7.000 Liter Blut durch den Körper. In einem ruhigen, entspannten Zustand läuft dieser Prozess unbemerkt ab, sobald jedoch das Gehirn beispielsweise eine drohende Gefahr erkennt, geht der ‚Befehl‘ an die Nebennierenrinde unter anderem die Hormone Adrenalin und Cortisol auszuschütten, um den Organismus für eine Flucht oder einen Angriff vorzubereiten: Die Herzfrequenz und seine Kontraktionskraft werden über das sympathische Nervensystem gesteigert, ebenso wie eine Dilatation der Bronchialmuskulatur, eine Verminderung der Peristaltik sowie die Erweiterung der Pupillen.¹⁴⁵⁹ Dadurch schnellert der Blutdruck in die Höhe und die Gefäße verengen sich. Außerdem nehmen Entzündungsstoffe sowie die Gerinnungsneigung des Blutes zu, um im Falle einer Verletzung den Blutverlust und das Infektionsrisiko gering zu halten. Emotionale Stresssituationen, zu denen im Übrigen nicht nur angstausslösende, negative Erlebnisse zählen, können ebenfalls diese Kaskade auslösen. „Der Sympathikus erfüllt eher ergotrope (Leistungs-)Funktionen, d.h. er tritt insbesondere bei Anspannung, körperlicher Aktivität und Stress in Aktion.“¹⁴⁶⁰ Der Parasympathikus übernimmt den funktionellen Gegenpart.

Durch die hier gemachte verkürzte Darstellung darf nicht der Eindruck erweckt werden, Emotionen entstünden in Form eines simplen Reiz-Reaktions-Modells oder ausschließlich als Feedback einer bereits gezeigten physiologischen Veränderung. Vermutlich spielen beide Varianten komplex zusammen: „Als ersten Schritt sieht man die unbewusste, implizite Einschätzung eines Reizes an, dem folgen erste physiologische Reaktionen und schließlich die bewusste Erfahrung, die fortauern kann, aber nicht muss.“¹⁴⁶¹ Konkret bedeutet dies, dass ein dem Menschen angeborener angstausslösender Reiz zunächst zu einer schnellen automatischen Reaktion führt, die wiederum mit bestimmten physiologischen Vorgängen korreliert.¹⁴⁶² Bestehen bereits Erfahrungen mit vergleichbaren Situationen, kommen Teile des Kortex mit seinen evaluierenden Funktionen ins Spiel, d.h. die von der Amygdala ausgehenden Furchtsignale werden bewertet.

„Ist die Amygdala, die so wichtig für das Furchtgedächtnis ist, geschädigt, kann ein emotional besetzter Reiz keine emotionale Reaktion mehr auslösen. Im Gegensatz dazu beeinträchtigt eine Schädigung des Hippocampus, der sich mit dem bewussten Gedächtnis befasst, die Fähigkeit, sich an den Kontext zu erinnern, in dem der Reiz aufgetreten ist. Die bewussten kognitiven Systeme lassen uns also die Möglichkeit, unsere Handlungen zu wählen, doch die unbewussten Bewertungsmechanismen reduzieren diese Optionen auf einige wenige, die der Situation angemessen sind.“¹⁴⁶³

¹⁴⁵⁹ Schandry: Biologische Psychologie, 2003, S. 160

¹⁴⁶⁰ Ebd., S. 162

¹⁴⁶¹ Kandel: Auf der Suche nach dem Gedächtnis, 2006, S. 369

¹⁴⁶² Zum Thema der „Furcht-Systematik“ siehe Solms/Turnball: Das Gehirn und die innere Welt, 2004, S. 140 ff.

¹⁴⁶³ Kandel: Auf der Suche nach dem Gedächtnis, 2006, S. 369

Ebenso wie das Furcht-System wird das Wut-System, eines der weiteren drei basalen Emotionen¹⁴⁶⁴, in einem Teil der Amygdala ausgelöst. Kommt es zu Frustrationen, denen sich Peter Munk aufgrund seiner niedrigen hierarchischen Position ausgesetzt sieht und denen er durch ein zielgerichtetes Verhalten nicht erfolgreich zu begegnen vermag, dann kann es zu einer „heißen“ Aggression kommen, die zu dem Katalog des Ärger-Wut-Systems zählt.¹⁴⁶⁵ Da aggressive Akte nicht den standardisierten motorischen Programmen unterliegen, können sie mit dem ‚freien Willen‘, d.h. durch Antizipation und Reflexion normalerweise kanalisiert und/oder unterdrückt werden. In diesem Sinn äußern sich die beiden Neurowissenschaftler Mark Solms und Oliver Turnbull wie auch schon Vilayanur Ramachandran:

„Unter dem neurowissenschaftlichen Blickwinkel erweist sich das Wesen des ‚freien Willens‘ – vielleicht nicht ganz ohne Ironie – als die Fähigkeit zur *Hemmung*, das heißt, als die Fähigkeit zu entscheiden, etwas *nicht* zu tun. Von seinen engsten Verwandten in der Tierwelt, bestimmten Primaten, unterscheidet den Menschen mehr als alles andere die Entwicklung eines höherrangigen ‚Selbst‘systems, dessen Organisation auf *inhibitorischen* Mechanismen beruht. Diese Mechanismen, deren physische Korrelate sich in den **Präfrontallappen** befinden (die Krönung des menschlichen Hirns), verleihen uns die Fähigkeit, die primitiven, stereotypen Zwänge zu *unterdrücken*, die unseren ererbten und emotionalen Gedächtnissystemen eingeschrieben sind. Auf dieser Basis ist es gerechtfertigt, die inhibitorischen Präfrontallappen als den ‚Stoff‘ oder das Körpergewebe zu betrachten, dem wir unser Menschsein verdanken.“¹⁴⁶⁶

Studien am präfrontalen Kortex, an der „Krönung des menschlichen Gehirns“, wie ihn Solms und Turnbull bezeichnen, gehen bereits auf den Fall des Eisenbahnvorarbeiters Phineas Gage (1848) zurück, dessen präfrontaler Kortex bei einer Explosion von einer Eisenstange durchschlagen wurde.¹⁴⁶⁷ Er verlor weder sein Leben, noch seine Intelligenz, sein Langzeitgedächtnis oder seine Wahrnehmungsfähigkeit, änderte aber nachhaltig seinen Charakter, entwickelte eine – nach heutigem Psychologiedeutsch bezeichnete – dissoziale Persönlichkeitsstruktur. Die Forschung dieses komplexen und ‚menschlichsten‘ Gehirnteils begann. Liegen krankheits- oder unfallbedingt Läsionen in diesem Bereich vor, fällt es dem Betroffenen schwer, eingehende Reize mit gespeicherten Erinnerungen zusammenzubringen und eine angemessene

¹⁴⁶⁴ Solms und Turnbull greifen bei ihre Klassifizierung der Emotionen in vier Grundkategorien „Seeking“ (Suche), „Rage“ (Wut), „Fear“ (Furcht), „Panic“ (Panik) auf die Terminologie von Jaak Panksepp zurück: *Affective Neuroscience. The Foundations of Human and Animal Emotions*, New York/N.Y.: Oxford University Press 1998

¹⁴⁶⁵ Solms/Turnbull: *Das Gehirn und die innere Welt*, 2004, S. 138 ff.

¹⁴⁶⁶ Ebd., S. 292 f.

¹⁴⁶⁷ Der präfrontale Kortex ist ganz allgemein, der „vorderste Teil des frontalen Cortex, der mit Planung, Entscheidungsfindung, Kognition höherer Ordnung, Aufmerksamkeit und Aspekten der motorischen Funktionen in Zusammenhang gebracht wird.“ (Kandel: *Auf der Suche nach dem Gedächtnis*, 2006, S. 473) Er wird in den dorsolateralen, ventromedialen und den orbitofrontalen Bereich untergliedert. Es werden folgende funktionelle Differenzierung angenommen: dorsolateraler Präfrontalkortex = Repräsentation vor allem der Ziele emotionaler Verhaltensmuster (wie z.B. Vermeiden oder Herbeiführen von unangenehm oder angenehmen Situationen); ventromedialen Präfrontalkortex = Repräsentation von basalen positiven oder negativen Empfindungen. (Schandry: *Biologische Psychologie*, 2003, S. 498)

Die Geschichte von Phineas Gage wird in nahezu jedem umfangreicheren neurologischen Buch als Beispiel für Persönlichkeitsveränderungen aufgrund einer Verletzung des präfrontalen Kortex dokumentiert, z.B. bei Solms/Turnbull: *Das Gehirn und die innere Welt*, 2004, S. 17 ff.; Pinker: *Das unbeschriebene Blatt*, 2003, S. 68 f.

ne Reaktion daraus zu formulieren, das Arbeitsgedächtnis ist in Mitleidenschaft gezogen. Bei Schizophreniepatienten fielen bei Hirnscans unterdurchschnittliche Stoffwechselaktivitäten in diesem Bereich auf. Als charakterliche Symptome werden hierbei oftmals eine „Abwesenheit bestimmter sozialer und interpersonaler Verhaltensweisen“ genannt.¹⁴⁶⁸

Bei der Analyse von Peter Munks Verhalten liegt die Vermutung nahe, dass sein Verhalten auf eine Dysfunktion oder eine partielle Schädigung des präfrontalen Kortex zurückzuführen ist, weil er sich eben nicht in der Lage sieht, seine Wutattacken zu unterdrücken und in konstruktivere Handlungsmuster umzusetzen. Die Beschreibung, die Rainer Schandry, in seinem Lehrbuch der biologischen Psychologie vorlegt, könnte direkt auf den Protagonisten abgestimmt sein.

„Schließlich schreibt man dem Orbitofrontalkortex eine wichtige Rolle für die Emotionsregulation zu. Wenn sich etwa die emotionale Bedeutung eines Reizes ändert, z.B. wenn er Signalwirkung hinsichtlich nachfolgender Belohnung oder Bestrafung erwirbt, ist mit einer verstärkten Aktivierung in diesem Gehirnbereich zu rechnen. Liegt hier eine Schädigung vor, ergibt sich daraus eine Maladaptation, die durchaus schwerwiegende Folgen haben kann. Patienten mit Läsionen im orbitofrontalen Kortex haben meist Schwierigkeiten, die Konsequenzen ihres Handelns für den emotionalen Bereich – auch ihrer Mitmenschen – abzuschätzen. Deshalb werden sie oft unzuverlässig, sprunghaft und rücksichtslos. Dies kann oft ungünstige oder gar katastrophale Folgen für die Betroffenen haben. Im Zusammenhang mit den genannten Verhaltensauffälligkeiten sehen manche Autoren im orbitofrontalen Kortex den ‚Sitz‘ von Moral und sozialer Verantwortung.“¹⁴⁶⁹

Peter Munk weist eine dissoziale Persönlichkeitsstörung auf, und diese nicht erst, nachdem ihm der Holländer-Michel sein Herz gegen eines aus Marmor eingetauscht hat, was nicht weiter überrascht, da diese Persönlichkeitsstruktur normalerweise bereits in Kindheit und Jugendzeit absehbar wird. Bereits noch im Besitz seines eigenen Herzens neigt Peter zu aggressiven Übergriffen. Als sein Geschäft mit der Glashütte, die er sich von dem Geld des Glasmännchens gekauft hat, in die Insolvenz geht, weil er mangels Ausbildung und Intelligenz nicht in der Lage war, dieses zum Florieren zu bringen, attackiert er den Waldgeist physisch.

„Was Verstand und Klugheit!’ rief jener. ‚Ich bin ein so kluger Bursche als irgendeiner und will es dir zeigen, Glasmännchen’, und bei diesen Worten faßte er das Männlein unsanft am Kragen und schrie: ‚Hab ich dich jetzt, Schatzhauser im grünen Tannenwald? Und den dritten Wunsch will ich jetzt tun, den sollst du mir gewähren; und so will ich hier auf der Stelle zweimalhunderttausend harte Taler und ein Haus und – o weh!’ schrie er und schüttelte die Hand; denn das Waldmännlein hatte sich in glühendes Glas verwandelt und brannte in seiner Hand wie sprühendes Feuer.“ (S. 343 f.)

Nach der internationalen Klassifikation von Krankheiten (ICD-10/F60.2) weist eine dissoziale Persönlichkeitsstruktur soziale Devianz und charakterologische Besonderheiten wie Egozen-

¹⁴⁶⁸ Kandel: Auf der Suche nach dem Gedächtnis, 2006, S. 380; S. 381 ff.

¹⁴⁶⁹ Schandry: Biologische Psychologie, 2003, S. 498 f.

trik, mangelndes Einfühlungsvermögen und eine defizitäre Gewissensbildung auf.¹⁴⁷⁰ Mindestens drei der folgenden Kriterien müssen erfüllt sein, damit von diesem Krankheitsbild gesprochen werden kann:

- mangelnde Empathie und Gefühlskälte anderen gegenüber
- Missachtung sozialer Normen
- Beziehungsschwäche und Beziehungsstörung
- geringe Frustrationstoleranz und impulsiv-aggressives Verhalten
- mangelndes Schulterleben und Unfähigkeit zu sozialem Lernen
- vordergründige Erklärung für das eigene Verhalten und unberechtigte Beschuldigung anderer
- anhaltende Reizbarkeit

Bei Peter Munk stimmen nicht nur drei der genannten Kriterien überein, sondern alle: Seine mangelnde Empathiefähigkeit tritt in seinem Verhalten gegen Arme und Hilfsbedürftige und sogar gegen seine engsten Verwandten, seine Mutter und Ehefrau, zutage, zu denen er lediglich ein instrumentelles Verhältnis unterhält. Funktionieren Menschen oder Prozesse nicht nach seinem Gutdünken, dann weist er jede Verantwortung von sich, projiziert diese auf andere und demonstriert sein Unvermögen, sich konstruktiv mit konfliktären Situationen auseinanderzusetzen. So verbietet Peter seiner Frau Lisbeth, sich bettelnden Menschen gegenüber mildtätig zu zeigen, und droht ihr mit körperlicher Züchtigung. „Die schöne Lisbeth weinte in ihrer Kammer über den harten Sinn ihres Mannes, und sie wünschte oft, lieber heim zu sein in ihres Vaters ärmlicher Hütte, als bei dem reichen, aber geizigen Peter zu hausen.“ (S. 355) Eine Zeit lang befolgt sie die Anweisung ihres Mannes, was ihr zu Unrecht in der Gegend den Ruf eines Geizhalses einträgt, bis das Glasmännchen als alter gebrechlicher und schwer beladener Mann verkleidet an ihrem Haus vorbeikommt und sie um Wasser bittet. Sie empfindet starkes Mitleid und reicht ihm Wein und Brot. Peter, der zu dieser Szene dazukommt, rast vor Zorn.

„Und sogar meinen Ehrenwein gießest du aus an Bettelleute und meinen Mundbecher gibst an die Lippen der Straßenläufer? Da, nimm deinen Lohn!’ Frau Lisbeth stürzte zu seinen Füßen und bat um Verzeihung; aber das steinerne Herz kannte kein Mitleid, er drehte die Peitsche um, die er in der Hand hielt, und schlug sie mit dem Handgriff von Ebenholz so heftig vor die schöne Stirne, daß sie leblos dem alten Mann in die Arme sank.“ (S. 356)

¹⁴⁷⁰ Arbeitsgemeinschaft der wissenschaftlichen medizinischen Fachgesellschaften e.V.: Leitlinie der Deutschen Gesellschaft für Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie, Persönlichkeitsstörungen (F60, F61), <http://www.uni-duesseldorf.de/awmf/ll/028-033.htm>, 06.12.2007. Früher bezeichnete man dieses Erscheinungsbild als Psycho- oder Soziopathie. Ihre Prävalenz in der Bevölkerung liegt zwischen 1,5% bis 3,7% (Frauen eher 1%, Männer eher 3%), unter Strafgefangenen um 75%.

Die Steuerungsfähigkeit des präfrontalen Kortex, das eigene Verhalten adäquat auf die persönliche Umwelt auszurichten und dieses immer wieder flexibel zu modifizieren, zählt zu den herausragenden Fähigkeiten des Homo sapiens. „Unsere Gehirne sind in erster Linie Modellierungsapparate“, betont der Neurowissenschaftler Vilayanur Ramachandran. „Wir müssen virtuelle Realitäten herstellen, nützliche Simulationen der Welt, an denen wir unser Handeln ausrichten. Innerhalb der Simulationen müssen wir auch Modelle vom Geist anderer Menschen konstruieren, wie wir Primaten nun einmal in Gemeinschaften leben.“¹⁴⁷¹ Gleichzeitig setzt dieser Prozess ein reflexives Ich-Bewusstsein voraus, das sich seiner Reziprozität zu den anderen vergegenwärtigt. Diese Fähigkeit verdankt der Mensch den „Spiegelneuronen“ im Frontallappen. Ramachandran nimmt an, dass diese Neuronen einerseits für das „verkörperlichte“ Ich-Bewusstsein und andererseits für die Empathiefähigkeit verantwortlich sind. Autistische Kinder haben daher anscheinend ein nicht voll funktionstüchtiges Spiegelneuronen-System.¹⁴⁷² Die Fähigkeit, Konsequenzen aus den eigenen Handlungen zu antizipieren, und dann diese gegebenenfalls zu modifizieren bzw. darauf zu verzichten, geht ebenfalls auf dieses neuronales System zurück, also das, was als freier Wille gilt oder wie es Ramachandran auch bezeichnet als „freies Nichtwollen“.¹⁴⁷³ Giacomo Rizzolatti, der wissenschaftliche ‚Vater‘ der Spiegelneuronen, hält es für sehr plausibel, dass eine Korrelation zwischen dem Prinzip der Spiegelneuronen und dem eines altruistischen Verhaltens existiert.

„Yet, it is very plausible that the mirror mechanism played a fundamental role in the evolution of altruism. The mirror mechanism transforms what others do and feel in the observer’s own experience. The disappearance of unhappiness in others means the disappearance of unhappiness in us and, conversely, the observation of happiness in others provides a similar feeling in ourselves. Thus, acting to render others happy – an altruistic behavior – is transformed into an egoistic behavior – we are happy.

Adam Smith postulated that the presence of this sharing mechanism renders the happiness of others ‚necessary‘ for human beings, ‚though he derives nothing from it except the pleasure of seeing it.‘ This, however, appears to be a very optimistic view. In fact, an empathic relationship between others and ourselves does not necessarily bring positive consequences to the others. The presence of an unhappy person may compel another individual to eliminate the unpleasant feeling determined by that presence, acting in a way that is not necessary the most pleasant for the unhappy person.“¹⁴⁷⁴

Wie bereits in den Kapiteln zur unterschiedlichen neuronalen Ausstattung von Männern und Frauen und über Gewalt und Aggression dargestellt, sind solche dissozialen Persönlichkeitsstrukturen verstärkt bei Männern zu finden. Die für die Umwelt harmlosere Variante, eine fehlende oder wenig ausgeprägte Einfühlungs- und Empathiefähigkeit, sind ebenfalls schwer-

¹⁴⁷¹ Ramachandran: Eine kurze Reise durch Gehirn und Geist, 2006, S. 122

¹⁴⁷² Ebd., S. 123

¹⁴⁷³ Ebd., S. 128

¹⁴⁷⁴ Giacomo Rizzolatti/Laila Craighero: Mirror neuron: a neurological approach to empathy, in: Changeux, Jean-Pierre et al. (Hrsg.): Neurobiology of Human Values, Berlin/Heidelberg: Springer 2005, S. 119 f.

punktmäßig von Männern bekannt. Peter Munk, der reiche Ezechiel, der Schlurker, der Amtmann und die sonstigen „Hartherzigen“ bilden in dem Kunstmärchen keine Ausnahme. Die weiblichen Figuren, Peters Mutter und seine Frau Lisbeth, werden als freundliche, mitfühlende und unterstützende Personen charakterisiert.¹⁴⁷⁵ Der Holländer-Michel zählt bei seinem Herztauschgeschäft auch keine Frauen zu seinen Kunden, zumindest werden keine namentlich aufgeführt.

„Die Neigung zu impulsiver Gewalt scheint zumindest bei Männern häufig auf Veränderungen im Präfrontalcortex zu beruhen. Dieser hemmt normalerweise die aggressiven Impulse, die in den Gefühlszentren des limbischen Systems entstehen. [...] Die ‚Frontalhirn-Hypothese‘ sieht daher in einer gedrosselten Aktivität oder frühen Schädigung – insbesondere im orbitofrontalen Teil des Präfrontalcortex – die Ursache der Gewaltbereitschaft.“¹⁴⁷⁶

Daniel Strüber und Kollegen unterstreichen aber auch, dass die Ursachen vermutlich multifaktoriell zu suchen sind. Eine Störung des limbischen Systems oder der Amygdala mache beispielsweise die fehlende Empathiefähigkeit erklärbar. Und Veränderungen im Neurotransmitterhaushalt können ebenfalls die Impuls- und Gefühlskontrolle modifizieren oder unterbinden; eine besondere Rolle scheint dabei der Aktivität des Serotoninsystems zuzukommen, wobei ein niedriger Serotoninspiegel bei Männern (und nur bei ihnen) ein erhöhtes impulsiv-antisoziales Verhalten zur Folge haben kann.¹⁴⁷⁷ Der kühl kalkulierende, planende Verbrecher verfügt hingegen über ein intaktes Frontalhirn, was bei der gerichtlichen Beurteilung als besondere „Schwere der Tat“ qualifiziert wird. Zu den rational strukturiert vorgehenden Verbrechern kann Peter Munk trotz seines aggressiven Verhaltens sicher nicht gezählt werden.

Bemerkenswert sei, so Spreckelsen, dass das neue steinerne Herz zwar wie erwartet eine Gefühllosigkeit in Fragen Angst, Scham und Mitgefühl beschert, dennoch die Freuden an sinnlichen Genüssen nicht ausschließt. Wenn ihm alles gleichgültig sein müsste, dann dürfte er eigentlich auch kein Interesse an Lisbeths Schönheit haben, geschweige denn von Zornausbrüchen geschüttelt werden. Für Spreckelsen handelt es sich hierbei um eine „offensichtliche Diskrepanz“, der Hauff durch „abenteuerliche Konstruktionen“ eine gewisse innere Logik zu verleihen versucht.¹⁴⁷⁸ Aus zwei Gründen treffen Spreckelsens Überlegungen nicht zu: Peter hat, nachdem ihm das marmorne Herz eingesetzt wurde, auch keinen Spaß mehr an den Be-

¹⁴⁷⁵ Arno Gruen führt einen ungewöhnlichen und überlegenswerten Aspekt zum Thema Mitleid an, der dieses Denk- und Handlungsmuster von dem hohen Podest der menschlichen Charakterbildung herunterholt. Mitleid sei, so der Psychoanalytiker, „verkleidete Arroganz“. „Der Bemitleidete wird klein und schwach gemacht, damit sich der Bemitleidende um so stärker, großzügiger und erhabener fühlen kann. Dieses Mitleid gibt uns das Gefühl, richtig zu handeln, so daß wir uns dafür lieben können. Daß dies auf Kosten der Herabwürdigung des anderen geht, wird sowohl von dem Bemitleidenden als auch von dem Bemitleideten verneint.“ Arno Gruen: Der Verlust des Mitgefühls. Über die Politik der Gleichgültigkeit, München: dtv 1997, S. 66

¹⁴⁷⁶ Strüber et al.: Tatort Gehirn, 2006, S. 48

¹⁴⁷⁷ Ebd., S. 50

¹⁴⁷⁸ Spreckelsen: Herz, 2001, S. 54

sonderheiten des Lebens, an schönen Dingen und Menschen, an Spaß und Humor. Zwei Jahre reist er mit gut gefüllten Taschen durch die Welt, aber alles, was er sich nun leisten kann, lässt ihn emotions- und teilnahmslos zurück: „sein Herz aus Stein nahm an nichts Anteil, und seine Augen, seine Ohren waren abgestumpft für alles Schöne. Nichts war ihm mehr geblieben als die Freude an Essen und Trinken und der Schlaf [...].“ (S. 351) Die Ehe mit Lisbeth geht er ein, weil sie die Schönste und Tugendsamste weit und breit ist, und eine Verbindung mit ihr seinen sozialen Status verfestigt oder sogar verbessert. Von Verliebtsein oder Liebe ist im Text nicht die Rede.

Und selbst wenn Peter doch von Lisbeths Attraktivität positiv beeindruckt wäre, so widersprechen sich diese Aspekte gehirnphysiologisch nicht, wenn man den Verlust des Herzens mit dem Verlust oder der Beeinträchtigung des präfrontalen Kortex gleichsetzt, der nach heutigem Wissensstand zentrale steuernde Funktionen beim Zeigen oder Ausleben von Gefühlen übernimmt. Jemanden attraktiv zu finden, sich zu verlieben wird dadurch nicht ausgeschlossen, und Aggressionen wie Peters Zornausbrüche werden ebenfalls über verschiedene andere Zentren im Gehirn ausgelöst (u.a. Amygdala). Dass sie ungezügelt ausgelebt werden, spricht für eine Schädigung des präfrontalen Kortex.

Anfangs verleitet die Darstellung von Peter Munks Charakter zu der Einschätzung, dass er zu den gefühlswunden Menschen, die unter Alexithymie ‚leiden‘, gehört.¹⁴⁷⁹ Der Begriff ‚leiden‘ erweist sich in diesem Zusammenhang als nicht unproblematisch, weil die betroffenen Menschen ihre weitgehende Unfähigkeit, Gefühle zu empfinden und zu artikulieren, nicht zwangsläufig als einen Missstand empfinden. Menschen mit diesem Persönlichkeitsmerkmal haben ein gestörtes emotionales Erleben – gleich ob es sich um negative oder positive Empfindungen handelt. Gründe dafür sind funktionelle Divergenzen im Gehirn, die vermutlich durch psychische Erkrankungen oder/und Veranlagung ausgelöst werden.¹⁴⁸⁰ Gefühle, die nicht als solche qualifiziert werden können, projizieren sich häufig in psychosomatischen Störungen oder Schmerzen. Nach einem schrecklichen Erlebnis kann Alexithymie in Form einer posttraumatischen Belastungsstörung auftreten.¹⁴⁸¹ Rund sieben bis zehn Prozent der Bevölkerung sind schätzungsweise davon betroffen (Männer im Übrigen stärker als Frauen).

¹⁴⁷⁹ Siehe zum Thema auch: Sylvie Berthoz: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten..., in: Gehirn & Geist Nr. 3/2005, S. 64-69

¹⁴⁸⁰ Vincenzo Romei und seine Forschungskollegen konnten nachweisen, dass bei alexithymen Menschen die Nervensignale weniger gut von der einen Gehirnhälfte via Balken in die andere gelangen. Vincenzo Romei et al.: Interhemispheric Transfer Deficit in Alexithymia: A Transcranial Magnetic Stimulation Study, in: Psychotherapy and Psychosomatics Vol. 77, Nr. 3/März 2008, S. 175-181

¹⁴⁸¹ Danuta Harrich-Zandberg/Uschi Hansen: Herz aus Eis. Warum manche Menschen nicht fühlen, ZDF-Sendung „37 Grad“, 27.03.2007, www.zdf.de/ZDFde/druckansicht/5/0,6911,5255173,00.html, 05.12.2007; Klinik am Osterbach (Hrsg.): www.alexithymie.de, 05.12.2007

Peter Munk kann in diesem Sinn nicht als gefühlsblind charakterisiert werden, da er emotionale Regungen reflexiv als solche wahrnimmt und diese dann auch artikuliert. Er ist beispielsweise in der Lage, seinen Ärger dem Umstand zuzuordnen, dass sein Berufsstand als Köhler in dem gesellschaftlichen Kontext, in dem er agiert, wenig gilt und sich dadurch seine eigene hierarchische Position weit unten auf der Leiter befindet. Diese Regungen teilt er dann dem Glasmännchen mit. Eine alexithyme Person wäre zu einer solchen Kausalanalyse und Verbalisierung nicht fähig und würde vielleicht stattdessen chronische Kopfschmerzen entwickeln. Eine gewisse Gefühlsblindheit scheint jedoch bei Peter Munk wie bei zahlreichen seiner literarischen und realen Geschlechtsgeossen vorhanden zu sein. Der Münchner Mediziner und Fachmann für psychosomatische Störungen Harald Gündel mutmaßt, dass

„ein tendenziell alexithymes Verhalten für Männer evolutionär gesehen zumindest früher einmal vorteilhaft war. Ein Jäger musste seine Angst angesichts eines gefährlichen Tieres auch unterdrücken können. Frauen dagegen kam vor allem die Aufgabe zu, sich liebevoll um den Nachwuchs zu kümmern, damit er sich später gut in die soziale Gemeinschaft einfügen konnte. Untersuchungen weisen übrigens darauf hin, dass Männer im Mittel ihre eigenen, aber auch fremde Gefühle generell etwas weniger gut wahrnehmen als Frauen.“¹⁴⁸²

Nach diesem Gedankengang wären psychotische Störungen eine extreme Ausprägung einer neuronalen Struktur, die sich im Laufe der Evolution für das damalige hominide Umfeld als durchaus vorteilhaft herauskristallisiert hat – eine nachvollziehbare These. Für Jonathan Burns sind psychotische Erkrankungen hingegen – er konkretisiert dies sehr detailliert an der Schizophrenie – nicht Adaptionen oder Maladaptionen im klassischen evolutionsbiologischen Sinn, ebenso wenig Zufallserscheinungen (dazu tritt z.B. Schizophrenie universell mit einem Prozent kontinuierlich zu häufig auf), sondern die Kehrseite des hoch entwickelten menschlichen Gehirns, ein ausgeglichener Polymorphismus.¹⁴⁸³ Damit wären sie teure und wenig vorteilhafte Nebenprodukte der Adaption des im hohen Maße sozial evolvierten Gehirns und „maybe the greatest, of the prices paid by humans for evolving complex cognitive and social abilities“.¹⁴⁸⁴ Burns führt seine Überlegungen, wie es dazu im Laufe der Evolution gekommen sein könnte, weiter aus:

„[...] I argue that under the selective pressure of social group living, the primate brain first enlarged and then reorganized during the period 16-2 million years ago (mya). Complex neural circuits linking the prefrontal cortex to the temporal und parietal cortices evolved as a substrate for complex social cognition. Interconnected with the deeper and more ancient limbic system, this circuitry has been called ‚the social brain‘ and constituted a basis for adaptive social behaviour in human ancestors. [...] I also suggest that the ontogenetic mechanism under laying this cerebral adaptation was an

¹⁴⁸² Harald Gündel (Interview): Die harte Schale schmerzt, in: Gehirn & Geist Nr. 3/2005, S. 66-67

¹⁴⁸³ Jonathan Burns: The Descent of Madness. Evolutionary Origins of Psychosis and the Social Brain, Hove und New York/N.Y.: Routledge 2007

¹⁴⁸⁴ Ebd., S. 185; in diesem Sinn auch S. 59

evolutionary process known as sequential hypermorphosis and that it rendered the hominid brain vulnerable to genetic and environmental insults. I then argue that further changes in genes regulating the timing of neuro-development occurred prior to the migration of *Homo sapiens* out of Africa 150-100,000 years ago giving rise to the schizotypal spectrum. While some individuals within this spectrum may have exhibited unusual creativity and iconoclasm, this phenotype was not necessarily adaptive in reproductive terms. However, because the disorder shared a common genetic basis with the evolving circuitry of the social brain, it persisted. Thus, schizophrenia emerged as a costly trade-off in the evolution of complex social cognition.”¹⁴⁸⁵

Randolph Nesse und George Williams plädieren dafür, psychische Erkrankungen auch unter dem Blickwinkel eines körpereigenen Schutz- oder Defensivmechanismus (beispielsweise wie Husten) zu betrachten, die in den meisten Fällen letztlich nur Symptome bestimmter genetischen Faktoren seien. Gleich welcher Überlegung man den Vorzug gibt, so weisen sie doch alle darauf hin, dass bestimmte menschliche Verhaltensmuster nicht wie ein elektrischer Schalter ein- oder abgestellt werden können. Daher mutet das Ende des „Kalten Herzen“ mit der diametralen charakterlichen Kehrtwende des Protagonisten dann wenig plausibel an. Als das Glasmännchen ihm nach dem vermeintlichen Totschlag seiner Frau droht, dass er ihn „zermalme“ (S. 357), sofern er sich nicht binnen von acht Tagen zu einem besseren Lebenswandel bekehrt und er sich dann vor dem nicht irdischen Gericht zu verantworten hätte. Obwohl Peter keine Angst davor empfindet, kann er sich erinnern, wie ihn früher die Vorstellung der Hölle gepeinigt hat, und er erobert mithilfe des Glasmännchens und einer List sein altes Herz zurück. Nachdem er es im Leibe und Lisbeth und seine Mutter wieder bei sich hat, verspricht ihm der Schatzhauser: „bist du brav und bieder, so wirst du dein Handwerk ehren, und deine Nachbarn werden dich mehr lieben und achten, als wenn du zehen Tonnen Goldes hättest.“ (S. 364) Tatsächlich wandelt sich auf wundersame Weise der Saulus zum Paulus.

„Von jetzt an wurde Peter Munk ein fleißiger und wackerer Mann. Er war zufrieden mit dem, was er hatte, trieb sein Handwerk unverdrossen, und so kam es, daß er durch eigene Kraft wohlhabend wurde und angesehen und beliebt im ganzen Wald. Er zankte nie mehr mit Frau Lisbeth, ehrte seine Mutter und gab den Armen, die an seine Tür pochten.“ (S. 365)

Menschen mit einer dissozialen Persönlichkeitsstörung modifizieren ihr Verhalten nicht so grundlegend lediglich aufgrund einer verbalen Intervention eines anderen. Änderungen vollziehen sich – wenn überhaupt – sehr langsam und nach intensiven therapeutischen und eventuell medikamentösen Eingriffen. Peter Munks Wandel entbehrt also jeder realistischen Komponente, jedoch nicht das Sich-Fügen in die soziale Hierarchie. Das christlich duldsame Motiv des Akzeptierens der eigenen – in dieser Zeit sicher als gottgewollt bezeichneten – Situation, korrespondiert durchaus mit evolutionspsychologischen Überlegungen: Scheitert der Ver-

¹⁴⁸⁵ Ebd., S. 11 f.

such, den eigenen sozialen Aufstieg aufgrund fehlender körperlicher oder mentaler Kapazität voranzutreiben, so ist es sinnvoller, die gegebene Position mit neuen Augen, aus einem positiven Blickwinkel zu betrachten, um die Dissonanz zwischen Anspruch/Wollen und Ziel/Können wieder auf ein nachhaltig verträgliches Maß zu reduzieren. Da Peter Munk nicht an die Spitze der hierarchischen Leiter klettern kann, bliebe ihm ansonsten nur noch die Möglichkeit, die soziale Gemeinschaft zu verlassen, eine selbst gewählte Disgregation – ein Unterfangen, das im evolutionären Erbe der Menschen auf jeden Fall vermieden werden musste, um dem sicheren Tod zu entgehen.

6. Klassiker evolutionspsychologisch gelesen

6.1. Janosch: Oh, wie schön ist Panama¹⁴⁸⁶

Bei Klassikern der Kinder- und Jugendliteratur denkt man zuerst an Werke von Autoren wie Astrid Lindgren, Otfried Preußler, Michael Ende, vielleicht auch noch an Karl May und Enid Blyton. Gängigerweise umfassen Klassiker-Editionen der KJL dann entsprechend diese Titel, respektive Titel von Robert L. Stevenson, Charles Dickens, Mark Twain – alles Erzählungen und Romane, die sich an eine im Lesen versierte Zielgruppe zumeist jenseits der zehn Jahre richtet.¹⁴⁸⁷ Die höchst erfolgreich verkauften, nahezu in jedem Kinderzimmer der Bildungsbürger seit Generationen vorhandenen Bilderbücher und Pappbilderbücher für die Allerjüngsten werden in diesem Zusammenhang vernachlässigt („Max und Moritz“ und „Struwelpeter“ ausgenommen). Sie sind Lieblingsbücher der Kinder und prägen deren Leseverhalten vielleicht nachhaltiger als die später konsumierten Titel.¹⁴⁸⁸ In ihnen werden Grundstrukturen des eigenen Seins, der persönlichen Entwicklung und der Entwicklungsfortschritte, des Kontakts mit der noch neuen Umwelt und ihren Gesetzmäßigkeiten und Funktionalitäten sowie des sozialen Miteinanders thematisiert. Die Geschichten haben meistens eine lineare Struktur, eine einheitliche Perspektive und eine gut verständliche, einprägsame Sprache, die oftmals noch durch Reime oder Lieder unterstützt wird. Text und Illustrationen (oder seltener Fotos) sind eng miteinander verwoben, verweisen aufeinander und manchmal zudem auf eine komplexere Metaebene, die dann solche Bücher auch zu einem Lesevergnügen für etwas ältere Kinder und Erwachsene machen.

Zu den Bilderbüchern, die sich durch eine konstante jahrzehntelange Präsenz im Kinderzimmer, in den Kindergärten und Vorschulen auszeichnen, gehört Janoschs „Oh, wie schön ist Panama“. Mit einer Auflage von 2,5 Millionen Exemplaren ist es in seiner rund 30-jährigen Marktpräsenz das erfolgreichste Buch des ehemaligen Schlossers, Schmieds und Textilarbei-

¹⁴⁸⁶ Janosch: Oh, wie schön ist Panama, Weinheim: Beltz & Gelberg 2004 (1978)

¹⁴⁸⁷ Beispielhaft sei hier nur die Zusammenstellung der GEOLino-Bibliothek genannt, www.geolino.de/bibliothek

¹⁴⁸⁸ Siehe hierzu u.a. Alfred Clemens Baumgärtner: Das Bilderbuch. Geschichte – Formen – Rezeption, in: Paetzold, Bettina/Luis Erler (Hrsg.): Bilderbücher im Blickpunkt verschiedener Wissenschaften und Fächer, Bamberg: Nostheide 1990, S. 4-22; Ortwin Beisbart: Nicht nur ein Augenschmaus, in: Paetzold, Bettina/Luis Erler (Hrsg.): Bilderbücher im Blickpunkt verschiedener Wissenschaften und Fächer, Bamberg: Nostheide 1990, S. 23-47; Andreas Bode: Tendenzen im Bilderbuch von 1950 bis zur Gegenwart, in: Franz, Kurt/Günter Lange (Hrsg.): Bilderbuch und Illustration in der Kinder- und Jugendliteratur, Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren 2005, S. 17-31; Perry Nodelman: Words about Pictures. The Narrative Art of Children's Picture Books. Athens: University of Georgia Press 1988; Zvi Penner: Ein innovatives Konzept zur Frühintervention von Sprachentwicklungsproblemen vor der Einschulung. www.lega.at/pdf/flyer_zivipenner.pdf, 24.10.2007; Gabrielle Simcock/Judy DeLoache: Get the Picture? The Effects of Iconicity on Toddlers' Reenactment From Picture Books, in: Developmental Psychology 2006, Vol. 42, Nr. 6, S. 1352-1357; Jörg Steitz-Kallenbach: Bildersachbücher und Sachgeschichten. Wissensvermittlung durch Bild und Text, in: Franz, Kurt/Günter Lange (Hrsg.): Bilderbuch und Illustration in der Kinder- und Jugendliteratur, Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren 2005, S. 32-52; Jens Thiele: Das Bilderbuch in der Medienwelt der Kinder, in: Paetzold, Bettina/Luis Erler (Hrsg.): Bilderbücher im Blickpunkt verschiedener Wissenschaften und Fächer, Bamberg: Nostheide 1990, S. 68-91; Jens Thiele: Das Bilderbuch. Oldenburg: Isensee 2000; Werner Wintersteiner (Hrsg.): Bilder-Bücher. In: Informationen zur Deutschdidaktik Bd. 26,2, Innsbruck/Wien: Studien-Verlag 2002

ters Janosch (*1931).¹⁴⁸⁹ In Oberschlesien in ärmlichen Verhältnissen mit dem verhassten Namen Horst Eckert groß geworden – sein Vater zollte mit dem Vornamen Tribut an Horst Wessel¹⁴⁹⁰ – verdiente er nach der Hauptschule sein Geld zuerst als Arbeiter. Maler wollte er werden, doch in der Münchner Kunsthochschule wurde er nach dem Zweiten Weltkrieg nicht angenommen. „Eigentlich bin ich Maler. Nur weil ich davon nicht leben konnte, habe ich mir einen Job gesucht. Und kam zum Kinderbuch. Da ich nicht wußte, wie ich an die Texte zu meinen Bildern kommen sollte, habe ich mir die Texte selber geschrieben.“¹⁴⁹¹ 1960 publizierte er bereits sein erstes Werk, der wirtschaftliche Durchbruch gelang aber erst 1978 mit der Freundschaftsgeschichte zwischen dem kleinen Bär und dem kleinen Tiger. Ein Jahr später wurde er dafür mit dem Deutschen Jugendbuchpreis geehrt. Es folgten weitere Geschichten rund um die beiden Protagonisten sowie zahlreiche andere Kinderbücher und Erwachsenenromane, über 300 insgesamt mit einer weltweiten Gesamtauflage von rund 12 Millionen in 40 Sprachen.¹⁴⁹² Neben der in- und extensiven schriftstellerischen Tätigkeit fertigte Janosch Radierungen und Zeichnungen an, die gar nichts mit den lieblich aquarellierten Illustrationen seiner Bilderbücher gemein haben. Überhaupt teilt sich Janoschs Œuvre in eine einerseits freundliche, vielleicht sogar naive, mit liebevollem Humor dargestellte Welt, die von der Öffentlichkeit mit breiter Zustimmung goutiert und von Pädagogen und Wissenschaftlern nicht selten angegriffen wird, und andererseits in eine kritisch-zynische und manchmal auch pornografische.¹⁴⁹³ Laut eigener Aussage hängen Janosch die netten Geschichten, die alle von ihm erwarten und bei ihm suchen, längst zum Halse raus und zumindest kokettiert er mit seiner Vorliebe für „gemeine Bücher. So wie der Ungerer. Weil die Welt ja ein Schweineloch ist.“¹⁴⁹⁴

In unnachahmlicher Weise, ironisch, selbstkritisch und bewusst gegen den Strom schwimmend kolportiert Janosch seine Vita und sein künstlerisches Schaffen, das er aber als „gewöhnliche Arbeit“ verstanden wissen will, nur angenehmer, weil er jetzt keine Maschinen mehr putzen muss:¹⁴⁹⁵

¹⁴⁸⁹ Die Auflagenhöhe nannte Bettina Schaub, Leiterin der Pressestelle des Beltz & Gelberg-Verlages, auf Nachfrage in einer Mail am 10.08.2007.

In einem Interview erläuterte Janosch, wann und wie er zu seinem Künstlernamen kam: „1960 aus einem Irrtum. Der Verleger erwartete einen gewissen Janosch und hielt mich für diesen. Wir tranken sehr viel Kognak, der andere kam dann nicht, und er hielt mich weiterhin wohl für diesen. Das blieb so.“ Janosch (Interview): „Am liebsten wäre ich unsichtbar.“ Gespräch zum 75. Geburtstag, in: Allgemeine Zeitung, www.allgemeine-zeitung.de/feuilleton/objekt.php3?artikel_id=2295476, 09.03.2006

¹⁴⁹⁰ Janosch : Bücherfabrik im Aktentaschenformat, in: Börsenblatt Nr. 2, 08.01.1985, S. 65

¹⁴⁹¹ Ebd., S. 66

¹⁴⁹² Gabriela Schaaf: „Wenn man einen Freund hat...“. Bilderbuchautor Janosch wird 75, in: Deutsche Welle/Kultur & Panorama, www.dw-world.de/popups/popup_printcontent/0,,1930407,00.html, 11.03.2006

¹⁴⁹³ Ausführlich nachzulesen bei Axel Feuß und Andreas Meyer (Hrsg.): Janosch Katalog, Gifkendorf: Merlin 1998

¹⁴⁹⁴ Janosch : Bücherfabrik im Aktentaschenformat, 1985, S. 66

¹⁴⁹⁵ Janosch: Ich der Herr Janosch oder meine vorgeblichen Werke (oder die Freiheit auf die Spitze treiben), in: Feuß, Axel/Andreas Meyer (Hrsg.): Janosch Katalog. Mit einer vorläufigen Bibliographie seiner bisher erschienenen Bücher, Gifkendorf: Merlin 1998, S. 7

„Soll ich meinen Lebenslauf sagen? Wir lebten an der Grenze und waren dort alle geboren, mein Vater war Bauchwarenhändler. Er verkaufte Glitzerkram: Haarspangen aus Katzensgold und Strumpfbänder. Hosen- wie Jackenknöpfe, kleine Trikotasen, Glas- und echte Perlen, etwas Bowel dabei, aber alles hochbeglückende Gegenstände, die das Leben schmücken. Glimmer, Flimmer, das ist mein Kulturkreis. Etwas anderes weiß ich nicht. Er überließ mir den Bauchladen, und ich lebe daraus. Er hat keinen doppelten Boden, er hat überhaupt keinen Boden und ist deswegen auch unerschöpflich. Ich brauchte noch nie Waren nachzubestellen. Wir gehörten immer auf beide Seiten der Grenze. Ich male gern mit Gold und Glimmer, weil mich das beglückt. Die Sonne kann sich darin spiegeln, und es ist mir scheinbar, ob das Kunst ist oder nicht. Hauptsache es flimmert. Mein Lebenslauf ist veränderbar. Wenn ich gestern einen anderen vorgab, dann gilt der auch.“¹⁴⁹⁶

Über die Entstehung seines größten und nachhaltigsten Erfolgs „Oh, wie schön ist Panama“ äußert er sich in ätzend-abfälliger Weise:

„Einmal habe ich mich hingesetzt und mir vorgenommen, ich male jetzt den größten Kitsch des Jahrhunderts. Nur für diese verflixten Kritiker und Pädagogen, die ja genau wissen, wie man Kinderbücher machen muß. Dann fing ich an, Teddybär macht eine Reise. Dann dachte ich, der muß noch einen Freund haben, 'nen kleinen Tiger. Am Ende dachte ich, du blamierst dich damit nur.“

Und auf die Rückfrage, wie es zu der Tigerente kam, antwortete Janosch:

„Da war noch Platz auf dem Bild.“¹⁴⁹⁷

Nein, Janosch blamierte sich bei weitem nicht mit dem „größten Kitsch des Jahrhunderts“. Er traf den Nerv der Bilderbuch kaufenden Mütter und Großmütter und letztlich scheint er mit seinen Bildern und Texten – gewollt oder ungewollt - auch fundamentale Bedürfnisse der Kinder zu stillen, ansonsten wären der kleine Bär und sein Freund - wie in der Buchbranche üblich - schon längst wieder vom Markt verschwunden. Und so entschieden kann Janosch die Geschichte nicht gegen den Strich gegangen sein (oder zumindest die daraus resultierenden finanziellen Erlöse), ansonsten hätte er sich wohl kaum bereit gefunden, zahlreiche Folgebände zu schreiben und zu bebildern. Die Figuren entwickelten darüber hinaus ein Eigenleben und fanden sich bald wieder auf Kinderlampen, Bettwäsche und Schulranzen, als Akteure von Kinder- und Familienspielen und im Fernsehen als Animationsserie oder Spielshow („Tigerentenclub“ im ZDF), gesteuert von einer eigenen Rechte-Verwertungsgesellschaft.¹⁴⁹⁸

Uwe Dietrich hat eine der wenigen ausführlichen und differenzierten Untersuchungen zu Janosch und seinem Werk geliefert.¹⁴⁹⁹ Seine Einschätzung kann man nur unterstreichen:

„Janosch gehört zu den berühmtesten deutschen Kinderbuchautoren der Gegenwart. Möglicherweise ist er sogar der populärste, mit Sicherheit einer der erfolgreichsten und umsatzstärksten. Im Gegensatz dazu steht die Tatsache, daß über Janosch eine gewisse Sprachlosigkeit herrscht. Und zwar im doppelten Verständnis des Wortes: Man

¹⁴⁹⁶ Ebd., S. 10

¹⁴⁹⁷ Janosch : Bücherfabrik im Aktentaschenformat, 1985, S. 66

¹⁴⁹⁸ W. Christian Schmitt: Janosch-Freizeit-GmbH, in: Börsenblatt Nr. 74, 15.09.1987, S. 2364

¹⁴⁹⁹ Uwe Dietrich: „Nur Glückseligkeit macht glücklich“. Die Welt im Werk von Janosch, Frankfurt/Main: Lang 1992

staunt über seine Geschichten und Reime, aber man kann nicht oder wenig darüber reden.“¹⁵⁰⁰

Dietrich vermutet den Grund für das mangelnde wissenschaftliche Interesse trotz Massenrezeption der Bücher in der Doppelbödigkeit der Geschichten selber und in dem Verhalten von der Person Janosch, die keinen leichten Zugang ermöglicht. „In vielen Geschichten Janoschs steckt etwas, das sich 1.) dem ersten Zugriff entzieht und das 2.) dem lieblichen Ton, in dem die Geschichte gehalten ist, widerspricht.“¹⁵⁰¹

Janoschs Werk ist von philosophischen Themen, aber auch von „neoromantischen Idyllen“ geprägt.¹⁵⁰² Häufig stehen sich konträr zwei Gruppen gegenüber: die Großen gegen die Kleinen, die Schwachen gegen die Starken. Neben diesem Grundkonflikt geht es oftmals um die Realisierung des persönlichen Glücks. Janosch hat zahlreiche Figuren erschaffen, die allesamt wenig realistisch dargestellt sind.

„Die Tierfiguren sind nicht nur äußerlich, sondern auch in ihrem Gehabe ihren natürlichen Vorbildern wenig ähnlich. Sie haben meist menschliche Eigenschaften und Verhaltensweisen. So leben sie in Kleinfamilien, gehen einem Beruf nach, wohnen in Häusern, schlafen in Betten, usw. Auch ihre Mimik und Gestik sind menschlich. Sie verkörpern also menschliches Leben, kein tierisches.“¹⁵⁰³

Dietrich konstatiert, dass die Figuren einfach, ja sogar profillos gezeichnet werden. Ihnen fehlen persönliche Namen, eine Entwicklung im Rahmen der Geschichte machen sie selten durch. Dies gilt im Besonderen für die Geschichten um den kleinen Bär und den kleinen Tiger, die in formelhafter Märchenmanier keine differenzierten Charakterzüge kennzeichnet und auch keine Charakterentwicklung. Entgegen vieler in den 1960er bis 1980er Jahren produktiver Kinder- und Jugendbuchautoren interessiert sich Janosch nicht für Themen, die politische Gegenwartsthemen, Vergangenheitsbewältigung oder Zukunftsaussichten behandeln. Eine Auseinandersetzung mit gesellschaftspolitischen Alltagsthemen befindet sich ebenso wenig in seinem Repertoire. Die für die Zeit ebenfalls typische Phantastik, ist bei Janosch eine „anar-

¹⁵⁰⁰ Ebd., S. 9. Für Klaus-Ulrich Pech gilt Janosch sogar als „der erfolgreichste bundesdeutsche Autor von Kinderbüchern“. Der Nachweis dieser Aussage dürfte sich als schwierig erweisen, dennoch gehört er sicher zu den wenigen, die sich ein Platz auf dem Treppchen teilen. Klaus-Ulrich Pech: Abenteuer auf dem Plüschsofa. Janoschs „Oh, wie schön ist Panama“, in: Hurrelmann, Bettina (Hrsg.): Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur, Frankfurt/Main: Fischer 1995, S. 563-578; Im „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“ wird er von seinem ehemaligen Verleger als nicht nur der „kreativste“, sondern auch „einer der bestverdienendsten deutschen Autoren überhaupt“ titulierte. W. Christian Schmitt: Janosch-Freizeit-GmbH, in: Börsenblatt Nr. 74, 15.09.1987, S. 2364

¹⁵⁰¹ Dietrich: Nur Glücklichein macht glücklich, 1992, S. 10

¹⁵⁰² Jens Thiele: Janosch zwischen Bär und Bukowski. „Dämliche Bären“ und gemeine Bücher für Erwachsene?, in: Feuß, Axel/Andreas Meyer (Hrsg.): Janosch Katalog. Mit einer vorläufigen Bibliographie seiner bisher erschienenen Bücher, Gifkendorf: Merlin 1998, S. 12-17; siehe dazu auch Winfred Kaminski: „Magische Lebensläufe“ oder die Umwertung der Vergangenheit. Das Kindheitsbild im Werk von Janosch (d.i. Horst Eckert), in: Barthel, Henner et al. (Hrsg.): Aus „Wundertüte“ und „Zauberkasten“. Über die Kunst des Umgangs mit Kinder- und Jugendliteratur. Festschrift zum 65. Geburtstag von Heinz-Jürgen Kliewer, Frankfurt/Main: Lang 2000, S. 309-317;

¹⁵⁰³ Dietrich: Nur Glücklichein macht glücklich, 1992, S. 19

chistische Phantastik¹⁵⁰⁴, weil sie nicht inneren, logischen Argumenten folgt, spielerisch eingesetzt wird und Gesetzmäßigkeiten nicht anerkennt.

„Oh, wie schön ist Panama“ ist eine Bilderbuch-Erzählung für Kinder ab rund vier Jahren. Reduzierte sich der Inhalt auf eine Thematik, die ausschließlich für diese Altersgruppe von Belang wäre, so würde sich nicht nach all den Jahren immer noch eine solche Anzahl von Exemplaren verkaufen. Im Wesentlichen geht es aus anthropologischer Sicht um das weite Thema Freundschaft oder soziale Partnerschaft und ein dem Homo sapiens tief verwurzeltes Streben nach besseren Ressourcen, nach einem idealen Lebensraum. „Panama“ und die Suche danach ist unter Erwachsenen zum geflügelten Wort des „El Dorados“ geworden, als Suche nach einer besseren (Um-)Welt und als Suche nach besseren Lebensumständen. Dass letztlich das gelobte Land nicht gefunden und die Expedition im eigentlichen Sinn gescheitert ist, unterstreicht vor allem, dass es nicht um das Finden, sondern um das Streben danach geht.

Bär und Tiger, anrührende Tierfiguren, „eine Kombination aus Plüschtier und kleinem Kind“¹⁵⁰⁵ wohnen zusammen in einem gemütlichen kleinen Haus in einer freien Landschaft. Ein Fluss befindet sich in unmittelbarer Nähe, den der Bär als Angelrevier nutzt. Der Tiger hingegen beschäftigt sich mit der Pilzsuche im Wald. Gemeinsam verzehren sie dann ihre Mahlzeit zuhause. Eines Tages schwimmt an dem Bär in Ufernähe eine Kiste mit der Aufschrift „Panama“ vorbei. Da sie prächtig nach Bananen riecht, wird Panama zum „Land der Träume“ (S. 11 ff.).¹⁵⁰⁶ Auf Vorschlag des Bären beginnen die beiden am kommenden Tag, ausgerüstet mit Angel, Kochtopf, Hut und Tiger-Ente, dem Holzspielzeug des kleinen Tigers, ihre Suche nach Panama. Da sie den Weg nicht kennen, bauen sie sich erst einmal einen Wegweiser. Im weiteren Verlauf begegnen sie unterschiedlichen Tieren, die sie nach dem richtigen Weg fragen. Maus, Fuchs und Kuh geben ihnen zwar eine Antwort, doch nicht die richtige und ein Regenguss zwingt sie zudem zu einer Unterbrechung der Reise. Am darauf folgenden Tag treffen sie auf Hase und Igel, die gerade ihre Ernte einbringen, und die beiden Protagonisten in ihr Heim einladen und ihrem Besuch sogar das wundervolle Sofa überlassen. Irgendwann treffen sie auf eine Krähe, die nach dem Weg gefragt, Tiger und Bär zur besseren Aussicht auf einen Baum lotst. Von hier aus sehen sie die Umgebung ihres eigenen Zuhauses, erkennen sie aber nicht wieder. Von der Landschaft begeistert, sind sie nun überzeugt, Pana-

¹⁵⁰⁴ Ebd., S. 164

¹⁵⁰⁵ Thiele: Janosch zwischen Bär und Bukowski, 1998, S. 13

¹⁵⁰⁶ Die Banane hat zwar in der Literatur nicht den symbolträchtigen Charakter des Apfels, ist aber eine der Lieblingsobstsorten der Deutschen und aus ernährungsphysiologischer Sicht ein herausragendes Lebensmittel. Im Gegensatz zu anderen Obstsorten enthalten Bananen relativ viele (lang- und kurzkettige) Kohlenhydrate, die einerseits eine rasche und andererseits eine lang anhaltende Energieversorgung garantieren. Darüber hinaus machen sie ihre Mineralstoffe (vor allem Kalium und Magnesium) sowie ihre Vitaminzusammensetzung wertvoll.

ma gefunden zu haben und beschließen sich niederzulassen. Nachdem sie mit einem selbst gebauten Floß auf die andere Flussseite übergesetzt sind, entdecken sie den nun umgekippten Wegweiser, den sie selber anfangs mit der Inschrift „Panama“ aufgestellt hatten - der endgültige „Beleg“, dass sie an ihrem Ziel angekommen sind. Das Häuschen erscheint ihnen verwitert, aber wunderbar, und ein Plüschsofa kaufen sie sich zur Vollendung ihres Glücks auch dazu. „Das kleine Haus bei den Sträuchern kam ihnen jetzt so schön vor wie kein Platz auf der Welt. ‚O Tiger‘, sagte jeden Tag der kleine Bär, ‚wie gut es ist, dass wir Panama gefunden haben, nicht wahr?‘ ‚Ja‘, sagte der kleine Tiger, ‚das Land unserer Träume. Da brauchen wir nie, nie wieder wegzugehen.“ (S. 46 f.)

Es erweist sich gerade bei einem Autor, der sich mehr als Maler denn als Schriftsteller versteht, als besonders diffizil, den Inhalt von „Oh, wie schön ist Panama“ auf die textliche Ebene zu reduzieren. Jacek Barski erläutert dieses Denken in Bildern genauer:

„Wenn man jeden Tag malt, übt man sich darin, Probleme zu lösen. Sie tauchen beim Malen auf, indem du etwa eine Kuh malen willst und hast vergessen, wie sie aussieht. Manche geraten darüber in Zorn und quälen sich stundenlang herum und zerbrechen den Pinsel: Problem eines Malers. Die Lösung ist: dann male ein Pferd.‘ Wenn man so künstlerisch vorgeht, was nicht nur fürs Malen, sondern auch fürs Schreiben gilt, dann kann es nicht schief gehen. Genausowenig, wie bei Sigmar Polke, der einst einen Blumenstrauß malen wollte und unerwartet von höheren Wesen heimgesucht wurde, die ihm befahlen: keinen Strauß, sondern die obere rechte Ecke schwarz malen! Polke hat es natürlich tun müssen, im Bild und in Schrift. Janosch erging es ähnlich. Er malt, indem er schreibt, und er erzählt uns das in seinen aufgezeichneten Bildern und gezeichneten Gedanken.“¹⁵⁰⁷

In der folgenden Analyse zu den zwei evolutionspsychologischen Schwerpunkten werden die bildlichen Inhalte daher ebenso in die Überlegungen einbezogen wie der Text. Ein zentrales Thema umfasst die soziale Partnerschaft und deren Bedeutung für das individuelle Überleben, ein anderes die Suche nach einem optimalen Lebensraum und der Umgang mit „false memories“.

6.1.1. Soziale Partnerschaft als Garant fürs Überleben

Spätestens als die Vorfahren der Hominiden den Dschungel verließen und savannenartige Landschaften als Lebensraum erschlossen, bildeten sich nach derzeitigen Erkenntnissen Gruppenstrukturen heraus. Erst in einer Gruppe waren die Hominiden in der Lage, gegen Fressfeinde zu bestehen, sich gegenseitig bei Aufgaben zu unterstützen, organisierter zu jagen und

¹⁵⁰⁷ Jacek Barski: Kleiner polnischer Wahnsinn oder die Kraft der inneren Maus. 13 Denkbilder zur Magie der Freiheit bei Janosch mit dem Wörterbuch der 13 wichtigsten Begriffe, in: Feuß, Axel/Andreas Meyer (Hrsg.): Janosch Katalog. Mit einer vorläufigen Bibliographie seiner bisher erschienenen Bücher, Gifkendorf: Merlin 1998, S. 91 f.

zu sammeln. Der Erfolg der Gruppe erwies sich als größer als die Summe der Teilerfolge ihrer Individuen, da eine Spezialisierung eine enorme Bandbreite an neuen Aktivitäten zuließ und bestimmte Aufgaben alleine nicht zu bewerkstelligen waren und sind. Mit der Spezialisierung entstand vermutlich auch eine Art Wertesystem für Gegenstände oder für Handlungen, die dann gegenseitig aufgerechnet wurden – nicht immer umgehend, wie aus dem Themenkomplex des reziproken Altruismus bekannt, sondern manchmal mit zeitlichen Abständen versetzt. Waren nicht direkte Nachkömmlinge oder enge andere Verwandte wie Geschwister Nutznießer einer Leistung oder Gabe, musste das ‚Konto‘ irgendwann ausgeglichen werden.

Der kleine Bär und der kleine Tiger, die Protagonisten von Janoschs Erzählung, sind eine solche Kleinstfamilie, auch wenn die Betonung *expressis verbis* auf „Freundschaft“ und nicht auf „Familie“ gelegt wird. Schon die erste Illustration vermittelt den Eindruck, dass der Tiger der kleinere, infantilere Part dieser Gemeinschaft ist. Die beiden stehen untergehakt nebeneinander und blicken die Leser direkt an. Dabei wird sichtbar, dass der Bär rund ein halben Kopf größer ist als der Tiger, der darüber hinaus in der freien Hand die Leine seines Holzspielzeugs, der ebenso wie er gestreiften „Tiger-Ente“, hält. Bereits auf der folgenden Seite vertieft sich diese erste Einschätzung durch einen für den Text zentralen Satz des Tigers – „wir brauchen uns vor nichts zu fürchten“ (S. 4) Es handelt sich nicht um die selbstbewusste Aussage des „Königs des Dschungels“, sondern um den Wunsch eines Lebewesens nach Sicherheit und Verlässlichkeit und kann gleichzeitig als Ausdruck seiner eigenen Unsicherheit gewertet werden. So fügt der Tiger diesem Satz noch hinzu:

„Weil wir nämlich auch noch stark sind. Ist das wahr, Bär?“

„Jawohl“, sagte der kleine Bär, „ich bin stark wie ein Bär und du bist stark wie ein Tiger. Das reicht.“ (S. 4)

Des kleinen Tigers Ängste korrelieren mit den grundmenschlichen Ängsten (und tierischen, sofern es sich um Herdentiere handelt) vor Disgregation und vor Verhungern: Angst, nicht ausreichend Nahrung zu bekommen oder anderweitig versorgt zu sein (S. 14), Sorge, dass seine Tiger-Ente zu Schaden kommt (S. 22, 32, 39) und Angst, keinen Freund zu haben, der in schwierigen Situationen (wie bei einem Regenguss) eine passende Lösung kennt (Bau einer Regenhütte) (S. 23, 37 Bau eines Floßes, S. 39 Orientierung). Nur an einer Stelle tauschen Bär und Tiger die Rollen, als der Bär seine Fachkompetenz im Fischen nicht ausspielen kann, weil sich kein Gewässer in der Nähe befindet, und er sich auf die Sammelfähigkeiten seines Freundes verlassen muss: „Wie gut, dass der kleine Tiger Pilze finden konnte, sonst wären sie wohl verhungert. ‚Wenn man einen Freund hat‘, sagte der kleine Bär, ‚der Pilze finden kann, braucht man sich vor nichts zu fürchten. Nicht wahr, Tiger?“ (S. 26)

Uwe Dietrichs vertritt die Auffassung, dass die Angst des Tigers nicht begründet und daher als irrational erscheint. „Die Angst des kleinen Tigers ist – davon kann man ausgehen, obwohl in der Geschichte nichts darüber berichtet wird – die Folge dieses Grundkonfliktes.“¹⁵⁰⁸ Dieser Grundkonflikt wird nicht nur (aus der Sicht der Kleinen) dargestellt, sondern es werden Methoden gezeigt, wie man sich trotzdem erfolgreich durch das Leben schlägt, nämlich mit Mut und List, Kraft und Hilfe eines Freundes, Solidarität unter Kleinen und phantastischen Lösungen.

Aufgrund ihrer Gemeinschaft sind Bär und Tiger in der Lage, besser zu überleben. Dennoch sind sie nicht ebenbürtige Partner: Der Bär nimmt den erwachsenen selbstsicheren Part ein, der abenteuerlustig Neues initiiert, sich in nahezu jeder Situation als Herr der Lage erweist und Lösungen parat hält, die sich allerdings nicht immer als zielführend erweisen. Der kleine Tiger vertraut voll und ganz auf die Ideen, die Kraft und das Können des Bären und geht positiv auf seine Vorschläge ein. Zu seiner Holzente hat er ein animistisches Verhältnis, das von Kleinkindern bis rund sechs Jahren bekannt ist, die in ihrem Lieblingsspielzeug ein real existierendes Lebewesen sehen, das sie mit denselben Bedürfnissen und Ängsten ausstatten, die sie selber empfinden. So ist der kleine Tiger zwar sofort von der Idee angetan, sich auf die Suche nach Panama zu begeben, allerdings nur, wenn seine Ente mitkommt. (S. 14) Bei einem hereinbrechenden Regenguss zieht er den Kochtopf als Schutz über den Kopf und trägt die Tiger-Ente fürsorglich auf dem Arm, damit sie nicht nass wird. (S. 22) Als sie einer Krähe auf den Baum folgen, der Bär voran den Tiger an der Pfote hochziehend, ruft ihm dieser zu: „Lass mich bloß nicht los, Bär!“, rief der kleine Tiger, „sonst bricht sich meine Tiger-Ente ein Rad...“ (S. 32) Auf den Bildern ist zu sehen, dass das Spielzeug den kleinen Tiger auch bei seinen Arbeitseinsätzen beim Pilzsammeln (S. 7, 26) oder bei der Instandsetzung des Hauses (S. 46) begleitet.¹⁵⁰⁹

Resümierend mutet das Verhältnis Tiger-Bär also weniger an eine Freundschaft als an ein Kind-Eltern- oder jüngerer Bruder-älterer Bruder-Verhältnis an.¹⁵¹⁰ Für den Tiger wäre das Alleingelassensein vermutlich der sichere Tod, für den Bären jedoch nicht. Auch dass es kei-

¹⁵⁰⁸ Dietrich: Nur Glücklichein macht glücklich, 1992, S. 27. Dietrich bezeichnet als Grundkonflikt: Kleine gegen Große, Schwache gegen Starke und Kind gegen Erwachsenen.

¹⁵⁰⁹ Die Omnipräsenz und das konsequente Einbeziehen dieses eigentlich leblosen Objekts verschafften der Tiger-Ente zu Aufmerksamkeit und Ruhm jenseits der Geschichte. Zu einem späteren Zeitpunkt ist sie selber Mittelpunkt von Erzählungen geworden und ziert unzählige Merchandisingprodukte. Den größten Bekanntheitsgrad hat sie vermutlich über die für das Fernsehen konzipierte und ausgestrahlte Spielshow „Tiger-Enten-Club“ erhalten.

¹⁵¹⁰ Klaus-Ulrich Pech erinnert das Verhältnis zwischen den beiden Protagonisten an die „traditionelle Charakter- und Rollenverteilung zwischen Mann und Frau“, nur „gänzlich asexuell“. (Pech: Abenteuer auf dem Plüschsofa, 1995, S. 570) Nachvollziehbar ist dies nur bedingt: Der kleine Bär ist zwar aktiv und ‚jagt‘ Fische, wo der kleine Tiger ‚nur‘ Pilze sammelt, aber der kleine Bär übernimmt ebenfalls jeden Tag mit einer rosa (!) Kochschürze versehen die Küche (S. 8), was ja nicht so ganz in das tradierte männliche Rollenverständnis passt. Auch die Tiger-Ente des kleinen Tigers fügt sich nicht in das Bild einer klassischen Hausfrau. Von feministischer Seite wurde Janosch seine auf Männer konzentrierte Weltsicht vorgeworfen, eine Kritik, die zwar zu Beginn der 1980er Jahre verständlich war, aber im heutigen gesellschaftlichen Kontext eher lächerlich als überzeugend wirkt.

ne echte Form des Austausches, der „Aufrechnung“ der altruistischen Handlungen gibt, spricht für ein unter anthropologischen Gesichtspunkten gesehenes enges, nicht paritätisches verwandtschaftliches Verhältnis. Diese Konstellation thematisiert die wesentlichen Eckpunkte hominider Sozietäten: Nahrungsbeschaffung gemäß der eigenen Kompetenz, Austausch und gemeinsame Nutzung von Ressourcen, gegenseitige Hilfe und Unterstützung in diffizilen Situationen – besonders des Kleinen, Schwächeren - und gemeinsame Umsetzung von Ideen und Zielen. Der einzige zentrale Punkt, der in der Gemeinschaft der beiden noch nicht einmal am Rande thematisiert wird, ist Sexualität – nicht ungewöhnlich für ein Kinderbuch, schon gar nicht für ein Bilderbuch. In der Evolution geht es zumindest in der juvenilen Phase eben nicht um sexuelle Selektion, sondern um das sichere Erwachsenwerden, um überhaupt erst einmal in das reproduktionsfähige Alter zu kommen.

6.1.2. Die Suche nach dem idealen Lebensraum und der Umgang mit „false memories“

Die Suche des kleinen Tigers und des kleinen Bären nach dem idealen Lebensraum, nach *ihrem* idealen Lebensraum deckt sich mit wohl mit einem der ältesten und virulentesten Bedürfnisse von lebenden Organismen. Wie im Kapitel über die natürliche Selektion bereits ausführlich dargelegt, entscheidet der richtige ökologische Raum über Überleben und Reproduktionsmöglichkeiten. Selten, und wenn nur für eine kurze Zeitspanne, sind Organismen in der Lage, in anderen als den für sie adäquaten Habitats zu leben. Beeinflussen Veränderungen im Klima die natürlichen Ressourcen wie Schlaf-, Schutz- und Fluchtplätze oder Nahrungsquellen, so ist es nötig, sich eine neue Umgebung zu suchen. Dieses basal evolvierte Verhalten wird alljährlich immer wiederkehrend von tausenden Tierarten in den verschiedenen Jahreszeiten praktiziert, obwohl die damit verbundenen Risiken erheblich sind, und schwache oder junge Individuen oftmals das Ziel nicht erreichen. Da die Hominiden nahezu die Gänze ihres Bestehens als Nomaden gelebt haben, gibt es wohl wenige Tendenzen, die sich so nachhaltig manifestieren konnten wie die Suche nach dem idealen Lebensraum. Betrachtet man auf den Illustrationen die Lebensumgebung von Tiger und Bär, so erinnert diese eher an die idealtypische eines Menschen und nicht die von Raubtieren: schützende Bäume und Sträucher umgeben das solide kleine Haus, ein paar hohe Bäume bieten Aussichtsmöglichkeiten, der nahe Fluss sichert die notwendige Wasserversorgung und scheint ein gutes Fischfangrevier zu sein, und der Wald bietet ausreichend Pilze. Die abgebildete Vegetation lässt Rückschlüsse zu, dass sich das Gebiet in einer gemäßigten Klimazone befindet, die für Menschen zu den angenehmsten überhaupt zählt. Warum verlassen Tiger und Bär, denen man getrost anthropomorphe Verhaltensmuster unterstellen darf, dann diese Stätte des Wohlbefindens? Hätte der Bär

nicht die nach Bananen duftende Kiste gefunden, wäre es vermutlich nicht dazu gekommen, aber die Verlockung nach einem gut schmeckenden Nahrungsmittel ist doch zu groß, obwohl es den beiden Protagonisten in ihrer angestammten Umgebung an nichts mangelt. Auch hierbei handelt es sich um keine ungewöhnliche Verhaltensweise. Sind die primären Bedürfnisse für das Überleben gesichert, trachtet der Mensch nach Optimierung seiner Lebensumstände: Nicht mehr Brot oder Kartoffeln reizen einen satten Menschen, sondern Torten und Süßspeisen, aufwendig komponierte Gerichte oder schwierig zu beschaffende Nahrungsmittel. An sich wäre der Inhalt aus evolutionspsychologischer Sicht also nicht sonderlich bemerkenswert, kehrten Tiger und Bär nicht nach ihrer kleinen Odyssee exakt an denselben Ort wieder zurück, den sie einst verlassen hatten, und gingen sie nicht davon aus, jetzt *ihr* „Panama“ gefunden zu haben. Sie erkennen ihre alte Heimat selbst nach den Renovierungsarbeiten an Haus, Garten und Brücke nicht wieder und vertreten bis zum Ende der Geschichte die Ansicht, dass ihre Expedition erfolgreich verlaufen sei. Hier lohnt sich ein genauerer Blick auf die möglichen Ursachen eines Verhaltens, das nicht schlicht mit der Überschrift ‚mangelnde Intelligenz‘ klassifiziert werden kann.

Der Nobelpreisträger Eric Kandel hat ganz wesentlich zu dem heute bestehenden Wissen beigetragen, wie von außen oder von innen kommende Signale neuronal weitergeleitet und verarbeitet werden, wie Bewusstsein und wie Erinnerung funktioniert.¹⁵¹¹ Den Begriff der inneren Repräsentation hat bereits die kognitive Psychologie geprägt. Durch die zelluläre Neurobiologie wurde daraus eine konkret korrelierte physische Repräsentation, die ein Verhalten generiert. Die ersten Schritte, die „Black-Box“ zu öffnen und eine differenziertere Darstellung als das behavioristische Reiz-Reaktions-Modell zu liefern, sind gemacht. Die gängige Vorstellung, die Welt in unserem Kopf entspräche der physikalisch nachweisbaren Welt (soweit diese Idee nicht schon philosophisch ad absurdum geführt wurde) und ein Reiz führe zu einer eindeutigen Reaktion, muss heute als falsch eingestuft werden. „Die Sinnessysteme sind Hypothesenerzeuger. Wir begegnen der Welt weder direkt noch exakt [...]“¹⁵¹²

Vernon Benjamin Mountcastle hat bereits 1975 erkannt: „Sensation is an abstraction, not a replication, of the real world.“¹⁵¹³ Detaillierter führt er aus:

„Each of us lives within the universe – the prison – of his own brain. Projecting from it are millions of fragile sensory nerve fibers, in groups uniquely adapted to sample the energetic states of the world around us: heat, light, force, and chemical composi-

¹⁵¹¹ Eine umfassende und detaillierte Einführung und Zusammenfassung seiner Studien sowie der Erkenntnisse seiner Fachkollegen liefert Eric Kandels Buch „Auf der Suche nach dem Gedächtnis. Die Entstehung einer neuen Wissenschaft des Geistes“, 2006. Daneben ist es eine spannende wissenschaftshistorische und autobiografische Lektüre.

¹⁵¹² Ebd., S. 328

¹⁵¹³ Vernon Benjamin Mountcastle: The View From Within: Pathways to the Study of Perception, in: The John Hopkins Medical Journal Nr. 136/1975, S. 109

tion. *That is all we ever know of it directly; all else is logical inference.* Sensory stimuli reaching us are transduced at peripheral nerve endings, and neural replicas of them dispatched brainward, to the gray mantle of the cerebral cortex. We use them to form dynamic and continually updated neural maps of our place and orientation in the external world, and of events within it. At the level of sensation, your images and my images are virtually the same, and readily identified one to another by verbal descriptions, or common reactions. Beyond that, each image is conjoined with genetic and stored experiential information that makes each of us uniquely private.”¹⁵¹⁴

Ermittlungsbeamte und Richter sind sich heute darüber im Klaren, dass es wenig so unzuverlässige Beweise gibt wie Zeugenaussagen – und dies nicht, weil Menschen willentlich und bewusst ein falsches Zeugnis ablegen, sondern, weil Aufmerksamkeit, Wahrnehmung und deren neuronale Verarbeitung bzw. Speicherung eben nicht die Realität widerspiegeln. „False Memories“, falsche Erinnerungen wird das Forschungsgebiet der Psychologie genannt, das sich mit diesem Phänomen beschäftigt. Ende der 1950er Jahre hat James Deese erstmals Studien zu diesem Thema veröffentlicht. Kathleen McDermott und Henry Roediger haben darauf aufgebaut und den Terminus „false memories“ fest etabliert.¹⁵¹⁵ Neue Untersuchungen mit bildgebenden Hirnscans konnten nun die neurologischen Korrelate nachweisen.¹⁵¹⁶

Selektive Aufmerksamkeit gilt bei den „false memories“ als einer der einflussreichsten Faktoren. Die permanent auf die Lebewesen einstürzenden Sinneseindrücke werden zu einem Großteil missachtet.

„Die Fähigkeit des Gehirns, Sinnesinformationen zu verarbeiten, ist begrenzter als die Fähigkeit seiner Rezeptoren, die Umgebung aufzunehmen. Daher wirkt Aufmerksamkeit als Filter, der einige Objekte zur weiteren Verarbeitung herausucht. Es ist weitgehend der selektiven Aufmerksamkeit zu verdanken, dass die innere Repräsentation nicht jede Einzelheit der Außenwelt kopiert und Sinnesreize allein nicht jedes Verhalten voraussagen.“¹⁵¹⁷

Bei Tiger und Bär, die ihr altes Zuhause nicht wiedererkennen, handelt es sich vermutlich um eine solche Situation. Sie erwarten bei ihrer Panama-Suche Neues, Ungewohntes und keinesfalls, zufällig in ihre alte Umgebung zurückzukehren. Ihre Aufmerksamkeit kann im hohen Maß als selektiv bezeichnet werden, denn sie nehmen nur die wenigen Aspekte wahr, die sie in der Annahme bestätigen, sie hätten das gelobte neue Zuhause gefunden. Die Vogelperspektive, von der sie ihr altes/neues Heim betrachten, verdeutlicht dies.

„Oooh’ rief der kleine Tiger, ‚ist daaaaas schön! Nicht wahr, Bär?’
‚Viel schöner als alles, was ich in meinem ganzen Leben gesehen habe’, sagte der kleine Bär.

¹⁵¹⁴ Ebd., S. 131

¹⁵¹⁵ Kathleen McDermott/Henry Roediger: Creating false memories: Remembering words not presented in lists, in: *Journal of Experimental Psychology: Learning, Memory, and Cognition*, Vol. 21, Nr. 4, Juli 1995, S. 803-814

¹⁵¹⁶ Hongkeun Kim/Roberto Cabeza: Dissociating the Neural Correlates of Confidence in Veridical versus Illusory Memories, in: *Journal of Neuroscience*, Vol. 27, Nr. 45, 07.11.2007, S. 12190-12197

¹⁵¹⁷ Kandel: *Auf der Suche nach dem Gedächtnis*, 2006, S. 337

Was sie sahen, war aber gar nichts anderes als das Land und der Fluss, wo sie immer gewohnt hatten. Hinten, zwischen den Bäumen, ist ja das kleine Haus. Nur hatten sie das Land noch nie von oben gesehen.“ (S. 34 ff.)

Die ökologisch ausgerichtete Wahrnehmungstheorie baut auf vier Grundsätze: *perceiving is for doing*, identifying the stimulus information, detecting the behavioral affordance in the social environment and the perceivers' attunements¹⁵¹⁸. Sehr starke „attunements“ werden verallgemeinert wie z.B. beim Kindchenschema.

„Unlike other social-psychological approaches to person perception, the ecological approach has strong roots in evolutionary theory. It posits universal, adaptive functions that run counter to what evolutionary psychologist have dubbed the ‘standard social science model’ view that social perceptions are social constructions. This functional approach assumes that we can perceive people’s behavioural affordance from their tangible properties, such as appearance, movement, voice, feel, and scent. It views such perceptions as closely coupled to action, with active perceivers achieving higher accuracy. It gives high priority to identifying the stimulus information to which perceivers’ respond, and argues that erroneous perceptions can often be traced to the overgeneralization of strong adaptive attunements to particular patterns of information. It also considers various origins of perceptual attunements.”¹⁵¹⁹

Räumliche Karten scheinen zumindest nach den vorläufigen Erkenntnissen bei Versuchen mit Mäusen erst fixiert zu werden, wenn durch die Aufmerksamkeit eine Dopaminausschüttung im Hippocampus initiiert wird.¹⁵²⁰ Die räumliche Orientierung funktioniert darüber hinaus noch geschlechtsspezifisch zumindest bei den Menschen unterschiedlich.¹⁵²¹ Bei Kindern ist in den ersten beiden Lebensjahren der für die Erinnerungsleistung notwendige Hippocampus ebenso wie der Frontalkortex kaum entwickelt. Große Entwicklungen werden in diesem Bereich im Alter von zwei und fünf Jahren sowie während der Adoleszenz nachweisbar. Mark Solms und Oliver Turnbull sehen hierin die neurologische Kausalität für die bereits von Freud eingebrachte These der „infantilen Amnesie“:

„Die zielgerichtete, rationale, realistische, selektive und chronologisch sequenzierte Form des Erinnerns, auf die wir uns als Erwachsene stützen, ist für diese frühen Lebensjahre also keineswegs charakteristisch. Infolgedessen unterscheiden sich die Erinnerungen kleiner Kinder nicht allzu sehr von denen erwachsener Korsakow-Patienten.“¹⁵²²

¹⁵¹⁸ Leslie Zerbrowitz/Joann Montepare: *The Ecological Approach to Personal Perception: Evolutionary Roots and Contemporary Offshoots*, in: Schaller, Mark/Jeffrey Simpson/Douglas Kenrick (Hrsg.): *Evolution and Social Psychology*, Hove and New York/N.Y.: Psychology Press 2006, S. 82 ff.

¹⁵¹⁹ Ebd., S. 101

¹⁵²⁰ „Der Hippocampus ist für die Speicherung des expliziten Gedächtnisses erforderlich. Es ist der Filter für das Langzeitgedächtnis, aber nicht der Ort von Langzeiterinnerungen im Gehirn. Es handelt sich um eine Struktur in den Tiefen des Temporallappens. Der Hippocampus, der Gyrus dentatus und das Subiculum bilden die Hippocampus-Formation.“ (Kandel: *Auf der Suche nach dem Gedächtnis*, 2006, S. 466)

¹⁵²¹ Ebd., S. 342

¹⁵²² Solms/Turnbull: *Das Gehirn und die innere Welt*, 2004, S. 190. Das „Korsakow-Syndrom“ entsteht in der Regel durch Medikamenten- und/oder Alkohol-Abusus.

Da der kleine Bär und der kleine Tiger anthropomorphe Figuren in einem vergleichbaren Altersabschnitt von Kleinkindern darstellen, erscheint ein solcher neuronaler Rückschluss durchaus plausibel. Denn die räumliche Karte ihrer ehemaligen Heimat ist de facto weder bei dem Bär noch bei dem Tiger verankert. Selbst als sie sich der eigentlich einmal vertrauten Umgebung nähern, erkennen sie weder die einst selbst gezimmerte Brücke noch ihr Haus wieder. Mit ihrer Abwesenheit sind die Bauten etwas heruntergekommen, und die gewachsenen Bäume und Sträucher lassen alles in einem neuen Licht erscheinen. Auch nachdem die beiden Freunde wieder alles in Schuss gebracht haben, kommt ihnen ihr Panama „so schön wie kein Platz auf der Welt“ (S. 46) vor. Sähe man die Erzählung aus einer tierischen Perspektive, dann wäre das Nicht-Wiedererkennen des eigenen Reviers höchst unwahrscheinlich, da Tiger und Bären sich wesentlich an olfaktorischen Signalen orientieren, und falls diese Leistung nicht vollbracht werden könnte, vermutlich mit einem Todesurteil gleichzusetzen ist. Die beiden stehen also nicht als mit hervorragenden Sinnen ausgestattete Tiere vor uns, sondern als kindlich strukturierte anthropomorphe Figuren, die im Gegensatz zu den jungen Rezipienten der Geschichte nicht in der Lage sind, ihre modifizierte Welt wieder zu erkennen. Und letztlich geht es auch darum nicht, wie uns am Ende der auktoriale Erzähler selber mitteilt, als er die Geschichte verlässt und direkt die lesenden Kinder anspricht:

„Du meinst, dann hätten sie doch gleich zu Hause bleiben können? Du meinst, dann hätten sie sich den weiten Weg gespart? O nein, denn sie hätten den Fuchs nicht getroffen und die Krähe nicht. Und sie hätten den Hasen und den Igel nicht getroffen und sie hätten nie erfahren, wie gemütlich so ein schönes, weiches Sofa aus Plüsch ist.“ (S. 48)

Janosch hat dieser restaurative Ausgang der Geschichte Kritik vor allem von Seiten engagierter Pädagogen eingetragen. Die implizite Moral, eine Änderung der Lebensumstände führe nicht zwangsläufig zu einer Verbesserung und schon eine andere Betrachtung derselben reiche im Zweifelsfall aus, mit den gegebenen besser zurecht zu kommen, mag zwar aus modernen erziehungsmethodischen Ansätzen höchst altbacken wirken, enthält aber fundamentale anthropologische Grundsätze:

- 1) Das Erforschen seiner Umgebung und die permanente Suche nach besseren Ressourcen gehören dazu. Sind diese mit angemessenen Mitteln und in einem vertretbaren Zeitraum nicht zu erreichen, so ist es im Zweifel sinnvoller zu den alten, vertrauten zurückzukehren, solange von dort keine Gefahr ausgeht.
- 2) Die Binsenweisheit „Change it, leave it or love it!“ findet auch in dieser Geschichte ihren Niederschlag: Tiger und Bär wollen ihre Lebenssituation ändern, verlassen ihre angestammte Umgebung und machen sich auf die Suche nach „Panama“. Realistisch

betrachtet ist am Ende der Geschichte die Mission gescheitert und eine offene Auseinandersetzung darüber würde zu einem Bewusstseinszustand führen, den die Sozialpsychologie mit kognitiver Dissonanz bezeichnet. Kognitionen können sich zueinander in einem irrelevanten, in einem konsonanten oder eben in einem dissonanten Zustand befinden. Um die Integrität des Selbst im Sinne eines in sich schlüssigen, kohärenten Ganzen zu gewährleisten, versucht das Individuum automatisch, die wahrgenommenen Divergenzen zu ignorieren, zu relativieren oder zu reduzieren.

„Rezeption und Partizipationserwartungen scheinen nicht an das Produkt gekoppelt, sondern von Biografie und Lebenssituation der Rezipienten determiniert zu sein. Das Weltbild der Rezipienten ist so entscheidend, dass sie sich vorzugsweise denjenigen Medieninhalten zuwenden, denen sie bereits vor der Rezeption inhaltlich zustimmen. Sozialpsychologisch wird dieses Rezeptionsverhalten mit Hilfe der Theorie der kognitiven Dissonanz erklärt.“¹⁵²³

Dies gilt natürlich umso mehr, wenn es sich nicht nur um die von Clemens Schwender angesprochenen Medieninhalte handelt, sondern um das ‚reale‘ Leben. Dementsprechend werden passende Stimuli bevorzugt und unpassende gar nicht wahrgenommen, bzw. im Sinne einer kognitiven Kongruenz uminterpretiert. Nach der Reise kehren Bär und Tiger in ihr altes Zuhause zurück, obwohl ihr Ziel ein anderes war. Sie treten nicht die Reise als Reise, als Bereicherung ihres Erfahrungshorizonts an, sondern um eine bessere, ja eine paradiesisch imaginierte neue Heimat zu finden. Bei ihrer Rückkehr negieren sie alle Signale, die zu einem Wiedererkennen der alten Umgebung führen und reduzieren damit die drohende kognitive Dissonanz auf ein akzeptables Maß. Dieser bei Menschen (und vermutlich auch bei anderen Säugetieren) weit verbreitete Mechanismus der Selbsttäuschung wirkt auf den Außenstehenden naiv und befremdet das kritische Bewusstsein, ist aber zumindest bis zu einem gewissen Maß eine evolutiv gesehen nützliche Anpassung, um in einer gegebenen, momentan möglicherweise nicht änderbaren Situation einigermaßen glücklich bestehen zu können.¹⁵²⁴

„Wir konstruieren unsere eigene ‚Wirklichkeit‘ aus bloßen Bruchstücken von Informationen; was wir ‚sehen‘, ist eine verlässliche – aber nicht immer zutreffende – Wiedergabe dessen, was in der Welt ist; wir sind uns der überwältigenden Mehrheit der Ereignisse, die in unserem Gehirn vorgehen, nicht bewusst.“¹⁵²⁵

¹⁵²³ Schwender: Medien und Emotionen, 2001, S. 82

¹⁵²⁴ Vertraut sind die Selbsttäuschungen beispielsweise bei Rauchern, die medizinische Studien nicht zur Kenntnis nehmen, bei Bewegungsmuffeln, die jeden Tag eine ‚plausible‘ Ausrede parat haben, warum gerade der heutige Tag nicht geeignet für eine sportliche Betätigung ist u.s.w. Dass es dabei zu neurologisch bedingten Krankheiten kommen kann, haben u.a. die Wissenschaftler Oliver Sacks und Vilayanur Ramachandran anschaulich beschrieben. Anosognosie (Krankheitsverleugnung), ist eine davon, bei der der Patient behauptet, seine gelähmten Gliedmaßen völlig normal bewegen zu können.

¹⁵²⁵ Ramachandran: Die blinde Frau, die sehen kann, 2002, S. 365

Nicht immer handelt es sich um eine reine Selbsttäuschung, auch anderen gegenüber werden Fragen aufwerfende Divergenzen des eigenen Verhaltens, der eigenen Ansichten oder des persönlichen Auftretens ‚geglättet‘, so dass man möglichst ein einheitliches, in sich schlüssiges Bild nach außen abgibt, um einerseits an die Gemeinschaft das Signal einer verlässlichen Stringenz zu senden und andererseits trotzdem Vorteile aus einem flexibel angepassten Verhalten ziehen kann. Für den Neurologen Vilayanur Ramachandran gehört das „vereinheitlichte Selbst – Zwang zur Kohärenz des Bewusstseins, Ausfüllen und Konfabulation“ zu den Eckpfeilern des Selbst.¹⁵²⁶

„Die Situation ist nicht ohne Ironie: Das Selbst, das fast definitionsgemäß privaten Charakter hat, ist in erheblichem Maße ein soziales Konstrukt – eine Geschichte, die Sie für andere erfinden. Bei der Erörterung des Verleugnens habe ich die Auffassung vertreten, dass Konfabulation und Selbsttäuschung in erster Linie Nebenprodukte des Bedürfnisses seien, für Beständigkeit, Schlüssigkeit und Kohärenz des Verhaltens zu sorgen. Eine weitere wichtige Funktion könnte sich aus dem Bedürfnis ergeben, die Wahrheit vor anderen Menschen zu verbergen. Der Evolutionsbiologe Robert Trivers hat die geistreiche Hypothese vorgeschlagen, dass die Selbsttäuschung evolutionär in erster Linie die Aufgabe habe, uns die Fähigkeit zu verleihen, vollkommen überzeugend, wie Autoverkäufer, zu lügen. Schließlich können Lügen in vielen sozialen Situationen nützlich sein [...].“¹⁵²⁷

Gerade Kinder neigen im vorschulischen Alter besonders dazu, phantastische Geschichten, Sub- oder Objekte zu erfinden, von deren realem Vorhandensein sie kaum abzubringen sind. Zwang zur Kohärenz steckt da allerdings kaum dahinter, da ihre Wahrnehmungen von der Erwachsenenwelt üblicherweise als Phantasiegespinste abgelehnt werden. Vielleicht hängt dies mit hirnpfysiologischen Wachstums- oder Modifikationsprozessen in einem bestimmten Alter zusammen.

Dem Leser, der nicht das unbedingte Ziel hatte, Panama zu finden und dementsprechend bereit ist, das konstruierte Ende der Geschichte zu akzeptieren, wird ein anderes Hilfsmittel geboten. Er wird vom auktorialen Erzähler auf seine Ebene gehoben, er wird zu seinem Vertrauten gemacht, hinter die Geschichte zu blicken. Denn die wahre Intention der Reise bestand darin, die Welt und seine Lebewesen besser kennen zu lernen, und dieses Ziel haben die beiden Protagonisten erreicht.

Bei dem Ende der Geschichte setzt die Kritik von Interpretationen zu Janosch an: Die Ursache des ‚Leides‘, der ‚Missstand‘, der zumindest kein existenzieller ist, wird nicht behoben, indem

¹⁵²⁶ Ebenfalls als Merkmale benennt er das „verkörperlichte“, das „leidenschaftliche“, das „exekutive“, das „mnemonische“, das „wachsamer“, das „begriffliche und soziale Selbst“. Hirnanatomisch sieht er die Vorgänge im Wesentlichen in den Temporallappen beheimatet. Kommt es hier zu Hirnschädigungen treten nachhaltige Bewusstseinsstörungen auf. (Ebd., S. 390 ff.)

¹⁵²⁷ Ebd., S. 406 f.

das Problem nachhaltig beseitigt oder beendet wird, sondern die Figuren schlicht eine andere Einstellung zu der ursprünglich als defizitär empfundenen Situation entwickeln. So kritisiert Dietrich:

„Man kann daraus schlussfolgern, daß die Idylle, in der manche Figuren Janoschs leben, ebenso nichts anderes ist als die ‚richtige‘ Einstellung. Objektivität oder Rationalität, ganz zu schweigen von definierbarer Wirklichkeit, das alles sind Begriffe, die im Werk Janoschs aufgehoben sind. Statt dessen wird eine Theorie des Bewußtseins gelehrt: entweder man lebt mit einem Glücksbewußtsein oder mit einem Unglücksbewußtsein. [...] Das Ende der Geschichte ‚Oh, wie schön ist Panama‘ kann diesbezüglich als Muster gesehen werden. Der kleine Bär und der kleine Tiger erleben ihre alte Heimat als ‚Land der Träume‘, nachdem sie es von oben überblicken, nachdem sie also eine neue Perspektive eingenommen haben, die ihnen vorher verborgen war. Sie haben ihre innere Einstellung verändert; und zwar so sehr, daß sie im Land ihrer Träume nicht einmal mehr ansatzweise ihre ehemalige Heimat erkennen. Sie haben eine vollständige neue Einstellung bekommen – und leben von nun an glücklicher als je zuvor.“¹⁵²⁸

Klaus-Ulrich Pech formuliert die Kritik noch harscher:

„Das aufgefundene Panama ist keineswegs die Antithese zur Ausgangsthese. Der Prozeß der Reflexion über die Protagonisten und deren Wunsch, ihr Leben zu verbessern, wird nicht zu Ende geführt. Sprachmuster und Inhalt diskriminieren den Wunsch, anders zu leben. Panama ist keine Alternative; der Erzähler hat Bär und Tiger nur gewähren lassen, weil er ohnehin wußte, daß nichts Einschneidendes, die Bedingungen und Verhältnisse entscheidend Veränderndes, passieren würde. So gelesen ist ‚oh, wie schön ist Panama‘ ein Beispiel für ‚repressive Toleranz‘ [...].“¹⁵²⁹

Aus mehreren Gründen kann diesen Einschätzungen nicht zugestimmt werden. Das Kennenlernen der weiteren Umgebung ist ein natürlicher juveniler Entwicklungsschritt bei Menschen und Tieren, ebenso wie die Rückkehr auf das vertraute Terrain. Die Erforschung der Umgebung wird bei Menschen ab einem Alter von 18 Monaten selbstverständlich in die Spiele integriert. Jungen untersuchen dabei größere Gebiete als Mädchen, möglicherweise bedingt durch ihren höheren Androgenlevel, der in einem direkten Bezug zur körperlichen Aktivität steht.¹⁵³⁰ Janosch hatte sicherlich nicht vor – und es wäre auch für die Zielgruppe unangemessen –, das Bild von zwei Erwachsenen zu zeichnen, die in Goldgräberlaune Haus und Heimat verlassen. Solche Themen bleiben Jugendlichen und Erwachsenen vorbehalten. Und selbst für Erwachsene ist es nicht schämlich, seine Ziele und Vorstellungen zu überdenken und zu modifizieren, sofern sich beispielsweise Rahmenbedingungen geändert haben. Seine Einstellung und seinen Blickwinkel zu korrigieren, führt durch den stattgefundenen Lernprozess zu einem Zugewinn an Erfahrungen – ein Vorgang, der beim Homo sapiens permanent vorkommt und vorkommen muss, ansonsten wäre er bei seinem langsamen Generationswechsel nicht in der

¹⁵²⁸ Dietrich: Nur Glücklichkeit macht glücklich, 1992, S. 87 f.

¹⁵²⁹ Pech: Abenteuer auf dem Plüschsofa, 1995, S. 576. Der Ausdruck „repressive Toleranz“ stammt von Marcuse.

¹⁵³⁰ Bjorklund/Pellegrini: The Origins of Human Nature, 2002, S. 303

Lage, sich neuen Situationen und neuen Umwelten gegenüber als Herr/Frau der Lage zu erweisen. Das ausgesprochen flexibel funktionierende Gehirn hat dazu die Voraussetzungen geschaffen. Dass dies auch manchmal auf einer Ebene geschieht, die sich der eigenen bewussten Analyse entzieht bzw. nicht weitergehend reflektiert wird, ist ebenfalls normal und vermutlich sogar im evolutionär gedachten Kontext notwendig. Würde sich der Mensch dauerhaft über seine geänderten Positionen in Frage stellen, dann wäre ein positives, zukunftsorientiertes Handeln schwer vorstellbar. Moralische Einwürfe scheinen daher fehl am Platz und zeugen lediglich von einem selbstgerechten pädagogischen Zeigefinger.

Räumliche Strukturen und Formationen wieder zu erkennen, ist für den menschlichen Geist eine Herausforderung. Selbst wenn in dem Kontext dieser Erzählung das Wiedererkennen simpel erscheint und die Haltung von Bär und Tiger unwahrscheinlich vorkommen lässt, so ist damit eine heute noch nicht vollständig neuronal komplexe nachvollziehbare Leistung verbunden. Dies machen sich zahlreiche Aufgaben aus Intelligenztests zunutze, die nicht symmetrische Figuren oder Objekte rotiert in verschiedenen Blickwinkeln darstellen, die einem Ausgangsobjekt zugeordnet werden müssen. Je abstrakter diese Objekte, d.h. je weniger sie ein Bestandteil des vertrauten täglichen Lebens sind, oder je weiter sie von ihrer ursprünglichen Form entfernt dargestellt werden, desto schwieriger wird dieses Unterfangen. Zeigt man beispielsweise ein Teil eines Beins einer Puppe, so lässt sich dieses Bruchstück eines Gegenstands zumindest ab einem gewissen Alter verhältnismäßig leicht zuordnen. Zerschneidet oder zerlegt man hingegen eine geometrische Figur und sucht die dazu passende Gesamtstruktur, wird dies meistens zu einer ausgesprochen schwierigen Aufgabe. So gesehen mag das Nichterkennen des ursprünglichen Zuhauses Leser des Textes erst einmal befremden, ist aber aufgrund der dahinter stehenden höchst komplexen mentalen Leistung zumindest erläuterbar.

Bjorklund und Pellegrini weisen auf die Schwierigkeiten hin, die Mensch und Tier in Fragen des räumlichen Kognitionsvermögens haben, allerdings steht das der Menschen meistens noch dem der Tiere weit nach: „The abilities to locate objects in space and to navigate through space are critical not only for humans but for most animals. In fact, humans’ spatial abilities are greatly inferior to those of many other animals.”¹⁵³¹ Gerade gegenüber Vögeln oder Bienen wirken die menschlichen Fähigkeiten, sich in räumlichen Distanzen zurechtzufinden, ausgesprochen armselig. Darüber hinaus handelt es sich um eine Fähigkeit, die sich erst im Laufe des Heranwachsens voll entwickelt. Es wäre also vermessen, eine mit Erwachsenen vergleichbare Leistung zu erwarten:

„The infant literature is consistent with the position that humans are born with an ability to code spatial relations and that they may use spatial location as a primary cue in

¹⁵³¹ Ebd., S. 168

defining objects. That is, where an object is may be the defining feature of that object. However, spatial abilities improve with age and develop in relation to infants' self-propelled movements. ¹⁵³²

Geschlechtsspezifische Unterschiede in dieser Domäne zeigen sich bei Kindern bereits in der Vorschulzeit. Die beiden Autoren argumentieren wie ihre Kollegen der Evolutionspsychologie mit der unterschiedlich vermuteten und über Jahrtausende praktizierten Arbeitsteilung von Männern und Frauen. „Given this division of labor, spatial skills that permitted men to mentally manipulate space (cognitive maps of geographic locales) would be to their benefit because of the advantage this would provide in navigating over large areas.“¹⁵³³ Wenn es danach gegangen wäre, dann hätten sich die beiden männlichen Protagonisten Tiger und Bär eigentlich problemlos in ihrer Gegend – auch über angestammtes Heimatterritorium hinaus - auskennen müssen.

Zudem gibt es neurologische Störungen und Erkrankungen, die zu einer visuellen oder optischen Agnosie führen, wie Elisabeth Fertl und Frank Uhl von der Universitätsklinik für Neurologie in Wien ausführen.¹⁵³⁴ Agnosie ist die „Unfähigkeit, an sich bekannte Objekte zu erkennen bzw. bekannte Informationen zu deuten, obwohl die elementare Wahrnehmung in der dargebotenen Modalität [...] intakt ist.“ Für optische Agnosie liegen die Gründe in „Läsionen sekundärer oder höherer visueller Assoziationsfelder im okzipitalen bzw. okzipito-temporalen Kortex.“ Konkret könnte es sich bei dem kleinen Bär und dem kleinen Tiger um eine „visuelle Objektagnosie“ handeln. In Frage käme auch eine retrograde Amnesie, eine Gedächtnisstörung, bei der das Individuum Schwierigkeiten hat, eine gespeicherte Information abzurufen.

6.1.3. Tiger, Bären und sonstige wilde Tiere in der KJL

Michelle Scalise Sugiyama legt plausibel dar, dass universale Motive der Volksliteratur adaptive Aspekte thematisieren und so den Rezipienten helfen, ihr Wissens- und Erfahrungsspektrum zu erweitern, ohne dafür die Risiken zu tragen, die mit dem realen Erlernen verbunden wären.¹⁵³⁵ Konkret geht es um die Identifikation und Vermeidung potenziell gefährlicher Tiere, um Löwen, Tiger und Bären. Tatsächlich stellten die großen Raubtiere für die Järgergesellschaften eine Herausforderung dar. Einerseits galten sie aufgrund ihres Fleischvolumens und Fells als attraktive Beute, andererseits waren sie für Menschen und ihre Haustiere lebensge-

¹⁵³² Ebd., S. 171

¹⁵³³ Ebd., S. 172

¹⁵³⁴ Elisabeth Fertl/Frank Uhl: Neuropsychologische Symptome und Syndrome, unter:

www.meduniwien.ac.at/Neurologie/MCW/Folien/Block19/Neuropsychologie.ppt, download vom 21.01.2008

¹⁵³⁵ Michelle Scalise Sugiyama: : Lions and Tigers and Bears. Predators as a Folklore Universal, in: Klein, Uta/Katja Mellmann/Steffanie Metzger (Hrsg.): Heuristiken der Literaturwissenschaft. Disziplinexterne Perspektiven auf Literatur, Paderborn: Mentis 2006, S. 319-331

fährlich. Mit den Kurzdistanzwaffen, die zu dieser Zeit mehrheitlich zum Angriff oder zur Verteidigung zur Verfügung standen, begaben sich die Menschen selber in erhebliche Gefahr, da die Tiere ihnen an Größe, Kraft und Schnelligkeit weit überlegen waren und ihre Klauen, Krallen, Hörner und Zähne schwerste Verletzungen zufügen konnten. Michelle Scalise Sugiyama weist allerdings richtigerweise auf Untersuchungen hin, die klarstellen, dass es bei den heute noch lebenden Jäger- und Sammler-Gesellschaften weniger zu Verletzungen durch die großen Raubtiere kommt, sondern durch kleinere Säugetiere, Reptilien, Fische und Insekten, ganz zu schweigen von den Erkrankungen, die durch Infektionen oder Parasiten hervorgerufen werden. Dennoch müssen die Vorkommnisse über die Jahrtausende hinweg so relevant gewesen sein, dass diejenigen, die mit größter Vorsicht sich und ihre Nachkommen vor Raubtieren geschützt haben, eine größere Reproduktionsquote aufweisen konnten.

Da gerade Kinder besonders leicht angreif- und dadurch verwundbar waren, wird weltweit in Märchen, Volksdichtungen und Liedern immer wieder vor den Gefahren von größeren Raubtieren gewarnt, die je nach ökologischem Lebensraum variieren. In den mitteleuropäischen Breitengraden waren es vor allem Wölfe und Bären, denen in der Bevölkerung trotz ihrer nahezu gänzlichen Ausrottung in der freien Wildbahn ein hohes Maß an Misstrauen entgegengebracht wird.

Ganz anders bei Janoschs Protagonisten Tiger und Bär, die weder älteren noch jüngeren Rezipienten Ängste oder eine Vermeidungshaltung einflößen – im Gegenteil. Dies lässt sich im Wesentlichen auf zwei Faktoren zurückführen:

1) Beide Tiere sind Jungtiere und werden als „kleiner Tiger“ und „kleiner Bär“ vorgestellt und verhalten sich dementsprechend. Im Laufe der zahlreichen Geschichten, die um sie herum entstanden sind, verharren sie in diesem Altersabschnitt. Ihre Physiognomie ist von dem Kindchenschema geprägt, auf das Menschen bei Tieren (zumindest bei den meisten Säugetieren) ebenso ‚anspringen‘ wie bei ihresgleichen, vermutlich eine „overgeneralization“ einer an sich sinnvollen Adaption. Erlebbar und nachgerade ins Irrationale abgeleitet wurde dies an dem Hype um die jungen Eisbären Knut und Flokke aus dem Berliner und Nürnberger zoologischen Garten, die eigentlich für die Menschen zu den gefährlichsten Raubtieren zählen.

2) Tiger und Bär bewegen sich in einer menschenfreien Umwelt, sie bleiben quasi unter sich bzw. unter anderen Tieren. Eine Begegnung und konfrontative Situation mit der Menschenwelt unterbleibt, so dass schon deshalb keine Gefahr von ihnen ausgeht. Aber auch für die anderen Tiere stellen sie keine Bedrohung dar: Fuchs und Kuh überragen die beiden in ihren Proportionen bei weitem, Krähe, Igel und Hase sind vergleichbar groß, nur die Maus ist kleiner als sie, obwohl beide in Menschenart aufgerichtet auf ihren Hinterbeinen unterwegs sind.

6.2. Antoine de Saint-Exupéry: Der Kleine Prinz¹⁵³⁶

6.2.1. Entstehung, Rezeption und Stellung innerhalb der KJL

Auf Vorschlag seines amerikanischen Verlegers schreibt der französische Flieger und Schriftsteller Antoine de Saint-Exupéry (1900-1944) 1942 in New York eine Geschichte für Kinder – die einzige seines literarischen Schaffens – rund um die Zeichnungen eines „kleinen einsamen Kerls“ („petit bonhomme solitaire“). Es wird kein Kinderbuch im gängigen Sinn. Die rudimentäre Handlung dreht sich um einen Flieger, zugleich auch Ich-Erzähler, der in der afrikanischen Wüste notlanden muss und in dieser im Sartreschen Sinne existenziellen Grenzsituation dem kleinen Prinzen begegnet, einer kindlichen Erscheinung, die von einem Asteroiden kommt. Neben dem gestrandeten Piloten lernt er Schlange und Fuchs kennen, die ihn lehren, was Freundschaft, Liebe, Vertrauen und Verantwortung bedeuten. Der Pilot und der kleine Prinz, beide Alter-Ego-Charaktere des Autors, entwickeln eine Freundschaft zueinander. Ein klassischer glücklicher Ausgang ist nicht gegeben: Der Pilot kann zwar seine Maschine wieder in Gang setzen, aber der kleine Prinz verlässt ihn, um zu seiner Rose auf seinem Planeten zurückzukehren, da sie ohne ihn verloren wäre. Seine irdische Hülle bleibt auf der Erde zurück.

Als Saint-Exupéry die Zeichnungen und den Text verfasst, ist er aufgebracht und verzweifelt darüber, was sich in seiner von den Deutschen besetzten Heimat, was sich in Europa und auf der Welt abspielt. Er will seinem Land und seinen Landsleuten helfen, fühlt sich zumindest zu diesem Zeitpunkt zur Untätigkeit im Exil verurteilt. So wirkt dieser Text wie ein autobiografisches Kondensat und als Plädoyer für ein anderes, ein besseres Leben und unterstreicht den Wunsch, eine Heimat der Menschlichkeit, eine Zuflucht vor Techno- und Bürokratie, vor Krieg und Unterdrückung zu finden, kurz: das idealisierte freie Frankreich seiner eigenen Kindheit, wo er Vertrauen in die Menschen, in die Welt haben konnte und das im krassen Gegensatz zu seinem eigenen rastlosen und turbulenten Erwachsenenleben steht. Michel Brethenoux bringt es in seinem Aufsatz „Saint-Exupéry, ‚Pic de la Mirandole du XX^e siècle‘“ auf den Punkt: „Le petit prince n’est rien d’autre que le désir d’un retour aux sources.“¹⁵³⁷

Der „Kleine Prinz“ ist eine „Geschichte der Begegnung“¹⁵³⁸, eine Hommage an die Freiheit und die Liebe, ein Märchen, eine Fabel, eine Parabel, ein zuweilen naiver und tief melancholisch-philosophischer Text, dessen emotionales Aufgeladensein die kindlichen wie erwachsenen Leser zum Lächeln bringt und noch mehr zu Tränen rührt, fast nie aber teilnahmslos zu-

¹⁵³⁶ Als Textgrundlage wurde die deutsche Erstausgabe des Karl Rauch Verlags von 1950 verwendet.

¹⁵³⁷ Michel Brethenoux: Saint-Exupéry, „Pic de la Mirandole du XX^e siècle“, in: Le Hir, Geneviève (Dir.): Antoine de Saint-Exupéry, in: Études Littéraires Vol. 33, Nr. 2, Université Laval Sommer 2001, S. 62 (Jean Pic de la Mirandole oder ital. Giovanni Picco della Mirandola (1463-1494) war ein italienischer Humanist und Naturphilosoph)

¹⁵³⁸ Alain Vircondelet: La véritable histoire du Petit Prince, Paris: Flammarion 2008, S. 212

rücklässt. Er bringt Seiten in den Menschen zum Klingen, die der Vorstellung einer idealen Welt sehr nahe kommen, von denen aber zumindest die Erwachsenen wissen, dass sie ein unrealistisches hypothetisches Konstrukt bleiben. Der französische Literaturkritiker und Schriftsteller Frédéric Beigbeder betont die „zarte Poesie“ und die „einfache Weisheit“ dieser Erzählung sowie die „täuschende Naivität, die in Wirklichkeit einen unerwarteten Humor und eine aufwühlende Melancholie kaschiert“:

„Ce conte aurait pu s’intituler *À la recherche de l’enfance perdue*. Saint-Exupéry y fait sans cesse référence aux ‘grandes personnes’ sérieuses et raisonnables, parce que, en réalité, son livre ne s’adresse pas aux enfants mais à ceux qui croient qu’ils ont cessé d’en être. C’est un pamphlet contre l’âge adulte et les gens rationnels, rédigé avec une poésie tendre, une sagesse simple (Harry Potter, rentre chez ta mère!) et une feinte naïveté qui cache en réalité un humour décalé et une mélancolie bouleversante.“¹⁵³⁹

Dieser Appell an das Gute und Schöne, die Erkenntnis, dass das wirklich Wichtige nicht käuflich und kalkulierbar ist, bekommt besonders tragische Züge vor dem biografischen Hintergrund von Saint-Exupérys Leben: Am 31. Juli 1944, ein Jahr nach der Erstveröffentlichung des „Kleinen Prinzen“, verschwindet Saint-Exupérys Flugzeug bei einem Aufklärungsflug über Südfrankreich von dem Radarschirm. Sein Wille, seine besetzte Heimat zu unterstützen und trotz seines Alters und zahlreicher Verletzungen, die von Flugzeugabstürzen und Notlandungen stammen, noch militärisch aktiv zu sein, hat er mit dem Leben bezahlt. 1998 fand ein Fischer südlich von Marseille ein Silberarmband, auf dem Saint-Exupérys Name und der seiner Frau Consuelo eingraviert waren. Dies wurde zum Anlass genommen, erneut im Meer nach dem Flugzeugwrack der „Lockheed P-38 Lightning“ zu suchen, das man dann tatsächlich im Jahr 2000 entdeckte. Vier Jahre später konnte anhand der Motornummern die Maschine konkret als Saint-Exupérys Flugzeug identifiziert werden. 2008 veröffentlichte der ehemalige deutsche Jagdflieger und Bruder des Volkssängers Ivan Rebroff, Horst Rippert, eine Information, in der er mitteilt, er habe Saint-Exupérys Maschine abgeschossen. Dubios erscheint dieses Bekenntnis zu so später Stunde allemal, denn für diesen Tag lag offiziell bei den sonst so genau protokollierenden Deutschen kein Abschuss vor. Der Tod des Autors des „Kleinen Prinzen“ bleibt (zumindest bisher) ungeklärt und die Spekulationen über die Gründe des Absturzes reichen von einem technischen Defekt über persönliche Überforderung oder Selbstmord bis hin zum Abschuss durch eine feindliche Maschine. Sicher hat sein rätselhaftes Ende dazu beigetragen, den „Kleinen Prinzen“, das letzte noch zu Lebzeiten erschienene Werk, als das Vermächtnis Saint-Exupérys anzusehen.¹⁵⁴⁰

¹⁵³⁹ In Albert Cerisier: *Il était une fois... Le Petit Prince d’Antoine de Saint-Exupéry*, Paris: folio/Gallimard 2006, S. 290 f.

¹⁵⁴⁰ Hierzu u.a.: Jacques Pradel/Luc Vanrell: *Saint-Exupéry. L’ultime secret: enquête sur une disparition*, Monaco: Editions du Rocher 2008; Spiegel-online: Rätsel um verschollenen Saint-Exupéry wahrscheinlich gelüftet, 16.03.2008, <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/0,1518,541775,00.html>; Georg Bönisch/Romain Leick: Gelassen in den Tod, Spiegel Nr. 13, 22.03.2008, S. 162-164

Der „Kleine Prinz“ zählt mit rund 160 Übersetzungen in vermutlich 500 bis 600 unterschiedlichen Editionen und geschätzten 80 Millionen verkauften Exemplaren zu den erfolgreichsten Büchern, die die Weltliteratur kennt. Nur die Bibel, die Werke von Mao Zedong und Lenin wurden insgesamt in mehr Sprachen übertragen und selbst der Megaseller „Harry Potter“ liegt mit rund 60 Übersetzungen weit zurück.¹⁵⁴¹ Er war Grundlage für zwei Opern, für Theater- und Musikstücke, für CDs und DVDs, unzählige Merchandising Produkte und ein Saint-Exupéry Museum in Hakone/Japan. 1993 erhielt ein Asteroid dieselbe Bezeichnung wie der des kleinen Prinzen „Bésixdouze“ (die in französischer Sprache ausformulierte Zusammenziehung von B 612 – Bé-six-douze: B-6-12), und 2003 benannte man sogar einen Asteroidenmond von Eugenia I, der als erster 1998 mit einem auf der Erde stationiertem Teleskop entdeckt wurde, „Petit-Prince“.¹⁵⁴² Sein Erfolg beschränkt sich – im Gegensatz zu zahlreichen anderen, bei uns unter dem Siegel ‚Klassiker‘ laufenden Texten – nicht auf den Kulturkreis der westlichen Industrienationen¹⁵⁴³, was im Wesentlichen an dem nahezu zeitlosen Inhalt liegen dürfte, der interkonfessionell und über alle politischen Strukturen hinweg (Diktaturen ausgenommen) seine Gültigkeit hat.

In Deutschland zählt diese anrührende Geschichte ebenfalls zu den beliebtesten Texten bei Jung und Alt. 2004 haben die Deutschen in einer bisher einmaligen Aktion ihre Lieblingsbücher gewählt, 250.000 Rückmeldungen wurden gezählt und Antoine de Saint-Exupérys „Kleiner Prinz“ konnte sich nach Tolkiens „Herr der Ringe“, der Bibel, Ken Folletts „Säulen der Erde“ und Patrick Süskinds „Parfum“ an fünfter Stelle platzieren – sogar noch vor Rowlings „Harry Potter“. So entstand, wie es einer der Projektverantwortlichen des ZDF, Peter Arens, bezeichnet, „keine Bestsellerliste nach Verkaufszahlen“, sondern eine die „den Herzen der Leser entspringt“.¹⁵⁴⁴ Gestützt durch den immensen Verkaufserfolg und die weltweit nunmehr seit gut über 65 Jahren reichende Beliebtheit, gehört dieser Titel zu den wirklichen Klassikern der Kinder-, aber auch Erwachsenenliteratur. Verglichen mit anderen Bucherfolgen dieses Ausmaßes erfuhr und erfährt der „Kleine Prinz“ unverständlicherweise nur geringe Aufmerksamkeit in der wissenschaftlichen Welt.¹⁵⁴⁵ Entzieht sich dieser affektive Stil einer analytisch distanzierten Betrachtung? Wird der Tenor des schlichten, offenkundigen Appells für Humanität, Liebe und Vertrauen als kitschig, vielleicht sogar als kindisch vor dem historischen

¹⁵⁴¹ Informationen entstammen: Cerisier: Il était une fois, 2006, S. 135 ff. Hier findet sich auch eine detaillierte Liste aller Übersetzungen. Bemerkenswerterweise gehören dazu auch zahlreiche indigene Sprachen und Dialekte.

¹⁵⁴² Diese Geschichte korrespondiert mit dem Inhalt des „Kleinen Prinzen“, weil im Kapitel IV beschrieben wird, wie ein türkischer Astronom den Asteroiden des kleinen Prinzen 1909 mit einem riesigen Fernrohr entdeckte. (S. 16 ff.)

¹⁵⁴³ Siehe offizielle Homepage: Sogex – Le Petit Prince Multimedia (Hrsg.): www.lepetitprince.com, 17.09.2008

¹⁵⁴⁴ Peter Arens: „Mit so vielen Stimmen haben wir nicht gerechnet“. Peter Arens über die Wahlphase zu „Unseren Besten – Das große Lesen“, in: www.zdf.de/ZDFde/inhalt/10/0,1872,2151338,00.html, 07.08.2004

¹⁵⁴⁵ Hilfen, den Text für nahezu jede Alters- und Klassenstufe für den Schulunterricht oder auch Kindergarten vorzubereiten, gibt es dagegen, was wiederum auf die hohe praktische Relevanz des Inhalts schließen lässt. Eine der ausführlichsten in diesem Bereich stammt von Walburga Freund-Spork: Antoine de Saint-Exupéry: Der kleine Prinz, 3. Aufl., Hollfeld: C. Bange 2005

Kontext seiner Entstehungsgeschichte wahrgenommen? Hängt es mit der fehlenden Klassifizierungsmöglichkeit als „richtiges“ Kinderbuch oder „richtiges“ Erwachsenenbuch zusammen? Sicher erleichtern diese Aspekte nicht unbedingt einen unkomplizierten Umgang mit dem Text, aber sie rechtfertigen ebenso wenig seine weitgehende Ignoranz.¹⁵⁴⁶

Saint-Exupéry sah sich über sein gesamtes Berufsleben als Flieger *und* Schriftsteller hinweg nicht einer einhellig positiven Stimmung gegenüber. Bei seinen Fliegerkameraden herrschte eine gewisse Feindschaft, weil sie einem Piloten misstrauten, der Bücher schrieb, und von zahlreichen Schriftstellerkollegen wurde er nicht als ihresgleichen angesehen, galt er doch als „Macher“ („homme d’action“), was das Denken anscheinend automatisch ausschloss, wie es Michel Quesnel zusammenfasst: „Écrivain, il sera renié par toute une catégorie d’intellectuels qui ne verront en lui qu’un aviateur égaré. Pilote, il sera renié par bien d’autres pilotes qui estimeront qu’il trahit la corporation. Légende dorée et suspicion aveugle sont à renvoyer dos à dos.“¹⁵⁴⁷

Nach der Erstveröffentlichung in den USA stieß der „Kleine Prinz“ zunächst auf wenig positive Resonanz bei den Rezensenten, zu harsch und offensichtlich waren die enthaltene Kritik am ökonomisch orientierten Lebensstil der Amerikaner, die ihren Niederschlag vor allem in der Episode mit dem „Businessman“ fand (Kap. XIII, S. 43 ff.).¹⁵⁴⁸

Die Veröffentlichung von Saint-Exupérys Werk „Citadelle“ (1948) posthum, das sich vor allem auf von dem Autor gemachte Tonbandaufzeichnungen stützt und sicherlich nicht in dieser Form publiziert werden sollte, löste eine Welle der ethischen und ästhetischen Gegenbewegung aus, die skurrile Züge annahm. Nicht nur seine Arbeiten als Schriftsteller und Denker wurden in Frage gestellt, sondern auch seine jahrzehntelange Fliegertätigkeit. Und in der Grundaussage des „Kleinen Prinzen“ wurden – aus heutiger Sicht absurderweise – reaktionäre Züge ausgemacht: „Du trop fameux Petit Prince on ne veut plus voir que l’aspect Tintin, et la morale héroïque est ressentie comme une morale sinon fasciste du moins trop sûrement aristocratique.“¹⁵⁴⁹ Die kommenden zwanzig Jahre spalteten sich die Positionen zu Saint-Exupéry in zwei Lager, vor allem die Öffentlichkeit, aber auch einige wenige Wissenschaftler und Schriftsteller, die ihn und seine Arbeiten in den Olymp hoben und auf der anderen Seite Wissenschaftler und Publizisten, die erbittert und mit vehementer Leidenschaft gegen den Mythos

¹⁵⁴⁶ Im Gegensatz dazu gibt es zahlreiche Biografien über Saint-Exupéry. Die erste umfassende stammt pikanterweise von einer seiner Geliebten, Nelly (Hélène) de Vogüé, 1949 bei Gallimard unter dem Pseudonym Pierre Chevrier veröffentlicht. Weitere umfassende sind u.a. die von Curtis Cate (1970), Luc Estang (1983), Joy D. Robinson (1984), Paul Webster (1993), Alain Vircondelet (2008), Jacques Pradel/Luc Vanrell (2008).

¹⁵⁴⁷ Michel Quesnel: La création chez Saint-Exupéry, in: Le Hir, Geneviève (Dir.): Antoine de Saint-Exupéry, in: *Études Littéraires* Vol. 33, Nr. 2, Université Laval Sommer 2001, S. 15

¹⁵⁴⁸ In der französischen Originalversion verwendet Saint-Exupéry den englischen Begriff „Businessman“ anstatt „homme d’affaires“, was Rückschlüsse auf seine Haltung zulässt: Eben nur die Amerikaner (da er sich zu der Entstehungszeit in New York aufhielt, spielte er sicherlich nicht auf die Briten an) symbolisieren die für ihn im Text negativ dargestellte Form des Geschäftemachens. In der deutschen Übersetzung findet sich der neutrale Begriff „Geschäftsmann“.

¹⁵⁴⁹ Bruno Vercier: *Les critiques de notre temps et Saint-Exupéry*, Paris: Garnier 1971, S. 11

anging. Besonders erhitzt hat die Gemüter, dass seit der Nachkriegszeit gerade die jungen Erwachsenen die Werke von Camus und Saint-Exupéry verschlangen. Man war bereit, sie allesamt als Idioten und ihren literarischen Geschmack als gänzlich verdorben abzustempeln, wie es François Nourissier im Nachhinein kolportiert.¹⁵⁵⁰ Für die jungen Menschen galt Saint-Exupéry als Held, den sie vor allem für seine Taten bewundern konnten, die nicht nur theoretisch am Kaffeetaisch oder auf dem Sofa stattfanden. Der Verleger Karl Rauch formuliert es 1951 in einer heute antiquiert bewundernden Weise:

„Antoine de Saint-Exupéry knüpft in seiner geistigen Erscheinung am klassischen Bilde des honnête homme an, des Menschen der guten Wohlanständigkeit [...]. Saint-Exupéry ist kein Zuschauer, bleibt nie abseits, ist weder Romantiker noch Illusionist, in ihm vereinen sich aufs schönste und in einer fast griechisch anmutenden Verschmelzung Geist und Tat, berufliches Tun und künstlerische Schaffensgestaltung.“¹⁵⁵¹

Bei den Intellektuellen vor allem der 1970er Jahre war Antoine de Saint-Exupéry als wenig ernst zu nehmend, ja als Gegenpol eines gesellschaftskritischen Schriftstellerideals dieser Zeit verschrien – trotz seiner humanitären Auffassung und seiner klaren Positionierung im Zweiten Weltkrieg gegen jede Form von Totalitarismus und Faschismus. Vielleicht hing diese Ablehnung auch mit seiner aristokratischen Herkunft, seinem wohlhabenden Renaissance-Lebensstil und seiner Leidenschaft zu fliegen und militärisch aktiv zu sein zusammen und nicht nur mit seiner literarischen Qualität. Seine Form der Opposition unterschied sich eben wesentlich von der der Nach-68er-Generation. Zu den ätzendsten Kritikern gehörte der französische Philosoph, Schriftsteller und Journalist Jean-François Revel (Pseudonym für Jean-François Ricard 1924-2006), der ihn verhöhnte als „l’homme-coucou qui a remplacé le cerveau humain par un moteur d’avion“¹⁵⁵² und seine Texte als „ânerie verbeuse, crétinisme sous cockpit qui prend des allures de sagesse.“¹⁵⁵³ Nicht ganz unschuldig an der intellektuellen Gegenbewegung zu dem Erfolg von Saint-Exupérys Werken in der breiten Öffentlichkeit dürfte die eher glorifizierende Handhabung seines Nachlasses durch seine Frau, seine Mutter und Schwester und durch die zwei Hauptgeliebten Nelly de Vogüé und Silvia Hamilton gewesen sein. Diese fand erst nach dem Tod Consuelos 1979 ein angemessenes Maß.¹⁵⁵⁴ In den 1980ern flaute die Debatte ab und begann wieder – allerdings auf einem rational differenzierteren Niveau – mit dem 100. Geburtstag des Autors und der Entdeckung des Flugzeugwracks.

¹⁵⁵⁰ François Nourissier: Une image du courage, une leçon de morale, in: Vercier, Bruno: Les critiques de notre temps et Saint-Exupéry, Paris: Garnier 1971, S. 54-57; erstmals veröffentlicht in: Tavernier, René: Saint-Exupéry en procès, Paris: Belfond 1967

¹⁵⁵¹ in: Luc Estang: Antoine de Saint-Exupéry, 105.-107. Tsd., Hamburg: Rowohlt 1983, S. 162

¹⁵⁵² Zitiert nach Walter Wagner: La poétique de la sagesse de Saint-Exupéry, in: Freyermuth, Sylvie (Hrsg.): Le registre sapiential. Le livre de sagesse ou les visages de Protée, Bern: Peter Lang 2007, S. 217

¹⁵⁵³ Zitiert nach Alain Vircondelet, S. 9 f.

¹⁵⁵⁴ Siehe hierzu die Kapitel „Vivre sans Saint-Exupéry“ und „Une postérité exceptionnelle“ in Vircondelet: La véritable histoire du Petit Prince, 2008, S. 199 ff.

Vor der Analyse zu einem der polyvalentesten Texte der Kinder- und Jugendliteratur bedarf es einen nochmaligen genauen Blick auf den scheinbar lapidaren Inhalt.

Ein Paratext in Form einer Widmung für Antoine de Saint-Exupéry's Freund Léon Werth macht den Auftakt und setzt bereits ein klares Zeichen, welches Anliegen er mit diesem Buch verbindet:¹⁵⁵⁵

„FÜR LÉON WERTH

Ich bitte die Kinder um Verzeihung, daß ich dieses Buch einem Erwachsenen widme. Ich habe eine ernstliche Entschuldigung dafür: dieser Erwachsene ist der beste Freund, den ich auf der Welt habe. Ich habe noch eine Entschuldigung: dieser Erwachsene kann alles verstehen, sogar die Bücher für Kinder. Ich habe eine dritte Entschuldigung: dieser Erwachsene wohnt in Frankreich, wo er hungert und friert. Er braucht sehr notwendig einen Trost. Wenn alle diese Entschuldigungen nicht ausreichen, so will ich dieses Buch dem Kinde widmen, das dieser Erwachsene einst war. Alle großen Leute sind einmal Kinder gewesen (aber wenige erinnern sich daran). Ich verbessere also meine Widmung:

FÜR LÉON WERTH

ALS ER NOCH EIN JUNGE WAR“

Ein narrativer Rahmen bindet die Kerngeschichte, das Treffen und die Gespräche zwischen dem Ich-Erzähler und dem kleinen Prinzen, ein. Retrospektiv stellt der Pilot sich selber vor und die Umstände seiner Begegnung mit dem kleinen Prinzen : Als Kind schon machte er Zeichnungen, die allerdings von den Erwachsenen weder verstanden noch goutiert wurden. So blieb die Boa, die soeben einen Elefanten verschlungen hatte, nichts weiter als ein verbeulter Hut, weil die Großen nicht im Stande waren, hinter die vordergründige Darstellung des Bildes zu blicken. Erläuterungen gab er irgendwann auf, denn die „großen Leute verstehen nie etwas von selbst, und für die Kinder ist es zu anstrengend, ihnen immer und immer wieder erklären zu müssen.“ (S. 8) Es blieb ihm nichts anderes übrig, als einen anderen Beruf als das Zeichnen zu wählen und so kam er zur Fliegerei. Vor sechs Jahren zwang ihn ein Motorschaden zu einer Landung in der Sahara, und er sah sich alleine einer diffizilen Reparatur gegenüber. Sein Wasservorrat war dabei so knapp, dass er damit kaum acht Tage überleben würde. Nach einer Nacht im kalten Wüstensand stand in dieser lebensbedrohenden Situation am nächsten Morgen „ein kleines, höchst ungewöhnliches Männchen“ (S. 10) vor ihm und verlangte eine Zeichnung eines Schafs. Doch alle Versuche des Fliegers, ein erkennbares zustan-

¹⁵⁵⁵ Léon Werth (1878-1955) war ein jüdisch-französischer Schriftsteller, scharfzüngiger Kunstkritiker und überzeugter Pazifist. Er und Antoine de Saint-Exupéry sollen sich 1931 kennen gelernt haben. Ihre Freundschaft hielt trotz ihrer z.T. gegensätzlichen Auffassungen bis zu Saint-Exupéry's Tod. Léon Werth widmete er ebenso „Bekanntnis einer Freundschaft“ (auch unter „Brief an einen Ausgelieferten“ erschienen), das im Originaltitel „Lettre à un otage“ („Brief an eine Geisel“) besser seine Haltung und Stimmung gegenüber seinem Freund wiedergibt, der sich im besetzten Frankreich im Untergrund verstecken musste. Siehe hierzu das Kapitel „Qui était Léon Werth? Quand un livre en cache un autre...“, in: Cerisier: Il était une fois, 2006, S. 101 ff.

de zu bekommen, befriedigten den kleinen Prinzen nicht. So zeichnete er in seiner Not eine Kiste, in dem das gewünschte Schaf steckte. Und tatsächlich, der kleine Prinz war zufrieden. Sukzessive wird nun die Geschichte des kleinen Prinzen aufgerollt, der von seinem winzigen Asteroiden, auf dem es nichts weiter zu tun gibt, als täglich die Vulkane auszufegen¹⁵⁵⁶ und die Wurzeln und Triebe der alles verschlingenden Affenbrotbäume auszureißen, nach sechs Zwischenhalten auf anderen Planeten schließlich auf der Erde gelandet ist. Zwist mit seiner schönen und kapriziösen, aber launenhaften Rose hat ihn auf die Reise getrieben.¹⁵⁵⁷ Bald be- reut er jedoch seine Entscheidung:

„Ich hätte sie nach ihrem Tun und nicht nach ihren Worten beurteilen sollen. Sie duftete und glühte für mich. Ich hätte niemals fliehen sollen! Ich hätte hinter all den armseligen Schlichen ihre Zärtlichkeit erraten sollen. Die Blumen sind so widerspruchsvoll! Aber ich war zu jung, um sie lieben zu können.“ (S. 31)

Der Besuch auf den Planeten wird zu einer „tour d’horizon der Unmenschlichkeit“¹⁵⁵⁸, einem Panoptikum der Schwächen und Laster der „großen Leute“: der König, dessen Machtgier so groß ist, dass er sich sogar bereit erklärt, den kleinen Prinzen zum Minister zu machen, wenn sich dieser bereit erklärt, als einziger Untertan bei ihm zu bleiben; der Eitle, der begeistert ist, einen potenziellen Bewunderer gefunden zu haben; der Säufer, der trinkt, um zu vergessen, wie sehr er sich seiner Situation schämt; der Geschäftsmann, der sich vom kleinen Prinzen auf das Empfindlichste beim Addieren von Zahlenkolonnen, die das Besitztums ‚seiner‘ Sterne umfassen, gestört fühlt, und von denen er aber nichts hat, außer das Bewusstsein, reich zu sein; der Laternenanzünder, der im blinden Dienstleister, die eigentlich sinnvolle Tätigkeit gänzlich ad absurdum führt und schließlich der Geograph, der die unflexible Seite wissenschaftlicher „Schreibtischtäter“ verkörpert und ihm zu einem Besuch auf der Erde, seinem siebten Planeten rät.

Eine Schlange ist das erste Lebewesen, dem der kleine Prinz in der afrikanischen Wüste begegnet. Sie und ein Wüstenfuchs dienen ihm bis zum Kennenlernen mit dem gestrandeten Piloten und Ich-Erzähler als Begleiter, Informanten und Ratgeber. „Wo sind die Menschen?“, will der kleine Prinz von der Schlange wissen. „Man ist ein bißchen einsam in der Wüste...“.

¹⁵⁵⁶ Für Nalini Thampi symbolisieren die Vulkane latente destruktive Leidenschaften des Menschen, die es im Zaum zu halten gilt. Eugen Drewermanns Überlegungen gehen in eine vergleichbar tiefenpsychologische Richtung: Das sorgfältige, tägliche Reinigen korrespondiert mit einem ansatzweise analen, zwangsorientierten Verhalten, um die verborgenen, brodelnden Leidenschaften nicht zum Ausbruch kommen zu lassen. Nalini Thampi: La Parole Merveilleuse et Emouvante Du „Petit Prince“, in: Bulletin of the Central Institute of English & Foreign Languages Vol. 19, Nr. 2/1983, S. 80; Eugen Drewermann: Das Eigentliche ist unsichtbar. Der Kleine Prinz tiefenpsychologisch gedeutet, 7. Aufl., Freiburg i. Br.: Herder 1984

¹⁵⁵⁷ Die Mehrzahl der Hinweise und Untersuchungen gehen davon aus (und Saint-Exupéry hat diese wohl auch gegenüber Dritten genährt), dass die Rose des Kleinen Prinzen seine Frau Consuelo ist, asthmatisch, elegant, eifersüchtig, egozentrisch, aber geliebt. Eugen Drewermann, der den Text unter einem psychoanalytischen Ansatz untersucht hat, vertritt als einer der wenigen die Auffassung, dass es sich nur um seine Mutter gehandelt haben kann - eine Idee, die vor dem Hintergrund seiner idealen/idealisierten Kindheit, aufgrund seines fast vaterlosen Aufwachsens, durchaus besticht. (Cerisier: Il était une fois, 2006, S. 107 ff.; Drewermann: Das Eigentliche ist unsichtbar, 1984, S. 63 ff.)

¹⁵⁵⁸ Drewermann: Das Eigentliche ist unsichtbar, 1984, S. 33

Und die Schlange erteilt ihm sogleich die erste Lehre: „Man ist auch bei den Menschen einsam.“ (S. 58) Von dem Fuchs lernt er in einem zentralen Kapitel des Buches das Wesen der Freundschaft kennen:

„Wer bist du? sagte der kleine Prinz. „Du bist sehr hübsch...“.
„Ich bin ein Fuchs“, sagte der Fuchs.
„Komm und spiel mit mir“, schlug ihm der kleine Prinz vor. „Ich bin so traurig...“.
„Ich kann nicht mit dir spielen“, sagte der Fuchs. „Ich bin noch nicht gezähmt!“ [...] „Was bedeutet das: ‚zähmen‘?“ [...] „Das ist eine in Vergessenheit geratene Sache“, sagte der Fuchs. „Es bedeutet: sich ‚vertraut machen‘.“
„Vertraut machen?“
„Gewiß“, sagte der Fuchs. „Du bist für mich noch nichts als ein kleiner Knabe, der hunderttausend kleinen Knaben völlig gleicht. Ich brauche dich nicht, und du brauchst mich ebenso wenig. Ich bin für dich nur ein Fuchs, der hunderttausend Füchsen gleicht. Aber wenn du mich zähmst, werden wir einander brauchen. Du wirst für mich einzig sein in der Welt. Ich werde für dich einzig sein in der Welt...“ (S. 65 f.)

Drei Voraussetzungen müssen dafür erfüllt werden: stilles gegenseitiges Betrachten, Geduld und Beständigkeit im Umgang miteinander. Der zeitintensive Aufwand scheint dem Fuchs gerechtfertigt:

„Aber wenn du mich zähmst, wird mein Leben wie durchsonnt sein. Ich werde den Klang deines Schrittes kennen, der sich von allen andern unterscheidet. Die anderen Schritte jagen mich unter die Erde. Der deine wird mich wie Musik aus dem Bau locken. Und dann schau! Du siehst da drüben die Weizenfelder? Ich esse kein Brot. Für mich ist der Weizen zwecklos. Die Weizenfelder erinnern mich an nichts. Und das ist traurig. Aber du hast weizenblondes Haar. Oh, es wird wunderbar sein, wenn du mich einmal gezähmt hast! Das Gold der Weizenfelder wird mich an dich erinnern. Und ich werde das Rauschen des Windes im Getreide lieb gewinnen...“ (S. 67)

So werden der kleine Prinz und der Fuchs Freunde. Als die traurige Stunde des Abschieds naht, vertraut ihm der Fuchs sein Geheimnis und die Kernbotschaft dieser Parabel an: „man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“ (S. 72)

Über die Erzählungen, was der kleine Prinz alles erlebt hat, ist der achte Tag nach dem Flugzeugunglück angebrochen und der Wasservorrat des Piloten erschöpft. Die beiden machen sich auf die Suche nach einem Brunnen – ein eigentlich aussichtsloses Unterfangen in der Wüste. Mit dem eingeschlafenen kleinen Prinzen auf dem Arm wandert der Pilot die ganze Nacht durch und findet am Morgen das lebensrettende Elixier. Der kleine Prinz bereitet den Piloten nun vorsichtig auf seinen Weggang vor. Ein Jahr ist seit seiner Ankunft auf der Erde vergangen und die Zeit gekommen, zu seiner Rose, die ohne ihn nicht überleben könnte, zurückzukehren. Den letzten Weg will er alleine gehen, doch der Pilot bleibt bei ihm:

„Diese Nacht ... weißt du...komm nicht!“
„Ich werde dich nicht verlassen.“

„Es wird so aussehen, als wäre ich krank..., ein bißchen, als stürbe ich. Das ist so. Komm nicht das anschauen, es ist nicht der Mühe...“.
„Ich werde dich nicht verlassen.“ (S. 86)

Der kleine Prinz lässt sich von einer Schlange beißen und „es war nichts als ein gelber Blitz bei seinem Knöchel. Er blieb einen Augenblick reglos. Er schrie nicht. Er fiel sachte, wie ein Baum fällt. Ohne das leiseste Geräusch fiel er in den Sand.“ (S. 89)

Der Pilot, der in der letzten Nacht vor dem Weggang des kleinen Prinzen sein Flugzeug wider Erwarten doch noch reparieren konnte, kehrt in seine Welt zurück – bereichert und doch einsamer als je zuvor.¹⁵⁵⁹ Sechs Jahre später schreibt er seine Begegnung mit dem kleinen Prinzen auf und schließt damit die Rahmenhandlung ab. Seine Hoffnung, ihn wieder zu finden, hat er nicht aufgegeben und wendet sich im Nachwort wieder direkt an die Kinder:

„Das ist für mich die schönste und traurigste Landschaft der Welt. Es ist die gleiche Landschaft wie die auf der vorigen Seite, aber ich habe sie nochmals hergezeichnet, um sie euch ganz deutlich zu machen. Hier ist der kleine Prinz auf der Erde erschienen und wieder verschwunden. Schaut diese Landschaft genau an, damit ihr sie sicher wieder erkennt, wenn ihr eines Tages durch die afrikanische Wüste reist. Und wenn ihr zufällig da vorbeikommt, eilt nicht weiter, ich flehe euch an – wartet ein bißchen, gerade unter dem Stern! Wenn dann ein Kind auf euch zukommt, wenn es lacht, wenn es goldenes Haar hat, wenn es nicht antwortet, so man es fragt, dann werdet ihr wohl erraten, wer es ist. Dann seid so gut und laßt mich nicht weiter so traurig sein: schreibt mir schnell, wenn er wieder da ist...“ (S. 93)

Der „Kleine Prinz“ böte zahlreiche Ansatzpunkte für wissenschaftliche Betrachtungen. Verglichen mit der Rezeptionshistorie des Titels sind es dennoch nicht viele, und darunter häufen sich diejenigen, die auf einen psychoanalytischen oder theologischen Ansatz rekurrieren. Das Gros der Untersuchungen ist in französischer Sprache erschienen, obwohl das Phänomen seiner Bekanntheit einen internationalen Status erreicht hat. Eugen Drewermann, der mit „Das Eigentliche ist unsichtbar“ eine der wenigen fundierten deutschsprachigen Analysen vorgelegt hat, erkennt die Problematik:

„Jeder, der versucht, den ‚Kleinen Prinzen‘ auszulegen, steht in der Versuchung, ein ‚Affenbrotbaum‘ zu werden. Die ‚Baobabs‘ sind so: sie zerstören durch ihre Aufgeblasenheit und Übergröße jeden geheimen Planeten des Glücks, sie zerwurzeln die Kinderwelt und zerwühlen die Traumwelt, ja sie zerwürgen mit dem Polypenwerk ihrer unersättlichen Gedankenbahnen jeden heilen Boden, aus dem die Schönheit einer Rose sich erheben könnte. Bringt nicht jede Deutung, eine tiefenpsychologische zumal, die Sprache der Dichtung um? Sie bringt sie um ihre Unmittelbarkeit und ersetzt sie durch Reflexion; sie bringt sie um ihre Wärme und Gefühlstiefe und ersetzt sie durch begriffliche Höhenflüge von Hypothesen und Abstraktionen; sie bringt sie um

¹⁵⁵⁹ Walter Wagners Einwand, dass sich das oft strapazierte Hohelied der Freundschaft im „Kleinen Prinzen“ nicht erfüllt, kann nicht gänzlich von der Hand gewiesen werden: Der kleine Kerl kehrt zu seiner Rose zurück und lässt den Piloten, für den er nun ebenfalls nach immanenter Logik Verantwortung fühlen sollte, selbst nach sechs Jahren in einer ungetrösteten Einsamkeit zurück. Daher liegt nach Auffassung Wagners der wahre Verdienst des Kleinen Prinzen darin, die großen Personen auf die verloren gegangenen inneren Werte aufmerksam zu machen. Walter Wagner: *La conception de l'amour-amitié dans l'œuvre de Saint-Exupéry*, Frankfurt/Main: Lang 1996, S. 164

die verdichtete Einheit einer symbolischen Gesamtschau und löst sie auf in Analyse und Zergliederung.¹⁵⁶⁰

Nun gilt dieser Einwurf Drewermanns grundsätzlich für jede Untersuchung eines literarischen Textes, dennoch wiegt er in diesem Fall schwerer, weil eben genau die Kernbotschaft dadurch konterkariert wird: Nicht rationales Vorgehen, nicht kalkulierende Analysen bringen den Menschen, bringen *die Menschheit* weiter, sondern das Besinnen auf das eigene innere Kind, auf die Kraft der Emotionen und der Intuition.

Auf den ersten Blick erscheint der Inhalt simpel, wenig komponiert und künstlerisch ausgestaltet: Die Botschaften stehen zunächst plakativ im Vordergrund und werden geradlinig transportiert, es gibt das Richtige und das Falsche, schwarz und weiß und wenig Grautöne. Auf den ersten Blick. Begibt man sich an die Analyse, entzieht sich der Inhalt einem leichten Zugang. Er umfasst einerseits alle wesentlichen Aspekte, die die Menschen beschäftigen, und gleichzeitig vermittelt er eine Absurdität, die ihn nach Auffassung Martin Heideggers zu einem der bedeutenden existenzialistischen Werke des 20. Jahrhunderts machen.¹⁵⁶¹ In der Tat lassen sich bemerkenswerte Bezüge zu Jean-Paul Sartres philosophischem Hauptwerk „Das Sein und das Nichts“ herstellen, das in seiner französischen Originalversion erstmals in demselben Jahr publiziert wurde wie der Kleine Prinz.¹⁵⁶² Die Essenz über die Existenz zu stellen, das So-Sein über das Da-Sein, und selbst in einer Grenzsituation zur Freiheit „verurteilt“ zu sein, hier schließt sich der Kreis zu dem „Kleinen Prinzen“, besonders als dieser sich am Ende bewusst entscheidet, durch einen Schlangenbiss seine irdische Hülle abzustreifen, um zu seiner Rose zurückzukehren, deren Liebe und Wert er nun richtig erkannt hat. Und dennoch kann dem Saint-Exupéry-Biographen Luc Estang nur zugestimmt werden, wenn er trotz einer Vergleichbarkeit zur existenzialistischen Literatur die Unterschiede betont:

„Ein beachtlicher Teil der heutigen Literatur spricht von der menschlichen Einsamkeit. Sie ist eine existenzielle Erfahrung. Eine nützliche, vielleicht sogar notwendige Prüfung, um sich der eigenen persönlichen Wirklichkeit bewußt zu werden. Danach entsteht das Bedürfnis nach Mitteilung, besser noch nach Anteilnahme, damit das ‚Ich‘ und das ‚Du‘ sich gegenseitig bereichern, indem sie zum ‚Wir‘ werden. Ein Bedürfnis, das unbefriedigt bleiben muß, sagt der zeitgenössische Pessimismus. Die Entdeckung des ‚Anderen‘ durch das ‚Ich‘, der Blick, den er auf dieses richtet: Abgrenzung zweier Einsamkeiten. Feindschaft und gegenseitige Entfremdung. Wie Blöcke sind die Einsamkeiten gegeneinander aufgerichtet, und damit wird keiner fertig: ‚Die Hölle, das sind die anderen.‘ (Sartre) Saint-Exupéry – der in dieser Hinsicht sich der Linie des existenziellen Spiritualismus von Platon zu Augustinus, zu Lavelle und Blondel, über Pascal und Kierkegaard einfügt – schafft der Einsamkeit einen Ausweg. Er leugnet nicht, daß sie sich einnisten kann. Aber dann ist sie auf das Versagen desje-

¹⁵⁶⁰ Drewermann: Das Eigentliche ist unsichtbar, 1984, S. 9

¹⁵⁶¹ Curtis Cate: Antoine de Saint-Exupéry, *laboureur du ciel*, Paris. Grasset 1994, S. 335

¹⁵⁶² Jean-Paul Sartre: Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie, Reinbek: Rowohlt 1962

nigen zurückzuführen, der ihr Gefangener ist. Sie hört dann übrigens auf, ein Schmerz zu sein, sie drückt nur eine Abwesenheit aus.¹⁵⁶³

Die Auffassung, es handle sich *nicht nur* um eine nette überschaubare Kindererzählung, vertritt das Gros der wissenschaftlichen Untersuchungen und Saint-Exupéry war selber daran gelegen, dass man sein Buch nicht „leicht nimmt“. (S. 18) Der Text kann auf verschiedenen Ebenen gelesen und verstanden werden, als phantastisches Kindermärchen oder als polyvalente philosophische Parabel. Die Autorin von „Mary Poppins“, Pamela Lyndon Travers (1899-1996), fasst es zutreffend zusammen und ergänzt, dass erst eine durch Liebe und Leiden gereifte Seele, die glücklicherweise bei Kindern normalerweise nicht anzutreffen sei, die Moral der Geschichte nachvollziehen könne:

„*Le Petit Prince* réunit certainement les trois qualités fondamentales que doivent posséder les livres pour des enfants: il est vrai au sens le plus profond, il ne donne pas d'explications et il a une morale. Encore que cette morale bien spéciale concerne plus les adultes que les enfants. Pour la saisir, il faut une âme portée vers le dépassement de soi, par la souffrance et par l'amour, c'est-à-dire une sorte de sensibilité qui – heureusement – n'est pas ordinairement le fait des enfants.“¹⁵⁶⁴

Anne-Isabelle Mourier, die den erfolgreichen Weg des „Kleinen Prinzen“ vom „Märchen zum Mythos“ rekonstruiert, weist richtigerweise daraufhin, dass trotz einer scheinbaren Leichtigkeit, Schwere und Tiefe zu finden seien, und dass den Lesern nicht ein einfaches Idol zur Bewunderung geboten werde, sondern ein Ideal, das es zu erreichen, eine Reise, die es zu unternehmen gelte. Und nicht zuletzt indiziert bereits die ‚Widmung‘ des Buches an Léon Werth eine philosophische Erzählung, die sich an das Kind im Erwachsenen richtet.

„Un tel pouvoir témoigne de son exceptionnel enjeu. Si ce conte pour enfants a l'air de convier à l'insouciance, il impose gravité et profondeur. Si assurément l'histoire illustrée par son auteur et dédiée à son ami Léon Werth, lorsqu'il était petit garçon, fascine toujours par son merveilleux, elle multiple aussi les indices d'un conte philosophique. D'ailleurs, la trajectoire des héros la mue véritablement en mythe. Mythe où l'homme exupérien n'est pas seulement offert à l'admiration du lecteur mais à son ambition... comme un idéal à atteindre, un voyage à entreprendre.“¹⁵⁶⁵

Eine andere Funktion als in der großen Mehrheit der Bilderbücher oder mit Illustrationen versehenen Kinderbüchern übernehmen die von Saint-Exupéry selber gezeichneten Aquarelle. Annie Renonciat bezeichnet daher den „Kleinen Prinzen“ als „iconotexte“ d.h. ein Werk, in dem Text und Bilder eine untrennbare Einheit bilden.¹⁵⁶⁶ Die Absurdität zahlreicher Textpassagen bekäme beispielsweise ohne die entsprechende Illustration überhaupt kein Gewicht. Zu

¹⁵⁶³ Estang: Antoine de Saint-Exupéry, S. 73 f.

¹⁵⁶⁴ Aus: New York Herald Tribune Weekly Book Review, 11.04.1943, S. 5, zit nach Cerisier: *Il était une fois*, 2006, S. 234

¹⁵⁶⁵ Anne-Isabelle Mourier: *Le Petit Prince de Saint-Exupéry: du conte au mythe*, in: *Le Hir*, Geneviève (Dir.): Antoine de Saint-Exupéry, in: *Études Littéraires* Vol. 33, Nr. 2, Université Laval Sommer 2001, S. 43 f.

¹⁵⁶⁶ Annie Renonciat: *Un livre pour enfants?* in: *Il était une fois*, 2006, S. 24 ff.

den bekanntesten gehören die Zeichnungen des Eingangskapitels um die Boa, die einen Elefanten verschlungen hat.

„L'une des conséquences est que l'ouvrage ne peut se définir par référence aux genres traditionnels de la littérature de jeunesse: ni livre illustré en raison des pouvoirs accordés à l'image, ni album, compte tenu de l'importance du texte, ni bande dessinée, qui conjugue l'un et l'autre, mais association nouvelle de texte/image/support, suivant des formules issues des livres d'artistes pour adultes.“¹⁵⁶⁷

Neben Ansätzen aus der Sozialkritik und der Gesellschaftspolitik wurde der „Kleine Prinz“ vornehmlich unter religiösen, oder weiter gefasst spirituellen, sowie unter psychoanalytischen Gesichtspunkten betrachtet. Tatsächlich wirken alle Ansätze plausibel und kommen zu nachvollziehbaren Ergebnissen, lässt man sich auf das theoretische Grundkonstrukt ein. Dieser in der Literaturwissenschaft rare Zustand verlangt nach einer Aufklärung, die es in zwei unterschiedlichen Richtungen geben könnte: Entweder es handelt sich bei dem „Kleinen Prinzen“ um einen Text von großer Beliebtheit, so dass jeder von außen herangetragenem Gedanken mit einer Textpassage korrespondiert oder es handelt sich um einen Text von philosophischer Universalität, so dass es Saint-Exupéry tatsächlich vermochte, die zentralen Punkte menschlichen Seins auf den gut 90 Seiten anzusprechen. Eugen Drewermann tendiert zu der zweiten Auffassung:

„Wenn in einigen Jahrhunderten die riesigen Bibliotheken unseres noch Bücher schreibenden Zeitalters auf einige wenige kennzeichnende Momentaufnahmen zusammengesmolzen sein werden, so wie die Dichtung DANTES uns Heutigen bereits für ‚das‘ Mittelalter oder SHAKESPEARES Dichtung für ‚das‘ Zeitalter Elisabeths stehen mag, wird man aus unserem blutigen, von verzehrenden Konflikten geschüttelten Jahrhundert vielleicht nur zwei Dichtungen für wesentlich und kennzeichnend halten: FRANZ KAFKAS ‚Schloß‘ und EXUPÉRYYS ‚Kleinen Prinzen‘“¹⁵⁶⁸

Saint-Exupéry's facettenreicher Charakter und sein Verhalten geben über die tatsächlichen Intentionen keinen eindeutigen Aufschluss. Einerseits tritt er als nachdenklicher, schreibwütiger Autor auf, als unsicherer und von Depressionen geplagter Außenseiter und andererseits als Mann der Tat und des unsteten Lebens, als Genuss suchender und vor Selbstsicherheit strotzender Lebemann. Als Aristokrat wird er geboren und entsprechend im katholisch ländlichen Frankreich zu Beginn des 20. Jahrhunderts erzogen, gleichzeitig setzt er sich für die Rechte der Unterdrückten, der anderen sozialen Schichten, der Andersgläubigen ein, ohne dabei mit seiner Familie oder Herkunft zu brechen. Der einzigen großen, alles überstrahlenden Liebe strebt er permanent nach und verhält sich in der eigenen Beziehung mit Consuelo durch seine zahlreichen Affären und Freundinnen so kränkend, dass die Scheidung mehr als einmal diskutiert wurde. Insgesamt ein ausgesprochen ambivalent wirkender Mensch, der eine hervorra-

¹⁵⁶⁷ Ebd., S. 27

¹⁵⁶⁸ Drewermann: Das Eigentliche ist unsichtbar, 1984, S. 10

gende Plattform für jedweden Interpretationsansatz darstellt. Ob es sich nun bei dem „Kleinen Prinzen“ um ein Werk von zentraler literarischer Bedeutung handelt, sei dahin gestellt, denn die Antwort darauf dürfte nicht nur schwierig zu geben sein, sondern sie führt zu einer Wertebatte und nicht der Erkenntnis näher, was denn zu seiner weltweiten Bekanntheit und Beliebtheit letztlich beigetragen hat. Denn gleich, ob er sich als (hin und wieder erkannter) herausragender Text der Literaturgeschichte qualifiziert, die Rezipienten messen ihm eine schon über Jahrzehnte dauernde Bedeutung bei. Neben der Buchlektüre werden Zitate aus dem „Kleinen Prinzen“ und aus anderen Werken Saint-Exupérys häufig als Tauf-, Konfirmations-, Trausprüche verwendet, tauchen auf Todesanzeigen und Grabsteinen wieder auf und dienen Predigten oder Ansprachen als Initialbotschaft. Selbst wenn Inhalte der Geschichten im Einzelnen nur selten bekannt sind, so doch einzelne Aussagen. Würden sie nicht ur-menschliche Ängste, Ziele und Bedürfnisse ansprechen, dann tauchten sie nicht in allen Lebenslagen auf - als „Brevier der Hoffnung“ oder „Vademecum der Liebe“ wie es Drewermann für den Inhalt des „Kleinen Prinzen“ apostrophiert.¹⁵⁶⁹

6.2.2. Der „Kleine Prinz“ als Alter Ego des Autors, des Menschen

Noch einmal zum Ausgangspunkt der Geschichte: Der Ich-Erzähler und Pilot muss in der Sahara wegen eines Schadens notlanden. Er ist alleine, ohne Co-Pilot, Monteur, Techniker oder Funker unterwegs, abgeschnitten von jeglicher Zivilisation, geschweige denn von einem Ort, an dem sein Flugzeugschaden professionell behoben werden könnte. Obwohl für den Piloten die Wüste zu den beeindruckendsten Landschaften dieses Planeten gehört, ist sie eine der unbarmherzigsten und härtesten: Tagsüber brennt die Sonne ungehindert, nachts sinken die Temperaturen nahe an den Gefrierpunkt, Büsche und Bäume zum Schutz vor Hitze und Kälte sind rar, Wasserstellen oder sogar Brunnen noch seltener, Nahrungsquellen in pflanzlicher oder tierischer Form nahezu nicht vorhanden. Fehler im eigenen Verhalten wirken sich doppelt aus und rächen sich – anders als in gemäßigten Klimazonen - umgehend. Darüber hinaus fehlt dem Piloten – ein nicht zu vernachlässigender Faktor - jegliche menschliche Gemeinschaft als Unterstützung. Die Wüste als Schauplatz der Erzählung von „Krise und der Erlösung des Menschen“ betont, so Mathias Jung, die „radikale Ernsthaftigkeit dieser Unternehmung. Die Wüste ist in ihrer Einsamkeit und schonungslosen Härte der Ort der äußersten Begegnung des Menschen mit sich selbst.“¹⁵⁷⁰ Dergestalt dieser extremen Situation ausgesetzt, unsicher, hilflos und wohl bewusst, dass dies vermutlich sein Ende bedeuten wird, „viel ver-

¹⁵⁶⁹ Ebd., S. 12

¹⁵⁷⁰ Mathias Jung: Der kleine Prinz in uns, Düsseldorf: Patmos 2005, S. 22 f.

lassener als ein Schiffbrüchiger auf einem Floß mitten im Ozean“ (S. 9) taucht der kleine Prinz auf. Kindliche Rezipienten werden diese Figur als real wahrnehmen, was sie aber selbst innerhalb der Geschichte nicht ist. In seltener Einigkeit herrscht in der Sekundärliteratur die Auffassung, dass es sich um ein Gedankenkonstrukt des gestrandeten Piloten handelt, entweder um sein Alter Ego, um sein vergangenes erinnertes Kindheits-Ich oder sein Kind-/Menschheitsideal.¹⁵⁷¹ Die meisten Biographen sehen in der Figur des Piloten wie des kleinen Prinzen Züge von Antoine de Saint-Exupéry, und dies erscheint nicht als eine besonders spektakuläre Erkenntnis, wenn man mit den Grundzügen seiner Vita vertraut ist. Antoine de Saint-Exupéry kann aus seinem reichhaltigen biografischen Fundus schöpfen. 1935 musste er auf einem Langstreckenflug in der ägyptischen Wüste notlanden. Nach einem fünftägigen Fußmarsch nahezu ohne Getränke und Nahrungsmittel oder entsprechende Ausrüstung werden er und sein Mechaniker von Beduinen quasi in letzter Minute gerettet. Man kann daher getrost davon ausgehen, dass viele Aspekte des „Kleinen Prinzen“ nicht imaginiert werden mussten, sondern dem eigenen Erleben des Autors sehr nahe kommen. Kurz: Pilot und Prinz entstammen demselben Gehirn, sie sind eins, repräsentieren aber eben unterschiedliche Seiten des Verhaltens.

Aus physiologisch-medizinischer Sicht sind mehrere Gründe denkbar, wann und warum das menschliche Gehirn Sinnestäuschungen wie die der Erscheinung des kleinen Prinzen produziert. Der Pilot könnte an dem Charles-Bonnet-Syndrom leiden, das vor allem bei visuell beeinträchtigten Menschen vorkommt, dort aber mit 12 Prozent relativ häufig.¹⁵⁷²

„Die Bilder können schwarzweiß oder in Farbe sein, ruhend oder bewegt, so deutlich wie die Wirklichkeit, weniger deutlich oder noch deutlicher. Gelegentlich vermischen sie sich mit der realen Umgebung, sodass eine imaginäre Person auf einem wirklichen Stuhl sitzt und Anstalten macht zu sprechen. Die Bilder sind selten bedrohlich – keine geifernden Monster oder blutrünstigen Szenen. [...] Schlechte Lichtverhältnisse und veränderte Farben bei Anbruch der Dämmerung begünstigen solche Halluzinationen.“¹⁵⁷³

Allgemein könnte es sich ebenfalls um das Auftreten einer multiplen Persönlichkeitsstörung handeln (MPD multiple personality disorder), nach dem literarischen Vorbild auch „Dr. Jekyll

¹⁵⁷¹ Lois Wilkins bezeichnet diesen Teil des „Archetypus des Selbst“ als „Daimon“, mit dem der Pilot erst in Kontakt treten kann, als er komplett losgelöst von seinem bisherigen Umfeld auf seine eigenen Ressourcen zurückgeworfen wird. Lois Wilkins: *Metaphorical Language: Seeing and Hearing with the Heart*, in: *Journal of Poetry Therapy*, Vol. 15, Nr. 3, Frühjahr 2002, S. 123-130

¹⁵⁷² Das Charles-Bonnet-Syndrom (CBS) ist nach dem Schweizer Philosophen benannt, der dieses Phänomen 1760 das erste Mal beschrieb. Die Ursachen für das Auftreten der visuell komplexen Halluzinationen, die nicht auf eine sonstige psychische Erkrankung zurückgehen, konnten bislang nicht geklärt werden. Solche Sinneswahrnehmungen treten episodenhaft, chronisch oder periodisch auf. Oftmals sprechen die meistens älteren Betroffenen nicht darüber aus Angst, bei ihnen würde eine Geisteskrankheit diagnostiziert. Aus: Robert J Teunisse et al.: *Visual hallucinations in psychologically normal people: Charles Bonnet's syndrome*, in: *The Lancet* Vol 347, März 1996, S. 794-797 und Paul Allen/Franz Bardon: *Visuelle Halluzinationen bei psychisch gesunden Personen: Das "Charles Bonnet Syndrom"*, unter: http://www.geocities.com/franzbardon/Charles-BonnetSyndrome_d.html, 21.01.2008

¹⁵⁷³ Ramachandran: *Die blinde Frau, die sehen kann*, 2002, S. 179 und S. 180

und Mr. Hyde-Syndrom“ bezeichnet. Ansatzweise trägt jeder dieses Syndrom der unterschiedlichen Facetten in sich, nur werden diese selten im Sinne eines kohärenten Erscheinungsbildes deutlich nach außen reflektiert. Eine vernünftige neurologische Erklärung scheint es dafür noch nicht zu geben.¹⁵⁷⁴ Vilayanur Ramachandran erläutert zusammenfassend die neurologischen Prozesse, den in der Praxis hinlänglich bekannten Zustand der Abkoppelung zwischen objektiver und subjektiver Realität in Grenzsituationen: In körperlich oder psychisch existenziell bedrohlichen Situationen (z.B. im Krieg, bei Vergewaltigungen) können Emotionen auf ein Minimum gedrosselt und gleichzeitig die Wachsamkeit erhöht werden. Der cinguläre Kortex, ein Teil des Frontallappens, ist dann überdurchschnittlich aktiv und wirkt dadurch inhibitorisch auf Amygdala und andere Bereiche des limbischen Systems. Auf Dauer stellt eine solche Konstellation das Individuum vor nachhaltige reaktive Probleme, aber in extremer Gefahr kann sie sich als lebensrettend erweisen. Durch ein chemisches Ungleichgewicht, eine neuronalen Erkrankung oder einen epileptischen Anfall in dieser Gehirnregion kann es zu einer länger dauernden bzw. dauerhaften Abkoppelung von der wahrgenommenen Welt und ihren emotionalen Bedeutungen kommen. Um diesen dissonanten Zustand zu ‚rationalisieren‘, kann die Konsequenz eine Derealisation („Die Welt ist nicht real“) oder eine Depersonalisation („Ich bin nicht real“) sein.¹⁵⁷⁵

Für die Situation des Piloten im „Kleinen Prinzen“ lässt sich konstatieren, dass er höchst wahrscheinlich *nicht* unter dem Charles-Bonnet-Syndrom leidet, da ein zentrales Kriterium nicht erfüllt wird: Die völlige oder zumindest teilweise Einsicht in die nicht reale Natur der Halluzination.¹⁵⁷⁶ Nicht einmal wird im Text die ‚reale Existenz‘ des kleinen Prinzen in Frage gestellt, ja, diejenigen, die ihn nicht sehen, die ihn leugnen, können nur *blinde* Erwachsene sein. Literarisch haben solche phantastischen Konstellationen ihren Anfang bereits in der Romantik genommen. „Nussknacker und Mausekönig“ (1816) von E.T.A. Hoffmann (1776-1822) zählt zu den herausragenden Beispielen dieser Zeit. Im Gegensatz zu dem dualistischen Kunstmärchen, in dem sich zwei Welten gegenüberstehen, in denen sich der oder die Protagonisten mittels einer Schleuse, eines Mechanismus hin- und herbewegen (Rowling hat dieses System in ihren Harry Potter Romanen perfektioniert), findet in Wirklichkeitsmärchen die Begegnung mit dem Phantastischen intrapersonal statt, wie von Carsten Gansel in seinen Ausführungen zum phantastischen Kinderroman erläutert.¹⁵⁷⁷ Die Duplizierung des Ich oder die Ich-Aufspaltung – wie im „Kleinen Prinzen“ vollzogen - konzentrieren den Fokus auf den Protagonisten selber. „Ich-Themen sind weniger handlungsintensiv, erkunden Innenwelten,

¹⁵⁷⁴ Ebd., S. 359 ff.

¹⁵⁷⁵ Ramachandran: Eine kurze Reise durch Geist und Gehirn, 2006, S. 107 f.

¹⁵⁷⁶ Allen/Bardon: Visuelle Halluzinationen, 2008

¹⁵⁷⁷ Gansel: Moderne Kinder- und Jugendliteratur, 2001, S. 91 ff.

stellen psychische Vorgänge dar und zielen auf Reflexion“, folgert Gansel und erkennt darin zutreffend ein „Indiz für die literarische Modernität“.¹⁵⁷⁸

Nun handelt es sich hierbei nicht lediglich um ein literarisches Stilmittel, dem jeglicher Realitätsbezug fehlt. Eine Abspaltung oder Multiplizierung der Ich-Wahrnehmung kennt zum einen die Entwicklungspsychologie, in der sie eine gänzlich normale infantile Phase beschreibt, zum anderen auch die Traumaforschung. Vermutlich handelt es sich bei dem Flieger und Ich-Erzähler also um eine durch die lebensgefährliche Situation in Erscheinung getretene multiple Persönlichkeitsstörung weniger gravierenden Ausmaßes. Marie-Madeleine Mast, Ehefrau des „Résident général de France“ (Generalvertreter Frankreichs in Tunesien), die die alliierten Streitkräfte zwischen 1943-1947 unterstützte und mehrfach Saint-Exupéry traf, unterstützt diese These durch die Erinnerung, die sie an einen Abend mit dem Autor hatte, als er über die Entstehung des „Kleinen Prinzen“ sprach:

„Il [Saint-Exupéry - Verf.] nous avait parlé de la création du personnage toute une soirée, une soirée merveilleuse. Il nous apprit qu’il avait écrit le conte alors qu’il était malade dans une clinique aux États-Unis. Le personnage était en quelque sorte la concrétisation d’un rêve éveillé, presque une hallucination, une révélation.“¹⁵⁷⁹

Der kleine Prinz repräsentiert in dem Piloten die andere Facette seines Selbst, die ihn wach hält, mit ihm kommuniziert, ihm hilft, Wichtiges vom Unwichtigen in dieser konkreten Situation und in seinem Leben zu trennen und – vielleicht am Wesentlichsten – das Gefühl der Stärke und Verbundenheit, der Verantwortung für sich und für andere vermittelt. Das heißt für Resignation, für ein defätistisches Hinnehmen des Zustands bleibt kein Raum. So erweist sich der kleine Prinz in ihm als Lebensretter. Nach dessen ‚Rückkehr‘ auf den Asteroiden und nach der des Piloten in seine reale Welt behält er diesen Teil seiner Persönlichkeit, wohl bewusst, dass er ihn sinnvollerweise nicht nach außen kommuniziert: „Und jetzt sind es gewiß schon wieder sechs Jahre her... Ich habe diese Geschichte noch nie erzählt. Die Kameraden, die mich wiedergesehen haben, waren froh, mich lebend wiederzusehen. Ich war traurig, aber ich sagte zu ihnen: Das ist die Erschöpfung...“ (S. 89)

Die Episode mit dem kleinen Prinzen bleibt dem Piloten auch nach Jahren als subjektiv-real erhalten, ja er spinnt die Gedanken weiter, wie es denn nun dem kleinen Kerl mit seinem gezeichneten Schaf, das er auf seinen Planeten, zu seiner Rose mitnahm, ergangen ist. Ihn beunruhigt, dass er vergessen hat, einen Lederriemen an den Maulkorb des Schafes zu zeichnen, so dass dieser schwerlich angelegt werden kann und das Schaf eine Bedrohung für die Rose des kleinen Prinzen darstellen könnte. Den kindlichen Lesern und lesenden Kindern vertraut er

¹⁵⁷⁸ Ebd., S. 97

¹⁵⁷⁹ Alban Cerisier: *Il était une fois*, 2006, S. 209 f.

einzig diese Geschichte an, weil sie Dinge und Lebewesen zu sehen vermögen, die Erwachsene nicht (mehr) sehen:

„Das ist ein sehr großes Geheimnis. Für euch, die ihr den kleinen Prinzen auch liebt, wie für mich, kann nichts auf der Welt unberührt bleiben, wenn irgendwo, man weiß nicht wo, ein Schaf, das wir nicht kennen, eine Rose vielleicht gefressen hat oder vielleicht nicht gefressen hat...

Schaut euch den Himmel an. Fragt euch: Hat das Schaf die Blume gefressen oder nicht? Ja oder nein? Und ihr werdet sehen, wie sich alles verwandelt...

Aber keines von den großen Leuten wird jemals verstehen, daß das eine so große Bedeutung hat!“ (S. 91)

Das Festhalten an der Idee des kleinen Prinzen, an seiner realen Existenz, an seinem Wirken nach seinem Weggang haben religiöse Züge. Das göttliche Kind, das Kind als Heilsbringer, als Welt-Versteher ist in Glaubensgemeinschaften und spirituellen Theorien nichts Neues. Bernadette Schilling, Theologin, Psychologin und Philosophin, findet in dem „Kleinen Prinz“ die Hoffnungsfigur in einer postmodernen Welt.¹⁵⁸⁰ Ihr Text ist eine wenig differenzierte Huldigung an den Inhalt unter christlichen Gesichtspunkten. Die postmoderne Welt mit ihren negativ konnotierten Ausprägungen des Egozentrismus, des Strebens nach individueller Freiheitserfüllung, der Gewinn- und Herrschsucht stellt die Folie für die positiven Postulate des „Kleinen Prinzen“, Liebe, Mitgefühl, Vertrauen etc. dar. Sie fasst es in einer Überschrift „Der Kleine Prinz als Paradigma postmoderner Gesellschaftskritik“ zusammen¹⁵⁸¹ und bezeichnet – und dieser Vergleich entbehrt nicht jeder Richtigkeit – das Kommen und Gehen des kleinen Prinzen dem eines „himmlischen Kindes“¹⁵⁸², des „königlichen Kindes“¹⁵⁸³. In der Tat hat der Text einen messianischen Charakter, ohne doktrinär, kämpferisch oder betont pädagogisch zu wirken:

„Das gesamte Geschehen seines [des kleinen Prinzen - Verf.] Erdendaseins kulminiert in seiner einzigartigen *Epiphanie*: im Ereignis seines wundersamen Erscheinens in dieser Welt als Botschafter und Personifikation universaler Liebe wie in seinem sanften Entschwinden in den Bereich des Unfassbaren.“¹⁵⁸⁴

Der französische Schriftsteller Philippe Delerm nimmt für sich in Anspruch, dass ihm keine Philosophie, keine Religion die Frage ‚Warum müssen wir den anderen lieben?‘ ebenso zufriedenstellend beantwortet hat wie der „Kleine Prinz“, obwohl es in den intellektuellen Kreisen zum guten Ton gehöre, das Buch ein wenig kitschig und affektiert zu finden.¹⁵⁸⁵

¹⁵⁸⁰ Bernadette Schilling: Der Kleine Prinz als Hoffnungsfigur in einer postmodernen Welt, Frankfurt/Main: Peter Lang 2007

¹⁵⁸¹ Ebd., S. 91

¹⁵⁸² Ebd., S. 58

¹⁵⁸³ Thampi: La Parole Merveilleuse et Emouvante Du „Petit Prince“, 1983, S. 83; Drewermann: Das Eigentliche ist unsichtbar, 1984, S. 15 ff.

¹⁵⁸⁴ Schilling: Der Kleine Prinz als Hoffnungsfigur, 2007, S. 131

¹⁵⁸⁵ Cerisier: Il était une fois, 2006, S. 295 f.

Wie bereits ausführlich im Kapitel über die kritischen Ansätze dargestellt, steht das Thema „Glaube“ für einige (Natur-)Wissenschaftler durchaus nicht im Widerspruch zur Evolutionstheorie. In diesem Kontext sei auf Lewis Wolperts nachvollziehbare These verwiesen, der dem Prinzip „Glaube“ – nicht nur in Form großer Religionsgemeinschaften praktiziert – dem Menschen in seiner Evolution beim Überleben und bei der Fortpflanzung maßgeblich Vorteile attestiert, so dass sich sukzessive die Menschen durchsetzen konnten, deren Gehirn oder Gene Merkmale aufwiesen, die diese zum Glauben befähigten.¹⁵⁸⁶ Dass es sich dabei oftmals um ‚Irrglauben‘ handelte/handelt, scheint letztlich aber dem Erfolg dieses Systems nicht geschadet zu haben. Mit der Entwicklung der hominiden neurologischen Kapazitäten, begnügte sich der menschliche Geist, so der Biologe und Mediziner, wohl nicht mehr mit der Hinnahme bestimmter Phänomene, mit denen er sich entweder von außen konfrontiert sah (wie Naturphänomene, Kontakt/Konfrontation mit anderen Lebewesen) oder denen er oder seine Artgenossen ausgesetzt waren durch Geburt, Tod, Krankheit. Die Fragen nach dem Wieso und Woher mussten irgendwie zufriedenstellend beantwortet werden. In Ermangelung wissenschaftlicher Belege erwiesen sich Glaubenskonstrukte als hilfreiche Brücken, um weiterhin mit einem gewissen Optimismus und einer Zukunftsorientierung das eigene Überleben und das seiner Nachkommen zu sichern. Zahlreiche dieser Ideen wurden in praktische Handlungsanweisungen umgesetzt, die tatsächlich dafür sorgten, dass ein Mensch beispielsweise gesund blieb oder wurde, wie durch einige religiös motivierte Nahrungsvorschriften.

6.2.3. Emotionale Intelligenz

Blickt man mit der evolutionspsychologischen Brille auf den „Kleinen Prinzen“, so bietet sich ein breites und grundsätzliches Spektrum menschlichen Denkens und Verhaltens als Untersuchungsgegenstand an: Leben in Gemeinschaften (Vertrauen aufbauen, Freundschaften schließen, Verständnis erringen, Altruismus, Verantwortlichkeit), eigennützige und uneigennützige Liebe¹⁵⁸⁷, Umgang mit der Natur, Überleben in lebensfeindlicher Umwelt, Sterben, Tod und die Frage nach der Ewigkeit. Zu jedem der genannten Aspekte wären jeweils detaillierte Analysen möglich, an dieser Stelle sei jedoch auf eine Frage eingegangen, die hinter den genannten steht, gewissermaßen als Metabotschaft des gesamten Textes, ja vermutlich sogar der

¹⁵⁸⁶ Lewis Wolpert: *Six Impossible Things Before Breakfast. The Evolutionary Origins of Belief*, London: Faber and Faber 2007

¹⁵⁸⁷ Liebe, wie sie im „Kleinen Prinzen“ beschrieben wird, findet nur auf symbolischer Ebene statt. (Hierzu auch Wagner: *La conception de l'amour-amitié*, 1996, S. 150)

meisten Texte Saint-Exupérys. Sie findet sich in der Aussage des Fuchses verdichtet: „Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“¹⁵⁸⁸ (S. 72)

Dieses Hohelied, sich auf seine Emotionen zu verlassen, intuitiv zu agieren, steht erst einmal augenscheinlich im Widerspruch zu dem, was eben den Homo *sapiens* von anderen Lebewesen weitestgehend unterscheidet, von seinem Verstand, seinem differenzierten Analyse- und Kommunikationsvermögen, seiner Fähigkeit, praktisch und theoretisch zu lernen, und dieses Wissen zu applizieren, von seiner Erinnerungskapazität (wiewohl diese bei einigen Tieren weit besser ausgeprägt ist) und Ereignisse ‚offline‘ durchzuspielen, um das potenzielle Resultat einer avisierten Handlung im Vorfeld bereits zu optimieren. Diese besondere menschliche Fähigkeit, eine Handlung, einen Respons von einem Reiz oder Impuls zu entkoppeln, bezeichnet als „Hiatus“ oder „Decoupling“, erlaubt dem Menschen, nicht nur situativ angemessen zu reagieren, sondern auch eine Antwort bewusst zurückzuhalten.¹⁵⁸⁹ Und dennoch fordert Saint-Exupéry seine Leser dazu auf, gleichsam mit dem Denken inne zu halten, auf seine Instinkte, auf seine Gefühle zu hören und danach sein Verhalten auszurichten, denn – so die klare Aussage – alle Denkfähigkeit habe den Menschen nicht weitergebracht und ihm und der Welt, die er bewohnt, sogar eher geschadet. Rettung sei nur zu erhoffen, wenn man den Kräften des Herzens folge. Ein evolutionspsychologischer Widerspruch? Nein, denn wie neuere Untersuchungen zeigen, scheint die ‚Intelligenz‘ der Emotionen von ebenso großer Bedeutung für die Entwicklung des Menschen gewesen zu sein wie die analytische Intelligenz. Voland bezeichnet Emotionen als „Navigationssystem“, das im Zusammenhang mit den Überlebensproblemen in der pleistozänen Umwelt entstanden ist, und heute noch als „evolutionärer Autopilot“ den Menschen durch (ressourcen-)relevante Situationen führt.¹⁵⁹⁰

Ausführlich zu diesem Thema gearbeitet hat der Psychologe Gerd Gigerenzer, dessen Titel „Bauchentscheidungen. Die Intelligenz des Unbewussten und die Macht der Intuition“ zu einem der Wissenschaftsbücher 2007 gekürt wurde, weil es – so die Begründung - „ein brisantes Thema am kompetentesten darstellt“¹⁵⁹¹. In amerikanisch-populärer Lesart führt er aus, was Bauchgefühle sind, wie und warum sie in der Evolution entstanden und den Menschen heute noch oftmals schnell und mit einer geringen Fehlerquote agieren lassen. Bauchgefühle beruhen auf Faustregeln, die einerseits bereits im genetischen Programm verankert zu sein

¹⁵⁸⁸ Die Verbindung von Herz zu Auge stammt ursprünglich wohl aus dem taoistischen Gedankengut und tauchte dann über Jahrtausende hinweg auch in anderen Religionen und mystischen Weltanschauungen auf – wie das Credo des Kleinen Prinzen: „Man sieht nur mit dem Herzen gut.“ Frank Nager: Das Herz als Symbol, Basel: Editiones Roche 1993, S. 121 f.

¹⁵⁸⁹ Ausführlich: Eibl: *Animal Poeta*, 2004, S. 126 ff.

¹⁵⁹⁰ Voland: *Die Natur des Menschen*, 2007, S. 144

¹⁵⁹¹ Peter Ehmer: *Bauchentscheidungen* (Wissenschaftsbuch 2007),

www.wissenschaft.de/wissenschaft/buchtipps/285540.html, 21.11.2007. In dieselbe Richtung wie Gigerenzers Titel, nur populärer verfasst und hauptsächlich an konkreten Beispielen dargestellt, geht „Blink! Die Macht des Moments“ von Malcolm Gladwell, 2007. Interessant ist das Kapitel über vorurteilsbehaftetes Denken und Handeln, S. 78 ff. (siehe Project Implicit: Implicit Association Test (IAT), www.implicit.harvard.edu, 20.06.2009, der die impliziten Einstellungen gegenüber unterschiedlichen Ethnien, Nationalitäten, Dicken/Dünnen, Alten/Jungen etc. misst).

scheinen und andererseits durch das individuelle Erleben sowie das soziale Umfeld beeinflusst werden.¹⁵⁹² Der Mensch bildet – wobei der Begriff ‚bilden‘ einen aktiven, analytisch-bewussten Aspekt umfasst, der hier nicht gemeint ist – sich ein Urteil,

- „1. das rasch im Bewusstsein auftaucht,
2. dessen tiefere Gründe uns nicht ganz bewusst sind und
3. das stark genug ist, um danach zu handeln.“¹⁵⁹³

Die Funktionsweise von Bauchgefühlen basiert auf zwei Elementen: „1. einfache Faustregeln, die sich 2. evolvierte Fähigkeiten des Gehirns zunutze machen.“¹⁵⁹⁴

Bei anstehenden Entscheidungen ist es oftmals unmöglich, ausreichend relevante Informationen im Vorfeld zu sammeln und diese so zu bewerten, dass eine möglichst ausgewogene Entscheidung am Ende steht. Das hängt im Wesentlichen mit drei Faktoren zusammen: Erstens steht oftmals zu wenig Zeit zur Verfügung, vorhandene Informationen ohne eine bekannte Basis zu gewichten. Zweitens können Menschen nur eine begrenzte Anzahl von Informationen (7±2) gleichzeitig verarbeiten, und drittens müssen Entscheidungen flexibel auf die gegebene Situation hin gefällt werden, denn wenn die Umwelt nicht berücksichtigt wird, gilt dies als „fundamentaler Attributionsfehler“.¹⁵⁹⁵ Daher laufen Entscheidungen nach bestimmten Entscheidungsmustern ab. Eine davon beschreibt die Faustregel der *Rekognitionsheuristik*, die auf den Basisinstinkt zurückgeht, sich an das zu halten, was einem bereits bekannt ist. Die Vorteile liegen auf der Hand: Erkennt man etwas/eine Situation wieder, kann dies das Überleben sichern. Diese „Sehnsucht nach dem Bekannten“¹⁵⁹⁶ tritt in vielerlei Gestalt zu Tage (u.a. bei Kunst und Kultur), kann allerdings mit dem Wunsch nach Abwechslung in Konflikt geraten. Eine weitere Faustregel ist die *Blickheuristik*, die in Situationen angewendet wird, wenn es um die Erzeugung oder Vermeidung von Kollisionen mit bewegten Ob-/oder Subjekten geht. Sie ist eine wichtige evolutionäre Adaptionleistung, die ihren Ursprung vermutlich in der Jagd hat und heute bei sportlichen Aktivitäten (Ballspielen etc.), beim Autofahren, beim Fliegen genutzt wird. Der dritte zentrale Aspekt ist die *Gedankenleseheuristik*, die nicht gelernt werden muss, sondern eine dem Menschen immanente Fähigkeit beschreibt. Sie hat ihren Sitz vermutlich im Sulcus temporalis superior, einer Hirnfalte des Schläfenlappens.¹⁵⁹⁷

Gigerenzer zeigt, dass keine Unterschiede zwischen Männern und Frauen bzgl. ihrer intuitiven Fähigkeiten nachzuweisen sind und diese damit vermutlich in das Reich der tradierten Vorurteile gehören. Allerdings stützen Männer ihr Urteil oftmals nur auf einen Grund (Selek-

¹⁵⁹² Gigerenzer verwendet Bauchgefühl identisch mit den Termini Intuition und Ahnung, Faustregel wird als Synonym zum wissenschaftlichen Terminus Heuristik gebraucht.

¹⁵⁹³ Gigerenzer: *Bauchentscheidungen*, 2007, S. 25

¹⁵⁹⁴ Ebd., S. 26

¹⁵⁹⁵ Ebd., S. 40, S. 60

¹⁵⁹⁶ Ebd., S. 143

¹⁵⁹⁷ Ebd., S. 55

tivitätsthese) und Frauen auf mehrere. Für die Entscheidungsqualität scheint dies aber keine Rolle zu spielen.¹⁵⁹⁸ Der Neurowissenschaftler Gerhard Roth sprach schon 2005 von einer „emotionalen Konditionierung“, die im Mutterleib bereits ihren Anfang nimmt.¹⁵⁹⁹

„Gefühle – gleichgültig ob bewußt oder unbewußt – sind in diesem Sinne *Kurzberichte aus dem emotionalen Gedächtnis*, und zwar entweder als spontane Affekte, indem sie uns im Hinblick auf Dinge zu- oder abraten, die an sich positiv oder negativ sind, oder aufgrund der *Erfahrungen* der positiven oder negativen Folgen unseres Handelns.“¹⁶⁰⁰

Letztentscheidungen, so Roth, werden immer emotional getroffen, denn das limbische System hat einen direkten Zugriff auf das „Handlungssystem“.¹⁶⁰¹

Auch wenn der kleine Prinz alterlos erscheint, so korrespondiert sein Verhalten, seine Neugier, die er mit tausenden von Fragen zu befriedigen sucht, seine Phantasie, sein emotionales Eingebundensein in die direkte Umwelt, einem Kind in einem Alter zwischen rund vier bis sechs Jahren – zumindest wenn man es mit der kindlichen Entwicklung der in Frieden lebenden Industrienationen vergleicht. Es ist eine magische Zeit, in der Monster unter dem Bett nur darauf warten, dass die Nachttischlampe gelöscht wird, in der Luftkinder zu einem normalen Kreis der Spielgefährten gehören, in der nahezu jedes Kind davon ausgeht, eine verkannte Prinzessin, ein Ritter oder eine Fee zu sein. Es ist die Zeit der Wunder: Jede Blume, jedes Tier wird in seiner Eigenart und Einzigartigkeit bestaunt und Jahreszeiten und Wetterlagen stellen weit mehr dar als klimatische Veränderungen. Es ist die Zeit, in der die Welt erforscht wird, in der menschliche Verhaltensweisen erforscht werden, in der erkannt wird, dass es außer dem *Ich* noch andere *Ichs* gibt, deren Intentionen möglicherweise weit von den eigenen differieren. Wie schon im Kapitel zur Entwicklung des Homo sapiens dargestellt, ist es das Alter, in dem das Gehirn die Zentren im präfrontalen Kortex soweit ausgebildet hat, dass Empathie, *Mitdenken* und Antizipieren, dass die *Theory of Mind* beginnt tätig zu sein, bzw. von außen erkennbar wird. Zur vollen Reife gelangt dieser Prozess erst mit Abschluss der Adoleszenz. Zu diesem Zeitpunkt funktioniert sie aber noch nicht im ausgereiften Zustand, d.h. emotionale Befindlichkeiten dringen meistens noch ziemlich ungefiltert nach außen und rationale Argumente der Erwachsenen fallen noch nicht unbedingt auf fruchtbaren Boden. In dieser Zeit ‚verstehen‘ Kinder vor allem emotionale Zusammenhänge und Konstellationen, auch wenn nicht zwangsläufig eine moderate, angepasste Reaktion darauf folgt. Das Verhalten des kleinen Prinzen lässt vermuten, dass er sich in einer solchen Phase befindet. Permanent stellt er dem

¹⁵⁹⁸ Ebd., S. 82

¹⁵⁹⁹ Gerhard Roth: Wer entscheidet, wenn ich entscheide?, in: Elsner, Norbert und Gerd Lüer (Hrsg.): „...sind eben alles Menschen“. Verhalten zwischen Zwang, Freiheit und Verantwortung, Göttingen: Wallstein 2005, S. 229 ff.

¹⁶⁰⁰ Ebd., S. 230

¹⁶⁰¹ Ebd., S. 233

Piloten Fragen und führt letztlich so die Geschichte, die des Piloten scheinen ihn aber nicht zu interessieren, zumindest übergeht er sie. (S. 13) „Der kleine Prinz verzichtete niemals auf eine Frage, wenn er sie einmal gestellt hatte.“ (S. 26) Völlig aufgebracht reagiert der kleine Prinz – und daran ist sehr gut sein ‚infantiles‘ Verhalten nachvollziehbar –, weil der Pilot seine Frage nach der Gefahr für seine Rose durch das Schaf, unwirsch beantwortet, als er sich gerade in einer schwierigen Phase der Motorreparatur des havarierten Flugzeugs befindet:

„Er brach plötzlich in Schluchzen aus. Die Nacht war hereingebrochen. Ich hatte mein Werkzeug weggelegt. Mein Hammer, mein Bolzen, der Durst und der Tod, alles war mir gleichgültig. Es galt auf einem Stern, einem Planeten, auf dem meinigen, hier auf der Erde, einen kleinen Prinzen zu trösten! Ich nahm ihn in die Arme. Ich wiegte ihn. Ich flüsterte ihm zu: ‚Die Blume, die du liebst, ist nicht in Gefahr... Ich werde ihm einen Maulkorb zeichnen, deinem Schaf... Ich werde dir einen Zaun für deine Blume zeichnen... Ich...‘ Ich wußte nicht, was ich noch sagen sollte. Ich kam mir sehr ungeschickt vor. Ich wußte nicht, wie ich zu ihm gelangen, wo ich ihn erreichen konnte... Es ist so geheimnisvoll, das Land der Tränen.“ (S. 28)

Bemerkenswert, dass nicht das Kind sein Verhalten modifizieren und lernen muss, seine Gefühle besser unter Kontrolle zu halten, sondern dass der Erwachsene lernen muss, die Welt mit Kinderaugen anzusehen, offener zu sein und die *wichtigen* Fragen des Lebens zu stellen und zu beantworten. „Kinder müssen mit großen Leuten viel Nachsicht haben.“ (S. 18)

Saint-Exupéry verfolgt keine der üblichen, selbst noch so gut versteckten pädagogischen Intentionen, die sich sonst durch die Kinder- und Jugendliteratur ziehen. Dies bedeutet aber nicht, sein Text sei nicht pädagogisch: Bleibt oder werdet wie die Kinder – offen und neugierig, interessiert an eurer Umgebung und gefühlsstark – so das Credo des Textes. Allerdings darf man es nicht als Hommage an *das Kind an sich* deuten, sondern an seine emotionale Zugangsweise auf die Welt. Anne Morrow Lindbergh, (1906-2001), selbst Fliegerin, Schriftstellerin und Ehefrau von Charles Lindbergh, teilt die Auffassung und geht noch ein Stück weiter, indem sie den kleinen Prinzen mit einem „Heiligen“, mit einem „Erwachsenen im Herzen eines Kindes“, mit einer „Frau, die niemals erwachsen werden wird“, vergleicht:

„Son Petit Prince est un saint, pas un enfant. C’est un adulte au cœur d’enfant. L’authentique ‘pur de cœur’, comme l’Idiot des Dostoïevski. Mais ce n’est pas un enfant. Il n’est pas ‘le cœur dur d’un enfant’. Il serait plutôt comme une femme qui n’aurait jamais grandi. Mais sa tristesse n’est pas celle de la guerre ou de la tragédie. C’est une tristesse intime, éternelle mélancolie, éternelle soif, éternelle recherche. Nostalgie insoutenable, mais nostalgie d’une ‘lumière qui jamais ne fut, ni sur terre, ni sur mer’.“¹⁶⁰²

Wie schon mehrfach im Vorfeld dargelegt verfolgen Kinder, absichtlich oder unbewusst, sehr wohl ihre eigenen Interessen, grenzen sich von Geschwistern oder anderen Mitbewerbern um Ressourcen ab, um sich Vorteile beim Überleben zu sichern. In den „großen Leuten“ ist diese

¹⁶⁰² Cerisier: Il était une fois, 2006, S. 207

emotionale Zugangsweise auf die Welt nach wie vor vorhanden, wie es u.a. Gerd Gigerenzer dargelegt hat, lediglich die neuronalen Prozesse differieren: Empfindet das Individuum Angst, Freude oder Lust werden die emotionale Befindlichkeiten einerseits mit vorhandenen Erinnerungen von vergleichbaren Situationen abgeglichen und andererseits die intendierte Reaktion auf etwaige Konsequenzen hin überprüft. „Verhalten ist nicht das Spiegelbild einer Eigenschaft, sondern eine adaptive Reaktion auf die Umwelt.“¹⁶⁰³ Nachahmung erweist sich oftmals als sinnvolle Faustregel, zumindest solange sich die Welt um einen herum langsam verändert. „Praktisch ist sie [die Regel - Verf.] eine Garantie für soziale Akzeptanz in der eigenen Bezugsgruppe und Übereinstimmung mit der Ethik der Gemeinschaft.“¹⁶⁰⁴ Die Unkenntnis einer sozialen Regel – und darauf baut Antoine de Saint-Exupéry in seinem „Kleinen Prinzen - kann zu ihrer Veränderung führen.

„Die Macht der Unwissenheit, die den gesellschaftlichen Wandel beschleunigt, ist ein literarisches Leitmotiv. [...] Der elternlos aufgewachsene Jüngling ist der naive Held, der impulsiv handelt und seine Abenteuer nicht bewusst plant, sondern von ihnen ereilt wird. [...] Unkenntnis – und daher Missachtung – des Status quo ist eine wirksame Waffe zum Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung.“¹⁶⁰⁵

Um den bereits genannten „fatalen Attributionsfehler“ zu vermeiden, werden im Gehirn blitzschnell Erinnerungen auf die aktuelle Situation hin abgeglichen. Nimmt ein Wanderer beispielsweise in einem bewaldeten Gebiet eine schlangenähnliche Bewegung am Boden wahr, wird die erste Verhaltenstendenz der Flucht blitzschnell überprüft: In welcher Gegend befinde ich mich (Schwarzwald oder malaysischer Dschungel)? Kann es sich um eine gefährliche Schlange handeln (Blindschleiche oder grüne Mamba)? Befand ich mich schon einmal in einer vergleichbaren Situation und wie habe ich da gehandelt? Wie bin ich geschützt (hohe Schuhe, dicke Hose, Stock zur Abwehr)? Bietet das Gelände sinnvolle Fluchtmöglichkeiten? Ein weiteres, etwas komplexeres Beispiel aus dem mitmenschlichen Bereich: Das Auto hat im Urlaub einen Schaden und steht nun in einer der wenigen Werkstätten der Insel. Die Reparatur wurde nicht wie versprochen ausgeführt und die teuren und lang ersehnten Ferien scheinen dadurch gefährdet. Der zutiefst erboste Autobesitzer verspürt rege Neigungen, den Werkstattbesitzer erst verbal und dann physisch zu attackieren. Gleichzeitig ist er sich bewusst, dass eine solche Reaktion mit nahezu hundertprozentiger Gewissheit nicht zu dem gewünschten Resultat führt, dass nämlich sein Auto wieder fahrtüchtig zur Verfügung steht. Alternativen wie die Beschaffung eines Mietwagens oder die Kontaktaufnahme zu einer anderen Werkstatt werden als Handlungsoption durchdacht, aber in der speziellen Situation wieder verworfen.

¹⁶⁰³ Gigerenzer: Bauchentscheidungen, 2007, S. 61

¹⁶⁰⁴ Ebd., S. 204

¹⁶⁰⁵ Ebd., S. 235

So zügelt er also vernünftigerweise seine Wut und versucht, durch Bitten oder finanzielle Anreize das Problem in den Griff zu bekommen. Würde der Mensch ungehindert seinen Emotionen freien Lauf lassen, hätte dies für sein Leben und das der anderen in der Gemeinschaft katastrophale Folgen. Nicht umsonst hat sich das Gehirn und damit korrelierend das Verhalten dergestalt evolviert, dass es zu mehrheitlich gefilterten und sozial verträglichen Handlungen kommt. Dennoch – und dieser Aspekt bleibt davon unberührt – werden Urteile und Entscheidungen schneller getroffen, als in der Wissensgesellschaft bisher angenommen und als an dem Verhalten direkt erkennbar. Dem Urteilenden selber ist dies wohl selten in diesem Ausmaß bewusst, ja umso gebildeter er ist, desto stärker wird er danach trachten, ausreichend Argumente für und gegen ein zu beurteilendes Objekt, Subjekt oder einen Sachverhalt zu sammeln und diese scheinbar gründlich auszuwerten. Letztlich ist das Urteil aber in der Regel bereits zu einem sehr frühen Zeitpunkt gefällt und wird im Nachhinein lediglich ‚rationalisiert‘. Man würde sich in einer industrialisierten Wissensgesellschaft der Lächerlichkeit preisgeben, gäbe man als Begründung bei einer Personaleinstellung nach einem kurzen Vorstellungsgespräch beispielsweise an, die Person wirke einfach sympathisch. Daher unterzieht man sich dem Aufwand und erstellt ein Stellenprofil, liest Berge von Bewerbungsunterlagen durch, führt zahlreiche Gespräche, bespricht sich mit Kollegen und stellt Stärken und Schwächen der einzelnen Aspiranten gegenüber. Die bereits schon lange vorher ‚unbewusst‘ getroffene Wahl wird dies jedoch kaum beeinflussen.¹⁶⁰⁶ Die Praxis sowie diverse Untersuchungen haben unterstrichen, dass ein Zuviel an Auswahl und Informationen die Qualität eines Urteils oder einer Entscheidung nicht verbessert, sogar in etlichen Fällen verschlechtert (z.B. bei Finanzanlagespezialisten). „Mehr Information ist nur dann besser, wenn die Kosten für die Beschaffung weiterer Informationen nicht den erwarteten Nutzen übersteigen.“¹⁶⁰⁷ In zwanzig Studien konnte nachgewiesen werden, dass ein guter Grund durchschnittlich ausreicht, die richtigere Entscheidung zu treffen. „Das Fazit lautet: Wir sollten auf unsere Intuition vertrauen, wenn wir über Dinge nachdenken, die schwer vorauszusagen sind, und wenn wir wenig Information haben.“¹⁶⁰⁸ Und genau darum geht es in der Metabotschaft des „Kleinen Prinzen“: Vertrauen zu haben in die eigene intuitive Urteilskraft, erkennen zu können, was einen wirklich bewegt und interessiert.

¹⁶⁰⁶ Mark Solms und Oliver Turnbull unterscheiden zwischen dem *impliziten* und *expliziten* Gedächtnis: Bei dem einem handelt es sich um das unbewusste und bei dem anderen um das bewusste Erinnern. Das führt auch zu der Unterscheidung bei den Arten des Bewusstseins zwischen *einfachem* und *reflexivem* Gewahrsein. Der bewusste Part des menschlichen Geistes macht nur einen sehr kleinen Teil aus, wiewohl der unbewusste das menschliche Verhalten größtenteils (zu 95%) beeinflusst und determiniert. (Solms/Turnbull: Das Gehirn und die innere Welt, 2004, S. 99) Die beiden Neurowissenschaftler stützen sich hierbei auf die Arbeit von John Bargh und Tanya Chartrand: The unbearable automaticity of being in: American Psychologist Vol. 54/1999, S. 462-479

¹⁶⁰⁷ Gigerenzer: Bauchentscheidungen, 2007, S. 47

¹⁶⁰⁸ Ebd., S. 162

Eine solche Form der Ehrlichkeit findet man bei dem kleinen Prinzen und sicherlich bei dem Großteil der Kinder, die weder diplomatisch noch berechnend ihre Gefühle oder Urteile abfälschen oder modifizieren. Der Versuch, diese Gefühle zu analysieren, entzieht ihnen den Zauber, ihre Eigentümlichkeit und führt selten zu einer wahren Erkenntnis und schon gar nicht zu einer Intensivierung der Emotionen.

„Die Sterne sind schön, weil sie an eine Blume erinnern, die man nicht sieht...“
Ich [der Pilot - Verf.] antwortete: ‚Gewiß‘, und betrachtete schweigend die Falten des Sandes unter dem Monde.
‚Die Wüste ist schön‘, fügte er hinzu...
Und das war wahr. Ich habe die Wüste immer geliebt. Man setzt sich auf eine Sanddüne. Man sieht nichts. Man hört nichts. Und währenddessen strahlt etwas in der Stille.
‚Es macht die Wüste schön‘, sagte der kleine Prinz, ‚daß sie irgendwo einen Brunnen birgt.‘
Ich war überrascht, dieses geheimnisvolle Leuchten des Sandes plötzlich zu verstehen. Als ich ein kleiner Knabe war, wohnte ich in einem alten Haus und die Sage erzählte, daß darin ein Schatz versteckt sei. Gewiß, es hat ihn nie jemand zu entdecken vermocht, vielleicht hat ihn auch nie jemand gesucht. Aber er verzauberte dieses ganze Haus. Mein Haus barg ein Geheimnis auf dem Grunde seines Herzens...
‚Ja‘, sagte ich zum kleinen Prinzen, ‚ob es sich um das Haus, um die Sterne oder um die Wüste handelt, was ihre Schönheit ausmacht, ist unsichtbar!‘“ (S. 76)

Das Wesentliche ist nicht nur unsichtbar, sondern nicht kommunizierbar. Worte tragen – so die Aussage des Textes – nicht dazu bei, zu der Quintessenz vorzudringen, denn die „Sprache ist die Quelle der Missverständnisse“ (S. 67). Michel Quesnel formuliert es fast poetisch: „L’essentiel n’est pas exprimable. L’essentiel tient dans un sourire, dans la simplicité d’un geste, dans la reconnaissance de notre humilité.“¹⁶⁰⁹ Worte können darüber hinaus ein falsches Bild liefern, sie suggerieren eine Identität, die dergestalt nicht vorhanden ist und täuschen den Gesprächspartner über das eigentliche Anliegen. Der abfällige Bericht des Piloten und Ich-Erzählers über seine erwachsenen Mitmenschen spricht für sich:

„So habe ich im Laufe meines Lebens mit einer Menge ernsthafter Leute zu tun gehabt. Ich bin viel mit Erwachsenen umgegangen und habe Gelegenheit gehabt, sie ganz aus der Nähe zu betrachten. Das hat meiner Meinung über sie nicht besonders gut getan. Wenn ich jemanden traf, der mir ein bißchen heller vorkam, versuchte ich es mit meiner Zeichnung Nr. 1 [geschlossene Boa, die gerade einen Elefanten verdaut, - Verf.], die ich gut aufbewahrt habe. Ich wollte sehen, ob er wirklich was los hatte. Aber jedesmal bekam ich zur Antwort: ‚Das ist ein Hut.‘ Dann redete ich mit ihm weder über Boas, noch über Urwälder, noch über die Sterne. Ich stellte mich auf seinen Standpunkt. Ich sprach mit ihm über Bridge, Golf, Politik und Krawatten. Und der große Mensch war äußerst befriedigt, so einen vernünftigen Mann getroffen zu haben.“ (S. 8 f.)

Gibt es nun den idealen Menschen nach der Vorstellung von Saint-Exupéry? In einer Negativabgrenzung kann man dies sicherlich bejahen: Eben eine Person, die sich *nicht* wie der König,

¹⁶⁰⁹ Quesnel: La création chez Saint-Exupéry, 2001, S. 25

der Eitle, der Trinker, der Geschäftsmann, der Laternenanzünder oder der Geograph verhält (obwohl der kleine Prinz für die beiden zuletzt genannten durchaus etwas Sympathie empfindet), eine Person, die *nicht* egozentrisch, phantasielos und machtbesessen durchs Leben hastet und zentrale Punkte wie Freundschaft, Verantwortung für andere und Liebe zur Natur außer Acht lässt. Diese Absage an den Rationalismus der westlichen modernen Gesellschaft gibt Erwachsene der Lächerlichkeit preis, weil sie eben kein Vertrauen mehr in ihre Intuitionen und Emotionen haben.¹⁶¹⁰

Einen positiven Helden stellt Saint-Exupéry nicht ins leuchtende Zentrum seiner Überlegungen. Vielmehr geht es um den Weg, den jeder zu gehen bereit sein sollte, um ein bisschen mehr Menschlichkeit in die Welt zu transportieren – für sich selber und für andere.

„Wir alle können Könige werden, verspricht uns das Märchen mit seinem optimistischen Lebensmut, wenn wir aus der Kraft und Geradlinigkeit des prinzenhaften Kindes heraus die in uns angelegten reichen Wesensmöglichkeiten verwirklichen. Das ‚innere Kind‘ in mir ist mein lebendiger Wesenskern. Er ist noch nicht beschädigt durch den Sündenfall des Erwachsenseins. Er ist noch nicht zerstört durch die Fassaden und Uniformen des Gesellschaftswesens Mensch. Das ‚innere Kind‘ in mir ist anarchisch, bohrend, neugierig und von einer Art totaler Resistenz gegen die bakterielle Dummheit der Erwachsenenlogik.“¹⁶¹¹

Wie häufig in Märchen tritt der kleine Prinz als „l’archétype de l’innocent ou du nigaud“¹⁶¹² auf, hinter dessen scheinbarer Schwäche sich die stärkste moralische Instanz verbirgt und wesentliche Veränderungen initiiert, die schlussendlich aber nur einen Aufbruch bedeuten und noch keinesfalls ein Ankommen. Michel Quesnel räsoniert, ob sich aus den Texten ein favorisierter Menschentypus herauskristallisieren lässt, quasi „un type d’homme exupéryen“¹⁶¹³, und kommt ebenfalls zu dem Schluss, dass es sich stets um Individuen handelt, die auf dem Weg ihrer (Selbst-)Findung sind.

„L’originalité de Saint-Exupéry se mesure ici. En aucun cas, l’homme ne peut tenir dans une formule. Pas plus qu’il n’en va du seigneur aryen, l’homme communiste, le héros existentialiste, l’humaniste dévot ou le saint ne sauraient réaliser un idéal préétabli. Aucune imitation de Jésus-Christ ou de quelque autre. L’homme n’est pas à proposer mais à créer, saisi dans le mouvement de son intime création. Ne cherchons pas au terme de cet itinéraire un homme exupéryen, définitivement lisse comme la statue après le dernier coup de ciseau du sculpteur. Le serpent nous l’a rappelé: le dernier coup de ciseau n’introduit pas à l’immortalité exemplaire, il revient à la mort, il appartient à la mort.“¹⁶¹⁴

¹⁶¹⁰ Walter Wagner: La poétique de la sagesse de Saint-Exupéry, in: Freyermuth, Sylvie (Hrsg.): Le registre sapiential. Le livre de sagesse ou les visages de Protée, Bern: Peter Lang 2007, S. 223 f.

¹⁶¹¹ Jung: Der kleine Prinz in uns, 2005, S. 27 f.

¹⁶¹² Nicole Biagioli: Le dialogue avec l’enfance dans le Petit Prince, in: Le Hir, Geneviève (Dir.): Antoine de Saint-Exupéry, in: Études Littéraires Vol. 33, Nr. 2, Université Laval Sommer 2001, S. 31

¹⁶¹³ Quesnel: La création chez Saint-Exupéry, 2001, S. 23

¹⁶¹⁴ Ebd., S. 23

Nicole Biagioli geht einen Schritt weiter, indem sie die Notwendigkeit betont, den eigenen kindlichen Part in sich anzuerkennen, ja sogar das Recht auf eine „régression infantile“ einfordert, wenn der Erwachsene leidet, weil er in diesem Moment eine Gefahr für sich und das Kind darstellt. Die Dichotomie in eine Welt der Erwachsenen und eine der Kinder sei künstlich und vertiefe nur den Eindruck der Absurdität über die Frage nach dem Sinn der Welt, die selber keinen Sinn ergibt - wie Watzlawick es formuliert:

„La dichotomie monde des grandes personnes/monde des enfants ne saurait être qu’une étape, sous peine de prolonger le sentiment d’absurdité qu’elle engendre et qui provient simplement comme le rappelle Watzlawick, de ce que ‘la question du sens du monde n’a pas de sens’. C’est la raison pour laquelle la construction de la cible du *Petit prince* s’avère capitale. L’adulte est bien visé, mais pas n’importe lequel. Il ne s’agit pas de l’adulte en général dans ses rapports avec l’enfant et à l’enfance, les deux étant fermement corrélés dans les explications données par la dédicace.“¹⁶¹⁵

Der Tod des kleinen Prinzen symbolisiere, so Thampi, den Tod der Kindheit im Herzen des Menschen sowie das Vergehen von Unschuld und Reinheit.¹⁶¹⁶ Im Hinblick auf die angeführte Textstelle sowie das bereits zitierte Nachwort, kann davon ausgegangen werden, dass sich Thampis These nicht am Text nachweisen lässt. Der kleine Prinz war nicht umsonst auf der Welt, zumindest nicht für den Piloten, der sein kindliches Ich weiter am Leben halten konnte, selbst wenn er es nicht offen zeigt, weil seine Mitmenschen wenig Verständnis dafür aufbrächten. Die Welt hat sich durch ihn aber nicht geändert, und daher bleibt der kulturpessimistische Duktus, der sich durch den gesamten Text zieht, über das Ende hinaus bestehen. Es fehlt nicht nur das für Kinderbücher typische Happy End, sondern die Leser werden in einer Ratlosigkeit, sogar in einer Hoffnungslosigkeit zurückgelassen, dass Großes im Weltlauf positiv nicht zu beeinflussen sei und man sich bestenfalls in seiner kleinen persönlichen Sphäre etwas Wärme und Geborgenheit schaffen könne. Walter Wagner unterstreicht hingegen, dass das Geheimnis des Fuchses, man sehe nur mit dem Herzen gut, keine anthropologische Weisheit transportiere, die die Leser zu überzeugen vermag, sondern vielmehr eine Identifikationsoption und Trost für Einsame und Enttäuschte darstelle.¹⁶¹⁷ Das Geschenk des kleinen Prinzen, das er zum Abschied dem Piloten macht, kann zumindest so aufgefasst werden:

„Die Leute haben Sterne, aber es sind nicht die gleichen. Für die einen, die reisen, sind die Sterne Führer.¹⁶¹⁸ Für andere sind sie nichts als kleine Lichter. Für wieder andere, die Gelehrten, sind sie Probleme. Für meinen Geschäftsmann waren sie Gold. Aber alle diese Sterne schweigen. Du, du wirst Sterne haben, wie sie niemand hat...’

¹⁶¹⁵ Biagioli: *Le dialogue avec l’enfance dans le Petit Prince*, 2001, S. 40. Paul Watzlawicks Zitat aus: *Les cheveux du baron de Münchhausen*, 1997, S. 194

¹⁶¹⁶ Thampi: *La Parabole Merveilleuse et Emouvante Du „Petit Prince“*, 1983, S. 82

¹⁶¹⁷ Wagner: *La poésie de la sagesse de Saint-Exupéry*, 2007, S. 226 f.

¹⁶¹⁸ Mit „Sterne als Führer“ spielt Saint-Exupéry nicht auf das christliche Motiv des Sterns von Bethlehem an, sondern auf die Beurteilung von Restaurants im „Guide Michelin“, der in Frankreich bereits 1900 das erste Mal erschien. Herausragende Küchen werden mit einem bis zu drei Sternen ausgezeichnet und tatsächlich nehmen Gourmets diese „Küchen-Bibel“ oftmals als Grundlage ihrer Reiseplanung.

„Was willst du sagen?“

„Wenn du bei Nacht den Himmel anschaust, wird es dir sein, als lachten alle Sterne, weil ich auf einem von ihnen wohne, weil ich auf einem von ihnen lache. Du wirst Sterne haben, die lachen können!“

Und er lachte wieder.

„Und wenn du dich getröstet hast (man tröstet sich immer), wirst du froh sein, mich gekannt zu haben. Du wirst immer mein Freund sein. Du wirst Lust haben, mit mir zu lachen. Und du wirst manchmal dein Fenster öffnen, gerade so, zum Vergnügen... Und deine Freunde werden sehr erstaunt sein, wenn sie sehen, daß du den Himmel anblickst und lachst. Dann wirst du ihnen sagen: ‚Ja, die Sterne bringen mich immer zum Lachen!‘ Und sie werden dich für verrückt halten. Ich werde dir einen hübschen Streich gespielt haben...“ (S. 85 f.)

Der Tod nimmt bei Saint-Exupéry einen natürlichen Bestandteil des Lebenszyklus ein, ohne dabei das Sterben zu bagatellisieren. Der Schein, der „Kleine Prinz“ weist auf eine religiös motivierte Unsterblichkeit hin, wird durch die verwendeten Sprachbilder geweckt.¹⁶¹⁹ Aber der Autor teilt nicht die metaphysische Spekulation von einer Existenz nach dem Tod, diese ist seiner Ansicht auch gar nicht nötig, denn ein bisschen ‚Unsterblichkeit‘ bleibt den Verstorbenen in der Erinnerung. „Wenn wir menschlich gelebt und etwas Wärme in die Welt gebracht haben, dann leben wir im Gedächtnis derer weiter, die wir damit beschenkten. Das ist unsere Chance. Das Letzte, was bleibt, wenn wir die Welt verlassen, ist allein die Liebe.“¹⁶²⁰

¹⁶¹⁹ Drewermann: Das Eigentliche ist unsichtbar, 1984, S. 57

¹⁶²⁰ Jung: Der kleine Prinz in uns, 2005, S. 131

7. Bestseller evolutionspsychologisch gelesen

7.1. Das Quidditch-Spiel in Joanne K. Rowlings „Harry Potter“-Romanen

7.1.1. Erfolg und Rezeption des ‚Megasellers‘

Bereits zu Beginn des ersten Bandes der Harry-Potter-Romane artikuliert Professor Minerva McGonagall in einer Art Prolepse eine Ahnung von der Bedeutung, die Harry als literarische Figur gewinnen wird.

„Wirklich, Dumbledore, glauben Sie, dass Sie all das in einem Brief erklären können? Diese Leute werden ihn nie verstehen! Er wird berühmt werden – eine Legende –, es würde mich nicht wundern, wenn der heutige Tag in Zukunft Harry-Potter-Tag heißt – ganze Bücher wird man über Harry schreiben – jedes Kind auf der Welt wird seinen Namen kennen.“ (HP I, S. 19)¹⁶²¹

Was hier im Rahmen des Textes antizipiert wird, lässt sich auch auf die ‚wirkliche Wirklichkeit‘ beziehen. Denn inzwischen übertreffen die bis Juni 2008 erzielten Auflagenzahlen von weltweit 400 Mio. Exemplaren in 67 Sprachen alle bisher erschienenen Publikationen.¹⁶²² Die deutschsprachige Ausgabe konnte sich 21 Mio.-mal verkaufen.¹⁶²³ Lediglich die Bibel hat einen höheren Verbreitungsgrad.¹⁶²⁴ Obwohl zu dem Zeitpunkt der Erstveröffentlichung nichts danach aussah, dass das Erstlingswerk einer bis dato unbekanntem Schriftstellerin mehr als für die Gattung durchschnittliche Auflagenzahlen erzielen würde, gehören die sieben Bände um den Zauberschüler Harry Potter zu den wenigen Titeln, die die Buchwelt veränderten.¹⁶²⁵ Die aus den Romanen entstandenen Kinofilme trugen ebenfalls dazu bei, das Interesse an den Texten wach zu halten. Interessanterweise waren die Merchandisingprodukte der „Character“

¹⁶²¹ Verwendet wurde die deutschsprachige Übersetzung der Harry-Potter-Romane. Joanne K. Rowling: Harry Potter und der Stein des Weisen (1. Band), Hamburg: Carlsen 1998; Dies.: Harry Potter und der Feuerkelch (4. Band), Hamburg: Carlsen 2000. Im Weiteren werden Zitate aus den entsprechenden Romanen mit der Ziffer der Reihenfolge ihres Erscheinens abgekürzt: HP I: Harry Potter und der Stein des Weisen; HP IV: Harry Potter und der Feuerkelch

¹⁶²² Diese Zahlen wurden von Rowlings literarischer Agentur Christopher Little veröffentlicht. Börsenblatt des Deutschen Buchhandels, www.boersenblatt.net/201376/, 18.06.2008

¹⁶²³ Die Auflage der deutschsprachigen Ausgabe wird auf der Homepage des Hamburger Carlsen-Verlags genannt, der die Bücher herausgibt. <http://www.carlsen.de/web/verlag/geschichte>, 18.03.2009

¹⁶²⁴ Die exakte Auflage der Bibel benennen zu wollen, ist illusorisch, da der Text rechtfrei von jedem beliebigen Verlag gedruckt und vertrieben werden darf. Es existieren also nicht nur im deutschsprachigen Raum eine Vielzahl verschiedener Ausgaben, oftmals gekürzt, bearbeitet, umformuliert oder in einer speziellen Ausstattung. Der Erfolgsweg des „Buchs der Bücher“ nahm seinen Ausgang mit der neuen Vervielfältigungstechnik, die Johannes Gutenberg erstmals 1456 einsetzte und seine berühmte 42-zeilige Bibel schuf. Alleine die Deutsche Bibelgesellschaft hat seit 1812 mehr als 100 Mio. Exemplare verbreitet. Die Bibel wurde in zahlreichen Varianten in 250 Sprachen übersetzt. (Aufbaustudium Buchwissenschaft: Seitenweise Erfolg, 2008, S. 174)

¹⁶²⁵ Wolfgang Herles und Klaus-Rüdiger Mai führen in der 2007 erschienenen Sammlung „Bücher, die Geschichte machten“ insgesamt eine überschaubare Auswahl an KJL-Texten im weitesten Sinne auf. „Harry Potter“ zählt dazu sowie Wilhelm Buschs „Max und Moritz“, Astrid Lindgrens „Pippi Langstrumpf“, Tolkiens „Herr der Ringe“, Defoes „Robinson Crusoe“ und Swifts „Gullivers Reisen“. Neben narrativen Texten werden ebenfalls bedeutende politische und wissenschaftliche Abhandlungen wie Marx’ „Kommunistisches Manifest“ oder Watsons/Cricks „Struktur der DNA“ aufgeführt. Die Romane um „Harry Potter“ sind mit dem Ersterscheinungsjahr 1997 die jüngsten der dort aufgenommenen Texte. Wolfgang Herles (Hrsg./Klaus-Rüdiger Mai (Texte): Bücher, die Geschichte machten, München: cbj 2007

¹⁶²⁶ Im Merchandising wird der Begriff „Character“ für die einzelnen Figuren einer Themenwelt verwendet. Hauptsächlich handelt es sich um deren Pro- und Antagonisten.

weit weniger erfolgreich als prognostiziert, und die hohe Lizenzgebühr der zahlreichen Produkte aus der Harry-Potter-Figurenwelt konnte nicht amortisiert werden. Andrea Frey und Friederike Wagner führen dies im Wesentlichen auf „die lieblose Gestaltung der Merchandising-Figur und des dazugehörigen Warensortiments [und - Verf.] die Überschwemmung des Marktes“ zurück.¹⁶²⁷ Es mag auch daran liegen, dass sich bestimmte narrative Inhalte nicht beliebig auf Bettwäsche, Schulranzen und Lampenschirme transferieren lassen oder dort ihren Zauber verlieren.

Den Harry-Potter-Romanen ist es gelungen, dass die Lektüre eines Kinder- und Jugendbuchs selbst in intellektuellen und wissenschaftlichen Kreisen als gesellschaftlich akzeptabel angesehen wird. Ja, diejenigen, die sich dem euphorischen Hype verschließen, werden als unbelehrbare „Muggels“ disqualifiziert. Die anfänglichen Vorbehalte sind in großen Teilen zumindest dem Zugeständnis gewichen, dass es sich dabei um ‚gute Unterhaltung‘ handelt, um „Lesevergnügen pur“, das den „Zeitgeist getroffen“ habe.¹⁶²⁸ Kritik gab/gibt es im Wesentlichen von einigen fundamental-orientierten Kirchen, die in den Harry-Potter-Bänden antireligiöse Tendenzen bis hin zum Satanismuskult ausmachen. Gottfried Bachl untersucht diesen Aspekt und kommt zu dem Schluss, dass selbst die negativste Figur, Lord Voldemort, nicht als „Teufel“ bezeichnet werden könne, weil er nicht dezidiert als göttlicher Antipode dargestellt wird und sein Agieren in keinerlei religiösem Zusammenhang stünde.¹⁶²⁹ „*Harry Potter* ist längst ein Opfer des Fluches geworden, den die Begeisterung seiner Fans auf ihn geworfen hat. Der Überdeutungszauber lädt alle Superlative auf ihn ab und macht ihn zu einer Variante des göttlichen Kindes, zum Erlöser, Messias, Zauberer Merlin, Parsifal, König Artus.“¹⁶³⁰ Die Harry-Potter-Bände transportieren ethische Grundwerte wie Freundschaft, Fairness, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Kritik an Medien, Aberglauben, Rassismus und Sklaverei und vor allem sich selbst opfernde Mutterliebe.¹⁶³¹

„Das Sinn-Schema, die leitenden Gedanken, Normen, Ideale, die Aktionen der Figuren sind so gefasst, dass sie weithin in das große Ordnungsgefüge des religiösen Glaubens passen. Der Roman enthält keine neuen aufregenden Impulse oder Gedankenrevolutionen, sondern bringt eher aktualisierende Bestätigung traditioneller Überzeugungen und Normen durchweg aus dem Bereich der Ethik.“¹⁶³²

¹⁶²⁷ Andrea Frey/Friederike Wagner: Alles fauler Zauber? Theorien und Hintergründe zum Harry Potter-Merchandising, in: Garbe, Christine/Maik Philipp (Hrsg.): Harry Potter – Ein Literatur- und Medienereignis im Blickpunkt interdisziplinärer Forschung, Münster: LIT 2006, S. 210

¹⁶²⁸ Cornelius: Harry Potter, 2003, S. 95

¹⁶²⁹ Gottfried Bachl: Gefährliche Magie? Religiöse Parabel? Gute Unterhaltung, in: Spinner, Kaspar (Hrsg.): Im Bann des Zauberlehrlings? Zur Faszination von Harry Potter, 2001, S. 42-59

¹⁶³⁰ Ebd., S. 49

¹⁶³¹ Ebd., S. 51

¹⁶³² Ebd., S. 52

Aber auch die für die KJL in einigen Szenen außergewöhnlich dargestellte Gewalt wie beispielsweise der gewaltsame Tod von Harrys Mitschüler Cedric Diggory gegen Ende des vierten Bandes bringt einige besorgte Eltern und Pädagogen auf. Ursula Bergenthal erwidert auf diesen Vorwurf zutreffend, dass ‚grausame‘ Elemente zum typischen märchenhaften Handlungsverlauf gehören und für Kinder Bestandteil auf dem Weg zu einem glücklichen Ausgang sind:

„Während erwachsene Leser Teile der Handlung, einzelne Episoden und Darstellungsweisen extrahieren und deren mögliche Wirkung reflektieren, sind für Kinder auch die grausamen Elemente lediglich Teil des ‚handlungsfreudigen‘ Märchens, sind Tod und Bestrafung notwendiger Bestandteil auf dem Weg zum Happy End.“¹⁶³³

Daneben bedient Rowling kulturelle Stereotypen einzelner ethnischer Gruppen, die zumindest nicht beitragen, Vorurteile zu minimieren. So treffen beim Trimagischen Turnier nicht nur drei Zauberschulen aufeinander, sondern drei Kulturkreise: der angelsächsische, der französisch-romanische und der bulgarisch-slawische, deren Eigenheiten teilweise nicht unbedingt wohlwollend karikiert werden. Trotz mancher Relativierung im Einzelfall werden letztlich die angelsächsischen Verhaltensmuster als die ‚normalen‘ apostrophiert.¹⁶³⁴

Der Großteil der vorwiegend feuilletonistisch gehaltenen Texte über „Harry Potter“ repetiert fasziniert die Erfolgsstory der Bücher, die ja auch zugleich eine moderne Cinderella-Version der Autorin ist: von der alleinerziehenden Sozialhilfeempfängerin zur reichsten Frau Großbritanniens und berühmtesten Autorin der Welt.¹⁶³⁵ Neben den Rezipienten und Journalisten haben sich in Scharen Medien- und Marketingstrategen, Büchermacher und Wissenschaftler das Thema zu eigen gemacht. Die Menge an Sekundärliteratur wächst beständig an.¹⁶³⁶ Zahlreiche wissenschaftliche Disziplinen nutzen dieses erfolgreiche Sujet, um die eigenen Thesen daran zu verifizieren. Neben den nahe liegenden Arbeiten aus den sprachwissenschaftlichen Bereichen, der Theologie und Psychologie beschäftigen sich u.a. Physiker, Mathematiker oder

¹⁶³³ Bergenthal: Des Zauberlehrlings Künste, 2008, S. 286

¹⁶³⁴ Hierzu auch: Sandra Bak: Harry Potter. Auf den Spuren eines zauberhaften Bestsellers, Frankfurt/Main: Peter Lang 2004, S. 183 ff.

¹⁶³⁵ Bemerkenswert ist es, dass ‚Cinderella‘ Rowling im Gegensatz zum Märchen den Gipfel des Ruhmes und Reichtums erreicht, ohne die Hilfe eines Prinzen in Anspruch nehmen zu müssen. Ihr ‚Werkzeug‘ ist die Doppelung ihrer Geschichte in Gestalt des Jungen Harry Potter, der ein Aschenputteldasein im Haus seiner Verwandten führt und von dort seine Entwicklung zu höchsten Zauberehren nimmt. In einem Interview mit dem „Spiegel“ bescheinigt sie die Richtigkeit dieser biografischen Einschätzung: „Es ging mir wirklich nicht gut, ich hatte meinen Job als Lehrerin verloren, meine Ehe war in die Brüche gegangen. Meine Mutter war an multipler Sklerose gestorben, ich war einsam, litt unter Depressionen, und es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, dass das erste Buch mein Leben gerettet hat.“ Rowling: Ich komme mir vor wie ein Spice Girl, 2000.

¹⁶³⁶ Da es innerhalb dieses Kapitels unmöglich ist, auf die Fülle der Sekundärliteratur einzugehen, sei an dieser Stelle auf vier hilfreiche Websites verwiesen: Joanne K. Rowling: www.jkrowling.com (offizielle Homepage der Autorin); Cornelia Rémi: Viola Owlfeathers Harry-Potter-Kiste. Ein Harry-Potter-Lexikon. Ein Harry-Potter-Lexikon, www.eulenfeder.de, (bietet die derzeit umfassendste Liste der national und international erschienenen Sekundärliteratur); Steve Vander Ark/Belinda Hobbs: The Harry Potter Lexicon, www.hp-lexicon.org und Bernd Koeleman et al.: Harry auf Deutsch, www.harry-auf-deutsch.de (Informationen zu Begriffen, Figuren, Örtlichkeiten in der Harry-Potter-Romanwelt), Zugriff auf die aufgeführten Homepages: 05.02.2009

Sportwissenschaftler mit Spezialfragen.¹⁶³⁷ Besondere Aufmerksamkeit erfährt dabei die Darstellung und Entwicklung des Protagonisten Harry, der über sieben Jahre hinweg auf der Zauberschule Hogwarts begleitet wird. Als Folie seines Seins und Handelns wird Harrys Antagonist, Lord Voldemort, der das Böse schlechthin verkörpert, ebenso in die Analysen integriert. Wenn man die Veröffentlichungen sichtet, so konzentrieren sich die Geisteswissenschaftler aller Fachrichtungen im Wesentlichen darauf, die para- oder innertextlichen Anspielungen auf Mythen, Legenden oder Sagen, die zahlreichen Nebenhandlungen, die Hintergrundinformationen und Namensgebungen zu identifizieren und diese im Kontext interpretatorisch aufzulösen. Sich in den Chor dieser untersuchten Sujets einzureihen, selbst wenn dies noch nicht unter einem evolutionspsychologischen Blickwinkel vollzogen wurde, erscheint wenig sinnvoll. Zudem zwingt die Länge der Romane auf eine Konzentration selektierter Fragestellungen. Der Fokus im Rahmen dieses Teils der Arbeit soll daher auf das Quidditch-Spiel und seine Bedeutung für die Spieler und Zuschauer gelegt werden. Bemerkenswerterweise existiert zu diesem Thema nahezu keine wissenschaftliche Literatur, obwohl der Autorin das Thema so stark am Herzen lag, dass sie selber einen Text dazu unter dem Pseudonym Kennilworthy Whisp veröffentlicht hat: „Quidditch im Wandel der Zeiten“.¹⁶³⁸ Dem Inhalt gibt sie den Anstrich eines faktualen Lehrbuchs, das zu dem Bestand der Bibliothek von Hogwarts gehört. So befinden sich am Ende des Buches (U3 Nachsatz) Hinweise und Anordnungen für die potenziellen Nutzer des Buches, wenn sie dieses ausleihen sowie ein Vermerk über die Namen derer, die es bereits ausgeliehen haben – eben wie es früher vor der Einführung der elektronischen Buchausleihe üblich war.

Es wäre vermessen zu behaupten, der für die Buchbranche bisher einmalige Erfolg der Harry-Potter-Romane hänge an der geschickten Integration und Ausarbeitung des Quidditch-Spiels. Obwohl diesem Mannschaftsspiel eine wichtige Funktion beigemessen werden kann, handelt es sich nur um einen der zahlreichen Faktoren, die den Inhalt zu Bestsellern werden ließen.

7.1.2. Plot, zentrale Handlungselemente und deren Umsetzung

Harry, ein schwächlicher bebrillter Junge, ist zu Beginn der über sieben Jahre dauernden Geschichte elf Jahre alt. Ungeliebt und missachtet führt er als Waise ein Aschenputteldasein im

¹⁶³⁷ Beispielsweise haben sich Forscher damit beschäftigt, wie mit Hilfe der irdischen Physik Harrys Tarnkappe oder fliegende Teppiche zu realisieren wären. Natürlich beschäftigt sich die Grundlagenphysik nicht mit diesen Themen wegen der Harry-Potter-Romane, aber sie nutzt die Vergleiche und Metaphern, um möglicherweise ihre in der Öffentlichkeit doch als trocken und schwer verständlich wahrgenommenen Inhalte leichter kommunizieren zu können. Markus Becker: Wie Harry Potters Tarnkappe Wirklichkeit werden kann, in: Spiegel online, <http://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,591618,00.html>, 21.11.2008; Lakshminarayanan Mahadevan et al.: Setting and Swimming of Flexible Fluid-Lubricated Foils, in: Physical Review Letters Nr. 99, 224503/2007

¹⁶³⁸ Kennilworthy Whisp: Quidditch im Wandel der Zeiten, Hamburg: Carlsen 2001

Haus seiner Tante Petunia und seines Onkels Vernon Dursley und deren verzogenen, fetten Sohn Dudley. Seine Eltern sind von Lord Voldemort umgebracht worden, als Harry knapp einhalb Jahre war. Harry hat den Todesfluch überlebt, weil die Liebe seiner Mutter ihn rettete. Zurückgeblieben ist nur eine Narbe auf seiner Stirn, die wie ein Barometer reagiert und bei drohender Gefahr durch Lord Voldemort zu schmerzen beginnt. Wie er an seinem Geburtstag erfährt, ist er nicht ein ‚normaler‘ Mensch wie seine Verwandten, sondern ein Zauberer oder zumindest ein angehender, denn das Handwerk hat er erst zu erlernen. Er erhält also die Aufforderung, in das Zauberinternat „Hogwart“ einzutreten. Professor Dumbledore, der für die kommenden Jahre sein Mentor und Beschützer wird, sowie Professor McGonagall, die Leiterin des Hauses, für das Harry eingeteilt wird, übernehmen selbst diese Aufgabe. Schon im Laufe des ersten Bandes wird klar, dass es nicht nur um die üblichen Teenager-Schulabenteuer geht, die Harry und seine Freunde auf Hogwarts erleben, sondern um die Rettung der Zauber- und der Menschenwelt vor den bedrohlichen und wieder erstarkenden Kräften des Bösen in Gestalt von Voldemort und seinen Getreuen. Jeder Band der Heptalogie umfasst genau ein Schuljahr, jedes Jahr werden die Aufgaben und die Gefahr, mit der sich Harry konfrontiert sieht, größer, bis es im siebten und letzten Band zum großen und entscheidenden Show-down zwischen ihm und Voldemort kommt, in dessen Verlauf dieser umkommt. Unterstützt wird Harry bei seinen Aufgaben und Problemen von seinen beiden engen Freunden Ron Weasley und Hermine Granger, ebenfalls Schüler im Gryffindor-Haus, sowie von dem Halbriesen Rubeus Hagrid, der als Wildhüter auf Hogwarts arbeitet. Als größte Informationsquelle um die Geheimnisse von Harrys Vergangenheit und als lebender Schutz erweist sich Albus Dumbledore, der als einer, wenn nicht als *der* mächtigste Magier gilt. Gleichzeitig ist Harry spirituell durch die Liebe seiner Mutter geschützt, die sich für ihn geopfert hat.

Der Erfolg der Romanserie basiert u.a. auf einer kunstvoll kombinierten Geschichte mit zahlreichen geschickt angelegten Nebenhandlungen, die im Handlungsverlauf immer mal wieder aufgegriffen, teilweise ins Zentrum gerückt werden und innerhalb des Gesamtkontextes eine neue Bedeutung erhalten. Zuerst einmal vereinigt die „Histoire“ auf das Trefflichste universelle Plots, die sich in Märchen, in Dramen und Romanen der Weltliteratur finden. Ursula Bergenthal hat diese typischen Märchenmuster detailliert in ihrer Dissertation nachgezeichnet.¹⁶³⁹ Es ist die alte und immer neue Geschichte eines körperlich unscheinbaren Jungen, der mit einer besonderen Begabung ausgestattet in die Welt hinauszieht, um sich selbst zu erfahren, sich zu entwickeln, der immer wieder Bewährungsproben besteht, letztlich das Böse besiegt und damit sich und nichts weniger als die Menschheit rettet. In „Harry Potter“ treffen die

¹⁶³⁹ Bergenthal: Des Zauberlehrlings Künste, 2008, S. 256-291

Leser auf die bekanntesten Motive eines Kinderklassikers, wie Sandra Bak anführt: Elternferne, Bewährung in der Fremde, Motiv der körperlichen Verwandlung (bei Harry ist es eher die Stigmatisierung durch die Narbe auf seiner Stirn), Naturnähe/nahes Verhältnis zu Tieren, kindliche Verweigerung (bei Harry keine Oppositionsform, sondern Demonstration seines Heldentums).¹⁶⁴⁰

Polyvalenz macht den Text zu einem „doppelsinnigen“ Kinderbuch, das unterschiedlichen Altersstufen eine andere, eine weitere Lesart bietet. Er wird dadurch zum „Grenzgänger“ (Cornelia Funke) zwischen einem Kinder-, einem Jugend- und einem Erwachsenenroman, zu dem Inbegriff eines „All-Age-Titels“, wie es Sandra Bak als eine von vielen formuliert:

„Der erwachsene Leser hat aufgrund seines größeren Allgemeinwissens einen Informationsvorsprung und ist eher in der Lage, versteckte Hinweise zu interpretieren. Rowling gelingt es jedoch, beide Sinnebenen in Balance zu halten. Der junge Leser kann dem Geschehen ohne die Zusatzinformationen folgen, ihm entgehen keine handlungss essentiellen Details und der erwachsene Leser hat seinen Spaß daran, die kleinen ‚hidden clues‘ zu entschlüsseln.“¹⁶⁴¹

Der Polyvalenz-Aspekt gilt nicht nur für die individuelle, sondern auch für die soziokulturelle Ebene des Textes, der einen universellen und gleichzeitig kulturell spezifischen Fundus zentraler Fragen und Themen umfasst. Der amerikanische Politikwissenschaftler Daniel Nexon, der seinen Forschungsschwerpunkt im Bereich der internationalen Beziehungen hat, unterstreicht die globale Struktur des Textes, der Lesarten nicht nur über die Altersgruppen hinweg zulässt, sondern nationale Spezifika von kulturellen, ideologischen und realpolitischer Gegebenheiten indirekt bedient.¹⁶⁴² Er vergleicht dies mit der Auswertung eines Rorschach-Tests, der die Befindlichkeiten des Interpretierenden analysiert und nicht die Darstellung selber.

„‚Harry Potter,‘ in fact, functions something like a Rorschach Blot: In countries around the world, it captures various national anxieties about contemporary culture and international affairs. French intellectuals, for example, debate whether or not ‚Harry Potter‘ indoctrinates youngsters into the orthodoxy of unfettered market capitalism. Some Swedish commentators decry what they perceive as ‚Harry Potter’s‘ Anglo-American vision of bourgeoisie conformity and its affirmation of class and gender inequality. In Turkey, we find a significant discussion of ‚Harry Potter‘ that pivots around issues of Turkish civilizational identity: whether Turkey is part of the West, the East, or a bridge between the two. [...] And in Russia, a country whose concern over international status and prestige becomes more apparent each day, the newspaper Novaya Gazeta created a minor firestorm when it claimed that the film visage of Dobby the House-Elf was a deliberate insult to President Vladimir Putin.”¹⁶⁴³

¹⁶⁴⁰ Bak: Harry Potter, 2004, S. 33 ff.

¹⁶⁴¹ Ebd., S. 47

¹⁶⁴² Daniel Nexon/Iver Neumann (Hrsg.): Harry Potter and International Relations, Lanham: Rowman & Littlefield 2006

¹⁶⁴³ Daniel Nexon: „Harry Potter“ And Magical Realism, in: CBS News online, 20.07.2007, www.cbsnews.com/stories/2007/07/20/opinion/printable3080037.shtml (Im Original vermutlich in „The New Republic“ erschienen.) Daniel Nexon betont, dass Figuren und Termini die Bücher längst verlassen haben und als „Symbole“, als „abstrakte Repräsentanten“ verwendet werden. Muggel, Voldemort und die Todesser, Bahnsteig 9 ¾, Eulen (als Postboten) zählen dazu. Dass es dabei zu Kuriositäten kommt, offenbart ein Editorial einer US-amerikanischen theologischen Zeitschrift, in dem eine kirchliche Wahl mit einem Quidditch Spiel verglichen wird. Ted Peters: Ecclesiastical Quidditch, in: dialog: A

Nexons Ansatz ist präzise und zutreffend. Selten hat ein Text eine solche Vielfalt an Interpretationsmöglichkeiten zugelassen wie die Harry-Potter-Romane. Er gleicht einer Requisitenkammer eines Welt-Theaters, in der jeder *sein* Stück, das er sucht oder zu suchen glaubt, findet. Das ist die Kunst und das Verdienst von Rowling, die universellen Handlungsstränge und Figuren kulturell so diversifiziert angelegt zu haben, dass der Plot und die Charaktere einerseits den Kern der menschlichen Fragen treffen und sie andererseits durch Lokalkolorit, reale historische, politische oder kulturelle Anspielungen konkret und plastisch, prall und voller Leben sind. Emotionaler Tiefgang bei der Zeichnung der Charaktere und Erlebnisse sichert darüber hinaus, dass die Leser nicht unbeteiligt bleiben. Angst vor dem Versagen, Spaß am Spiel, Rausch des Erfolgs, Lust an Lieblingsnahrungsmitteln, Neid, pubertäre Sorgen und Freuden sorgen für eine facettenreiche Ausgestaltung und eine glaubhafte Identifikationsmöglichkeit. Diese Kombination brachte neben der exzellenten Verkaufsstrategie der publizierenden Verlage die Harry-Potter-Romane weltweit auf die Bestsellerlisten und wird aller Wahrscheinlichkeit nach in seiner Art ein Unikum der Buchhandelsgeschichte bleiben, denn ein solcher Buchhandelserfolg, sei nicht zu wiederholen, so Klaus Humann, der Verleger des Carlsen-Verlags, wo „Harry Potter“ in deutscher Sprache erschienen ist.¹⁶⁴⁴ In der polyvalenten Ausgestaltung liegt vermutlich auch die Begründung, warum „Harry Potter“ zum Untersuchungsgegenstand von Literaturwissenschaftlern wurde, die ansonsten wenig Interesse an der KJL zeigen.

Der literarische Genre-Mix aus Elementen der phantastischen Literatur, des Abenteuerromans, der Kriminal- und Detektivgeschichte, der Internatsgeschichte sowie des Adoleszenz- und Entwicklungsromans gewährleisten, dass ein umfassendes Spektrum der Leserinteressen abgedeckt wird.¹⁶⁴⁵ Daneben integriert Rowling bekannte Elemente aus Märchen, Sagen, Legenden und Mythen in ihren Zauberkosmos. Erfahrene Leser genießen das Wiedererkennen, für die unerfahrenen stellen sie kein Hindernis dar.¹⁶⁴⁶ Die Autorin bereichert zudem das phantastische Panoptikum mit Neuerfindungen wie Dementoren, däumchendrehenden Hand-

Journal of Theology, Vol. 39, Nr. 3/Herbst 2000, S. 160

¹⁶⁴⁴ Markus Scheele: Magische Momente, in: Spiegel Nr. 43, 22.10.2007, S. 114

¹⁶⁴⁵ Bak: Harry Potter, 2004, S. 88 ff.

Martin-Christoph Just stellt Überlegungen an, ob es sich bei Harry Potter um ein postmodernes Kinderbuch handelt. Bricolage-Technik, Sprengen und Vermengen der Genre-Grenzen, Parodie und Ironie, Intertextualität, Prunk und Detailfülle sprechen dafür, die aber von ebenso zahlreichen konventionellen Elementen wieder aufgefangen würden. „Betrachten wir nun die Waagschalen, so finden wir, dass Rowling in den *Harry Potter*-Romanen zwar viele der typischen postmodernen Stilmittel verwendet, dass aber sehr viel schwerer wiegt, was sie nicht benutzt und was sie an dessen Stelle setzt. Der größte Unterschied zur Postmoderne besteht in der *Gedankenwelt* der Werke, denn Rowling thematisiert alte, aber nach wie vor ungelöste ethische Probleme. Sie verwendet bei den *Harry Potter*-Romanen stilistische Methoden der Postmoderne [...], teilt aber keineswegs die Ideologie der Postmoderne. Die verwendeten narrativen Mittel geraten nie zum Selbstzweck, sondern werden Teil einer mit altmodischen narrativen Mitteln erzählten Geschichte, in der es vor allem um die psychische und ethische Selbstfindung des Protagonisten geht.“ Martin-Christoph Just: *Harry Potter – Ein postmodernes Kinderbuch!?*, in: Garbe, Christine/Maik Philipp (Hrsg.): *Harry Potter – Ein Literatur- und Medienereignis im Blickpunkt interdisziplinärer Forschung*, Münster: LIT 2006, S. 69

¹⁶⁴⁶ Bak: Harry Potter, 2004, S. 129

schuhen oder Socken, die zu schreien anfangen, wenn sie stinken. In einem Interview bekennt Rowling, wieso sie der Phantastik diesen Stellenwert in ihren Romanen einräumt:

„Besonders in der Kinderliteratur war das Magische stets von zentraler Bedeutung. Das hat einen simplen Grund: Es verleiht den Kindern Macht, die sie sonst nicht haben. Es ist eine historische Tatsache, dass der erste Glaube wohl jeder Kultur die Magie ist. Sie wird immer erst später durch Religion ersetzt. Und erst ganz spät kommt dann die Wissenschaft dazu. Damals wie heute dreht sich alles um den ewigen Wunsch, dass wir das Leben um uns herum vielleicht doch ein wenig mehr beeinflussen könnten, und vielleicht ist dieser Wunsch in unserem Computerzeitalter ein wenig intensiver.“¹⁶⁴⁷

Oliver Fuchs wirft ein, dass die Harry-Potter-Romane gar nicht so phantastisch seien, wie sie zunächst erscheinen mögen, weil die dort behandelten Themen den grundmenschlichen sehr ähnlich sind, was allerdings keineswegs einen Widerspruch zu der literaturwissenschaftlichen Auffassung von phantastischen Texten darstellt, wie von Carsten Gansel ausführlich beschrieben.¹⁶⁴⁸

„Auch im Zauberreich gibt es Schulstress und Konsumterror, verfeindete ‚ethnische‘ Gruppen bekämpfen sich mit kriegerischen Mitteln, und statt einer SMS wird halt eine Eule verschickt. Der Potter-Kosmos ist ein satirisch überhöhtes Paralleluniversum, das unserer Wirklichkeit auf frappierende Weise ähnelt.“¹⁶⁴⁹

Die Aussage von Fuchs ist durchaus zutreffend und vermutlich sogar ein Erfolgsgarant, denn letztlich interessieren nur Inhalte, die zumindest im theoretisch möglichen Bereich den eigenen entsprechen könnten. Die Geschichte vollzieht sich in zwei großen Räumen: der real-fiktiven Menschenwelt Großbritanniens am Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts und der phantastisch-fiktiven Zaubererwelt mit dem Internat Hogwarts als Zentrum. Obwohl diese Parallelwelt synchron abläuft, d.h. kein Zeitsprung zwischen beiden Welten existiert, wirkt die Zauberwelt antiquierter. Die Kleidung ist altmodischer, Zauberhüte und -umhänge sind gängige Kleidungsstücke, es gibt kein Fernsehen, keine Handys oder E-Mails, sondern Eulen oder andere Tiere, die Nachrichten übermitteln, das Haupt-Beförderungsmittel ist nicht das Auto, sondern der Besen. Die Zauberwelt hat ihre eigene Regierung mit dem Zauberministerium, eine eigene Bank, eigene Geschäfte, eigene Spiele. Nur der Leser teilt über den heterodiegetischen Erzähler mit den Zauberern das Wissen, dass es sich um zwei Welten handelt, und nur diese können sich zwischen den Welten bewegen. Der Bahnsteig $9\frac{3}{4}$ auf dem Bahnhof King's Cross, der Hinterhof einer Kneipe in der Winkelgasse oder diverse „Portschlüssel“ dienen als ‚Schleusen‘, um von der einen in die andere Welt zu gelangen – ein literarisches Konstrukt, das bereits in der Romantik verwendet wurde.

¹⁶⁴⁷ Rowling: Ich komme mir vor wie ein Spice Girl, 2000

¹⁶⁴⁸ Gansel: Moderne Kinder- und Jugendliteratur, 2001, S. 167 ff.; Ders.: Das Phänomen „Harry Potter“, 2003

¹⁶⁴⁹ Oliver Fuchs: Harry Potter. Das große Finale, in: Stern Nr. 28, 05.07.2007, S. 120

Die Spannung entwickelt sich einerseits aus der engen Verzahnung der beiden Welten und andererseits aus den immer neuen Wendungen, die die Geschichte über die sieben Bände hinweg nimmt. Figuren, die nur eine Randposition besetzen, übernehmen tragende Rollen (wie Neville Longbottom), Figuren zeigen ein anderes, ein zweites Gesicht und ihre Kategorisierung in Gut und Böse, die über mehre Bände hinweg eindeutig schien, verändert sich (z.B. Severus Snape, Sirius Black, Mad-Eye Moody). Die Autorin baut immer wieder ‚Leerstellen‘ ein, die erst im Laufe der Geschichte gefüllt werden. Durch die personale Erzählperspektive erfährt der Leser nicht früher als Harry, wie sich die Geschichte weiterentwickelt. Die Distanz zu dem Protagonisten wird dadurch relativ gering gehalten, der Leser überlegt und fiebert gleichermaßen mit ihm mit und kann sich nicht in einer Sicherheit wiegen, dass Harry in allen Punkten reüssiert. Und tatsächlich können Voldemort und seine Vasallen immer wieder Zwischensiege erringen, und positiv besetzte Mitstreiter Harrys verlieren ihr Leben (z.B. Cedric Diggory, Dumbledore, Fred Weasley). Gleichzeitig kann die Autorin über diese Erzählperspektive zusätzliche Informationen an den Leser liefern, über die Harry zu dem Zeitpunkt noch nicht verfügt, und damit die Spannung erhöhen. So gewährt beispielsweise das erste Kapitel „Das Haus der Riddles“ im „Feuerkelch“ (HP IV, S. 5-20) dem Leser einen proleptischen Einblick in das Vorhaben Voldemorts, und dieser ahnt nun zumindest, was auf Harry und seine Freunde die nächsten rund 750 Seiten zukommen wird.

Das phantastische Element bezieht sich auf die Handlungsoptionen der Zauberwelt, die nicht mehr ausschließlich den gängigen Gesetzen der Physik, Chemie, Biologie unterworfen sind, und es bezieht sich auf die Konzeption von Figuren (z.B. Einhörner, Drachen, Hauselfen). Die diskursive Ebene hingegen strukturiert sich durchaus mit modernen Mitteln, gerade was beispielsweise die zeitliche Ordnung der Gedanken und Geschehnisse angeht, deren prinzipiell lineare Struktur durch Anachronismen aufgebrochen wird, oder dem ungewöhnlichen Wechsel der Figurenrede, in der der personale Erzähler zwar bestehen bleibt, aber seinen Protagonisten mithilfe des „Denkariums“ in die Lage versetzt, in die Welt der Gedanken von anderen einzutauchen und dieser dadurch selber (und mit ihm der Leser) eine gänzlich neue Sicht auf die Geschichte erhält. Statische Konstituenten hingegen – und dies ist gängige Praxis in der phantastischen Literatur und in Sciencefiction-Romanen – zeigen sich in den Bewertungen von Einstellungen und Handlungen in anthropologisch-moralische Kategorien von „gut“ und „böse“, „gruppenkonform“ und „sektiererisch“, „schwach“ und „stark“, „schön“ und „hässlich“ (in mehrfacher Hinsicht). Und trotz der zauberischen Fähig- und Fertigkeiten (denn das Können hängt nur zu einem geringen Teil von der ‚genetischen‘ Disposition, sondern meistens von schlichtem Lernen und Üben ab) haben die Zauberschüler grundmenschliche Bedürf-

nisse (wie Essen, Schlafen, Bewegungsdrang und Unternehmungslust), Gefühle (wie Angst, Freude, Verliebt- und Ausgegrenztsein), Vorlieben und Abneigungen (wie für Kuchen und Desserts oder vor Strafaufgaben).

Zu einer zentralen Erfolgskomponente, die als ‚festes Inventar‘ der Klassiker- und Bestsellerforschung notiert wird, zählt die Charakterisierung des Helden, der sich in einer Initiationsphase befindet, auf dem Weg zu einer neuen oder erneuerten Identität, der „sans famille“, und nur von seinen beiden Freunden unterstützt, den Kampf Gut gegen Böse aufnimmt - zunächst erst widerwillig, weil er sich für einen durchschnittlichen Versager hält. Aber gerade wegen seiner defizitären Charakterisierung, die der eines Siegfrieds weit entfernt ist, stellt er die ideale Identifikationsplattform für Leser dar. „Dieser Anti-Held bekommt in der phantastischen Welt die Möglichkeit, über seine eigenen Fähigkeiten hinauszuwachsen und sich in einer fremden Umwelt zu bewähren.“¹⁶⁵⁰ Harry ist zwar der Auserwählte, aber nicht als Held geboren. Er muss seinen Weg erst einmal wählen, auf ihm reifen und in die Rolle hineinwachsen, so Lorenzo Ravagli.

„Harry ist ein Heros. Sein Leben und sein Schicksal greift eine Vielzahl von Motiven mythischer Heldenleben auf. Seine Abenteuer entsprechen der Grundstruktur jedes klassischen Heroenlebens. Er ist der verlorene Prinz oder der heimliche König wie Ödipus, Moses, König Arthur. Er ist der Verstoßene und Misshandelte, der nicht seiner königlichen Natur entsprechend behandelt wird. Er ist der Goldkern, der in den Schmutz gefallen und gestoßen ist, wie der Mensch des gnostischen Urmythos. Wie jeder Heros wird er aus der Alltagswelt in eine andere Welt voll übernatürlicher Kräfte und Geheimnisse berufen. In dieser anderen Welt muss er Abenteuer und Prüfungen bestehen. Es ist die Welt der Initiation. Nach seiner Initiation kehrt er wieder in die Alltagswelt zurück, um seine neu erworbenen Fähigkeiten und Kenntnisse den gewöhnlichen Sterblichen mitzuteilen, nur, dass die gewöhnlichen Sterblichen Menschen mit außergewöhnlichen Fähigkeiten, Zauberer sind. Aber der Sieg, den Harry am Ende gegen Voldemort erringen wird – woran kaum Zweifel möglich sind -, kommt nicht nur der Zauberwelt zugute, sondern auch den Muggeln, die von den verbrecherischen Absichten des Dunklen Lords ebenso betroffen sind wie die Zauberer.“¹⁶⁵¹

Selbst wenn sich Ravagli etwas pathetisch ausdrückt, so trifft seine Position den Kern. Doch der Schluss, den er daraus zieht, nämlich dass Harrys Entwicklungsstadien mit denen der Menschheit insgesamt vergleichbar seien, zeugt von einer rudimentären Kenntnis der humanen Evolutionsgeschichte.¹⁶⁵² Die Psychologin Karin Nitzschmann hebt auf den ontogeneti-

¹⁶⁵⁰ Bak: Harry Potter, 2004, S. 95

¹⁶⁵¹ Lorenzo Ravagli: Die geheime Botschaft der Joanne K. Rowling. Ein Schlüssel zu Harry Potter, Stuttgart: Urachhaus 2007, S. 116 f.

¹⁶⁵² Ebd., S. 226

schen Entwicklungsprozess ab und sieht in den Harry-Potter-Romanen eine „Medialisierung des Faustischen“.¹⁶⁵³ Harry Potters Kampf ist der Kampf,

„den jede heranwachsende Generation von Neuem kämpft, den stets sich wiederholenden (und deshalb modernen) Kampf zwischen Verlust und Liebesobjekte der Kindheit und der Suche nach den neuen, zwischen Zauberei und der Wirklichkeit des Lebens, zwischen Liebe und mörderischer Macht, zwischen Lebensstatsachen und ihrer Verleugnung: ein Kampf auf Leben und Tod, wo der Leser am Ende vielleicht fürchtet, Voldemort könnte ihm ebenso begegnen wie dem armen Harry Potter.“¹⁶⁵⁴

Wolfgang Günther betrachtet die Figur Harry wesentlich nüchterner und bezeichnet ihn als „passiven Helden“¹⁶⁵⁵, weil seine Aktivitäten – vom Quidditch abgesehen - durchwegs fremdbestimmt seien.

„Erst durch die Dursleys, dann durch die Gesetze von Hogwarts [...], durch Rücksichtnahme auf die Freunde [...], ferner und ganz besonders durch die immer währende Inpflichtnahme von Seiten Dumbledores – und erst recht durch die ständige und gnadenlose Bedrohung, die von Voldemort und seinen Mordgesellen ausgeht.“¹⁶⁵⁶

Wiewohl Harry oftmals über seine Abenteuer ‚stolpert‘ und sie nicht bewusst und wissentlich sucht oder provoziert, so muss eine passive Attribuierung seines Charakters zurückgewiesen werden. Harry übernimmt die Aufgabe, sobald sie sich ihm stellt, und führt sie gemäß seiner langsam wachsenden Fähigkeiten – durchaus von Rückschlägen begleitet – auch zu Ende.

Die verwendete Sprache, die Komik und der schwarzer Humor gehören ebenfalls zu den herausragenden Merkmalen, die vermutlich zu dem Erfolg der Harry-Potter-Titel beigetragen haben. Rowling bedient sich virtuos einer großen Zahl von Stilmitteln, und dies auf mehreren Ebenen, so dass hier wieder ein Vergnügen für kindliche wie für erwachsene Leser gewährleistet ist. Ins Auge fallen besonders die sprechenden Namen der Figuren und Gegenstände, die aus einer anderen Sprache entlehnt wurden, zum Beispiel aus dem Französischen wie Voldemort (vol + de + mort = Todesflug/Todesraub oder „Schwingen des Todes“¹⁶⁵⁷), Draco Malfoy (mauvaise + foi = Unaufrichtigkeit, Treulosigkeit, Hinterlist) oder Beauxbatons (beaux bâtons = schöne (Zauber-)Stöcke/Stäbe), die als „Portemanteau-Wörter“ (C.S. Lewis) zwei bekannte Begriffe zu einem neuen zusammenziehen wie „mug“ (Dummkopf) und „ugly“ (hässlich) zu „Muggle“¹⁶⁵⁸, tatsächlichen historischen Begebenheiten entlehnt sind wie Nico-

¹⁶⁵³ Karin Nitzschmann: Die phantastische Welt des Harry Potter. Analyse eines siebenbändigen Entwicklungsromans, Frankfurt/Main: Brandes & Apsel 2007, S. 43

¹⁶⁵⁴ Ebd., S. 44 f.

¹⁶⁵⁵ Günther: Wege ins Wunderland, 2006, S. 355

¹⁶⁵⁶ Ebd., S. 354 f.

¹⁶⁵⁷ Rudolf Hein: Kennen Sie Severus Snape? Auf den Spuren der sprechenden Namen bei Harry Potter, Bamberg: Colibri/Erich Weiß 2001, S. 148; ebenso zur Semantisierung der Namen: Bergenthal: Des Zauberehrings Künste, 2008, S. 71-104

¹⁶⁵⁸ Monika Hauf: Die Marke „Harry Potter“. Eine Auslegung im Sinne von C.G. Jung – ein Erfolg von Archetypen, Leipzig: Bohmeier 2006, S. 14 ff.

las und Perenelle Flamel¹⁶⁵⁹ oder deren Name bereits Programm ist wie Nimbus 2000/2001, der erste Besen von Harry.¹⁶⁶⁰ Nur der Protagonist Harry Potter hat einen Allerweltsnamen, der vergleichbar mit einem deutschen Karl Müller nahezu bedeutungsleer ist (obwohl auch hier spitzfindige Interpretatoren wenig plausible Bezüge herzustellen versuchen). Vielleicht erreicht genau dieser nichtssagende Name, dass sich jeder in Harry versetzen kann und sich jeder ebenfalls als Harry fühlen kann und über ein paar herausragende, aber unentdeckte Fähigkeiten verfügt.

Detailliert den Inhalt der Harry-Potter-Romane mit der Vielzahl an unterschiedlichen Handlungssträngen und Figuren nachzuzeichnen, kann bei dem Gesamtumfang von knapp 4.400 Seiten in der deutschen Übersetzung an dieser Stelle nicht geleistet werden (und müsste es vermutlich auch gar nicht, da er selbst unter Erwachsenen zum Allgemeinwissen gehört oder zum „Weltkulturerbe“, wie es Britta Bode bezeichnet) und würde – und dies ist der Hauptgrund – zu keinen präziseren Erkenntnissen für die hier zu behandelnde Fragestellung führen.¹⁶⁶¹ Als Textbasis wurden im Wesentlichen der erste Band „Harry Potter und der Stein der Weisen“ und der vierte Band „Harry Potter und der Feuerkelch“ ausgewählt, weil in beiden Quidditch eine zentrale Funktion übernimmt.

7.1.3. Einführung in „Quidditch“

Auf die Frage, woher die Idee zu Quidditch stammt, antwortet Joanne Rowling¹⁶⁶²:

„I invented Quidditch while spending the night in a very small room in the Bournville Hotel in Didsbury, Manchester. I wanted a sport for wizards, and I'd always wanted to see a game where there was more than one ball in play at the same time. The idea just amused me. The Muggle sport it most resembles is basketball, which is probably the sport I enjoy watching most. I had a lot of fun making up the rules and I've still got the notebook I did it in, complete with diagrams, and all the names for the balls I tried before I settled on Snitch, Bludgers, and Quaffle.“¹⁶⁶³

¹⁶⁵⁹ Flamel „lebte von 1330 bis 1418 in Paris (biblisches Alter für diese Zeit!) und war auch langjährig mit einer gewissen Pernelle verheiratet. Er behauptete, mit Hilfe eines Juden ein Buch aus der Kabbala entziffert zu haben, das es ihm ermöglichte, den Stein der Weisen zur Goldproduktion zu verwenden. Fakt ist, daß er nach 1382 genug Geld hatte, um der Kirche reiche Spenden zu machen – schlechtes Gewissen? Jedenfalls ein respektabler Freund Dumbledores.“ (Hein: Kennen Sie Severus Snape, 2001, S. 60)

¹⁶⁶⁰ Allerdings versteigen sich manche Analysen mit ihren interpretatorischen Ansätzen über die tiefere Bedeutung von Begrifflichkeiten ins Absurde. Die Überlegungen von Wolfgang Pichler gehören dazu. Im Spiel Quidditch sieht er einen ersten „Ansatz von Conjunctio mit dem Weiblichen“. Er begründet dies im Wesentlichen mit der Spielregel, dass Quidditch auf Besen – dem klassischen Hexen-Attribut – ausgetragen wird. Auch dass er seinen „Nimbus“ von der Zauberin und seiner Lehrerin McGonagall erhält, verwendet er als Beleg für seine These. „Der Nimbus war ursprünglich als Sonnenscheibe den Sonnengöttern, also dem Lichte des Bewusstseins zugeordnet. Dieser Nimbus Zweitausend, ein Geschenk des Mutterarchetyps, kann als Impuls der Vereinigung des Bewusstseins mit dem abgespaltenen Weiblich-Naturhaften verstanden werden.“ Wolfgang Pichler: Der Stein der Weisen. Harry Potter aus der Sicht der Analytischen Psychologie, Linz: edition pro mente 2006, S. 107 und S. 108

¹⁶⁶¹ Britta Bode: Harry Potter ist Weltkulturerbe, in Welt am Sonntag Nr. 42, 21.10.2007, S. 82-83.

¹⁶⁶² Bei Quidditch könnte es sich ebenfalls um einen Portemanteau-Begriff handeln: „quiddity“ = das Wesen einer Sache, das Wichtigste, etwas, das nicht greifbar ist (wie der Schnatz) und „to ditch“: jemanden abservieren, baden gehen lassen, etwas wegschmeißen (Hein: Kennen Sie Severus Snape, 2001, S. 125)

¹⁶⁶³ Interview mit Joanne K. Rowling, Amazon.co.uk, 2001, <http://www.spinninglobe.net/harrypotterpg.html>, 15.06.2009

Eine in der Menschenwelt mit Quidditch vergleichbare Sportart gibt es nicht, und dies nicht nur, weil sich niemand in der Lage sieht, auf einem Besen zu fliegen.¹⁶⁶⁴ Quidditch vereint aus mehreren bekannten Mannschaftssportarten Teilaspekte: aus dem schon von der Autorin favorisierten Basketball das Prinzip des Punktemachens durch Korbwürfe, vom Polo das Schlagen eines Balls mit Hilfe eines Holzschlägers und die Agilität der Spieler durch das Transportmittel Pferd/Besen, vom Fußball das Prinzip des Torhütens, der Klub- und Meisterschaftsspiele und seine Bedeutung für die Fans, vom Hockey seine Härte¹⁶⁶⁵.

Beim Quidditch spielen in der Luft zwei Mannschaften à sieben Zauberer gegeneinander. Drei Balltypen befinden sich gleichzeitig im Spiel: Der Quaffel, der etwa die Größe eines Fußballs hat, muss von den drei Jägern durch einen der drei gegnerischen Ringe, die sich in zwanzig Meter Höhe befinden, geworfen werden. Ein Hüter versucht dies zu unterbinden. Gleichzeitig versuchen zwei Eisen-Bälle, die Klatscher, die Spieler von ihren Besen zu stoßen. Zwei Treiber sind damit beschäftigt, diese von den eigenen Spielern auf die der anderen Mannschaft zu lenken. Der wichtigste Ball, der Goldene Schnatz, misst nur rund vier Zentimeter Durchmesser und flattert mit seinen silbernen Flügeln sehr schnell durch die Luft – schwer zu erkennen und kaum zu fangen. Dies ist die Aufgabe des Suchers. Das Quidditch-Spiel ist beendet, sobald letzterer gefangen wurde. Oftmals bringt das Fangen des Goldenen Schnatzes den Sieg, denn dies wird mit 150 Punkten belohnt und Tore mit den Quaffels bringen nur zehn Punkte. Der Anfang von Quidditch wird auf eine Örtlichkeit „Queerditch Marsh“ zurückgeführt, wo sich diverse Zauberer und Hexen zu einem Spiel mit einem großen Lederball, dem Vorläufer des Quaffels, fanden, so Kennilworthy Whisp (alias Rowling).¹⁶⁶⁶ Der Goldene Schnatz kam erst später dazu und entwickelte sich aus der Vogeljagd auf den „Goldenen Schnatzer“, einen mittlerweile unter Naturschutz stehenden, ausgesprochen schnellen Flugkünstler: „Der Schnatzer ist ein winziges Wesen, verblüffend flink in der Luft und sehr geschickt, wenn es darum geht, seinen natürlichen Feinden auszuweichen. All dies mehrte nur noch das Ansehen der Zauberer, die einen Schnatzer fingen.“¹⁶⁶⁷ 1269 entstand dann die Verbindung von Quidditch mit der Schnatzerjagd dadurch, dass das Oberhaupt des Magischen Rates ein Preisgeld von 150 Galleonen (daher die 150 Punkte) für diejenige Mannschaft aussetzte, die den mitge-

¹⁶⁶⁴ Roger Highfield behauptet, das ‚echte‘ Quidditch sei eine moderne Version des bereits in Mittelamerika 1.500 v. Chr. gespielten „Nahuatlachtli“, was wohl soviel wie „Magisches Ballspiel“ bedeutet – so wird zumindest Manuel Aguilar von der California State University zitiert. Das Spiel sei dann im 16. Jahrhundert von den spanischen Eroberern verboten worden. (Highfield: *The science of Harry Potter*, 2002, S. 46 ff.) Da Highfield versäumt, eine Quelle anzugeben, und die Informationen nicht übers Internet nachprüfbar sind, muss dieser Hinweis mit Vorsicht eingestuft werden.

¹⁶⁶⁵ Günther: *Wege ins Wunderland*, 2006, S. 354

¹⁶⁶⁶ Whisp: *Quidditch im Wandel der Zeiten*, 2001, S. 8 ff.

¹⁶⁶⁷ Ebd., S. 12 f. Die Abbildung des Schnatzers erinnert von der Größe, dem langen spitzen Schnabel sowie der stehenden Bewegung in der Luft an einen Kolibri, allerdings einen zur Kugel aufgeblasenen. Die Familie der Kolibri (Trochilidae) umfasst mehr als 100 Gattungen und 330 Arten. Die kleinste ist die „Bienenelfe“ mit einer hohen Flugfrequenz von bis zu 80 Schlägen pro Sekunde und der Fähigkeit, in der Luft stehen zu bleiben oder rückwärts und seitwärts fliegen zu können – fast wie der „Goldene Schnatz“ aus den Harry-Potter-Romanen.

brachten Schnatzer während des Spiels einfingen. Als der Vogel vom Aussterben bedroht war, wurde ein künstlicher hergestellt, eben der „Goldene Schnatz“.

Zu den wichtigsten Quidditch-Regeln zählen:¹⁶⁶⁸

- Verbot, die Spielfeldbegrenzungen (nach oben gibt es keine) zu verlassen.
- Nur während der Auszeit dürfen die Füße den Boden berühren.
- Der Quaffel darf dem Gegner abgenommen werden, ohne allerdings diesen zu umklammern.
- Verletzte Spieler werden nicht ersetzt.
- Zauberstäbe dürfen zwar mitgenommen, aber keinesfalls gegen einen Spieler der anderen Mannschaft, einen Besen, den Schiedsrichter oder Zuschauer eingesetzt werden.

700 verschiedene Fouls sind bekannt, die bei der Weltmeisterschaft 1473 alle begangen wurden. Eines davon wird als „Schnatzeln“ bezeichnet, wenn ein Spieler (außer dem Sucher) den Goldenen Schnatz berührt. Normalerweise überwacht ein Schiedsrichter den Spielverlauf, bei Profispielen kommen noch zwei hinzu, die die Außenlinien kontrollieren.

Harry wird ungewöhnlicherweise bereits als Erstklässler in die Quidditch-Mannschaft seines Hauses Gryffindor aufgenommen, weil er sich als Jahrhundert-Naturtalent herausstellt. (HP I, S. 184) Das Fliegen auf seinem Nimbus fällt ihm ausgesprochen leicht und benötigt – im Gegensatz zu manch anderen Disziplinen – wenig Unterweisung. Auch sein Vater war ein hervorragender Quidditch-Spieler. Harry spielt auf der Position des Suchers, die man zweifelsohne als ‚primus inter pares‘-Position bezeichnen kann.

„Zumeist die leichtesten und schnellsten Flieger, brauchen die Sucher sowohl scharfe Augen als auch die Fähigkeit, einhändig oder freihändig zu fliegen. Aufgrund ihrer immensen Bedeutung für das Spielergebnis – mit dem Fang des Schnatzes reißen sie ja so oft noch den Sieg aus den Klauen der Niederlage – werden die Sucher wohl am häufigsten von den Gegnern gefoult. Daher ist mit der Rolle des Suchers zwar beträchtlicher Ruhm verbunden, denn sie sind traditionell die besten Flieger auf dem Feld, andererseits tragen diese Spieler auch die übelsten Verletzungen davon.“¹⁶⁶⁹

Sein herausragendes Talent verhilft ihm auch außerhalb des Spielfeldes bei der Lösung schwieriger Situationen, wie beispielsweise beim Fangen eines Schlüssels, um zum Stein der Weisen vorzudringen (HP I, S. 303 ff.) oder bei dem Trimagischen Turnier, als er einem Drachenweibchen ein goldenes Ei wegnehmen soll.

„Er schwang ein Bein über den Besen und stieß sich vom Boden ab. Und eine Sekunde später geschah etwas Wundersames ... Als er in die Höhe schoss, als der Wind durch sein Haar blies und die Gesichter der Menge zu bloßen fleischfarbenen Stecknadelköpfen wurden und der Hornschwanz [Drachenweibchen – Verf.] auf die Größe eines Hundes schrumpfte, da wurde ihm klar, dass er nicht nur den Erdboden hinter sich

¹⁶⁶⁸ Whisp: Quidditch im Wandel der Zeiten, 2001, S. 33 ff.

¹⁶⁶⁹ Ebd., S. 31

gelassen hatte, sondern auch seine Angst ... er war wieder da, wo er hingehörte ... Dies hier war nur ein Quidditch-Spiel, ganz einfach ... nur noch ein Quidditch-Spiel, und der Hornschwanz war nichts weiter als eine dieser gemeinen gegnerischen Mannschaften ... (HP IV, S. 371)

Wie Linda Jelinek zutreffend betont, stellen die Besen weit mehr dar als reine Zauberutensilien.¹⁶⁷⁰ Sie tragen Bezeichnungen wie Nimbus 2000, Shooting-Star, Silberpfeil oder Feuerblitz und werden nicht nur als Transportmittel genutzt. Die Wertigkeit eines Besens und die Diskussionen darüber erinnern an die Bedeutung von Automobilmarken und -typen unter männlichen Jugendlichen. Deren Schnelligkeit und Wendigkeit symbolisieren wie das Fliegen selber ihre Omnipotenz.¹⁶⁷¹ Wie es zur Nutzung der Besen bei den Spielen kam, notiert Whisp in seinem ‚Lehrbuch‘. Fliegende Besen waren günstig und praktisch, weil man sie gut verstauen und ihre Präsenz in einem Haushalt Muggeln leicht erklären konnte. Besen wurden von Hexen und Zauberern schon 962 n. Chr. genutzt. Anfangs waren sie so unbequem, dass sie nur zum Transport eingesetzt wurden, erst später dann auch zum Vergnügen. „Besensport entstand, sobald die Besen so weit ausgereift waren, dass sie es den Fliegern ermöglichten, Kurven zu drehen und die Geschwindigkeit und Höhe selbst zu bestimmen.“¹⁶⁷² 1967 kam der erste Nimbus 1000 auf dem Markt, erreichte eine Geschwindigkeit bis 160 Stundenkilometer und konnte sich in der Luft stehend um 360° Grad drehen.¹⁶⁷³ Kein Vergleich zu den hochtechnologischen Typen Nimbus 2000 und Feuerblitz (*Firebolt*), dem späteren Besen von Harry und allen Top-Spielern (HP IV, S. 69; S. 113), die – so Roger Highfield – bei jedem Spezialisten der Menschenwelt Neid auslösen müssen:

„The most prized of racing broomsticks, the Nimbus 2000 and the Firebolt, probably use extremely advanced technology to defy the tug of the Earth’s gravity, a technology that has massive commercial and scientific implications. Researchers from NASA would sell their grandmothers to obtain Harry’s broomstick [...].“¹⁶⁷⁴

Im Orient findet der Quidditch-Sport nicht dieselbe Resonanz wie in anderen Teilen der Welt, da hier vornehmlich die Produktion, der Handel und die Nutzung des fliegenden Teppichs und nicht des Besens unterstützt werden, so Whisp in seinen Ausführungen.¹⁶⁷⁵ Und in Großbritannien wiederum ist die Einfuhr und Nutzung dieses fliegbaren Untersatzes vom Zauberministerium untersagt, obwohl es als Familientransportmittel Vorteile gegenüber den Besen aufweist. (HP IV, S. 98)

¹⁶⁷⁰ Linda Jelinek: Das Phänomen Harry Potter. Eine literaturwissenschaftliche Analyse des Welterfolgs, Saarbrücken: Dr. Müller 2006, S. 77 f.

¹⁶⁷¹ Rolf Oerter: Psychologie des Spiels. Ein handlungstheoretischer Ansatz, Weinheim: Beltz 1999, S. 216

¹⁶⁷² Whisp: Quidditch im Wandel der Zeiten, 2001, S. 4

¹⁶⁷³ Ebd., S. 59

¹⁶⁷⁴ Highfield: The science of Harry Potter, 2002, S. 13 f.

¹⁶⁷⁵ Whisp: Quidditch im Wandel der Zeiten, 2001, S. 54

In welchem evolutionspsychologischen Kontext stehen nun das Quidditch-Spiel sowie spiele-
risch-sportliche Betätigungen generell? Spiel und Sport als Variante davon gehören zu den
primären Aktivitäten des Menschen und zumindest aller anderen Säugetiere, die nicht erlernt
werden müssen, und haben ihm nicht umsonst die Bezeichnung „Homo ludens“ eingetragen.
Spezielle Formen des Sportes, so auch Quidditch, generieren zudem besonders unter Jungen
und Männern zu einer Plattform, die eigene hierarchische Position in einem geregelten Rah-
men zu klären, beziehungsweise in Frage zu stellen und neu zu ordnen.

7.1.4. Homo ludens

Der niederländische Kulturwissenschaftler Johan Huizinga, hat mit seinem ursprünglich 1938
erschienenen Werk „Homo ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel“ diesen Terminus zu
einem stehenden Begriff gemacht. Aufgrund seiner komparatistischen Studien konnte er seine
Theorie auf eine anthropologisch breite Basis stellen. Er gilt als „Altmeister“ der Spieltheorie,
Ausgang für die meisten späteren wissenschaftlichen Ansätze. Wie im Verlaufe des Kapitels
gezeigt wird, fasst der derzeitige wissenschaftliche Diskurs das Prinzip des Spielens weiter als
Huizinga. Als formale Kriterien des Spiels führt Huizinga an:¹⁶⁷⁶

- Spiel ist freies Handeln.
- Spiel ist nicht das „gewöhnliche“ oder „eigentliche“ Leben, doch der Gegensatz, ob
aus dem Spiel Ernst wird, verläuft schwebend.
- Spiel steht „steht außerhalb des Prozesses der unmittelbaren Befriedigung von Not-
wendigkeiten und Begierden“.
- Spiele sind abgeschlossen und begrenzt.
- Spiele sind wiederholbar.
- Spiele enthalten Spannungselemente, sie fesseln, lösen und bezaubern.

Inzwischen wurden die kulturanthropologischen Überlegungen wesentlich durch die Erkennt-
nisse der Biologie, Physiologie und Psychologie ergänzt oder auch modifiziert. Spiel zählt zu
einer der zentralen Basisemotionen des Such-Systems (auch als Belohnungs-System bezeich-
net), die bei Appetenzzuständen wie Sex, Hunger, Durst, Neugierde, Spiel und bei der „kalten
Aggression“, der Beutejagd, aktiviert wird.¹⁶⁷⁷ Sein neurologisches Korrelat befindet sich in
bestimmten Arealen des Hypothalamus, sein Steuerungstransmitter ist das Dopamin.¹⁶⁷⁸ Eine
erfolgreiche Befriedigung des Appetenzverhaltens, setzt voraus, dass man lernt, sich im Le-
ben zu orientieren, sprich weiß, welche Objekte oder Verhaltensmuster welche Gefühle be-

¹⁶⁷⁶ Huizinga: Homo ludens, 2006, S. 15 ff.

¹⁶⁷⁷ Solms/Turnbull: Das Gehirn und die innere Welt, 2004, S. 130 ff.

¹⁶⁷⁸ Das Lust-System ist ein Subsystem dazu, das in Kraft tritt, wenn die Appetenz befriedigt wurde. Das Neuropeptid Endor-
phin steuert dieses System. Gäbe es diese intrinsische Motivation nicht, wäre es schwer erklärbar, warum Zeit, Energie und
Risiken bei der Nahrungs- oder Geschlechtspartnersuche in Kauf genommen werden sollten. Drogen wirken ebenfalls auf
diese Zentren: Kokain und Amphetamine aktivieren künstlich das Such-System, Opiate und Heroin hingegen stimulieren di-
rekt das Lust-Zentrum.

friedigen. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass Spielen bei jungen Säugetieren ein Muss zu sein scheint. Welche biologischen Erfordernisse damit genau befriedigt werden, ist noch nicht geklärt, aber, so der Neurobiologe Mark Solms und der Neuropsychologe Oliver Turnbull

„das Spiel (und vor allem das wilde Spiel) kleiner Kinder scheint homöostatischen Prinzipien zu gehorchen, die jenen ähneln, die unsere Grundfunktionen, etwa den Schlaf regulieren. Wenn man einem Rattenjungen die Möglichkeit zum Raufen und Balgen nimmt, produziert man letztlich einen ‚Jojo-Effekt‘: Das Junge holt die verlorene Spielzeit wieder nach, indem es, sobald man ihm Gelegenheit dazu gibt, proportional mehr spielt.“¹⁶⁷⁹

Evolutionsbiologisch wäre es wenig sinnvoll, soviel Zeit und Energie in eine Beschäftigung zu investieren, die keinerlei Funktionalität aufweist und darüber hinaus in vielen Fällen ein erhebliches Verletzungsrisiko birgt. David Bjorklund und Anthony Pellegrini vertreten die Auffassung, dass Spiel nicht nur wie häufig vorgeschlagen eine entspannende, zerstreuende Funktion aufweist oder ein späteres Verhalten als Erwachsener trainiert, sondern unmittelbare Vorteile bringt, die notwendig sind, damit die eigene Kindheit überlebt und das sexuelle Reifestadium erreicht werden kann.¹⁶⁸⁰ Hierzu gehört beispielsweise das Festlegen der eigenen Position innerhalb einer Hierarchie oder die Übernahme einer sozialen Rolle. Obwohl oftmals eine wissenschaftliche Sicherheit suggeriert wird, gibt es jedoch keine fundierten Beweise, dass Spielen eine evolutive Adaption ist, selbst wenn zahlreiche spielerische Aktivitäten diesen Rückschluss zulassen. Das gilt für das menschliche wie für das tierische Spiel.¹⁶⁸¹

Huizingas Vorstellung nach erfüllen Spiele folgende Funktionen:¹⁶⁸²

- Spiel ist Kampf um etwas oder eine Darstellung von etwas.
- Spiel kann eine kultische Handlung sein/darstellen.
- Spiel kann eine erotische Konnotation haben.
- Spiel und Wetteifer als kulturschaffende Funktion: Kultur ging oder geht nicht aus dem Spiel hervor, sondern entsteht in Form von Spiel.¹⁶⁸³ „Wettstreit und Schaustellung gehen also nicht als Lustbarkeiten *aus* der Kultur *hervor*, sie gehen ihr vielmehr *voran*.“¹⁶⁸⁴

Bei Huizinga ist das zentrale und immer wiederkehrende Motiv der Kampf, eine Idee, die durchaus Parallelen zu evolutionspsychologischen Vorstellungen aufweist.

„Jeder an beschränkende Regeln gebundene Kampf trägt schon durch diese geregelte Ordnung die wesentlichen Merkmale des Spiels an sich, und zwar erweist er sich als

¹⁶⁷⁹ Solms/Turnbull: Das Gehirn und die innere Welt, 2004, S. 147

¹⁶⁸⁰ Bjorklund/Pellegrini: The Origins of Human Nature, 2002, Kap. 10: Homo ludens: the importance to play, S. 297-331

¹⁶⁸¹ Ausführliche Studien an Tieren haben gezeigt, dass diese rund 10% ihres Zeit- und Energiebudgets mit Spielen verbringen – so detaillierte Zahlen sind bei Menschenkindern nicht zu erbringen. (Ebd., S.301)

¹⁶⁸² Huizinga: Homo ludens, 2006, S. 22 ff.

¹⁶⁸³ Ebd., S. 57

¹⁶⁸⁴ Ebd., S. 58

eine besonders intensive, energische und zugleich auch als eine recht handgreifliche Form des Spiels.¹⁶⁸⁵

Beim Spielen geht es immer um etwas, das heißt, jedes Spiel hat einen Einsatz. „Dieser kann symbolischer Art oder von materiellem Wert sein, er kann aber auch ausschließlich ideellen Wert haben.“¹⁶⁸⁶ Im Quidditch-Spiel auf Hogwarts geht es zunächst darum, den Pokal, um den jedes Schuljahr gespielt wird, für das eigene Haus zu gewinnen. Der Gryffindor-Mannschaft, in der Harry spielt, gelingt dies übrigens erst im fünften Band, obwohl Harry eine echte Bereicherung für sein Team ist. (HP I, S. 328) Neben dem Schulpokal, den es zu erringen gilt, gibt es Liga-Meisterschaften (ähnlich der Champions-League beim Fußball) sowie alle vier Jahre Weltmeisterschaften, wie sie eingangs des vierten Bandes in England stattfinden. Whisp (alias Rowling) führt in „Quidditch im Wandel der Zeiten“ auf, dass in Britannien und Irland die dreizehn besten Mannschaften jährlich um den Ligapokal spielen. Als die erfolgreichste europäische Mannschaft werden die bulgarischen „Vratsa Vultures“ und in Deutschland die „Heidelberg Harriers“ (oder „Heidelberger Wandalen“) aufgeführt.¹⁶⁸⁷

Der *tatsächliche* Einsatz, um den gespielt wird, ist persönlicher Ruhm und Ehre, die dem Sieger oder der siegenden Mannschaft entgegengebracht wird.

„Der im Spiel errungene Erfolg ist in hohem Grade vom einzelnen auf die Gruppe übertragbar. Bedeutsamer aber noch ist der folgende Zug: Im agonalen Instinkt hat man es nicht in erster Linie mit Machthunger oder mit dem Willen zu herrschen zu tun. Primär ist das Verlangen, den anderen zu übertreffen, der Erste zu sein und als solcher geehrt zu werden. Die Frage, ob infolge davon die Einzelperson oder die Gruppe ihre Macht erweitert, kommt erst an zweiter Stelle an die Reihe. Die Hauptsache ist, ‚gewonnen zu haben‘.“¹⁶⁸⁸

Hier spiegelt sich die Dominanz in der hierarchischen Position wider, die den eigenen Status festigt oder verbessert und in der Konsequenz dazu führt, einen leichteren Zugang zu Ressourcen zu erhalten und die Attraktivität auf potenzielle Partner zu erhöhen.

Dies gilt nicht für alle Formen des Spiels, da eine enorme Bandbreite an (vermuteten) Funktionalitäten damit abgedeckt werden. Für Brian Sutton-Smith gehören beispielsweise Tagträume, Phantasien, das Spiel mit Metaphern ebenfalls in diese Kategorie. Der Autor ordnet die verschiedenen Spielformen nach dem Grad der Privatheit, in denen sie ausgeführt werden: von „mind or subjective play“ bis „risk or deep play“¹⁶⁸⁹ Sportliche Wettbewerbe wie Quidditch fallen nach seiner Untergliederung in die zweit öffentlichste Kategorie.

¹⁶⁸⁵ Ebd., S. 101

¹⁶⁸⁶ Ebd., S. 62

¹⁶⁸⁷ Whisp: Quidditch im Wandel der Zeiten, 2001, S. 47 f.

¹⁶⁸⁸ Huizinga: Homo ludens, 2006, S. 61

¹⁶⁸⁹ Brian Sutton-Smith: The Ambiguity of Play, Harvard: University Press 1997, S. 4 f.

Sutton-Smith fasst sieben „rhetorics“ im Sinne unterschiedlicher Diskurse als ursächliche Gründe für das Spiel zusammen, wobei er herausstellt, dass es sich um eine theoretische Teilung handelt, da in der Praxis vielfache Kombinationen verschiedener Ansätze zum Tragen kommen:

- 1) „Rhetoric of play as progress“¹⁶⁹⁰: Klassische Begründung in der westlichen Hemisphäre, warum Kinder spielen, nämlich um ihre Physis, ihren Geist, ihre Erfindungsgabe und Soziabilität für die Herausforderungen des Lebens zu trainieren.
- 2) „Rhetoric of play as fate“¹⁶⁹¹: Vor allem Glücksspiel oder Spiele, deren Ausgang von Individuen nicht zu beeinflussen sind.
- 3) „Rhetoric of play as power“¹⁶⁹²: Wettbewerbe und sportliche Spiele, die die Gemeinschaftswerte vor die individuellen stellen. Das Spiel um die Macht repräsentiert den Konflikt, und der- oder diejenigen, die den Sieg davontragen, bekräftigen damit außerhalb des Spiels ihren Status. Das „Play Fighting“ bezieht daraus seinen Namen, wobei Sutton-Smith richtig ergänzt, dass die Grenzen zwischen Spiel und Realität manchmal verwischen.¹⁶⁹³

In dieser Rubrik werden im Wesentlichen zwei Formen von gesellschaftlichem Wettbewerb unterschieden: derjenige, der physische Geschicklichkeit in den Vordergrund stellt und derjenige, der auf intellektuelle Strategien setzt. Sutton-Smith vertritt nicht Huizingas These, dass in allen Spielformen ein Kampf wiederzufinden sei. Konsens unter Psychologen und Anthropologen besteht dagegen, dass Wettkämpfen einerseits das Verdienst einer katharsischen Wirkung zukommt und andererseits reale Konflikte auf der weniger schädigenden Arena des Spiels ausgetragen werden. Ausreichend bewiesen sind diese Thesen aber nicht. Daneben kommt gerade in Mannschaftsspielen eine sozial verbindende Komponente hinzu: Nur bei einer sinnvollen Interaktion der einzelnen Gruppenmitglieder kann das Gesamtziel erreicht werden – im Zweifel gegen die Interessen Einzelner. Gerade bei kindlichem Spiel wird dieser Aspekt immer wieder als bedeutsam herausgestrichen.¹⁶⁹⁴

Spiel als Macht verfügt über alte tradierte Verbindungen zur Kriegsführung und der Idee der gesellschaftlichen Hegemonie. Ihre Befürworter reichten – so Sutton-Smith – von Kriegstreibern bis zu Football-Trainern und ihre Plattform ist die des sportlichen Wettbewerbs.

¹⁶⁹⁰ Ebd., S. 9 f., S. 18

¹⁶⁹¹ Ebd., S. 10

¹⁶⁹² Ebd., S. 10

¹⁶⁹³ Ebd., S. 29

¹⁶⁹⁴ Ebd., S. 82

„Its players are athletes or gladiators. The relevant disciplines tend to be mathematics (game theory) and the sociologies and histories of sports and power. The relationship of play to life and life to play, understood by the public, gives these games more grandeur than any other, as indicated by the playing of national anthems at sports and athletic events. These are the forms of play with the greatest public prestige in the modern world. They are the hegemonic forms of play in which the hegemony is typically that of the politically powerful over the less powerful, of the owners over the team. It is also, even more pervasively, the hegemony of men over women. Until recently in Western society, and most other societies, women seldom had a place in these kinds of play. They were condemned to the presumed frivolity of their own lesser play forms.“¹⁶⁹⁵

- 4) „Rhetoric of play as identity“¹⁶⁹⁶: überlieferte Feiern und Festivitäten
- 5) „Rhetoric of play as the imaginary“¹⁶⁹⁷: künstlerisches Spiel in seiner ganzen Bandbreite
- 6) „Rhetoric of the self“¹⁶⁹⁸: alleine ausgeführte Hobbys und Sportarten (z.B. Basteln oder Bungeejumping)
- 7) „Rhetoric of play as frivolous“¹⁶⁹⁹: ‚Oberflächlichkeiten‘ oder ‚Unsinn‘ im Sinne von Müßiggang, spielerischen Protest gegen eine festgefügte Ordnung

Würde man das Quidditch-Spiel und seine Bedeutung für die Partizipierenden, die Zuschauer und die Zauberwelt dem von Sutton-Smith gewählten Raster zuordnen, so übernimmt das Thema Macht und soziale Vormachtstellung eine ganz wesentliche Rolle. Daneben erfüllt es noch die adaptiv-edukative Komponente wie eine optimale Besenbeherrschung, eine schnelle Reaktion und das Erlernen von erfolgreichen Interaktionen von begabten Spezialisten zu einer gesamt erfolgreichen Mannschaft. Und in der Zauberwelt haben die Quidditch-Meisterschaften zudem identitätsstiftenden Charakter.

7.1.5. Sportliche Wettkämpfe, Macht und Männlichkeit

„Be a Buddy to Your Buddy“ - diese Überschrift eines Beitrags von Laurence de Garis über männliche Identität, Aggression und Intimität (hier speziell in einem Boxring) bringt treffend und in kondensierter Form die wesentlichen Eckpfeiler des von Männern ausgetragenen sportlichen Wettstreits auf einen Punkt.¹⁷⁰⁰

¹⁶⁹⁵ Ebd., S. 86 f.

¹⁶⁹⁶ Ebd., S. 10

¹⁶⁹⁷ Ebd., S. 11

¹⁶⁹⁸ Ebd., S. 11

¹⁶⁹⁹ Ebd., S. 11

¹⁷⁰⁰ „Be a Buddy to Your Buddy“ kann sinngemäß mit „Sei ein ganzer Kerl für deinen Kumpel“ übersetzt werden.

Laurence de Garis: Be a Buddy to Your Buddy, in: McKay, Jim/Michael Messner/Don Sabo (Hrsg.): Masculinities, Gender Relations, and Sport, Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage Publ. 2000, S. 87-107

Sportliche Darbietungen fallen, so Clemens Schwender, in die Rubrik der „Leistungsschau und unterliegen somit der ästhetischen Begutachtung“.¹⁷⁰¹ Vor allem Mut und körperliche Fitness, aber auch soziales Verhalten wie Teamfähigkeit werden unter Beweis gestellt. Für die erbrachten Leistungen gibt es Benotungen und Preise. „Sport ist damit ein Mittel zum Aushandeln von Hierarchie und Status. Bei Sport geht es um Sieger. Dabeisein ist nur für die alles, die keine Spitzenleistungen bringen können.“¹⁷⁰² Daher finden sportliche Auseinandersetzungen auch in der Regel zwischen gleichgeschlechtlichen Rivalen statt – und die männliche Variante hat immer eine höhere Brisanz als die weibliche. Unübersehbar ist der Zusammenhang zwischen Spiel und kriegerischen Auseinandersetzungen. Auch hier kommt es auf das Zusammenspiel in einer Gruppe und die Leistungsfähigkeit des Einzelnen an. Der „Heimvorteil“ ist der Vorteil, sein „Revier“ besser zu kennen und sich dort versierter bewegen zu können als der Gegner. Das hat nicht nur Auswirkungen auf die Spielenden, sondern auch auf die Zuschauer, wie Untersuchungen ergeben haben: Bei Sportfans der Siegermannschaft steigt der Testosteronspiegel um 20 Prozent an, bei denen der Verlierermannschaft sinkt er um 20 Prozent.¹⁷⁰³ Als „innere Nachahmung“ bezeichnet Karl Groos für seine Zeit (1861-1946) bemerkenswert fortschrittlich die Fähigkeit des Menschen, die ihn in die Lage versetzt, nur durch Zusehen die Vorgänge innerlich nachzuvollziehen und sie so ebenfalls zu genießen. Letztlich kann man Groos’ „innere Nachahmung“ mit der „Theory of Mind“ gleichsetzen.

„Dieses innerliche Mitkämpfen hat vor dem äusseren Kampfspiel einen grossen Vorzug voraus, der uns schon von den Wettspielen her bekannt ist, nämlich die viel ungestörtere und mannichfaltigere Erregung der Affekte (man denke z.B. an die Spannung der Erwartung, die für den mit eigener Kraft Kämpfenden fast ganz verschwindet); andererseits fehlt ihm freilich die Freude an der Bethätigung des eigenen Könnens.“¹⁷⁰⁴

Den Zuschauern kommt eine nahezu ebenso wichtige Funktion zu wie den Spielern selber. Jeder Gewinn verliert oder relativiert seine Bedeutung als Gradmesser für Macht und Status, wenn er nicht von anderen als solcher wahrgenommen wird. Nicht umsonst gehört es in der

¹⁷⁰¹ Schwender: Medien und Emotionen, 2001, S. 185

¹⁷⁰² Ebd., S. 186

¹⁷⁰³ Ebd., S. 198 f.

Rainer Schandry führt in seinem Lehrbuch zur biologischen Psychologie eine Untersuchung an, die einen Zusammenhang zwischen Testosteron und sozialer Interaktion thematisiert: Bei männlichen Fußballfans während der Weltmeisterschaft 1994 konnte eine Korrelation von Testosteronspiegel und dem Spielergebnis festgestellt werden. Gewann die eigene Mannschaft, stieg der Spiegel an, verlor sie, sank er ab. Auch ein längerfristiger sozialer Auf- oder Abstieg schlägt sich anscheinend auf den Testosteronspiegel nieder. Insgesamt lässt sich Dominanzstreben sowie ein antisoziales Verhalten mit einem erhöhten Testosteronniveau in Verbindung bringen. Schandry: Biologische Psychologie, 2003, S. 354

Nicholas Pound, Ian Penton-Voak und Alison Surridge konnten nachweisen, dass der Testosteronspiegel bei Männern, die besonders maskuline Gesichtszüge aufweisen, besonders stark nach Wettkampfgewinnen ansteigt, d.h. dass man letztlich von der Gesichtsstruktur auf den Erfolg eines Mannes schließen konnte. Nicholas Pound/Ian Penton-Voak/Alison Surridge: Testosterone responses to competition in men are related to facial masculinity, in: Proceedings of the Royal Society B. Biological Sciences Vol. 276, 07.01.2009, S. 153-159

¹⁷⁰⁴ Karl Groos: Die Spiele der Menschen, Jena: Gustav Fischer 1899, Nachdruck: Hildesheim/New York: Georg Olms 1973, S. 312

Fußballwelt zu den schlimmsten Strafen für einen Verein, wenn er unter Ausschluss der Öffentlichkeit spielen muss.

Wie bereits in den vorherigen Kapiteln mehrfach dargelegt, ist aus der evolutiven Geschichte des Menschen heraus eine klare hierarchische Positionierung bei Männern von hoher Bedeutsamkeit. Schon in der frühen Kindheit unterscheidet sich das Spielverhalten (erkennbar in Gesten, Lautstärke und Spielinhalten) bei den Geschlechtern. Gisela Wegener-Spöhring bezeichnet es bei Jungen als tendenziell „aggressiv und aufmüpfig“ und bei Mädchen als tendenziell „angepaßt und unausgewogen“.¹⁷⁰⁵ Im Vor- und Grundschulalter wird von Jungen häufig das „Rough-and-Tumble Play“ (R&T) praktiziert (übrigens auch in der Tierwelt), das gekennzeichnet ist von „Lachen, Rennen, Springen, offenes Prügeln, Kämpfen, spielerische Schläge, Lautmalereien, Spaß, Necken, freundliche/spielerische Mimik, Jagen-Fliehen, Angreifen-Verteidigen“.¹⁷⁰⁶ Untermalt wird das Getobe durch eine spezielle Sprache, die weitestgehend geschlechtsabhängig verwendet wird. Pam Jarvis fasst ihre Ergebnisse einer Feldstudie zusammen: „Findings indicated that the narratives underpinning R&T play were socially complex and highly gendered, and that mixed gender R&T play in particular could be theorized to mirror and simplify aspects of complex, gendered adult interaction.“¹⁷⁰⁷ Clemens Schwender ergänzt, dass die fiktionale Aufarbeitung ein gutes Trainingsfeld ist, um Betrüger rechtzeitig erkennen zu können und sie notfalls mit Gewalt zur Ordnung zu rufen bzw. aus der sozialen Hierarchie zu entfernen. Bei dem „Play Fighting“, das sich in drei zentralen Mustern wiederholt: Jäger-Beute-Spiele, Territorialauseinandersetzung, gleichgeschlechtliche Konkurrenz um Partner, um Status und Ressourcen werden diese Handlungsmuster eingeübt. Fangen und Weglaufen bzw. sich Verstecken (modifiziert auch beim Rutschen oder mit Hilfsmitteln wie Skiern, Motorrädern, schnelle Autos) spielen Mädchen wie Jungen gleichermaßen. Bei drohender Gefahr geschickt und schnell die Flucht ergreifen zu können, war in den Jäger-Sammler-Kulturen eine Fähigkeit, die möglicherweise über Leben und Tod entschied. Insofern ist ein Training ab frühester Kindheit durchaus angebracht. Damit dieses geübt wird, belohnt einen der Körper mit positiven Gefühlen. Spielerische Angst ist ein weiterer Aspekt, bei dem in einer sicheren Umgebung der Umgang mit Gefühlen von Kontrollverlust, Gefahr und Überraschung trainiert wird.¹⁷⁰⁸

Quidditch zählt zu den „Regelspielen“, in denen konkrete Hilfsmittel wie Bälle, Karten oder Schläger zwar eine wesentliche Rolle übernehmen, aber nicht den Kern des Spiels, nämlich im Rahmen bestimmter Regeln zu gewinnen oder zu verlieren, ausmachen. Das Regelspiel

¹⁷⁰⁵ Gisela Wegener-Spöhring: Aggressivität im kindlichen Spiel. Grundlegung in den Theorien des Spiels und Erforschung ihrer Erscheinungsformen, Weinheim: Deutscher Studien Verlag 1995, S. 273

¹⁷⁰⁶ Ebd., S. 169

¹⁷⁰⁷ Pam Jarvis: „Rough and Tumble“ Play: Lessons in Life, in: Evolutionary Psychology Vol. 4/2006, S. 330

¹⁷⁰⁸ Schwender: Medien und Emotionen, 2001, S. 271 f.

verlangt nach versierten Spielern, die ihre Kräfte mit gleichwertigen Partnern messen und so ihre individuelle Geschicklichkeit präsentieren. Nach dem Entwicklungspsychologen Rolf Oerter wurden Regelspiele bei manchen Stammesgruppen nur im Konfliktfall beobachtet. Es wird vermutet, dass dadurch Spannungen abgebaut und das Gleichgewicht innerhalb oder zwischen zwei oder mehreren Gruppen wiederhergestellt werden soll. Hier gibt es unterschiedliche Schwerpunkte bei den Geschlechtern und Quidditch gehört nach dieser Aufstellung eindeutig zu den von Jungen praktizierten. Sie sind gekennzeichnet durch:

- „Körperstärke und -kontakt
- kontinuierlicher Aktivitätsfluß
- motorische Aktivität, die den ganzen Körper umfaßt
- die Beanspruchung von viel Platz und die Bevorzugung des Spielens im Freien
- symbolische und echte Konflikte zwischen Gruppen und Teams
- Erfolg, der durch aktive Auseinandersetzung mit einem anderen Spieler zustande kommt
- wohldefiniertes Ergebnis mit eindeutigen Gewinnern und Verlierern
- Spiele in großen Gruppen
- längerdauernde Spiele
- häufig altersheterogene Gruppen¹⁷⁰⁹

Linda Jelinek beklagt zwar, dass die hervorragenden Quidditch-Spieler hauptsächlich Männer seien¹⁷¹⁰, aber vor dem Hintergrund, dass es beim Quidditch um die Weiterführung eines jugendlichen Rough-and-Tumble-Spiels geht, verwundert es eher, dass Mädchen überhaupt mitspielen. Da eine klare Aussage über den hierarchischen Status nur gemacht werden kann, wenn ebenbürtige Partner im Wettstreit stehen, und sich Unterschiede im Alter oder im Geschlecht bei dieser Art von körperbetontem Spiel, das Kraft und Erfahrung voraussetzt, sofort bemerkbar machen, wäre es logischer, wenn Frauen und Männer und gegebenenfalls die Altersklassen eigene Mannschaften bildeten. In der Menschenwelt treten weder gemischte Fußball- oder Hockeymannschaften gegeneinander an, und es wird darüber hinaus klar in Jugend-, ‚normale‘ oder Seniorenmeisterschaften unterteilt. Nur ganz wenige Sportarten wie zum Beispiel der Reitsport differenzieren nicht. Bis zu einem gewissen Grad berücksichtigt Rowling dies bei der Verteilung der einzelnen Spielpositionen. Treiber sind in der Regel männlichen Geschlechts, denn sie schützen ihre eigene Mannschaft vor den Zugriffen der Klatscher mit Hilfe eines Schlägers „Die Treiber benötigen ein gerüttelt Maß an körperlicher Kraft, um die Klatscher wegzuschlagen. Daher spielen seit jeher mehr Zauberer als Hexen auf dieser Position.“¹⁷¹¹ Unter den Jägern und Suchern gibt es durchaus Mädchen, weil hier vor allem Geschicklichkeit, Koordinationsvermögen und ein hervorragendes Augenmaß wichtig sind. Bruno Starrs bezeichnet Quidditch aufgrund der gemischten Spielaufstellung als „Row-

¹⁷⁰⁹ Oerter: Psychologie des Spiels, 1999, S. 281 f.

¹⁷¹⁰ Jelinek: Das Phänomen Harry Potter, 2006, S. 94

¹⁷¹¹ Whisp: Quidditch im Wandel der Zeiten, 2001, S. 29

ling's Leveler“.¹⁷¹² Unterschiede zwischen Geschlecht, Alter, ethnische Zugehörigkeit und Nationalität werden bei diesem Sport nicht gemacht, alle haben die gleichen Chancen – besonders da Zaubereien (vergleichbar mit Doping in der Menschenwelt) nicht zugelassen sind. Tatsächlich kann Sport bestimmte Grenzen überschreiten, ansonsten gäbe es beispielsweise in Vereinen keine Spieler anderer Nationalitäten, denn sie sind letztlich in ihren Leistungen vergleichbar. Wesentlich jüngere oder ältere Spieler oder Frauen, die durchschnittlich über weniger Athletik und Schnelligkeit verfügen, in einen Verein aufzunehmen, reduziert den Leistungsgrad und verhelfen weder den spielenden Individuen noch der Gruppe als Ganzes zum Erfolg. Es ist zwar im Sinne des Gleichberechtigungsgrundsatzes ehrenwert und im Sinne einer leichten Identifikationsmöglichkeit durch Leser praktikabel, angehende Hexen und Zauberer in einer Mannschaft spielen zu lassen, aber wenig realitätsnah, ja, es bleibt ein Beigeschmack, dass Rowling hier einen Tribut an die ‚political correctness‘ der Gleichberechtigung zahlt.

Sportarten werden von den Jugendlichen tendenziell in weibliche (wie Synchronschwimmen, Eiskunstlauf, rhythmische Gymnastik) und männliche (wie Football, Boxen, Eishockey) unterteilt. Übt ein Junge oder Mann eine ‚weibliche‘ Sportart aus, leidet sein männliches Ansehen - zumindest in den Augen seiner Geschlechtsgenossen. Diese Haltung findet sich besonders ausgeprägt bei Jugendlichen aus dem Arbeitermilieu (67% zu 48% bzw. 46% der anderen sozialen Gruppen; Durchschnitt 53%) – so die Ergebnisse einer kanadischen Studie, in der Jungen und Mädchen (die Ergebnisse hier sind nur von den Jungen aufgeführt) von Schulen mit unterschiedlichem soziodemographischem Hintergrund nach ihrer Vorstellung von Geschlechtersymbolen gefragt wurden.¹⁷¹³ Den vorherrschenden Gedankengängen nach werden Männer in Frauensportarten mit „queers“ oder „fags“ [Tunten/Schwuchteln – Verf.] assoziiert.¹⁷¹⁴ Dagegen sehen Jungen die Weiblichkeit von Frauen und Mädchen in ‚männlichen‘ Sportarten weniger bedroht (Durchschnitt 40%) – solange ihr Verhalten nach dem Sport als feminin eingestuft wird.¹⁷¹⁵

„A guy who plays a women's sport is not a ‚real‘ guy. Women's sports are finesse sports mostly based on movement. Men's sports are mostly rough, with physical contact and strategy. A guy who plays a women's sport is, therefore, weak, a weakling who does not want to hurt himself. He is less virile than others.... Men's sport is contact, strategy, fast thinking. Therefore, I believe that a guy who does women's sports is less intelligent.“ (Zitat eines Jungen aus einer Mittelschichtgegend)¹⁷¹⁶

¹⁷¹² D. Bruno Starrs: Quidditch: J. K. Rowling's Leveler, in: Mead, David/Pawel Frelik (Hrsg.): Playing the Universe. Games and Gaming in Science Fiction, Lublin: Wydawnictwo Uniwersytetu Marii Curie-Skłodowskiej 2007, S. 77-85

¹⁷¹³ Suzanne Laberge/Mathieu Albert: Conceptions of Masculinity and Gender Transgression in Sport Among Adolescent Boys. Hegemony, Contestation, and the Social Class Dynamic, in: McKay, Jim/Michael Messner/Don Sabo (Hrsg.): Masculinities, Gender Relations, and Sport, Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage Publ. 2000, S. 195-221

¹⁷¹⁴ Ebd., S. 210

¹⁷¹⁵ Ebd., S. 212 ff.

Virilität scheint für die Mehrheit der (männlichen) Heranwachsenden mit Hegemonialstreben gleichgesetzt zu werden. In den verschiedenen sozialen Milieus bestehen Unterschiede bei der Vorstellung, wie eine Vormachtstellung erreicht werden kann: Jungen aus wohlhabenden Familien sehen diese am besten durch Führungsqualitäten und Umgänglichkeit erreicht, aus Mittelklasse-Gegenden ebenfalls durch soziale Verträglichkeit, Intelligenz und Selbstvertrauen und aus den Arbeiterfamilien durch lässiges, herausforderndes Benehmen, männlichen Chauvinismus und maskulines Gehabe.¹⁷¹⁷ Das Erstreben einer Vormachtstellung an sich wurde nur von den wenigsten in Frage gestellt. Aufgrund der unterschiedlichen Lebensumstände kristallisieren sich aber disparate Vorstellungen über den Weg, dieses Ziel zu erreichen, heraus. In Gegenden, in denen soziale Hierarchien und Konflikte eher unter Einsatz von körperlichen Auseinandersetzungen geklärt werden, spielt die Physis nebst einer zur Schau gestellten Furchtlosigkeit eine zentrale Rolle, um erfolgreich zu sein. Anders in wohlhabenden Gegenden: Dort erreicht man mehr, wenn man verträgliche Umgangsformen hat und sich geschickt als ‚Leader‘, als angehende Führungskraft präsentiert. Auch wenn die eine Form sozial verträglicher erscheint, ändert dies an der Quintessenz nichts: „In sum, we suggest that hegemonic conceptions of masculinity are oriented toward dominance over women and the subordination of other configurations of masculinity.“¹⁷¹⁸

Sportliche Wettkämpfe beschreiben *einen* Weg, das männliche Hegemonialstreben zu befriedigen, indem die Vormachtstellung unter kanalisierten Bedingungen, dem Regelspiel, ausgehandelt wird. Mannschaftsspiele, in denen Mitstreiter mit den gleichen Ausgangsvoraussetzungen (Alter, Geschlecht, evt. Gewicht) gegeneinander antreten, sind dafür bestens geeignet.

„In general, team sports are considered male-appropriate, whereas sports that emphasize grace are associated with femininity. Male team sports often involve overcoming opponents’ defences and asserting mastery and control of the field of play. The ‚female-appropriate‘ sports, like gymnastics and figure skating, involve one receiving an individual score that (in theory) is in no way dependent on the other participants’ actions. Men who participate in sports that are not ‚masculine-appropriate‘ do not acquire the status of hegemonic masculinity; indeed, their participation may even mark them as less than masculine.“¹⁷¹⁹

Die Analyse von Shari Lee Dworkin und Faye Linda Wachs liefert möglicherweise die Erklärung, warum der von Männern ausgetragene Mannschaftssport eine größere Breitenwirkung bei den Partizipierenden wie bei den Zuschauern entfaltet. Denn bei dem männlichen Spiel geht es neben dem Pokal und den Preisgeldern eben zusätzlich um ihre eigene hierarchische

¹⁷¹⁶ Ebd., S. 214. Mädchen sehen übrigens die Männlichkeit von Jungen, die eine weibliche Sportart ausüben, im viel geringeren Maße bedroht (36% Arbeitermilieu, 26% Mittelklasse, 22% Oberschicht). (Ebd., S. 215)

¹⁷¹⁷ Ebd., S. 201

¹⁷¹⁸ Ebd., S. 203

¹⁷¹⁹ Shari Lee Dworkin/Faye Linda Wachs: The Morality/Manhood Paradox. Masculinity, Sport, and the Media, in: McKay, Jim/Michael Messner/Don Sabo (Hrsg.): Masculinities, Gender Relations, and Sport, Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage Publ. 2000, S. 53

Position innerhalb der Gruppe und die Position ihrer Gruppe/Nation im Vergleich zu anderen. Frauen handeln im Wesentlichen ihre untereinander nicht so fest zementierten Hierarchien indirekter aus. Durchtrainierte Männer, die in einer gesellschaftlich anerkannten Sportart erfolgreich sind, genießen eine breite Aufmerksamkeit und werden, so Dworkin und Wachs, in den Heldenstatus erhoben. Ein hohes Prestige ist ein „knappes Gut“ in der menschlichen Gesellschaft, weil es entgegen institutioneller Dominanz auf einer „freiwilligen, ungezwungenen Anerkennung durch ihre Mitglieder“ beruht.¹⁷²⁰ Neben dem Genuss von Ruhm, Popularität und ökonomischen Vorteilen wird vorausgesetzt, dass diese sportlichen Alpha-Figuren auch in Moral- und Tugendfragen eine Instanz sind. Gleichzeitig ist eines der sozialen Privilegien (zumindest bei heterosexuellen Männer) der leichte(re) Zugang zu Sex mit Frauen. Dass es dabei in den christlich-abendländisch geprägten Nationen zu einer Spannung zwischen moralischem Anspruch der Monogamie und ausgelebtem sexuellen Vergnügen mit verschiedenen Frauen kommt, ist nicht weiter verwunderlich.

Neben dem individuellen Sieg oder der Niederlage, die Auswirkungen auf das eigene Selbstwertgefühl, auf die Positionierung innerhalb der eigenen Gruppe und das Ansehen bei anderen Gruppen haben, können sportliche Wettkämpfe als Synonyme für den Kampf von Gut gegen Böse verstanden werden. Und dies ist im besonderen Maße bei Quidditch der Fall, wo es nicht nur um den Schulpokal und die persönliche Ehre beziehungsweise die des eigenen Hauses geht, sondern Spiele oder sogar nur Spielzüge einen symptomatischen Impetus erhalten, ob und wie sich Harry gegen Voldemort schlagen wird. Der jährliche Kampf um den Pokal der vier Hogwarts-Häuser repräsentiert bestimmte Ausrichtungen und Charaktereigenschaften von deren Schülern. Der „Sprechende Hut“ nimmt bei Erstklässlern eine entsprechende Zuordnung vor (HP I, S. 126 ff.; HP IV, S. 185 ff.): Gryffindor-Schüler gelten als tapfer und wagemutig wie Harry, Ron und Hermine oder auch Dumbledore, der hier ebenfalls als Schüler wohnte; die Hufflepuffs sind loyal, hart arbeitend und strebsam; die Ravenclaw-Schüler weise und geistreich und die Slytherin-Schüler listig, verschlagen, machthungrig und ehrgeizig so wie ihre Bewohner Draco Malfoy, der weltliche Gegenspieler von Harry, und ehemals Lord Voldemort.¹⁷²¹ Die echte Antithese besteht nur zwischen den Slytherins und den anderen Häusern, respektive den Gryffindors. David Long führt allerdings an, dass die Dichotomie Gut versus Böse, Harry versus Voldemort, Gryffindor versus Slytherin zu kurz greife und lediglich einer profanen Auslegung des Textes entspräche.¹⁷²² Ließe man sich auf die magisch-fiktionale Ebene ein, so könne am Quidditch-Spiel und seiner Bedeutung innerhalb der Zauber-

¹⁷²⁰ Voland: Die Natur des Menschen, 2007, S. 40

¹⁷²¹ Highfield: The science of Harry Potter, 2002, S. 67; Jelinek: Das Phänomen Harry Potter, 2006, S. 82

¹⁷²² David Long: Quidditch, Imperialism, and the Sport-War Intertext, in: Nexon, Daniel/Iver Neumann (Hrsg.): Harry Potter and International Relations, Lanham: Rowman & Littlefield 2006, S. 127-154

welt das politische Selbstverständnis – auch in den internationalen Beziehungen – nachgezeichnet werden. Sport gehört hier wie im realen Leben zur Kulturpolitik eines Landes und wird als identitätsstiftendes Instrument eingesetzt. Bei genauer Betrachtung, so Long, erweise sich dann das Gut-Sein von Harry als ebenso wenig stringent wie das Böse-Sein seiner Antagonisten. „More generally, the role of Quidditch as a social institution tells us something of the wizarding world, a world of aristocratic privilege and inequality, tinged with imperialism.“¹⁷²³ Long ist zuzustimmen, dass die diachrone Positionierung der Charaktere der Einschätzung einer moralischen Ungleichheit Vorschub leistet, obwohl man getrost bei Rowling davon ausgehen darf, dass sie beim Schreiben keine Privilegierung einer bestimmten Gruppe intendiert hat. Eine solche Kontrastierung ist in der KJL sowie bei zahlreichen Bestsellern der Erwachsenenromane nicht ungewöhnlich und evolutionspsychologisch verständlich, da sie die funktionale Aussage klarer und unverschlüsselter transportiert als Narrationen, die den Lesern einen klaren Standpunkt verweigern. Terri Toles Patkin unterstützt die Position von Lang insofern, als sie die Bedeutung des Quidditch-Spiels in zwei Ebenen gliedert. „The expressive nature of play and games is important on two levels, the structure of the temperament of the individual (psychological structure) and the temper of the society (sociocultural structure).“¹⁷²⁴ Vergleichbar mit Fußball in Deutschland oder Baseball in den USA generiert ein Volkssport zu einem diagnostischen Gradmesser der politischen und sozialen Befindlichkeit einer Nation. „Deutschland, ein Sommermärchen“ – so bleibt die Fußballweltmeisterschaft 2006 in Erinnerung bei den Deutschen und vermutlich bei einem Großteil der teilnehmenden Gäste. Das Bekenntnis zur eigenen Nationalmannschaft wurde zur täglichen Übung, Probleme im Inland oder Ausland wurden von den Spielen gänzlich überdeckt. Eine interessante Überlegung stellt Highfield an, indem er die Erkenntnisse der Spieltheorie (Gefangenendilemma, Tit-for-Tat) auf die Situation zwischen den beiden verfeindeten Häusern Gryffindor und Slytherins überträgt.¹⁷²⁵

„Mathematical models suggest that when cooperators, such as Gryffindor, meet other cooperators, they tend to prosper. The non-cooperators, such as Slytherin, don't completely take over, even though in any given exchange with a cooperator they do well, because defectors do poorly when they interact with each other, while cooperators thrive and can even 'convert' some defectors to the better payoff from reciprocal cooperation.“¹⁷²⁶

In der Tat kann man das Verhalten der Schüler der beiden antipodisch dargestellten Häuser mit dem „Gefangenendilemma“ vergleichen. Die Slytherin-Schüler – zumindest deren ,opini-

¹⁷²³ Ebd., S. 150

¹⁷²⁴ Terri Toles Patkin: Constructing a New Game: J. K. Rowling's Quidditch and Global Kid Culture, in: Reconstruction: Studies in Contemporary Culture Nr. 6(1), Winter 2006, <http://reconstruction.eserver.org/061/toles-patkin.shtml>, 17.06.2009

¹⁷²⁵ Ausführlicher zu der Tit-for-Tat-Theorie siehe Kap. über reziproken Altruismus.

¹⁷²⁶ Highfield: The science of Harry Potter, 2002, S. 73

on leader' – versuchen sich Vorteile durch offen gezeigtes, oftmals aber auch durch verdecktes unkooperatives Verhalten zu verschaffen. Im Einzelfall reüssieren sie mit solchen Aktionen, d.h. können ihre Macht, ihren Einfluss ausbauen, auf die Dauer trägt aber das kooperative Verhalten der zentralen Gryffindor-Helden, Harry allen voran, den Sieg davon. Wie schon im Kapitel über reziproken Altruismus dargelegt, haben Ernst Fehr und Simon Gächter festgestellt, dass das System im tatsächlichen Leben nur funktioniert, wenn eine Bestrafung oder wenigstens Bestrafungsmöglichkeit für Abtrünnige oder Trittbrettfahrer, sprich Regelverletzer, vorgesehen ist. Dumbledore wacht in seiner Funktion als Schulleiter über ein faires, kooperierendes Miteinander, aber auch der Hausmeister Argus Filch übernimmt in Hogwarts neben den Lehrern eine solche reglementierende Rolle. Bei ihm hat man allerdings oft den Eindruck, dass seine Bestrafungen nicht die Richtigen, sprich die tatsächlichen Regelverletzer treffen, bzw. seine Einschätzung des Sachverhalts so kurz greift, dass man die Bestrafung als nicht gerechtfertigt empfindet. Damit verpufft sie wirkungslos, wie Ernst Fehr und Bettina Rockenbach dargelegt haben, und führt nicht in ein regelnormiertes Verhalten, sondern dazu, sich weniger erwischen zu lassen.

Das Trimagische Turnier¹⁷²⁷, eine Art Olympische Spiele der Zauberwelt, in „Harry Potter und der Feuerkelch“ ersetzt den Kampf um den Quidditch-Schulpokal. Abgesandte von zwei weiteren Zauberschulen, Durmstrang und Beauxbatons, bleiben für diese Zeit auf Hogwarts, wo sich die Veranstaltung über das ganze Schuljahr hinzieht. Pro Schule wird normalerweise ein Champion ausgewählt, der über die drei Aufgaben hinweg eine möglichst hohe Punktzahl akkumulieren muss, damit er/sie am Ende und mit ihm/ihr ihre Schule den Gesamtsieg davonträgt. Champions dürfen nur Schüler über siebzehn Jahre werden, da die Aufgaben so anspruchsvoll und gefährlich sind, dass sie für jüngere eine veritable Gefahr für Gesundheit und Leben darstellen. Wegen der hohen Todesrate ist dieses Turnier in der Vergangenheit eingestellt worden. Obwohl Harry dieses Alter noch nicht erreicht hat, wird er als zweiter Champion – neben Cedric Diggory aus dem Haus Hufflepuff – für Hogwarts vom Feuerkelch ausgewählt. Wie sich am Ende dieses vierten Bandes herausstellt, war dies der Versuch eines Vassallen Voldemorts, Harry auf diese Weise auf ‚natürlichem Weg‘ zu beseitigen. Obwohl Harry die dramatischen Ereignisse knapp übersteht, überlebt Cedric das Turnier am Ende nicht. Die französische Zauberschule Beauxbatons vertritt Fleur Delacour und die bulgarische Zauberschule Durmstrang Victor Krum, den Harry und seine Freunde bereits beim Endspiel der Quidditch-Weltmeisterschaft Bulgarien gegen Irland als Nationalspieler auf der Position des Suchers bewundern konnten.

¹⁷²⁷ Ursula Bergenthal weist richtigerweise darauf hin, dass die drei zunehmend schwerer und gefährlicher werdenden Aufgaben im Trimagischen Turnier einer gängigen Märchen-Dynamik entsprechen. (Bergenthal: Des Zauberlehrlings Künste, 2008, S. 266 ff.)

Bereits bei der ersten Aufgabe im Trimagischen Turnier erwirbt Harry aufgrund seines spektakulären Einsatzes auf seinem Feuerblitz Ansehen und Reputation aller Parteien – auch gegenüber den Mädchen, wie sein Freund Ron halb verbittert feststellt, als es darum geht, eine weibliche Begleitung für den Schulball zu finden.

„Hast du schon ´ne Ahnung, wen du fragen willst?“

Harry gab keine Antwort. Er wusste ganz genau, wen er gern fragen würde, aber den Mumm dafür aufzubringen war gar nicht so einfach ... Cho war ein Jahr älter als er; sie war sehr hübsch; sie war eine sehr gute Quidditch-Spielerin und sie war auch sehr beliebt.

Ron schien zu wissen, was in Harrys Kopf vor sich ging.

„Hör zu, du wirst sicher keine Schwierigkeiten haben. Du bist ein Champion. Du hast gerade den Ungarischen Hornschwanz geschlagen. Ich wette, sie stehen Schlange, um mit dir zu diesem Ball zu gehen.“ (HP IV, S. 406 f.)

Für die zweite Aufgabe, Ron unter Wasser zu befreien, erhält er eine hohe Punktzahl, obwohl er sich nicht als Erster wieder bei den Schiedsrichtern einfindet. Indem er unter Wasser dafür Sorge trägt, dass alle ‚Gefangenen‘ – auch die seiner drei Mitstreiter - befreit werden, stellt er seine soziale Kompetenz unter Beweis, die zwar *expressis verbis* nicht gefordert, aber schließlich auch von den Preisrichtern goutiert wird. Und dies erweist sich nach evolutionspsychologischen Maßstäben als kluge Strategie, selbst wenn Harrys Entscheidung nicht analytisch geprägt war, wie G. William Farthing mit seinen Untersuchungen belegen kann.¹⁷²⁸ Auf die Frage, welche Partner für eine langfristige Bindung in Betracht kämen, trat das eindeutige Ergebnis zutage, dass Frauen risikofreudigen Männern vor ängstlichen den Vorzug geben. Dies korreliert mit den Erkenntnissen der „costly-signaling-theory“ (Handicap-Theorie), mit der dahinter stehenden impliziten Idee, dass jemand, der Risiken eingeht, Kraft, Energie und Gesundheit im Überfluss haben muss, um mit diesen Ressourcen leichtsinnig umgehen zu können, und daher auch ‚gute Gene‘ für eine potenziell starke Nachkommenschaft mit sich bringt. William Farthing hat den Test allerdings um mehrere Komponenten erweitert und konnte daher ein differenzierteres Bild liefern. Ergänzt um die Aspekte Risikobereitschaft in „heroischen“ und „nicht-heroischen“ Situationen und um eine Graduierung des Risikos in hoch und mittel, stellte sich heraus, dass Frauen – zumindest bei langfristigen Partnern – Risikobereitschaft vor allem in heroischen Situation bevorzugen, das heißt, wenn es um Hilfe und Schutz anderer geht, und wenn das Risiko im mittleren Schwierigkeitsgrad liegt. Männer, die sich mit ihren Autos Rennen liefern oder zum Vergnügen von einem hohen Felsen springen, sind aufgrund des hohen Risikos und des nicht-heroischen Umfelds wenig attraktiv (außer eventuell

¹⁷²⁸ G. William Farthing: Neither Daredevils nor Wimps: Attitudes towards Physical Risk Takers as Mates, in: *Evolutionary Psychology* Vol. 5(4)/2007, S. 754-777. Zu einem vergleichbaren Ergebnis, dass altruistisches Verhalten die sexuelle Anziehungskraft erhöht, kommen Daniel Farrelly/John Lazarus/Gilbert Roberts: Altruists Attract, in: *Evolutionary Psychology* Vol. 5, Nr.2/2007, S. 313-329

für eine kurzfristige Liaison). Männer, die sich in das tosende Meer stürzen, um einen halben Kilometer vor der Küste bei Sturm jemanden zu retten, und selber schlecht schwimmen können, agieren zwar heroisch und werden vielleicht als liebenswert, aber dumm eingeschätzt und kommen daher ebenfalls nicht in Frage. Männer, die hingegen gut schwimmen und bei einer akzeptablen Wetterlage, diesen Versuch unternehmen, gelten als wahre Helden. Neben den Lorbeeren für die Tat an sich, werden ihnen positive und wünschenswerte Eigenschaften attestiert, wie Altruismus, Tapferkeit, Intelligenz, Selbstbeherrschung, Gewissenhaftigkeit und emotionale Stabilität. Zudem wirken sie sexy, körperlich fit und athletisch. Harrys altruistisches Verhalten während des Trimagischen Turniers fördert seinen Heldenstatus und seine Attraktivität mehr als eine klare physische Überlegenheit.

Der Verlauf der dritten und letzten Aufgabe im Trimagischen Turnier verdeutlicht dann besonders krass, dass der Wettstreit zwar formal zwischen den einzelnen Zauberschulen ausgetragen wird, es aber tatsächlich (wieder) um die Aufrechterhaltung der Ordnung geht, um die Absicherung, dass Voldemort die Herrschaft nicht vollständig an sich reißen kann. Lord Voldemort nutzt den Trimagischen Pokal, den die vier Schüler inmitten eines Zauberlabyrinths als Erste erreichen müssen, als Portschlüssel, um Harry habhaft zu werden. Denn mit seinem Blut gewinnt er wieder an Gestalt und Kraft zurück. Da die Zauberstäbe der beiden Antagonisten aus demselben Material hergestellt wurden, erweisen sich die beiden Kontrahenten trotzdem als (nahezu) ebenbürtig. Harry kommt mit seinem Leben davon. Der Tod Cedrics hat für Harry seinen Sieg im Trimagischen Turnier und den damit verbundenen 1.000 Galleonen jedoch bedeutungslos gemacht. Er und alle anderen wissen, dass der Kampf gegen Voldemort so lange weitergehen wird, bis einer der beiden endgültig vernichtet wurde.

Harry kann sich bei seinem Kampf gegen den übermächtigen Lord Voldemort und seine dunklen Helfern nur der tatkräftigen Unterstützung einiger weniger Freunde sicher sein. Gerade weil Harry körperlich unterlegen ist und seine Chancen objektiv betrachtet denkbar schlecht stehen, bringt ihm der Leser Sympathie entgegen und ihm gebührt der moralische Sieg. Joseph Vandello von der University of South Florida und seine Kollegen konnten nachweisen, dass die Vorliebe für einen Außenseiter in einem (Wett-)Kampf zwischen David und Goliath nicht nur eine sprichwörtliche ist. Für die „Underdogs“ schlagen die Herzen der Zuschauer, sofern dieser nicht überdurchschnittlich mit irdischen Gütern gesegnet ist.¹⁷²⁹ Zuerst einmal mag das Ergebnis vor dem Hintergrund einer hierarchisch orientierten Gruppenstruktur aus evolutionspsychologischer Perspektive verwundern, allerdings greift hier vermutlich der ausgleichende Gruppendruck, der weniger zu dem Außenseiter hält, um ihn besser in das

¹⁷²⁹ Joseph Vandello/Nadav Goldschmied/David Richards: The Appeal of Underdog, in: Personality and Social Psychology Bulletin Vol. 33, Nr. 12, Dez. 2007, S. 1603-1613

Gemeinschaftsgefüge zu integrieren, sondern um den Überlegenen wieder an das Gruppenmaß anzupassen.¹⁷³⁰

Rolf Oerter fügt einen überlegenswerten und selten angeführten Aspekt ergänzend hinzu. Künstlerisches Schaffen selber kann als eine Variante des Spiels angesehen werden und das fiktive Spiel erhält dadurch eine symbolische Dimension auf einer weiteren Ebene.

„Wenn nach unserer handlungstheoretischen Analyse die subjektivierende Vergegenständlichung beim künstlerischen Schaffen in westlichen Kulturen im Vordergrund steht, dann müßte der Vorgang der Selbstdarstellung und der Darstellung eigener nicht bewußter Thematiken beim Kunstwerk wie beim Spiel entscheidend sein. Bezüglich der Mechanismen der Übersetzung des ÜG [übergeordneten Gegenstandsbezugs – Verf.] in das Werk dürfte es zum Spiel kaum Unterschiede geben. Eindrucksvoll zeigt sich diese Isomorphie bei Filmen und Texten, die von Erwachsenen für Kinder produziert werden. Die Fantasy-Welten enthalten in der Tat allesamt symbolische Darstellungen von aktuellen und überdauernden menschlichen Problemen der Kultur. Der Kampf zwischen Gut und Böse ist in jeder Abenteuer-Serie zu finden und hat vielleicht im ‚Krieg der Sterne‘ eine der markantesten Ausprägungen erhalten. [...] Die Autoren dieser Stücke schreiben zwar nicht eigens in Hinblick auf die kognitive Struktur von Kindern, aber sie befinden sich während der Festlegung ihrer Ideen de facto auf diesem kognitiven Niveau. Sie deuten das Weltgeschehen und die Existenz in der Welt als Kampf zwischen Gut und Böse, als äußerst vereinfachtes eindimensionales Geschehen. Ob die Autoren überhaupt zu komplexeren Welt- und Menschenbildern fähig sind, bleibt dahingestellt. Zu ihren Gunsten läßt sich sagen, daß die Beeinflussung ihrer Handlungen durch den ÜG nicht bewußt ist und daher primitive Bewältigungsformen generell menschlicher Thematiken im Vordergrund stehen.“¹⁷³¹

Ob sich die Überlegung des Entwicklungspsychologen Oerter auf Joanne K. Rowling und ihre Arbeit übertragen lassen, kann im Rahmen der vorliegenden Möglichkeiten nicht zuverlässig geklärt werden. Gleichwie passt sich der Fortgang des Handlungsverlaufs der Harry-Potter-Romane hervorragend in diese These ein: Der Kampf Gut gegen Böse wird in den ersten Bänden stark auf eine spielerische Ebene verlagert und dort ausgetragen. Und damit ist nicht nur das Quidditch-Spiel gemeint, sondern auch beispielsweise das spielerische Lösen der Verästelung am Ende des ersten Bandes bei der Suche nach dem Stein der Weisen. Zunehmend wird aus dem eigentlichen Schulsport Ernst und nicht nur in einer implizit indikativen Weise, sondern innerhalb des fiktionalen Rahmens sehr real. Daher ist es nur konsequent von der Autorin, dass das Quidditch-Spiel selber spätestens ab dem sechsten Band seine Bedeutung für Harry (und die Leserschaft) verliert. Sein Status ist zu diesem Zeitpunkt ausgehandelt, keiner zweifelt mehr daran, dass er der Auserwählte ist, dass er der Einzige sein kann und wird, der dem Bösen ein Ende bereitet.

¹⁷³⁰ Dazu passt die Untersuchung von Ernst Fehr, der Bestrafung von Abtrünnigen für einen notwendigen und ergänzenden Faktor des reziproken Altruismus hält.

¹⁷³¹ Oerter: Psychologie des Spiels, 1999, S. 301

7.2. „Ästhetik des Horrors“¹⁷³²: Die Vampir-Reihe von Stephenie Meyer

7.2.1. Erfolg und Rezeption der „Bis(s)“-Serie

Die amerikanische Autorin Stephenie Meyer kann man ohne Übertreibung als Shootingstar der Branche bezeichnen. Bis zur Veröffentlichung des ersten Bandes ihrer Vampir-Tetralogie war sie gänzlich unbekannt. „Bis(s) zum Morgengrauen“ („Twilight“) erschien 2005 in den USA und ein Jahr später in deutscher Übersetzung das erste Mal.¹⁷³³ Jedes Jahr folgte nun ein weiterer Band dieser Jugendbuchreihe, die zumindest im Umfang mit rund 500 bis 800 Seiten pro Band an nichts den Harry-Potter-Romanen nachsteht. Mädchen oder junge Frauen, denn hauptsächlich das weibliche Geschlecht zählt zu der weltweiten Fan-Gemeinde, können gemeinsam mit der Hauptfigur Bella für den unvergleichlichen Edward schwärmen. Insgesamt erzeugen die Texte wohl bei Lesern einen annähernd rauschartigen Lesezustand, einen „Flow“, wie er der Schreibweise der Autorin nach eigenen Aussagen entspricht: in längstens drei Monate währenden nächtlichen Parforceritten an dem Computer, mit lauter Rockmusik auf den Ohren:¹⁷³⁴ „[...] when I write, I forget that it's not real. I'm living the story, and I think people can read that sincerity about the characters. They are all real to me while I'm writing them, and I think that makes them real to the readers as well.“¹⁷³⁵

Die 1973 geborene Meyer gehört zu der Internetgeneration junger Autoren. Den Hintergrund für ihre Romane hat sie dort recherchiert, ihre Agentin dort gefunden und mit ihren Lesern steht sie über Foren und Chatrooms in ständigem Kontakt. Diese enge Verbindung mit der Zielgruppe merkt man den Texten an und hat sich schließlich in einem außergewöhnlichen Erfolg niedergeschlagen. Die Leserinnen danken es Meyer überdies mit reichlich Promotion in Form von Fanseiten, Edward-und-Bella-Partys, Vampir-Verlobungsringen und Ähnlichem. Inzwischen haben sich alleine in Deutschland rund 400 Fanclubs formiert.¹⁷³⁶ Bis Ende März 2010 wurden die deutschsprachigen Ausgaben der Romane rund 8 Mio.-mal verkauft, weltweit waren es in demselben Zeitraum über 100 Mio. Exemplare.¹⁷³⁷ Alleine in den USA über-

¹⁷³² „Ästhetik des Horrors“ lautet der Titel von Hans Richard Brittmachers Buch über Gespenster, Vampire, Monster, Teufel und künstliche Menschen in der phantastischen Literatur, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1994

¹⁷³³ Stephenie Meyer: Bis(s) zum Morgengrauen, 2006/2008 (Twilight, 2005); Bis(s) zur Mittagsstunde, 2007 (New Moon, 2006); Bis(s) zum Abendrot, 2008 (Eclipse, 2007); Bis(s) zum Ende der Nacht, 2009 (Breaking dawn, 2008); alle Bände der deutschsprachigen Ausgabe erschienen im Carlsen-Verlag in Hamburg.

Die Novelle „Bis(s) zum ersten Sonnenstrahl: Das kurze zweite Leben der Bree Tanner“ (The Short Second Life of Bree Tanner: an eclipse novella, 2010) gehört trotz der ähnlich lautenden Titelformulierung nicht unmittelbar zu der Roman-Tetralogie. Stephenie Meyer hat diesen Text quasi als Spin-off-Produkt hergestellt: Es wird das kurze Leben der Bree Tanner erzählt, einer Jung-Vampirin, die in dem dritten Roman „Bis(s) zum Abendrot“ eine kleine Rolle spielt, und am Ende von den Volturis getötet wird. Der Text spielt daher bei der weiteren Untersuchung auch keine Rolle.

¹⁷³⁴ Christoph Dallach: Beißen oder nicht, in: Spiegel Nr. 24, 09.06.2008, S. 176; siehe auch offizielle Homepage der Autorin: Stephenie Meyer: www.stepheniemeyer.com, 17.06.2009

¹⁷³⁵ Eli Sanders: 10 Questions for Stephenie Meyer, in: Time Magazine 21.08.2008, www.time.com/time/magazine/article/0,9171,1834663,00.html

¹⁷³⁶ Siehe beispielsweise vom Carlsen-Verlag initiierte Fanseite www.bella-und-edward.de, 17.06.2009

¹⁷³⁷ Verkaufszahlen des deutschsprachigen Raums stammen von Joachim Kaufmann, Geschäftsführer des Carlsen Verlags. (Mail vom 27.08.2010); internationale Verkaufszahlen: John Sellers: New Stephenie Meyer Novella Arriving in June, in: Pu-

nahmen im Jahr 2008 die vier Bände der Vampir-Serie mit 15 Mio. verkauften Exemplaren die Plätze eins, zwei, fünf und sechs der US-Bestseller-Charts¹⁷³⁸ und Stephenie Meyer avancierte damit zur meist verkauften US-Autorin. In der Vorweihnachtszeit 2008 lief die Verfilmung des ersten Bandes „Twilight“ in den USA und im Januar 2009 in Deutschland in den Kinos erfolgreich an und verstärkte erneut den Abverkauf der Buchtitel und den Hype um die Serie, der streckenweise kuriose Züge annimmt.¹⁷³⁹ So findet es der von Mädchen umschwärmte britische Schauspieler Robert Pattinson, der die Rolle von Edward spielt, ein „wenig befremdlich“, wenn sich siebenjährige Mädchen vor ihn hinstellen und gebissen werden wollen.¹⁷⁴⁰ Folgerichtig wurde Stephenie Meyer von „USA Today“ zum „author of the year“ 2008 gekürt, da ihre Bände innerhalb des Jahres „USA Today Bestsellerliste“ 18mal angeführt haben. Zudem bestätigt die erfolgreiche Film-Version Meyers Status als „pop-culture phenomenon“.¹⁷⁴¹

Stephenie Meyer wurde bereits ein knappes Jahr zuvor für ihren Erfolg vom Time Magazine in die Liste der 100 einflussreichsten Menschen der Welt aufgenommen. Die Begründung formuliert ihr Schriftstellerkollege Orson Scott Card:

„In an era when much of the romance genre has been given over to soft porn, and dark fantasy is peopled with one dimensional characters bent on grim violence, many readers have become hungry for pure romantic fantasy – lots of sexual tension, but as decorous as Jane Austen. Meyer, 34, did not calculatedly reach for the audience. Instead, she wrote the story she believed in and cared about. She writes with luminous clarity, never standing between the reader and the dream they share. She’s the real thing. Still, who’d have thought it? Today Mr. Darcy is a vampire.“¹⁷⁴²

blisher's Weekly, <http://www.publishersweekly.com/pw/by-topic/childrens/childrens-book-news/article/42636-new-stephenie-meyer-novella-arriving-in-june.html>, 30.03.2010; die Anzahl der Fanclubs stammen aus einem TV-Beitrag des „heute journal“. Dunja Stamer: „Biss...“ – Warten auf den Einen, in: ZDF heute journal, 15.03.2009, www.zdf.de/ZDFmediathek/content/714858?inPopup=true, 16.03.2009

¹⁷³⁸ Weitere Ausgaben einzelner Bände befinden sich zusätzlich auf der Top-50-Liste auf den Plätzen 13, 24, 30 und 42. Daten wurden von Nielsen BookScan US ermittelt. International Chart: US Bestsellers. Meyer takes bite out of US, in: The Book-seller, 09.01.2009, S. 16

¹⁷³⁹ An dem in den USA relevanten Startwochenende spielte der Film „Twilight“ 70 Mio. Dollar in die Kassen und damit mehr als der erfolgreichste James Bond „Ein Quantum Trost“. (Matthias Schmidt: Beißend romantisch, in: Stern Nr. 3, 08.01.2009, S. 116) Bereits eine Woche nach dem deutschen Kinostart kletterten wieder alle vier Bände der Vampir-Saga sowie das passende Filmbuch unter die deutschen Top-15-Bestseller. Kommentar der Redaktion: „Gäbe es noch eine CD mit sensiblen Blutsauger-Songs – auch die wäre sicher sofort auf Platz eins. Was sagt uns das? Erstens: Stephenie Meyers Geschichten treffen absolut den Nerv der weiblichen Leser. Zweitens: Die Verwertungskette ‚Buch wird zum Film und daraus erwächst dann das Buch zum Film‘ funktioniert hier perfekt. Die Mädels kaufen alles, was mit Meyer zu tun hat.“ Stern-Bestseller der Woche vom 19. bis 25. Januar 2009, in: Stern Nr. 6, 29.01.2009, S. 132-133

¹⁷⁴⁰ Robert Pattinson (Interview): „Das ist ein wenig befremdlich“, in: Südkurier Nr. 7, 10.01.2009, S. 9

Weiteres zu der Verfilmung von „Twilight“: David Kleingers: Bisschen mehr schmachten als sonst, in: Spiegel online, 15.01.2009, www.spiegel.de/kultur/kino/0,1518,druck-601180,00.html; Harald Peters: Bitte keinen Sex, ich bin ein Vampir! Blutsauger mit Keuschheitswahn: Catherine Hardwicke's großartige Verfilmung von Stephenie Meyers Bestseller „Twilight – Bis(s) zum Morgengrauen“, in: Welt am Sonntag, Nr. 2, 11.01.2009, S. 58; Tilman Spreckelsen: Bella und der schöne Vampir, in: Frankfurter Allgemeine FAZ.NET, 16.01.2009, <http://www.faz.net/s/Rub8A25A66CA9514B9892E0074EDE4E5AFA/Doc~EAF34843D75FB4907BA654AF79900337D~ATpl~Ecommon~Scontent.html>

¹⁷⁴¹ Rob Schumacher: Author of the year. Stephenie Meyer, in: USA Today, www.usatoday.com/life/books/2008-12-17-meyer-10picks_N.htm, 28.12.2008

¹⁷⁴² Orson Scott Card: Stephenie Meyer, in: Time Magazine, 30.04.2008, www.time.com/time/specials/2007/article/0,28804,1733748_1733752_1736282,00.html

Die Anspielung auf Jane Austen und ihre Romane kommt nicht von ungefähr: Auf ihrer Homepage bezeichnet Stephanie Meyer Jane Austen als eines ihrer literarischen Vorbilder.¹⁷⁴³ Darüber hinaus ist der Vergleich von Edward, dem männlichen Vampir-Protagonisten, mit Mr. Darcy aus „Stolz und Vorurteil“ durchaus passend, denn selten hat es in der modernen KJL wohl einen besser aussehenden, stolzeren und gleichzeitig edelmütigeren und charakterstärkeren Helden gegeben als ihn. Diese altmodische – vielleicht sogar antiquierte – Gentleman-Attitüde scheint bei den Leserinnen bestens anzukommen, bei Rezensenten stößt sie aber nicht unbedingt auf Gegenliebe. Als „Trivialschmöker à la Rosamunde Pilcher mit Vampiren“ oder als „kitschiges Rührstück“ tituliert Sabine Dillner die Romane und vermutet, dass eine drogenartige Wirkung von ihnen ausgeht, denn anders könne sie sich nicht erklären, warum „die Konstellation ‚hilfloses, furchtsames Mädchen wird von starkem, beschützenden Jungen – äh, Vampir geliebt‘ auf derart enthusiastische Zustimmung“ bei emanzipierten Frauen stößt.¹⁷⁴⁴ Dillners Kritik wirkt angesichts der nun nicht mehr ganz neuen Erkenntnisse zu den Grundlagen der Evolutionspsychologie sowie der Buchbranche wie ein Rückfall in die Rezeptionskultur der 1970er und beginnenden 1980er Jahre.

Als bekennende Mormonin entspricht das Welt- und Lebensbild der Autorin ohnehin nicht den üblichen Umgangsformen zwischen den Geschlechtern. Sex vor der Ehe kommt für sie nicht in Frage. Ihrer Protagonistin Bella erlaubt sie in einem intelligenten Schachzug eine andere Position, nur Edward besteht auf einer Heirat vor dem Vollzug des sexuellen Aktes. So begnügt sich das Liebespaar bis zum vierten Band über knapp 1.700 Seiten hinweg mit Küssen und Kuschneln – dieses aber detailliert und erotisch ausformuliert.¹⁷⁴⁵ Christoph Dallach mutmaßt, dass es eben vielleicht gerade diese „unzeitgemäße Enthaltensamkeit [ist – Verf.], die im Zeitalter der leicht verfügbaren Klick-Erotik Millionen weibliche Teenager so fasziniert.“¹⁷⁴⁶

Meyers Arbeit wird immer wieder mit der von Joanne K. Rowling gemessen, möglicherweise weil sie derzeit die einzige ist, die auf dem internationalen Parkett der KJL, zumindest was den ökonomischen Erfolg angeht, ansatzweise in die Fußstapfen der Britin treten könnte. Zu-

¹⁷⁴³ Diese Information befindet sich unter der Rubrik „Unofficial Bio“, www.stephaniemeyer.com; „Stolz und Vorurteil“ von Jane Austen bezeichnet die Autorin als eines ihrer bevorzugten Bücher während der Teenager-Zeit. Gregory Kirschling: Stephanie Meyer's ‚Twilight‘ Zone, in: Entertainment Weekly Nr. 947, 10.08.2007, online: 02.08.2007, www.ew.com/ew/article/0,,20049578_2,00.html; auch Joanne K. Rowling zählt Jane Austen zu ihren Lieblingsschriftstellern, wie sie in dem Interview mit der britischen Sektion von Amazon 2001 bestätigt: „My favorite writer is Jane Austen and I've read all her books so many times I've lost count.“

¹⁷⁴⁴ Sabine Dillner: Bloody Stephenie, in: Bulletin Jugend & Literatur Nr. 3/2008, S. 8 f.

¹⁷⁴⁵ Inwieweit Meyers religiöse Überzeugungen die Romane beeinflusst haben oder haben könnten, untersuchen Leonie Viola Thöne: Die Figur Edward Cullen. Moderner Mormonen-Missionar oder Vampir-Romantiker?, Moers: edition Wissenschaft 2009 und Marc Shaw: Für eine starke Bella? Meyer, Vampire und Mormonentum, in: Housel, Rebecca/Jeremy Wisniewski (Hrsg.): Die Philosophie in Twilight, Weinheim: Wiley-VCH 2010, S. 151-159

¹⁷⁴⁶ Christoph Dallach: Beißen oder nicht, in: Spiegel Nr. 24, 09.06.2008, S. 176

dem waren beide Bestseller-Serien die Debüts von bisher unbekanntem Autorinnen. Meyer hat Englisch studiert, und war, bevor sie zu schreiben begann, ausschließlich eine lesesüchtige Hausfrau und Mutter mit drei kleinen Jungen, wie sie in ihrer Internetbiografie bekennt. Literarische Vorbilder sind für Meyer wichtig, und daher haben die Werke anderer Autoren einen indirekten Einfluss auf den Plot der Vampir-Serie oder spielen direkt intratextuell eine Rolle. Der erste Band ist von Austens „Stolz und Vorurteil“, der zweite und vierte von den Shakespeare Werken „Romeo und Julia“, „Der Sommernachtstraum“ und „Der Kaufmann von Venedig“ und der dritte von Brontës „Sturmhöhe“ inspiriert, das auch Bellas Lieblingsbuch ist, auf das sie sich mehrfach im Text bezieht (z.B. Abendrot, S. 36 f.).¹⁷⁴⁷

Weiterhin verbindet die beiden erfolgreichen Roman-Serien, dass sie ein breites Altersspektrum in der Rezipientengruppe abdecken, wobei die Harry-Potter-Romane aufgrund ihrer Thematik Leser beiderlei Geschlechts in den Bann ziehen und die Vampir-Romane tendenziell nur den weiblichen Teil der Bevölkerung, diesen dafür bis ins höhere Alter.¹⁷⁴⁸ Stephenie Meyer hält die Trennung in Jugendbücher und Erwachsenenbücher sowieso für obsolet:

„I don't believe in categorizing books into age groups. (Obviously, some books have material that's inappropriate for younger readers, but shopping in the YA [YA = Young Adult – Verf.] section is no guarantee for finding appropriate books!) [...] I think separating sections in the bookstore keeps people from reading books they would love. In my head, there is no YA and Adult. A good book is a good book for any age.“¹⁷⁴⁹

Wenn man von den Metaphern ‚Vampir‘ und ‚Werwolf‘ absieht, eröffnet der Text jedoch nicht die Doppeldeutigkeit wie sie oftmals in „All-Age-Titeln“ zu finden ist. Polyvalenz auf der Diskursebene, die bei den Rowling-Romanen den Erwachsenen eine andere Leseebene und damit Lesevergnügen bereitet, findet sich in den Meyer-Texten nur sehr vereinzelt. Sprachlich lässt sie wenig ‚Leerstellen‘ offen. Die Mehrfachadressierung erreicht sie nahezu alleine über das Thema und dessen Ausgestaltung auf der Handlungsebene. Dieses Thema und deren literarische Umsetzung differiert gänzlich von den Harry-Potter-Romanen, selbst wenn beide Serien unter dem weiten Sujet der phantastischen Literatur subsumiert werden können. Von Rezensenten werden immer wieder die literarische Qualität und vor allem das Sujet der romantischen Liebesgeschichte bemängelt – fast so, als ob es den Kritikern peinlich wäre (oder zumindest nach außen hin sein muss). „Anders als beim Zauberlehrling aus Hog-

¹⁷⁴⁷ Nicola Bardola: Bestseller mit Biss. Liebe, Freundschaft und Vampire – alles über die Autorin Stephenie Meyer, München: Heyne 2009, S. 142 ff.

¹⁷⁴⁸ Ebd., S. 47 ff., S. 110

Joanne Stapley hat in einem Aufsatz die Frage beleuchtet, ob es sich bei der Twilight-Serie um Jugendliteratur handelt. Joanne Stapley: Young Adult Fictions Assignment. What is young adult fiction?, <http://novelnicetwilight.files.wordpress.com/2008/07/young-adult-fictions-assignmen.pdf>, 12.03.2009

¹⁷⁴⁹ Stephenie Meyer (Interview): Cover Girl Stephenie Meyer: An Interview (Part One), in: All things girl, 19.05.2008, <http://allthingsgirl.net/everythinggirl/sacrifice-mayjune-2008/cover-girl-stephenie-meyer-an-interview-part-one-with-deb-smouse/>, 31.03.2009

warts, dessen Geschichten man immerhin als Entwicklungsroman oder Satire auf das Internatsleben lesen kann, dreht sich bei Meyer alles um röschenrote Liebesträume“, so die Rezensentin Andrea Ritter.¹⁷⁵⁰ Jobst-Ulrich Brand formuliert es ähnlich: „Leicht kitschig geht es hier zu und vor allem sehr, sehr keusch. [...] Tja, Harry Potter hatte Witz im doppelten Wortsinn, ein bisschen subversiv war er auch und bisweilen ausgesprochen misslaunig. In der Welt seiner Nachfolger geht es süßlich zu und leider ziemlich langweilig. Schauderhaft.“¹⁷⁵¹ Stephenie Meyer selber ist ein großer Fan der Harry-Potter-Bände, einem Vergleich mit deren Urheberin steht sie jedoch zwiespältig gegenüber: „On one hand, it’s really flattering. I’am a huge fan. On the other hand, there is a bit of backlash because than people say ‚Who does she think she is?’ And then I feel bad, like I’m going around and saying this, which I’m not. I don’t enjoy that side of it.“¹⁷⁵²

Noch bissiger liest sich die Kritik von Peter Körte:

„Es sind schreckliche Bücher, verklemmt in ihrer Mission, Triebverzicht vor der Ehe zu predigen und deshalb indirekt natürlich dauernd von Sex sprechen zu müssen. Das kennt man ja. Zu Dracula und Nosferatu verhalten sie sich wie die Plastikgebisse, die gerne auf Kindergeburtstagen verteilt werden, zu echten Vampirzähnen.“¹⁷⁵³

Da bleibt nur die Erkenntnis, dass Peter Körtes Bedürfnisse andere zu sein scheinen, als die von Millionen von Leserinnen, die diese Romane verschlingen. Bedauerlicherweise unterzieht sich Körte nicht der Mühe, die tatsächlichen Gründe für den Erfolg herauszufinden.

Dass dieses Unverständnis des Großteils der Rezensenten und die sogleich in diesem Kontext angezettelte Wertedebatte, eine tendenziell deutsche ist, zeigen internationale Kritiken, die sich im Wesentlichen erfreut über den Erfolg von Jugendbüchern zeigen, die eine komplexere Handlung als eine TV-Soap oder ein Comic-Heft zustande bringen und zugleich in ihrer Kernbotschaft die positiven konservativ-protestantischen gesellschaftlichen Werte des größten Teils der US-Amerikaner vermitteln. Die Kritik zu dem vierten und letzten Band „Breaking dawn“ („Bis(s) zum Ende der Nacht“) fiel allerdings auch in den USA verhaltener aus, was durchaus nachvollziehbar ist, wie im Einzelnen später aufgeführt wird. Wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit der Vampir-Reihe von Stephenie Meyer gibt es gemessen an dem globalen Erfolg wenige, was einerseits an der kurzen Marktpräsenz liegen kann, andererseits an einer bewussten Ignoranz von Bestsellern, die nicht in die literaturwissenschaftliche Kategorie „anspruchsvoll“ fallen: Eine Magisterarbeit aus den USA, die sich aber aufgrund ihres

¹⁷⁵⁰ Andrea Ritter: Blutsauger und andere Romantiker, in: Stern Nr. 35, 21.08.2008, S. 142

¹⁷⁵¹ Jobst-Ulrich Brand: Schauderhafte Potter-Nachfolge, in: Focus, 08.08.2008, www.focus.de/kultur/buecher/brands-buecher/stephenie-meyer-schauderhafte-potter-nachfolge_aid_323230.html

¹⁷⁵² Sanders: 10 Questions for Stephenie Meyer, 2008

¹⁷⁵³ Peter Körte: Alle lesen die Romane der Amerikanerin Stephenie Meyer – aber sind Vampire überhaupt noch zeitgemäß?, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung Nr. 10, 03.03.2009, S. 30

Themas als nicht hilfreich erweist¹⁷⁵⁴, eine zwar als Buch publizierte, jedoch wenig sorgfältige Arbeit einer Studentin der Kultur- und Sozialwissenschaften¹⁷⁵⁵ und eine amerikanische Sammlung kurzer Aufsätze, die sich Aspekten der „Bis(s)“-Serie unter philosophischem Blickwinkel nähern, ist derzeit die fundierteste Quelle.¹⁷⁵⁶ Zwei Fan-Bücher sind ebenfalls auf dem Markt erschienen, die vereinzelt textanalytische Fragestellungen behandeln, wobei das des Germanisten Nicola Bardola „Bestseller mit Biss“ deutlich gehaltvoller ist als das der Amerikanerin Lois Gresh.¹⁷⁵⁷ Der Themenkomplex des Vampirismus hingegen wurde unter nahezu jeder wissenschaftlichen (oder die sich als solche verstanden wissen will) Disziplin beleuchtet. Gerd Hövelmann kommt das Verdienst zu, eine mehr als 400 wissenschaftliche Quellen umfassende Bibliographie zusammengestellt und teilweise bewertet zu haben.¹⁷⁵⁸ Um den Umfang dieses Kapitels in einem vertretbaren Rahmen zu belassen, wird auf eine Würdigung der einzelnen Inhalte bis auf wenige Ausnahmen verzichtet.

7.2.2. Inhalt, Textstruktur und deren Umsetzung

Die 17-jährige Bella (Isabella) Swan zieht aus dem südlichen Phoenix zu ihrem Vater Charlie in die verregnete Kleinstadt Forks im Nordwesten der USA, nicht weit entfernt von der kanadischen Grenze, wo sie bereits in ihrer frühen Kindheit bis zur Trennung der Eltern lebte. Ihre Entscheidung, nicht mehr an der Seite der liebevollen, aber chaotischen Mutter Renée zu leben, hängt mit deren neuem Partner zusammen, der beruflich viel unterwegs ist und den die Mutter begleiten will. Bella, ein selbständiges Mädchen und eine gute Schülerin, ähnelt in ihrem Charakter eher dem introvertierten Vater. Im Mittelpunkt zu stehen, ist ihr zuwider und so gleicht der erste Schultag an der Highschool einem Spießrutenlauf, denn jede Neue und jede Neuigkeit ist den Mitschülern in dem verschlafenen Ort eine willkommene Abwechslung. Die Arbeit von Bellas Vater als Polizeichef gestaltet sich daher geruhsam und beschränkt sich im Wesentlichen auf Verkehrs- und sonstige Kleindelikte. Schon am ersten Tag in der Mittagspause fallen Bella die „Geschwister“ Edward, Jasper, Emmett, Rosalie und Alice auf, die abseits von den anderen Schülern vor ihren unberührten Tablettis in der Cafeteria sitzen. Ihre blasse Haut, ihre überirdische Schönheit und geschmeidige Art zu gehen, ja zu gleiten oder zu tänzeln, berücken Bella. Von Mitschülern wird sie auf Nachfrage über die Fa-

¹⁷⁵⁴ Edwin Arnaudin: *Mormon Vampires: The Twilight Saga and religious literacy*, Masterarbeit an der University of North Carolina, 2008

¹⁷⁵⁵ Thöne, *Die Figur Edward Cullen*, 2009

¹⁷⁵⁶ Rebecca House/Jeremy Wisnewski (Hrsg.): *Die Philosophie in Twilight*, Weinheim: Wiley-VCH 2010

¹⁷⁵⁷ Nicola Bardola: *Bestseller mit Biss. Liebe, Freundschaft und Vampire – alles über die Autorin Stephenie Meyer*, München: Heyne 2009; Lois H. Gresh: *Alles über Bella und Edward*, München: Piper 2009

¹⁷⁵⁸ Gerd Hövelmann: *Wissenschaftliche Vampir-Literatur. Eine bibliographische Heimsuchung*, in: *Zeitschrift für Anomalistik* Bd. 7/2007, S. 205-235

milie aufgeklärt: Alle seien von Carlisle Cullen, einem Arzt im örtlichen Krankenhaus, und seiner Frau Esme adoptiert worden. Obwohl sie nicht unhöflich sind, gelten sie als Außenseiter. Kontakte mit anderen Schülern meiden sie, der Familienzusammenhalt hingegen scheint besonders stark ausgeprägt zu sein. Oftmals besuchen sie tagelang nicht die Schule, um gemeinsam in abgelegenen Gebieten wandern zu gehen. Edward, neben dem sie im Biologieunterricht sitzt, findet Bella besonders attraktiv. Seine extrem abwehrende Reaktion, den Versuch, seinen Kursplan zu ändern, nur um nicht in ihrer Nähe zu sein, kann sich Bella nicht erklären. Einige Tage später wird Bella allerdings von Edward bei einem Autounfall auf dem Schulhof gerettet und zwar dergestalt, dass nur übermenschliche Kräfte eine solche Reaktion ermöglichen konnten. Seine Hilfestellung auf der einen Seite und seine schroffe, abweisende Haltung auf der anderen sind für Bella unverständlich. Ihr kommen erste Zweifel über die ‚Normalität‘ von Edward. Vor einem Kontakt mit den Cullens wird sie von Billy, einem alten Freund ihres Vaters, der zu dem Stamm der Quileute gehört, gewarnt, allerdings ohne näher die Gründe erläutern zu bekommen. Erst Jacob, sein 15-jähriger Sohn, erzählt Bella von der alten Legende, nach der die Quileute ursprünglich von Werwölfen abstammen, die schon in grauer Vorzeit einen Nicht-Angriffspakt mit den Cullens geschlossen hätten, obwohl diese als „kalte Wesen“ zu den natürlichen Feinden der Werwölfe zählen. (Mittagsstunde, S. 293 f.) Jacob macht sich über die alten Geschichten lustig, bestätigt Bella indirekt jedoch das, was sie selber bereits vermutete: Edward und seine Familie sind Vampire.

Bella schreckt diese Information nicht ab, im Gegenteil: Edward gewinnt dadurch noch an Faszination. Was folgt ist die Geschichte von zwei Verliebten, die eigentlich voneinander lassen sollten, aber es doch nicht können. Edward selber offenbart seinen Status als Vampir Bella nur sehr zögerlich und sukzessive mit zunehmender Vertrautheit und Vertrauen, das er in sie setzt, dieses Wissen für sich zu behalten. Da die Cullens selber nur Tierblut zu sich nehmen, stellen sie zwar keine gewollte Gefahr für Bellas Leben dar, befinden sich aber in ihrer Nähe in permanenter Versuchung, denn der Verzicht auf Menschenblut ist eine schwierige, selbst auferlegte Disziplin. Der Prozess der Annäherung mit allen Höhen und Tiefen zwischen Edward und Bella und die sich langsam aufbauende Beziehung zwischen Bella und Edwards Familie nimmt den größten Teil dieses ersten Bandes ein.

Als die Cullens Bella in den Wald zu ihrer speziellen Form des Baseballspiels mitnehmen, tauchen drei andere Vampire auf, die in ihr schnell einen Menschen und willkommenen Imbiss wittern. Doch die Cullens sind nicht bereit, um des Friedens willen Bella ihren Artgenossen zum Fraß vorzuwerfen – eine Entscheidung, die sie zwar nicht bereuen, mit deren Konse-

quenzen sie aber in einigen dramatischen Zuspitzungen bis zum Ende des dritten Bandes zu kämpfen haben. James, einer der drei Vampire, ist ein Tracker, ein Fährtenleser, und nimmt die Verfolgung von Bella auf. Mit seiner außerordentlichen Fähigkeit, Spuren zu lesen, kombiniert mit einer machiavellischen Intelligenz, gelingt es ihm, Bella in eine Falle zu locken, in der sie von den Cullens in letzter Minute gerettet wird. James wird von Edwards ‚Brüdern‘ Jasper und Emmett getötet – nicht gepöhl oder mit dem Rosenkranz niedergestreckt, wie in den meisten anderen Vampirgeschichten, denn die „einzig sichere Methode ist es, ihn zu zerfetzen und die Körperteile zu verbrennen.“ (Morgengrauen, S. 413) Victoria, die Geliebte von James und zweite im Bunde, nimmt das den Cullens nachhaltig übel. Allerdings benötigt sie bis zum Ende des dritten Bandes, um ihre Rache angemessen vorzubereiten und eine Vampire-Armee zusammenzustellen. Bella wie beabsichtigt in diesem großen Showdown zu töten, gelingt ihr nicht, vielmehr findet sie ihr Ende durch Edward in einem spektakulären Zweikampf. Zu Beginn des zweiten Bandes „Bis(s) zur Mittagsstunde“ kommt es gleich zu einer unerwarteten Wendung der Handlung. An ihrem Geburtstag, den Bella bei den Cullens feiert, schneidet sie sich mit dem Einwickelpapier, so dass ihr Finger blutet. Edward kann seinen Stiefbruder Jasper, der im Gegensatz zu seinen anderen Familienmitgliedern immer noch Probleme mit der Menschenblut-Abstinenz hat, nur mit Mühe aufhalten, damit sich dieser nicht auf sie stürzt. Obwohl Bella gerne in eine Vampirin verwandelt werden möchte, verweigert Edward ihr diesen Wunsch. Er sieht aber auch, dass ein weiteres ungezwungenes Zusammenleben nicht möglich ist. Unter dem Vorwand, sie nicht mehr zu lieben, verlässt er sie und seine Familie mit ihm Forks.

Für Bella bricht eine Welt zusammen, sie fällt in eine tiefe Depression, die Monate vergehen und wie in Trance bewegt sie sich durch den Alltag. Erst der Kontakt und die langsam wachsende Freundschaft mit Jacob, Billys Sohn von dem Stamm der Quileute, helfen ihr aus der Gefühllosigkeit heraus. In der Zeit beginnt sie Edwards Stimme zu hören, wenn sie etwas besonders Gefährliches unternimmt, was sie wiederum verleitet, verstärkt solche Situationen herauszufordern. Der Sprung von einer Klippe ins Meer kostet sie nahezu das Leben, doch Jacob rettet sie. Nach Hause zurückgekehrt wartet überraschenderweise Alice, Edwards Schwester, auf sie, um ihre Hilfe zu erbitten. Edward, der aufgrund von Alice Visionen fälschlicherweise davon ausgeht, dass Bella den Sprung nicht überlebt hat, hat sich nach Italien zu der regierenden Vampir-Familie der Volturi begeben, um sich von ihnen töten zu lassen. Alice und Bella eilen ihm nach, können ihn auch retten, doch von nun an steht Bella auf der „Abschussliste“ der Volturis, weil sie bereits zu viel von dem Leben der Vampire weiß.

Nur die Zusicherung, dass sie selber in eine Vampirin verwandelt werden soll, gewährt den Dreien einen Aufschub und die Möglichkeit zur Rückkehr in die USA.

Wieder mit den Cullens vereint, drängt Bella auf ihre eigene Verwandlung, nicht nur um zukünftig die Gefahr zu minimieren, sondern um Edward als altersadäquate Partnerin erhalten zu bleiben. Trotz seiner geistigen Weiterentwicklung ist Edward von seinem Aussehen her als 17-Jähriger stehen geblieben, dem Alter, in dem er verwandelt wurde. Bella lässt nun die ganze Familie abstimmen, ob sie Vampirin werden soll. Außer Edward stimmt nur Rosalie dagegen, so dass ihre Umwandlung für die Zeit nach ihrem Highschool Abschluss beschlossen wird, wenn sie Forks sowieso verlassen hätte.

Ein Problem macht Bella dennoch zu schaffen: Ihr bester Freund Jacob hat sich zusehends verändert und mutiert wie einige seiner Kumpels aus dem Quileute-Stamm zum Werwolf, sobald ihn die Wut packt. (Mittagsstunde, S. 311) Werwölfe und Vampire sind bei Stephenie Meyer geborene Widersacher, so dass eine friedliche Koexistenz nahezu undenkbar erscheint. Doch Bella will weder von Edward, den sie liebt, noch von ihrem Freund Jacob, den sie ebenfalls liebt – nur auf eine andere Weise – lassen, was für reichlich Konfliktstoff im dritten Band „Bis(s) zum Abendrot“ sorgt. Nur im Kampf gegen die „bösen“ Vampire stehen die beiden Kontrahenten gemeinsam auf einer Seite. Als Bella den Heiratsantrag von Edward annimmt – mehr überredet als begeistert –, verlässt Jacob, der Bella liebt, das Terrain. Am Ende des dritten Bandes kommt es zu der gewaltsamen Auseinandersetzung zwischen Victoria und ihren Vampir-Rekruten, die sich für den Tod von James an den Cullens rächen will, indem sie versucht Bella, die verwundbarste Stelle im Glied, umzubringen. Die Werwölfe kämpfen mit den Cullens Seite an Seite und so gelingt es schließlich, den Sieg davon zu tragen. Am Ende tauchen allerdings die Volturis erneut auf und sind überhaupt nicht erfreut, dass Bella noch als Mensch unter den Vampiren lebt.

Der vierte und letzte Band „Bis(s) zum Ende der Nacht“¹⁷⁵⁹ („Breaking dawn“) wird von einer Familienidylle dominiert. Bella – immer noch eine Sterbliche – heiratet Edward und wird in ihren Flitterwochen schwanger, ein Zustand, mit dem in der Vampirwelt normalerweise nicht zu rechnen ist, nicht weil die männlichen Vampire unfruchtbar sind (sic!), sondern weil ein embryonales Wachstum in einem starren, unveränderlichen weiblichen Vampirkörper unmöglich wäre.¹⁷⁶⁰ (Breaking dawn, S. 126) Bis auf Rosalie versuchen alle Bella zu bewegen abzu-

¹⁷⁵⁹ Da zum Zeitpunkt, als dieser Text geschrieben wurde, die deutsche Übersetzung des vierten Bandes noch nicht vorlag, wurde auf das amerikanische Original zurückgegriffen.

¹⁷⁶⁰ Stephenie Meyer grenzt sich bei diesem Thema klar von dem Gros der Vampirliteratur ab, in der koitaler Sex keine Rolle spielt, da Vampire, wie es Norbert Borrmann ausdrückt, „von der Taille abwärts offenbar vollkommen tot sind.“ Der Vampir findet seine sexuelle Erfüllung – und in zahlreichen Fällen auch die seiner „Opfer“ – ausschließlich durch den Gebrauch seines Mundes, wobei lange, zubeißende Zähne zweifelsohne in der Psychoanalyse als Phallussymbol gedeutet werden. Norbert Borrmann: Vampirismus oder die Sehnsucht nach Unsterblichkeit, Kreuzlingen/München: Hugendubel (Diederichs) 1999, S. 226 f.

treiben, doch diese weigert sich. (Breaking dawn, S. 132) Der Vampir-Mensch-Hybrid in ihrem Uterus entwickelt sich im Gegensatz zu menschlichen Föten in einem rasanten Tempo und ist dabei bereits mit übermenschlichen Kräften ausgestattet. Er bricht seiner Mutter durch Strampeln Rippen und Becken und kommt bereits nach rund vier Wochen ausgewachsen auf die Welt. Bei der Geburt droht Bella aufgrund des hohen Blutverlusts zu sterben, nur die von Edward vollzogene Verwandlung in eine Vampirin kann sie retten. Im Vergleich zu den anderen neugeborenen Vampiren hat sie von Beginn an die Fähigkeit, ihre verheerenden Kräfte und den dominierenden Blutdurst hervorragend zu kontrollieren, so dass sie nahezu umgehend Kontakt mit Menschen, Werwölfen und ihrer halb menschlichen Tochter Renesmee (genannt Nessie!) haben kann, ohne diesen sofort an den Hals zu springen. Das verwundert sie nicht nur selbst, „I *must* have a superpower!“ (Breaking dawn, S. 517), sondern ihre Vampir-Familie, die trotz ihrer jahrhundertelangen Erfahrung noch keinen vergleichbaren Fall erlebt hat. Renesmee entwickelt sich außerhalb des Mutterleibs ebenso schnell weiter: Nach einer Woche spricht sie bereits das erste Wort, drei Wochen später läuft sie selbständig und mit drei Monaten geht sie für eine große Ein- oder eine zierliche Zweijährige durch. Sprechen und lesen scheint für sie kein Problem zu sein, dennoch liebt sie es, mit den anderen über ihre besondere Fähigkeit zu kommunizieren, indem sie diese durch Körperkontakt an ihren Gedanken teilhaben lässt. (Breaking dawn, S. 527 ff.). Bezüglich ihrer Ernährung ist sie ganz Vampirin, so dass sie bald mit auf die Jagd nach Tieren geht, obwohl ihr die Menschenblut-Konserven, die Carlisle als Arzt unauffällig beschaffen kann, wesentlich besser schmecken. Ihr schlagendes Herz, ihre Körpertemperatur und ihr Schlafbedürfnis verraten ihre hominide Seite. Jacob, der das kleine Monster nach der Geburt ursprünglich zerstören wollte, verliebt sich vom ersten Augenblick in die Kleine und verbringt seine gesamte Zeit mit ihr. Allerdings handelt es sich nicht um ein Verliebtsein im klassischen Sinn, sondern mehr um eine Prägung wie Konrad Lorenz sie bei den Graugänsen beschrieben hat, nur dass hier der ältere Part auf das Neugeborene geprägt wurde. Der Altersunterschied zwischen Jacob und Renesmee von gut siebzehn Jahren wird durch zweierlei Faktoren aufgehoben: Nessie wächst und entwickelt sich überproportional schnell, so dass sie vermutlich mit knapp sieben Jahren erwachsen sein wird (Breaking dawn, S. 438, S. 750), und Jacob altert nicht, solange er sich als transformierter Wolf bewegt. Darüber hinaus hat der Kontakt zwischen beiden in den ersten Monaten, die in dem Roman noch beschrieben werden, keinerlei sexuelle Konnotation. Jacob fühlt sich vielmehr als Beschützer und Betreuer des kleinen Mädchens. Die Autorin meidet also weitläufig jede pädophile Anspielung. Nachdem Bellas Zorn und der ihrer nun richtigen Vampirfamilie darüber abgeklungen ist, erkennt sie die Vorteile daraus und vertraut Renesmee Jacob

als einzigem an, damit er mit ihr flieht, als sie und die restlichen Cullens vor einem Kampf mit den Volturis stehen und den eigenen Tod befürchten müssen. Selbst Edward, der in Jacob über die drei ersten Romane hinweg den Nebenbuhler um Bellas Liebe gesehen hat und dem die Vorstellung, einen Werwolf als Dauergast in einem Vampirhaushalt zu haben, gänzlich zuwider ist, akzeptiert am Ende die Situation und erkennt in ihm sogar den potenziellen Schwiegersohn an: „Goodbye, Jacob, my brother... my son.“ (Breaking dawn, S. 723)

Im thematischen Zentrum der „Bis(s)“-Romane steht die *amour fou* zwischen der sterblichen Bella und dem unsterblichen Edward, angereichert mit Spannungselementen, die im Wesentlichen aus dem Verhältnis dieses ungleichen Paares resultieren, ein nicht unüblicher Genre-Mix aus Gothic-Thriller und romantischer Liebesgeschichte.¹⁷⁶¹ Vampire und Werwölfe verleihen der Geschichte eine phantastische Aura, dennoch handelt es sich um grundsätzlich anders konstruierte phantastische Romane als die Harry-Potter-Bände. Das phantastische Element tritt in das fiktiv-reale Nord-Amerika der Jetztzeit in Form von Vampiren und Werwölfen, die keine eigenen Handlungsräume besetzen¹⁷⁶², sondern zwischen den Menschen leben und agieren, die sie noch nicht einmal als andersartig, als potenzielle Gefahr identifizieren. Nur Bella und einige wenige andere Menschen kennen dieses Geheimnis, was im Verlauf der Handlung für ein weiteres dramaturgisches Spannungsmoment und für Tempo und Verve sorgt. Dadurch dass die phantastischen Elemente in der fiktiven Realität auftreten und dadurch dass Bella Vampire und Werwölfe fast selbstverständlich in ihr Leben und Handeln integriert, gewinnen diese an ‚realer‘ Realität. Das Phantastische ist nicht mehr die Existenz von Vampiren und Werwölfen, sondern nur noch, dass die Hauptakteurin mit ihnen interagieren *darf* und die Leserin, die so dicht an Bellas Seite steht, nicht. Bei Harry Potter und seiner Zauberwelt ist sich vermutlich jeder Leser, der den Text ansatzweise nachvollziehen kann, trotz aller Begeisterung bewusst, dass Hogwarts und die magische Parallelwelt nicht existieren. Bei Stephenie Meyers Romanen ist das anders: Fast die Hälfte der Fans sind davon überzeugt, dass Vampire unter den Menschen leben, die ebenso freundlich und den Menschen zugetan sein können wie die Cullens. Drei dazu durchaus repräsentative Stimmen aus einem Internetforum:

- „Um ehrlich zu sein, seitdem ich diese Bücher gelesen habe, rechne ich mit allem.“¹⁷⁶³

¹⁷⁶¹ Isabella Schlinter hat die derzeitige Häufung von Liebesromanzen mit und von Vampiren in der Jugendliteratur in einem Aufsatz beschrieben. Isabella Schlinter: Begehrt und bedroht – die toten Geliebten, in: 1001 und 1 Buch Nr. 1/Feb. 2007, S. 22-23

¹⁷⁶² Trotz der offensichtlichen Einheit der Räume wird in den Romanen mit der Raum- und Raum-Zeit-Thematik gespielt. Alice, Edwards Schwester, vermag beispielsweise in die Zukunft zu sehen, Edward kann Gedanken von Menschen und Vampiren über eine größere Entfernung hinweg 'hören', alle Vampire sind in der Lage, Räume, d.h. geografische Distanzen unvergleichbar schneller zu passieren als Menschen, natürliche räumliche Hindernisse wie Berge und Meere stellen bei der vampirisch-physischen Disposition kein Problem dar. Philip Puszczalowski: Raum, Zeit und Vampir-Ontologie, in: Housel, Rebecca/Jeremy Wisniewski (Hrsg.): Die Philosophie in Twilight, Weinheim: Wiley-VCH 2010, S. 143-150

¹⁷⁶³ Bardola: Bestseller mit Biss, 2009, S. 182

- „Ja, ich glaub an Vampire oder zumindest an vampirähnliche Wesen, denn woher kämen die ganzen Mythen und Geschichten? Irgendeinen halbwegs realistischen Hintergrund müssen diese schon haben.“¹⁷⁶⁴
- „Und es tut einfach total gut, eine so realistische ‚Vampir-Mensch-Romanze‘ zu lesen und einfach mal abzutauchen und danach vom schönen Edward Cullen zu träumen“¹⁷⁶⁵

Durch die Reduzierung der phantastischen Elemente auf das Minimum, nämlich auf die Existenz von zwei Arten von „Lebewesen“, und den Verzicht auf sonstigen ‚Zauber‘ vermittelt der implizierte Autor die Botschaft, die erst einmal in seiner Grundsätzlichkeit durchaus mit den großen Religionen im Einklang steht: Es gibt eine Macht/mehrere Mächte, die man vielleicht nicht sieht, nicht sehen kann oder will, die aber trotzdem Einfluss auf den Menschen und sein Leben nehmen kann.

Aufgrund der konsequenten Ich-Perspektive und der internen Fokalisierung auf die Protagonistin, sind die Leser ganz dicht bei Bella, bei ihren Gefühlen, bei ihrer Unsicherheit, bei ihrer Verliebtheit, bei ihren Ängsten, sie kennen zwangsläufig die Welt nur aus ihrem Blick. Gleichzeitig zwingt dieser Modus zu einer dialogintensiven Sprache, um Bella die Informationen zukommen zu lassen, die außerhalb ihres Fokus ablaufen, zum Teil unverzichtbare Elemente, um die Handlung vorantreiben, beziehungsweise um ihr neue Wendungen zu geben.

Der vierte und letzte Band der Vampir-Romane unterscheidet sich nicht nur in seinem nochmals gesteigerten Umfang (789 Seiten in der deutschsprachigen Übersetzung) von den anderen drei Bänden. Erstmals vollzieht die Autorin einen Perspektivwechsel im zweiten Teil des Buches, in dem die Geschehnisse aus dem Blickwinkel von Jacob, dem Werwolf, berichtet werden. Zudem treten die Aspekte der Spannung und des Abenteuers hinter eine fast betulich wirkende Familienidylle zurück, die Dynamik aus der Dreiecksgeschichte um Bella, Edward und Jacob geht verloren. Einige Figuren agieren und reagieren innerhalb des von der Autorin angelegten Systems unlogisch und die Darstellung des Handlungsverlaufs wirkt streckenweise melodramatisch überzogen.¹⁷⁶⁶

Stephenie Meyer hat nach Abschluss dieser Saga begonnen, den ersten Band ihrer Roman-Tetralogie „Bis(s) zum Morgengrauen“ noch einmal neu zu schreiben, dieses Mal aber aus der Perspektive von Edward. Das Projekt hat sie aber abgebrochen, weil Textteile daraus im Internet kursierten. Die bereits vorhandenen ersten zwölf Kapitel stellte sie dann selber ihren Leserinnen kostenlos als Download unter dem Titel „Midnight Sun“ („Edward auf den ersten Blick“) zur Verfügung. Durch den Perspektivwechsel treten einige interessante Aspekte dadurch deutlicher zu Tage als aus Bellas Blickwinkel, so die Einstellung Edwards und die sei-

¹⁷⁶⁴ Ebd., S. 183

¹⁷⁶⁵ Ebd., S. 189

¹⁷⁶⁶ Detailliert zu den Punkten siehe auch Bardola: Bestseller mit Biss, S. 97 ff.

ner Familie zu seiner Fähigkeit, die Gedanken der Menschen (außer Bellas) ‚hören‘ zu können.

Zu Beginn der Tetralogie ist Bella 17, am Ende 19 Jahre alt. Obwohl die Geschichte im Wesentlichen linear und chronologisch erzählt wird, verteilen sich die gut zwei Jahre nicht gleichmäßig auf die vier Romane. Das Verhältnis zwischen Erzählzeit und erzählter Zeit wechseln mehrfach. Zeitraffungen, Zeitdehnungen und in der sprachlichen Gestaltung auch Ellipsen nutzt die Autorin, um einzelne Handlungselemente zu akzentuieren, Tempo in die Geschichte zu bringen oder zu reduzieren. Ungewöhnlich plakativ wird dies beispielsweise im ersten Viertel des zweiten Romans betrieben: Bella wurde von Edward verlassen, der behauptet hat, sie nicht mehr zu lieben. Sie bricht im Wald zusammen und wird erst nach Stunden von einem Suchtrupp, den ihr Vater zusammengestellt hat, gefunden. Physisch hat sie zwar keine größeren Blessuren davongetragen, aber psychisch fühlt sie sich leer und gänzlich ausgebrannt. Nichts hat mehr Bedeutung für sie. Diese Sprachlosigkeit, in der Bella kein Zeitgefühl mehr hat, werden auf vier aufeinander folgenden Doppelseiten dargestellt, auf denen jeweils nur der Name eines weiteren vergangenen Monats geschrieben steht: Oktober, November, Dezember, Januar – sonst nichts. Die Leere der Seiten symbolisiert die Leere in Bellas Leben, die Zeit, die an ihr vorüber zieht, ohne dass es einen Inhalt, einen Sinn oder eine Erinnerung in ihrem Leben gegeben hat. (Mittagsstunde, S. 91-98)

Die Chronologie wird des Weiteren zum Anfang jedes der vier Romane mit einem „Vorwort“ unterbrochen, das proleptisch Ansätze der Handlung vorwegnimmt, nichts erklärt, aber den Leser in die Dynamik der Geschichte wirft. Die ersten Sätze aus „Bis(s) zum Morgengrauen“ verdeutlichen das beispielhaft:

„Ich hatte mir nie viele Gedanken darüber gemacht, wie ich sterben würde, obwohl ich in den vergangenen Monaten allen Grund dazu gehabt hätte. Und wenn, wäre meine Vorstellung ohnehin eine andere gewesen. Mein Blick war auf die dunklen Augen des Jägers geheftet, der am anderen Ende des langgezogenen Raumes stand und mich freundlich betrachtete. Ich atmete nicht. Es war ganz sicher eine gute Art zu sterben – an Stelle eines anderen, eines geliebten Menschen. Es war sogar edel. Das musste etwas wert sein. Wäre ich nicht nach Forks gegangen, würde ich jetzt nicht dem Tod ins Auge blicken, das stand fest. Doch trotz meiner Angst konnte ich mich nicht dazu bringen, die Entscheidung zu bereuen. Wenn einem das Leben einen Traum beschert, der jede Erwartung so weit übersteigt wie dieser, dann ist es sinnlos zu trauern, wenn er zu Ende geht. Der Jäger lächelte und kam ohne Eile auf mich zu, um mich zu töten.“ (Morgengrauen, S. 7)

Retrospektivische Einschübe, wie die Geschichte, die Jasper über sich und seine Vergangenheit berichtet (Abendrot, S. 289 ff.), erläutern zudem die Handlungsmotivation der Figuren und verhelfen dem Verlauf der Geschichte streckenweise zu mehr Brisanz, weil jetzt der Leser zusammen mit Bella ins Bild gesetzt wird.

Im Gegensatz jedoch zu ihrer britischen Kollegin Joanne K. Rowling hält sich Meyer nicht über die Maßen mit Nebenhandlungen auf. Der Inhalt wirkt dadurch einerseits wenig komponiert, andererseits bekommt er durch die Konzentration auf eine Haupthandlung mehr Tempo; auf Doppeldeutigkeiten oder Anspielungen, auf politische oder auf mythologische Topoi, wie sie Rowling schätzt und in ihre Romanen einflieht, wird nahezu verzichtet. In einem Interview bekennt Meyer, dass sie ohne Plan ans Schreiben gegangen sei und dass sich die Geschichte aus sich selber heraus entwickelt habe, sie selber quasi nur die tippende Vollstreckerin gewesen sei: „I wrote *Twilight* at about the pace of a runaway semi on a steep down slope. It took me three months of super-obsessive behavior to complete. I did no plotting or planning, I just let the story tell itself, and my only challenge was typing fast enough to keep up.“¹⁷⁶⁷ Diese Form der Textgenese ist weder eine Besonderheit der Autorin noch eine „technisch“ neue Errungenschaft. Annette Simonis hat bei ihrer Untersuchung des Prototypen der Gothic Novel „*The castle of Otranto*“ (1764) von Horace Walpole dieses Entstehungsprinzip als „Mythos der Traumgenese“, als eine „écriture automatique“ bezeichnet.¹⁷⁶⁸

Dramaturgische Schwächen werden vor allem im vierten Band der Romanserie bemerkbar. Die Veränderung einiger zentraler Charaktere kann nicht mehr nachvollzogen werden. Hier ist im Besonderen Bella aufzuführen, die sich nach der Verwandlung in eine Vampirin genauso „im Griff hat“ wie vorher, sprich nahezu keine Gelüste auf Menschenblut verspürt, obwohl gerade dieses Thema latent durch alle vorherigen Bände immer wieder für Spannung sorgt und am Ende des dritten Bandes zu einer Krisis führt, als Victoria mit extrem gewalttätigen und starken Jung-Vampiren angreift. Es zeigt sich in der veränderten Haltung Charlies und der Werwölfe den Vampiren gegenüber, die eher relativ unmotiviert auf einmal ihre jahrhundertelange Fehde vergessen und überspitzt formuliert eine große Familie gründen. Der Nachvollziehbarkeit entzieht sich gänzlich – selbst wenn die Autorin das Prinzip der „Werwolfprägung“ erläutert –, dass Jacob seine Liebe und Hingabe, für die er im Laufe der Handlung mehrfach in Konflikt mit Edward, mit seinem Rudel und mit Bella kam, von einer Sekunde auf die andere von Bella auf deren Tochter transferiert. Trotz dieser kritischen Anmerkungen kann Christoph Dallach zugestimmt werden, der betont, dass die Autorin „sich nicht als artifizuell ehrgeizige ‚Schriftstellerin im klassischen Sinne‘ sieht“ und nur eine „gute Geschichten-erzählerin“ sein“ will.¹⁷⁶⁹ Dies ist sie auch über den Großteil der vier Romane hinweg. Sie empfindet es als größtes Kompliment, wenn die jungen Leserinnen ihre Bücher – einmal angefangen wie eine Droge –, ohne Pause machen zu wollen (oder zu können), nicht mehr aus

¹⁷⁶⁷ Meyer (Interview): *Cover Girl* Stephenie Meyer, 2008

¹⁷⁶⁸ Simonis: *Grenzüberschreitungen in der phantastischen Literatur*, 2005, S. 68

¹⁷⁶⁹ Dallach: *Beißen oder nicht*, 2008

der Hand legen und ist davon überzeugt, dass es kein besseres Publikum gibt als junge Mädchen: „You really can’t write for a better audience. I say to all other authors: If you’re not writing for teenage girls, you’re missing out on a lot of love.“¹⁷⁷⁰

7.2.3. Figurenanalyse

In der Vampir-Saga von Stephenie Meyer sind es die Figuren selbst, die einen interessanten Betrachtungsansatz für die Evolutionspsychologie bieten. Zusammengefasst begegnet man drei gänzlich unterschiedlichen Figurengruppen in den Romanen: den Menschen, den Werwölfen und den Vampiren, wobei letztere Gruppe sich nochmals in „gute“ und „böse“ Vampire aufteilt. Allen voran wird die Menschenwelt von Bella repräsentiert, für die „guten“ Vampire steht Edward im Zentrum der Geschichte und Jacob ist die zentrale Werwolffigur.

Fast alles, was wir über die Figuren und ihre Handlungen wissen, stammt von Bella, die zwar eine präzise Beobachtungsgabe hat, allerdings naturgemäß nur ihren Blickwinkel abdeckt. Über ihre Einstellungen und über ihre Gefühlswelt verrät dies viel, für die Länge des Romans allerdings relativ wenig über ihr eigenes Äußeres. Bella scheint ein attraktiver Teenager zu sein, aber keine umwerfende Schönheit, zumindest kann man dies aus den Reaktionen ihrer Mitschüler schließen. Aus modischer Kleidung macht sie sich wenig, in der Regel trägt sie Jeans, T-Shirt und Pullover. Wichtiger sind ihr Literatur, Musik und ihre Selbständigkeit. Sie gehört zu den Menschen, die körperlich nicht besonders geschickt sind, sich permanent selber in Unfälle verwickeln, aus denen sie dann auch kleinere oder größere Verletzungen davontragen. (Morgengrauen, S. 14 f.) Trotz dieser hohen Unfallgefahr geht Bella nahezu angstfrei durch das Leben, durchaus kein unüblicher Verhaltenszug bei Jugendlichen.¹⁷⁷¹ Aufgrund ihrer schüchternen Veranlagung schließt sie nicht so leicht Bekanntschaften, einen Freund hatte sie vor Edward noch nicht. Erst durch die Verwandlung in eine Vampirin gewinnt das vormals tollpatschige Mädchen an Agilität, Eleganz und Selbstsicherheit in ihren Bewegungen und an Attraktivität in ihrem Aussehen. Betont wird immer wieder ihre von Natur aus sehr helle Haut, fast der der Vampire vergleichbar, und ihr langes dunkles Haar.¹⁷⁷² Als Mensch bietet Bellas Figurenkonstellation zumindest für die Hälfte der Fans eine gute Identifikationsplattform, so die Rückmeldung bei einer von Nicola Bardola und der Fan-Homepage „Team Edward“¹⁷⁷³ gestarteten Umfrage:

¹⁷⁷⁰ Kirschling: Stephenie Meyer’s ‚Twilight‘ Zone, 2007

¹⁷⁷¹ Strauch: Warum sie so seltsam sind, S. 137 ff.

¹⁷⁷² Die weibliche Haut ist normalerweise bei den Menschen eher etwas heller als die männliche. Am markantesten ist dieser Unterschied beim Einsetzen der Geschlechtsreife. Während der Schwangerschaft und mit zunehmendem Alter gleicht sie sich dem männlichen Hautton an. Damit wird die Helligkeit der Haut zu einem Indikator für jugendliche Reproduktionsfähigkeit. Blondes Haar ist in diesem Zusammenhang als Ausdehnung der hellen Haut zu betrachten. (Menninghaus: Das Versprechen der Schönheit, 2007, S. 94 ff.) Die Betonung der Haut eines Mädchens oder jungen Frau, die „weiß wie Schnee“ ist, stellt in den Märchen der Brüder Grimm vermutlich deshalb ein häufig wiederkehrendes Motiv dar.

¹⁷⁷³ Türkhan Agvaz (Red.): Team Edward, www.team-edward.net, 17.06.2009

„Sie wird als gewöhnliches Mädchen dargestellt, in das jede Leserin sich sehr gut hineinversetzen kann. Sie ist nicht übermäßig schön, nicht übermäßig klug, nicht ‚besonders‘, sondern eben völliger Durchschnitt. Im Verlauf der Reihe fällt es besonders mit dem vierten Buch schwer, sich mit Bella zu identifizieren, da sie sich immer weniger wie ein normales junges Mädchen verhält.“¹⁷⁷⁴

Zu den „guten“, sprich menschenfreundlichen Vampiren, zählen vor allem die Cullens, die von der Ich-Erzählerin detailliert beschrieben werden, Edward, das Subjekt ihrer Begierde, natürlich am ausführlichsten. Äußerlich fallen die Cullens durch ihre überirdische Schönheit, durch ihre ästhetische Art der Fortbewegung, durch spezielle Augenfarben und ihre blasse Haut auf:

„Einmal mehr ging ich in Gedanken alles durch, was ich selbst beobachtet hatte: die übermenschliche Geschwindigkeit und Stärke, die wechselnde Augenfarbe – von Schwarz zu Gold und wieder zurück. Die unglaubliche Schönheit, die blasse, kalte Haut. Und dann die kleinen Sachen, die mir erst nach und nach aufgefallen waren – dass sie nie zu essen schienen oder die unheimliche Anmut ihrer Bewegungen. Und die Art, wie sich Edward manchmal ausdrückte – so gewählt, dass es eher in einen Fin-de-Siècle-Roman passte als in ein Klassenzimmer des 21. Jahrhunderts. An dem Tag, als wir unsere Blutgruppen bestimmen sollten, war er nicht zum Unterricht gekommen, und den Strandausflug hatte er erst abgesagt, als er hörte, wohin wir wollten. Er schien die Gedanken aller Leute in seiner Umgebung lesen zu können... außer meine. Er hat mir gesagt, dass er gefährlich war“ (Morgengrauen, S. 146)

All das Wissen vermag Bella nicht von Edward fernzuhalten. Sie ist nicht nur von ihm fasziniert, sie hat sich sehr sterblich in den Unsterblichen verliebt. „Es gab drei Dinge, deren ich mir absolut sicher war: Erstens, Edward war ein Vampir. Zweitens, ein Teil von ihm – und ich wusste nicht, wie mächtig dieser Teil war – dürstete nach meinem Blut. Und drittens, ich war bedingungslos und unwiderruflich in ihn verliebt.“ (Morgengrauen, S. 206)

Sukzessive nähern sich die beiden an, fassen soweit Vertrauen zueinander, bis Edward ihr aus seinem Leben und dem Leben seiner Adoptivfamilie erzählt: Er wurde 1901 geboren und 1918, als er während der großen Influenza-Pandemie im Sterben lag, von Carlisle, seinem zukünftigen „Stiefvater“ in einen Vampir verwandelt. Seine leiblichen Eltern waren bereits vorher an der Grippe gestorben. (Morgengrauen, S. 302) Nach und nach kamen dann die anderen Familienmitglieder hinzu, alle ehemals Menschen in aussichtslosen Situationen, den sicheren Tod vor Augen.¹⁷⁷⁵ Carlisle, bereits seit etlichen Jahrhunderten auf der Welt, wollte sich eine Gemeinschaft Gleichgesinnter schaffen, die nicht wie die anderen Vampire leben, sich nicht von Menschen-, sondern von Tierblut ernähren, – wie Edward es spaßeshalber bezeichnet –

¹⁷⁷⁴ Bardola: Bestseller mit Biss, 2009, S. 170

¹⁷⁷⁵ Im Gegensatz zu dem gängigen Vampirmythos waren die Cullen-Vampire ehemals normale, freundliche, vielleicht auch unglückliche Menschen, aber keinesfalls Menschen, die „Todsünden“ begangen hatten, Verbrecher oder Sünder jeder Couleur – wie vornehmlich die christliche Kirche verbreiten ließ. (Borrmann: Vampirismus oder die Sehnsucht nach Unsterblichkeit, 1999, S. 109 ff.)

als „Vegetarier“ leben.¹⁷⁷⁶ Nach der Verwandlung scheint dies anfangs besonders schwer zu sein, erst im Laufe der Jahre gelingt es, sich selbst zu bezähmen. Edwards Stiefbruder Jasper fällt es immer noch schwer, und er hält daher einen wesentlich größeren Abstand zu Bella oder anderen Menschen. Die Lebensweise der Cullens scheint in der Vampirwelt bis auf eine weitere Familie in Alaska, den Denali-Clan, die Ausnahme darzustellen. (Morgengrauen, S. 305; Mittagsstunde S. 426) Edward versucht Bella zu erläutern, warum sie anders leben:

„Die anderen – also die meisten unserer Artgenossen, die voll und ganz zufrieden sind mit ihrer Bestimmung – wollen auch immer wissen, wie wir so leben können. Aber ich meine – nur weil man ein bestimmtes Los zugeteilt bekommt, muss man sich doch nicht damit abfinden. Kann ich mich denn nicht darüber erheben und die Grenzen des Schicksals ausweiten, das ich mir nicht selbst ausgesucht habe? Warum soll ich denn nicht versuchen, meine menschlichen Wesensarten, so schwach ausgeprägt sie auch sein mögen, zu erhalten.“ (Morgengrauen, S. 323)

Insofern verfügen die „guten“ Vampire über das, was Antonio Damasio als „autobiografisches Selbst“ bezeichnet. Dies setzt voraus, dass man Erinnerungen rekurrieren kann, also ein Bewusstsein über ein Bewusstsein besitzt – gesteuert durch die linke Hemisphäre des Assoziations- sowie durch den Präfrontalkortex.¹⁷⁷⁷

Vieles, was Bella bisher von Vampiren zu wissen glaubte, erweist sich als falsch. Sie schlafen weder in Särgen (denn sie schlafen gar nicht!), noch hausen sie in unheimlichen Gewölben. Kreuze scheinen sie ebenso wenig zu Fall zu bringen wie Tageslicht.¹⁷⁷⁸ (Morgengrauen, S. 196 f.) Letzteres birgt lediglich die Problematik, dass Sonnenlicht ihre Haut glitzern lässt, so dass sie ihr eigentliches Wesen vor den Menschen kaum verstecken können. Das ist der Grund, warum sich die Cullens in der meteorologisch ungastlichen Gegend niedergelassen haben.

„Glaubst du, ich könnte im Sonnenschein die Straße entlangspazieren, ohne Massenkarambolagen auszulösen? Wir haben die Halbinsel Olympic nicht ohne Grund ausgewählt – sie ist eine der am wenigsten sonnigen Gegenden der ganzen Welt. Es ist schön, die Möglichkeit zu haben, tagsüber das Haus zu verlassen. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie sehr einem nach gut achtzig Jahren die Nacht zum Hals raushängt.“ (Morgengrauen, 305 f.)

Ihr Verhalten wird mehrfach mit dem von Raubtieren verglichen, die über exzellente Sinne und Instinkte verfügen und über eine Dimension von Kraft und Schnelligkeit, die Vergleiche aus dem Tierreich suchen. Ihre Schönheit und ihre Anmut machen sie für ihre potenzielle

¹⁷⁷⁶ Vgl. hierzu die Überlegungen von Jean Kazez: Vor Hunger sterben: Die vegetarische Ethik von *Twilight*, in: Housel, Rebecca/Jeremy Wisnewski (Hrsg.): Die Philosophie in *Twilight*, Weinheim: Wiley-VCH 2010, S. 29-40

¹⁷⁷⁷ Solms/Turnbull: Das Gehirn und die innere Welt, 2004, S. 110 f.

¹⁷⁷⁸ Tatsächlich gibt es Menschen, die so überempfindlich auf Sonnenlicht reagieren, dass sie es tendenziell versuchen zu meiden. Verursacht werden kann dies beispielsweise durch die genetisch bedingte Porphyrie, Morbus Basedow oder das Sézary-Syndrom. Porphyrie-Patienten leiden zudem an chronischer Anämie, was sie sehr blass erscheinen lässt, und zeigen eine Abneigung gegen Knoblauch. (Tony Thorne: Kinder der Nacht. Die Vampire sind unter uns, Berlin: Rütten & Loening 2002, S. 163 ff.)

Beute ausgesprochen attraktiv, denn ihre Form der Reproduktion besteht im Beißen eines Menschen, der entweder daran zugrunde geht oder sich, sofern er stark genug ist, in einen Vampir verwandelt.¹⁷⁷⁹ Da Edward mit Bella über den Prozess der Verwandlung nicht sprechen möchte, stillt seine Schwester Alice ihren Wissensdurst.

„Wie alle anderen Raubtiere sind wir im Übermaß mit Fähigkeiten und Waffen ausgestattet, viel üppiger als eigentlich notwendig: die körperliche Stärke, die Geschwindigkeit, die scharfen Sinne, abgesehen von zusätzlichem Wahrnehmungsvermögen wie bei Edward, Jasper oder mir. Dazu kommt, dass wir äußerlich attraktiv auf unsere Beute wirken, genau wie Fleisch fressende Pflanzen. [...] Und wir haben noch eine weitere Waffe, eine ziemlich überflüssige, wenn du mich fragst. Wir sind nämlich auch giftig. [...] Das Gift ist nicht tödlich, es macht nur bewegungsunfähig. Es breitet sich langsam durch die Blutbahn aus, so dass unser Opfer, wenn es erst mal gebissen ist, zu große Schmerzen hat, um zu entkommen. Überflüssig, wie gesagt – wenn wir nahe genug herankommen, um zu beißen, gibt es sowieso kein Entkommen.“ (Morgenrot, S. 428)

Und falls man doch entkommt und sich das Gift im Körper ausbreiten kann, dauert es ein paar Tage, bis das Herz stillsteht und die Verwandlung damit abgeschlossen ist. Doch diese Prozedur scheint so schmerzhaft zu sein, dass sich das Opfer in jeder Phase den Tod und damit das Ende der Tortur herbeisehnt.

Interessanterweise gibt es zwischen weiblichen und männlichen Vampiren keinen Unterschied bezüglich Schnelligkeit, Kraft oder Kampfeswillen. Selbst wenn die Vampirinnen äußerlich filigran wirken, scheinen sie den Männern ihrer Spezies in nichts nachzustehen. Biologisch argumentiert ist dies durchaus plausibel: Sie müssen weder sich, ihren Körper noch ihren Nachwuchs schützen, denn sie haben nichts zu verlieren und sind bereits unsterblich, und ihre Art, „Kinder“ in die Welt zu setzen, gleicht denen der männlichen Vampire. (Vgl. auch Kap. über Gewalt und Aggression) Unterschiede zwischen den Vampiren beiderlei Geschlechts gibt es dennoch, allerdings handelt es sich entweder um einen besonderen Erfahrungsschatz, der im Laufe der langen Existenz generiert werden konnte, oder um individuelle Besonderheiten wie Edwards Fähigkeit, die Gedanken anderer ‚hören‘ zu können, Alice’ visionäre Kraft oder Jaspers deeskalierender Einfluss auf Menschen und Vampire. Edward versucht Bella zu erklären, warum einige diese Spezifika aufweisen.

„Wir wissen es nicht genau. Carlisle hat so eine Theorie. Er meint, dass wir alle unsere stärksten menschlichen Eigenschaften mit uns in das andere Leben nehmen, wo sie dann noch intensiviert werden. Demnach war ich schon vorher sehr sensibel für die Gedanken der Leute um mich herum.“ (Morgengrauen, S. 323)

Die Cullens und, besonders im Zentrum der Handlung, Edward repräsentieren nicht nur positiv besetzte, zufällig zu einem Vampir mutierte ‚Menschen‘, sondern eine höhere, integrieren-

¹⁷⁷⁹ Das Beißen und Aussaugen der Tiere durch die „vegetarisch“ lebenden Cullens hat nur eine tödliche Wirkung; sie verwandeln sich nicht analog zu den gebissenen Menschen in Tier-Vampire.

de Macht, deren Ziele und Verhaltenskodex es anzustreben gilt. Bella, ihre Eltern und Freunde, sogar ihr Werwolffreund Jacob werden als ‚gute Menschen‘ mit einigen Schwächen und Unzulänglichkeiten gezeichnet und spiegeln in ihrer mehrheitlich freundlichen Durchschnittlichkeit sicher das Gros einer Gesellschaft wider – ideale Identifikationsplattformen für die Leser. Das Verhalten der Cullens geht darüber hinaus: Sie werden als übermenschlich im doppelten Sinn dargestellt – in ihrer Unsterblichkeit als Vampire und als Kulminationspunkt ethischen und metaphysischen Strebens. Als Initiator dieser „Religion“ tritt Carlisle, der ‚Vater‘ von Edward auf, der sich nach seiner eigenen Verwandlung eine Gruppe von Gleichgesinnten schafft – „Jünger“, die mit ihm die Idee von einer besseren Vampirwelt teilen. Wie Eckart Voland zusammenfasst, sind für Religionen gemeinsame Mythen, Rituale, Mystik, Ethik kennzeichnend.¹⁷⁸⁰ Aus biologischer Sicht dienen diese Aspekte im Wesentlichen der Kohärenz und Disziplinierung von Gruppenkonstruktionen, denn in „der Menschheitsgeschichte waren gut kooperierende Gruppen den weniger gut kooperierenden in der Konkurrenz um Lebensvorteile überlegen.“¹⁷⁸¹ Zeit- oder sonstige ressourcenaufwändige Rituale, wie häufiges Beten/Gottesdienste, Spenden etc. können zudem mit der „costly signaling theory“ erklärt werden, einem „Handicap“, das sich ihre Besitzer leisten (können). Die menschliche Tendenz zur Mystifizierung und zur Transzendenz könnte den schon in dem Kapitel über die evolutionäre Psychologie ausgeführten Überlegungen entsprechen, zunächst einmal für die menschliche Kognition unerklärbare Zustände nachvollziehbar zu machen und damit eine etwaig aufkommende kognitive Dissonanz auf ein Minimum zu reduzieren. Das Gehirn konstruiert Geschichten, um ‚Leerstellen‘ zu füllen – ein „Ausfluss evolutionsbewährter ‚intuitiver Ontologien““.¹⁷⁸² Und Fiktionen über das Übernatürliche und auch Unheimliche greifen so im Kern auf eine ältere mythologische Schicht zurück, die wiederum zu einer Ritualisierung führt oder führen kann, so die Überlegungen von Annette Simonis.¹⁷⁸³ Carlisle Cullen übernimmt in dieser ‚Glaubensgemeinschaft‘ der „vegetarisch“ lebenden Vampire trotz seines scheinbar jugendlichen Auftritts eine zweifache Führungsposition ein, als deren Gründer, der über die längste Erfahrung als Vampir verfügt und als Vorbild, der sich als Zeichen seiner besonderen (Glaubens-)Stärke – ganz im Sinne des Handicap-Prinzips – permanent als ein im Krankenhaus praktizierender Arzt der Versuchung von menschlichem Blut aussetzt. Alle, die seiner ‚Familie‘ angehören, streben diesem Ideal nach und werden untereinander gehalten und getragen, wenn sie schwach werden. Bella, die zu dieser Glaubensgemeinschaft gehören will, zunächst einmal um Edward besonders nahe sein zu können, erkennt nach ihrer Verwandlung –

¹⁷⁸⁰ Voland: Die Natur des Menschen, 2007, S. 118

¹⁷⁸¹ Ebd., S. 118

¹⁷⁸² Ebd., S. 122

¹⁷⁸³ Simonis: Grenzüberschreitungen in der phantastischen Literatur, 2005, S. 57

sprich nach ihrer sehr schmerzhaften Aufnahme in den Kreis der Vampire, die durchaus mit auf Außenstehende grausam wirkenden Aufnahme-ritualen von Individuen in eine bestimmte Gruppe verglichen werden kann¹⁷⁸⁴ –, dass sie nun ihre eigene Mittelmäßigkeit hinter sich gelassen, ihre eigentliche Bestimmung gefunden hat und damit selber zu etwas Besonderem, Herausragenden geworden ist:

„After eighteen years of mediocrity, I was pretty used to being average. I realized now that I'd long ago given up any aspirations of shining at anything. I just did the best with what I had, never quite fitting into my world. So this was really different. I was amazing now – to them and to myself. It was like I had been born to be a vampire. The idea made me want to laugh, but it also made me want to sing. I had found my true place in the world, the place I fit, the place I shined.“ (Breaking dawn, S. 523 f.)

Aber jede Glaubensrichtung kann nur strahlen, wenn eine Gegenposition existiert, wenn sie sich in einer Folie spiegeln kann. Ziel ist daher, die Kontraste plakativ darzustellen, um die eigene Überlegenheit über die andere Glaubensrichtung zu demonstrieren. Stephenie Meyer bedient dieses Schema mit der Figurengruppe der „bösen“ Vampire, zu denen neben den nomadisch-marodierenden Vampirbanden (wie Victoria, Laurent, James) und anderen Clan-Familien, die allerdings eher nur partiell auftauchen¹⁷⁸⁵, vor allem die regierende Volturi-Familie, die im italienischen Volterra residiert, gehören.¹⁷⁸⁶ Die Volturi-Sippe hält einen Vergleich mit den Corleones in Mario Puzos „Der Pate“ stand, nur dass ihr Einflussbereich unumschränkter und weltumspannender ist. Sie treten als alte herrschende „Familie“ mit einem engen Zusammenhalt auf, die sich in die Betätigungen anderer Vampire oder Vampir-Familien in der Regel nicht einmischt, sofern diese nicht gegen das Hauptgesetz, das unauffällige Bewegen in der Menschenwelt, verstoßen. Greifen sie ein, was häufig bei Jung-Vampiren passiert, die sich in den ersten paar Jahren nach ihrer Verwandlung schwer kontrollieren können, so endet dies für die Betroffenen in der wahrhaftigen Endlichkeit.¹⁷⁸⁷ Eine Koinzidenz gibt es hier zu der erfolgreichsten europäischen Quidditch-Mannschaft aus den Harry-Potter-Romanen, den aus Bulgarien stammenden „Vratsa Vultures“. Ob Stephenie Meyer bewusst oder unwissentlich bei Joanne Rowling eine Anleihe gemacht hat, kann nicht beantwortet werden. Der Name

¹⁷⁸⁴ Hier wären beispielsweise Beschneidungen von jungen Mädchen in einigen Regionen Afrikas zu nennen, wenn sie in das heiratsfähige Alter kommen, oder „Aufnahmeprüfungen“ von Jungenbanden, die selber körperliche Torturen erleiden oder an Unschuldigen vollziehen müssen.

¹⁷⁸⁵ Eine detaillierte Aufstellung, welcher Vampir zu welchem Clan gehört, befindet sich am Ende von „Breaking dawn“, S. 756

¹⁷⁸⁶ Als weiteres Kuriosum in der erfolgreichen Rezeptionsgeschichte von Stephenie Meyers Twilight-Bänden stellte sich heraus, dass die italienische Stadt Volterra, Sitz der Volturi-Familie und Handlungsort am Ende des zweiten Romans, nun zum Anziehungspunkt für vor allem weibliche Teenager-Touristen geworden ist. Dank der Twilight-Romane gab es 50.000 zusätzliche Übernachtungen in 2009. Fiona Ehlers: Stadt der Vampire, in: Spiegel Nr. 15, 12.04.2010, S. 98

¹⁷⁸⁷ Barbara Strauch hat ausgeführt, dass die Impulssteuerung und -hemmung erst ab 25 Jahren voll ausgeprägt ist. Darüber hinaus wird risikoreiches Verhalten mit einem Dopaminschub belohnt. Insofern kongruiert die fehlende Selbstkontrolle der Jung-Vampire durchaus mit der von Teenagern und jungen Twens. (Strauch: Warum sie so seltsam sind, 2003, S. 52 ff.)

„Vultur(e)“ bezeichnet ansonsten treffend eine Geierart, die sich allerdings im Gegensatz zu ihren Vampir-Namenskollegen lieber von Aas ernährt.

In der „Bis(s)“-Reihe von Stephenie Meyer erscheinen die Werwölfe als gigantische, pferdegroße und Angst einflößende Wesen, betrachtet man jedoch ihr Verhalten, so zählen sie zu den positiv besetzten Figuren.¹⁷⁸⁸ Das erste Mal sieht Bella einen Werwolf, als er den Vampir Laurent abhält, Bella zu töten:

„Da sah ich es, eine riesige schwarze Gestalt, die vorsichtig, leise wie ein Schatten hinter den Bäumen hervorkam und zielstrebig auf den Vampir zumarschierte. Es war ein gigantisches Wesen – groß wie ein Pferd, aber massiger und viel muskulöser. Es öffnete leicht die längliche Schnauze und entblößte dabei eine Reihe dolchähnlicher Schneidezähne. Zwischen den Zähnen ließ es ein schauerliches Knurren ertönen, das über die Lichtung dröhnte wie ein Donnerhall.“ (Mittagsstunde, S. 243 f.)

Die Jungen und jungen Männer, die sich in Werwölfe verwandeln, gehören alle zum Stamm der Quileute, übrigens tatsächlich einem der ältesten Stämme amerikanischer Ureinwohner, die nach eigener Überlieferung von Wölfen abstammen. (Abendrot, S. 244 ff.¹⁷⁸⁹) Ihre Kraft und ihr Schrecken gebietendes Aussehen setzen sie lediglich bei der Vampirjagd ein, nur gegen die „bösen“ Vampire versteht sich, denn mit den „guten“ schließen sie – abgesehen von wenigen Ausnahmen – zwar keine Freundschaft, aber zumindest einen Nicht-Angriffspakt. Und Ende des dritten Bandes, als es zum großen Kampf zwischen der Vampirin Victoria und ihrem Gefolge mit den Cullens respektive Bella kommen soll, kämpfen die Werwölfe gemeinsam mit den „guten“ Vampiren und Bella. Bindeglied zwischen den Werwölfen und der Vampir-Familie der Cullens ist Bella mit ihrer Liebe zu Edward einerseits und Jacob andererseits. Männliche Eifersucht wird zumindest für die Zeit der Schlacht – und als nichts anderes kann man diese Szenen bezeichnen – auf die Seite geschoben, da es doch gilt, den Feind von außen zu besiegen. Dennoch richten Werwölfe aufgrund ihrer immensen Kraft ungewollt Schaden bei den Menschen an. Die Verlobte von Sam, dem Leit-Werwolf, ist nach einer Attacke von ihm entsprechend gezeichnet.

Das prähominide Verhalten der Werwölfe spiegelt sich nicht nur in ihrem individuellen Verhalten, sondern in ihrer Gruppenstruktur wider: Die strenge Hierarchie des Rudels lässt individuelle Reaktionsmuster nicht zu. Der Alpha-Wolf Sam trifft die Entscheidungen, erteilt die

¹⁷⁸⁸ In der jüngsten deutschen Geschichte wurde der Nimbus des Werwolfes politisch genutzt. Adolf Hitler, der in seinem Vornamen eine Zusammenziehung von „Adel“ und „Wolf“ sah, ließ sich im engen Kreis mit Wolf anreden. Die „Wolfsschanze“, die „Wolfsschlucht“ und die „Werwolf-Einheiten“ erhielten ihren Namen angelehnt daran. Letztere bestanden hauptsächlich aus Gruppierungen von Jugendlichen gegen Ende des Zweiten Weltkriegs, die in Guerilla-Manier die alliierten Truppen im eigenen Land angreifen und überwältigen sollten. (Siehe auch Borrmann: Vampirismus oder die Sehnsucht nach Unsterblichkeit, S. 38, S. 172)

¹⁷⁸⁹ Quileute Tribal Council: Quileute Nation, www.quileutenation.org, 17.06.2009

Befehle und tatsächlich ordnen sich alle anderen Wölfe diesem Diktat unter.¹⁷⁹⁰ Eigentlich käme Jacob aufgrund seiner Abstammung aus der Häuptlingslinie des Quileute-Stamms diese Position zu, doch er möchte sie wegen seiner Jugend und Unerfahrenheit nicht übernehmen. Dieser potenzielle Status manifestiert jedoch seine *primus inter pares*-Position den anderen Werwölfen gegenüber. Erst im vierten Band, als er dem Befehl von Sam, die Cullens anzugreifen und zu vernichten, nicht Folge leisten will, trennt er sich von dem Rudel und mutiert selber zu einem Alpha-Wolf.

„And I had not been born to kneel to him [Sam, der andere Alpha-Wolf – Verf.]. The bonds fell of my body the second that I embraced my birthright. I could feel it gathering in me, both a freedom and also a strange, hollow power. Hollow because an Alpha’s power came from his pack, and I had no pack.” (Breaking dawn, S. 209)

Leah, die einzige Werwölfin, und ihr kleiner Bruder Seth, der sowieso ein freundschaftliches Verhältnis zu den Vampir-Feinden unterhält, begleiten ihn. Später laufen noch zwei weitere Werwölfe aus dem alten Rudel zu ihm über. Anfangs versucht er die Verantwortung für die anderen Werwölfe, die sich ihm angeschlossen haben, von sich zu weisen, im Laufe der Zeit wächst er jedoch in die Rolle hinein und genießt sie sogar weitgehend.

Ein spezieller und ganz „unmenschlicher“ Aspekt der Werwolfsippe ist das eingangs bereits erwähnte Prinzip der Prägung, das aus der Ethologie hauptsächlich bei einigen Wasservogelarten bekannt ist. So kann es jedem Werwolf zu jedem Zeitpunkt passieren, dass er unerwartet auf ein menschliches weibliches Wesen jeden Alters (!) geprägt wird, was konkret bedeutet, dass er sein Leben lang nicht mehr von ihr lassen kann, dass er sich immer um sie kümmern wird und die beiden für ein (Liebes-)Leben miteinander bestimmt sind – unauflöslich. (Abendrot, S. 179 f.)¹⁷⁹¹ Jacob vertritt bis zu Renesmees Geburt eine abwertende Position diesem „Naturgesetz“ gegenüber: „All this mandatory love-at-first-sight was completely sickening!“ (Breaking dawn, S. 147; inhaltlich ebd., S. 153). Erst als Renesmees, das neugeborene Vampir-Hybrid-Mädchen, diesen Prozess bei ihm selber auslöst, ändert er zwangsläufig seine Haltung, denn sie vollzieht sich nicht steuerbar, sie ist unabdingbar und unbeeinflussbar von dem so genannten freien Willen, der, wie in dem Kapitel zur Hirnforschung bereits vorgestellt, sowieso nur ein bedingter zu sein scheint. Diesen ad hoc ablaufenden Prozess beschreibt Jacob:

„Warm brown eyes, the color of milk chocolate – the exact same color that Bella’s had been. My shaking jerked to a stop; heat flooded through me, stronger than before,

¹⁷⁹⁰ Die Philosophin Sara Worley hat sich Gedanken zur Autoritätshörigkeit und zum „freien Willen“ von Meyers Werwolffiguren gemacht. Sara Worley Liebe und Autorität unter Wölfen, in: Housel, Rebecca/Jeremy Wisniewski (Hrsg.): Die Philosophie in Twilight, Weinheim: Wiley-VCH 2010, S. 107-117

¹⁷⁹¹ Leonie Viola Thöne vertritt die nachvollziehbare Auffassung, dass die Werwolfprägung in den Romanen durchaus mit der Idee und dem Prinzip der „Siegelung“ von zwei Menschen in der „Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage“ - wie die Religion der Mormonen, zu der sich Stephenie Meyer bekennt, offizielle heißt - korreliert. Thöne: Die Figur Edward Cullen, 2009, S. 75 ff.

but it was a new kind of heat – not a burning. It was a glowing. Everything inside me came undone as I stared at the tiny porcelain face of the half-vampire, half-human baby. All the lines that held me to my life were sliced apart in swift cuts, like clipping the strings to a bunch of balloons. Everything that made me who I was – my love for the dead girl upstairs, my love for my father, my loyalty to my new pack, the love for my other brothers, my hatred for my enemies, my home, my name, my self – disconnected from me in that second – snip, snip, snip – and floated up into the space. I was not left drifting. A new string held me where I was. Not one string, but a million. Not strings, but steel cables. A million steel cables all tying me to one thing – to the very center of the universe. [...] It was the baby girl in the blond vampire’s arms that held me here now. Renesmee.” (Breaking dawn, S. 359 f.)

Menschen werden im Laufe ihres Lebens durchaus auf bestimmte Aspekte geprägt, Nahrungs- oder Habitatpräferenzen gehören beispielsweise dazu. „Prägung bedeutet modernem Verständnis nach Bestätigung bereits vorhandenen Wissens durch Verzicht auf überflüssigen Ballast und Abbau entsprechender kognitiver Potenziale. Prägung ist kognitive Einengung auf die Kontingenzen der eigenen Lebenssituation.“¹⁷⁹² Wie Eckart Voland ausführt, handelt es sich dabei tendenziell eher um einen destruktiven als konstruktiven Prozess, weil die strukturellen Möglichkeiten des Gehirns beschnitten, respektive in eine kanalisierte Bahn gelenkt werden. Unvermittelte und sofort irreversible Prägungen wie Jacob sie mit Renesmee erlebt, sind Menschen jedoch nicht bekannt – aber hier handelt es sich ja auch um Werwölfe.

Die Bandbreite der evolutionspsychologischen Fragestellungen der Vampir-Reihe von Stephenie Meyer (und vermutlich der meisten Vampirgeschichten) ist vielfältig, trifft im Kern aber klarer und ungeschminkter als die meisten anderen Texte der KJL das, was Menschen und vermutlich jedes Lebewesen beschäftigt und was die Basis der Evolutionslehre ausmacht: Überleben und Reproduktion, Tod und Sexualität, wie es Sabine Jarrot zusammenfasst. „Le thème du vampire se situe entre l’instinct sexuel (Eros) et l’instinct de mort (Thanatos) d’où la possibilité de diverses virtualités érotiques.“¹⁷⁹³ Damit wird der Vampir zum

„Gefäß für eigene Ängste und Träume [...], Allegorie der Sehnsucht nach Schönheit und Perfektion, Symbol für den Wunsch nach immer wähernder Liebe, Projektionsfläche für den Willen, Macht über andere zu haben, Metapher für die Nähe zum Tod, Instrument für die Inszenierung der Einsamkeit, Anspielung auf sexuelle Begierden und Sinnbild von Melancholie.“¹⁷⁹⁴

Der Vampirmythos spricht – wie von Britta Radkowsky dargestellt – solch rudimentäre hominide Strukturen an, dass er nicht nur in literarischer Form ausgelebt wird, sondern anscheinend von einer nicht unerheblichen Zahl von Menschen in der Realität. Und damit sind nicht

¹⁷⁹² Voland: Die Natur des Menschen, 2007, S. 153

¹⁷⁹³ Sabine Jarrot: Vampire: de L’Autre à un autre soi-même. L’étude des mutations des caractéristiques du vampire littéraire du XIXe au XXe siècle comme appréhension de l’évolution de la société, Lille: Atelier National de Reproduction des Thèses 1999, S. 228

¹⁷⁹⁴ Britta Radkowsky: Moderne Vampyre. Mythos als Ausdruck von Persönlichkeit, , Neusäß: Ubooks 2005, S. 8

die harmlosen Halloween-Verkleidungen von Kindern am Vorabend des Allerheiligen gemeint. Die Palette der selten öffentlich agierenden Vampirgruppen reicht von einem tendenziell ungefährlichen spirituellen Gleichklang bis hin zu Blutrausch-Partys und Gewaltakten.¹⁷⁹⁵ Dass diese Szene einen größeren Raum in der Gesellschaft einnimmt, als von der breiten Bevölkerung angenommen, beschreiben u.a. Britta Radkowsky, Tony Thorne und Mark Benecke, die vor allem das Selbstverständnis der modernen „Vampyre“¹⁷⁹⁶ thematisieren. Katherine Ramsland hat dazu einen Undercoverbericht vorgelegt, der Illusionen des etablierten Bildungsbürgertums zunichte macht.¹⁷⁹⁷ Gerade Heranwachsende mit einem hohen TV-Konsum sind überzeugt, dass es Vampire gibt und/oder dass Tote Lebende schädigen können.¹⁷⁹⁸ Diese Faszination, die die Figur des Vampirs und/oder des Werwolfes auf zahlreiche Menschen ausübt, wird im Folgenden anhand der Vampir-Reihe von Stephenie Meyer unter zwei Thesen beleuchtet: (1) Vampire (in dem vorliegenden Fall die „bösen“ Vampire) stehen für ein betrügerisches, ausbeutendes Gruppenverhalten und (2) Vampire und Werwölfe symbolisieren die ‚tierische‘ Seite, die ‚Nachtseite‘ des Menschen.

7.2.3.1. „Böse“ Vampire als Metapher für Parasiten einer Gesellschaft

Erst nach dem ersten Drittel des dritten Bandes kommt es Bella nach zahlreichen Zwischenfällen und mittlerweile zusammengetragenen Informationen richtig zu Bewusstsein, welches Ausmaß der Vampirismus auf der Welt einnimmt:

„Allmählich dämmerte mir, dass Vampire eine viel größere Rolle auf der Welt spielen, als ich bisher gedacht hatte. Wie oft lief der durchschnittliche Mensch wohl nichtsahnend einem Vampir über den Weg? Wie viele Todesfälle, die als Unfälle oder Verbrechen verbucht wurden, gingen in Wirklichkeit auf ihr Konto? Wie bevölkert würde diese andere Welt wohl sein, wenn ich endlich dazustieß?“ (Abendrot, S. 208)

Bellas Überlegungen zeugen bereits von einer gewissen Kenntnis, zu welchen Handlungen diese Parasiten der Gesellschaft, die sich meistens vortrefflich zu tarnen wissen, fähig sind. Aufgeklärt werden ihre Verbrechen selten, bzw. andere müssen als Sündenböcke ihre Köpfe

¹⁷⁹⁵ Die Szene begann sich wohl in den 1960er Jahren von den USA aus zu etablieren. 1966 wurde von Anton La Vey der „Temple of Satan/Church of Satan“ gegründet und 1975 wieder verboten. Ehemalige Mitglieder organisierten sich dann in Splittergruppen wie in dem „Temple of Set“, der 1989 in den USA als Kirche rechtlich anerkannt wurde. Grundphilosophie ist eine sozialdarwinistische Ausrichtung, die auf das Überleben des Stärkeren abzielt. (Ebd., S. 55 ff.) (Vgl. hierzu auch Kap. über kritische Ansätze)

¹⁷⁹⁶ Moderne Vampir-Liebhaber bezeichnen sich anscheinend gerne als „Vampyre“. (Ebd., S. 9) Tony Thorne: Kinder der Nacht, 2002; Mark Benecke: Vampire unter uns: Jugendliche Vampirsukulturen, in: Bertschik, Julia/Christa Agnes Tuczay (Hrsg.): Poetische Wiedergänger. Deutschsprachige Vampirismus-Diskurse vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Tübingen: Francke 2005, S. 285-302

¹⁷⁹⁷ Katherine Ramsland: Vampire unter uns. Ein Undercoverbericht, Köln: vgs 1999

¹⁷⁹⁸ Die Studie wurde bei 1.133 Schülern im Alter von 13 bis 15 Jahren in Süd-Wales durchgeführt. Sahen die Jugendlichen täglich vier oder mehr Stunden fern, so waren 22% von der Existenz von Vampiren überzeugt (im Gegensatz zu 11%, die weniger fernsahen). 26% (im Vergleich 18%) waren darüber hinaus der Ansicht, dass Tote Schaden zufügen können. Emyr Williams/Mandy Robins/Laura Picton: Adolescent television viewing and belief in vampires, in: Journal of Beliefs & Values: Studies in Religion & Education Vol. 27, Nr. 2/2006, S. 227-229

dafür hinhalten. Die Cullens und einige wenige andere Vampire bilden in dieser Riege der Betrüger und Verbrecher die Ausnahme.

Der Mythos Vampir und vergleichbare andere Untote und Wiedergänger blickt auf eine lange Tradition zurück.¹⁷⁹⁹ Die literarische Verarbeitung des Themas begann allerdings erst im 19. Jahrhundert.¹⁸⁰⁰ Noch immer steht „Dracula“ (1897) von Bram Stoker als Inbegriff dieses Genres.¹⁸⁰¹ Ein einheitliches Vampirbild gab und gibt es nicht, und die literarische Zeichnung der Vampir-Figuren differierte zusehends von den folkloristischen Vorstellungen.¹⁸⁰² Selbst die literarische Vampirgestalt ist nicht homogen, vielmehr kann man einen Paradigmenwandel erkennen, von einem in Schrecken versetzenden Monster zu einem empfindsamen, „sozial“ strukturierten Wesen. Einige Arbeiten haben diesen Wandlungsprozess detailliert beleuchtet, wie Amanda Boyd bei ihrer Untersuchung zu Gustav Meyrinks Vampirbild im Vergleich zu seinen Vorgängern oder die umfassende Arbeit von Sabine Jarrot „Vampire: de l’Autre à un autre soi-même“, die den Bogen vom 17. bis ins 20. Jahrhundert schlägt.¹⁸⁰³ Der Vampirmythos, so Jarrot, wurde während der Pestepidemien geboren, als Scheintote mangels medizi-

¹⁷⁹⁹ Tony Thorne vertritt wie die meisten Kenner des Vampirmythos die Auffassung, dass „der Prototyp des blutsaugenden Dämons in nahezu allen menschlichen Gesellschaften präsent ist und seine Entsprechung in so weit entfernten Kulturkreisen wie denen Mittelamerikas, Westafrikas und Südostasiens“ hat. (Thorne: *Kinder der Nacht*, 2002, S. 18; in diesem Sinne ebenso Borrmann: *Vampirismus oder die Sehnsucht nach Unsterblichkeit*, 1999, S. 42 ff.) Ob sein Ursprung bereits in prähistorischen Zeiten zu finden sei und ihren „Ursprung in der menschlichen Psychologie“ (Thorne: *Kinder der Nacht*, 2002, S. 71) habe, kann mit Bestimmtheit nicht gesagt werden. Claude Lecouteux ist ebenfalls überzeugt, dass der Vampir „Teil einer verkannten Geschichte der Menschheit“ ist und „in einem komplexen Zusammenhang von Manifestationen des Todes und des Lebens“ erscheint. (Claude Lecouteux: *Die Geschichte der Vampire. Metamorphose eines Mythos*, Düsseldorf/Zürich: Patmos/Artemis & Winkler 2001, S. 15) Marco Frenschkowski legt hingegen Wert darauf, dass es sich hierbei nicht um eine anthropologische Universalie handelt. „Der Vampir ist gerade kein ‚Menschheitsglaube‘. Er ist eine Stück slavischer und – wohl erst davon abgeleitet – neugriechischer (und rumänischer) Folklore, die sozusagen ‚Karriere‘ gemacht hat. Viele Völker kennen angrenzende Motive: aber eben nur angrenzende. Eine falsche ‚Archetypisierung‘ des Motivs verhindert die eigentlich spannenden kulturgeschichtlichen Fragen: Warum nämlich der Vampirglaube gerade da entsteht, wo er entsteht.“ Marco Frenschkowski: *Keine spitzen Zähne. Von der interkulturellen Vergleichbarkeit mythologischer Konzepte: das Beispiel des Vampirs*, in: Bertschik, Julia/Christa Agnes Tuczay (Hrsg.): *Poetische Wiedergänger. Deutschsprachige Vampirismus-Diskurse vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Tübingen: Francke 2005, S. 59.

Diese Differenzierung mag literaturwissenschaftlich ihren Reiz haben, erscheint aber bei einer evolutionspsychologischen Fragestellung wenig hilfreich, da es ja gerade darum geht, ultimate Erklärungen für ein weltweit auftretendes Phänomen zu finden - was es unbestritten ist – und sich nicht in proximativen kulturellen Überformungen aufzuhalten.

¹⁸⁰⁰ Wem die exakte Urhebererschaft dieses Genres zugeschrieben wird, darüber besteht Uneinigkeit – ob John William Polidoris „The Vampyre“ (1816), Mary Shelleys „Frankenstein“ (1818) oder sogar Gottfried August Bürgers Ballade „Leonore“ (1773).

¹⁸⁰¹ In „Breaking dawn“ bezieht sich Stephenie Meyer in einer kurzen Episode auf den Dracula-Mythos, als Jacob sich über zwei rumänische, von ihrem Verhalten und Auftreten nicht in die amerikanische Gruppe passende Vampire, die die Cullens gegen die Volturis unterstützen wollen, lustig macht: „Dracula One and Dracula Two are creep-tacular“ (S. 631) („creep-tacular“: Portemanteau-Wort, übersetzt etwa „schreck-takulär“).

¹⁸⁰² Zu dem Themenkomplex der historischen Entstehung des Vampirbildes in der Bevölkerung und seine literarische Verarbeitung finden sich die meisten Arbeiten. Zu einer der ersten umfassenden zählt von Basil Copper: *Der Vampir in Legende, Kunst und Wirklichkeit*, Leipzig: Festa 1973/2007. Claude Lecouteux konzentriert sich in seiner fundierten Untersuchung vor allem auf die Metamorphose des Vampirmythos, auf die unterschiedlichen historischen und regionalen Ausprägungen. Lecouteux: *Die Geschichte der Vampire*, 2001. Ken Gelder zeichnet die narrativen Spuren des Vampirmythos nach, belässt es bei der Analyse aber im Wesentlichen bei den Klassikern des Genres, im letzten Kapitel ergänzt um ein paar aktuellere „Vampir-Blockbuster“ wie z.B. Stephen Kings „Salem’s Lot“ (Brennen muss Salem). Ken Gelder: *Reading the Vampire*, London: Routledge 1994

¹⁸⁰³ Amanda Boyd: *Gustav Meyrink and the Evolution of the Literary Vampire: From Feared Bloodsucker to Esoteric Phenomenon*, in: *Neophilologus* Vol. 90/2006, S. 601-620

nischer Differenzialdiagnostik und bedingt durch die Notwendigkeit, sich der Ansteckungs-herde rasch zu entledigen, beerdigt wurden.¹⁸⁰⁴

Fehlinterpretationen bestimmter Merkmale von exhumierten Leichen in Zeiten, in denen die pathologischen Erkenntnisse rudimentär waren, führten zu dem hartnäckigen Glauben, dass Untote existieren.¹⁸⁰⁵ In den vor allem im 17. und 18. Jahrhunderten entstandenen dokumentierten Leichenfunden werden im Wesentlichen folgende „Belege“ aufgeführt: rote oder rosa-farbene Haut, Blut im oder um den Mund herum, kräftiger, dicker Bauch, Zähne wirken größer, Fingernägel und Haare länger, „schmatzende“ Geräusche kamen aus den Gräbern bzw. eine Art Schrei bei der Pfählung, insgesamt geringer Fortschritt des Verwesungsprozesses. Alle diese Phänomene lassen sich heute auf Leichenveränderungen in ihrer normalen medizinischen Variationsbreite zurückführen: Blut sammelt sich konzentriert in bestimmten Körperregionen und bakterielle Einflüsse erweitern die Gefäße, so dass Blut manchmal post mortem aus Körperöffnungen austritt, Fäulnisgase treiben den Körper auf und lassen ihn wohlgenährt aussehen, Zähne, Fingernägel und Haare verändern sich nach dem Tod nicht, lediglich die umliegende Haut schrumpft, so dass eine vergleichbare Wirkung entsteht, Geräusche entstehen durch die entweichenden Gase und waren bei den rasch und flach bestatteten Pestopfern auch außerhalb des Grabes zu hören, der allgemeine Verwesungszustand einer Leiche hängt u.a. von der Luftdurchlässigkeit und der Bodenbeschaffenheit rund um die Grabstätte ab.

Handelte es sich anfangs um die Vorstellung, die „Toten“ entstiegen nächtens ihrem Grab und verbreiteten unter den Sterblichen Krankheiten, Tod oder materielle Schäden, so wandelte sich die Vampirfigur im 19. Jahrhundert zu einem Adligen, der abgeschieden in einem alten Schloss haust, in einem Sarg schläft und sich – wenn greifbar - vom Blut unschuldiger junger Mädchen und Frauen ernährt.¹⁸⁰⁶ Im 20. Jahrhundert vollzog sich dann der Wandel zu einer bürgerlichen Gestalt, die durchaus einem geregelten (oftmals in der Nacht ausgeübten) Beruf nachgeht und mitten unter den Menschen bis zu einem gewissen Maße sogar sozial integriert lebt. „Aujourd’hui le vampire nous ressemble et il mène une vie sociale reconnue.“¹⁸⁰⁷ Die berufliche Aktivität und die soziale Anerkennung dienen klar als Tarnung seines eigentlichen

¹⁸⁰⁴ Jarrot: Vampire, 1999, S. 46. Claude Lecouteux zitiert Léon Gozlan, der in einem seiner Romane 1861 ausführt, dass die Anzahl der vermeintlichen Vampire besonders hoch in Zeiten von Epidemien und Seuchen waren, was nicht verwundert, denn ein geeigneter Sündenbock musste für die dramatisch hohen, damals medizinisch nicht nachvollziehbaren Todesfälle gefunden werden. (Lecouteux: Die Geschichte der Vampire, 2001, S. 170)

¹⁸⁰⁵ Ausführlicher zu diesem Thema bei Paul Barber: The real vampire: Forensic pathology and the lore of the undead, in: Natural History Vol. 99 Nr. 10, Okt. 1990, S. 75-82; Mark Benecke et al.: Natürliche Leichenerscheinungen als Ursprung des Vampirglaubens, Abstract Nr. 47, Frühjahrstagung der Deutschen Gesellschaft für Rechtsmedizin, Juni 2004; Thorne: Kinder der Nacht, 2002, S. 159 ff.; Borrmann: Vampirismus oder die Sehnsucht nach Unsterblichkeit, 1999, S. 94 ff.

¹⁸⁰⁶ Daneben kam durch das Blutsaugen an Männern durch männliche Vampire eine homoerotische Komponente mit ins Spiel. Mehrheitlich scheint es zumindest für die literarischen Vampirgestalten keinen ernährungstechnischen Unterschied zu machen, ob weibliches oder männliches Blut konsumiert wird. Auch die Blutgruppe spielt im Gegensatz zur Realität keine Rolle, jedenfalls wird sie nicht erwähnt.

¹⁸⁰⁷ Jarrot: Vampire, 1999, S. 115

Wesens und machen seine Existenz vielleicht noch erschreckender als früher.¹⁸⁰⁸ Die Metaphern des Vampirismus umfassen daher die ganze Bandbreite der Betrüger und Trittbrettfahrer einer Gesellschaft: ein „Leben“ ausschließlich auf Kosten anderer, kein Verbrauch eigener körperlicher Ressourcen bedingt durch den nicht vorhandenen Energiehaushalt, krebsgeschwürartige Verbreitung (z.B. von Seuchen und Epi- und Pandemien), sadomasochistischer und sich selbst aufgebender Sex und durch die Unsterblichkeit eine niemals endende Ausbeutung. Nicht umsonst werden Politiker, Wirtschaftsmoguln oder Verbrecher, die tatsächlich oder vermeintlich eine breite Bevölkerung ausbeuten, als „Blutsauger“ eines Landes tituliert. Voltaire legte bereits in seinem „Dictionnaire philosophique“ (1764) den Fokus des Vampirbegriffs auf die sozial-politische Komponente.

Der Kulminationspunkt des Vampirs als Ausbeuter der Menschheit findet sich im Werk von Karl Marx: Die das Kapital generierende Arbeiterschaft wird von der Kapital haltenden herrschenden Klasse ausgesaugt und nur der Sozialismus vermag diesem Vampirismus ein Ende zu bereiten.¹⁸⁰⁹ Daneben hat der Typus des Dandys - als Ideal von Lord Byron verkörpert - und der von Nietzsches Übermenschen das Vampirbild mitgestaltet.

„Der *Dandy* ist zunächst ganz lebendes Kunstwerk, sein Zweck ist seine äußere Erscheinung. Er lehnt jede praktische Tätigkeit für sich ab. Doch auch wenn er vorgibt, nur Fassade zu sein, so liegt in seiner Distanz zur Welt zugleich seine Abneigung gegen sie verborgen – und seine Revanche. Hinter seiner kühlen und unbewegten Maske walten zerstörerische Kräfte. Der Dandy ist das Laster im Gewande der Eleganz. Verewigt hat die Gestalt des Dandys Oscar Wilde in seinem Roman ‚Das Bildnis des Dorian Gray‘. [...] Nietzsches *Übermensch* ist antimoralisch wie der Dandy und der Vampir. Wie dieser vertritt er die Herrenmoral und nicht die Sklavenmoral. Der Übermensch weiß, daß das Dasein keinen Sinn und keinen Trost hat, dennoch bejaht er es aus innerer Stärke.“¹⁸¹⁰

Zu Byrons Zeit unterstrichen weiße Haut und elegantes Auftreten die Note des Reichen, des Adligen, der sich seine Hände nicht wie Handwerker, Bauern oder Arbeiter schmutzig machen oder seinen Körper der Sonneneinstrahlung aussetzen musste. Vampire verkörper(te)n im Gegensatz zu dem ausbeutenden Kapitalisten, dem arroganten, untätigen Dandy oder dem ‚Übermenschen‘ echte Verbrecher, und zwar in ihrer gefährlichsten Form als Mörder, wie Borrmann resümiert:

„Selbst in seiner soziologischen Ausprägung kann er ‚über Leichen gehen‘. Der fiktive Vampir mordet ohnehin und auch der in der Sexualwissenschaft als lebender Vampir bezeichnete, pathologische Lustmörder frönt seinem tödlichen Handwerk. Der

¹⁸⁰⁸ Carsten Gansel hat bereits auf die Modifikation der Raummotive in der phantastischen Literatur hingewiesen. „Es erfolgt zunehmend eine Einbettung des Phantastischen in großstädtische Lebensräume. Nicht mehr abgelegene Burgen, sondern die Straßen und Städte sind die Aktionsräume für phantastische Ereignisse. Mit der Hereinnahme der Großstädte bekommt der Schauer eine neue Dimension. Das Phantastische durchzieht eine alltägliche Welt und soll vom Leser aufstörend zur Kenntnis genommen werden.“ (Gansel: *Moderne Kinder- und Jugendliteratur*, 2001, S. 95)

¹⁸⁰⁹ Borrmann: *Vampirismus oder die Sehnsucht nach Unsterblichkeit*, 1999, S. 143 ff.

¹⁸¹⁰ Ebd., S. 149, S. 150

Vampir als Machtmensch, beispielhaft verkörpert in der Gestalt des historische Dracula, Vlad Tepes, pflegt ebenfalls nicht vor Blut zurückzuschrecken.¹⁸¹¹

Serienmördern wird daher aus psychologischer Sicht eine Regredierung in ein atavistisches Frühmenschentum attestiert. Ein elementarer Verstoß gegen die Konventionen hominider Gemeinschaften, und dazu gehört zweifelsohne das Töten eines anderen Gruppenmitglieds alleine aus dem Beweggrund heraus, weil die eigenen Aggressionen nicht gemäßiger kanalisiert werden konnten, führt zu einem nachhaltigen Konflikt mit der verbleibenden Gruppe und in der Regel zu einem Ausstoß aus derselben.¹⁸¹²

Edward erkennt in sich selber den Mörder, und aus den Rückblenden seiner Familienmitglieder treten ebenfalls Erlebnisse zu Tage, die die selbstbeherrschten und gesellschaftlich integrierten Cullens in einem anderen Licht erscheinen lassen. Positiv verbrämt werden Edwards Gewaltakte mit der Wahl seiner Opfer, die anscheinend ihren Tod verdient haben – eine selbstjustiziable Attitüde, die in Europa tendenziell befremdlich, aber in einigen Teilen der USA vermutlich eher geläufig sein dürfte.

„Ich war ein Mörder von Mördern, ein Mörder anderer, schwächerer Monster. Ich schwang mich zu einer Art Gott auf, das musste ich zugeben – bestimmte darüber, wer die Todesstrafe verdiente. Es war ein Kompromiss, den ich mit mir selbst geschlossen hatte. Ich hatte mich von menschlichem Blut ernährt, doch nur, wenn man den Begriff sehr weit fasste. Meine Opfer mit ihren jeweiligen finsternen Taten waren kaum menschlicher als ich.“¹⁸¹³

Eine der Haupttriebfedern des menschlichen Agierens ist der Egoismus und der Vampir verkörpert diese par excellence. Er wird damit zum

„Spiegel des Menschen. Es ist unser eigener Egoismus und unsere Maßlosigkeit, unser eigener Materialismus und Hedonismus, unser Leben auf Kosten anderer und auf Kosten der Nachgeborenen, das uns im ‚Spiegel‘ Vampir entgegenrinst. Das Dunkle im Vampir deutet auf das Dunkle im Menschen, und dieses schattenlose Geschöpf entpuppt sich als unser eigener Schatten, der zunehmend an Größe und Schwärze gewinnt; denn je mehr Werkzeuge der Mensch für das Ausleben seines Egoismus und seiner maßlosen Begierden entwickelt, desto mehr entblößt sich sein eigener Vampircharakter.“¹⁸¹⁴

Ausnahmen hierzu stellen die Texte für Grundschul Kinder dar, in deren Erstlesereihen Vampire ebenfalls als Protagonisten auftauchen. Sie sind unternehmungslustig und meistern die altersadäquaten harmlosen Abenteuer mithilfe ihrer noch begrenzten magischen Fähigkeiten gut, sind oftmals Freunde der Menschenkinder und in der Regel gar nicht blutrünstig. Sie können als Pendants von kleinen Hexen, Wassermännern, Jung-Zauberern und sonstigen ver-

¹⁸¹¹ Ebd., S. 240 f.

¹⁸¹² Ebd., S. 241

¹⁸¹³ Stephenie Meyer: Edward auf den ersten Blick, Hamburg: Carlsen 2006, http://www.carlsen.de/uploads/Jugendbuch/edward_auf_den_ersten_blick.pdf, 30.03.2009, S. 26

¹⁸¹⁴ Borrmann: Vampirismus oder die Sehnsucht nach Unsterblichkeit, 1999, S. 318

gnüglichen Monstern und phantastischen Wesen angesehen werden. Als Beispiel sollen hier lediglich die zahlreichen und schon als Klassiker geltenden Bände rund um den „Kleinen Vampir“ von Angela Sommer-Bodenburg (Reinbek: Rowohlt ab 1979) angeführt werden.¹⁸¹⁵ Isabella Schlinter ergänzt für die Vampirthematik in der Jugendliteratur: „Allen gemeinsam sind aber die Einbettung der Erzählungen in eine Liebesgeschichte und die Schilderung der ständigen Gefahr und Bedrohung, in der sich das Opfer in der Gegenwart des Vampirs befindet.“¹⁸¹⁶ Schon in den 1990er Jahren haben die TV-Soap und der Film um Buffy, die Vampirjägerin, vor allem in den USA einen nahezu hysterischen Kult ausgelöst und den Grundstein für zahlreiche coole und sexy Vampire und deren Entourage gelegt.

Die Vampirfledermäuse, von dem Zoologen Johann Baptist Ritter von Spix 1823 entdeckt, haben ihren Namen nach dem Mythos erhalten und nicht wie vielfach angenommen umgekehrt. Soweit heute bekannt, sind sie die einzigen Säugetiere, die sich ausschließlich von Blut ernähren.¹⁸¹⁷ Des Nächtens suchen sie sich aus einer Herde Rinder, Schafe oder Pferde ein passendes Tier aus, beißen ein kleines Stück Haut heraus und zapfen deren Blut ab. Wie in den alten Legenden kommen die Vampirfledermäuse immer wieder gerne zu demselben Tier in den folgenden Tagen zurück, da die „Zapfstelle“ nun schon vorbereitet ist und sie problemlos an ihre Nahrung gelangen. Als Orientierungsmerkmal dient ihnen der individuelle Geruch ihres Opfers, den sie unter tausenden von Tieren herausfinden können – ganz wie die Vampire in Stephenie Meyers Reihe.¹⁸¹⁸ Für die unfreiwilligen Spender wäre der Blutverlust völlig zu verkraften, wären da nicht die Krankheitserreger, die mit dem Biss der Fledermaus oder mit dem Gerinnungshemmer im Speichel in den Kreislauf des Tieres gelangen können. Tausende von frei grasenden Herdentieren sterben aufgrund einer solchen Infektion (vor allem Tollwut) jährlich auf dem amerikanischen Kontinent, wo die Vampirfledermaus beheimatet ist.¹⁸¹⁹ Vieles von diesem Verhalten erinnert tatsächlich an Varianten des Vampirmythos. Ein Aspekt, der vor allem in der Ethologie und der Evolutionspsychologie lange für Verwirrung gesorgt hat, ist die Bereitwilligkeit der Fledermäuse ihre Nahrung mit anderen Fleder-

¹⁸¹⁵ Siehe hierzu auch ebd., S. 83 ff.

¹⁸¹⁶ Schlinter: *Begehrt und bedroht*, 2007, S. 22

¹⁸¹⁷ Ansonsten sind aus dem Insektenreich die für Menschen und Tiere lästige und manchmal auch Krankheiten transportierende Zecken, Stechmücken oder Wanzen bekannt.

¹⁸¹⁸ Joseph Bahlman/Douglas Kelt: *Use of Olfaction During Prey Location by the Common Vampire Bat*, in: *Biotropica* Vol. 39, Nr. 1/Jan. 2007, S. 147-149

¹⁸¹⁹ Norbert Borrmann führt aus, dass Tollwut zu den Krankheiten (auch ehemals in Europa) zählte, die in vorwissenschaftlichen Gesellschaften Vampirismus suggerierten: „Ein von Tollwut befallener Mensch ist extrem lichtempfindlich und wasserscheu. Er verbirgt sich daher zunächst in einer dunklen Behausung und verläßt sie erst dann, wenn er im ‚Wutstadium‘ danach giert, andere Menschen anzufallen. Zudem sind an Tollwut erkrankte Menschen sehr geruchsempfindlich und weichen daher auch vor Knoblauch zurück. Tollwut war bis ins letzte Jahrhundert eine weit in Europa verbreitete Krankheit, und gerade in Transsilvanien, der Heimat Draculas, gab es im 17. und 18. Jahrhundert gefährliche Tollwutepidemien, bei denen Zehntausende starben.“ (Borrmann: *Vampirismus oder die Sehnsucht nach Unsterblichkeit*, 1999, S. 112) Heute noch sterben in Teilen der Welt Zehntausende von Menschen an den Folgen dieser Virusinfektion.

mäusen zu teilen, die kein Jagdglück hatten und von den Tieren verscheucht wurden. Dieses altruistische Verhalten ergab zunächst keinen Sinn, weil Spender und Empfänger nachweisbar nur vereinzelt miteinander verwandt waren; es handelt sich demnach nicht (nur) um den klassischen Fall der „Kin-Selection“. Wie Gerald Wilkinson herausfand, partizipierten an dem Jagderfolg vor allem „Freundinnen“ (es leben die weiblichen Tiere mit ihren Jungen in einer Gruppe zusammen), von denen sie in der Vergangenheit ebenfalls schon einmal Blut erhalten hatten.¹⁸²⁰ Die Bereitschaft des Gebens wuchs dabei mit der Not der anderen: Waren die befreundeten Vampirfledermäuse dem Hungertod nahe (nach ca. drei Tagen), so erhielten sie eher eine Portion Blut als diejenigen, die noch verhältnismäßig gut bei Kräften waren. Wenige Tierarten zeigen so deutlich die Mechanismen des reziproken Altruismus, so dass sie in der Wissenschaft immer wieder für den Themenkomplex der Entwicklung von Kooperationen untersucht und benannt werden.¹⁸²¹

In der weit verzweigten Legendenbildung und in der literarischen Umsetzung scheint unter Vampiren keine echte Kooperationsgemeinschaft zu herrschen. Sie betreiben ihr (Un-)Wesen auf eigene Kosten und zu eigenem Nutzen. In den Romanen von Stephenie Meyer bilden die altruistischen Cullens eine Ausnahme. Auf die Jagd nach Tieren gehen sie meistens gemeinsam oder in Zweier- und Dreiergruppen, allerdings nicht um den Jagderfolg zu maximieren, denn dieser ist bei ihren übernatürlichen Kräften immer gesichert. Als Familienausflüge getarnt, als Wanderungen in die zahlreichen Wälder der kanadischen Grenze, hat das Ganze mehr Eventcharakter. In Notsituationen hingegen verlassen sie sich unbedingt aufeinander. Andere Vampire in Stephenie Meyers Romanen leben als Nomaden, bilden bestenfalls kleine Zweckgemeinschaften, die aber so locker sind, dass es jederzeit zu einer Verschiebung der Gleichgewichte innerhalb der Kleingruppe kommen kann bzw. Mitglieder verraten oder verstoßen werden oder einfach untertauchen. Nur die wenigsten mischen sich außer bei der Suche nach geeigneter Beute unter Menschen.

„Nicht die transparente und auf den ersten Blick durchschaubare Bedrohung, sei sie auch noch so imposant und Angst einflößend, sondern die auf unbestimmte Ahnungen beruhende und aus verstreuten Spuren sowie unsicheren Indizien zusammengesetzte Antizipation der Gefahr macht den wirkungsvollsten Auslöser des Grauens aus.“¹⁸²²

Die von Annette Simonis allgemein zur phantastischen Literatur gemachten Überlegungen treffen in diesem Kontext besonders gut zu, denn der Horror aus der Vampirliteratur generiert sich nicht nur aus der Tatsache, was und wie Vampire sind, sondern im Wesentlichen daraus, dass sie im Gegensatz zu anderen gefährlichen Gestalten kaum identifiziert werden können.

¹⁸²⁰ Gerald S. Wilkinson: Reciprocal food sharing in the vampire bat, in: Nature Nr. 308, März 1984, S. 181-184

¹⁸²¹ Buss: Evolutionäre Psychologie, 2004, S. 341 f.; Eibl: Animal Poeta, 2004, S. 176, S. 222; Hans Meurer/Klaus Richarz: Von Werwölfen und Vampiren. Tiere zwischen Mythos und Wirklichkeit, Stuttgart: Franckh-Kosmos 2005, S. 34 ff.

¹⁸²² Simonis: Grenzüberschreitungen in der phantastischen Literatur, 2005, S. 193

Ihr menschenähnliches Aussehen, der mehrheitlich nomadische Lebenswandel, die überlegte Intelligenz machen es schwierig bis unmöglich, sie als Parasiten der Gesellschaft zu entlarven. Der Mediziner Carlisle betont, wie weit entfernt sie biologisch vom Homo sapiens sind. Ihr Chromosomensatz beträgt 25 Paare, die der Werwölfe 24 und die des Menschen 23: „[...] our species were almost completely different. Less related than a lion and a house cat.“ (Breaking dawn, S. 236) Wie eine Vermehrung um zwei Chromosomenpaare während des Verwandlungsprozesses von Mensch zu Vampir biologisch funktionieren soll, gehört zu den unlogischen Aspekten, die von der Autorin nicht expliziert werden.¹⁸²³

Bestimmte physiologische Prozesse und metabolische Status weisen bei Stephenie Meyers Vampiren auf ihre Andersartigkeit hin, die bei einem singulären oder bei seltenem und wenig körperbetontem Kontakt kaum auffallen dürften: die kalte, aber unter Sonnenlicht glitzernde Haut, das Fehlen des Herzschlags und der Notwendigkeit zu atmen (obwohl sie es machen, um besser zu riechen (Morgengrauen, S. 354)), die außerordentliche Schnelligkeit, Geschicklichkeit und Stärke, die ausgeprägten Sinnesorgane und die Unmöglichkeit zu schlafen. Besonders augenfällig dürfte über einen Zeitraum hinweg das konstante Alter sein. Vampire kopieren menschliche Verhaltensmuster, um diese Auffälligkeiten zu minimieren, lediglich der fehlende Alterungsprozess zwingt sie spätestens alle paar Jahre zu einem Wohnortswechsel.

Interpersonale Handlungen basieren auf dem Prinzip der Reziprozität, die aber, wie im Kapitel um den reziproken Altruismus dargelegt, selten zeitlich kongruent ablaufen. Der zuerst Agierende sollte daher möglichst sicherstellen, dass seine altruistische Tat tatsächlich ‚entlohnt‘ und er nicht ausgebeutet wird. Menschen haben sich im Laufe der Evolution Mechanismen zu Eigen gemacht, die ihnen ermöglichen, mit diesem „adaptiven Problem“ umzugehen. Eine lange persönliche Kenntnis des Gegenübers und häufiger Kontakt können solche Stabilitätsfaktoren sein. „Betrüger zu entlarven gelingt uns besser, als logisch zu denken“, resümiert Eckart Voland diverse Untersuchungen in diesem Bereich.¹⁸²⁴

Werden Vampire trotz ihrer exzellenten Tarnung als solche identifiziert, dann sind die Konsequenzen für den Enttarnenden fatal, da die oberste Maxime der Vampirwelt lautet, solche Menschen und Vampire unbedingt zu töten. Einer Verbreitung dieser Information, die eventuell eine Demaskierung weiterer Vampir-Betrüger zur Folge hätte, wird damit vorgebeugt. Die Volturis, als entscheidende Instanz in diesen Fragen, legen daher von Anfang an gesteigerten Wert auf Bellas Tod oder Verwandlung. Immer wieder müssen auch in Meyers Romanen

¹⁸²³ Lois Gresh hält hierfür eine Erklärung parat, die allerdings biologisch doch eher zweifelhaft anmutet: „Kurz gesagt, verhält sich das Vampirgift wie eine Art Virus, und es enthält genetisches Material, das es in die Zellen der Opfer injiziert. Innerhalb der Zellen interpretiert die RNA die genetischen Codes des Virusgifts, und dann erzeugen die Ribosome zusätzliche Giftenzyme. Diese wiederum verhalten sich wie Viren, d.h. sie greifen andere Zellen an und injizieren ihnen ihre eigene DNA. So verbreitet sich das Gift im ganzen Körper. Diese Gift verursacht eine Art genetische Mutation und verhindert, dass das körpereigene Immunsystem den Virus überwältigt.“ (Gresh: Alles über Bella und Edward, 2009, S. 60 f.)

¹⁸²⁴ Voland: Die Natur des Menschen, 2007, S. 24

Jung-Vampire, die noch jede Vorsicht bei der Jagd nach Menschenblut fahren lassen, sterben, um die Zahl der in der Öffentlichkeit Aufsehen erregenden Fälle zu reduzieren. Unauffälligkeit ist das Erfolgsprinzip des vampirischen Überlebens und biologisch eine kluge Strategie. Nicht umsonst beherrschen erfolgreiche Jäger in der Tierwelt leises Anschleichen und Umzingeln der Beute, sitzen oder liegen stundenlang regungslos und ihrer Umwelt in Farben oder Formen angepasst auf der Lauer, suggerieren durch ihr Aussehen und Verhalten Harmlosigkeit, so dass sich ihre Opfer in scheinbarer Sicherheit wiegen.

Die Tarnung gewährt zusätzlich die Möglichkeit, sich weitgehend ungeniert und unerkannt zu „vermehren“, ein Problem, das nicht nur den Einzelnen in Mitleidenschaft zieht, sondern die gesamte Sozietät, wie es Clemens Ruthner zutreffend formuliert:

„Besteht doch die wahre Gefährdung durch den rumänischen Vampirgrafen nicht allein in der Usurpation einzelner Frauenkörper, sondern in der unheimlich effektiven Fortpflanzung der Untoten via Biß. Aus individueller (krypto-)sexueller Belästigung und parasitärer Ausbeutung wird kollektive Gefährdung. Dies läßt befürchten, daß gemäß der Darwin'schen Lehre vom ‚survival of the fittest‘ die Vampirspezies eines Tages die Menschheit verdrängen wird – eine Horrorvision Stokers, die mit einem um 1900 vorherrschenden Kulturpessimismus und Sozialbiologismus korrespondiert [...].“¹⁸²⁵

Die Überlegungen von Ruthner sind zwar nachvollziehbar, denn die Vampire sind in nahezu allen Disziplinen den Menschen überlegen, aber nicht bis zu Ende gedacht: Der Parasit achtet darauf, seine potenziellen Wirte nur insoweit zu schädigen, dass diese sein Parasitentum in der Summe verkraften können, sonst beraubt er sich selber seiner Nahrungsquelle und bei den Vampiren sogar seiner Reproduktionsmöglichkeit. Diese Selbstkontrolle entspricht der evolutionär stabilen Strategie und garantiert ein langes, in diesem Fall sogar ewiges Leben. Zeigen sich Vampire unmäßig bei ihrer Blutbeschaffung, dann erregen sie nicht nur unerwünschte Aufmerksamkeit, sondern dezimieren die Zahl ihrer Ressourcen überproportional und erhöhen damit gleichzeitig ihre eigenen Nahrungskonkurrenten, indem sie neue Vampire zeugen. Evolutiv würde sich also ein Gleichgewicht zwischen Vampiren und Menschen einpendeln, außer Vampire modifizieren ihre Ernährungsgewohnheiten (wie die Cullens und Denalis) beziehungsweise schaffen es, synthetisch Blut zu produzieren, das ihren Anforderungen ebenso genügen würde. Fast skurril mutet in diesem Kontext die Ernährung der zuerst sich noch im Mutterleib befindenden und später dann neugeborenen Renesmee an: Im Embryonalstadium „konsumiert“ sie das Blut ihrer Mutter, so dass diese bald während der Schwangerschaft dem Tod näher steht als dem Leben. Erst nachdem Bella, die ja zu diesem Zeitpunkt noch als Sterbliche lebt, menschliches Blut trinkt, geht es ihr wieder besser.

¹⁸²⁵ Clemens Ruthner: Untote Verzahnungen. Prolegomena zu einer Literaturgeschichte des Vampirismus, in: Bertschik, Julia/Christa Agnes Tuczay (Hrsg.): Poetische Wiedergänger. Deutschsprachige Vampirismus-Diskurse vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Tübingen: Francke 2005, S. 30 f.

Für Carlisle, den Adoptiv-Vater von Edward, kann es keine bessere Tarnung geben als eine Tätigkeit im Krankenhaus, wo er täglich bei blutenden Patienten unter Beweis stellen muss, dass er kein Vampir und somit Parasit der Gesellschaft ist. Obwohl die Cullens keinen intensiven Umgang mit Menschen im Privatleben pflegen, agieren sie wie gänzlich normale, unauffällige Kleinstädter: Die „Kinder“ besuchen die Schule und zeichnen sich durch erstklassige Noten aus (kein Wunder, da sie alle bereits x-mal dieselbe Klassenstufe besucht haben und Edward sogar zwei Abschlüsse in Medizin hat (Edward auf den ersten Blick, S. 20)), beteiligen sich an Schulabschluss-Partys und lieben wie alle Teenager schnelle Autos, lässige Klammotten und coole Musik. Ihren Reichtum demonstrieren sie – abgesehen von den Autos - wenig in der Öffentlichkeit und versuchen bei den Mitbewohnern von Forks, keinen Neid zu schüren.

Täuschungen und Lügen an sich gehören zu dem fest angelegten menschlichen Verhaltensrepertoire und sind in ihrer komplexen Form erst möglich, wenn das Individuum mit der Fähigkeit ausgestattet ist, sich in andere hineinzusetzen, die Welt mit den Augen der anderen zu sehen (*Theory of Mind*). Gelogen wird nicht nur aus egoistischen Motiven, sondern auch „im Interesse des Belogenen“ und damit hat die Lüge eine „aggressionshemmende Funktion“.¹⁸²⁶ Auf die Frage, ob das Geschenk gefalle, das Essen geschmeckt habe oder das Kleid elegant wirke, nicht mit der ungeschminkten Wahrheit zu reagieren, hat sich im zwischenmenschlichen Umgang als zweckdienlich erwiesen, zumindest solange man weiterhin freundschaftlichen Kontakt pflegen möchte. Da solche Fragen selten einen entscheidenden Einfluss auf das weitere Leben des Betroffenen nehmen, schadet die Lüge nicht. Anders natürlich bei existenziell relevanten Fragen, die Einfluss auf die persönlichen Ressourcen, die (potenzielle) Nachkommenschaft oder die eigene Sicherheit und das Überleben nehmen. Hier möchte man weder zu seinem eigenen vermeintlichen Schutz und noch weniger zum eigenen Nachteil angelogen werden.

Ausgehend von der Erkenntnis, dass sich die Tier- und Pflanzenwelt ständig Listen zur Sicherung des eigenen (Über-)Lebens oder der eigenen Spezies bedient, zeigt Peter von Matt in seinem Streifzug durch die Literatur „Ästhetik der Hinterlist“, dass List, Lüge und Intrige auch immer fester Bestandteil der Literatur waren.¹⁸²⁷ Die Lüge habe dem Menschen erst ein Überleben gesichert, denn, so die Ausführungen des Literaturwissenschaftlers, der

„Mensch hat das Denken erfunden, um das Fehlen von Hörnern, Hauern und Krallen durch listenreiche Täuschungen zu kompensieren. Statt Homo sapiens sapiens könnte man ihn auch Homo fallax fallax nennen, wobei die Verdoppelung des Attributs auf

¹⁸²⁶ Schwender: Medien und Emotionen, 2001, S. 83

¹⁸²⁷ Peter von Matt: Ästhetik der Hinterlist. Zur Theorie und Praxis der Intrige in der Literatur, München: Carl Friedrich von Siemens Stiftung 2002

jenen Ort der Evolution verweist, wo im unabsehbaren Verstellungstreiben der Natur der Schritt von der unwissenden zur wissentlichen Lüge getan wurde.“¹⁸²⁸

Täuschungen vollziehen sich bei Menschen im Gegensatz zum Tierreich „bewusst“ und absichtlich und unterliegen damit, so von Matt, der moralischen Wertung.

„Wie bei den Menschen erscheinen Lüge, List und Täuschung in der Natur auf zweifache Weise, bald als Simulation, bald als Dissimulation. Die Simulation spiegelt etwas vor, was nicht der Fall ist. [...] Die Dissimulation wiederum spielt nichts vor, sondern verbirgt und verheimlicht die wahre Beschaffenheit.“¹⁸²⁹

Die Differenzierung von Täuschungsmanövern in Simulation und Dissimulation ist zumindest im evolutionspsychologischen Kontext neu und beinhaltet für die Interpretation von Stephenie Meyers Vampir-Romane durchaus einen Reiz. Peter von Matt unterlegt dies mit einem Beispiel:

„So simuliert in der Menschenwelt der Hochstapler den reichen Mann, mit allen Zeichen der Vornehmheit und der begüterten Lebensführung. So dissimuliert der Spion oder ‚schlafende‘ Terrorist seine wahre Beschaffenheit, indem er unauffällig und freundlich unter freundlichen Nachbarn lebt, bis seine Stunde kommt.“¹⁸³⁰

Nach dieser Unterteilung machen sich die Vampire eindeutig der Dissimulation schuldig und müssen als „Schläfer“ – wie in der Welt der Politik und Geheimdienste – als wesentlich gefährlichere Zeitgenossen eingestuft werden, als offen aggressiv agierende.

Intrige in der Literatur bietet die effekteichsten Spannungsmomente, auch wenn von Matt beklagt, dass sie in der literaturwissenschaftlichen Moderne bestenfalls noch einen Platz zu unterhaltenden Zwecken findet. Sie gehört zu den „narrativen und dramatischen Universalien“¹⁸³¹ und speist ihre dämonische Kraft nicht aus der Magie oder göttlicher Fügung, sondern aus der aufgeklärten Intelligenz, die dieses berechnende Verhalten erst möglich macht. Er unterscheidet in die vernichtende und die rettende Intrige, wobei beiden Typen Ambivalenzen anhaften und sie eigentlich nur theoretisch in reiner Form vorkommen. Der globale Intrigant greift dabei stets „nach der Macht über das Ganze, oder er lenkt sie aus dem Hintergrund“.¹⁸³²

Vampire treiben Intrige, Betrug und Täuschungen auf die Spitze – sieht man von den wenigen geläuterten Exemplaren ab, da es sich bei ihnen nicht um einen temporär begrenzten Prozess handelt, sondern um ihr Daseinsprinzip. Es geht ihnen nicht um Vernichtung der Menschen, denn davon hätten sie à la longue keine Vorteile, sondern um deren immerwährende Ausbeutung, eine Situation, die wesentlich dramatischer ist, weil ihre Herrschaft nicht irgendwann

¹⁸²⁸ Ebd., S. 16 f.

¹⁸²⁹ Ebd., S. 8 f.

¹⁸³⁰ Ebd., S. 9

¹⁸³¹ Ebd., S. 26

¹⁸³² Ebd., S. 48

wie die eines Politikers einem natürlichen Ende entgegensieht. Nur eben die geschickte Dissimulation der Vampire lässt die menschlichen Figuren in den Romanen weiterhin ruhig und tumb durchs Leben wandeln.

Da alle Menschen bis auf Kleinkinder und einige neurologisch Erkrankte an dem „Spiel“ des Täuschens und Betrügens partizipieren, haben sich beim Menschen weitere Mechanismen evolviert, nonverbale Merkmale als Lügendetektoren zu verwenden. Neben der Mimik und der Körpersprache, deren Signale anscheinend unbewusst sehr schnell verarbeitet werden, wird die Wahrhaftigkeit vor allem an den vollzogenen Handlungen überprüft.¹⁸³³ Allerdings gewährleisten auch diese Zeichen bei Vampiren, werden sie zumindest anthropomorph gedeutet, keine zwangsläufig zuverlässigen Signale über die Handlungsmotivation. Als Edward Bella im zweiten Band verlässt, vermeintlich weil seine Emotionen abgekühlt sind und sie nicht die richtige Partnerin für ihn darstellt, ist an äußeren Merkmalen nicht abzulesen, dass er sie liebt und nur um ihres eigenen Schutzes willen aus altruistischem Ansinnen derart agiert, denn sein Gesicht ist „frei von jeder Gefühlsregung“, eine „unbewegte Maske“. (Mittagsstunde, S. 77)

Die Regungen im Gesicht, selbst wenn sie noch so minimal sichtbar sind, dienen den Menschen als Indikatoren für das emotionale Befinden des Gegenübers. Aber nicht nur die Mimik, sondern auch die Gesichtsphysiognomie selber, gibt anscheinend Aufschluss über das Aggressionspotenzial. Forscher der kanadischen Brock University in St. Catharines konnten Gesichtsmaße bei Männern (Hockey-Spielern) in einen aggressiven Verhaltenskontext bringen.¹⁸³⁴ Ist das Gesicht im Verhältnis zu seiner Höhe sehr breit, neigen die Probanden zu einem aggressiven Verhalten; bei Frauen wurden keine Korrelationen dieser Art konstatiert. Die Wissenschaftler vermuten, dass ähnlich wie Proportionen, die als attraktiv bewertet werden, eine evolutionäre Aussage dahinter steht: ein Warnsignal für andere, Konflikte mit diesen Männern zu meiden, und deren Stellung anzuerkennen. Naci Mocan und Erdal Tekin haben auf einer allgemeinen Ebene festgestellt, dass Verbrecher eher als hässlich eingestuft werden müssen¹⁸³⁵ – was selbstverständlich im Umkehrschluss nicht bedeutet, dass eine fehlende Schönheit automatisch ins kriminelle Milieu führt, wie wohl dies eine launige Überschrift in

¹⁸³³ Menschen schauen ebenso wie einige Affenarten und Haushunde zuerst auf die rechte Gesichtshälfte des Gegenübers, das heißt, sie selber blicken zuerst nach links, in der Wissenschaft als „left gaze bias“ bekannt. Die Gründe dafür konnten bisher nicht eindeutig geklärt werden, Kun Guo und Kollegen vermuten, dass dies damit zusammenhängt, dass in der rechten Gesichtshälfte Emotionen signifikanter zu erkennen seien und es sich als vorteilhaft erweist, möglichst rasch die emotionale Befindlichkeit des Gegenübers einschätzen zu können. Für diese These spricht, dass die Links-Blick-Tendenz bei Objekten nicht festzustellen ist. Kun Guo et al.: Left gaze bias in humans, rhesus monkeys and domestic dogs, in: *Animal Cognition* Vol. 12, Nr. 3, 17.10.2008, S. 409-418

¹⁸³⁴ Justin Carré/Cheryl McCormick: In your face: facial metrics predict aggressive behaviour in the laboratory and in varsity and professional hockey players, in: *Proceeding of the Royal Society B: Biological Sciences* Vol. 275, Nr. 1651, 20.11.2008, S. 2651-2656

¹⁸³⁵ H. Naci Mocan/Erdal Tekin: Ugly Criminals, in: NBER Working Paper Nr. W 12019, Feb. 2006 (NBER: National Bureau of Economic Research)

der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung vorschlägt: „Sie sind häßlich? Werden Sie Verbrecher!“¹⁸³⁶. Die beiden Wirtschaftswissenschaftler sehen die Begründung in soziologischen Faktoren gegeben, denn attraktive Menschen haben im Gegensatz zu unattraktiven bereits in der Kindheit, in der Schule und Ausbildung erhebliche Vorteile, da sie als intelligenter, kommunikativer und sympathischer wahrgenommen werden. Gleichzeitig attestiert die Umwelt ihnen einen höheren Status innerhalb ihrer relevanten Gruppe, was letztlich summarisch dazu führt/führen kann, dass ihnen oftmals leichter ein lukrativer Beruf offen steht als Mitmenschen, die aufgrund ihres wenig schmeichelhaften Äußeren benachteiligt sind und denen daher – so die Argumentation von Mocan und Tekin – manchmal nur eine Karriere im Verbrechenssektor übrig bleibt.

Als unbestritten kann mittlerweile die Aussage beurteilt werden, dass attraktive Menschen auf vielen Ebenen im Leben begünstigt werden, dass man ihnen bessere Leistungen *und* einen besseren Charakter zutraut. Nicht umsonst werden Helden von Märchen und Sagen und sogar in weiten Teilen der sonstigen narrativen Texte als Schönheiten *und* Gutmenschen präsentiert. Die evolutionspsychologischen Gründe dafür sind an verschiedenen Stellen der Arbeit bereits ausführlich dargelegt worden. Der Umkehrschluss hingegen scheint gewagt, weil die Datenbasis der Studien eher als dürftig bezeichnet werden muss und nicht ungefährlich ist. Bereits während des Nationalsozialismus versuchte man anhand der Gesichtsmaße „nachzuweisen“, dass jüdische Mitbürger, Sinti und Roma ein verbrecherisches Potenzial in sich tragen. Die Phrenologie hat sich aufgrund der Geschichte zumindest in Deutschland den Ruf einer Pseudowissenschaft erworben. Möglicherweise gehen andere Nationalitäten mit diesem Thema unbefangener um.

Bei Stephenie Meyers Vampiren, deren Äußeres bei einem normalen Kontakt keinerlei Signale übermittelt, gilt, dass es sich hierbei um Parasiten der Gesellschaft handelt. Erst in einer Angriffssituation wird das wahre Wesen der Vampire - für Bella wie für die Leser – erkennbar, dass es sich nicht um eine Interaktion zwischen Menschen handelt. Als sich die Cullens zusammen mit Bella im Wald aufhalten und andere Vampire, die Bella zunächst als normale Menschen erscheinen, hinzukommen, werden die Unterschiede in der Krisensituation rasch deutlich, nachdem Bella von ihnen als Sterbliche identifiziert wurde.

„In geschlossener Formation und mit der instinktiv respektvollen Haltung von Raubtieren, die einer größeren, unbekannteren Gruppe der eigenen Art begegnen, liefen sie weiter. Je näher sie kamen, desto deutlicher war zu erkennen, wie sehr sie sich von

¹⁸³⁶ Hanno Beck: Sie sind häßlich? Werden Sie Verbrecher!, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung Nr. 17, 10.04.2006, S. 36

den Cullens unterschieden. Ihr Gang war katzenhaft – als wären sie ständig im Begriff, in die Hocke zu gehen.“ (Morgengrauen, S. 391)

Ihre Augen, die eine „beunruhigende und unheimliche tiefrote Färbung“ (Morgengrauen, 392) aufweisen und nicht golden oder schwarz wie bei gesättigten Vampiren leuchten, sind weitere Erkennungsmerkmale. Noch signifikanter treten die Unterschiede zu Tage, als James, einer der neu hinzugekommenen Vampire, Anstalten macht, Bella anzugreifen.

„Ein Luftzug bewegte meine Haare, Edward erstarrte, und James, der unscheinbare zweite Mann, fuhr zu mir herum und taxierte mich. Seine Nasenlöcher waren gebläht. Er machte einen Ausfallschritt und kauerte sich hin, bereit zum Sprung; alle erstarrten. Edward entblöbte seine Zähne und ging gleichfalls in die Hocke. Aus seiner Kehle kam ein wildes Knurren, das keinerlei Ähnlichkeit mit den gespielten Jagdgeräuschen vom Morgen hatte. Es war das Bedrohlichste, was ich je gehört hatte.“ (Morgengrauen, S. 394)

Von Edward wissen wir, dass er aufgrund seiner außergewöhnlichen Fähigkeit, die ‚inneren Stimmen‘ der Menschen hören zu können, für seine Familie eine Art Wächterfunktion einnimmt, um diese vor der Enttarnung zu schützen.

„Falls einmal jemand Verdacht schöpfte, konnte ich die anderen frühzeitig warnen und zum Rückzug blasen. Gelegentlich kam das vor – manche fantasiebegabten Menschen erkannten in uns Figuren aus Büchern oder Filmen. Für gewöhnlich lagen sie daneben, doch in solchen Fällen wechselte man besser den Ort als zu riskieren, dass jemand der Sache auf den Grund ging. Sehr, sehr selten geschah es, dass jemand die richtige Ahnung hatte. Dann ließen wir demjenigen keine Gelegenheit, seine Theorie zu überprüfen. Wir verschwanden einfach und verwandelten uns in eine gruselige Erinnerung.“ (Edward auf den ersten Blick, S. 13 f.)

Selbst wenn eine auf analytisch deduktiven Fakten beruhende Enttarnung selten vorkommt, so lösen die Cullens bei ihren Mitschülern ambivalente Emotionen aus: Einerseits wirken sie höchst anziehend auf Menschen, gleichzeitig scheint sie ihr Bauchgefühl vor einem näheren Kontakt mit den Vampiren zu warnen. So wie sich Tiere instinktiv vor ihnen zurückziehen, so meiden die Menschen ihre unmittelbare Nähe. „Die Menschen waren nicht klug genug, um zu wissen, dass sie Angst vor mir [Edward - Verf.] hatten, doch ihr Selbsterhaltungstrieb sorgte immerhin dafür, dass sie mich mieden.“ (Edward auf den ersten Blick, S. 20; inhaltlich ebenfalls *Breaking dawn*, S. 99; Morgengrauen, S. 290)

Ganz anders die herrschenden Volturis, die in der italienischen Stadt Volterra residieren: Sie tarnen sich, indem sie öffentliche Auftritte meiden. Die Stadt verlassen sie ebenfalls so gut wie nie und lassen sich, wie Alice Bella erläutert, „ihre Nahrung [sprich: Menschen - Verf.] von außen bringen, manchmal von weit her. Auf diese Weise haben die Wachen etwas zu tun, wenn sie nicht gerade Abtrünnige liquidieren oder Volterra vor Verrat schützen ...“ (Mittagsstunde, S. 428 f.) Mit einem solchen Verhalten gelingt es den Vampiren, sich tausende von

Jahren vor einer Entdeckung und möglicherweise konzertierten Ausrottungsaktion zu schützen.

Neben einer vorsichtigen Passivität, die ihre Anonymität sichert, greifen die Volturis als strafende Instanz, quasi als oberster Gerichtshof der Vampire, aktiv in das Leben der Vampire ein, die durch ihr Verhalten riskieren, dass die ganze Zunft enttarnt und ihr damit möglicherweise die Lebensgrundlage entzogen wird. Jasper, einer der Brüder von Edward, berichtet über sein früheres Leben im Süden der USA, als sich Vampire gegenseitig bekämpften, um das Terrain für sich zu gewinnen, dass die Volturis als einzige in der Lage waren, diesem Treiben Einhalt zu gebieten. (Abendrot, S. 289 ff.)

„Als die Zahl der Toten epidemische Ausmaße erreichte – tatsächlich macht man in eurer Geschichtsschreibung eine Seuche für den Bevölkerungsrückgang verantwortlich –, schritten die Volturi schließlich ein.“ (Abendrot, S. 291)

Wirtschaftswissenschaften bezeichnen einen solchen Zustand als die „Tragik der Allmende“ oder „Rationalitätenfalle“. Darf jedes Mitglied einer Gruppe über eine gemeinschaftliche Ressource frei verfügen, besteht die Gefahr, dass diese Ressource aufgrund der überproportionalen Nutzung durch Einzelne oder Wenige insgesamt ihren Wert beziehungsweise ihre Ertragskraft verliert. Der Gewinn wird individualisiert und die Verluste werden generalisiert. Die Überfischung der Meere wird in diesem Kontext häufig als Beispiel angeführt, Vergleichbares kann auch für Vampirkonstellationen gelten: Versuchen kleine Gruppen von Vampiren oder Einzelgänger die Gemeinschaftsressource Mensch auf einem bestimmten Terrain für sich zu beanspruchen, kommt es letztlich zu einer „Überfischung“ und einer erheblichen Dezimierung der Ressource, unter der der Rest der Gruppe sowie die nachfolgenden Vampirgenerationen zu leiden hätten.¹⁸³⁷ Reglementierung und Überwachung dieser Vorschriften haben also durchaus ihren Sinn, auch bei einem Allgemeingut.

Als besonders gefährlich werden die „immortal children“ (Breaking dawn, S. 33 ff.) angesehen. Es handelt sich hierbei um Kinder, die zu Vampiren verwandelt wurden, und – wie in der Vampirwelt üblich – auf dieser Altersstufe stehen bleiben. Ihnen fehlt wie Menschenkindern dieses Entwicklungsabschnitts die Einsichtsfähigkeit in bestimmte Regeln, die Vorsicht und Antizipationsfähigkeit, ihr Verhalten angemessen auf gegebene Situationen auszurichten. Sie gelten trotz ihres überaus niedlichen Aussehens als Plage, weil man sie kaum kontrollieren kann. Unsterbliche Kinder werden daher immer getötet. Renesmee läuft ebenfalls Gefahr, diesem Schicksal zu erliegen, aber die Cullens sowie zahlreiche ihrer Vampir-Freunde vermögen

¹⁸³⁷ Kevin Foster weist allerdings darauf hin, dass es eine Art natürlichen Regulierungsmechanismus zu geben scheint, wenn trotz immer größeren Investments immer kleinere Erträge erzielt werden können. Der Wettbewerbscharakter zwischen den einzelnen Teilnehmern reduziert sich in diesen Fällen dann ebenfalls, so dass die „Tragik der Allmende“ – wie Foster es bezeichnet – gar nicht mehr so tragisch ist. Kevin R. Foster: Diminishing returns in social evolution: the not-so-tragic commons, in: Journal of Evolutionary Biology Vol. 17, Nr. 5, Sept. 2004, S. 1058-1072

es letztlich, den Beweis zu erbringen, dass das Vampir-Hybrid-Mädchen mental und körperlich schnell wächst, so dass sie die Gemeinschaft nicht gefährden wird.

Ähnlich mafiösen Strukturen, die ebenfalls einem Ehrenkodex und internen Spielregeln gehorchen, können solche Bestrafungsaktionen unmittelbarer und härter ausfallen, als in einer Gesellschaft mit einer normalen Jurisdiktion. Betrug, Intrige und Parasitismus gegenüber den anderen (in diesem Fall den Menschen) werden sanktioniert, gruppeninternes Betrügen und Trittbrettfahren werden, so widersinnig das vordergründig erscheinen mag, bestraft. Das Prinzip des reziproken Altruismus, wie in dem entsprechenden Kapitel vorgestellt, gilt also ebenso für die Vampir-Welt oder auch die Werwolf-Welt.

7.2.3.2. Beauty & Beast: über das „Tier“ im Menschen¹⁸³⁸

„Für alle echten Vampyre gilt, was Christian von Aster einem literarischen Vampir in den Mund legt: Wir sind, was ihr nicht zu sein wagt. Anders gesagt: Wo der Normalo sublimiert, in unerklärlicher Anwandlung auf sein Autolenkrad eindrischt oder seinen Bleistift zernagt, schleicht der Vampir entlang seiner privaten, samteneu und nächtlichen Wege.“¹⁸³⁹

Das Zitat des Autors Christian von Aster, „Wir sind, was ihr nicht zu sein wagt“, das der Kriminalbiologe und Kenner der Szene Mark Benecke aufgreift, hebt die Ambivalenz der Vampirthematik hervor. Auch wenn nicht jeder Gefallen an echten Vampir-Rollenspielen findet, so partizipieren die meisten Menschen mit Genuss an den fiktiven Erlebnissen von Vampiren und ihren oftmals höchst bereitwilligen Opfern. Sich die Freiheit zu nehmen, seinen Trieben und Instinkten nachzugehen, soziale Reputation, Pflichten, Normen und Verantwortung hintan zu stellen, hat für den Menschen – zumindest als theoretisches Modell – etwas Berückend-Faszinierendes. Das mag einerseits daran liegen, dass man es hier mit dem universell gültigen Muster zu tun hat, das alle Menschen aus allen Kulturkreisen und zu jeder Zeit vereinigt, und andererseits dieses Prinzip in hominiden Gesellschaften bis auf Einzelfälle nie durchgängig praktiziert werden könnte und wird. Vampirismus (und andere Monstertheorien) verweisen auf die evolutiven Vorläufer, die sich ebenso noch in dem Genom des Homo sapiens befinden und betonen die animalische Komponente, das „Beast“ in uns, oder wie es der Hirnforscher Gerhard Roth ausdrückt: „der Mensch ist ja auch ein Raubtier. Da kommt die unterste Sohle zum Vorschein, wie Freud das so treffend ausgedrückt hat.“¹⁸⁴⁰ Gleichzeitig evolvierten über Jahrtausende hinweg soziale Strukturen, die Menschen Überlebens- und Re-

¹⁸³⁸ „The Beauty and the Beast“ ist der englischsprachige Titel des Märchens von „Die Schöne und das Biest“, eines der ältesten französischen Volksmärchen „La Belle et la Bête“.

¹⁸³⁹ Mark Benecke bezieht sich auf eine Lesung von Christian von Aster auf dem Kongress der Dracula Society in Steinbach (Hessen), am 24.01.2003. (Benecke: Vampire unter uns, 2005, S. 294)

¹⁸⁴⁰ Roth (Interview): Das Ich ist eine Einbahnstraße, 2007, S. 127

produktionsvorteile verschafften, ohne die sie vermutlich heute nicht diese dominante Position auf der Erde einnehmen. Das Sozietätsprinzip war aber nicht „umsonst“ zu bekommen, da sich eine Ansammlung von ausschließlich triebgesteuerten, egoistischen Individuen schwerlich gemeinsamen Zielen unterordnen und – wenn nötig – die eigenen Befindlichkeiten zurückstellen würden. Die phylogenetisch neuere Kapazität, im Team agieren zu können, altruistisch, rücksichtsvoll und empathisch aufzutreten, machte Hominiden zu den „Beauties“. Dennoch existiert der andere Teil nach wie vor und fordert seinen Tribut. Isabella Schlinger fasst diesen scheinbaren Widerspruch des Anziehens und gleichzeitig Abgestoßenseins gut zusammen:

„Dass sich das Opfer trotz der Bedrohung und der Todesangst, die es verspürt, immer wieder in die Umgebung von einem Vampir begibt und sich von ihm unterwerfen lässt, verdankt sich dem Wechselverhältnis von Entsetzen und Wollust, das der Gattung des Vampirromans innewohnt. Eine unsichtbare und unbewusste Macht zieht den Menschen in den Bann dieser Wesen und bringt sie vor Verlangen fast um den Verstand.“¹⁸⁴¹

Ein zentraler inhaltlicher Fokus beim Vampirismus hängt mit dem Blutsaugen zusammen. Die Idee, der Genuss von Blut heile oder mache im Idealfall sogar unsterblich, ist keine Erfindung der Neuzeit. Spätestens seit Plinius, dem Älteren (23-79), ging man bis weit ins 19. Jahrhundert davon aus, Blut könne beispielsweise die „Fallsucht“ (Epilepsie) heilen, was teilweise zu grotesken Auswüchsen bei Hinrichtungen, bei denen der Kopf des Delinquenten abgeschlagen wurde, führte.¹⁸⁴² Noch bis ins 20. Jahrhundert galt das Schröpfen, der Aderlass oder das Anbringen von Blutegeln als gängiges, ja in manchen Zeiten als *das* Heilmittel schlechthin. Selten scheint heute eine medizinische Indikation dafür vorzuliegen. Im Gegenteil: Das Zuführen von Blut bei großem Verlust ist die weitaus häufiger praktizierte Variante. Erst mit der Erkenntnis um Blutgruppen und Rhesusfaktoren wurde eine solch lebenssichernde Praxis möglich. Dass man dabei die „Donoren“ nicht überfällt und ihnen gegen ihren Willen Blut abzapft, scheint selbstverständlich und garantiert (zumindest weitgehend), dass man die passende Blutgruppe erwischt und sich keine Krankheitskeime zuzieht. Dennoch werden hin und wieder Fälle des so genannten klinischen Vampirismus (Renfield-Syndrom¹⁸⁴³) beschrieben, obwohl diese Kategorisierung als psychotische Störung nicht unumstritten ist. Sie beschreibt das Verlangen der zumeist männlichen Patienten – vor allem in Verbindung mit sexuellen Akten – nach frischem Blut. Drei Untergruppen werden dabei nach Konsumationsquelle un-

¹⁸⁴¹ Schlinger: *Begehrt und bedroht*, 2007, S. 23

¹⁸⁴² Radkowsky: *Moderne Vampyre*, 2005, S. 21 ff.; Thorne: *Kinder der Nacht*, 2002, S. 174 ff.; Borrmann: *Vampirismus oder die Sehnsucht nach Unsterblichkeit*, 1999, S. 195 f.

¹⁸⁴³ Diese Bezeichnung hat Richard Noll in seinem Text eingeführt: *Vampires, Werewolves, and Demons. Twentieth Century Reports in the Psychiatric Literature*, New York/N.Y.: Brunner & Mazel 1992. Er lehnt sich an Draculas Anhänger in Bram Stokers gleichnamigen Buch an.

terschieden: Auto-Vampirismus (der Betroffene trinkt das eigene Blut), Zoophagie (Blut von Tieren wird getrunken) und Vampirismus (Blut von anderen Menschen wird getrunken).¹⁸⁴⁴ Edward und seine „Familie“ gehören nach dieser Klassifizierung zu den Zoophagen.

Der Vampirmythos ist stark in der christlichen Metaphorik verankert: Die „Schuld“ des Menschen, dass er tötet, um zu leben, setzt den dichotomischen Anker zwischen Gut und Böse, über den sich der Vampir hinwegsetzt. Er ist gleichsam der versinnbildlichte Sündenfall der christlichen Ethik.¹⁸⁴⁵ Der Vampir entzieht den Sterblichen das Blut, in der Eucharistie und der damit verbundenen Erlösung der Sünden und der Verheißung auf das ewige Leben stellt Jesus sein Blut zur Verfügung: „Und er nahm den Kelch und dankte, gab ihnen den und sprach: Trinket alle daraus; das ist mein Blut des neuen Testaments, welches vergossen wird für viele zur Vergebung der Sünden.“¹⁸⁴⁶

Norbert Borrmann erinnert richtigerweise daran, dass das „Vampirprinzip“ ein grundmenschliches Prinzip ist. Das Baby, das sich in seinen ersten Lebensmonaten ausschließlich über das Saugen an der Mutterbrust (oder mittlerweile der Flasche) ernährt, legt den Grundstein für ein später zwar abgeschwächtes, aber immer noch zentrales orales Verhalten.¹⁸⁴⁷ Die Lust, etwas in den Mund zu nehmen, es zu schmecken und gegebenenfalls zu schlucken, hält ein Leben an. Ginge es nur um die kalorische Grundversorgung des Körpers, dann würde von einem Sechs-Gänge-Menü in einem Drei-Sterne-Restaurant kein größerer Reiz ausgehen als von einer Döner-Imbissbude. Natürlich muss der Besuch eines außergewöhnlichen (teuren) Etablissements auch als Signal im Sinne der „costly-signaling-theory“ gesehen werden, aber nicht ausschließlich, denn selbst unter Ausschluss der Öffentlichkeit vor die Wahl gestellt, ob man eine lauwarne „Tarte au chocolat“ oder ein Pfund gekochter Graupen verspeist, wird die Entscheidung mehrheitlich zugunsten des Schokoladenkuchens ausfallen. Das Saugen des Blutes ist weit mehr als reine Nahrungsaufnahme, es greift auf die orale Phase frühkindlicher Versorgung zurück, die sich in sexuellen Handlungen – angefangen beim Kuss bis hin zum Oralverkehr – stetig wiederholen.¹⁸⁴⁸

„Blut ist ein ganz besonderer Saft“¹⁸⁴⁹, begründet Mephisto Faust, warum er ihre Abmachung nicht mit Tinte und Feder unterschrieben sehen will, und demonstriert die jahrtausendewäh-

¹⁸⁴⁴ Folgende beide Aufsätze beschreiben solche Fälle des klinischen Vampirismus: R. E. Hemphill/Tuviah Zabow: Clinical vampirism. A presentation of 3 cases and a re-evaluation of Haigh, the ‚acid-bath murderer‘, in: South African Medical Journal Vol. 63, Nr. 8/1983, S. 278-281; Philip D. Jaffé/Frank DiCataldo: Clinical vampirism: blending myth and reality, in: Bulletin of American Academy of Psychiatry and Law Vol. 22, Nr. 4/1994, S. 533-544

¹⁸⁴⁵ Meurer/Richarz: Von Werwölfen und Vampiren, 2005, S. 26 f.

¹⁸⁴⁶ Martin Luther: Lutherbibel 1912, Matthäus Kap. 26, Vers 27, 28, aus: Christliche Internet Dienst GmbH: www.bibel-online.net, <http://www.bibel-online.net/buch/40.matthaeus/26.html#26.27>, 20.08.2010

¹⁸⁴⁷ Borrmann: Vampirismus oder die Sehnsucht nach Unsterblichkeit, 1999, S. 9 ff.

¹⁸⁴⁸ Vgl. hierzu auch George Dunn: Du siehst zum Anbeißen aus: Liebe, Wahnsinn und die Essens-Analogie, in: Housel, Rebecca/Jeremy Wisniewski (Hrsg.): Die Philosophie in Twilight, Weinheim: Wiley-VCH 2010, S. 13-28

¹⁸⁴⁹ Johann Wolfgang von Goethe: Faust I, Studierstube II, in: Goethes Werke 3. Bd., Gera: C. B. Griesbach 1895, S. 67

rende Bedeutsamkeit dieser organischen Substanz für Menschen und Nicht-Menschen.¹⁸⁵⁰ Speichel oder andere Sekrete erreichten nie ansatzweise eine vergleichbare Wichtigkeit. Blut wurde mit Identität, mit Familien- oder engsten Freundschaftsbanden, mit Erbrecht und im Dritten Reich mit „Reinheit“ oder „Unreinheit“ gleichgesetzt (Blutlinien, Blutsbrüder, „arisches Blut“, „Blutschande“, „Blut und Boden“). Blutzirkulation verhieß Leben, alles andere war der Tod. Erst die Genetik und die Erkenntnisse der Neurologie haben Blut an einen unbedeutameren Platz verwiesen. Heute würde Mephisto zeitgemäßer eine Unterschrift in Form eines genetischen Fingerprints verlangen, um eine eindeutige Identifizierung zu gewährleisten. Blut ist im Zeitalter der Transfusionen ersetzbar, und auch der Tod setzt medizinisch nicht zwangsläufig ein, wenn der Blutkreislauf seinen Dienst versagt.¹⁸⁵¹ Da dieses Wissen jedoch erst seit ein paar Jahrzehnten existiert und sich die andere Idee über Jahrtausende verfestigt hat, weil eben die Medizin keine Hilfe bei eklatantem Blutverlust kannte, weil es eine sichtbare Korrelation zwischen Blut und Leben und Blutverlust und Tod gab (anderes Organversagen war schwer von außen zu erkennen), kam Blut diese eminente Bedeutung zu. Daher kann und muss das Bluttrinken als ein elementar archaischer Akt verstanden werden, der einerseits Leben spendet und andererseits Macht und Einfluss über den anderen generiert.¹⁸⁵² Klassischerweise beißt ein Vampir sein Opfer in die Kehle und an keine andere Körperstelle, um seinen Blutdurst zu stillen, die zentrale Stelle, die sich auch Raubtiere aussuchen, wenn sie ihre Beute erlegen wollen. Die Arteria carotis liegt relativ nah an der Hautoberfläche und führt hinreichende Mengen Blut, so dass nach dem Zubeißen eine schnelle und zielsichere Bewegungsunfähigkeit des Opfers gegeben ist. Zudem übernimmt die Kehle in den Gruppen der Felidae und Caniden eine Signalfunktion: Wird sie bei (spielerischen) Auseinandersetzungen innerhalb der Spezies gezeigt, deutet das auf Unterwerfung und Kapitulation hin und löst bei dem überlegenen Part eine Beißhemmung aus. Dass mit dem Konsumieren von Blut – oral oder intravenös – eine erhöhte Infektionsgefahr verbunden ist, unterstreicht den Mut und die Dominanz des Ausführenden, der mit jedem Mal, sofern er nicht daran zugrunde geht, an Stärke hinzugewinnt – ein permanentes Wandeln an den eigenen Grenzen. Das moderne Doping kennt die eminente Verbesserung der körperlichen Leistung, indem die Zahl der roten Blutkörperchen künstlich durch EPO oder Eigenblutinfusionen in die Höhe getrieben wird.

¹⁸⁵⁰ Ausführliches zum Thema Blut: James Bradburne hat den opulenten Band „Blut. Kunst, Macht, Politik, Pathologie“ (München: Prestel 2001) anlässlich einer gleichnamigen Ausstellung im Museum für Angewandte Kunst und in der Schirn-Kunsthalle, Frankfurt/Main 11.11.2001-27.01.2002 herausgegeben. Die inhaltliche Bandbreite reicht von Blutmetaphorik in der christlichen Ikonographie, über Heiratspolitik der Habsburger bis hin zu Blutkrankheiten. Zeitlich wird der Bogen von der Antike bis zur Gegenwart geschlagen.

¹⁸⁵¹ Kim Pelis hat den lesenswerten Zusammenhang zwischen den Anfängen des medizinischen Eingriffs und dem Vampirmythos aufgearbeitet. Kim Pelis: Transfusion mit Zähnen, in: Bradburne, James (Hrsg.)/Annette Weber (Mitarb.): Blut. Kunst, Macht, Politik, Pathologie, München: Prestel 2001, S. 175-193

¹⁸⁵² Meurer/Richarz: Von Werwölfen und Vampiren, 2005, S. 22; Thorne: Kinder der Nacht, 2002, S. 178 ff.

Vampire sind Metaphern des Blutsaugens, sie verheißen den irdischen Tod und gleichzeitig das ewige Leben – allerdings in einer höchst unchristlichen Variante. Die eigene Sterblichkeit wird durch das Geben des eigenen Bluts überwunden, und der Angst vor dem Ende ein lustvoller Konterpunkt entgegengesetzt. Die Vorstellung, sich das ewige Leben – besser noch die ewige Jugend – sichern zu können, wurde in unzähligen Variationen literarisch verarbeitet, von denen zu den berühmtesten „Das Bildnis des Dorian Gray“ von Oscar Wilde zählt. Jede große Religion, nahezu jede philosophische Ausrichtung beschäftigt sich nachhaltig mit dieser Thematik und entlässt zumeist ihre Anhänger mit der tröstenden Zusicherung, dass es ein Leben „danach“ gebe. Allerdings handelt es sich lediglich um Überzeugungen und nicht um Beweise. Um wie viel tröstlicher wäre es, wenn man darüber Gewissheit hätte oder sogar darüber im Hier und Jetzt einen Kontrakt abschließen könnte. Vampire „leben“ das ewige Leben vor und werden daher ambivalent rezipiert: als Schreckensgestalten, als todbringende Untote und Verdammte, die sich Herrschaft über Mensch und Tier verschaffen, *und* als Türöffner für das ewige Leben, als Verführer, als Sinnbild einer „verzehrenden“ Leidenschaft und Sexualität.¹⁸⁵³ Der laszive, männermordende „Vamp“ lehnte daran seine Bezeichnung an.

Aus menschlich sterblicher Perspektive üben Vampire einen ungeheuren Reiz aus. Die Vorstellung den eigenen animalischen Trieben freien Lauf zu lassen, ohne an langfristige Partnerselektionsstrategien zu denken und ohne sich über mögliche Konsequenzen den Kopf zu zerbrechen, fasziniert Männer wie Frauen gleichermaßen. Ein Vampir ist nie ein adäquater Partner, daher stellt sich eine solche Frage erst gar nicht, er oder sie ist nie als potenzieller Vater/Mutter des eigenen Nachwuchses gedacht (bzw. kann normalerweise keinen zeugen oder gebären), Vampire leiden nicht unter Liebe und Eifersucht, man kann sie nicht verletzen oder missbrauchen. Kurz: Man kann als Mensch seine verhaltensregulierenden Mechanismen ausschalten und sich gänzlich der eigenen Libido hingeben. In der weltlichen Literatur wird der Preis, den man dafür zu bezahlen hat, meistens nicht als zu hoch für die Gegenleistung der Lust und des ewigen Lebens eingeschätzt. Selbst der Schmerz, den man durch den Biss eines Vampirs erleidet, löst bis zu einem gewissen Maß Lust aus – keine literarische Verbrämung oder reine Sadomaso-Phantasien, sondern anscheinend biologische Realität. Forscher um David Borsook haben bereits 2001 festgestellt, dass schmerzhafte Stimuli (in dem Versuchsfall handelte es sich um Temperatur) dieselben Gehirnstrukturen aktivieren wie Vergnügen berei-

¹⁸⁵³ Der Themenkomplex Vampire und Sexualität im engeren und weiteren Rahmen wird von nahezu jeder Untersuchung zu diesem Thema angeführt, wie u.a. von Meurer/Richarz: Von Werwölfen und Vampiren, 2005, Gerard Jones: Kinder brauchen Monster. Vom Umgang mit Gewaltphantasien, Berlin: Ullstein 2003/2005, Kap. Vampirjägerinnen, S. 226 ff.; Brittnacher: Ästhetik des Horrors, 1994, vor allem Kap. Der Vampir, S. 117 ff. und Das Monstrum, S. 181 ff.; Ruthner: Untote Verzahnungen, 2005, S. 33 ff.; Thorne: Kinder der Nacht, 2002; Lecouteux: Die Geschichte der Vampire, 2001; Gelder: Reading the Vampire, 1994; Borrmann: Vampirismus oder die Sehnsucht nach Unsterblichkeit, 1999, S. 224 ff.

tende.¹⁸⁵⁴ Sich mit einem Vampir einzulassen, bedeutet also auch, sein ungeschminktes Ich, sein Alter-Ego, das weder vernünftig und überlegt, noch altruistisch und willensstark ist, an das Tageslicht (passender: an den Mondschein) zu lassen. Wie Sabine Jarrot es bereits zutreffend in dem Titel ihrer Dissertation „de l’Autre à un autre soi-même“ nannte, generiert der Vampir von dem anderen zu einem anderen Teil des Selbst. Diese Vorstellung korreliert mit zentralen Trieben und sichert der Vampirliteratur über Epochen hinweg eine begeisterte Leserschaft, die ebenso gerne bereit wäre, das gesellschaftlich gepflegte Korsett fallen zu lassen, ungehemmt, ja hemmungslos zu sein, ihre tierischen Instinkte, die ebenfalls – wenn auch überdeckt – sehr menschliche sind, auszuleben.¹⁸⁵⁵

In den folkloristischen Legenden waren Vampire aufgeschwemmte, rotgesichtige Ungeheuer, die über unschuldige Menschen herfielen, in der Literatur mutierte der Untote im Laufe der Zeit quasi zu einem intellektuellen Grandseigneur, zu einem „Snob unter Monstern“.¹⁸⁵⁶ Ganz anders als beispielsweise der Werwolf, dem das Animalische schon durch die äußere Gestalt anzusehen ist. Hans Richard Brittnacher pointiert den Unterschied:

„Anders als der Vampir, der Aristokrat unter den Kreaturen der Nacht, ist der Werwolf ihr Prolet. Sucht jener, ein wählerischer Gourmet, mit lüsterner Bedächtigkeit unter den erlesensten Jungfrauen sein Opfer, ist diesem, einem primitiven Gourmand, alles recht, was sich bewegt. Begnügt sich der Vampir mit zwei nadelstichfeinen Halsbißwunden zur Markierung seines Opfers, das er erst dann in einem lustvollen Ritual seinem eigenen anämischen Zustand anähneln, zerfleischt der Werwolf seine Opfer zu einer formlosen Unkenntlichkeit. Und während der aristokratische Vampir in seinem Dasein ein Verhängnis erblicken darf, das ihm aber auch eine eigenen, unverwechselbare tragische Aura verleiht, muß der Werwolf dumpf und tierisch die Schuld seines Blutes abbüßen.“¹⁸⁵⁷

Der zentrale Unterschied liegt jedoch in einem anderen Bereich: Der Werwolf ist ein für einen gewissen Zeitraum transformierter Mensch, der Vampir ist ein eigenes Wesen, selbst wenn er einmal ein Mensch war. Werwölfe – die Vorsilbe weist auf die lateinische Bezeichnung „vir“ (Mann) hin – sind ausschließlich männlichen Geschlechts, so auch bei Stephenie Meyer, die nur eine Ausnahme bei einer jungen Frau namens Leah macht, die ihre Außenseiterposition selber als Irrläufer der Natur betrachtet: „There’s something wrong with me. I don’t have the

¹⁸⁵⁴ David Borsook et al.: Reward Circuitry Activation by Noxious Thermal Stimuli, in: *Neuron* Vol. 32, 06.12. 2001, S. 927-946.

¹⁸⁵⁵ Vgl. hierzu Annette Simonis: Grenzüberschreitungen in der phantastischen Literatur, 2005, 6. Kap.: Deviante Liebe und Sexualität, Tabubrüche, Metamorphosen, Grenzüberschreitungen und Passageriten in der phantastischen Literatur, S. 163 ff. sowie Jennifer McMahon: Ein Idol im Zwielficht: die fatale Anziehungskraft von Vampiren, in: Housel, Rebecca/Jeremy Wisniewski (Hrsg.): *Die Philosophie in Twilight*, Weinheim: Wiley-VCH 2010, S. 119-132

¹⁸⁵⁶ Brittnacher: *Ästhetik des Horrors*, 1994, S. 130. Brittnacher erwähnt, dass sich unter den literarischen Vampirfiguren rund 70% Aristokraten befinden und weitere 20% Mitglieder des gehobenen Bildungsbürgertums (wie Arzt, Architekten, Börsenmakler). (Ebd., S. 130) In der Bis(s)-Reihe ist es zumindest bei den „guten“ Vampiren nicht anders: Carlisle praktiziert als Arzt, Edward hat anscheinend ebenfalls zwei medizinische Abschlüsse, die er allerdings aufgrund seines 17-jährigen Aussehens praktisch nicht nutzen kann.

¹⁸⁵⁷ Ebd., S. 219

ability to pass on the gene, apparently, despite my stellar bloodlines. So I become a freak – the girlie-wolf – good for nothing else. I’m a genetic dead end and we both know it.” (Breaking dawn, S. 318) Andere Kulturkreise kennen vergleichbare Wesen wie Werhyänen, Wertiger, Werbären. „All diese Analogien legen nah, dass es immer darum ging, sich die Fähigkeiten eines Tieres anzueignen, indem man sich als das Tier verkleidete. Dies wurde später umgewandelt in die Bedeutung: sich in das Tier verwandeln, zu diesem Tier werden.“¹⁸⁵⁸

Die römische und griechische Mythologie beschreibt Wölfe nicht nur als mutierte Menschen mit einem hohen destruktiven Potenzial, sondern als göttliche, lebenspendende Instanz (wie die Aufzucht von Romulus und Remus durch eine Wölfin; angelehnt daran die Geschichte von Mowgli, der im Dschungel von einer Wolfsfamilie groß gezogen wird.). Die bekannteste Sage dürfte die von Lykaon sein, von der sich der medizinische Begriff der Lykanthropie ableitet.¹⁸⁵⁹ Die Ambiguität des Werwolfes gleicht – wenn auch mit einigen elementaren Unterschieden – der des Vampirs: einerseits die „vitale, schöpferische, und lebenspendende Komponente“, andererseits „das zerstörerische, lebensverneinende, todbringende Verschlingerwesen“.¹⁸⁶⁰

Die sexuelle Konnotation des Werwolfmythos hebt das Hemmungslos-Bestialische noch stärker hervor als beim Vampir, oder wie es Heather Schell formuliert: „[...] genes have become the foundation for rehabilitating predatory sexuality and competition and for transforming the werewolf from a villainous victim into a sexy role model: the alpha male.“¹⁸⁶¹ Kann man den Vampir noch als Feingeist in Fragen der Erotik bezeichnen, hält sich der Werwolf nicht mit Umwegen oder langem Vorgeplänkel auf. Sexuelle Begierden werden schneller, härter und unmittelbarer ausgelebt als bei einem Vampir, selbst wenn Jacob, der Werwolf-Protagonist nur zu den zahmeren Jung-Werwölfen gehört. Schon die unterschiedliche Körpertemperatur, bei dem einen um die 42 Grad Celsius (Mittagsstunde, S. 343), bei dem anderen eiskalt, indiziert die Variationsbreite der Heißblütigkeit. Als Bella kurz vor dem Kampf gegen die Vampire Jacob bittet, sie zu küssen, weil sie eigentlich Angst hat, dass er nicht mehr gesund zurückkehrt, greift er beherzt zu:

„Ich hatte gewusst, dass er die Situation ausnutzen würde. Ich war darauf gefasst. Ich hielt ganz still – ich schloss die Augen, ballte die Hände neben dem Körper zu Fäusten

¹⁸⁵⁸ Meurer/Richarz: Von Werwölfen und Vampiren, 2005, S. 40

¹⁸⁵⁹ Lykanthropie bezeichnet die Verhaltensstörung von Menschen, die von sich selber annehmen, sie seien Wölfe. Gerichtsakten in Frankreich führen im 15. und 16. Jahrhundert eine wahre Werwolf-Epidemie auf, 30.000 Menschen sollen dafür gehalten worden sein. (Ebd., S. 48) Zu dieser Vorstellung mag eine Hypertrichose, eine genetisch bedingte starke Körperbehaarung, beigetragen haben, bei der die während der fötalen Entwicklung normale Lanugobehaarung nicht mehr zurückgeht. Da es sich um eine autosomal-dominante Erkrankung handelt, ist ein konzentriertes Auftreten im engen Verwandtenkreis relativ wahrscheinlich. Betroffene haben sich aus Scham dann hauptsächlich in der Dunkelheit aus dem Haus begeben.

¹⁸⁶⁰ Ebd., S. 43

¹⁸⁶¹ Heather Schell legt einen interessanten Aufsatz vor, in dem sie über die in Literatur und Film dargestellte Maskulinität von Werwolfmännern räsoniert. Heather Schell: The Big Bad Wolf: Masculinity and Genetics in Popular Culture, in: Literature and Medicine Vol. 26, Nr. 1/2007, S. 110

–, als er mein Gesicht in die Hände nahm und die Lippen so fest auf meine presste, dass es an Gewalt grenzte. Ich merkte, wie wütend er wurde, als er meinen passiven Widerstand spürte. Er packte mich mit einer Hand im Nacken und krallte sich in meine Haare. Mit der anderen fasste er mich roh bei der Schulter, schüttelte mich und zog mich an sich. [...] ‚Du kannst es doch besser, Bella‘, flüsterte er heiser. ‚Du denkst zuviel.‘ Ich erschauerte, als er mit den Zähnen ganz leicht mein Ohrläppchen berührte. [...] Ich schüttelte mechanisch den Kopf, bis er wieder in mein Haar fasste und meinen Kopf festhielt. Seine Stimme wurde eisig. ‚Willst du wirklich, dass ich zurückkomme? Oder soll ich vielleicht doch lieber sterben?‘

Die Wut durchfuhr mich mit voller Wucht. Das war zuviel. Jetzt wurde er unfair. Meine Arme lagen schon um seinen Hals, also krallte ich mich mit beiden Fäusten in sein Haar [...]. Und Jacob verstand mich falsch. Er war zu stark, um zu merken, dass ich ihm mit meinen Händen, die seine Haare mit den Wurzeln auszureißen versuchten, wehtun wollte. Er deutete meine Wut als Leidenschaft. [...] Er stöhnte und legte seine Lippen wieder auf meine, seine Finger krallten sich in meine Seite. Die Wut hatte meine dürftige Selbstbeherrschung ins Wanken gebracht, seine überraschend, ekstatische Reaktion machte sie nun vollends zunichte. [...] Mein Gehirn verabschiedete sich von meinem Körper, und ich erwiderte seinen Kuss. Gegen jede Vernunft bewegten meine Lippen sich auf eine merkwürdige, verwirrende Weise – wie nie zuvor, denn bei Jacob brauchte ich mich nicht in Acht zu nehmen, ebenso wenig wie er sich in Acht nahm. Ich krallte mich noch fester in sein Haar, aber jetzt zog ich ihn zu mir herunter. Er war überall. Das grelle Sonnenlicht färbte meine Lider rot, und die Farbe passte zu der Hitze. Die Hitze war überall. Ich konnte nichts sehen, nichts hören, nichts fühlen, das nicht Jacob war.“ (Abendrot, S. 521 ff.)

Trotz der anfänglichen Wut über seinen vehementen Übergriff genießt Bella das Sich-Fallenlassen. Gedanken an Edward, den sie liebt, an den bevorstehenden Kampf, ihre eigenen Ängste – alles bleibt zumindest für diesen Moment der Lust auf der Strecke. Die regulierenden Steuerzentren im präfrontalen Kortex, die empathisch ausgerichtete *Theory of Mind* haben ihren Dienst aufgekündigt, Bella und Jacob handeln nur noch hormongesteuert. Diese für den rational agierenden Menschen fast erschreckende Vision hat gleichzeitig eine bestechende Komponente: Alle Zwänge werden – zumindest imaginativ – abgeworfen und der nackte, atavistisch triebhafte Mensch bleibt zurück, dessen Handlungen sich ebenso den moralischen Kategorien entziehen wie die der Tiere oder Pflanzen. Sie fühlen sich frei im ursprünglichsten aller Sinne.

„Monstergeschichten sprechen von der Sehnsucht nach einer archaischen Kraft, die es erlaubt, sich anzueignen, was man begehrt, den zivilisationsgeschichtlich nur unterdrückten, nicht wirklich beseitigten Einverleibungsgelüsten rabiat zum Ausdruck zu verhelfen. Sie fassen die Sehnsucht ins Wort, moralische Aporien, soziale Konflikte und unvermeidliche Kompromißbildungen nicht länger hinnehmen zu müssen, sondern durch Möglichkeiten brachialer Konfliktlösung ersetzen zu können.“¹⁸⁶²

Die von Brittnacher gelieferte prägnante Zusammenfassung der Gründe für die unbedingte Attraktivität dieses Genres stimmt lediglich in einem Punkt mit den Erkenntnissen der heuti-

¹⁸⁶² Brittnacher: Ästhetik des Horrors, 1994, S. 219)

gen Forschung nicht überein: Die das Verhalten steuernden menschliche Kräfte sind nicht nur Produkt eines ontogenetischen Zivilisationsprozesses, sondern können neurologischen Korrelaten zugeordnet werden, was konkret bedeutet, der Mensch kommt mit beiden Aspekten auf die Welt, dem archaisch-triebhaften und dem regulierend-vorausschauenden. Normalerweise werden diese divergierenden Verhaltenstendenzen nicht nach außen hin sichtbar, das Verhalten erscheint in sich kongruent, da der „Kampf“ personenimmanent abläuft, selten verbalisiert oder ausgelebt wird. Dennoch kennt die Realität und die Literatur eine bemerkenswerte Fülle von Fällen, in denen Menschen wie „Dr. Jekyll“ und „Mr. Hyde“ mehrere Aspekte ihres Charakters und Verhaltens unabhängig voneinander zum Ausdruck bringen: brutale Verbrecher, die ein spießig solides Familienleben führen, seriöse Geschäftsleute, die wegen einer vermeintlichen Kleinigkeit auf einmal „Rot sehen“, etablierte Intellektuelle, die ihre intelligente Partnerin gegen ein schlichtes, aber zwanzig Jahre jüngeres Gemüt tauschen. Eine gewisse Variationsbreite im Verhalten gilt, sofern es keine pathologischen Züge annimmt, als gesellschaftlich akzeptabel. In der Realität können Männer ihr Verhalten tendenziell schwerer kontrollieren als Frauen. Wie bereits in den Kapiteln zur neurologischen Ausstattung der Menschen und zu Aggression und Gewalt dargelegt, gehören zu den plausibelsten Begründungen die divergierenden Gehirnstrukturen und/oder der hohe Testosteronwert bei Männern.¹⁸⁶³ Imaginativ hingegen stehen Frauen den Männern wohl in Nichts nach, was dafür spräche, dass Frauen über ähnliche Instinkte und Triebe verfügen, diese aber im Laufe der Evolution neurologisch unter eine striktere Kontrolle gebracht haben. Die härteste Krimi- und Thrillerliteratur wird beispielsweise größtenteils nicht nur von Frauen geschrieben, sondern auch von ihnen gelesen – aber eben literarisch verarbeitet. Virtueller triebhafter Exzesse auszuleben, ohne Sanktionen oder negative Konsequenzen befürchten zu müssen, scheint glücklicherweise die Menschen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, gleichermaßen zu befriedigen wie ein reales Erleben, vielleicht sogar noch besser, weil immer das Bewusstsein der eigenen Sicherheit gegeben ist. Gerard Jones bekräftigt sogar, dass solche medial angebotenen Gewaltphantasien Kindern und Jugendlichen eine Plattform bieten, sich selber kennenzulernen, die eigenen Wünsche und Ängste spielerisch zu kanalisieren und Ermutigung und Stärke in einer zusehends unsicheren Welt zu finden.¹⁸⁶⁴ Ob es dabei um die Comicfigur Hulk, die Song-Texte des Rappers Eminem, Ego-Shooter-Spiele, Vampir- und Werwolfgeschichten handelt, sei letztlich gleichgültig. Kinder und Jugendliche seien ab einem gewissen Alter durchaus in der Lage, zwischen Fiktionalität und Faktualität zu differenzieren und aus der Befriedigung mit dem medialen Kontakt keine Handlungsanweisung für die Realität abzuleiten – solange sie zumindest in ei-

¹⁸⁶³ Vgl. u.a. Baron-Cohen: Vom ersten Tag an anders, 2004; Brizendine: Das weibliche Gehirn, 2007

¹⁸⁶⁴ Jones: Kinder brauchen Monster, 2003/2005

nem liebevollen und aufmerksamen Umfeld aufwachsen. Eckart Voland weist allerdings darauf hin, dass das Gehirn „nicht sehr gut darin ist, reale von virtuellen Welten zu unterscheiden“ und dass die möglicherweise auftretende subtile Wirkung schwer abzuschätzen sei, da alle am Mediengeschehen Partizipierenden sich „faktisch zu einer einzigen kompetitiven Gruppe“ konstituieren.¹⁸⁶⁵

Die Altmeister der Evolutionspsychologie, John Tooby und Leda Cosmides, vertiefen diesen Aspekt, indem sie in der hominiden Evolutionshistorie Ursachenforschung betreiben. Sie vermuten, dass zahlreiche, in der heutigen Welt überflüssige und zuweilen auch schädliche Adaptionen oftmals schwer erklärt werden können, weil sie sich in einer gänzlich anderen situativen Umwelt entwickelten, die ihren Trägern zu einem Überlebens- oder Reproduktionsvorteil verhalfen. Dies würde beispielsweise auch die Überrepräsentation bestimmter Elemente in populären Medien entsprechen wie „attacks by predatory nonhumans, chase scenes, physical violence and blood revenge“.¹⁸⁶⁶ So könnte die Abscheu-Liebe für King Kong, mutierte Rieseninsekten, gigantische Haie oder anthropomorphe Gestalten, die aber letztlich von ihrem Wesen wenig oder nichts mit menschlichem Verhalten und Denken gemein haben, erklärt werden. Vampire und Werwölfe zählen eindeutig in diese Kategorie. Nur bleibt die Frage bestehen: Hat sich die Adaption, sich mit solchen „Lebewesen“ zu beschäftigen, entwickelt, weil es tatsächlich Tier- und/oder Menschenähnliche dieses Ausmaßes und dieser Gefährlichkeit gab oder handelt es sich um das, was die Psychologen als „supra-normalen Stimulus“ bezeichnen. Die Detektoren arbeiten beispielsweise schon, wenn eine kleine Schlange oder Spinne gesichtet wird, ist das Tier jedoch riesig, dann läuft der Aversionsmechanismus auf Hochtouren – zumindest solange die Darstellung in dem Bereich des Real-Sein-Könnens liegt.

Der Kulturhistoriker Robert Eisler (1882-1949) interpretierte den Werwolfmythos zwar aus dem Kontext der Evolution heraus, aber wie die Wissenschaft heute mit großer Sicherheit zu sagen vermag, in eine falsche Richtung. Norbert Borrmann fasst seine These aus dem Werk „Man into Wolf“¹⁸⁶⁷ prägnant zusammen:

„Er [Eisler - Verf.] geht davon aus, daß der Mensch einmal ein friedlicher Vegetarier war, durch sich verändernde Bedingungen – etwa den Beginn einer Eiszeit – aber dazu getrieben wurde, neue Nahrung zu suchen. Er sah sich gezwungen, Fleisch zu essen, sich mit Tierfellen zu bekleiden, zu jagen und bei seinem Überlebenskampf das Verhalten blutdürstiger wilder Tiere nachzuahmen. Allmählich eignete sich der Mensch eine Blutgier an und wandte sich in Zeiten äußersten Nahrungsmangels wahrscheinlich sogar dem Kannibalismus zu. Eisler meint, daß dieser traumatische Umbruch

¹⁸⁶⁵ Voland: Die Natur des Menschen, 2007, S. 148 f.; Ders.: Virtuelle Welten, 2007

¹⁸⁶⁶ Tooby/Cosmides: Does Beauty Build Adapted Minds, 2001, S. 22

¹⁸⁶⁷ Robert Eisler: Man into Wolf. An Anthropological Interpretation of Sadism, Masochism, and Lycanthropy, London: Routledge and Kegan Paul 1951

Spuren im menschlichen Unterbewußtsein hinterließ, die in der Folge unter anderem die Werwolflegende hervorbrachten. Der Werwolf würde hier den Sündenfall zum Raubtier Mensch symbolisieren.¹⁸⁶⁸

An den bis heute gefundenen Kiefer- und Knochenfragmenten der hominiden Vorfahren konnte nachgewiesen werden, dass tierische Proteine vermutlich von Anbeginn an zum Speiseplan gehörten, selbst wenn - wie im Kapitel um die Evolutionsgeschichte des Menschen dargelegt – vermutlich ein Großteil des kalorischen Bedarfs mit Pflanzen, Wurzeln, Samen und Früchten abgedeckt wurde. Auch die nächsten Verwandten des Menschen, die Schimpansen und Bonobos, deren letzter gemeinsamer Vorfahre vor rund fünf bis sieben Millionen Jahren gelebt haben soll, verspeisen hin und wieder Artgenossen oder andere Tiere, selbst wenn sie vornehmlich als Vegetarier leben. Wiewohl wäre es durchaus denkbar, dass um die letzte Eiszeit herum in der nördlichen, kalten Hemisphäre, als die Nahrungsbeschaffung eine extreme Herausforderung darstellte, Einzelgänger oder kleine marodierende Banden in schützender Fellbekleidung andere Menschengruppen angriffen, einzelne Mitglieder töteten und verspeisten. Wie schon in der Analyse zu „Aschenputtel“ aufgegriffen, ist Kannibalismus in Notzeiten nachweisbar praktiziert worden.

Das Sich-Unterwerfen unter eine höhere Instanz – bei Stephenie Meyers Werwölfen unter das geprägte Subjekt – korrespondiert zwar mit dem stark hierarchisch strukturierten Rudelgedanken, passt aber prinzipiell weder zu der Spezies Wolf noch zu der des Menschen oder gar zu dem angenehm lüsternen Thrill des Werwolfprinzips. Über die biologischen Gründe für diesen Vorgang spekulieren die Werwölfe ebenfalls, zwei favorisierte Theorien werden in dem Text aufgeführt: die sichergestellte Weitergabe der Wolfsgene (in diesem Fall wäre die „Natur“ besser beraten gewesen, wenn Prägungen nur innerhalb der Abkömmlinge des Quileute-Stamms stattfänden) und die weitere Stärkung der physiognomischen Kräfte der Werwölfe (auch hier käme es nach den Gesetzen der Genetik nur zu einem wahrscheinlich positiven Resultat, wenn engere Verwandte miteinander Nachkommen hätten). (Breaking dawn, S. 318) Insgesamt fehlt diesem Thema die Kreditabilität, und so verkommen die hünenhaften Monster, die als einzige andere Gattung in der Lage sind, Vampire zu töten, zu beschaulichen, zahnlosen Schoßhündchen. Da Prägungen und ihre Konsequenzen aber erst im vierten Band dramaturgisch relevante Funktionen übernehmen, bleiben summarisch betrachtet die Werwölfe über den längsten Teil der Tetralogie die gefährlichen Antagonisten der Vampire und verleihen durch die Dreiecksbeziehung zwischen Bella und Edward und Bella und Jacob Spannung und Reiz, denn die Leserin schwankt ebenso wie die Protagonistin zwischen dem belesenen,

¹⁸⁶⁸ Borrmann: Vampirismus oder die Sehnsucht nach Unsterblichkeit, 1999, S. 38

mehrsprachigen, musikalischen und reichen Edward, der zwar kalt ist, aber eine „Seele“ aus Gold sein Eigen nennt (Breaking dawn, S. 24, S. 485) und dem großen, starken und sehr männlichen Gefährten, der einen unkompliziert und humorvoll durchs Leben begleitet und heißblütig in der Liebe reagiert.¹⁸⁶⁹ Jacob gegenüber betont Bella Edwards Vorteile:

„Ich liebe *ihn* [Edward - Verf.]. Nicht weil er schön oder weil er *reich* ist.’ Ich sagte es voller Verachtung. ‚Mir wäre es lieber, er wäre keins von beidem. Das würde den Abstand zwischen uns verringern – wenn auch nur ein kleines bisschen, denn er wäre immer noch der liebste, selbstloseste, klügste und *netteste* Junge, den ich je kennengelernt habe.“ (Abendrot, S. 115)

Und über Jacob und seine männlich kraftstrotzende Anziehungskraft reflektiert Bella:

„Jacob hatte sich in den letzten acht Monaten ganz schön gemacht. Die Phase, in der sich die weichen Muskeln eines Kindes zur festen, schlaksigen Statur eines Teenagers formen, lag hinter ihm; unter der rostbraunen Haut seiner Arme und Hände traten die Sehnen und Adern hervor. Sein Gesicht war immer noch so hübsch, wie ich es in Erinnerung hatte, doch die Züge waren härter geworden – die Wangenknochen traten stärker hervor, das Kinn war kantiger geworden, das Runde, Kindliche war aus seinem Gesicht verschwunden.“ (Mittagsstunde, S. 134)

Bella entscheidet sich für Edward – aus evolutionspsychologischer Sicht bei einer *langfristigen* Partnerwahl eine kohärente Entscheidung -, aber Jacob bleibt immer ihr „best man“ (Breaking dawn, 58; 723). Intelligenz, Bildung, Reichtum deuten nicht nur in Vampir-Sozietäten auf einen hohen gesellschaftlichen Status hin, kommen ein elegantes und phantastisches Aussehen, Charakterstärke und altruistische Verhaltensmerkmale hinzu, ist der männliche Idealpartner nicht zu verbessern.¹⁸⁷⁰ Dillner äußert sich in abfälliger Manier gegen Heerscharen ihrer Geschlechtsgenossinnen. „Scharenweise verfielen sie dem geheimnisvollen, gefährlichen und ach, so wunderbaren Edward, der nicht nur überirdisch gut aussieht, sondern auch sehr viel stärker, intelligenter, höflicher und feinfühlicher ist als jeder Sterbliche. Nicht zuletzt ist er auch noch reich. Ein Traum eben.“¹⁸⁷¹

Jacob verkörpert – bis auf seine Erlahmung durch den Prägeprozess – noch intensiver als Edward oder die anderen „zivilisierten“ Vampire das Tierisch-Animalische. Hans Richard Britt-

¹⁸⁶⁹ Katja Mellmann hat sich in einem lesenswerten Aufsatz zum Thema der Spannung, die u.a. eben auch als Begleiterscheinung von „libidinös-kosumtiv ausgerichteten Emotionen“ auftreten kann, geäußert. Katja Mellmann: Vorschlag zu einer emotionspsychologischen Bestimmung von ‚Spannung‘, in: Eibl, Karl/Katja Mellmann/Rüdiger Zymner (Hrsg.): Im Rücken der Kulturen, Paderborn: Mentis 2007, S. 265

¹⁸⁷⁰ Um Edwards Reichtum und den seiner Familie zu dokumentieren, greift die Autorin gerne auf Insignien der westlichen Wohlstandsgesellschaft zurück: schnelle und teure Autos. Als Bellas alter Chevy Pickup nur noch verschrottet werden kann, erhält sie noch zu ihren Menschenzeiten ein „before-car“, das Sondermodell „Guardian“ von Mercedes, das sich normalerweise nur arabische Diplomaten leisten können. Nach ihrer Verwandlung in eine Vampirin steht bedingt durch ihre Unsterblichkeit Sicherheit nicht mehr im Fokus bei Edwards Autowahl. So erhält sie von ihm einen Ferrari als „after-car“ geschenkt. (Breaking dawn, S. 5 ff., S. 630) Stephenie Meyer teilt die Leidenschaft für schnelle, sportliche Autos und favorisiert wie Edwards „Schwester“ Alice einen Porsche. In einem Interview mit MTV Movie News bestätigt sie: „I’m waiting for the right Porsche 9. [She laughs.] That’s really my car — I love Porsches. I’m kind of a silver-car person, but I think with the Porsche, you would have to go red.“ Carroll, Larry: ‘Twilight’ Tuesday: Stephenie Meyer Says She May Revisit ‘Twilight’ Universe Someday, in: www.mtv.com/movies/news/articles/1592141/story.jhtml, 05.08.2007

¹⁸⁷¹ Dillner: Bloody Stephenie, S. 8

nacher fasst das Bemerkenswerte, den Reiz der Monstergeschichten, zu denen zentral die der Werwölfe gehören, zusammen:

„In Erzählungen über Monster drängt eine Erfahrung an die Oberfläche, die Aufklärung und Christentum in seltener Einmütigkeit verheimlicht und unterschlagen haben: daß das Gerede vom Evolutionsbruch Augenwischerei ist, daß der Mensch in der Periodentafel der Lebewesen nur ein Element unter anderen ist, nicht einmal das wichtigste, und schon gar nicht der krönende Abschluß der Entwicklung des Lebendigen. Das Monstrum, ein pelziges Ungeheuer oder eine mißgestaltete Kreatur, ist vom Menschen nur der Art, nicht dem Wesen nach verschieden. Erlaubt jedoch ist ihm, was dem Menschen, bei Strafe der Aberkennung seines menschlichen Status verboten ist: In berserkerhafter Raserei trampelt es die Zivilisation nieder, schlägt seine Beute, wenn der Hunger es befiehlt, kennt keine Kontrolle über seine Instinkte und Gelüste.“¹⁸⁷²

Auch wenn „berserkerhafte Raserei“ nicht auf das Verhalten von Stephenie Meyers Werwölfen passt, so trifft die dahinter liegende Idee, „die Sehnsucht, in ethischen Dilemmata zu atavistischen Gewaltlösungen zu greifen“¹⁸⁷³, den Kern. Sanktioniert werden die aggressiven Akte durch die Polarisierung in moralischen Dimensionen. Die Werwölfe kämpfen nur gegen die bösen Vampire, die den Menschen Schaden zufügen wollen, insofern ist ihr Kampf gerecht und gerechtfertigt, und der Leser kann sich ihm mit Behagen und ohne schlechtes Gewissen hingeben. Verstärkt wird der Aspekt durch den Umstand, dass Werwölfe und Vampire selber Getriebene sind, d.h. nicht willentlich und absichtlich zu diesen Kreaturen mutierten/transformierten (zumindest ist dies in den Romanen von Stephenie Meyer so und anscheinend im Gros dieses Genres¹⁸⁷⁴). Ihre Unschuld unterstreicht die Tragik, weckt empathische Empfindungen und erleichtert den Identifikationsprozess mit ihren Handlungen.

Andere Sozietätsstrukturen und damit Verhaltensmuster als die Werwölfe weisen die Cullens und alle anderen Vampire auf: Vampire werden als Individualisten, die sich bestenfalls über einen begrenzten Zeitraum hinweg in Zweckgemeinschaften zusammenfinden, dargestellt. Edward und seine Familie gehören zu den wenigen Ausnahme, die eher wie eine moderne amerikanische Familie agieren, von christlich-konservativen Wertmaßstäben geleitet: gegenseitiges Vertrauen und Unterstützung, Anerkennung der individuellen Besonderheiten und Fähigkeiten sowie lebenslange (und bei Untoten bekommt dies eine andere Dimension als bei Sterblichen), treue glückliche Paarbindung. Die nach außen hin als „Geschwister“ auftretenden Emmett und Rosalie sowie Alice und Jasper sind tatsächlich Liebes- und Lebenspaare. Carlisle kann zwar als Familienoberhaupt bezeichnet werden, dennoch übernimmt er mehr eine beratende als dirigistische Funktion, und jedem Einzelnen bleibt für die persönliche Ent-

¹⁸⁷² Brittnacher: Ästhetik des Horrors, S. 318 f.

¹⁸⁷³ Ebd., S. 319

¹⁸⁷⁴ Siehe ebd., S. 124 ff.

scheidungsfreiheit ausreichend Raum. Ihrem eigentlich „tierischen“ Wesen haben sie ein strenges Korsett übergestreift, lediglich gespeist von einem überdimensional starken Willen, denn ihre Verhaltenstendenz, Menschen nicht zu beißen und auszusaugen, entspricht nicht einmal einer Faser ihrer Natur.¹⁸⁷⁵ Der Kampf, den sie mit sich selber ausfechten, kann also nicht mit denen von Menschen verglichen werden, die sich zwischen einer Fleisch- oder einer Gemüsespeise entscheiden müssen. Der Geruch ist dabei der leitende und auslösende Mechanismus. Alice, die Schwester von Edward, die sich im Laufe der Geschichte als enge Freundin von Bella erweist, benennt ungeschminkt die Stärke dieses Triebes:

„Ein bisschen sind wir wie Haie, Bella. Sobald wir Blut gerochen oder gar gekostet haben, ist es fast unmöglich, nicht zu trinken. Und manchmal *ist* es unmöglich. Das heißt, wenn ich jemanden beißen und von seinem Blut kosten würde, geht der Kampf erst los. Es ist für beide Seiten schwierig – hier die Blutgier, dort die schrecklichen Schmerzen.“ (Morgengrauen, S. 429)

Korreliert der Geruch mit dem Beuteschema, dann ist eine Abkehr von dem tierischen Verhalten nahezu nicht möglich.

„Wenn wir jagen“, sagte er [Edward - Verf.] langsam, unwillig, „hören wir auf, uns mit dem Verstand zu kontrollieren, und überlassen uns stattdessen unseren Sinnen. Insbesondere unserem Geruchssinn. Wenn du in einem solchen Augenblick irgendwo in der Nähe wärst...“ Er schüttelte den Kopf und blickte weiter missmutig auf die Wolkenmassen.“ (Morgengrauen, S. 237)

Bellas langes Haar wird ihr in mehreren Situationen fast zum Verhängnis, weil es besonders intensiv ihren anscheinend unwiderstehlichen Körpergeruch transportiert. Claus Wedekind, Ökologe und Evolutionstheoretiker, beschäftigt sich u.a. mit der Relevanz von Gerüchen, denen trotz des relativ verkümmerten menschlichen Riechorgans wohl eine nicht unbedeutende Rolle zukommen.¹⁸⁷⁶ Gerüche liefern Informationen über den metabolischen Zustand des Körpers, wie beispielsweise über die konsumierte flüssige und feste Nahrung, über den Stresspegel einer Person oder in einigen Fällen über eine etwaig vorliegende Infektionskrankheit. Die Interpendenzen von Geruch und Sex bei Menschen befinden zwar bisher noch in einem rudimentären Forschungsstadium, die vorhandenen Studien lassen aber auf einen engen Zusammenhang schließen. Geruchsvorlieben variieren je nach eigener körperlicher und seelischer Befindlichkeit und bei Frauen regelmäßig innerhalb ihres Zyklus. Dennoch scheint eine Gruppe von Genen (major histocompatibility complex MHC) für eine allgemeine Vorliebesstruktur

¹⁸⁷⁵ Katri Lehtinen bezeichnet daher auch die Ernährung der Vampire nicht als das Teuflische, denn sie muss als natürlicher Bestandteil ihres Wesens gesehen werden, sondern die Art und Weise, wie es gewonnen wird. Sie führt mehrere moderne Beispiele der Vampirliteratur an, in der die Protagonisten bewusst eine nicht-gewalttätige Variante wählen, um an das menschliche Blut heranzukommen. Katri Lehtinen: *Twentieth-Century Vampire Literature: Intimation of Evil and Power*, in: Hamilton, Richard Paul/Margaret Söner Breen (Hrsg.): *This Thing of Darkness. Perspectives on Evil and Human Wickedness*, Amsterdam/New York: Radopi 2004, S. 1-19

¹⁸⁷⁶ Claus Wedekind: *Body odours and body odour preferences in humans*, in: Dunbar, Robin/Louise Barrett: *Oxford Handbook of Evolutionary Psychology*, New York/N.Y.: Oxford University Press 2007, S. 315-320

bei der Partnerwahl verantwortlich zu sein. Es macht den Anschein, dass jeder seinen korrespondierenden Geruchspartner hat – sofern der Geruch nicht zu intensiv ist.¹⁸⁷⁷

Edward, als Vampir mit einem ungleich differenzierteren Geruchsvermögen ausgestattet als ein normal Sterblicher, erläutert es Bella plastisch:

„Die Sache ist, jeder Mensch hat einen anderen Geruch. Wenn du einen Alkoholiker in einen Raum voll mit abgestandenem Bier einschließt, wird er vermutlich nicht nein sagen. Doch er könnte widerstehen, wenn er wirklich wollte – wenn er zum Beispiel auf Entzug ist. Wenn man aber ein Glas mit hundertjährigem Brandy vor ihn hinstellt, mit dem edelsten Cognac, und wenn sich der Raum langsam mit dessen Aroma füllt – wie würde es ihm dann wohl ergehen?“

Wir saßen stumm da und schauten einander in die Augen; jeder versuchte die Gedanken des anderen zu lesen. Dann brach er das Schweigen.

„Obwohl – vielleicht hinkt der Vergleich. Vielleicht wäre es zu einfach, dem Brandy zu widerstehen. Machen wir aus dem Alkoholiker lieber einen Drogenabhängigen.“

„Heißt das, ich rieche wie deine Lieblingsdroge?“, scherzte ich, um die Stimmung aufzuhellen.

Er lächelte, dankbar dafür, dass ich darauf einging. „Du *bist* meine Lieblingsdroge.“
(Morgengrauen, S. 283)¹⁸⁷⁸

Wie schwer und - man möchte fast sagen – übermenschlich diese Abstinenz fällt, verdeutlicht sich in Edwards innerem Monolog, als Bella das erste Mal im Schulunterricht neben ihm sitzt.

„Bella Swan trat in den Strom warmer Luft, die aus dem Lüftungsschacht zu mir geblasen wurde. Ihr Geruch traf mich wie eine Abrissbirne, wie ein Rammbock. Kein Bild könnte die Gewalt dessen beschreiben, was in diesem Augenblick mit mir geschah. Plötzlich hatte ich nichts mehr mit dem Menschen gemein, der ich einmal gewesen war; von der Menschlichkeit, in die ich mich mühsam gekleidet hatte, blieb keine Spur übrig. Ich war ein Raubtier und sie war meine Beute. Nur noch diese Wahrheit gab es auf der Welt, sonst nichts. Es gab keinen Raum voller Zeugen – sie waren in meiner Vorstellung schon Kollateralschaden. Vergessen war das Geheimnis von Bella Swans Gedanken. Ihre Gedanken waren bedeutungslos, denn sie würde sie nicht mehr viel länger denken. Ich war ein Vampir, und sie hatte das süßeste Blut, das ich in den letzten achtzig Jahren gerochen hatte. [...] Wie Feuer brannte mir der Durst in der Kehle. Mein Mund war ausgetrocknet und klebrig. Das Einschließen des Gifts half nicht, diese Gefühl zu vertreiben.“ (Edward auf den ersten Blick, S. 21 f.)

Obwohl Bella alleine durch ihre Anwesenheit seine vampirischen/tierischen Instinkte auf das Äußerste aktiviert, beherrscht sich Edward besser als vermutlich die meisten Menschenmänner. Dabei geht es ihm ausschließlich um Bella und nicht darum, seine Vorfreude durch eine

¹⁸⁷⁷ Untersuchungen mit Mäusen haben ergeben, dass die Grundstrukturen des persönlichen Körpergeruchs selbst bei einer Ernährungsumstellung bestehen bleiben und Individuen darüber identifizierbar sind wie über den Fingerabdruck (bei Menschen) oder das DNA-Muster. Würden sich dieselben Resultate bei Menschen zeigen, so böte ein Olfaktometer einen weiteren Indikator zur Überprüfung der Person. Jae Kwak et al.: Genetically-Based Olfactory Signatures Persist Despite Dietary Variation, in: Plos one (3)10: e3591, 31.10.2008, doi: 10.1371/journal.pone.0003591

¹⁸⁷⁸ Norbert Borrmann vergleicht das Leben eines Vampirs mit dem eines Süchtigen, der auf „Cold Turkey“ ist, wenn er nicht regelmäßig seiner Droge, dem menschlichen Blut, frönt. Vor der „Mahlzeit“ sieht er eingefallen, blass und ausgezehrt aus, danach wie ein Alkoholiker mit einem rötlich-aufgedunsenen Gesicht. (Borrmann: Vampirismus oder die Sehnsucht nach Unsterblichkeit, 1999, S. 252) Bei Stephenie Meyer ist den Vampiren der Grad ihres Durstes lediglich an ihrer Augenfarbe anzumerken. Und wenn sie sich in einem Angriff befinden, mutieren sie in ihrem Verhalten zu Raubtieren, die „menschliche“ Komponente bleibt in diesen Momenten außen vor.

hinauszögernde Taktik zu vergrößern. Sie soll ihr Leben als Mensch und nicht als Monster genießen können, einen Beruf ergreifen, eine Familie gründen und alt werden. Seine Trennung von ihr zu Beginn des zweiten Bandes dokumentiert den altruistischen Versuch, ihr ein adäquates normales Leben einer jungen Frau zu ermöglichen. Schon am Ende des ersten Bandes, als Bella von dem Vampir James gebissen wird, schafft Edward das Unmögliche: Er saugt ihr das Gift aus der Wunde, ohne weiter von ihrem Blut zu trinken, und rettet sie damit vor dem Tod oder der Verwandlung in eine Vampirin. Nur die Liebe zu ihr, so vermutet er selber, hat ihn zu diesem heroischen Akt befähigt. (Morgengrauen, S. 474) Allerdings erreicht er oftmals auch die Grenzen seines Kontrollvermögens – vor allem, wenn er durstig ist. In solchen Momenten schafft er eine räumliche Distanz zu ihr, beziehungsweise geht in die kanadischen Wälder, um seine Blutgelüste an Tieren zu stillen.

Die Flitterwochen, die Bella mit Edward noch als Mensch auf „Isle Esme“ erlebt, einer einsamen Insel, die Esme von Carlisle als Geschenk erhalten hat, bringen Edwards nun entfesselte ‚tierische‘ Kraft deutlich an das Tageslicht und haben wenig mit weiblichen Teenagerträumen von ‚Blümchensex‘ gemein. Obwohl die Autorin diskreter als in den anderen Bänden vor dem entscheidenden Moment ausblendet, werden den Lesern die Folgen dieser Akte deutlich vor Augen geführt: Zerstörte Einrichtungen und blaue Flecke bei Bella treiben Edward in Selbstanklagen und selbst verordnete Enthaltensamkeit, obwohl Sex mit Bella in seiner Prioritätenliste höher rangiert als menschliches Blut. (Breaking dawn, S. 89 ff.)

Als Bella bei Renesmees Geburt so viel Blut verliert, dass sie trotz der Wiederbelebungsversuche durch Edward und Jacob keine Überlebenschance mehr hat, setzt Edward den Umwandlungsprozess in eine Vampirin in Gang, indem er sein Gift direkt in ihr Herz injiziert und sie an vielen verschiedenen Körperstellen gleichzeitig beißt. Die Zugabe von Morphin federt Bellas Höllenqualen, die sie in den kommenden Tagen durchlebt, nicht wie gewünscht ab, sie paralyisiert sie lediglich, so dass sie sich nicht mitteilen und bewegen kann. (Breaking dawn, S. 354 ff.) Entgegen aller Erwartungen kann sie sich nach der Verwandlung nahezu sofort so kontrollieren, dass sie für ihre Tochter und für Menschen keine Gefahr darstellt. Ihr Jagdinstinkt ist zwar kräftig ausgeprägt, aber sie schafft es, fast auf unglaubliche Weise, diesen auf Tierblut zu kanalisieren. Wie Edward, Alice, Jasper und einige andere Vampire verfügt sie zudem über eine besondere Begabung: Alleine durch Konzentration vermag sie, ein virtuelles Schutzschild um sich oder andere aufzubauen, das für mentale Übergriffe unverwundbar macht. (Breaking dawn, S. 596 ff.) Trotz ihrer tierischen Instinkte nimmt Bella als Vampirin die empathische menschliche Rolle ein. Die Autorin vereinigt – von einem mora-

lich gefärbten Standpunkt aus – das Beste der vampirischen/tierischen Qualitäten (Schönheit, Schnelligkeit, Kraft, ausgeprägte Instinkte, besondere Fähigkeiten, intensiven und extensiven Sex) mit denen des Homo sapiens (soziale Interaktion, Empathiefähigkeit). Intelligenz attestiert sie als Schnittmenge beider Spezies.

Brittnacher fasst zutreffend zusammen, dass Darwins Evolutionstheorien zu einem anderen Selbstverständnis des Menschen und seiner psychischen Konstitution geführt hat.

„Mit dem Darwinismus wird die Welt wieder Natur, er ist die biologistische Bestätigung von der Vorstellung eines entgötterten, ausschließlich physischen Universums. Der Darwinismus rehabilitiert mit dem Tier, das dem Menschen artverwandt ist, auch das Tier im Menschen. Zwar gewinnt das Monstrum nicht an ästhetischer Dignität, wohl aber an Selbstverständlichkeit.“¹⁸⁷⁹

Und in dem Fall von Edward, Bella und Jacob gewinnen die Monster sogar an „ästhetischer“ *und* ethischer „Dignität“.

¹⁸⁷⁹ Brittnacher: Ästhetik des Horrors, 1994, S. 194

8. Zusammenfassung und Ergebnis

Im Folgenden werden die Ergebnisse und Erkenntnisse der einzelnen großen Blöcke dieser Arbeit – „Literarischer Erfolg“, „Evolutionäre Psychologie“ und der Textanalyseteil - zunächst sehr verdichtet separat zusammengefasst und dann in einer tabellarischen Querschnittsbetrachtung zusammengeführt, die unterstützend zu den Einzelanalysen noch einmal die weitgreifende Präsenz von evolutionsbiologischen und -psychologischen Ansätzen in Plots, Handlungssträngen und Motiven der erfolgreichen Kinder- und Jugendliteratur unterstreicht.

Die Auswertung des Forschungsstands des ersten Teils dieser Arbeit zu dem Komplex „Literarischer Erfolg“ hat zu folgendem Ergebnis geführt:

- 1) Terminologien im Umfeld mit ökonomisch erfolgreichen Texten werden in der Literaturwissenschaft sehr unterschiedlich und zum Teil unreflektiert verwendet.
- 2) Eine einheitliche Definition zu ‚Klassikern‘, ‚Bestsellern‘, ‚erfolgreicher‘ oder ‚populärer‘ Literatur oder zu anderen, eher populär verwendeten Begriffen wie ‚Lieblingsbücher‘ und ‚Verkaufsschlager‘ gibt es nicht. Die Versuche, die einen von den anderen inhaltlich, ästhetisch, gesellschaftspolitisch oder nach ihrer Wirkung zu trennen, werden durch eine pluralistisch orientierte, postmoderne Gesellschaft, durch deren Texte und den damit einhergehenden Literaturbetrieb ad absurdum geführt. Zudem fällt bei der Betrachtung von Klassiker- und Bestseller-Kriterien auf, dass es einen hohen Übereinstimmungsgrad hinsichtlich zahlreicher Kriterien gibt. Aus dem Handlungssystem Literatur sind es die Popularität eines Werkes, sein Verbreitungsgrad und seine Auflage sowie seine Nutzung im Medienverbund. Für das Symbolsystem Literatur werden folgende Charakteristika aufgeführt: wiederkehrende Motive oder Stoffe, Verwendung von Mythen, Stereotypen und Schemata, Internationalität des Themas, humorvolle und witzige sprachliche Umsetzung, ein spannender Aufbau und ‚rationale‘ Irrationalität in der Darstellung von phantastischen Welten. Die Auffassung der Forschungsliteratur differiert hinsichtlich Langlebigkeit, hinsichtlich ästhetischer Qualitätsmerkmale und hinsichtlich der Singularität eines Werkes versus serielle Strukturen.
- 3) Damit einhergehend beginnt sich, die ehemals fest gezimmerte Dichotomie zwischen ‚Dichtung‘ und ‚Trivilliteratur‘, zwischen ‚E- und U-Literatur‘ aufzulösen. Uwe Wittstock fasst zutreffend zusammen:

„Erfolg [ist – Verf.] kein ästhetisches Gütesiegel. Aber Misserfolg auch nicht, soviel steht fest. Die Epochen der Literaturgeschichte kannten in aller Regel beides, Publikumsliebhaber und Außenseiter – und meistens waren Talent und Durchschnittlichkeit in *beiden* Lagern anzutreffen.“¹⁸⁸⁰

Die wahre Natur der populären Kultur zeigt sich in ihrem Verhältnis zu der breiten Bevölkerung. Das hat allerdings nichts mit einer manipulierten, oft als ‚schlicht‘ gebrandmarkten Ästhetik zu tun. Jede zeitgenössische Literatur hat einen Bezug zu den breiten Massen, wie Clive Bloom in seiner Arbeit über Bestseller feststellt:

„Bestsellers *incorporate* the largest number of perceptual constituencies and temporarily unite disparate or contradictory ideological concerns in an aesthetic form. Of its nature, the bestseller is a temporary phenomenon and its power to unite readers soon collapses. The popular ‘classic’ becomes so by uniting and holding the varied ideological positions of one class or group whilst appealing to other groups through other media (film or television series).“¹⁸⁸¹

Zudem entlarvt die Dichotomie ein Festhalten an restaurativ-bildungsbürgerlichen Werten, die einen gesellschaftlichen Wandel ablehnen, möglicherweise um die „Distinctions“ (Pierre Bourdieu) bestimmter ‚sozialer Klassen‘ von anderen aufrechtzuerhalten. Diese Kategorisierung erweist sich als ungeeignet, aktuelle Fragestellungen zu untersuchen.

- 4) *Das Erfolgsrezept für einen Bestseller oder einen Klassiker gibt es nicht. Ein Text, der keine ‚Erfolgsgene‘ in sich trägt, wird sich trotz geschickter Vermarktung nicht über ein leicht überdurchschnittliches Niveau verkaufen können.*¹⁸⁸² Allerdings setzt sich ein Titel auch sehr viel schwerer am Markt durch, wenn Autor und Werk nicht zum Verlag passen, wenn Ausstattung und Preis nicht als adäquat empfunden werden und wenn der Vertrieb nur unzulänglich arbeitet. Stephen Brown widerspricht in diesem Sinn in seinem Buch über die Marke und das Marketinglehrstück Harry Potter den Kritikern:

„Als Marketingexperte kann ich nicht anders, als mich über das Schnauben und Schnaufen der Harry-Kritiker zu amüsieren. Ihr Vorwurf, Potters Popularität sei einem manipulativen Marketing geschuldet, legt nahe, dass sie die becirconden Fähigkeiten des Marketings weit überschätzen. Die Werber und Vermarkter mögen sich noch so sehr bemühen, sie schaffen es einfach nicht, Schrott zu verkaufen. Okay, zumindest keinen absoluten Schrott. Harry Potter mag, wie eingebildete Literaturwissenschaftler behaupten, Schrott sein, aber Schrott, der

¹⁸⁸⁰ Wittstock: Leselust, 1995, S. 11

¹⁸⁸¹ Bloom: Bestsellers, 2002, S. 27

¹⁸⁸² Der Cheflektor von Kiepenheuer & Witsch, Helge Malchow, der u.a. etliche der Star-Autoren betreut, hält den Einfluss eines Verlags auf den Verkaufserfolg für begrenzt. Seiner Auffassung nach könne man einen Bestseller nicht machen. „Der Verleger kann ein gutes Buch nur bis zu einem bestimmten Punkt bringen: Den Buchhandel und die Journalisten gut versorgen, Anzeigen schalten. „Dann beginnt ein ganz altmodischer Vorgang. Jemand liest es. Er liest es gerne und empfiehlt es seinen Freunden. Wenn dieser Vorgang nicht einsetzt, kann man vielleicht 5000 oder 20 000 Bücher verkaufen, aber niemals 200 000.“ (Zitiert nach Osang/Smolczyk: Verzweifelt gesucht: Der Bestseller, 2000, S. 29)

bei zahlreichen Konsumenten Anklang findet. Harry Potter muss nicht verkauft werden. Er verkauft sich selbst. Das ist nicht die Schuld des Marketings. Aber auch nicht sein Verdienst.¹⁸⁸³

Obwohl die Literaturwissenschaft sowie der Wirtschaftszweig des herstellenden und vertreibenden Buchhandels den gleichen Beschäftigungsgegenstand haben, nämlich Autoren und deren Werke, funktioniert der Wissenstransfer nur selektiv und schleppend im Gegensatz zu beispielsweise naturwissenschaftlichen Bereichen.¹⁸⁸⁴ Wissenschaftliche Auseinandersetzungen zu diesem Themenkomplex gibt es wenige und die Branche wiederum scheint kein Interesse zu haben, eine engere Verbindung zu knüpfen – vielleicht, weil ihr die Vorteile nicht offensichtlich genug sind.¹⁸⁸⁵ Hier befände sich für die Zukunft ein reiches Betätigungsfeld.

Der zweite Teil der Arbeit stellt einige wesentliche Eckpunkte der evolutionären Psychologie vor: Replikation als treibende evolutive Kraft, die Entwicklung zum Homo sapiens sapiens und seine neurologische Ausstattung, die natürliche Selektion, die Spezialisierung und die Geschlechtsunterschiede, sexuelle Selektion und Partnerstrategien, elterliche Fürsorge und Familienselektion und soziale Gemeinschaften mit den Unterbereichen Sprache, reziproker Altruismus und Gewalt und Aggression in menschlichen Gesellschaften. Von den beiden Säulen der natürlichen und sexuellen Selektion ausgehend werden der derzeitige Forschungsstand und die daraus resultierenden Überlegungen für das menschliche Verhalten vorgestellt. Die Evolutionspsychologie zeigt sich hierbei als eine verschiedene Wissenschaften integrierende Disziplin, die nach den ultimativen Begründungen sucht und sich der Erkenntnisse anderer Forschungsbereiche wie Archäologie, Paläontologie, Genetik, Hirnforschung, Psychologie, Ethologie bedient, um zu möglichst verlässlichen Aussagen zu kommen. Allerdings muss auch an dieser Stelle nochmals betont werden, dass einige Rückschlüsse (noch) nicht verifiziert werden können, weil das ausgewertete Material uneinheitlich oder die Fallzahlen zu gering sind oder in einigen Fällen keine Untersuchungen vorliegen, so dass diese ‚missing links‘ das weite Feld der Spekulationen öffnen. Dennoch lassen die vorliegenden Erkenntnisse den Schluss zu, dass es derzeit zumindest keine ansatzweise plausibleren Alternativen gibt, warum Menschen trotz ihrer individuellen Ausprägungen bestimmte Verhaltensmuster, bestimmte Fähigkeiten, Vorlieben und Abneigungen universell zeigen.

¹⁸⁸³ Stephen Brown: Die Botschaft des Zauberlehrlings, 2005, S. 149

¹⁸⁸⁴ Hier sei beispielsweise an die Grundlagenforschungen im chemisch-biologischen Bereich gedacht, die von praktizierenden Medizinern und Pharmakologen aufgegriffen und in applizierbare operative Standards oder in medizinische Heilmittel umgesetzt werden.

¹⁸⁸⁵ Wissenschaftliche Arbeiten gibt es im Bereich der Buchwissenschaft und in Form von Gutachten und Auswertungen von Befragungen (siehe Kapitel Handlungssystem). Seit einigen Jahren hat man in München und in Leipzig jedoch die Möglichkeit, Buchwissenschaft zu studieren.

Kritisch begegnet man der Soziobiologie und Evolutionspsychologie im Wesentlichen aus zwei sich ansonsten aversiv gegenüberstehenden Positionen: einer konservativ fundamentalistisch-religiösen und einer kritisch-behavioristischen. Obwohl erstere durchaus einen zunehmenden Einfluss in einigen Kulturkreisen übernommen hat, entbehren die von dieser Seite vorgebrachten ‚Argumente‘ jeder wissenschaftlichen Kreditwürdigkeit. Die zweite Position ist besonders vor dem Hintergrund der jüngeren Zeitgeschichte durchaus nachvollziehbar, aber auch deren Überlegung von dem Menschen, der als ‚blank slate‘ die Welt betritt, ist heute nicht mehr haltbar. Es konnte in dem jeweiligen Kapitel dargelegt werden, dass dies nicht unweigerlich in einen biologischen Determinismus führt – ja, im Gegenteil das Gehirn mit einer solch flexiblen Struktur evolvierte, dass es sich verschiedenen Umwelten und Situationen anzupassen vermag und dies bis ins hohe Alter hinein.

Folgerichtig dokumentierte dann das Kapitel über „Kunst, Literatur und Evolution“, dass die künstlerische Produktion und Rezeption in keinem Widerspruch zur Evolutionstheorie stehen und dass es sich dabei mit hoher Wahrscheinlichkeit um eine Adaption oder zumindest ein Nebenprodukt einer Adaption handelt. Gleichzeitig konnte in diesem wie in den Kapiteln über die neurologische Ausstattung des Menschen und über seine Sprachentwicklung die kategoriale Bedeutung von Narrationen (Texte in jeglicher Art und Form) in seiner biologisch evolvierten Natur dargelegt werden. Das Thema der Memetik als Transportmittel von kulturellen Informationen wird wegen der mangelhaften Nachweisbarkeit eher kritisch bewertet. Selbst wenn dieses Konstrukt einen gewissen theoretischen Reiz ausübt, so erweist es sich doch bei der praktischen Anwendbarkeit als wenig hilfreich und zielführend. Eine Einführung in universelle Textstrukturen, Themen und deren Umsetzung zeigte aus der Vogelperspektive, wie sich das Symbolsystem Literatur in diesen Komplex einfügt und gleichzeitig wurde damit der Auftakt für den Analyseteil geschaffen, der einzelne Texte *pars pro toto* im Detail beleuchtet.

Die Analyse der Märchen, Klassiker und Bestseller der KJL unter evolutionspsychologischen Gesichtspunkten hat zu folgenden Ergebnissen geführt:

- 1) Alle untersuchten Texte behandelten in ihren zentralen Sujets grundmenschliche Fragestellungen, die auf evolutionspsychologische Muster rückführbar sind. Drei Themengruppen treten dabei in den Vordergrund:
 - Individueller und kollektiver Nutzen, bzw. Probleme beim Zusammenleben in kleineren oder größeren Verbänden oder Gruppen, angefangen von familiären Strukturen bis hin zu anonymisierten Großgesellschaften.

- Ontogenetische Entwicklung und Reifung des oder der Helden, vor allem im Umgang mit Herausforderungen aus der persönlichen Umwelt oder bei der Suche nach einer adäquaten Darstellung und einem adäquaten Umgang von Männlichkeit in Verbindung mit Dominanzambitionen.
- Ansätze der Partnerselektionsstrategien, wobei diese naturgemäß in der KJL erst in der Jugendliteratur bzw. in All-Age-Titeln eine Rolle spielen, zu denen Märchen im weiteren Sinn dazugehören, da sich ursprünglich ihre Zielgruppe nicht auf Kinder beschränkte.

2) Im Gegensatz zu manchen Texten, die dezidiert nicht (nur) für Kinder konzipiert wurden, treten bei den Texten der KJL evolutionspsychologische Grundthemen präziser, deutlich und oftmals ohne Grautöne überdeckt zutage. Bei der ersten Fassung der Grimmschen Hausmärchen, die noch weitgehend künstlerisch unbearbeitet blieben, kann dies besonders gut beobachtet werden. Sie verdichtet jeweils formelhaft die zentralen Ängste und Wünsche, die Bestrebungen und Ziele der Protagonisten und die Hindernisse, mit denen sie sich auf dem Weg zur Zielerreichung auseinandersetzen müssen.

3) Handlungselemente oder deren literarische Umsetzung auf der ‚Histoire‘- wie auf der ‚Discours‘-Ebene aus dem historischen Kontext der Entstehungszeit eines Textes überlagern teilweise evolutionspsychologische Inhalte. So ist z.B. die Kannibalismus-Thematik in „Hänsel und Gretel“ vermutlich u.a. den Hungersnöten während der Pestzeit geschuldet. Das restaurative Ende und der unglaubliche Charakterwandel von Peter Munk in „Das kalte Herz“ lassen sich evt. auf den christlichen Pietismus gegen die aufkommende Industrialisierung in der Schwarzwaldregion in dieser Zeit zurückführen. Joseph Carroll sei an dieser Stelle nochmals angeführt, der zu Recht darauf hinweist, dass „literarische Repräsentationen interpretative Modelle“ sind, die aufgrund des speziellen Blickwinkels eines Autors immer nur eine unvollständige Weltsicht offerieren:

„Literary texts do not limit themselves to representing species-typical behavior, and literary representations are never merely transparent revelations of behavior. Literary representations are interpretive models that are mediated through the perspectives of the authors who fashion them. Each individual author is necessarily limited by the horizon of his or her own values and perceptions, and these values and perceptions are crucially influenced by individual temperament, by the accidents of personal experience, and by the thoughts and feelings available within the cultural order to which the author belongs.“¹⁸⁸⁶

In der folgenden Tabelle werden in einer Querschnittsbetrachtung noch einmal überblickartig und plakativ die zentral behandelten Aspekte menschlichen Fühlens und Agierens mit den

¹⁸⁸⁶ Carroll: Literary Darwinism, 2004, S. 130

entsprechenden evolutionspsychologischen Erläuterungen und den jeweiligen Texten, in denen sie vorkommen, präsentiert – und zwar auf der Symbolebene des Textes wie auch im Umgang mit dieser auf der Rezeptions-/Handlungsebene.

Symbolebene

Gruppenverhalten

<p>Protagonisten agieren häufig in einer Gruppe, die zahlenmäßig überschaubar ist (Freundeskreis) → <i>Oh, wie schön ist Panama</i> → <i>Der Kleine Prinz</i> → <i>Harry-Potter-Romane</i> → <i>Bis(s)-Romane</i></p>	<p>Wesentlicher Bestandteil des Menschseins, dessen Sinn vornehmlich in zwei Aspekten besteht: 1) Schutz vor Angreifern 2) Leistungsbilanz der Gruppe als Ganzes ist durch die Arbeitsteilung und Spezialisierung größer als die Summe der Leistungen der Einzelnen.</p>
<p>Kooperation zwischen Individuen/reziproker Altruismus → <i>Froschkönig</i> → <i>Oh, wie schön ist Panama</i> → <i>Harry-Potter-Romane</i> → <i>Bis(s)-Romane</i></p>	<p>Gene werden nicht nur wegen ihrer Durchsetzungsfähigkeit selektiert, sondern auch wegen ihres verträglichen Zusammenspiels mit anderen Genen, d.h. Gene, die sich in ein kooperatives Ganzes einfügen, tragen zum Erfolg der „Überlebensmaschine“ (Dawkins) und damit zu ihrer eigenen Replikation bei. Dies wurde durch die Evolution der Spezialisierung innerhalb von Gruppen nötig. (Tit-for-Tat-Strategie)</p>
<p>Betrüger/Trittbrettfahrer entlarven und evt. bestrafen → <i>Froschkönig</i> → <i>Aschenputtel</i> → <i>Hänsel und Gretel</i> → <i>Bis(s)-Romane</i></p>	<p>Eine der wichtigsten Funktionen in einer Gruppe, um diese evolutionär stabil zu halten. Dem Austausch von Informationen durch Klatsch kam eine besondere Bedeutung zu. Ziel war es, Betrüger partiell oder vollständig aus dem Gruppenleben auszuschließen. (Tit-for-Tat-Strategie/Gefangenendilemma).</p>
<p>Aufrechterhaltung von Klischees und Stereotypen (Problematik der Vorurteile) → <i>In allen Texten: Strukturierung in ‚gute‘ Protagonisten und ‚böse‘ Antagonisten</i></p>	<p>In Ermangelung differenzierter Analysemöglichkeiten mussten die Vorfahren des Homo sapiens vermutlich auf standardisierte Muster zurückgreifen, wenn es galt, in kürzester Zeit einen Fremden in die Rubrik ‚Freund‘ oder ‚Feind‘, ‚gefährlich‘ oder ‚ungefährlich‘ einzuordnen. Feste Raster (Klischees) haben bei der ersten Einordnung geholfen.</p>
<p>Sport treiben, Spiele/Raufereien → <i>Harry-Potter-Romane</i> → <i>Bis(s)-Romane</i></p>	<p>Training für den Ernstfall (kooperatives/rivalisierendes Jagen/Verteidigen/Flihen) und erstes Festlegen von Hierarchien, das Auseinandersetzungen innerhalb der Gruppe reduziert und für Klarheit bei Aktivitäten nach außen sorgt.</p>
<p>Nachbarschaftshilfe, Nationalstolz, Mitgliedschaft in Vereinen, Gruppen, Banden → <i>Das hässliche Entlein</i> → <i>Harry-Potter-Romane (Häuser in Hogwarts)</i></p>	<p>Schaffen eines gruppeninternen „Wir-Gefühls“ durch Abgrenzung gegenüber anderen mithilfe von z.B. Ritualen oder Initiationsriten. Schutz und Ausbreitung des eigenen Genpools wird gegen die biologische Notwendigkeit der genetischen Variabilität abgewogen.</p>
<p>Vorsicht bis hin zu einer ablehnenden Grundhaltung gegenüber Fremden, ethnische Vorurteile</p>	<p>Hier handelt es sich um ein besonderes Territorialverhalten bei „Tribalismusgesellschaften“ (Ridley), eine „irrationale Verallgemeinerung einer Tendenz-</p>

<p>→ <i>Das hässliche Entlein</i> → <i>Harry-Potter-Romane</i> → <i>Bis(s)-Romane</i></p>	<p>und Familienselektion¹⁸⁸⁷. Ein divergierendes Aussehen oder Sprache zeigten an, dass es vermutlich keinen gemeinsamen Genpool gab. Ethnien sind vermutlich durch „inzestartige“ Familienerweiterung entstanden.</p>
<p>Happy End → <i>In allen Texten</i></p>	<p>Gute, sprich adäquate Gene setzen sich in der Evolution durch. Betrüger/Trittbrettfahrer können nur bis zu einem gewissen Grad reüssieren, da sonst die ESS verloren ginge und sie keine Vorteile mehr durch ihr Verhalten erringen. Zudem kann so das automatisch ablaufende mentale Nachvollziehen der (fiktiven) sozialen Konstruktion zu einem befriedigenden Ende gebracht werden (Schwender).</p>

Sexuelle Partnerstrategien/Sicherung der Replikation des eigenen Genpools

<p>Böse Stiefeltern, Stiefgeschwister oder Pflegeeltern → <i>Aschenputtel</i> → <i>Harry-Potter-Romane</i> → <i>Hänsel und Gretel (Ausgabe letzter Hand)</i></p>	<p>Aufgrund der Individual- und Verwandtenselektion (Kin-Selection) werden die leiblichen Kinder bevorzugt und angenommene eher benachteiligt.</p>
<p>Streben nach Reichtum, Macht und Ansehen (→ Imponiergehabe, Partnerselektion) → <i>Aschenputtel</i> → <i>Froschkönig</i> → <i>Das kalte Herz</i> → <i>Harry-Potter-Romane</i> → <i>Bis(s)-Romane</i></p>	<p>Positioniert einen Menschen in dem oberen Bereich der Hierarchie (Individual-Fitness). Bei Männern wichtiger, weil sie so leichter ihre Gene weitergeben können, da sie von Frauen bei der Partnerwahl stärker berücksichtigt werden (aus Gründen der Sicherung des eigenen Lebens und des Lebens der Nachkommen)</p>
<p>Inzesttabu → <i>Aschenputtel</i></p>	<p>Eigentlich wäre Inzest eine logische Strategie, die eigenen Gene verdichtet zu replizieren, die sich aber evolutionär nicht durchsetzen konnte/durfte, da sonst zu viele oftmals schädigende rezessive Gene phänotypisch in Erscheinung getreten wären.</p>
<p>Struktur des „Defizithelden“ oder defizitäre Ausstattung → <i>Aschenputtel (Füße)</i> → <i>Das hässliche Entlein (Figur)</i> → <i>Harry Potter (Figur)</i> → <i>Bella (Figur)</i></p>	<p>„Handicap-Prinzip“ (u.a. Zahavi): erfolgreiches Erreichen der Ziele trotz (oder sogar wegen) des Handicaps. Das heißt: Die Gene sind insgesamt so stark, dass sie sich dieses Handicap leisten können.</p>
<p>Bevorzugtes Leben der Menschen in Paargemeinschaften (Monogamie, serielle Monogamie) → <i>Aschenputtel (Aschenputtel und Prinz)</i> → <i>Froschkönig (Königstochter und Froschkönig)</i> → <i>Das kalte Herz (Peter und Lis-</i></p>	<p>Paarbildung setzte zunehmend mit der größer werdenden Investition in den Nachwuchs ein, der „unfertig“ auf die Welt kam. Entwicklung über „Viele-Väter-Theorie“ zur „Papa-zu-Hause-Theorie“.</p>

¹⁸⁸⁷ Dawkins: Das egoistische Gen, 2002, S. 172

<p><i>beth)</i> → <i>Oh, wie schön ist Panama (Tiger und Bär)</i> → <i>Der Kleine Prinz (Pilot und Prinz/Prinz und Rose)</i> → <i>Harry-Potter-Romane (Harry und Ginny, Ron und Hermine)</i> → <i>Bis(s)-Romane (Bella und Edward, Jacob und Renesmee, Alice und Jasper, Rosalie und Emmett, Carlisle und Esme)</i></p>	
---	--

Unterschiede zwischen Frauen und Männern/Mädchen und Jungen

<p>Frauen verhalten sich empathischer, kommunizieren intensiver, hören anderen besser zu. Männer stellen sich oder ihre Ideen stärker dar, haben eher Schwierigkeiten mit einem ausgeglichenen, anerkennenden Kommunikationsverhalten. → <i>Das kalte Herz</i> → <i>Bis(s)-Romane</i></p>	<p>Sprache entstand möglicherweise als „akustisches Kraulen“, das hauptsächlich durch weibliche Homi- den praktiziert wurde, da körperliches Kraulen (Grooming) mit der zunehmenden Gruppengröße nicht mehr möglich war. Sie diente dem Informationsaustausch, aber vor allem dem emotionalen Zusammenhalt. Zwei Drittel aller Unterhaltungen drehen sich um persönliche Belange (Dunbar). Selbstdarstellung der Männer soll ihnen unter Geschlechtsgenossen zu einer besseren Position innerhalb der Hierarchie verhelfen und sie Frauen gegenüber als geeigneter Paarungspartner positionieren.</p>
<p>Männer laufen und werfen besser und haben einen besseren Orientierungssinn (räumliches Vorstellungsvermögen). Frauen beobachten besser, sind sorgfältiger und fleißiger. → <i>Hänsel und Gretel</i> → <i>einige Figuren (z.B. Hermine) in Harry-Potter-Romanen</i> → <i>trifft nicht bei Vampiren in den Bis(s)-Romanen zu und ebenfalls nicht bei dem kleinen Tiger und dem kleinen Bären</i></p>	<p>Eigenschaften, die vermutlich aus der Spezialisierung des Jagens und Sammelns entstanden.</p>
<p>Bevorzugte Stellung von Jungen gegenüber Mädchen → <i>Sie sind meist die handlungsdominanten Protagonisten (Hänsel, Entlein, Peter Munk, Bär und Tiger, Kleiner Prinz und Pilot, Harry Potter, Edward und Jacob)</i></p>	<p>Jungen sind potenziell bessere Multiplikatoren der eigenen Gene als Mädchen es je sein könnten. Außerdem neigen sie vermutlich aufgrund ihres höheren Testosteronhaushalts zu einem handlungsorientierten, ‚Abenteuer‘ suchenden Verhalten. („Sensation seeking“.) Stammesgeschichtlich gibt es zwei Grundcharaktere: Nesthocker und Eroberer. Obwohl viele Eroberer frühzeitig starben, konnten sich die, die überlebt hatten, erfolgreicher weltweit etablieren. Überleben und sich replizieren, hatte oftmals etwas mit Kampf zu tun, mit einem ‚Sich-maßvoll-Durchsetzen‘. Frauen bevorzugten den Eroberer-Typus (bessere Nahrung/Schutz).</p>

	Mögliche biologische Begründung für ein solches Verhalten: Das Enzym Monoaminoxidase (MAO) ist mitverantwortlich für den Abbau des Neurotransmitters Dopamin, der u.a. für rauschartige Erlebnisse sorgen kann. Fällt der Dopamin-Spiegel ab, wird der Nervenkitzel gesucht. Einhergeht dieses Phänomen mit Selbstüberschätzung und dem schlechten Abwägen von Risiken. Dieser „Kick“ kann auch künstlich durch scheinbare Bedrohung ausgelöst werden (Filme, Bücher, Achterbahnfahrten etc.).
Formen der Aggression → <i>Hänsel und Gretel</i> → <i>Das hässliche Entlein</i> → <i>Das kalte Herz</i> → <i>Harry-Potter-Romane</i>	Das Testosteronniveau korreliert u.a. mit aggressivem Verhaltensmuster (siehe Ausprägung Amygdala und Steuerung bzw. Fehlsteuerung durch Region im präfrontalen Kortex). Männer neigen zu direkten, offenen und schnellen physischen Reaktionen; weibliche Aggression ist indirekter, subtiler, oft ein Diskreditieren vor anderen.
Jungen/Männer lösen die Aufgaben/Herausforderungen tendenziell alleine - Mädchen/Frauen eher gemeinschaftlich in einem sozialen Verband → <i>Schwer darstellbar, da in den Texten oftmals weibliche und männliche Protagonisten alleine auf sich und ihre Fähigkeiten gestellt sind. Wenn Aufgaben in Gruppen gelöst werden, dann tragen i.d.R. beide Geschlechter zu dem Ergebnis bei (Harry, Ron, Hermine; Bella, Edward, Jacob, die Cullens)</i>	Die ursprüngliche Spezialisierung der Arbeit hat evolutionär zu anderen Gehirnstrukturen und Verarbeitungsprozessen geführt. Systematisiertes Suchen einer Lösung erfordert Ruhe und Konzentration, die letztlich auch mit Alleinsein oder Einsamkeit verbunden ist.

Die natürliche Selektion/Sicherung des Lebensraums und des eigenen Überlebens

Agieren aus dem „Bauch“ heraus/emotionale Intelligenz → <i>Der Kleine Prinz</i> → <i>Harry-Potter-Romane</i> → <i>Bis(s)-Romane</i>	Entscheidungen nach den „Bauchgefühlen“ (Gigerenzer) zu fällen und danach zu agieren, war eine lebensnotwendige Voraussetzung, wenn den Hominiden nicht Zeit für langes Abwägen blieb. Darüber hinaus ist der Mensch nur in der Lage, ein sehr begrenztes Kontingent an entscheidungsrelevanten Informationen gleichzeitig zu verarbeiten.
Tendenz zu einem konservativ-affirmatorischen Verhalten der Figuren → <i>Aschenputtel</i> → <i>Froschkönig</i> → <i>Hänsel und Gretel</i> → <i>Das hässliche Entlein</i> → <i>Das kalte Herz</i> → <i>Oh, wie schön ist Panama</i> → <i>Bis(s)-Romane</i>	Prinzip der Erhaltung der evolutionär stabilen Strategie (Maynard Smith) und Sicherheit gehen vor allem in Fragen der Nachkommenschaft vor Risikobereitschaft, da die Art der hominiden Fortpflanzung ein hohes Maß an Investition erfordert (K-selektierte Reproduktionsstrategie).

<p>Geschehnisse simulieren oder antizipieren können → <i>Der Kleine Prinz</i> → <i>Harry-Potter-Romane</i> → <i>Bis(s)-Romane</i></p>	<p>Ein entscheidender Vorteil des Homo sapiens gegenüber dem „Trial-and-error-Prinzip“: Es wird weniger Zeit und Energie verbraucht und die Ergebnisse sind meist valider (→ „machiavellistische Intelligenzhypothese“)</p>
<p>Risiken drohen durch besondere Umstände, außergewöhnliche Ereignisse oder Raubtiere (z.B. Flugzeugabsturz, Angriff eines Hais/Vampirs, übernatürliche Kräfte) → <i>Der Kleine Prinz</i> → <i>Harry-Potter-Romane</i> → <i>Bis(s)-Romane</i></p>	<p>Aus stammesgeschichtlichen Gründen werden solche Bedrohungen als virulenter wahrgenommen als die statistisch größeren Gefahren, die z.B. durch Haushalt oder die Nutzung von Autos vorhanden sind. („Wahrscheinlichkeitsblindheit“)</p>
<p>Verwendung von Symbolen aus der Natur, Wetter etc. für Beschreibung von Stimmungen, Gefahren oder Emotionen der Charaktere → <i>Hänsel und Gretel</i> → <i>Das hässliche Entlein</i> → <i>Oh, wie schön ist Panama</i> → <i>Der Kleine Prinz</i> → <i>Harry-Potter-Romane</i> → <i>Bis(s)-Romane</i></p>	<p>Bei den hominiden Vorfahren war es lebensnotwendig, Zeichen in Umwelt und Natur zu interpretieren, um daraus die richtigen Konsequenzen ziehen zu können.</p>
<p>Fette und süße Lebensmittel als Belohnung, als erstrebenswerte Nahrung → <i>Hänsel und Gretel</i> → <i>Oh, wie schön ist Panama</i> → <i>Harry-Potter-Romane</i></p>	<p>Fette Nahrung wurde bevorzugt, weil sie kalorisch am dichtesten ist und der Zeitpunkt der nächsten Mahlzeit noch nicht feststand. Süßes gewährleistete im Gegensatz zu Saurem oder Bitterem (meistens) die Essbarkeit eines Produkts.</p>
<p>Kannibalismus → <i>Hänsel und Gretel</i> → <i>Bis(s)-Serie</i></p>	<p>Kannibalismus ist prinzipiell gegen das Prinzip einer evolutionär stabilen Strategie gerichtet und im Säugetierbereich selten zu beobachten. Bei den Menschen gilt es neben Inzest als das härteste Tabu, das nur bei einigen Stämmen aus kulturellen Gründen oder ansonsten in Notzeiten praktiziert wurde.</p>
<p>Landschaftspräferenzen ↔ Landschaftsabneigungen → <i>Hänsel und Gretel</i> → <i>Oh, wie schön ist Panama</i> → <i>Der Kleine Prinz</i> → <i>Harry-Potter-Romane</i> → <i>Bis(s)-Romane</i></p>	<p>Ein optimales Habitat gewährleistet Schutz vor Angreifern, Sicherheit vor Wetter, Nahrungs- und Wasserquellen, eine gute Aussicht und damit bessere Überlebenschancen. Bietet eine Landschaft nicht diese Aspekte, wird sie auf die Dauer tendenziell gemieden, bzw. flößt Angst und Unsicherheit ein</p>

Sonstiges

<p>Humor, Lachen, Witze, komische Situationen → <i>Oh, wie schön ist Panama</i> → <i>Der Kleine Prinz</i> → <i>Harry-Potter-Romane</i> → <i>Bis(s)-Romane</i></p>	<p>Zwei Erklärungsmöglichkeiten: 1) Aufmerksammachen auf Fehler im logischen Denken 2) Information an andere Gruppenmitglieder, dass die entdeckte Anomalie keine Bedrohung darstellt (Entwarnungstheorie). Beim Lachen wird der mediale ventrale präfrontale</p>
---	--

	Kortex aktiv. Diese Region steht im Zusammenhang mit dem internen Belohnungssystem wie bei gutem Essen, Sex und Erfolg. Beim Lachen sinkt der Adrenalin Spiegel und die Anspannung fällt ab.
Magie, Phantastik → <i>Aschenputtel</i> → <i>Froschkönig</i> → <i>Hänsel und Gretel (Ausgabe letzter Hand)</i> → <i>Das kalte Herz</i> → <i>Der Kleine Prinz</i> → <i>Harry-Potter-Romane</i> → <i>Bis(s)-Romane</i>	Möglicherweise Stimulanz des transzendentalen Zentrums im Gehirn, Erreichen eines Rauschzustands (Dopamin).

Handlungsebene

Konformistisches versus non-konformistisches Verhalten → <i>Fan-Kultur durch die Leser von Bestsellern</i>	Kopieren des Verhaltens der großen Mehrheit/der Erfolgreichen fördert erstens die Kooperation in einer Gruppe und sichert zweitens an einem neuen Ort/unter neuen Umständen Überlebensvorteile
Tiergeschichten (Pferdebücher), Geschichten um Freundschaft und Liebe → <i>Hässliche Entlein</i> → <i>Der Kleine Prinz</i> → <i>Bis(s)-Romane</i>	Präferenz durch Leserinnen, weil sie ihrem tendenziell auf Empathie ausgerichteten weiblichen Gehirn entgegenkommen. Soziale Interaktionsmuster, die sich nicht nur auf Menschen, sondern auch auf andere Lebewesen ausdehnen, werden virtuell trainiert.
Leseverhalten (Häufigkeit, Intensität, präferierte Gattungen und Stile) → <i>gilt für alle Texte</i>	Korreliert mit der Entwicklung der Sprache durch die Frauen und den damit zusammenhängenden unterschiedlichen Hirnstrukturen (z.B. Broca-Zentren werden in der rechten und linken Gehirnhälfte genutzt, bei Männern verstärkt in der linken. Mädchen lernen schneller und früher sprechen, haben ein größeres Wortverständnis). Sprache war <i>das</i> Mittel und die Möglichkeit der Frauen, um Aggressionen abzuwenden und die Gruppe zusammen zu halten.

Die Querschnittsbetrachtung lässt erkennen, dass die Evolutionspsychologie bei kinder- und jugendliterarischen Texten in zweierlei Hinsicht eine Rolle spielt:

- Auf der Symbolebene lassen sich die Plots, die Grundkonflikte und deren Lösungen sowie die Figurengestaltung eng mit den zentralen Aussagen der Evolutionsbiologie in Verbindung bringen. Im Besonderen kommt dabei dem Themenkomplex der Selbstfindung im Zusammenspiel mit Integration und mit Abgrenzung zu der Bezugsgruppe eine herausragende Bedeutung zu, was allerdings bei der relevanten Zielgruppe der Kinder und Jugendlichen keine große Überraschung ist. In seiner natürlichen Umwelt erfolgreich zu agieren und dort seine Fähigkeiten zu erproben, ragt als zweiter Komplex hervor. Sexuelle Partnerstrategien finden – wie schon angemerkt – nur in der Ju-

gend- und All-Age-Literatur ihren Niederschlag. Geschlechterunterschiede werden in modernen Texten vordergründig relativiert, was sicher dem zeitgemäßen Geschlechterverständnis in Industrienationen entspricht. Dennoch stellen Jungen in den untersuchten Texten mehrheitlich die Protagonisten bzw. übernehmen den initiativen, aktiven Part. Die überproportional häufige Verwendung von Phantastik und Magie in erfolgreichen KJL-Texten im Vergleich zu erfolgreichen fiktionalen Texten der Erwachsenenliteratur kann zumindest mit den bisherigen Erkenntnissen nicht zufriedenstellend einem ultimativen Grund zugeordnet werden. Möglicherweise vermitteln phantastische Konstruktionen als nicht-realistisches Anschauungsmaterial einen leichteren und damit besseren Zugang zu den kodierten sozialen Bezügen.

- Auf der Handlungsebene und hier vor allem bei der Rezeption zeigen sich die evolutionspsychologisch bedingten Geschlechtsunterschiede zwischen Mädchen und Jungen signifikant bei der thematischen Präferenz eines Textes, bei dem Leseverhalten selber (Häufigkeit, Lesefähig- und Lesefertigkeit) und bei der allgemeinen Bedeutung von Texten/Narrationen. Ferner kann man gut nachvollziehen, wie es dazu kommt, dass Erfolg (auch im literarischen Bereich) ein sich selbst verstärkender Prozess ist.

Es bleibt festzuhalten, dass in dem KJL-System die biologische Natur des Menschen in seiner *Subjektivität als real handelnde Person* sowie als *Anschauungs-, Lern- und Lustobjekt innerhalb des ‚real‘ fiktionalen Inhalts* zum Tragen kommt. Dennoch muss konstatiert werden: Obwohl in erfolgreichen Texten der KJL eine große Schnittmenge zwischen narrativen Inhalten und evolutionspsychologischen Grundmustern besteht, fehlt der unwiderlegbare Nachweis, dass die Inhalte dieser virtuellen Realität mit ihrer erfolgreichen Verbreitung und Rezeption korrelieren. Trotz hoher Signifikanz könnte dies erst durch empirische Studien untermauert werden, die im Medienbereich erst gerade begonnen haben und bisher als „alles andere als ausdifferenziert“¹⁸⁸⁸ bezeichnet werden müssen.

Wie das bei komplexen Texten, die in der Regel eine Vielzahl von evolutionären Funktionalitäten ansprechen, in einem ebenfalls komplex agierenden Handlungssystem praktisch umgesetzt werden könnte, bleibt fraglich, da sich weder die analysierten Inhalte, noch die befragten Menschen in einem laborähnlichen Vakuum befinden. Blindversuche oder Doppelblindversuche wie im naturwissenschaftlichen Sektor sind schwer vorstellbar. Multifaktorielle Einflüsse auf eine solche empirische Untersuchungssituation könnten nur durch eine relevante statistische Größe und Universalität der Befragtengruppe kompensiert werden.

¹⁸⁸⁸ Voland: Virtuelle Welten, 2007, S. 14

Verlässt man diese direkte textliche Ebene und betrachtet von außen das Konvolut von Klassikern und Bestsellern, so stellt sich zum Schluss die Frage, ob der Erfolg von Narrationen das biologische Prinzip des „survival of the fittest“ spiegelt? Die muss man mit einem Ja und einem Nein beantworten.

Ja, denn erfolgreiche Texte setzen sich gegen tausende von jährlich neu publizierten und bereits vorhandenen, Konkurrenten' durch, weil sie in zweierlei Hinsicht am besten an ihre Umwelt angepasst sind: mit ihrer „Histoire“ und mit ihrer diskursiven Umsetzung. Als Voraussetzung müssen sie jedoch Startbedingungen erhalten, die sie in den Bereich der theoretischen Wahrnehmbarkeit rücken. Verglichen mit den evolutiven Prinzipien hieße das: Selbst das Lebewesen, das alle Qualia der natürlichen und sexuellen Selektion seiner Spezies erfüllt oder übertrifft, trägt nur zum eigenen reproduktiven Erfolg bei, wenn diese Kriterien wahrgenommen werden können, d.h. wenn es zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort ist. Nicht unähnlich verhält es mit Texten. Deren Auftritt, der zunächst einmal über das Handlungssystem gesteuert wird, entscheidet, ob sie in den zu begutachtenden Rahmen fallen. Dies wurde im Kapitel über den literarischen Erfolg ausführlich dargestellt. Auf der Ebene des Symbolsystems fällt dann die Entscheidung, ob der Text bezüglich Inhalt und Form den derzeitigen Bedürfnissen genügt. Ist dies der Fall, kommt es wiederum zu Rückkopplungsmechanismen auf das Handlungssystem.

Nein, denn betrachtet man Texte als Instrumente, derer sich ihre Nutzer bedienen, um selber einen selektiven Vorteil gegenüber ihren Mitbewerbern zu erhalten, so besteht zumindest keine zwangsläufige Korrelation zwischen erfolgreichen Texten und einem direkten Adaptionvorteil. Dass das Prinzip des Geschichtenerzählens, des künstlerischen Schaffens allgemein, zu einem generellen Vorteil für den Homo sapiens im Laufe seiner Entwicklung wurde, scheint weitgehend unbestritten und wird im Kapitel über Kunst, Literatur und Evolution beleuchtet. Erfolgreiche Texte bieten zwar einen guten Zugang zu diesem Medium, liefern aber per se nicht inhaltlich und formal Antworten auf Fragestellungen der aktuellen Umwelt des Nutzers. Dies hängt, wie im Kapitel über die evolutionäre Psychologie gezeigt wurde, ganz wesentlich mit dem Umstand zusammen, dass zentrale psychologische Muster menschlichen Denkens und Handelns trotz der Plastizität und Flexibilität und trotz der Prinzipien der Anlage-Umwelt-Kovariationen ihren Ursprung im Pleistozän haben und sich nicht in dem Tempo evolvieren konnten wie die sie umgebende Umwelt. Bei zahlreichen Themen tritt eine solche Diskrepanz nicht zutage, weil beispielsweise das Verhalten von zwei Individuen thematisiert wird, die beide gleichermaßen in pleistozänen Verhaltensmustern ‚gefangen‘ sind, in anderen Fällen aber sehr wohl, wenn es um einen angemessenen Respons auf veränderte Lebensbedin-

gungen geht, wie beispielsweise die realistische Einschätzung von Gefahren, die es damals noch nicht gab (Radioaktivität, Ozonproblematik). Erfolgreiche Texte bedienen mit ihrem Plot adaptionsrelevante evolutionäre Muster, selbst wenn sie in einer augenscheinlich „modernen“ Verpackung präsentiert werden, und die Menschen wählen verstärkt die Themen aus dem Literaturangebot aus, die diese „intuitiven Ontologien“¹⁸⁸⁹ enthalten.

¹⁸⁸⁹ Ebd., S. 9

9. Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Autor	Titel
Andersen, Hans Christian	Die schönsten Märchen von Hans Christian Andersen, ausgewählt von Daniel Keel und Silvia Zanovello, Zürich: Diogenes 2005, S. 25-41 (Den grimme Ælling, 1844 aus: Eventyr, fortalte for børn, 1835-1848)
Bechstein, Ludwig	Ludwig Bechstein's Märchenbuch. Mit 90 Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Ludwig Richter, 30. Aufl., Leipzig: Georg Wiegand 1875
Blyton, Enid	Die Fünf Freunde (diverse Bände), Hamburg: Blüchert/München, Gütersloh: Bertelsmann ab 1953 (Famous Five, London: Hodder & Stoughton ab 1942)
Blyton, Enid	Hanni und Nanni (diverse Bände), München: Franz Schneider ab 1964 (St. Clare's, London: Methuen ab 1941)
Brezina, Thomas	Die Knickerbockerbande (diverse Bände) (www.knickerbocker-bande.de/knickerbocker , 20.06.2009), Wien: Neuer Breitschopf/Ravensburg: Ravensburger ab 1990
Brezina, Thomas	Tiger-Team (diverse Bände), München: Egmont Franz Schneider ab 1995
Carroll, Lewis	The Complete Works of Lewis Carroll with an Introduction by Alexander Woollcott, London: Nonesuch Library 1939
Grimm, Jacob und Wilhelm	Kinder- und Hausmärchen, (hrsg. von Friedrich Panzer), vollständige Ausgabe in der Urfassung, Wiesbaden-Berlin: Vollmer o.J. (vermutlich 1961)
Grimm, Jacob und Wilhelm	Kinder- und Hausmärchen, (hrsg. von Heinz Rölleke), Ausgabe letzter Hand, Band I, Stuttgart: Reclam 1982
Hauff, Wilhelm	Märchen, Gütersloh: Bertelsmann 1948
Hauff, Wilhelm	Das kalte Herz, in: Wühl, Paul-Wolfgang (Hrsg.): Im magischen Spiegel. Märchen deutscher Dichter aus zwei Jahrhunderten, Frankfurt/Main: Insel 1981, S. 321-365
Janosch	Oh, wie schön ist Panama, Weinheim: Beltz & Gelberg, 2004 (1978)
Meyer, Stephenie	Bis(s) zum Morgengrauen, Hamburg: Carlsen 2006/2008 (Twilight, New York/N.Y.: Little, Brown and Company 2005)
Meyer, Stephenie	Bis(s) zur Mittagsstunde, Hamburg: Carlsen 2007 (New Moon, New York/N.Y.: Little, Brown and Company 2006)
Meyer, Stephenie	Bis(s) zum Abendrot, Hamburg: Carlsen 2008 (Eclipse, York/N.Y.: Little, Brown and Company 2007)
Meyer, Stephenie	Bis(s) zum Ende der Nacht, Hamburg: Carlsen 2009 (Breaking dawn, London: Little, Brown and Company 2008)

- Meyer, Stephenie Edward auf den ersten Blick, Hamburg: Carlsen 2006, erstes Kapitel in deutscher Übersetzung
http://www.carlsen.de/uploads/Jugendbuch/edward_auf_den_ersten_blick.pdf, 30.03.2009 (Midnight Sun, New York/N.Y.: Little, Brown and Company 2005, zwölf Kapitel im amerikanischen Original
http://www.stepheniemeyer.com/pdf/midnightsun_partial_draft4.pdf, 30.03.2009
- Meyer, Stephenie Bis(s) zum ersten Sonnenstrahl: Das kurze zweite Leben der Bree Tanner, Hamburg: Carlsen 2010 (The Short Second Life of Bree Tanner: an eclipse novella, London: Little, Brown and Company 2010)
- Pausewang, Gudrun Die Wolke, Ravensburg: Ravensburger Buchverlag 1987
- Rhue, Morton Die Welle, Ravensburg: Ravensburger Buchverlag 1984 (The Wave, New York/N.Y.: Delacorte Press/Dell Publ. 1981)
- Rowling, Joanne K. Harry Potter und der Stein der Weisen, Hamburg: Carlsen 1998 (Harry Potter and the Philosopher's Stone, London: Bloomsbury 1997)
- Rowling, Joanne K. Harry Potter und der Feuerkelch, Hamburg: Carlsen 2000 (Harry Potter and the Goblet of Fire, London: Bloomsbury 2000)
- Saint-Exupéry, Antoine de Der Kleine Prinz, Bad Salzig/Düsseldorf: Karl Rauch 1950 (Le Petit Prince, New York/N.Y.: Reynal & Hitchcock 1943/Paris: Gallimard 1946)
- Schneider, Liane/Julia Boehme et al. Serie: Conni (www.conni.de, www.conni.de/web/buecher/index, 20.03.2009), Hamburg: Carlsen ab 1992
- Spyri, Johanna Heidi's Lehr- und Wanderjahre, Gotha: Pertes 1880
- Whisp, Kennilworthy (Ps. J.K. Rowling) Quidditch im Wandel der Zeiten, Hamburg: Carlsen 2001 (Quidditch Through the Ages, London: Bloomsbury 2001)

Sekundärliteratur

- | Autor/Hrsg. | Titel |
|-----------------------------|---|
| Abbott, Porter | The Evolutionary Origins of the Storied Mind: Modeling the Prehistory of Narrative Consciousness and its Discontents, in: Narrative Vol. 8, Nr. 3/2000, S. 247-256 |
| Agvaz, Türkhan (Red.) | Team Edward, www.team-edward.net , 17.06.2009 |
| Alber, Erdmute | Vater, Mutter, Kind. Soziale Elternschaft in Westafrika, in: www.journal-ethologie.de Nr. 3/2005 |
| Alber, Erdmute/Georg Elwert | Un-selfish genes? Preferential upbringing of adopted and genetically distant children as a stable pattern among the Baatombu in the precolonial Slave Coast, Dahomey and modern Bénin, in der Reihe: Sozialanthropologische Arbeitspapiere des Instituts für Ethnologie der Freien Universität Berlin, Berlin: Schiler 2004 |
| Albrecht, Richard | Bestseller und Bestseller-Forschung. Randglossen zu Stand, Problemen und Perspektiven interdisziplinären Herangehens in der Bundesrepublik Deutschland, in: Publizistik H 25/1980, S. 451-461 |

- Allen, John/Joel
Bruss/Hanna Damasio Das vermessene Gehirn, in: Gehirn & Geist Nr. 1/2009, S. 18-25
- Arbeitskreis für Jugendliteratur/Arbeitsgemeinschaft von Jugendbuchverlagen/Börsenverein des Deutschen Buchhandels/Stiftung Lesen (Hrsg.) All-Age-Bücher dominieren: Bleibt das Kinderbuch auf der Strecke? (Presse-Information), Leipzig, 19.03.2010
- Allen, Paul/Franz Bardon Visuelle Halluzinationen bei psychisch gesunden Personen: Das „Charles Bonnet Syndrom“, www.geocities.com/franzbardon/CharlesBonnetSyndrome_d.html, 21.01.2008
- Alvergne, Alexandra et al. Differential facial resemblance of young children to their parents: who do children look like more?, in: Evolution and Human Behavior Vol. 28, Nr. 2, März 2007, S. 135-144
- Andre, Karl Märchenrezeption in der Grundschule, in: Barthel, Henner et al. (Hrsg.): Aus „Wundertüte“ und „Zauberkasten“. Über die Kunst des Umgangs mit Kinder- und Jugendliteratur. Festschrift zum 65. Geburtstag von Heinz-Jürgen Kliewer, Frankfurt/Main: Lang 2000, S. 121-140
- Andrich, Jürgen/Jörg T. Epplen, Tödlicher Tanz, in: Gehirn & Geist Nr. 11/2005, S. 34-38
- Ansermet, François/Pierre Magistretti Die Individualität des Gehirns. Neurobiologie und Psychoanalyse, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2005 (À chacun son cerveau, Paris: Odile Jacob 2004)
- Antweiler, Christoph Menschliche Universalien. Ein kulturvergleichender Zugang zum Humanum, in: Eibl, Karl/Katja Mellmann/Rüdiger Zymner (Hrsg.): Im Rücken der Kulturen, Paderborn: Mentis 2007, S. 67-86
- Arai, Junko et al. Transgenerational Rescue of a Genetic Defect in Long-Term Potentiation and Memory Formation by Juvenile Enrichment, in: Journal of Neuroscience Vol. 29, Nr. 5, Februar 2009, S. 1496-1502
- Aranjo, Ivan de et al. Food Reward in the Absence of Taste Receptor Signaling, in: Neuron Vol. 57, 27.03.2008, S. 930-941
- Arbeitsgemeinschaft der ARD Werbegesellschaften Media Perspektiven (auch unter www.media-perspektiven.de), Dezember 2002
- Arbeitsgemeinschaft der wissenschaftlichen medizinischen Fachgesellschaften e.V. Leitlinie der Deutschen Gesellschaft für Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie, Persönlichkeitsstörungen (F60, F61), <http://www.uni-duesseldorf.de/awmf/II/028-033.htm>, 06.12.2007
- ARD/ZDF-Medienkommission und Kinderkanal Kinder und Medien 2003, März 2004, www.mdr.de, 01.04.2004
- Arens, Peter (Interview) „Mit so vielen Stimmen haben wir nicht gerechnet“. Peter Arens über die Wahlphase zu „Unseren Besten – Das große Lesen“, www.zdf.de/ZDFde/inhalt/10/0,1872,2151338,00.html, 07.08.2004

- Arens, William The Original Sin. Incest and Its Meaning, New York/Oxford: University Press 1986
- Arnaudin, Edwin Mormon Vampires: The Twilight Saga and Religious Literacy. Master of Science in Library Science, University of North Carolina April 2008, <http://etd.ils.unc.edu/dspace/bitstream/1901/469/1/Mormon+Vampires+-+The+Twilight+Saga+and+Religious+Literacy.pdf>, 11.03.2009
- Aufbaustudium Buchwissenschaft 2007/2008, LMU München
 Seitenweise Erfolg. Vierzig Bestseller und ihre Geschichten, München: Bramann 2008
- Aunger, Robert Memes, in: Dunbar, Robin/Louise Barrett: Oxford Handbook of Evolutionary Psychology, New York/N.Y.: Oxford University Press 2007, S. 599-604
- Baab, Karen/Kieran McNulty Size, shape, and asymmetry in fossil hominins: the status of the LB1 cranium based on 3D morphometric analyses, in: Journal of Human Evolution, Vol. 57, Nr. 5, Nov. 2009, S. 608-622
- Bachl, Gottfried Gefährliche Magie? Religiöse Parabel? Gute Unterhaltung, in: Spinner, Kaspar (Hrsg.): Im Bann des Zauberlehrlings? Zur Faszination von Harry Potter, Regensburg: Pustet 2001, S. 42-59
- Bachstein, Andrea Kaiser von China. Der österreichische Kinderbuchautor Thomas Brezina wird in der Volksrepublik wie ein Popstar verehrt – in Europa ist er eher unbekannt, in: Süddeutsche Zeitung Nr. 299, 23./30.12.2007, S. 11.
- Bahlman, Joseph/Douglas Kelt Use of Olfaction During Prey Location by the Common Vampire Bat, in: Biotropica Vol. 39, Nr. 1, Jan. 2007, S. 147-149
- Bahnsen, Ulrich Notizblock aus der Steinzeit, in: Zeit Nr. 04/2002, http://pdf.zeit.de/2002/04/200204_palaeokultur.xml.pdf, 13.02.2009
- Bak, Sandra Harry Potter. Auf den Spuren eines zauberhaften Bestsellers, Frankfurt/Main: Peter Lang 2004
- Balint, Michael Angstlust und Regression. Mit einer Studie von Enid Balint, 2. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta 1988 (Thrills and Regressions, London: Hogarth Press 1959)
- Baran, Magdalena/Silke Reichmann Thomas Brezina – Leben und Erfolgsgeheimnis, UE Literatur und Medien, Universität Wien SS 2005
- Barber, Paul The real vampire: Forensic pathology and the lore of the undead, in: Natural History Vol. 99, Nr. 10, Okt. 1990, S. 75-82
- Bardola, Nicola Bestseller mit Biss. Liebe, Freundschaft und Vampire – alles über die Autorin Stephenie Meyer, München: Heyne 2009
- Bargh, John/Tanya Chartrand The unbearable automaticity of being in: American Psychologist Vol. 54/1999, S. 462-479
- Baron-Cohen, Simon Vom ersten Tag an anders. Das weibliche und das männliche Gehirn, Düsseldorf: Walter 2004 (The Essential Difference. Men, Women and the Extreme Male Brain, London: Lane/Penguin 2003)
- Barski, Jacek Kleiner polnischer Wahnsinn oder die Kraft der inneren Maus. 13 Denkbilder zur Magie der Freiheit bei Janosch mit dem Wörterbuch der 13 wichtigsten Begriffe, in: Feuß, Axel/Andreas Meyer (Hrsg.): Janosch Katalog. Mit einer vorläufigen Bibliographie seiner bisher erschienenen Bücher, Gifkendorf: Merlin 1998, S. 86-97

- Barthel, Henner et al. (Hrsg.) Aus „Wundertüte“ und „Zauberkasten“. Über die Kunst des Umgangs mit Kinder- und Jugendliteratur. Festschrift zum 65. Geburtstag von Heinz-Jürgen Kliewer, Frankfurt/Main: Lang 2000
- Bartsch, Matthias et al. Exempel des Bösen, in: Spiegel Nr. 2, 07.01.2008, S. 20-38
- Baudy, Dorothea „Kinderfresser“. Ein europäischer Topos zur Verunglimpfung des ‚anderen‘, in: Keck, Annette/Inka Kording/Anja Prochaska (Hrsg.): Verschlungene Grenzen. Anthropophagie in Literatur und Kulturwissenschaften, Tübingen: Gunter Narr 1999, S. 257-271
- Bauer, Joachim Unser flexibles Erbe, in: Gehirn & Geist Nr. 1/2009, S. 58-65
- Baumgärtner, Alfred Clemens Das Bilderbuch. Geschichte – Formen – Rezeption, in: Paetzold, Bettina/Luis Erler (Hrsg.): Bilderbücher im Blickpunkt verschiedener Wissenschaften und Fächer, Bamberg: Nostheide 1990, S. 4-22
- Baumgartner, Thomas et al. Oxytocin Shapes the Neural Circuitry of Trust and Trust Adaptations in Humans, in: Neuron Nr. 58, 22.05.2008, S. 639-650
- Bayer, Dorothee Der triviale Familien- und Liebesroman im 20. Jahrhundert, 2. erw. Aufl., Tübingen: Vereinigung für Volkskunde e.V. 1971
- Beck, Hanno Sie sind häßlich? Werden Sie Verbrecher!, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung Nr. 17, 10.04.2006, S. 36
- Becker, Markus Wie Harry Potters Tarnkappe Wirklichkeit werden kann, in: Spiegel online, <http://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,591618,00.html>, 21.11.2008
- Behm, Holger et al. Büchermacher der Zukunft – Marketing und Management im Verlag, 2. überarb. Aufl., Darmstadt: Primus 1999
- Beisbart, Ortwin Nicht nur ein Augenschmaus. Das Bilderbuch als Literatur, in: Paetzold, Bettina/Luis Erler (Hrsg.): Bilderbücher im Blickpunkt verschiedener Wissenschaften und Fächer, Bamberg: Nostheide 1990, S. 23-47
- Benecke, Mark et al. Natürliche Leichenerscheinungen als Ursprung des Vampirglaubens, Abstract Nr. 47, Frühjahrstagung der Deutschen Gesellschaft für Rechtsmedizin, Juni 2004
- Benecke, Mark Vampire unter uns: Jugendliche Vampirsukulturen, in: Bertschik, Julia/Christa Agnes Tuczay (Hrsg.): Poetische Wiedergänger. Deutschsprachige Vampirismus-Diskurse vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Tübingen: Francke 2005, S. 285-302
- Bergenthal, Ursula Des Zauberlehrlings Künste. „Harry Potter“ als Beispiel für literarische Massenkommunikation in der modernen Mediengesellschaft, Göttingen: Wallstein 2008
- Berthoz, Sylvie Ich weiß nicht, was soll es bedeuten..., in: Gehirn & Geist Nr. 3/2005, S. 64-69
- Bertschik, Julia/Christa Agnes Tuczay (Hrsg.) Poetische Wiedergänger. Deutschsprachige Vampirismus-Diskurse vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Tübingen: Francke 2005
- Bethge, Philip Der liebende Affe, in: Spiegel Nr. 9, 28.02.2005, S. 168-176
- Bettelheim, Bruno Kinder brauchen Märchen, 26. Aufl., München: dtv 2004 (The Uses of Enchantment, New York/N.Y.: Knopf 1975/76)
- Beyer, Susanne Ihr sollt lesen wie die Kinder, in: Spiegel Nr. 45, 03.11.2003, S. 182-184

- Biagioli, Nicole Le dialogue avec l'enfance dans le Petit Prince, in: Le Hir, Geneviève (Dir.): Antoine de Saint-Exupéry, in: Études Littéraires Vol. 33, Nr. 2, Université Laval Sommer 2001, S. 27-42
- Bilz, Rudolf Paläoanthropologie. Der neue Mensch in der Sicht einer Verhaltensforschung, 1. Bd., Frankfurt/Main: Suhrkamp 1971
- Bischof, Norbert Das Rätsel Ödipus. Die biologischen Wurzeln des Urkonflikts von Intimität und Autonomie, 5. Aufl., München: Piper 2001 (Erstauflage 1985)
- Bischof, Ulrike/Horst Heidtmann Kinder lieben Serien oder: Enid Blyton, erfolgreichste Kinderbuchautorin der Welt, in: Duderstadt, Matthias /Claus Forytta (Hrsg.): Literarisches Lernen. Beiträge zur Reform der Grundschule Bd. 107/1999, Frankfurt/Main: Grundschulverband/Arbeitskreis Grundschule e.V., S. 50-58
- Bischof, Ulrike/Horst Heidtmann Lesen Jungen ander(e)s als Mädchen? Untersuchungen Leseinteressen und Lektüregatifikationen, in: medien praktisch H. 3/2002, http://www.hdm-stuttgart.de/ifak/publikationen/ifak/pdfs/Jungen_lesen_anders.pdf, 16.02.2009
- Bischof-Köhler, Doris Von Natur aus anders. Die Psychologie der Geschlechtsunterschiede, 2. Aufl., Stuttgart: Kohlhammer 2004
- Bjorklund, David/Anthony Pellegrini The Origins of Human Nature. Evolutionary Developmental Psychology, Washington DC: American Psychological Association 2002
- Blackmore, Susan Die Macht der Meme oder Die Evolution von Kultur und Geist, Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag 2005 (The Meme Machine, Oxford: University Press 1999)
- Blech, Jörg Spurensuche im Täterhirn, in: Spiegel (Hrsg.): Die Entschlüsselung des Gehirns (Spiegel special Sonderheft Nr. 04), Hamburg 2003, S. 125
- Blech, Jörg et al. Darwins Werk, Gottes Beitrag, in: Spiegel Nr. 52, 24.12.2005, S. S. 136-147
- Blech, Jörg Hirn, kuriere dich selbst!, in: Spiegel Nr. 20, 15.05.2006, S. 164-178
- Bloom, Clive Bestsellers. Popular Fiction Since 1900, Basingstoke/Hampshire und New York/N.Y.: Palgrave Macmillian 2002
- Bock, Christoph/Katja Mellmann Kultur als biologische Adaption. Ein Gespräch mit Karl Eibl über die evolutionäre Funktion von Sprache und Poesie, in: Parapluie Nr. 18/Frühjahr 2004
- Bode, Andreas Einfach nicht totzukriegen. Bilderbuch-Klassiker, in: Raecke, Renate/Ute Baumann (Hrsg.): Zwischen Bullerbü und Schewenborn. Auf Spurensuche in 40 Jahren deutschsprachiger Kinder- und Jugendliteratur, München: Arbeitskreis für Jugendliteratur 1995, S. 70-79
- Bode, Andreas Tendenzen im Bilderbuch von 1950 bis zur Gegenwart, in: Franz, Kurt/Günter Lange (Hrsg.): Bilderbuch und Illustration in der Kinder- und Jugendliteratur, Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren 2005, S. 17-31
- Bode, Britta Harry Potter ist Weltkulturerbe, in: Welt am Sonntag Nr. 42, 21.10.2007, S. 82-83
- Bonfadelli, Heinz et al. Leseerfahrungen und Lesekarrieren. Lesesozialisation. Eine Studie der Bertelsmann Stiftung Bd. 2, Gütersloh: Bertelsmann 1993

- Bönisch, Georg/Romain Leick Gelassen in den Tod, in: Spiegel Nr. 13, 22.03.2008, S. 162-164
- The Bookseller (Hrsg.) International Chart: US Bestsellers. Meyer takes bite out of US, in: The Bookseller, 09.01.2009, S. 16
- Borrmann, Norbert Vampirismus oder die Sehnsucht nach Unsterblichkeit, Kreuzlingen/München: Hugendubel (Diederichs) 1999
- Börsenverein des Deutschen Buchhandels (Hrsg.) Buch und Buchhandel in Zahlen 2003 (mit BiZ abgekürzt), Frankfurt/Main: MVB 2003
- Börsenverein des Deutschen Buchhandels (Hrsg.) Buch und Buchhandel in Zahlen 2008 (mit BiZ abgekürzt), Frankfurt/Main: MVB 2008
- Börsenverein des Deutschen Buchhandels (Hrsg.) Buchkäufer und Leser. Profile, Motive, Wünsche (Kurzfassung), 2008
- Börsenverein des Deutschen Buchhandels (in Zusammenarbeit mit GfK und Sinus) (Hrsg.) Kinder- und Jugendbücher. Marktpotenzial, Käuferstrukturen und Präferenzen unterschiedlicher Lebenswelten, 2007
- Börsenverein des Deutschen Buchhandels (Hrsg.) Branchen-Monitor BUCH: Der Markt der Kinder- und Jugendbücher in Deutschland, vorgestellt auf der Leipziger Buchmesse, 19.03.2010
- Borsook, David et al. Reward Circuitry Activation by Noxious Thermal Stimuli, in: Neuron Vol. 32, 06.12.2001, S. 927-946.
- Bosshart, Louis Unterhaltung aus anthropologischer Sicht, in: Früh, Werner/Hans-Jörg Stiehler (Hrsg.): Theorie der Unterhaltung. Ein interdisziplinärer Diskurs, Köln: von Halem 2003, S. 274-284
- Bourdieu, Pierre Sozialer Raum und ‚Klassen‘. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1985 (Espace social et genèse de ‚classe‘, in: Actes de la recherche en sciences sociales, 1984; Leçon sur la leçon, Paris: Éditions de Minuit 1982)
- Bourdieu, Pierre Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1998 (Raisons pratiques. Sur la théorie de l’action, Paris: Éditions du Seuil 1994)
- Bourdieu, Pierre Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, 15. Aufl. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2003 (La distinction. Critique sociale du jugement, Paris: Éditions de Minuit 1979)
- Bourdieu, Pierre Über das Fernsehen, 7. Aufl. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2003 (Sur la télévision, Paris: Liber – Raison d’agir 1996)
- Bowles, Samuel Group Competition, Reproductive Leveling, and the Evolution of Human Altruism, in: Science Vol. 314, 08.12.2006, S. 1569-1572
- Boyd, A.(manda) Gustav Meyrink and the Evolution of the Literary Vampire: From Feared Bloodsucker to Esoteric Phenomenon, in: Neophilologus Vol. 90/2006, S. 601-620

- Boyd, Brian Evolutionary Theories of Art, in: Gottschall, Jonathan /David Sloan Wilson (Hrsg.): The Literary Animal. Evolution and Nature of Narrative, Evanston: Northwestern University Press 2005, S. 147-176
- Bradburne, James Blut. Kunst, Macht, Politik, Pathologie, München: Prestel 2001 (Buch zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Angewandte Kunst und in der Schirn-Kunsthalle, Frankfurt/Main 11.11.2001-27.01.2002) (Hrsg.)/Annette Weber (Mitarb.)
- Brand, Jobst-Ulrich Schauerhafte Potter-Nachfolge, in: Focus, 08.08.2008, www.focus.de/kultur/buecher/brands-buecher/stephanie-meyer-schauerhafte-potter-nachfolge_aid_323230.html
- Brauner, Detlef Lexikon des Verlagswesens, München: Oldenburg 1997 (Hrsg.)
Jürgen/Martin M. Weigert
- Braungart, Wolfgang Kitsch: Faszination und Herausforderung des Banalen und Trivialen, Tübingen: Niemeyer 2002 (Hrsg.)
- Bredow, Rafaela von Weichspüler fürs Gehirn, in: Spiegel Nr. 23, 06.06.2005, S. 152
- Bressan, Paola/Guendalina Zucchi Human kin recognition is self- rather than family-referential in: Biology Letters Nr. 5, 23.06.2009, S. 336-338
- Brethenoux, Michel Saint-Exupéry, „Pic de la Mirandole du XX^e siècle“, in: Le Hir, Geneviève (Dir.): Antoine de Saint-Exupéry, in: Études Littéraires Vol. 33, Nr. 2, Université Laval Sommer 2001, S. 55-81
- Brezina, Thomas Offizielle Homepage des Autors: www.thomasbrezina.com, 20.03.2009
- Brillux (Hrsg. in Zusammenarbeit mit wissenschaft.de) Warum Blau so beliebt ist, in: Farbimpulse. Das Online-Magazin für Farbe in Wissenschaft und Praxis, <http://www.farbimpulse.de/fi/live/artikel/detail/1/368.html>, 10.04.2007
- British American Tobacco Freizeit-Forschungsinstitut (B.A.T.) B.A.T. Medienanalyse 2002: Wer will die neuen Alleskönner? Neue Medientechnologien stoßen auf alten Mediengewohnheiten, download vom 31.03.2004, www.bat.de, und in: Freizeit aktuell Nr. 166, 09.04.2002
- British American Tobacco Freizeit-Forschungsinstitut (B.A.T.) Kulturrevolution in Deutschland? Die Hochkultur hat ihr Monopol verloren, www.bat.de und in: Freizeit aktuell Nr. 176, 17.11.2003, 02.04.2004
- British American Tobacco Freizeit-Forschungsinstitut (B.A.T.) Freizeit Monitor 2003. Was weniger kostet, gewinnt an Wert! Umdenken bei den Freizeitkonsumenten, download unter: www.bat.de, 02.04.2004 und in: Freizeit aktuell Nr. 175, 07.10.2003
- Brittmacher, Hans Richard Ästhetik des Horrors. Gespenster, Vampire, Monster, Teufel und künstliche Menschen in der phantastischen Literatur, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1994
- Brizendine, Louann Das weibliche Gehirn. Warum Frauen anders sind als Männer, Hamburg: Hoffmann & Campe 2007 (The Female Brain, New York/N.Y.: Morgan Road 2006)
- Brown, Donald E. Human Universals, New York/N.Y.: McGraw-Hill 1991
- Brown, Stephen Die Botschaft des Zauberlehrlings. Die Magie der Marke Harry Potter, München: Hanser 2005 (Harry Potter's Brand Magic, London: Cyan Books 2004)

- Bruder, Carl et al. Phenotypically Concordant and Discordant Monozygotic Twins Display Different DNA Copy-Number-Variation Profiles, in: American Journal of Human Genetics Vol. 82, Nr. 3/März 2008, S. 763-771
- Brunken, Otto Das Rätsel Enid Blyton und die Lust an der Trivialität, in: Hurrelmann, Bettina (Hrsg.): Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur, Frankfurt/Main: Fischer 1995, S. 401-418
- Buchmarkt (Hrsg.) Buchmarkt.de – News: Harry Potter - 250 Millionen Mal verkauft, 19.11.2003, download unter: www.buchmarkt.de/cms/print.php4?page=10459, 18.02.2004
- Buchmarkt (Hrsg.) Buchmarkt.de – News: Harry Potter. Der Streit um die Vertriebswege geht weiter: RavensBuch storniert 1000 Potter-Vormerkungen, 14.11.2003, download unter: www.buchmarkt.de/cms/print.php4?page=10423, 18.02.2004
- Buchreport (Hrsg.) Ermittlung der Bestseller, www.buchreport.de/bestseller/ermittlung_der_bestseller.htm, 18.03.2009
- Bundesministerium des Inneren (Hrsg.) Polizeiliche Kriminalstatistik 2007, Bundesrepublik Deutschland, www.bmi.bund.de/pks
- Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz/Max Rubner-Institut (Hrsg.) Nationale Verzehrsstudie II, Januar 2008
- Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.) Das Parlament: Jugendkultur, 01.02.2002, B 5/2002
- Burkert, Walter Aggression und Behagen. Die heiligen Schauer des Essens, in: Keck, Annette/Inka Kording/Anja Prochaska (Hrsg.): Verschlungene Grenzen. Anthropophagie in Literatur und Kulturwissenschaften, Tübingen: Gunter Narr 1999, S. 243-256
- Bürner, Julia Aristoteles hat sich geirrt, in: Südkurier Nr. 159, 13.07.2005, S. 13
- Burns, Jonathan The Descent of Madness. Evolutionary Origins of Psychosis and the Social Brain, Hove und New York/N.Y.: Routledge 2007
- Burwick, Roswitha „Wenn er fett ist, so will ich ihn essen“. Anthropophagische Familien- und Geschlechterverhältnisse im Märchen der Romantik, in: Fulda, Daniel/Walter Pape (Hrsg.): Das andere Essen. Kannibalismus als Motiv und Metapher in der Literatur, Freiburg/Breisgau: Rombach 2001, S. 241-257
- Buss, David M. Evolutionäre Psychologie, 2. akt. Aufl., München: Pearson Studium 2004 (Evolutionary Psychology: The New Science of the Mind, Boston: Allyn & Bacon 2000)
- Buss, David M. The Murderer next Door. Why the mind is designed to kill, New York/N.Y.: Penguin 2005
- Buss, David M. (Interview) „Mord steckt in uns“, in: Spiegel Nr. 35, 29.08.2005, S. 146-148
- Buss, David M./Joshua Duntley The Evolution of Aggression, in: Schaller, Mark/Jeffrey Simpson/Douglas Kenrick (Hrsg.): Evolution and Social Psychology, Hove und New York/N.Y.: Psychology Press 2006, S. 263-285

- Byrne, Robert/Andrew Whiten (Hrsg.) Machiavellian Intelligence, Oxford: University Press, 1988
- Campbell, Joseph Der Heros in tausend Gestalten, Frankfurt/Main: Insel 1999 (The Hero with a Thousand Faces, New York/N.Y.: Bollingen 1949)
- Capiluppi, Claudio et al. Evidence for maternally inherited factors favouring male homosexuality and promoting female fecundity, in: Proceedings of the Royal Society: Biological Sciences Vol. 271, Nr. 1554, 07.11.2004, S. 2217-2221
- Card, Orson, Scott Stephenie Meyer, in: Time Magazine, 30.04.2008, www.time.com/time/specials/2007/article/0,28804,1733748_1733752_1736282,00.html
- Carlsen Verlag (Hrsg.) Homepage: Bella und Edward, www.bella-und-edward.de, 17.06.2009
- Carré, Justin/Cheryl McCormick In your face: facial metrics predict aggressive behaviour in the laboratory and in varsity and professional hockey players, in: Proceeding of the Royal Society B: Biological Sciences Vol. 275, Nr. 1651, 20.11.2008, S. 2651-2656
- Carroll, Joseph Literary Darwinism. Evolution, Human Nature, and Literature, New York/London: Routledge 2004
- Carroll, Joseph Evolutionary approaches to literature and drama, in: Dunbar, Robin/Louise Barrett: Oxford Handbook of Evolutionary Psychology, New York/N.Y.: Oxford University Press 2007, S. 637-648
- Carroll, Joseph/Jonathan Gottschall Human Nature and Agonistic Structure in Canonical British Novels of the Nineteenth and Early Twentieth Centuries. A Content Analysis, in: Klein, Uta/Katja Mellmann/Stephanie Metzger (Hrsg.): Heuristiken der Literaturwissenschaft. Disziplinexterne Perspektiven auf Literatur, Paderborn: Mentis 2006, S. 473-487
- Carroll, Larry 'Twilight' Tuesday: Stephenie Meyer Says She May Revisit 'Twilight' Universe Someday, in: www.mtv.com/movies/news/articles/1592141/story.jhtml, 05.08.2007
- Carroll, Sean The Making of the Fittest. DNA and the Ultimate Forensic Record of Evolution, New York/N.Y.: Norton 2006
- Catalano, Ralph/Tim Bruckner Secondary sex ratios and male lifespan: Damaged or culled cohorts, in: PNAS (Proceedings of the National Academy of Sciences), Vol. 103, Nr. 5, 31.01.2006, S. 1639-1643
- Cate, Curtis Antoine de Saint-Exupéry, *laboureur du ciel*, Paris: Bernard Grasset 1994 (Antoine de Saint-Exupéry, his life and times, New York/N.Y.: G. P. Putnam's Sons 1970)
- Cavalli-Sforza, Luigi Luca et al. Reconstruction of human evolution. Bringing together genetic, archaeological and linguistic data, in: PNAS (Proceedings of the National Academy of Sciences USA) Vol. 85, 01.08.1988, S. 6002-6006
- Cavalli-Sforza, Luigi Luca Gene, Völker und Sprachen. Die biologischen Grundlagen unserer Zivilisation, München: Hanser 1999 (Gènes, peuples et langues, Paris: Odile Jacob 1996)
- Cerisier, Alban Il était une fois... Le Petit Prince d'Antoine de Saint-Exupéry, Paris: folio/Gallimard 2006
- Cerruto, Maria Angela/Ermes Vedovi/William Mantovani Women Pay Attention to Shoe Heels: Besides Causing Schizophrenia They Might Affect Your Pelvic Floor Muscle Activity, in: European Urology Vol. 53, Nr. 5, Mai 2008, S. 1094-1095

- Chamberlain, Andrew Ergebnisse des Höhlen-Forschungsprojekts unter:
http://capra.group.shef.ac.uk/7/cave_audit.html;
<http://www.capra.group.shef.ac.uk/3/sellers.html>;
<http://www.capra.group.shef.ac.uk/4/bonecavechamberlain.html>; weitere Literatur,
 die Andrew Chamberlain und Kollegen zu diesem Thema veröffentlicht haben:
<http://www.shef.ac.uk/archaeology/staff/chamberlain.html>, 13.02.2009
- Chapman, Demian et al. Virgin birth in a hammerhead shark, in: *Biology Letters* Vol. 3, Nr. 4, 22.08.2007, S. 425-427
- Chodorow, Nancy Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter, 3. Aufl., München: Frauenoffensive 1990 (The Reproduction of Mothering. Psychoanalysis and the Sociology of Gender, The Regents of the University of California 1978)
- Collinge, John et al. Kuru in the 21st century – an acquired human prion disease with very long incubation periods, in: *The Lancet* Nr. 367, 24.06.2006, S. 2068-2074
- Comrie, Bernard Sprachen, Gene und Vorgeschichte mit besonderer Berücksichtigung Europas, in: Hauska, Günter (Hrsg.): *Gene, Sprachen und ihre Evolution. Wie verwandt sind die Menschen – wie verwandt sind ihre Sprachen?*, Regensburg: Universitätsverlag 2005, S. 141-161
- Conard, Nicholas A female figurine from the basal Aurignacian of Hohle Fels Cave in southwestern Germany, in: *Nature* Vol. 459/2009, S. 248-252
- Condrau, Gion/Marlies Gassmann (Hrsg.) Das verletzte Herz, Zürich, Stuttgart: Kreuz 1989
- Copper, Basil Der Vampir in Legende, Kunst und Wirklichkeit, Leipzig: Festa 2007 (The Vampire in Legend, Fact and Art, London: Hale 1973)
- Coqueugnot, Hélène/Jean-Jacques Hublin et al. Early brain growth in *Homo erectus* and implications for cognitive ability, in: *Nature* Vol. 431, 16.09.2004, S. 299-302
- Cornelius, Corinna Harry Potter – geretteter Retter im Kampf gegen dunkle Mächte? Religionspädagogischer Blick auf religiöse Implikationen, archaisch-mythologische Motive und supra-naturale Elemente, Münster: LIT 2003
- Costa (Hrsg.) Costa Book Award 2007:
www.costabookawards.com/reading/britains_best_loved_authors.aspx, 05.03.2009
- Couppis, Maria/Craig Kennedy The rewarding effect of aggression is reduced by nucleus accumbens dopamine receptor antagonism in mice, in: *Psychopharmacology* Vol. 197, Nr. 3, 08.01.2008, S. 449-456; dazu ebenfalls: Mitteilung der Vanderbilt University, <http://sitema.son.vanderbilt.edu/newspub/bjFTyg?id=38986&mode=print>, 16.01.2008
- Cox, James et al. An *SCN9A* channelopathy causes congenital inability to experience pain, in: *Nature* Vol. 444, 14.12.2006, S. 894-898
- Crawford, Charles et al. Human Grief: Is its intensity related to the reproductive value of the deceased?, in: *Ethology and Sociobiology* Nr. 10/1989, S. 297-307
- Cunningham, Michael/Stephen Shamblen Beyond nature versus culture: a multiple fitness analysis of variation in grooming, in: Voland, Eckart und Karl Grammer (Hrsg.): *Evolutionary Aesthetics*, Berlin/Heidelberg: Springer 2003, S. 201-237

- Dahrendorf, Malte Literaturdidaktik im Umbruch. Aufsätze zur Literaturdidaktik, Trivilliteratur, Jugendliteratur, Düsseldorf: Bertelsmann Universitätsverlag 1975
- Dahrendorf, Malte Modelle zur Interpretation trivialer und nicht-trivialer Literatur , in Ders.: Literaturdidaktik im Umbruch. Aufsätze zur Literaturdidaktik, Trivilliteratur, Jugendliteratur, Düsseldorf: Bertelsmann Universitätsverlag 1975, S. 104-129
- Dallach, Christoph Beißen oder nicht, in: Spiegel Nr. 24, 09.06.2008, S. 176
- Daly, Martin/Margo Wilson Homicide, New York/N.Y.: Aldine de Gruyter 1988
- Daly, Martin/Margo Wilson The Truth about Cinderella. A Darwinian view of parental love, New Haven/London: Yale University Press 1999
- Daly, Martin/Margo Wilson Tödliche interpersonelle Gewalt aus Sicht der Evolutionspsychologie, in: Heitmeyer, Wilhelm/John Hagan (Hrsg.): Internationales Handbuch der Gewaltforschung, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002, S. 707-734
- Daly, Martin/Margo Wilson The "Cinderella effect": Elevated mistreatment of stepchildren in comparison to those living with genetic parents, aus: <http://www.psych.ucsb.edu/research/cep/buller/cinderella%20effect%20facts.pdf>, o.J., 01.02.2007
- Dawkins, Richard Das egoistische Gen, 4. überarb. Aufl., Hamburg: Rowohlt 2002 (The Selfish Gene, Oxford: University Press 1976)
- Dawkins, Richard (Interview) „Ein Gott der Angst“, in Spiegel Nr. 37, 10.09.2007, S. 160-164
- Dawkins, Richard Der Gotteswahn, Berlin: Ullstein 2007 (The God Delusion, Boston: Houghton Mifflin 2006)
- Dennett, Daniel (Interview) „Süßigkeit für den Geist“, in: Spiegel Nr. 52, 24.12.2005, S. 148-150
- Dennett, Daniel Breaking the Spell, New York/N.Y.: Viking 2006
- Deutsche Stiftung Weltbevölkerung Historische Entwicklung, www.dsw-online.de/pdf/histEntwWB.pdf, 06.06.2005
- Deutsche Stiftung Weltbevölkerung DWS Datenreport 2008, http://www.weltbevoelkerung.de/pdf/dsw_datenreport_08.pdf, 13.09.2009
- Diamond, Jared Arm und Reich. Die Schicksale menschlicher Gesellschaften, Frankfurt/Main: S. Fischer 1999 (Guns, Germs and Steel. The Fates of Human Societies, New York/N.Y.: Norton & Co. 1997)
- Diamond, Jared Warum macht Sex Spaß? Die Evolution der menschlichen Sexualität, München: Goldmann 2000 (Why is Sex Fun?, New York/N.Y.: BasicBooks 1997)
- Dicke, Ursula/Gerhard Roth Evolution der Intelligenzen, in: Gehirn & Geist Nr. 1/2009, S. 72-79
- Diederichs, Ulf Who's who im Märchen, München: dtv 1995
- Diederichsen, Uwe Juristische Strukturen in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Kassel: University Press 2008

- Dietrich, Uwe „Nur Glückliche sein macht glücklich“. Die Welt im Werk von Janosch, Frankfurt/Main: Lang 1992
- Dillner, Sabine Bloody Stephenie, in: Bulletin Jugend & Literatur Nr. 3/2008, S. 8-9
- Dissanayake, Ellen Kunst als menschliche Universalie: Eine adaptionsistische Betrachtung, in: Hejl, Peter M. (Hrsg.): Universalien und Konstruktivismus, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2001, S. 206-234
- Dobkin de Rios, Marlene/Brian Hayden Odorous differentiation and variability in the sexual division of labor among hunter/gatherers, in: Journal of Human Evolution, Nr. 14/1985, S. 219-228
- Dobzhansky, Theodosius „Nothing in biology makes sense except in the light of evolution“, in: American Biology Teacher Nr. 35, März 1973, S. 125-129 (Titel dieses Essays ist ursprünglich ein Zitat aus seinem Buch: Genetics and the Origins of Species, 1937)
- Doderer, Klaus (Hrsg.) Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur, Bd. 2, Weinheim: Beltz 1977, S. 217-219
- Doderer, Klaus Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur, in: Ders. (Hrsg.): Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur, Bd. 2, Weinheim: Beltz 1977, S. 217-219
- Dolle-Weinkauff, Bernd (Hrsg.) Kinder- und Jugendliteraturforschung 2002/2003, Stuttgart: Metzler 2003
- Dolle-Weinkauff, Bernd/Hans-Heino Ewers (Hrsg.) Theorien der Jugendlektüre, Weinheim: Juventa 1996
- Dolle-Weinkauff, Bernd/Hans-Heino Ewers/Carola Pohlmann (Hrsg.) (Hrsg.) Kinder- und Jugendliteraturforschung 2003/2004, Frankfurt/Main: Lang, 2004
- Domazet-Lošo, Tomislav/Diethard Tautz An Ancient Evolutionary Origin of Genes Associated with Human Genetic Diseases, in: Molecular Biology and Evolution Vol. 25, Nr. 12/Dez. 2008, S. 2699-2707
- Dowling, Colette Der Cinderella-Komplex. Die heimliche Angst der Frauen vor der Unabhängigkeit, Frankfurt/Main: S. Fischer 1982 (The Cinderella Complex. Women's Hidden Fear of Independence, New York/N.Y.: Simon & Schuster 1981)
- Drewermann, Eugen/Ingritt Neuhaus Das Eigentliche ist unsichtbar. Der Kleine Prinz tiefenpsychologisch gedeutet, 7. Aufl., Freiburg: Herder 1984
- Drewermann, Eugen/Ingritt Neuhaus Der goldene Vogel. Grimms Märchen tiefenpsychologisch gedeutet, 5. Aufl., Solothurn, Freiburg: Walter 1986
- Drewermann, Eugen Aschenputtel. Grimms Märchen tiefenpsychologisch gedeutet, Solothurn, Düsseldorf: Walter 1993
- Duden Das Herkunftswörterbuch. Eine Etymologie der deutschen Sprache, Mannheim: Bibliographisches Institut 1963
- Duden Das große Fremdwörterbuch. Herkunft und Bedeutung der Fremdwörter, 2. neu bearb. und erw. Auflage, Mannheim: Bibliographisches Institut & F.A. Brockhaus 2000
- Duderstadt, Matthias/Claus Forytta (Hrsg.) Literarisches Lernen. Beiträge zur Reform der Grundschule Bd. 107, Frankfurt/Main: Grundschulverband/Arbeitskreis Grundschule e.V. 1999

- Dunbar, Robin Klatsch und Tratsch. Warum Frauen die Sprache erfanden, München: Goldmann 2000 (Grooming, Gossip and the Evolution, London: Faber & Faber 1996)
- Dunbar, Robin Discrete hierarchical organization of social group sizes, in: Proceedings of Royal Society B Vol. 272, 22.02.2005, S. 439-444
- Dunbar, Robin/Louise Barrett (Hrsg.) Oxford Handbook of Evolutionary Psychology, New York/N.Y.: Oxford University Press 2007
- Dunn, George Du siehst zum Anbeißen aus: Liebe, Wahnsinn und die Essens-Analogie, in: Housel, Rebecca/ Jeremy Wisnewski (Hrsg.): Die Philosophie in „Twilight“, Weinheim: Wiley-VCH 2010, S. 13-28
- Dworkin, Shari Lee/Faye Linda Wachs The Morality/Manhood Paradox. Masculinity, Sport, and the Media, in: McKay, Jim/Michael Messner/Don Sabo (Hrsg.): Masculinities, Gender Relations, and Sport, Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage Publ. 2000, S. 47-66
- Eberli, Ulrich/Adrian Huber Einführung in die Steinzeit, auf: Homepage der Stiftung für Archäologie (STARCH), unter: www.starch-zh.ch/sites/060301.php, 06.06.2005
- Ebster, Claus/Heribert Reisinger How attractive should a salesperson be? Results of an experimental study, in: Finanza, Marketing e Produzione Vol. 23, Nr. 3/2005, S. 124-130
- Eco, Umberto Apokalyptiker und Integrierte. Zur kritischen Kritik der Massenkultur, Frankfurt/Main: Fischer 1984 (Apocalittici e integrati, Milano: Fabbri-Bompiani 1964/1978)
- Efferson, Charles/Rafael Lalive/Ernst Fehr The Coevolution of Cultural Groups and Ingroup Favoritism, in: Science Vol. 321, 26.09.2008, S. 1844-1849
- Eggert, Hartmut/Christine Garbe Literarische Sozialisation, 2. akt. Aufl., Stuttgart: Metzler 2003
- Egmont Ehapa Verlag/Axel Springer Verlag/Bauer Verlagsgruppe (Hrsg.) Ehgartner, Reinhard Kids Verbraucher Analyse (KVA) 2003
- J. K. Rowlings Harry Potter-Romane in literarischen Koordinaten, in: Lexe, Heidi (Hrsg.): „Alohomora!“ Ergebnisse des ersten Wiener Harry-Potter-Symposiums. Kinder- und Jugendliteraturforschung in Österreich Bd. 2, Wien: Edition Praesens 2002, S. 61-81
- Ehlers, Fiona Stadt der Vampire, in: Spiegel Nr. 15, 12.04.2010, S. 98
- Ehmer, Peter Bauchentscheidungen (Wissenschaftsbuch 2007), www.wissenschaft.de/wissenschaft/buchtipps/285540.html, 21.11.2007
- Eiberg, Hans et al. Blue eye color in humans may be caused by a perfectly associated founder mutation in a regulatory element located within the HERC2 gene inhibiting OCA2 expression, in: Human Genetics Vol. 123, Nr. 2, März 2008, S. 177-187
- Eibl, Karl Animal Poeta. Bausteine der biologischen Kultur- und Literaturtheorie, Paderborn: Mentis 2004
- Eibl, Karl Adaptionen im Lustmodus. Ein übersehener Evolutionsfaktor, in: Zymner, Rüdiger/Manfred Engel (Hrsg.): Anthropologie der Literatur. Poetogene Strukturen und ästhetisch-soziale Handlungsfelder, Paderborn: Mentis 2004, S. 30-48

- Eibl, Karl/Katja Mellmann/Rüdiger Zymner (Hrsg.) Im Rücken der Kulturen, Paderborn: Mentis 2007
- Eibl, Karl Survival of the happiest, in: Fischer, Ernst Peter/Klaus Wiegandt (Hrsg.): Evolution und Kultur des Menschen, Frankfurt/Main: Fischer 2010, S. 197-219
- Eisler, Robert Man into Wolf. An Anthropological Interpretation of Sadism, Masochism, and Lycanthropy, London: Routledge and Kegan Paul 1951
- Elsner, Norbert/Gerd Lüer (Hrsg.) „...sind eben alles Menschen“. Verhalten zwischen Zwang, Freiheit und Verantwortung, Göttingen: Wallstein 2005
- Embacher, Franz Eva, Ursula und Adam, aus: Von Graphen, Genen und dem WWW, Online-Skriptum zur Lehrveranstaltung: Außermathematische Anwendungen im Mathematikunterricht, Universität Wien SS 2003, <http://homepage.univie.ac.at/franz.embacher/Lehre/aussermathAnw/Eva.html>, 10.02.2009
- Enid Blyton Society Homepage Enid Blyton und ihre Titel, www.enidblytonociety.co.uk, 26.06.2009
- Epigenom-Exzellenznetz (NoE) Epigenetik: <http://epigenome.eu/de>, 11.02.2009
- Eschenbach, Ursula Hänsel und Gretel. Das geheime Wissen der Kinder, Zürich: Kreuz 1986
- Estang, Luc Antoine de Saint-Exupéry, 105.-107. Tsd., Hamburg: Rowohlt 1983 (Saint-Exupéry par lui-même, Paris: Seuil 1956)
- Euler, Harald A. Die Beitragsfähigkeit der evolutionären Psychologie zur Erklärung von Gewalt, in: Heitmeyer, Wilhelm/Hans-Georg Soeffner (Hrsg.): Gewalt. Entwicklungen, Strukturen, Analyseprobleme, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2004, S. 411-435
- Ewers, Hans-Heino Kinderbuchklassiker zwischen Aufklärung und Romantik, in: Informationen des Arbeitskreises für Jugendliteratur, 1/1984, S. 21-36
- Ewers, Hans-Heino (Hrsg.) Jugendkultur im Adoleszenzroman. Jugendliteratur der 80er und 90er Jahre zwischen Moderne und Postmoderne, Weinheim-München: Juventa 1994
- Ewers, Hans-Heino et al. (Hrsg.) Kinder- und Jugendliteraturforschung 1994/1995, Stuttgart: Metzler 1995
- Ewers, Hans-Heino Literatur für Kinder und Jugendliche: eine Einführung in grundlegende Aspekte des Handlungs- und Symbolsystems Kinder- und Jugendliteratur, München: Fink 2000
- Ewers, Hans-Heino (Hrsg.) Lesen zwischen Neuen Medien und Pop-Kultur. Kinder- und Jugendliteratur im Zeitalter multimedialen Entertainments, Weinheim/München: Juventa 2002
- Ewers, Hans-Heino Skizze einer Theorie kinder- und jugendliterarischer Handlungssysteme, in: Dölle-Weinkauff, Bernd/Hans-Heino Ewers/Carola Pohlmann (Hrsg.): Kinder- und Jugendliteraturforschung 2003/2004, Frankfurt/Main: Lang 2004, S. 13-26
- Ewers, Hans-Heino/Gertrud Lehnert/Emer O'Sullivan (Hrsg.) Kinderliteratur im interkulturellen Prozeß. Studien zur allgemeinen und vergleichenden Literaturwissenschaft, Stuttgart: Metzler 1994

- Evershed, Richard et al. Earliest date for milk use in the Near East and southeastern Europe linked to cattle herding, in: *Nature* Vol. 455/2008, 25.09.2008, S. 528-531
- Falk, Dean Prelinguistic evolution in early hominins: Whence motherese?, in: *Behavioral and Brain Sciences* Vol. 27, Nr. 4/2004, S. 491-503
- Fan, Jintu Visual perception of female physical attractiveness, in: *Proceedings of the Royal Society: Biological Sciences*, Vol. 271, Nr. 1537, 22.02.2004, S. 347-352
- Faoro, Franco/Marcello Iriti/Mara Rossonil Melatonin content in grape: myth or panacea?, in: *Journal of the Science of Food and Agriculture* Vol. 86, Nr. 10, 15.08.2006, S. 1432-1438
- Farrelly, Daniel /John Lazarus/Gilbert Roberts Altruists Attract, in: *Evolutionary Psychology* Vol. 5, Nr.2/2007, S. 313-329
- Farthing, G. William Neither Daredevils nor Wimps: Attitudes towards Physical Risk Takers as Mates, in: *Evolutionary Psychology* Vol. 5, Nr. 4/2007, S. 754-777
- Faulstich, Werner Bestandsaufnahme Bestseller-Forschung. Ansätze - Methoden – Erträge, Wiesbaden: Harrassowitz 1983
- Faulstich, Werner Bestseller, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 1, Berlin-N.Y.: de Gruyter 1997, S. 217-218
- Faulstich, Werner Bestseller – ein Phänomen des 20. Jahrhunderts. Über den Zusammenhang von Wertewandel, Marktmechanismen und Literaturfunktion aus medienkulturhistorischer Sicht, in: *Ders.: Medienkulturen*, München: Fink 2000, S. 213-226 und in: *Wolfenbütteler Notizen* H 21/ 1996, S. 132-146
- Faulstich, Werner *Medienkulturen*, München: Fink 2000
- Faulstich, Werner/Ricarda Strobel Bestseller als Marktphänomen. Ein quantitativer Befund zur internationalen Literatur 1970 in allen Medien, Wiesbaden: Harrassowitz 1986
- Fehr, Ernst/Bettina Rockenbach Detrimental effects of sanctions on human altruism, in: *Nature* Vol. 422, 13.03.2003, S. 137-140
- Fehr, Ernst/Bettina Rockenbach Human altruism: economic, neural, and evolutionary perspectives, in: *Current Opinion in Neurobiology* Nr. 14/2004, S. 784-790
- Fehr, Ernst/Herbert Gintis Human Motivation and Social Cooperation: Experimental and Analytical Foundations, in: *Annual Review of Sociology* Nr. 33/2007, S. 43-64
- Fehr, Ernst/Helen Bernhard/Bettina Rockenbach Egalitarianism in young children, in: *Nature* Vol. 454, 28.08.2008, S. 1079-1084
- Feltes, Thomas/Christian Pfeiffer/Gernot Steinhilper (Hrsg.) *Kriminalpolitik und ihre wissenschaftlichen Grundlagen. Festschrift für Professor Dr. Hans-Dieter Schwind zum 70. Geburtstag*, Heidelberg: C.F. Müller 2006
- Fertl, Elisabeth/Frank Uhl Neuropsychologische Symptome und Syndrome, Universitätsklinik für Neurologie Wien, www.meduniwien.ac.at/Neurologie/MCW/Folien/Block19/Neuropsychologie.ppt, 21.01.2008
- Fetchenhauer, Detlef Frauen, Männer und Gewalt aus evolutionspsychologischer Perspektive, in: Feltes, Thomas/Christian Pfeiffer/Gernot Steinhilper (Hrsg.): *Kriminalpolitik und ihre wissenschaftlichen Grundlagen. Festschrift für Professor Dr. Hans-Dieter Schwind zum 70. Geburtstag*, Heidelberg: C.F. Müller 2006, S. 841-859

- Fetzer, Günther Wertungsprobleme in der Trivialliteraturforschung, München: Fink 1980
- Feuß, Axel/Andreas Meyer (Hrsg.) Janosch Katalog. Mit einer vorläufigen Bibliographie seiner bisher erschienenen Bücher, Gifkendorf: Merlin 1998
- Feustel, Elke Rätselprinzessinnen und schlafende Schönheiten. Typologie und Funktionen der weiblichen Figuren in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Hildesheim: Olms 2004
- Firle, Marga Vom Umgang mit trivialen Lesestoffen, Berlin: Volk und Wissen 1992
- Fischer, Ernst Peter/Klaus Wiegandt (Hrsg.) Evolution und Kultur des Menschen, Frankfurt/Main: Fischer 2010
- Fisher, Helen (Interview) „Der stärkste Trieb der Welt“, in: Spiegel Nr. 9, 28.02.2005, S. 177-181
- Fisher, Ronald The Genetical Theory of Natural Selection, Oxford: Clarendon 1930
- Fiske, John Lesarten des Populären, Wien: Löcker 2003 (Reading the Popular, Boston: Unwin Hyman 1989)
- Fletcher, Garth/Jeffry Simpson/Alice Boyes Accuracy and Bias in Romantic Relationships: An Evolutionary and Social Psychological Analysis, in: Schaller, Mark/Jeffry Simpson/Douglas Kenrick (Hrsg.): Evolution and Social Psychology, Hove und New York/N.Y.: Psychology Press 2006, S. 189-209
- Flynn, James (Interview) „Intelligenz ist ein Tabu“, in: Spiegel Nr. 51, 15.12.2008, S. 140
- Focus (Hrsg.) Pressemitteilung: Focus-Bestseller-Listen sind genauer und aktueller als „Spiegel“-Listen, 15.11.2001, www.focus/msn.de/F/FS/FSI/FSIA/FSIAA/fsiaa.htm?snr=97930, 21.01.2004
- Focus (Hrsg.) Jahreshits – Literatur, in: Focus Nr. 1/2004, 29.12.2003, S. 58
- Förster, Helga Stichwort ‚Trivialliteratur‘, in: Claus Träger (Hrsg.): Wörterbuch der Literaturwissenschaft, Leipzig: BI 1986, S. 527 f.
- Foster, Kevin R. Diminishing returns in social evolution: the not-so-tragic commons, in: Journal of Evolutionary Biology Vol. 17, Nr. 5, Sept. 2004, S. 1058-1072
- Fox, Amarylis/ Kay Marshall/Joanna Neill Besser Autofahren dank Östrogen? Präsentation der Ergebnisse auf dem 196. Treffen der Society for Endocrinology in London, www.scienceticker.info/news/EE-FEuVpIEACebdAmyP.shtml, 08.11.2005.
- Franz, Kurt/Günter Lange (Hrsg.) Bilderbuch und Illustration in der Kinder- und Jugendliteratur, Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren 2005
- Freie Universität Berlin (Hrsg.) Gulden: <http://userpage.fu-berlin.de/~tmuehle/europa/euro/euroart02.htm>, 04.07.2006
- Frenschkowski, Marco Keine spitzen Zähne. Von der interkulturellen Vergleichbarkeit mythologischer Konzepte: das Beispiel des Vampirs, in: Bertschik, Julia/Christa Agnes Tuczay (Hrsg.): Poetische Wiedergänger. Deutschsprachige Vampirismus-Diskurse vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Tübingen: Francke 2005, S. 43-59
- Freund-Spork, Walburga Antoine de Saint-Exupéry: Der kleine Prinz, 3. Aufl., Hollfeld: C. Bange 2005

- Frey, Andrea/Friederike Wagner Alles fauler Zauber? Theorien und Hintergründe zum Harry Potter-Merchandising, in: Garbe, Christine/Maik Philipp (Hrsg.): Harry Potter – Ein Literatur- und Medienereignis im Blickpunkt interdisziplinärer Forschung, Münster: LIT 2006, S. 183-212
- Freyermuth, Sylvie (Hrsg.) Le registre sapiential. Le livre de sagesse ou les visages de Protée, Bern: Peter Lang 2007
- Friedrichsen, Gisela „Da hat es halt ausgehakt“, in: Spiegel Nr. 44, 31.10.2005, S. 64-66
- Friedrichsen, Gisela Wird er es wieder tun?, in: Spiegel Nr. 18, 29.04.2006, S. 42-44
- Frost, Peter et al. European hair and eye color: A case of frequency-dependent sexual selection?, in: Evolution and Human Behavior Vol. 27, Nr. 2, März 2006, S. 85-103
- Früh, Werner/Hans-Jörg Stiehler (Hrsg.) Theorie der Unterhaltung. Ein interdisziplinärer Diskurs, Köln: von Halem 2003
- Frühwald, Wolfgang et al. (Hrsg.) Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL) Bd. 17,1, Tübingen: Niemeyer 1992
- Fuchs, Oliver Harry Potter. Das große Finale, in: Stern Nr. 28, 05.07.2007, S. 112-120
- Fuld, Werner Die Bildungslüge. Warum wir weniger wissen und mehr verstehen müssen, Berlin: Argon 2004
- Fulda Daniel/Walter Pape (Hrsg.) Das andere Essen. Kannibalismus als Motiv und Metapher in der Literatur, Freiburg/Breisgau: Rombach 2001
- Funke, Cornelia (Interview) „Mädchen im Märchen“, in: Spiegel Nr. 10, 01.03.04, S. 19
- Funke, Cornelia (Interview) „Beim Schreiben bin ich gerne Diktatorin“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 255, 02.11.2007, S. 40
- Gächter, Simon (Interview) „Eigennutz ist ein uraltes Laster“, in: Spiegel Nr. 20, 10.05.2008, S. 156-158
- Gansel, Carsten Jugendliteratur und jugendkultureller Wandel, in: Ewers, Hans-Heino (Hrsg.): Jugendkultur im Adoleszenzroman. Jugendliteratur der 80er und 90er Jahre zwischen Moderne und Postmoderne, Weinheim-München: Juventa 1994, S. 13-42
- Gansel, Carsten Systemtheorie und Kinder- und Jugendliteraturforschung, in: Ewers, Hans-Heino et al. (Hrsg.): Kinder- und Jugendliteraturforschung 1994/95, Stuttgart: Metzler 1995, S. 25-42
- Gansel, Carsten Von Gespenstern, Cyberspace und Abgründen des Ich. Zu Aspekten von Spannung und Phantastik im Subsystem KJL, in: Tausend und Ein Buch, H. 2 und 3, Wien 1998 (Heft 2: S. 15-26, Heft 3: S. 4-15)
- Gansel, Carsten Kinder- und Jugendliteratur als Handlungs- und Symbolsystem – Systemtheoretische Ansätze und gattungstypologische Vorschläge, in: Barthel, Henner et al. (Hrsg.): Aus „Wundertüte“ und „Zauberkasten“. Über die Kunst des Umgangs mit Kinder- und Jugendliteratur. Festschrift zum 65. Geburtstag von Heinz-Jürgen Kliewer, Frankfurt/Main: Lang 2000, S. 17-36

- Gansel, Carsten Öffnung des Kanons? Systematische Grundfragen - kulturhistorische Kontexte – literaturdidaktische Perspektiven. Einführungsvortrag der Sektion 3: „Öffnung des Kanons: Raum für mehr Stimmen“ auf dem Symposium Deutschdidaktik, Freiburg 2000
- Gansel, Carsten Moderne Kinder- und Jugendliteratur. Ein Praxishandbuch für den Unterricht, 2. Aufl., Berlin: Cornelsen 2001
- Gansel, Carsten Demokratisierung der Genies oder Von der moralischen Instanz zum Popstar, in: Gansel, Carsten/Anna-Pia Enslin (Hrsg.): Literatur – Kultur – Medien: Facetten der Informationsgesellschaft, Berlin: Weidler 2002, S. 243-270
- Gansel, Carsten Das Phänomen „Harry Potter“, in: Neues Deutschland, 8.11.2003
- Gansel, Carsten/Anna-Pia Enslin (Hrsg.) Literatur – Kultur – Medien: Facetten der Informationsgesellschaft, Berlin: Weidler 2002
- Gansel, Carsten/Hermann Korte (Hrsg.) Kinder- und Jugendliteratur und Narratologie, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009
- Garbe, Christine/Maik Philipp (Hrsg.) Harry Potter – Ein Literatur- und Medienereignis im Blickpunkt interdisziplinärer Forschung, Münster: LIT 2006
- Garis, Laurence de Be a Buddy to Your Buddy, in: McKay, Jim/Michael Messner/Don Sabo (Hrsg.): Masculinities, Gender Relations, and Sport, Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage Publ. 2000, S. 87-107
- Gelder, Ken Reading the Vampire, London: Routledge 1994
- Geißler, Cornelia Das Tiger-Team erobert China. Über die unglaublichen Erfolge des Österreichers Thomas Brezina, in: Berliner Zeitung, 29.10.2004, S. 8
- Gesellschaft für Konsumforschung (GfK) Jahrespräsentation Kinder- und Jugendbücher 2007, 27.03.2008 (öffentlich nicht zugängliches Material)
- Gesellschaft für Konsumforschung (GfK) Schöne neue Buchwelt: Sind Bestseller planbar?, Vortrag Leipziger Buchmesse, 14.03.2008
- Gesellschaft für Konsumforschung (GfK) Top 200 Kinder- und Jugendbuch 2008 (öffentlich nicht zugängliches Material)
- Geyer, Christian (Hrsg.) Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2004
- Gigerenzer, Gerd Bauchentscheidungen. Die Intelligenz des Unbewussten und die Macht der Intuition, München: C. Bertelsmann 2007 (Good Feelings, New York/N.Y.: Viking 2007)
- Gilby, Ian/ Lynn Eberly/ Richard Wrangham Economic profitability of social predation among wild chimpanzees: individual variation promotes cooperation, in: Animal Behaviour, Nr. 75/2008, S. 351-360
- Gladwell, Malcolm Blink! Die Macht des Moments, München: Piper 2007 (Blink. The Power of Thinking Without Thinking, New York/N.Y.: Little, Brown and Company/Time Warner 2005)
- Gluckman, Peter/Mark Hanson Evolution, development and timing of puberty, in: Trends in Endocrinology and Metabolism Nr. 17/1, Januar 2006, S. 7-12
- Goethe, Johann Wolfgang von Faust I, in: Goethes Werke 3. Bd., Gera: C. B. Griesbach 1895

- Gottschall, Jonathan et al. Sex differences in mate choices criteria are reflected in folktales from around the world and in historical European literature, in: *Evolution and Human Behavior* Nr. 25/2, 2004, S. 102-112
- Gottschall, Jonathan Literary Universals and the sciences of the mind, in: *Philosophy and Literature* Nr. 28/1, 2004, S. 202-217
- Gottschall, Jonathan The Heroine with a Thousand Faces: Universal Trends in den Characterization of Female Folk Tale Protagonists, in: *Evolutionary Psychology* Nr. 3/2005, S. 85-103
- Gottschall, Jonathan Quantitative Literary Study: A Modest Manifesto and Testing the Hypotheses of Feminist Fairy Tale Studies, in: Gottschall, Jonathan/David Sloan Wilson (Hrsg.): *The Literary Animal. Evolution and Nature of Narrative*, Evanston: Northwestern University Press 2005, S. 199-224
- Gottschall, Jonathan *The Rape of Troy. Evolution, Violence, and the World of Homer*, Cambridge/New York: Cambridge University Press 2008
- Gottschall, Jonathan *Literature, Science, and a New Humanities*, New York/N.Y.: Palgrave Macmillan 2008
- Gottschall, Jonathan/ David Sloan Wilson (Hrsg.) *The Literary Animal. Evolution and Nature of Narrative*, Evanston: Northwestern University Press 2005
- Grant, Glenn Memetic Lexicon, 1990, <http://pespmc1.vub.ac.be/MEMLEX.html>, 01.04.2009
- Green, Richard et al. A Draft Sequence of the Neandertal Genome, in: *Science* Vol. 328, Nr. 5979, 07.05.2010, S. 710-722
- Grenz, Dagmar „Der Trotzkopf“: ein Bestseller – damals und heute, in: Dies./Gisela Wilkending (Hrsg.): *Geschichte der Mädchenlektüre. Mädchenliteratur und die gesellschaftliche Situation der Frauen vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Weinheim-München: Juventa 1997, S. 115-122
- Grenz, Dagmar/Gisela Wilkending (Hrsg.) *Geschichte der Mädchenlektüre. Mädchenliteratur und die gesellschaftliche Situation der Frauen vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Weinheim-München: Juventa 1997
- Gresh, Lois H. *Alles über Bella und Edward*, München: Piper 2009 (*The Twilight Companion. The Unauthorized Guide to the Series*, New York/N.Y.: St. Martin's Griffin 2008)
- Grimm, Hans *Volk ohne Raum*, München: Albert Langen 1926
- Grimm, Jürgen *Unterhaltung zwischen Utopie und Alltag. Methode und praktische Anwendung der Inhaltsanalyse am Beispiel von Kriminalheftromanen*, Frankfurt/Main: Lang 1986
- Grolle, Johann *Fahndung im Buchstabensalat*, *Spiegel* Nr. 36, 05.09.2005, S. 142-144
- Groos, Karl *Die Spiele der Menschen*, Jena: Gustav Fischer 1899, Nachdruck: Hildesheim/New York/N.Y.: Georg Olms 1973
- Gruen, Arno *Der Verlust des Mitgefühls. Über die Politik der Gleichgültigkeit*, München: dtv 1997
- Gulder, Alois Die urnenfelderzeitliche „Frauenkröte“ von Maissau in Niederösterreich und ihr geistesgeschichtlicher Hintergrund, in: *Mitteilungen der Prähistorischen Kommission der österreichischen Akademie der Wissenschaften*, 10. Bd., Wien 1960-62

- Gündel, Harald (Interview) Die harte Schale schmerzt, in: Gehirn & Geist Nr. 3/2005, S. 66-67
- Gündel, Martin Beautycheck - Ursachen und Folgen von Attraktivität. Projektabschlussbericht 2001, www.beautycheck.de/bericht/bericht.htm, 16.02.2009
- Günther, Wolfgang Wege ins Wunderland. Von Peter Pan bis Harry Potter, Frankfurt/Main: Martin Gold 2006
- Günteroth, Horst Die Neandertaler, in: Stern Nr. 40/2005, S. 179 ff.
- Guo, Kun et al. Left gaze bias in humans, rhesus monkeys and domestic dogs, in: Animal Cognition Vol. 12, Nr. 3, 17.10.2008, S. 409-418
- Gutter, Agnes Märchen und Märe. Psychologische Deutung und pädagogische Wertung, Solothurn: Antonius 1968
- Haas, Gerhard Bestseller in der Kinder- und Jugendliteratur, in: Praxis Deutsch H. 86, 1987, S. 17-20 (ebenso in: Aspekte der Kinder- und Jugendliteratur, S. 205-213)
- Haas, Gerhard Im Dienste der Gesellschaft. Anmerkungen zu einem so alten wie unerledigten Thema, in: Ders.: Aspekte der Kinder- und Jugendliteratur. Genres - Formen und Funktionen – Autoren, Frankfurt/Main: Lang 2003 (im Original 1993), S. 239-249
- Haas, Gerhard Der schmale Blick des Kriegers. Beobachtungen und Überlegungen zu ‚Ort‘ und Funktion von Topoi und Stereotypen in der Kinder- und Jugendliteratur (1995), in Ders: Aspekte der Kinder- und Jugendliteratur. Genres - Formen und Funktionen – Autoren, Frankfurt/Main: Lang 2003, S. 215-230
- Haas, Gerhard Aspekte der Kinder- und Jugendliteratur. Genres - Formen und Funktionen – Autoren, Frankfurt/Main: Lang 2003
- Hackenbroch, Veronika Blind für Wut und Freude, in: Spiegel Nr. 49, 01.12.2003, S. 190-199
- Hackett, Alice Payne/James Henry Burke 80 Years of Bestsellers: 1895-1975, New York/N.Y.: R.R. Bowker 1977
- Harrich-Zandberg, Danuta/Uschi Hansen Herz aus Eis. Warum manche Menschen nicht fühlen, ZDF-Sendung „37 Grad“, www.zdf.de/ZDFde/druckansicht/5/0,6911,5255173,00.html, 05.12.2007
- Hart, Donna/Robert W. Sussman Man the Hunted: Primates, Predators, and Human Evolution, Boulder: Westview Press 2002/2005
- Haig, David Genetic conflicts in human pregnancy, in: Quarterly Review of Biology Vol. 68, Nr. 4/Dez. 1993, S. 495-532
- Halder, Indrani et al. Gene Variations Contribute to Aggression and Anger in Women, Präsentation auf der „65th Annual Scientific Conference of the American Psychosomatic Society“, Budapest 03.03.2007
- Hamer, Dean Das Gottes-Gen. Warum uns der Glaube im Blut liegt, München: Kösel 2006 (The God Gene. How Faith is Hardwired into our Genes, New York/N.Y.: Doubleday 2004)
- Hamilton, Richard Paul/Margaret Sönser Breen (Hrsg.) This Thing of Darkness. Perspectives on Evil and Human Wickedness, Amsterdam/New York: Radopi 2004

- Harrich-Zandberg, Danuta/Uschi Hansen Herz aus Eis. Warum manche Menschen nicht fühlen, ZDF-Sendung „37 Grad“, 27.03.2007, www.zdf.de/ZDFde/druckansicht/5/0,6911,5255173,00.html, 05.12.2007
- Hassebrauck, Manfred/Beate Küpper Warum wir aufeinander fliegen. Die Gesetze der Partnerwahl, Reinbek: Rowohlt 2002
- Hassenstein, Bernhard Verhaltensbiologie des Kindes, 4. überarb. und erw. Aufl., München: Piper 1987
- Hauenstein, Johannes Fragen zum Kinder- und Jugendbuchmarkt von Johannes Hauenstein, Geschäftsführer des Ravensburger Buchverlags, beantwortet, 12/2003 (unveröffentlicht)
- Hauf, Monika Die Marke „Harry Potter“. Eine Auslegung im Sinne von C.G. Jung – ein Erfolg von Archetypen, Leipzig: Bohmeier 2006
- Hauska, Günter (Hrsg.) Gene, Sprachen und ihre Evolution. Wie verwandt sind die Menschen – wie verwandt sind ihre Sprachen?, Regensburg: Universitätsverlag 2005
- Haviland-Jones, Jeanette et al. An Environmental Approach to Positive Emotion: Flowers, in: Evolutionary Psychology Nr. 3/2005, S. 104-132
- Hazard, Paul Kinder, Bücher und große Leute (mit einem Vorwort von Erich Kästner), Hamburg: Hoffmann und Campe 1952 (Les Livres, les Enfants et les Hommes, Paris: Boivin 1949)
- Hein, Rudolf Kennen Sie Severus Snape? Auf den Spuren der sprechenden Namen bei Harry Potter, Bamberg: Colibri/Erich Weiß 2001
- Heineck, Guido Up in the Skies? The Relationship between Body Height and Earnings in Germany, in: Labour: Review of Labour Economics and Industrial Relation Vol. 19, Nr. 3, Sept. 2005, S. 469-489
- Heinold, Wolfgang Ehrhardt Bücher und Büchermacher. Verlage in der Informationsgesellschaft, 5. neu bearb. Aufl., Heidelberg: Hüthig 2001
- Heinsohn, Gunnar Söhne und Weltmacht. Terror im Aufstieg und Fall der Nationen, Berlin: PDF4e-Book 2006, Lizenz von Zürich: Orell Füssli 2003
- Heinze, Jürgen Von Genen und Memen – genetische und kulturelle Evolution, in: Hauska, Günter (Hrsg.): Gene, Sprachen und ihre Evolution. Wie verwandt sind die Menschen – wie verwandt sind ihre Sprachen?, Regensburg: Universitätsverlag 2005, S. 17-29
- Heitmeyer, Wilhelm/John Hagan (Hrsg.) Internationales Handbuch der Gewaltforschung, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002
- Heitmeyer, Wilhelm/Hans-Georg Soeffner (Hrsg.) Gewalt. Entwicklungen, Strukturen, Analyseprobleme, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2004
- Hejj, Andreas Traumpartner. Evolutionspsychologische Aspekte der Partnerwahl, Berlin-Heidelberg: Springer 1996
- Hejl, Peter M. (Hrsg.) Universalien und Konstruktivismus, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2001
- Hejl, Peter M. Ästhetik: Distinktionsindikator oder ‚teures Signal‘?, in: Eibl, Karl/Katja Mellmann/Rüdiger Zymner (Hrsg.): Im Rücken der Kulturen, Paderborn: Mentis 2007, S. 113-135

- Hemphill, R. E./Tuviah Zabow Clinical vampirism. A presentation of 3 cases and a re-evaluation of Haigh, the ‚acid-bath murderer‘, in: South African Medical Journal Vol. 63, Nr. 8/1983, S. 278-281
- Hennig, Jürgen/Petra Netter (Hrsg.) Biopsychologische Grundlagen der Persönlichkeit, Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag 2005
- Hennig, Jürgen/Petra Netter Neurotransmitter und Persönlichkeit, in: Dies. (Hrsg.): Biopsychologische Grundlagen der Persönlichkeit, Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag 2005, S. 191-289
- Herles, Wolfgang (Hrsg.)/Klaus-Rüdiger Mai (Texte) Bücher, die Geschichte machten, München: cbj 2007
- Hermand, Jost „Weil man in ihnen etwas erlebt, was man sonst nicht erlebt.“ Bestseller und Heftchenromane in der Bundesrepublik von 1965-1985, in: Ders.: Angewandte Literatur: politische Strategien in den Massenmedien, Berlin: Sigma 1996, S. 135-152
- Hermand, Jost Angewandte Literatur: politische Strategien in den Massenmedien, Berlin: Sigma 1996
- Hernadi, Paul Literature and Evolution, in: Sub-stance. A review of theory and literary criticism, Nr. 94/95, 2001, S. 55-71
- Heydebrand, Renate von/Simone Winko Einführung in die Wertung von Literatur. Systematik – Geschichte – Legitimation, München: Schöningh/UTB 1996
- Highfield, Roger The science of Harry Potter. How magic really works, London: Headline 2002
- Hillman, James Die erschreckende Liebe zum Krieg, München: Kösel 2005 (A Terrible Love of War, New York/N.Y.: Penguin 2004)
- Hogan, Patrick Colm The Mind and its stories. Narrative universals and human emotion, Cambridge: University Press 2003
- Hohendahl, Peter Uwe Literaturkritik und Öffentlichkeit, München: Piper 1974
- Homburg, Christian Gutachten im Auftrag des Verleger-Ausschusses des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels: Betriebswirtschaftliche Auswirkungen möglicher Veränderungen der Honorarsituation in Verlagen als Folge der Urheberrechtsnovellierung, Universität Mannheim, Lehrstuhl für Allgemeine Betriebswirtschaftslehre und Marketing, 2003, www.boersenverein.de, 31.03.2004
- Honsza, Norbert (Red.) Untersuchungen zur populären Literatur im 20. Jahrhundert, Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego 1987
- Hooper, Lee et al. Risks and Benefits of Omega 3 Fats for Mortality, Cardiovascular Disease and Cancer: systematic review, in: British Medical Journal Nr. 332, 01.04.2006, S. 752-760
- Horan, Richard/Erwin Bulte/Jason Shogren How trade saved humanity from biological exclusion: an economic theory of Neanderthal extinction, in: Journal of Economic Behavior & Organization Vol. 58, Nr. 1/Sept. 2005, S. 1-29
- Horst, Conrad (Hrsg.) Zum Begriff „Nassauer“, www.etymologie.info, 04.06.2005
- Housel, Rebecca/Jeremy Wisniewski (Hrsg.) Die Philosophie in „Twilight“, Weinheim: Wiley-VCH 2010 (Twilight and Philosophy. Vampires, Vegetarians, and the Pursuit of Immortality, Hoboken, New Jersey: John Wiley 2009)

- Hövelmann, Gerd Wissenschaftliche Vampir-Literatur. Eine bibliographische Heimsuchung, in: Zeitschrift für Anomalistik Bd. 7/2007, S. 205-235
- Huisseling, Mark van Magie der Prominenz. Warum sich der Mensch dem Star hingibt. Die Ursachen liegen in der Evolution, in: Welt, 25.01.2006, S. 9
- Huizinga, Johan Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel, 20. Aufl., Reinbek: Rowohlt 2006 (Homo ludens. Proeve eener bepaling van het spel-element der cultuur, Amsterdam: Pantheon 1938)
- Hurlberg, Anya/Yazhu Ling Biological components of sex differences in color preference, in: Current Biology Vol. 17 (16), 21.08.2007, R 623-625
- Hurrelmann, Bettina Stand und Aussichten der historischen Kinder- und Jugendliteraturforschung, in: Frühwald, Wolfgang et al. (Hrsg.): Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL) Bd. 17,1, Tübingen: Niemeyer 1992, S. 105-142
- Hurrelmann, Bettina Was heißt hier ‚klassisch‘?, in: Dies. (Hrsg.): Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur, Frankfurt/Main: Fischer 1995, S. 9-20
- Hurrelmann, Bettina (Hrsg.) Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur, Frankfurt/Main: Fischer 1995
- Hurrelmann, Bettina Klassiker der KJL, in: Praxis Deutsch, H. 135/1996, S. 18-25
- Hurrelmann, Bettina/ Michael Hammer/Ferdinand Nieß Lesesozialisation. Eine Studie der Bertelsmann Stiftung in 2 Bd., Gütersloh: Bertelsmann Stiftung 1993
- Husemann, Dirk Wie der Mensch den Krieg erfand, in: Spiegel online, www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,415318,00.html, 28.05.2006
- Inman, Mason Bad guys really do get the most girls, in: New Scientist Nr. 26621, 18.06.2008, S. 12
- Institut für angewandte Kindermedienforschung (IfaK) Die beliebtesten Kinder- und Jugendbuch-Autoren 2001, Stuttgart Mai 2002
- Institut für Demoskopie Allensbach Kinder brauchen Märchen, Allensbacher Archiv: IfDd-Umfrage 7042, Allensbacher Berichte Nr. 12, 2003
- Institute of Food Technologists (Hrsg.)/Clare Hasler (Bearb.) Functional Foods: Their role in disease prevention and health promotion, in: Food Technology Vol. 52, Nr. 11/Nov. 1998, S. 63-70
- International Association for the Study of Obesity (IASO) Adult overweight and obesity in the European Union, London April 2007, www.iao-f.org/documents/Europeandatatable_000.pdf, 20.06.2009
- Irwing, Paul/Richard Lynn Sex differences in means and variability on the progressive matrices in university students: A meta-analysis, in: [British Journal of Psychology](http://www.bjpp.sagepub.com) Vol. 96, Nr. 4, Nov. 2005, S. 505-524(20)
- Jabbi, Mbemba et al. A Common Anterior Insula Representation of Disgust Observation, Experience and Imagination Shows Divergent Functional Connectivity Pathways, in: Plos one, doi: 10.1371/journal.pone.0002939, 13.08.2008

- Jaffé, Philip D./Frank DiCataldo Clinical vampirism: blending myth and reality, in: Bulletin of American Academy of Psychiatry and Law Vol. 22, Nr. 4/1994, S. 533-544
- Jankowiak, William/Monique Diderich Sibling solidarity in a polygamous community in the USA: unpacking inclusive fitness, in: Evolution and Human Behavior Vol. 21, Nr. 2, März 2000, S. 125-139
- Janosch (Interview) „Am liebsten wäre ich unsichtbar.“ Gespräch zum 75. Geburtstag, in: Allgemeine Zeitung, www.allgemeine-zeitung.de/feuilleton/objekt.php3?artikel_id=2295476, 09.03.2006
- Janosch Ich der Herr Janosch oder meine vorgeblichen Werke (oder die Freiheit auf die Spitze treiben), in: Feuß, Axel/Andreas Meyer (Hrsg.): Janosch Katalog. Mit einer vorläufigen Bibliographie seiner bisher erschienenen Bücher, Gifkendorf: Merlin 1998, S. 7-10
- Janosch Bücherfabrik im Aktentaschenformat, in: Börsenblatt Nr. 2, 08.01.1985, S. 65-66
- Jarrot, Sabine Vampire: de L'Autre à un autre soi-même. L'étude des mutations des caractéristiques du vampire littéraire du XIXe au XXe siècle comme appréhension de l'évolution de la société, Lille: Atelier National de Reproduction des Thèses 1999
- Jarvis, Pam „Rough and Tumble“ Play: Lessons in Life, in: Evolutionary Psychology Vol. 4/2006, S. 269-284
- Jelinek, Linda Das Phänomen Harry Potter. Eine literaturwissenschaftliche Analyse des Welterfolgs, Saarbrücken: Dr. Müller 2006
- Jellouschek, Hans Der Froschkönig. Ich liebe dich, weil ich dich brauche, Zürich: Kreuz 1985
- Jensen, Keith et al. What's in for me? Self-regard precludes altruism and spite in chimpanzees, in: Proceedings of the Royal Society, Series B Vol. 273, 17.01.2006, S. 1013-1021
- Johnson, John/Joseph Carroll/Jonathan Gottschall/Daniel Kruger Hierarchy in the Library: Egalitarian Dynamics in Victorian Novels, in: Evolutionary Psychology Vol. 6, Nr. 4/2008, S. 715-738
- Johnstone, Rufus/Michael Cant The evolution of menopause in cetaceans and humans, in: Proceedings of the Royal Society B, 30.06.2010, online doi: 10.1098/rspb.2010.0988
- Jones, Benedict et al. Social transmission of face preferences among humans, in: Proceedings of the Royal Society, Series B Vol. 274, Nr. 1611, 22.03.2007, S. 899-903
- Jones, Gerard Kinder brauchen Monster. Vom Umgang mit Gewaltphantasien, Berlin: Ullstein 2003/2005 (Killing Monsters, New York/N.Y.: Basic Books 2002)
- Jung, C(arl) G(ustav) et al. Der Mensch und seine Symbole, 6. Aufl., Olten-Freiburg: Walter 1982 (Men and his Symbols, London: Aldus 1964)
- Jung, Mathias Der kleine Prinz in uns, Düsseldorf: Patmos 2005
- Junker, Thomas/Sabine Paul Der Darwin-Code, München: C.H. Beck 2009
- Just, Martin-Christoph Ignorieren als literaturkritische Strategie. Enid Blyton im Spiegel von Literatur-Lexika, in: Dolle-Weinkauff, Bernd (Hrsg.): Kinder- und Jugendliteraturforschung 2002/2003, Stuttgart: Metzler 2003, S. 79-99
- Just, Martin-Christoph *Harry Potter* – Ein postmodernes Kinderbuch!?, in: Garbe, Christine/Maik Philipp (Hrsg.): *Harry Potter* – Ein Literatur- und Medienereignis im Blickpunkt interdisziplinärer Forschung, Münster: LIT 2006, S. 49-71

- Kaminski, Winfred „Magische Lebensläufe“ oder die Umwertung der Vergangenheit. Das Kindheitsbild im Werk von Janosch (d.i. Horst Eckert), in: : Barthel, Henner et al.. (Hrsg.): Aus „Wundertüte“ und „Zauberkasten“. Über die Kunst des Umgangs mit Kinder- und Jugendliteratur. Festschrift zum 65. Geburtstag von Heinz-Jürgen Kliewer, Frankfurt/Main: Lang 2000, S. 309-317
- Kandel, Eric Auf der Suche nach dem Gedächtnis. Die Entstehung einer neuen Wissenschaft des Geistes, München: Siedler 2006 (In Search of Memory: The Emergence of a New Science of Mind, New York/N.Y.: Norton 2006)
- Kappeler, Peter Verhaltensbiologie, Heidelberg: Springer 2006
- Kast, Verena Liebe im Märchen, Olten: Walter 1992
- Kastilan, Sonja Nur 1,23 Prozent Unterschied. Der Schimpanse ist der nächste Verwandte des Menschen – Ein Forscherteam hat jetzt sein Erbgut entschlüsselt, in: Welt, 01.09.2005, S. 31
- Kaufmann, Joachim Auflagenzahlen zu der deutschsprachigen Ausgabe der „Bis(s)“-Titel, Mail vom 16.03.2009 (unveröffentlicht)
- Kaufmann, Joachim Auflagenzahlen zu der deutschsprachigen Ausgabe der „Bis(s)“-Titel, Mail vom 27.08.2010 (unveröffentlicht)
- Kazez, Jean Vor Hunger sterben: Die vegetarische Ethik in *Twilight*, in:Housel, Rebecca/ Jeremy Wisniewski (Hrsg.): Die Philosophie in „Twilight“, Weinheim: Wiley-VCH 2010,S. 29-40
- Kazim, Hasnain Globalisierung, Gott und Geld, in: Spiegel online, www.spiegel.de/wirtschaft/0,1518,475358,00.html, 08.04.2007
- Keck, Annette/Inka Kording/Anja Prochaska (Hrsg.) Verschlungene Grenzen. Anthropophagie in Literatur und Kulturwissenschaften, Tübingen: Gunter Narr 1999
- Keller, Heidi (Hrsg.) Handbuch der Kleinkindforschung, 3. korr. und erw. Aufl., Bonn: Hans Huber 2003
- Keltner, Dacher/Jonathan Haidt/Michelle N. Shiota Social Functionalism and the Evolution of Emotions, in: Schaller, Mark/Jeffrey Simpson/Douglas Kenrick (Hrsg.): Evolution and Social Psychology, Hove und New York/N.Y.: Psychology Press 2006, S. 115-142
- Kerkeling, Hape Ich bin dann mal weg. Meine Reise auf dem Jakobsweg, 33. Aufl., München: Piper/Malik 2007
- Ketelsen, Uwe-K. Literatur und Drittes Reich, Schernfeld: Süddeutsche Hochschul-Verlagsgesellschaft 1992
- Kim, Hongkeun/Roberto Cabeza Dissociating the Neural Correlates of Confidence in Veridical versus Illusory Memories, in: Journal of Neuroscience, Vol. 27, Nr. 45, 07.11.2007, S. 12190-12197
- Kirschling, Gregory Stephenie Meyer's ‚Twilight‘ Zone, in: Entertainment Weekly Nr. 947, 10.08.2007, online: 02.08.2007, www.ew.com/ew/article/0,,20049578_2,00.html
- Kissler, Johanna et al. Buzzwords: Early Cortical Responses to Emotional Words During Reading, in: Psychological Science Vol. 18, Nr. 6/2007, S. 475-480
- Kittler, Ralf/ Manfred Kayser/Mark Stoneking Molecular Evolution of *Pediculus humanus* and the Origin of Clothing, in: Current Biology, Vol. 13, 19.08.2003, S. 1414-1417

- Klein, Stefan Die Zukunft des Hirns, in: Spiegel reporter Nr. 10, Okt. 2000, S. 90-98
- Klein, Uta/Katja Mellmann/Steffanie Metzger (Hrsg.) Heuristiken der Literaturwissenschaft. Disziplinexterne Perspektiven auf Literatur, Paderborn: Mentis 2006
- Kleingers, David Bisschen mehr schmachten als sonst, in: Spiegel online, 15.01.2009, www.spiegel.de/kultur/kino/0,1518,druck-601180,00.html
- Kleinhaus, Karine Miscarriage significantly associated with increasing paternal age, in: Obstetrics & Gynaecology Nr. 108, 01.08.2006, S. 369-377
- Klingenschmitt, Gert Sprachverwandtschaft in Europa, in: Hauska, Günter (Hrsg.): Gene, Sprachen und ihre Evolution. Wie verwandt sind die Menschen – wie verwandt sind ihre Sprachen?, Regensburg: Universitätsverlag 2005, S. 100-132
- Klinik am Osterbach (Hrsg.) Alexithymie, www.alexithymie.de, 05.12.2007
- Klix, Friedhart/Karl Lanis Wege und Irrwege der Menschenartigen. Wie wir wurden, was wir sind, Stuttgart: Kohlhammer 1999
- Koeleman, Bernd et al. Harry auf Deutsch, www.harry-auf-deutsch.de, 05.02.2009
- Kollmannsberger, Michael Buchgemeinschaften im deutschen Buchmarkt. Funktionen, Leistungen, Wechselwirkungen, Wiesbaden: Harrassowitz 1995
- Körte, Peter Alle lesen die Romane der Amerikanerin Stephenie Meyer – aber sind Vampire überhaupt noch zeitgemäß?, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung Nr. 10, 03.03.2009, S. 30
- Kosfeld, Michael/Markus Heinrichs/Paul J. Zak/Urs Fischbacher/Ernst Fehr Oxytocin increases trust in humans, in: Nature Vol. 435, 02.06.2005, S. 673-676
- Koscik, Tim et al. Sex differences in parietal lobe morphology: Relationship to mental rotation performance, in: Brain and Cognition Vol. 69, Nr. 3, April 2009, S. 451-459
- Kraus, Michael/Dacher Keltner Signs of Socioeconomic Status. A Thin-Slicing Approach, in: Psychological Science Vol. 20, Nr. 1/2009, S. 99-106
- Kröber, Hans-Ludwig Das limbische System – ein moralischer Limbus?, in: FAZ Nr. 262, 11.11.2003, S. 37
- Kröber, Hans-Ludwig Die Hirnforschung bleibt hinter dem Begriff strafrechtlicher Verantwortlichkeit zurück, in: Geyer, Christian (Hrsg.): Hirnforschung und Willensfreiheit, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2004, S. 103-110
- Kroker, Holger Neandertaler und Mensch waren Nachbarn, in: Welt, 02.09.2005, S. 31
- Kronsbein, Joachim Der Kuss des Magiers, Spiegel Nr. 27, 30.06.2003, www.spiegel.de/spiegel/0,1518,255899,00.html, 21.01.2004
- Kruttschnitt, Christine Das Märchen geht weiter, in: Stern Nr. 14, 29.03.2007, S. 238-241
- Kümmerling-Meibauer, Bettina Internationale Kinderbuchklassiker, in: Eselsohr, 2/1997, S. 5-8

- Kümmerling-Meibauer, Bettina Kinderklassiker – eine forschungsorientierte Einleitung, in: Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur. Ein internationales Lexikon, 2 Bd., Stuttgart: Metzler 1999, S. IX-XXVII
- Kümmerling-Meibauer, Bettina Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur. Ein internationales Lexikon, 2 Bd., Stuttgart: Metzler 1999
- Kümmerling-Meibauer, Bettina/Jörg Meibauer First Pictures, Early Concepts: Early Concept Books, in: The Lion and the Unicorn Vol. 29, Nr. 3, September 2005, S. 324-347
- Kunsch, Konrad/Steffen Kunsch Der Mensch in Zahlen. Eine Datensammlung in Tabellen mit über 20 000 Einzelwerten, 3. Aufl., München: Spektrum Akademischer Verlag/Elsevier 2007
- Kurzban, Robert/John Tooby/Leda Cosmides Can race be erased? Coalitional computation and social categorization, in: PNAS (Proceedings of the National Academy of Sciences) Vol. 98, Nr. 26, 18.12.2001, S. 15387-15392
- Kutschera, Ulrich Die kruden Thesen deutscher Anti-Darwinisten, in: Spiegel online, 15.02.2009, www.spiegel.de/wissenschaft/natur/0,1518,druck-607704,00.html
- Kwak, Jae et al. Genetically-Based Olfactory Signatures Persist Despite Dietary Variation, in: Plos one (3)10: e3591, 31.10.2008, doi: 10.1371/journal.pone.0003591
- Laberge, Suzanne/ Mathieu Albert Conceptions of Masculinity and Gender Transgression in Sport Among Adolescent Boys. Hegemony, Contestation, and the Social Class Dynamic, in: McKay, Jim/Michael Messner/Don Sabo (Hrsg.): Masculinities, Gender Relations, and Sport, Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage Publ. 2000, S. 195-221
- Lange, Günter (Hrsg.) Taschenbuch der Kinder- und Jugendliteratur, 2 Bd., 2. Aufl., Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren 2000
- Lange, Wolfgang Und das Wünschen hilft doch!, in: Bücher Nr. 1/2008, www.buecher-magazin.de/index.php?id=mrchen-umfrage, 28.11.2007
- Latusseck, Rolf H. Nicht Intelligenz, Sexualität macht den Unterschied, in: Welt am Sonntag Nr. 36, 04.09.2005, S. 69
- Latusseck, Rolf H. Parasiten verraten: Moderne und archaische Menschen hatten ein Rendezvous, in: Welt am Sonntag, 10.10.2004
- Latusseck, Rolf H. Prionen-Hypothese gilt als bewiesen, in: Welt am Sonntag, 24.04.2005, S. 69
- Leakey, Meave et al. Implications of new early Homo fossils from Ileret, east of Lake Turkana, Kenya, in: Nature Vol. 448, Nr. 7154, 09.08.2007, S. 688-691
- Leakey, Richard (Interview) „Ich werde kämpfen“, in: Spiegel Nr. 43, 24.10.2005, S. 214-216
- Lecouteux, Claude Die Geschichte der Vampire. Metamorphose eines Mythos, Düsseldorf/Zürich: Patmos/Artemis & Winkler 2001 (Autopsie d'un mythe, Paris: Éditions Imago 1999)
- Lefftz, Joseph (Hrsg.) Märchen der Brüder Grimm. Urfassung nach der Originalhandschrift der Abtei Ölenberg im Elsaß, Straßburg: Elsaß-Lothringische Wissenschaftliche Gesellschaft 1927
- Le Hir, Geneviève (Dir.) Antoine de Saint-Exupéry, in: Études Littéraires Vol. 33, Nr. 2, Université Laval Sommer 2001

- Lehtinen, Katri Twentieth-Century Vampire Literature: Intimation of Evil and Power, in: Hamilton, Richard Paul/Margaret Sönsner Breen (Hrsg.): This Thing of Darkness. Perspectives on Evil and Human Wickedness, Amsterdam/New York: Radopi 2004, S. 1-19
- Lessing, Doris (Interview) „Leben, das ist doch harte Arbeit“, in: Spiegel Nr. 49, 01.12.2003, S. 172-177
- Lexa, Heidi (Hrsg.) „Alohomora!“ Ergebnisse des ersten Wiener Harry-Potter-Symposiums. Kinder- und Jugendliteraturforschung in Österreich Bd. 2, Wien: Edition Praesens 2002
- Lexa, Heidi Pippi, Pan und Potter. Zur Motivkonstellation in den Klassikern der Kinderliteratur, Wien: Edition Praesens 2003
- Long, David Quidditch, Imperialism, and the Sport-War Intertext, in: Nexon, Daniel/Iver Neumann (Hrsg.): Harry Potter and International Relations, Lanham: Rowman & Littlefield 2006, 127-154
- Lüderssen, Klaus Ändert die Hirnforschung das Strafrecht?, in: Geyer, Christian (Hrsg.): Hirnforschung und Willensfreiheit, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2004, S. 98-102
- Lüderssen, Klaus Den Kindern zuliebe. Hirnforschung und Strafrechtsreform, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 161, 14.07.2005, S. 32
- Lundström, Johan/M. J. Olssen Subthreshold amounts of social odorant affect mood, but not behavior, in heterosexual women when tested by a male, but not a female, experimenter, in: Biological Psychology Vol. 70, Nr. 3/2005, S. 197-204
- Luther, Martin Lutherbibel 1912, Matthäus Kap. 26, Vers 27, 28, aus: Christliche Internet Dienst GmbH: www.bibel-online.net, <http://www.bibel-online.net/buch/40.matthaeus/26.html#26,27>, 20.08.2010
- Lutherhalle/KDG Wittenberg Luther mit dem Schwan – Tod und Verklärung eines großen Mannes. Ein Beitrag zum Lutherjahr 1996, www.luther.de/lu96/reise/schwan.html, 21.06.2006
- Lynn, Richard Race Differences in Intelligence: An Evolutionary Analysis, Atlanta: Washington Summit Books 2006 (siehe auch Homepage von Lynn: www.rlynn.co.uk)
- Maase, Kaspar Nützlich? Angenehm? Schön? Überlegungen zur Ästhetik im Alltag, in: Eibl, Karl/Katja Mellmann/Rüdiger Zymner (Hrsg.): Im Rücken der Kulturen, Paderborn: Mentis 2007, S. 89-111
- Mahadevan, Lakshminarayanan et al. Settling and Swimming of Flexible Fluid-Lubricated Foils, in: Physical Review Letters Vol. 99, Nr. 22, 224503/2007
- Mahlmann, Matthias Rationalismus in der praktischen Theorie. Normentheorie und praktische Kompetenz, Baden-Baden: Nomos 1999
- Manhart, Klaus Ein Freund, ein guter Freund, in: Gehirn & Geist Nr. 11/2005, S. 62-64
- Mann, Charles C. 1491 – New Revelations of the Americas Before Columbus, New York/N.Y.: Alfred Knopf 2005
- Marean, Curtis W. et al. Early human use of marine resources and pigment in South Africa during the Middle Pleistocene, in: Nature Vol. 449, Nr. 7164, 18.10.2007, S. 905-908
- Martinez, Matias/Michael Scheffel Einführung in die Erzähltheorie, 5. Aufl., München: C.H. Beck 2003

- Matchock, Robert L./ Elizabeth J. Susman Family composition and menarcheal age: Anti-breeding strategies, in: American Journal of Human Biology Vol. 18, Nr. 4/2006, S. 481-491
- Matt, Peter von Ästhetik der Hinterlist. Zur Theorie und Praxis der Intrige in der Literatur, München: Carl Friedrich von Siemens Stiftung 2002
- Matt, Peter von (Interview) „Wir wollen das Bekannte“, in: Spiegel Nr. 6, 05.02.2007, S. 170
- McDermott, Kathleen/Henry Roediger Creating false memories: Remembering words not presented in lists, in: Journal of Experimental Psychology: Learning, Memory, and Cognition, Vol. 21, Nr. 4, Juli 1995, S. 803-814
- McKay, Jim/Michael Messner/Don Sabo (Hrsg.) Masculinities, Gender Relations, and Sport, Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage Publ. 2000
- McMahon, Jennifer Ein Idol im Zwielficht: die fatale Anziehungskraft von Vampiren, in: Housel, Rebecca/ Jeremy Wisniewski (Hrsg.): Die Philosophie in „Twilight“, Weinheim: Wiley-VCH 2010, S. 119-132
- Mead, David/Pawel Frelik (Hrsg.) Playing the Universe. Games and Gaming in Science Fiction, Lublin: Wydawnictwo Uniwersytetu Marii Curie-Sklodowskiej 2007
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest KIM-Studie 2003. Kinder und Medien, durchgeführt durch das IFAK-Institut, Tannusstein, www.mpfs.de/studien/kim/kim03.html, 31.03.2004
- Mellars, Paul A new radiocarbon revolution and the dispersal of modern humans in Eurasia, in: Nature Vol. 439, 23.02.2006, S. 931-935
- Mellars, Paul Why did modern human populations disperse from Africa ca. 60,000 years ago? A new model, in: PNAS (Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America), Vol. 103, 13.06.2006, S. 9381-9386
- Mellmann, Katja Literatur als emotionale Attrappe. Eine evolutionspsychologische Lösung des „paradox of fiction“, in: Klein, Uta/Katja Mellmann/Steffanie Metzger (Hrsg.): Heuristiken der Literaturwissenschaft. Disziplinexterne Perspektiven auf Literatur, Paderborn: Mentis 2006, S. 145-166
- Mellmann, Katja Vorschlag zu einer emotionspsychologischen Bestimmung von ‚Spannung‘, in: Eibl, Karl/Katja Mellmann/Rüdiger Zymner (Hrsg.): Im Rücken der Kulturen, Paderborn: Mentis 2007, S. 241-268
- Menninghaus, Winfried Das Versprechen der Schönheit, Frankfurt/Main: Suhrkamp (2003)/2007
- Meurer, Hans/Klaus Richarz Von Werwölfen und Vampiren. Tiere zwischen Mythos und Wirklichkeit, Stuttgart: Franckh-Kosmos 2005
- Meyer, Stephenie (Interview) Cover Girl Stephenie Meyer: An Interview (Part One), in: All things girl, 19.05.2008, <http://allthingsgirl.net/everythinggirl/sacrifice-mayjune-2008/cover-girl-stephenie-meyer-an-interview-part-onewith-deb-smouse/>, 31.03.2009
- Meyer, Stephenie (Interview) „Vampire sind attraktiv, klug und cool“, in Spiegel online, www.spiegel.de/kultur/literatur/0,1518,558826,00.html, 11.06.2008
- Meyer, Stephenie Offizielle Homepage der Autorin: www.stepheniemeyer.com, 17.06.2009

- Mikos, Lothar In guten und in schlechten Zeiten. Selbstermächtigung und Identitätsarbeit von Kindern und Jugendlichen mit populären Medien, in: Gansel, Carsten/Anna-Pia Enslin (Hrsg.): Literatur – Kultur – Medien: Facetten der Informationsgesellschaft, Berlin: Weidler 2002, S. 321-336
- Mocan, H. Naci /Erdal Tekin Ugly Criminals, in: NBER Working Paper Nr. W 12019, Feb. 2006 (NBER: National Bureau of Economic Research)
- Moennighoff, Burkhard Rhythmus und Reim als poetogene Struktur, in: Zymner, Rüdiger/Manfred Engel (Hrsg.): Anthropologie der Literatur. Poetogene Strukturen und ästhetisch-soziale Handlungsfelder, Paderborn: Mentis 2004, S. 242-251
- Moretti, Franco (Interview) Gibt es eine DNA der Literatur, Herr Moretti?, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 292, 13.12.2008, Bilder und Zeiten, Z 6
- Moretti, Franco Kurven, Karten, Stammbäume: Abstrakte Modelle für die Literaturgeschichte, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2009
- Mosebach, Martin (Interview) „Lesen ist ein mühsames Geschäft“, in: Spiegel Nr. 43, 22.10.2007, S. 196-198
- Moser, Christian Kannibalische Katharsis. Literarische und filmische Inszenierungen der Anthropologie von James Cook bis Bret Easton Ellis, Bielefeld: Aisthesis 2005
- Mott, Frank Luther Golden Multitudes. The Story of the Bestsellers in the United States, New York/N.Y.: Macmillan 1947
- Mountcastle, Vernon Benjamin The View From Within: Pathways to the Study of Perception, in: The John Hopkins Medical Journal Nr. 136/1975, S. 109-131
- Mourier, Anne-Isabelle Le Petit Prince de Saint-Exupéry: du conte au mythe, in: Le Hir, Geneviève (Dir.): Antoine de Saint-Exupéry, in: Études Littéraires Vol. 33, Nr. 2, Université Laval Sommer 2001, S. 43-54
- Müller, Elisabeth Das Bild der Frau im Märchen. Analysen und erzieherische Betrachtungen, München: Profil 1986
- Müller-Walde, Katrin Warum Jungen nicht mehr lesen und wie wir das ändern können, Frankfurt/Main: Campus 2005
- Nabhan, Gary Paul Why some like it hot. Food, genes and cultural diversity, Washington DC: Island Press 2004
- Nager, Frank Das Herz als Symbol, Basel: Editiones Roche 1993
- National Center for Biotechnology Information OMIM (Online Mendelian Inheritance in Man), www.ncbi.nlm.nih.gov/omim, 12.02.2009
- National Human Genome Research Institute Human Genome Project, www.genome.gov, 12.02.2009
- NationMaster Weltweite Morde: www.nationmaster.com/graph/crime/crime-murders-per-capita, 24.02.2009
- Nesse, Randolph M./George C. Williams Warum wir krank werden. Die Antworten der Evolutionsmedizin, München: C.H. Beck 1997 (Why we get sick. The new science of Darwinian medicine, New York/N.Y.: Times Books 1995)

- Netter, Petra Endokrine Systeme und Persönlichkeit, in: Hennig, Jürgen/Petra Netter (Hrsg.): Biopsychologische Grundlagen der Persönlichkeit, Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag 2005, S. 291-395
- Neuberg, Steven/Catherine Cottrell Evolutionary Bases of Prejudices, in: Schaller, Mark/Jeffrey Simpson/Douglas Kenrick (Hrsg.): Evolution and Social Psychology, Hove und New York/N.Y.: Psychology Press 2006, S. 163-187
- Neumann, Michael Die fünf Ströme des Erzählens. Zur Ökologie des Narrativen, in: Eibl, Karl/Katja Mellmann/Rüdiger Zymner (Hrsg.): Im Rücken der Kulturen, Paderborn: Mentis 2007, S. 373-394
- Nexon, Daniel/Iver Neumann (Hrsg.) Harry Potter and International Relations, Lanham: Rowman & Littlefield 2006
- Nexon, Daniel „Harry Potter“ and Magical Realism, in: CBS News online, 20.07.2007, www.cbsnews.com/stories/2007/07/20/opinion/printable3080037.shtml (erstmalig vermutlich in „The New Republic“ erschienen.)
- Niemitz, Carsten Das Geheimnis des aufrechten Gangs. Unsere Evolution verlief anders, München: C.H. Beck 2004
- Nitzschmann, Karin Die phantastische Welt des Harry Potter. Analyse eines siebenbändigen Entwicklungsromans, Frankfurt/Main: Brandes & Apsel 2007
- Nodelman, Perry Words about Pictures. The Narrative Art of Children's Picture Books, Athens (USA): University of Georgia Press 1988
- Noll, Richard Vampires, Werewolves, and Demons. Twentieth Century Reports in the Psychiatric Literature, New York/N.Y.: Brunner & Mazel 1992
- Nourissier, François Une image du courage, une leçon de morale, in: Vercier, Bruno (Hrsg.): Les critiques de notre temps et Saint-Exupéry, Paris: Garnier 1971, S. 54-57
- Nusser, Peter Zur Rezeption von Hefromanen, in: Honsza, Norbert (Red.): Untersuchungen zur populären Literatur im 20. Jahrhundert, Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego 1987
- Obermeyer, Ziad/ Christopher Murray/ Emanuela Gakidou Fifty years of violent war deaths from Vietnam to Bosnia. Analysis data from the world health survey programme, in: British Medical Journal Nr. 336, 19.01.2008, S. 1482-1486
- Okologie.de (Hrsg.) Sichelzellanämie: www.okologie.de/public/krebs-glossar/c_Sichelzellanämie.htm, 07.07.2005
- Oelinger, Wiltrud Emanzipationsziele in Unterhaltungsliteratur? Bestsellerromane von Frauen für Frauen: eine exemplarische Diskurs- und Schemaanalyse, Münster: LIT 2000
- Oerter, Rolf Psychologie des Spiels. Ein handlungstheoretischer Ansatz, Weinheim: Beltz 1999 (erstmalig: München: Quintessenz 1993)
- Office of Science – U.S. Department of Energy Human Genome Project, www.ornl.gov/sci/techresources/Human_Genome/home.shtml, 12.02.2009
- Onmeda (Red.) Chorea Huntington: www.medicine-worldwide.de/krankheiten/erbkrankheiten/chorea_huntington.html, 26.06.2009; auch: www.wikipedia.org/wiki/chorea_huntington.html

- Onmeda (Red.) Kuru: www.m-ww.de/krankheiten/prionenkrankheiten/kuru.html, 07.06.2006
- Osang, Alexander/ Alexander Smoltczyk Verzweifelt gesucht: Der Bestseller, in: Spiegel reporter Nr. 10, Oktober 2000, S. 20-32
- O'Sullivan, Emer Winnie-the-Pooh und der erwachsene Leser: die Mehrfachadressiertheit eines kinderliterarischen Textes im Übersetzungsvergleich, in: Ewers, Hans-Heino/ Gertrud Lehner/O'Sullivan (Hrsg.): Kinderliteratur im interkulturellen Prozeß, Stuttgart: Metzler 1994, S. 131-153
- O'Sullivan, Emer Ansätze zu einer komparatistischen Kinder- und Jugendliteraturforschung, in: Dolle-Weinkauff, Bernd/Hans-Heino Ewers (Hrsg.): Theorien der Jugendlektüre, Weinheim: Juventa 1996, S. 285-316
- Paede, Paul Krankheit, Heilung und Entwicklung im Spiegel der Märchen, Frankfurt/Main: Klostermann 1986
- Paetzold, Bettina/Luis Erler (Hrsg.) Bilderbücher im Blickpunkt verschiedener Wissenschaften und Fächer, Bamberg: Nostheide 1990
- Panksepp, Jaak Affective Neuroscience. The Foundations of Human and Animal Emotions, New York/N.Y.: Oxford University Press 1998
- Pape, Walter „Das ist eine harte Rede/Wer kann sie hören?“ Metaphorik und Realität in der Anthropophagie: Eucharistie, Medizin, Liebe, in: Fulda, Daniel/Walter Pape (Hrsg.): Das andere Essen. Kannibalismus als Motiv und Metapher in der Literatur, Freiburg/Breisgau: Rombach 2001, S. 303-339
- Patterson, Nick et al. Genetic evidence for complex speciation of humans and chimpanzees, in Nature Vol. 441, 26.06.2006, S. 1103-1108
- Pattinson, Robert (Interview) „Das ist ein wenig befremdlich“, in: Südkurier Nr. 7, 10.01.2009, S. 9
- Paul, Andreas/Eckart Voland Eltern-Kind-Beziehungen im evolutionären Kontext aus soziobiologischer Sicht, in: Keller, Heidi (Hrsg.): Handbuch der Kleinkindforschung, 3. korr. und erw. Aufl., Bonn: Hans Huber 2003, S. 149-182
- Paulerberg, Herbert (Hrsg./)Wilhelm Stöckle (Begr.) ABC des Buchhandels. Wirtschaftliche, technische und rechtliche Grundbegriffe für den herstellenden und verbreitenden Buchhandel, 9. überarb. und erw. Aufl., Würzburg: Lexika-Verlag 1998
- Paulus, Jochen Pädophile – abartig oder nur krank?, in: Bild der Wissenschaft, Nr. 4/2004, S. 61-65
- Pease, Allan/Barbara Pease Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken: Ganz natürliche Erklärungen für eigentlich unerklärliche Schwächen, München: Ullstein: 2000 (Why men don't listen and women can't read maps, London: Orion 1999)
Offizielle Homepage mit Verkaufszahl: <http://www.peaseinternational.com/shopdisplayproducts.asp?id=19&cat=Books>, 17.02.2009
- Pech, Klaus-Ulrich Abenteuer auf dem Plüschsofa. Janoschs „Oh, wie schön ist Panama“, in: Hurrelmann, Bettina (Hrsg.): Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur, Frankfurt/Main: Fischer 1995, S. 563-578
- Pelis, Kim Transfusion mit Zähnen, in: Bradburne, James (Hrsg./)Annette Weber (Mitarb.): Blut. Kunst, Macht, Politik, Pathologie, München: Prestel 2001, S. 175-193
- Pertzel, Regina Das „Phänomen“ Thomas Brezina. Untersuchungen zum Werk eines erfolgreichen zeitgenössischen Serienbuchautors, Dipl.-Arbeit, FH Stuttgart 1997

- Peters, Ted Ecclesiastical Quidditch, in: dialog: A Journal of Theology, Vol. 39, Nr. 3/Herbst 2000, S. 160
- Petutschnig, Karin Liebenswertig unheile Welt voll Zärtlichkeit, in: Kleine Zeitung, 07.01.1997, S. 34
- Penner, Zvi Ein innovatives Konzept zur Frühintervention von Sprachentwicklungsproblemen vor der Einschulung, www.lega.at/pdf/flyer_zivipenner.pdf, 24.10.2007
- Peters, Harald Bitte keinen Sex, ich bin ein Vampir! Blutsauger mit Keuschheitswahn: Catherine Hardwicks großartige Verfilmung von Stephenie Meyers Bestseller „Twilight – Bis(s) zum Morgengrauen“, in: Welt am Sonntag, Nr. 2, 11.01.2009, S. 58
- Petzold, Dieter Die Harry Potter-Bücher: Märchen, fantasy fiction, school stories – und was noch?, in: Spinner, Kaspar H. (Hrsg.): Im Bann des Zauberlehrlings? Zur Faszination von Harry Potter, Regensburg: Pustet 2001, S. 21-41
- Philipp, Claus Hogwarts. Die Potterisierung der Welt oder Wie überrumpelt man Fans?, in: Lexe, Heidi (Hrsg.): „Alohomora!“ Ergebnisse des ersten Wiener Harry-Potter-Symposiums. Kinder- und Jugendliteraturforschung in Österreich Bd. 2, Wien: Edition Praesens 2002, S. 41-60
- Pichler, Wolfgang Der Stein der Weisen. Harry Potter aus der Sicht der Analytischen Psychologie, Linz: edition pro mente 2006
- Pinker, Steven Wie das Denken im Kopf entsteht, München: Kindler 1998 (How the Mind works, New York: Norton 1997)
- Pinker, Steven Das unbeschriebene Blatt. Die moderne Leugnung der menschlichen Natur, Berlin: Berlin Verlag 2003 (The Blank Slate. The Modern Denial of Human Nature, New York/N.Y.: Viking Penguin 2002)
- Pinker, Steven (Interview) „Intuitiv sind wir alle Dualisten“, in: Gehirn & Geist Nr. 5/2003, S. 66-68
- Pohl, Sigrid/Konrad Umlauf Warenkunde Buch. Strukturen, Inhalte und Tendenzen des deutschsprachigen Buchmarkts der Gegenwart, Wiesbaden: Harrassowitz 2003
- Pollmer, Udo (Interview) „Alles Hokuspokus“, in: Spiegel Nr. 25, 20.06.2005, S. 79
- Polti, Georges The Thirty-Six Dramatic Situations, Boston: The Writer 1921/1977
- Popp, Helmut (Hrsg.) Der Bestseller, 2. verb. und erw. Aufl., München: Oldenburg 1978
- Pötzl, Norbert F. Frust statt Lust, in: Spiegel Nr. 25, 20.06.2005, S. 70-82
- Pound, Nicholas/Ian Penton-Voak/Alison Surridge Testosterone responses to competition in men are related to facial masculinity, in: Proceedings of the Royal Society B. Biological Sciences Vol. 276, 07.01.2009, S. 153-159
- Pradel, Jacques/Luc Vanrell Saint-Exupéry. L'ultime secret: enquête sur une disparition, Monaco: Éditions du Rocher 2008
- Premo, Luke/Jean-Jacques Hublin Culture, population structure, and low genetic diversity in Pleistocene hominins, in: Proceedings of the National Academy of Sciences (PNAS) Vol. 106, Nr. 1, 06.01.2009, S. 33-37
- Prieger, Almut Das Werk Enid Blytons – Eine Analyse ihrer Erfolgsserien in westdeutschen Ausgaben, Frankfurt/Main: dipa 1982

- Project Implicit Implicit Association Test, www.implicit.harvard.edu, 20.06.2009
- Propp, Vladimir Morphologie des Märchens, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1975 (Morfologija skazki, Leningrad 1928)
- Pruetz, Jill Savanna Chimpanzees, *Pan troglodytes verus*, Hunt with Tools, in: Current Biology Vol. 17, Nr. 5, 06.03.2007, S. 412-417
- Pursche, Peter Die Steinzeit-Revolution, Stern Nr. 41/2005, S.103-116
- Puszczalowski, Philip Raum, Zeit und Vampir-Ontologie, in: Housel, Rebecca/ Jeremy Wisnewski (Hrsg.): Die Philosophie in „Twilight“, Weinheim: Wiley-VCH 2010, S. 143-150
- Quaiser-Pohl, Claudia/
Kirsten Jordan Warum Frauen glauben, sie könnten nicht einparken – und Männer ihnen Recht geben. Über Schwächen, die gar keine sind, München: C.H. Beck 2004
- Quesnel, Michel La création chez Saint-Exupéry, in: Le Hir, Geneviève (Dir.): Antoine de Saint-Exupéry, in: Études Littéraires Vol. 33, Nr. 2, Université Laval Sommer 2001, S. 13-26
- Quileute Tribal Council Quileute Nation, www.quileutenation.org, 17.06.2009
- Radkowsky, Britta Moderne Vampyre. Mythos als Ausdruck von Persönlichkeit, Neusäß: Ubooks 2005
- Raecke, Renate/Ute Bau-
mann (Hrsg.) Zwischen Bullerbü und Schewenborn. Auf Spurensuche in 40 Jahren deutschsprachiger Kinder- und Jugendliteratur, München: Arbeitskreis für Jugendliteratur 1995
- Ramachandran, Vila-
yanur/Sandra Blakeslee Die blinde Frau, die sehen kann. Rätselhafte Phänomene unseres Bewusstseins. Mit einem Vorwort von Oliver Sacks, Reinbek: Rowohlt 2002 (Phantoms in the Brain. Probing the Mysteries of the Human Mind, New York/N.Y.: William Morrow 1998)
- Ramachandran, Vilayanur Eine kurze Reise durch Geist und Gehirn, 2. Aufl., Reinbek: Rowohlt 2006 (The Emerging Mind, London: Profile Books 2003)
- Ramm, Bernd Kannibalismus, www.medicine-worldwide.de/kontrovers/kannibalismus.html, 16.05.2005
- Ramsland, Katherine Vampire unter uns. Ein Undercoverbericht, Köln: vgs 1999
- Rank, Bernhard (Hrsg.) Erfolgreiche Kinder- und Jugendbücher. Was macht Lust auf Lesen?, Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren 1999
- Ravagli, Lorenzo Die geheime Botschaft der Joanne K. Rowling. Ein Schlüssel zu Harry Potter, Stuttgart: Urachhaus 2007
- Ravensburger Buchverlag Vorschau Kinder- und Jugendbuch Frühjahr 2004, S. 5
- Reich-Ranicki, Marcel Herz, Arzt und Literatur. 2 Aufsätze, Zürich: Ammann 1987
- Reiser, Oliver Oxytocin – das Liebeshormon, <http://www.chemie-im-alltag.de/articles/0007/index.html>, 29.06.2009
- Reitz, Manfred Gene, Gicht und Gallensteine. Wenn Moleküle krank machen, Weinheim: Wiley-VCH 2001
- Rémi, Cornelia Viola Owlfeathers Harry-Potter-Kiste. Ein Harry-Potter-Lexikon, www.eulenfeder.de, 05.02.2009

- Remke, Michael „Harry Potter? Wer ist das?“, in: Welt am Sonntag Nr. 14, 04.04.2004, S. 34
- Renehan, Andrew et al. Body-mass index and incidence of cancer: a systematic review and meta-analysis of prospective observational studies, in: The Lancet Nr. 371/2008, S. 569-578
- Renonciat, Annie Un livre pour enfants? in: Cerisier, Alban: Il était une fois... Le Petit Prince d'Antoine de Saint-Exupéry, Paris: folio/Gallimard 2006, S. 15-44
- Richardson, Robert C. Evolutionary Psychology as Maladapted Psychology, Cambridge/Massachusetts: Massachusetts Institute of Technology 2007
- Richter, Andrea Blutsauger und andere Romantiker, in: Stern Nr. 35, 21.08.2008, S. 142
- Richter, Klaus Die Herkunft des Schönen. Grundzüge der evolutionären Ästhetik, Mainz: Philipp von Zabern 1999
- Ridley, Matt Die Biologie der Tugend. Warum es sich lohnt, gut zu sein, Berlin: Ullstein 1999 (The Origins of Virtue, Harmondsworth: Penguin 1996)
- Riemann, Rainer/Frank M. Spinath Genetik und Persönlichkeit, in: Hennig, Jürgen/Petra Netter (Hrsg.): Biopsychologische Grundlagen der Persönlichkeit, Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag 2005, S. 539-622
- Rimmele, Ulrike et al. Oxytocin Makes a Face in Memory Familiar, in Journal of Neuroscience Vol. 29, Jan. 2009, S. 38-42
- Rizzolatti, Giacomo/Laila Craighero Mirror neuron: a neurological approach to empathy, in: Changeux, Jean-Pierre et al. (Hrsg.): Neurobiology of Human Values, Berlin/Heidelberg: Springer 2005, S. 107-123
- Rockenbach, Bettina et al. The Competitive Advantage of Sanctioning Institutions, in: Science Vol. 312, Nr. 5770, 07.04.2006, S. 108-111
- Röder, Brigitte Ist bei Blinden alles anders?, in: Gehirn & Geist Nr. 05/2003, S. 70-74
- Röhrich, Lutz Wage es, den Frosch zu küssen. Das Grimmsche Märchen Nummer Eins in seinen Wandlungen, Köln: Diederichs 1987
- Röhrich, Lutz „und weil sie nicht gestorben sind...“: Anthropologie, Kulturgeschichte und Deutung von Märchen, Köln: Böhlau 2002
- Röhring, Hans-Helmut Wie ein Buch entsteht. Einführung in den modernen Buchverlag, Darmstadt: Primus 2003
- Romei, Vincenzo et al. Interhemispheric Transfer Deficit in Alexithymia: A Transcranial Magnetic Stimulation Study, in: Psychotherapy and Psychosomatics Vol. 77, Nr. 3/März 2008, S. 175-181
- Rosebrock, Cornelia Lesen im Medienzeitalter. Biografische und historische Aspekte literarischer Sozialisation, Weinheim-München: Juventa 1995
- Rosen, Stephen Peter War and Human Nature, Princeton/Oxford: University Press 2005
- Rösing, Ina Das narrative Ich. Ich erzähle mich. Also bin ich. Ein Spaziergang in die narrativen Sozialwissenschaften, Rotary Ulm Neu-Ulm, Vortrag 17.01.2007

- Roters, Gunnar/Walter Klingler/Maria Gerhards (Hrsg.) Unterhaltung und Unterhaltungsrezeption, Baden-Baden: Nomos 2000
- Röth, Diether Kleines Typenverzeichnis der europäischen Zauber- und Novellenmärchen, Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren 1998
- Roth, Gerhard/Eberhard Schockenhoff (Streitgespräch) „Das Hirn trickst das Ich aus“, in: Spiegel Nr. 52, 20.12.2004, S. 116-120
- Roth, Gerhard Wer entscheidet, wenn ich entscheide?, in: Elsner, Norbert und Gerd Lür (Hrsg.): „...sind eben alles Menschen“. Verhalten zwischen Zwang, Freiheit und Verantwortung, Göttingen: Wallstein 2005, S. 223-241
- Roth, Gerhard (Interview) „Das Ich ist eine Einbahnstraße“, in: Spiegel Nr. 35, 27.08.2007, S. 124-127
- Rowling, Joanne K. (Interview) „Ich komme mir vor wie ein Spice Girl“, in: kulturSpiegel Nr. 4, 27.03.2000
- Rowling, Joanne K. (Interview) Interview mit Joanne K. Rowling, Amazon.co.uk, 2001, <http://www.spinnin-globe.net/harrypotterpg.html>, 15.06.2009
- Rowling, Joanne K. Offizielle Homepage der Autorin: www.jkrowling.com, 05.02.2009
- Runge, Gabriele Lesesozialisation in der Schule. Untersuchungen zum Einsatz von Kinder- und Jugendliteratur im Unterricht, Würzburg: Königshausen & Neumann 1997
- Ruse, Micheal Taking Darwin seriously. A naturalistic approach to philosophy, Oxford: Blackwell 1986
- Rushton, J. Philippe Rasse, Evolution und Verhalten. Eine Theorie der Entwicklungsgeschichte, Graz: Ares 2005 (Race, Evolution and Behavior. A Life History Perspective, 3. Aufl., Port Huron: Charles Darwin Research Institute 2000)
- Ruso, Bernhart /LeeAnn Renninger/Klaus Atzwan-ger Human habitat preferences: a generative territory for evolutionary research, in: Voland, Eckart/Karl Grammer (Hrsg.): Evolutionary Aesthetics, Berlin/Heidelberg: Springer 2003, S. 279-294
- Ruthner, Clemens Untote Verzahnungen. Prolegomena zu einer Literaturgeschichte des Vampirismus, in: Bertschik, Julia/Christa Agnes Tuczay (Hrsg.): Poetische Wiedergänger. Deutschsprachige Vampirismus-Diskurse vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Tübingen: Francke 2005, S.11-41
- Rzeszotnik, Jacek Literarische Kommunikationsstrategien: Zum Bestsellerroman und dessen Autoren in der zweiten Hälfte des 19. und 20. Jahrhunderts am Beispiel von Karl May und Johannes Mario Simmel, Meitingen: Corian 2000
- Saimeh, Nahlah Zwischen Verschmelzung und Vernichtung, in: Gehirn & Geist Nr. 11/2006, S. 32-37
- Sallmen, Markku et al. Reduced Fertility Among Overweight and Obese Men, in: Epidemiology, Vol. 17, Nr. 5/Sept. 2006, S. 520-523
- Sanders, Eli 10 Questions for Stephenie Meyer, in: Time Magazine 21.08.2008, www.time.com/time/magazine/article/0,9171,1834663,00.html

- Sartre, Jean-Paul Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie, Reinbek: Rowohlt 1962 (L'Être et le Néant, Paris: Gallimard 1943)
- Scalise Sugiyama, Michelle Food, foragers, and folklore: the role of narrative in human subsistence, in: Evolution and Human Behavior Vol. 22, Nr. 4, Juli 2001, S. 221-240
- Scalise Sugiyama, Michelle Reverse-Engineering Narrative: Evidence of Special Design, in: Gottschall, Jonathan/David Sloan Wilson (Hrsg.): The Literary Animal. Evolution and Nature of Narrative, Evanston: Northwestern University Press 2005, S. 177-196
- Scalise Sugiyama, Michelle Lions and Tigers and Bears. Predators as a Folklore Universal, in: Klein, Uta/Katja Mellmann/Steffanie Metzger (Hrsg.): Heuristiken der Literaturwissenschaft. Disziplinexterne Perspektiven auf Literatur, Paderborn: Mentis 2006, S. 319-331
- Schaaf, Gabriela „Wenn man einen Freund hat ...“. Bilderbuchautor Janosch wird 75, in: Deutsche Welle/Kultur & Panorama, www.dw-world.de/popups/popup_printcontent/0,,1930407,00.html, 11.03.2006
- Schäfer, Annette Die Saat der Gewalt, in: Gehirn & Geist Nr. 4/2007, S. 36-42
- Schäfer, Irmgard Johanna Der ambivalente Schwan, Rezension zu Michael Jakob: „Schwanengefahr“. Das lyrische Ich im Zeichen des Schwans, München: Hanser 2000, download unter: www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=3849&ausgabe=200110, 21.06.2006
- Schaller, Mark/Jeffrey Simpson/Douglas Kenrick (Hrsg.) Evolution and Social Psychology, Hove und New York/N.Y.: Psychology Press 2006
- Schandry, Rainer Biologische Psychologie. Ein Lehrbuch. Unter der Mitarbeit von Anja Weber, Weinheim: Beltz 2003
- Schatz, Gottfried (Jeff) Unser Genom und unsere Individualität, Vortrag Universität Konstanz, 27.10.2004
- Scheele, Markus Magische Momente, in: Spiegel Nr. 43, 22.10.2007, S. 114
- Scheffel, Michael Erzählen als anthropologische Universalie: Funktionen des Erzählens im Alltag und in der Literatur, in: Zymner, Rüdiger/Manfred Engel (Hrsg.): Anthropologie der Literatur. Poetogene Strukturen und ästhetisch-soziale Handlungsfelder, Paderborn: Mentis 2004, S. 121-138
- Schell, Heather The Big Bad Wolf: Masculinity and Genetics in Popular Culture, in: Literature and Medicine Vol. 26, Nr. 1/2007, S. 109-125
- Schenda, Rudolf Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770-1910, Frankfurt/Main: Klostermann 1970
- Schenda, Rudolf Die Lesestoffe der Beherrschten sind die herrschende Literatur. Bemerkungen zu Klassencharakter und sozialer Schichtung des literarischen Kommunikationsfeldes, in: Ders. (Hrsg.): Die Lesestoffe der Kleinen Leute. Studien zur populären Literatur im 19. und 20. Jahrhundert, München: Beck 1976, S. 121-133 (Aufsatz erstmals als Anhang in der Dissertation von Dorothee Bayer: Der triviale Familien- und Liebesroman im 20. Jahrhundert, 1971, S. 142 ff.)
- Schenda, Rudolf (Hrsg.) Die Lesestoffe der Kleinen Leute. Studien zur populären Literatur im 19. und 20. Jahrhundert, München: Beck 1976

- Schilling, Bernadette Der Kleine Prinz als Hoffungsfigur in einer postmodernen Welt, Frankfurt/Main: Peter Lang 2007
- Schlaepfer, Martin et al. Introduces species as evolutionary traps, in: Ecology Letters Nr. 8/2005, S. 241-246
- Schlinter, Isabella Begehrt und bedroht – die untoten Geliebten. Der Vampir in der Jugendliteratur, in: 1000 und 1 Buch: das österreichische Magazin für Kinder- und Jugendliteratur, Nr. 1, Feb. 2007, S. 22-23
- Schmidt, Matthias Beißend romantisch, in: Stern Nr. 3, 08.01.2009, S. 114-117
- Schmitt, Stefan Fünf Geschwister bewegen sich nur auf allen Vieren fort, in: Spiegel online unter: www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,404748,00.html, 07.03.2006
- Schmitt, W. Christian Janosch-Freizeit-GmbH, in: Börsenblatt Nr. 74, 15.09.1987, S. 2364
- Schneider, Franz/Gisela Schneider (Interview) Gespräch über die Geschichte des Franz-Schneider-Verlags, Prien/Chiemsee, 08./09.01.2004 (unveröffentlicht)
- Schneider, Tina Bücher für die Jüngsten: ‚Narratologische‘ Elemente in erfolgreichen Pappbilderbüchern, in: Gansel, Carsten/Hermann Korte (Hrsg.): Kinder- und Jugendliteratur und Narratologie, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009, S. 81-95
- Schönstedt, Eduard Der Buchverlag. Geschichte, Aufbau, Wirtschaftsprinzipien, Kalkulation und Marketing, 2. Aufl., Stuttgart: Metzler 1999
- Schünemann, Hinrik Mythos und Profit. Zur Vermittlung sozialer Interaktionsmodelle über fiktionale Informationsdienstleistungen am Beispiel des amerikanischen Bestseller-Romans, Würzburg: Königshausen & Neumann 2000
- Schulte, Günter Vorlesung „Philosophie des Lebens“ Materialien 2, Universität Köln WS 2001/2002, www.guenter-schulte.de/materialien/philoleben/philoleben_02.html, 12.02.2009
- Schulter, Günter/Aljoscha Neubauer Zentralnervensystem und Persönlichkeit, in: Hennig, Jürgen/Petra Netter (Hrsg.): Biopsychologische Grundlagen der Persönlichkeit, Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag 2005, S. 35-190
- Schumacher, Rob Author of the year. Stephenie Meyer, in: USA Today, www.usatoday.com/life/books/2008-12-17-meyer-10picks_N.htm, 28.12.2008
- Schwab, Frank Evolution und Emotion. Evolutionäre Perspektiven in der Emotionsforschung und der angewandten Psychologie, Stuttgart: Kohlhammer 2004
- Schwab, Frank Unterhaltung: eine evolutionspsychologische Perspektive, in: Früh, Werner/Hans-Jörg Stiehler (Hrsg.): Theorie der Unterhaltung. Ein interdisziplinärer Diskurs, Köln: von Halem 2003, S. 285-323
- Schwender, Clemens Medien und Emotionen: evolutionspsychologische Bausteine einer Medientheorie, Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag 2001
- Schwingel, Markus Pierre Bourdieu – zur Einführung, 4. verb. Aufl., Hamburg: Junius 2003
- Scott, Spohie et al. Positive Emotions Preferentially Engage an Auditory-Motor „Mirror“ System, in: Journal of Neuroscience Vol. 50, 13.12.2006, S. 13067-13075
- Seibert, Ernst Postromantisches Kindheitsbild und Klassiker der Kinderliteratur, in: Fundevogel Nr. 132, 09/1999, S. 5-30

- Seilnacht, Thomas Höhlenmalerei – Zeitdatierungen,
<http://www.seilnacht.tuttlingen.com/Lexikon/Hoehlen.htm>, 15.10.2008
- Sellers, John New Stephenie Meyer Novella Arriving in June, in: Publisher's Weekly, <http://www.publishersweekly.com/pw/by-topic/childrens/childrens-book-news/article/42636-new-stephenie-meyer-novella-arriving-in-june.html>, 30.03.2010
- Sellmair, Nikola Das kalkulierte Glück, in: Stern Nr. 31, 28.07.2005, S. 42-52
- Shanley, Daryl et al. Testing evolutionary theory of menopause, in Proceedings of the Royal Society B Vol. 274, Nr. 1628, 07.12.2007, S. 2943-2949
- Shaw, Marc Für eine starke Bella? Meyer, Vampire und Mormonentum, in: Housel, Rebecca/ Jeremy Wisnewski (Hrsg.): Die Philosophie in „Twilight“, Weinheim: Wiley-VCH 2010, S. 151-159
- Sherman, Paul /Jennifer Billing Darwinian gastronomy: Why we use spices, in: BioScience Vol. 49, Nr. 6/1999, S. 453-463
- Shreeve, James Aus Afrika in die Welt, in: National Geographic Deutschland März 2006, S. 38-53
- Shultz, Susanne/Robin Dunbar Chimpanzee and felid diet composition is influenced by prey brain size, in: Biology Letters Vol. 2, Nr. 4/2006, S. 505-508
- Simcock, Gabrielle/Judy DeLoache Get the Picture? The Effects of Iconicity on Toddlers' Reenactment From Picture Books, in: Developmental Psychology 2006, Vol. 42, Nr. 6, S. 1352-1357
- Simonis, Annette Grenzüberschreitungen in der phantastischen Literatur, Heidelberg: Winter 2005
- Simonis, Annette/Linda Simonis (Hrsg.) Mythen in Kunst und Literatur. Tradition und kulturelle Repräsentation, Köln: Böhlau 2004
- Simpson, Scott et al. A Female *Homo erectus* Pelvis from Gona, Ethiopia, in: Science Vol. 322, Nr. 5904, 14.11.2008, S. 1089-1092
- Singer, Tania et al. Empathic neural responses are modulated by perceived fairness of others, in: Nature Vol. 439, 26.01.2006, S. 466-469
- The Smithsonian Institution The Hall of Human Ancestors, in: Human Origins Programs, www.mnh.si.edu/anthro/humanorigins/index.htm, 12.02.2009
- Smolczyk, Alexander Unter Wölfen, in: Spiegel Nr. 42, 15.10.2007, S. 68-73
- Sogex – Le Petit Prince Multimedia (Hrsg.) Homepage zu Antoine de Saint-Exupéry's „Der Kleine Prinz“, www.lepetitprince.com, 17.09.2008
- Solms, Mark Was bleibt von Freud?, in: Spiegel (Hrsg.): Die Entschlüsselung des Gehirns, (Spiegel special Sonderheft Nr. 4), Hamburg 2003, S. 60-62
- Solms, Mark/Oliver Turnbull Das Gehirn und die innere Welt. Neurowissenschaft und Psychoanalyse, Düsseldorf: Patmos 2004 (The Brain and the Inner World. An introduction to the neuroscience of subjective experience, London: Karnac 2002)
- Sommer, Volker Von Menschen und anderen Tieren. Essays zur Evolutionsbiologie, Stuttgart-Leipzig: Hirzel 2000

- Spiegel (Hrsg.) Die Entschlüsselung des Gehirns (Spiegel special Sonderheft Nr. 4), Hamburg 2003
- Spiegel (Hrsg.) Spray gegen Sozialphobie, in: Spiegel Nr. 7, 14.02.2005, S. 182
- Spiegel (Hrsg.) Schimpansen sollen wieder Menschen werden, www.spiegel.de/wissenschaft/erde/0,1518,397112,00.html, 24.01.2006
- Spiegel (Hrsg.) Britischer Bischof fordert Bio statt Bibelkunde, www.spiegel.de/unispiegel/studium/0,1518,407256,00.html, 22.03.2006
- Spiegel (Hrsg.) „Hobbit“ soll deformierter Homo sapiens gewesen sein, www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,432783,00.html, 22.08.2006
- Spiegel (Hrsg.) Rätsel um verschollenen Saint-Exupéry wahrscheinlich gelüftet, <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/0,1518,541775,00.html>, 16.03.2008
- Spiegel (Hrsg.) Jahresbestseller 2008, in: Spiegel Nr. 1/2009, 29.12.2008, S. 131
- Spinner, Kaspar H. Im Bann des Zauberlehrlings. Tiefenpsychologische und lesepsychologische Gründe für die Faszination von Harry Potter, in: Ders. (Hrsg.): Im Bann des Zauberlehrlings? Zur Faszination von Harry Potter, Regensburg: Pustet 2001, S. 11-20
- Spinner, Kaspar H. (Hrsg.) Im Bann des Zauberlehrlings? Zur Faszination von Harry Potter, Regensburg: Pustet 2001
- Spreckelsen, Tilman Herz. Vom Umgang mit unserem liebsten Symbol, Berlin: Aufbau 2001
- Spreckelsen, Tilman Bella und der schöne Vampir, in: Frankfurter Allgemeine FAZ.NET, <http://www.faz.net/s/Rub8A25A66CA9514B9892E0074EDE4E5AFA/Doc~EAF34843D75F-B4907BA654AF79900337D~ATpl~Ecommon~Scontent.html>, 16.01.2009
- Sprenger, Jakob/Heinrich Institoris Der Hexenhammer, ins Deutsche übertragen und eingeleitet von J.W.R. Schmidt, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1980 (Malleus Maleficarum, Speyer 1486 – nach heutigem Forschungsstand)
- Stach, Reinhard Robinsonaden. Bestseller der Jugendliteratur, Baltmannsweiler: Schneider 1996
- Stamer, Dunja Dunja Stamer: „Biss...“ – Warten auf den Einen, in: ZDF heute journal, 15.03.2009, www.zdf.de/ZDFmediathek/content/714858?inPopup=true, 16.03.2009
- Stapley, Joanne Young Adult Fictions Assignment. What is young adult fiction?, <http://novel-novicetwilight.files.wordpress.com/2008/07/young-adult-fictions-assignmen.pdf>, 12.03.2009
- Starrs, D. Bruno Quidditch: J.K. Rowling's Leveler, in: Mead, David/Pawel Frelik (Hrsg.): Playing the Universe. Games and Gaming in Science Fiction, Lublin: Wydawnictwo Uniwersytetu Marii Curie-Sklodowskiej 2007, S. 77-85
- Statistisches Bundesamt Body Mass Index (BMI): <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/Gesundheit/GesundheitszustandRisiken/Tabellen/Content50/Koerpermasse,templateId=renderPrint.psml>, 20.06.2009
- Statistisches Bundesamt Geburten und Kinderlosigkeit in Deutschland. Ergebnisse der Sondererhebung 2006, <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/Bevoelkerung/GeburtenSterbefaelle/Content75/GeburtenKinderlosigkeitDeutschland,property=file.pdf>, 11.02.2009

- Statistisches Bundesamt Gesundheitsrelevantes Verhalten. Körpermaße nach Altersgruppe. Ergebnisse des Mikrozensus 2005, <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/Gesundheit/GesundheitszustandRisiken/Tabellen/Content50/Koerpermasse,templateId=renderPrint.psml>, 13.02.2009
- Statistisches Bundesamt Geburten pro Frau in Deutschland: <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/Bevoelkerung/GeburtenSterbefaelle/Tabellen/Content50/GeburtenZiffer,templateId=renderPrint.psml>, 11.02.2009
- Statistisches Bundesamt Eheschließungen, Ehescheidungen Deutschland. Lange Reihe, <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/Zeitreihen/LangeReihen/Bevoelkerung/Content75/lrbev06a,templateId=renderPrint.psml>, 16.02.2009
- Steckel, Richard New Light on the „Dark Ages“: The Remarkably Tall Stature of Northern European Men during the Medieval Era, in: Social Science History Vol. 28, Nr. 2/Sommer 2004, S. 211-228
- Steinbauer, Dieter H. Vaskonisch – Ursprache Europas?, in: Hauska, Günter (Hrsg.): Gene, Sprachen und ihre Evolution. Wie verwandt sind die Menschen – wie verwandt sind ihre Sprachen?, Regensburg: Universitätsverlag 2005, S. 53-67
- Steinfeld, Thomas Damenwahl, in: Süddeutsche Zeitung, 27.09.2003
- Steinig, Wolfgang Als die Wörter tanzen lernten. Ursprung und Gegenwart von Sprache, München: Spektrum Akademischer Verlag 2007
- Steinlein, Ortrud Autosomal-rezessive Erkrankungen in Migrantenfamilien, in: Monatsschrift Kinderheilkunde Nr. 4/2008, S. 330-336
- Steitz-Kallenbach, Jörg Bildersachbücher und Sachgeschichten. Wissensvermittlung durch Bild und Text, in: Franz, Kurt/Günter Lange (Hrsg.): Bilderbuch und Illustration in der Kinder- und Jugendliteratur, Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren 2005, S. 32-52
- Stenzel, Jürgen Kitsch ist schlecht. Aber was heißt das? Wertungstheoretische Überlegungen zum Kitschbegriff, in: Braungart, Wolfgang (Hrsg.): Kitsch: Faszination und Herausforderung des Banalen und Trivialen, Tübingen: Niemeyer 2002, S. 59-70
- Stern (Hrsg.) Extra: Abenteuer Menschheit: Die Wanderung der Menschheit, interaktive Grafik unter: www.stern.de/wissenschaft/natur/500973.html?eid=500970, 13.12.2002
- Stern (Hrsg.) Stern-Bestseller des Jahres, in: Stern Nr. 1/2009, 23.12.2008, S. 146
- Stern (Hrsg.) Stern-Bestseller der Woche vom 19. bis 25. Januar 2009, in: Stern Nr. 6, 29.01.2009, S. 132-133
- Stern (Hrsg.) Stern-Bestseller, in: Stern Nr. 11, 05.03.2009, S. 132
- Sternburg, Judith von Herrlich, in Frankfurter Rundschau, http://www.fr-online.de/in_und_ausland/kultur_und_medien/feuilleton/?em_cnt=1580701&, 22.08.2008
- Sterner, Siegfried Kann man einen Bestseller machen?, in: Der Schweizer Buchhandel, H 25/1967, S. 777
- Sterner, Siegfried Ein großer Verlag braucht den Bestseller, in: Helmut Popp (Hrsg.): Der Bestseller, 2. verb. und erw. Aufl., München: Oldenburg 1978, S. 120-124

- Stiftung Lesen e.V. Lesen: mangelhaft. Analyse von Stiftung Lesen der durch die OECD durchgeführten PISA-Studie, www.stiftunglesen.de/forschung/pisa/pisa_01.html, 26.05.2004
- Stiftung Lesen e.V. „Gutenbergs Folgen“ (Kongress), www.stiftunglesen.de/wir/forum/forum43/forum43_12.html, 02.04.2004
- Stiftung Lesen e.V. Lesen in Deutschland 2008 (hrsg. in Zusammenarbeit mit Bundesministerium für Bildung und Forschung)
- Stockinger, Günther Kalter Griff ans Herz, in: Spiegel Nr. 16, 18.04.2005, S. 192
- Stoneking, Mark Gene, Geographie und Sprache, in: Hauska, Günter (Hrsg.): Gene, Sprachen und ihre Evolution. Wie verwandt sind die Menschen – wie verwandt sind ihre Sprachen?, Regensburg: Universitätsverlag 2005, S. 133-140. (Ursprünglich Vortrag an der Universität Regensburg: Geography, Language and Genes – Evidence from the Kaukasus, 28.04.2004)
- Storch, Volker/Ulrich Welsch/Michael Wink Evolutionsbiologie, Berlin-Heidelberg: Springer 2001
- Strauch, Barbara Warum sie so seltsam sind. Gehirnentwicklung bei Teenagern, Berlin: Berlin Verlag 2003 (The Primal Teen. How New Discoveries About the Teenage Brain Can Guide Your Child Through the Turbulent Passage of Adulthood, New York/N.Y.: Doubleday 2003)
- Stroebe, Margaret/Henk Schut/Wolfgang Stroebe Health outcomes of bereavement, in: The Lancet Vol. 370, Nr. 9603, 08.12.2007, S. 1960-1973
- Strüber, Daniel/Monika Lück/Gerhard Roth Tatort Gehirn, in: Gehirn & Geist Nr. 9/2006, S. 44-52
- Surbeck, Martin/Gottfried Hohmann Primate hunting by Bonobos at LuiKotale, Salonga National Park, in: Current Biology Vol. 18, Nr. 19, 14.10.2008, S. R906-R907
- Sutton-Smith, Brian The Ambiguity of Play, Harvard: University Press 1997
- Tabbert, Reinbert Was macht erfolgreiche Kinderbücher erfolgreich? Vorläufige Ergebnisse einer Untersuchung, in: Ewers, Hans-Heino, Gertrud Lehnert/Emer O’Sullivan (Hrsg.): Kinderliteratur im interkulturellen Prozeß, Stuttgart: Metzler 1994, S. 45-64
- Tabbert, Reinbert Wie Eisberge in der Bücherflut, in: Rank, Bernhard (Hrsg.): Erfolgreiche Kinder- und Jugendbücher. Was macht Lust auf Lesen?, Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren 1999, S. 7-13
- Tabibnia, Golnaz/Ajay Satpute/Matthew Lieberman The Sunny Side of Fairness. Preference for Fairness Activates Reward Circuitry (and Disregarding Unfairness Activates Self-Control Circuitry), in: Psychological Science Vol. 19, Nr. 4, 07.04.2008, S. 339-347
- Tavernier, René Saint-Exupéry en procès, Paris: Belfond 1967
- Tessman, Irwin Human altruism as a courtship display, in: Oikos Vol. 74, Nr. 1/1995, S. 157-158
- Teunisse, Robert J. et al. Visual hallucinations in psychologically normal people: Charles Bonnet's syndrome, in: The Lancet Vol. 347, März 1996, S. 794-797
- Thampi, Nalini La Parole Merveilleuse et Emouvante Du „Petit Prince“, in: Bulletin of the Central Institute of English & Foreign Languages Vol. 19, Nr. 2/1983, S. 79-85

- Thiel, Christian Liebe, Sex, Karriere. Die Modernisierung des trivialen Liebesromans, Hamburg/Berlin: Argument 1991
- Thiele, Jens Das Bilderbuch in der Medienwelt der Kinder, in: Paetzold, Bettina/Luis Erler (Hrsg.): Bilderbücher im Blickpunkt verschiedener Wissenschaften und Fächer, Bamberg: Nostheide 1990, S. 68-91
- Thiele, Jens Janosch zwischen Bär und Bukowski. „Dämliche Bären“ und gemeine Bücher für Erwachsene?, in: Feuß, Axel/Andreas Meyer (Hrsg.): Janosch Katalog. Mit einer vorläufigen Bibliographie seiner bisher erschienenen Bücher, Gifkendorf: Merlin 1998, S. 12-17
- Thiele, Jens Das Bilderbuch. Ästhetik – Theorie – Analyse – Didaktik - Rezeption, Oldenburg: Isensee 2000
- Thiele, Jens Das Bilderbuch, in: Lange, Günter (Hrsg.): Taschenbuch der Kinder- und Jugendliteratur, 2 Bd., 2. Aufl., Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren 2000, S. 228-245
- Thiele-Dohrmann, Klaus Eine kleine Geschichte des Klatsches. Der Charme des Indiskreten, Düsseldorf: Artemis & Winkler 1995, Lizenzausgabe Komet
- Thöne, Leonie Viola Die Figur Edward Cullen. Moderner Mormonen-Missionar oder Vampir-Romantiker?, Moers: Edition Wissenschaft (Reihe der Entercom Saurus Records) 2009
- Thorne, Tony Kinder der Nacht. Die Vampire sind unter uns, Berlin: Rütten & Loening 2002 (Children of the Night. Of Vampires and Vampirism, London: Victor Gollancz 1999)
- Thornhill, Randy Darwinian aesthetics informs traditional aesthetics, in: Voland, Eckart/Karl Grammer (Hrsg.): Evolutionary Aesthetics, Berlin/Heidelberg: Springer 2003, S. 9-35
- Tismar, Jens Kunstmärchen, 2. Aufl., Stuttgart: Metzler 1983
- Toles Patkin, Terri Constructing a New Game: J. K. Rowling's Quidditch and Global Kid Culture, in: Reconstruction: Studies in Contemporary Culture Nr. 6(1), Winter 2006, <http://reconstruction.eserver.org/061/toles-patkin.shtml>, 17.06.2009
- Tooby, John/Leda Cosmides Does Beauty Build Adapted Minds? Toward an Evolutionary Theory of Aesthetics, Fiction, and the Arts, in: Sub-stance. A review of theory and literary criticism, Nr. 94/95, 2001, S. 6-27
- Tooby, John/Leda Cosmides Schönheit und mentale Fitness. Auf dem Weg zu einer evolutionären Ästhetik, in: Klein, Uta/Katja Mellmann/Steffanie Metzger (Hrsg.): Heuristiken der Literaturwissenschaft. Disziplinexterne Perspektiven auf Literatur, Paderborn: Mentis 2006, S. 217-243
- Träger, Claus (Hrsg.) Wörterbuch der Literaturwissenschaft, Leipzig: BI 1986
- Traub, Rainer Die neuen Paradoxe der Bücherwelt, in: Roters, Gunnar/Walter Klingler/Maria Gerhards (Hrsg.): Unterhaltung und Unterhaltungsrezeption, Baden-Baden: Nomos 2000, S. 141-148
- Trinkaus, Erik Anatomical evidence for the antiquity of human footwear use, in: Journal of Archaeological Science, Vol. 32, Nr. 10/Okt. 2005, S. 1515-1526
- Trinkaus, Erik/Hong Shung Anatomical evidence for the antiquity of human footwear: Tianyuan and Sunghir, in: Journal of Archaeological Science, Vol. 35, Nr. 7/Juli 2008, S. 1928-1933

- Tuma, Thomas Seichtigkeit des Scheins, in: Spiegel Nr. 40, 01.10.2005, S. 214-216
- Türkmen, Seval/Stefan
Mundlos et al. Cerebellar hypoplasia and quadrupedal locomotion in humans as a recessive trait mapping to chromosome 17p, in: Journal of Medical Genetics Nr. 43, Mai 2006, S. 461-464
- Uhl, Matthias/Eckart Vo-
land Angeber haben mehr vom Leben, Heidelberg/Berlin: Spektrum Akademischer Verlag 2002
- Ulrich, Andreas/Markus
Verbeet Sperrfeuer aus der Glotze, in: Spiegel Nr. 50, 11.12.2006, S. 58-60
- Università di Palermo, Fa-
coltà di Lettere e Filosofia Literary Universals Project, www.litup.unipa.it, 29.05.2009
- Universität Ulm (Hrsg.) Gulden: http://susi.e-technik.uni-ulm.de:8080/Meyers2/seite/werk/meyers/band/11/seite/0555/meyers_b11_s0555.html, 04.07.2006
- U.S. Census Bureau Historical Estimates of World Population, www.census.gov/ipc/www/worldhis.html, 07.06.2005
- Uther, Hans-Jörg Handbuch zu den „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm, Berlin: de Gruyter 2008
- Vanello, Joseph/Nadav
Goldschmied/David Ri-
chards The Appeal of Underdog, in: Personality and Social Psychology Bulletin Vol. 33, Nr. 12, Dez. 2007, S. 1603-1613
- Vander Ark, Steve/
Belinda Hobbs The Harry Potter Lexicon, www.hp-lexicon.org, 05.02.2009
- Vercier, Bruno (Hrsg.) Les critiques de notre temps et Saint-Exupéry, Paris: Garnier 1971
- Verein für Computerge-
nealogie e.V. Gulden: <http://www2.genealogy.net/privat/flacker/muenzen.html>, 04.07.2006
- Villamor, Eduardo /Sven
Cnatingius Interpregnancy weight change and risk of adverse pregnancy outcomes, in: The Lancet Vol. 368, Nr. 9542/2006, S. 1164-1170
- Vircondelet, Alain La véritable histoire du Petit Prince, Paris: Flammarion 2008
- Voigt, Claudia E={a + b + ms} • x. Berechenbarer Erfolg. Eine Mutter, zwei Kinder, ein Job – wie aus einer Zeitungskolumne der Bestseller „Working Mum“ gemacht wurde, in: Kultur Spiegel Nr.10, 01.10. 2003, S. 26-27
- Voland, Eckart Aesthetic preferences in the world of artefacts: Adaptations for the evaluation of ‘honest signals’?, in: Voland, Eckart/Karl Grammer (Hrsg.): Evolutionary Aesthetics, Berlin/Heidelberg: Springer 2003, S. 239-260
- Voland, Eckart „... nur tierischer als jedes Tier zu sein“. Vom ‚sogenannten‘ zum ‚wirklich Bösen‘ in der Evolution“, in: Elsner, Norbert/Gerd Lüer (Hrsg.): „...sind eben alles Menschen“. Verhalten zwischen Zwang, Freiheit und Verantwortung, Göttingen: Wallstein 2005, S. 165-182

- Voland, Eckart Das ‚Handicap-Prinzip‘ und die biologische Evolution der ästhetischen Urteilskraft, in: Klein, Uta/Katja Mellmann/Steffanie Metzger (Hrsg.): Heuristiken der Literaturwissenschaft. Disziplinexterne Perspektiven auf Literatur, Paderborn: Mentis 2006, S. 271-291
- Voland, Eckart Die Natur des Menschen. Grundkurs Soziobiologie, München: C.H. Beck 2007
- Voland, Eckart Virtuelle Welten in realen Gehirnen. Evolutionspsychologische Aspekte des Umgangs mit Medien, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik Nr. 146/2007, S. 7-22
- Voland, Eckart Evolutionary psychology meets history: insights into human nature through family reconstitution studies, in: Dunbar, Robin/Louise Barrett (Hrsg.): Oxford Handbook of Evolutionary Psychology, New York/N.Y.: Oxford University Press 2007, S. 415-432
- Voland, Eckart Seine Kultur ist des Menschen Natur, in: Eibl, Karl/Katja Mellmann/Rüdiger Zymner (Hrsg.): Im Rücken der Kulturen, Paderborn: Mentis 2007, S. 11-30
- Voland, Eckart (Interview) „Wir können uns von unseren Genen nicht emanzipieren.“, in: Spiegel online, www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,602913,00.html, 26.01.2009
- Voland, Eckart Soziobiologie. Die Evolution von Kooperation und Konkurrenz, Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag 2009
- Voland, Eckart Die biologische Evolution reproduktiver Strategien. Von natürlicher Fruchtbarkeit zum Zölibat, in: Fischer, Ernst Peter/Klaus Wiegandt (Hrsg.): Evolution und Kultur des Menschen, Frankfurt/Main: Fischer, 2010, S. 110-141
- Voland, Eckart/Karl Grammer (Hrsg.) Evolutionary Aesthetics, Berlin/Heidelberg: Springer 2003
- Voland, Eckart/ Athanasios Chasiotis/ Wulf Schiefelhövel (Hrsg.) Grandmotherhood. The Evolutionary Significance of the Second Half of Female Life, New Brunswick & London: Rutgers University Press 2005
- Vollmer, Gerhard Biophilosophie, Stuttgart: Reclam 1995
- Waal, Frans de (Interview) „Alles, was wir tun, können Schimpansen auch – nur auf einem ganz anderen Niveau“, in: Welt, 01.09.2005, S. 31
- Waal, Frans de Primates and Philosophers. How Morality Evolved, Princeton: Princeton University Press 2006
- Wagner, Walter La conception de l’amour-amitié dans l’œuvre de Saint-Exupéry, Frankfurt/Main: Lang 1996
- Wagner, Walter La poétique de la sagesse de Saint-Exupéry, in: Freyermuth, Sylvie (Hrsg.): Le registre sapientiel. Le livre de sagesse ou les visages de Protée, Bern: Peter Lang 2007, S. 217-229
- Wahl, Klaus/Christiane Tramitz/Jörg Blumtritt Fremdenfeindlichkeit. Auf den Spuren extremer Emotionen, Opladen: Leske + Budrich 2001
- Watts, Phillip et al. Parthenogenesis in Komodo dragons, in: Nature Vol. 444, 21.12.2006, S. 1021-1022
- Weber, Peter F. Der domestizierte Affe. Die Evolution des menschlichen Gehirns, Düsseldorf: Patmos 2005

- Webster, Gregory What's in a Name: Is 'Evolutionary Psychology' Eclipsing 'Sociobiology' in the Scientific Literature?, in: *Evolutionary Psychology* Vol. 5, Nr. 4/2007, S. 683-695
- Wedekind, Claus Body odours and body odour preferences in humans, in: Dunbar, Robin/Louise Barrett: *Oxford Handbook of Evolutionary Psychology*, New York/N.Y.: Oxford University Press 2007, S. 315-320
- Wegener-Spöhring, Gisela Aggressivität im kindlichen Spiel. Grundlegung in den Theorien des Spiels und Erforschung ihrer Erscheinungsformen, Weinheim: Deutscher Studien Verlag 1995
- Weinkauff, Gina Die Großstadt als Labyrinth und Bewährungsraum „Emil und die Detektive“ von Erich Kästner, in: Rank, Bernhard (Hrsg.): *Erfolgreiche Kinder- und Jugendbücher. Was macht Lust auf Lesen?*, Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren 1999, Seitenzahlen fehlen
- Wellmann, Martin Hans Grimm „Volk ohne Raum“ Publikationsgeschichte, in: Simons, Olaf/Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg (Hrsg.): *Datenbank Schrift und Bild 1900-1960*, www.polunbi.de/bibliothek/1926-grimm-volk.html, 10.10.2006
- Welt am Sonntag (Hrsg.) Wehenmittel schafft Vertrauen, in: *Welt am Sonntag* Nr. 23, 05.06.2005, S. 72
- Welt am Sonntag (Hrsg.) Zum Fressen gern, in: *Welt am Sonntag* Nr. 23, 05.06.2005, S. 74
- Wettlaufer, Jörg Das Herrenrecht der ersten Nacht. Hochzeit, Herrschaft und Heiratszins im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, Frankfurt/Main: Campus 1999
- Wettlaufer, Jörg The *jus primae noctis* as a male power display: A review of historic sources with an evolutionary interpretation, in: *Evolution and Human Behavior* Vol. 21, Nr. 2, März 2000, S. 111-123
- Wettlaufer, Jörg Bewahrung und Weitergabe von ‚sozialem Wissen‘ durch literarische Topoi. Das Beispiel des Topos vom Herrenrecht der ersten Nacht (*jus primae noctis*), in: Eibl, Karl/Katja Mellmann/Rüdiger Zymner (Hrsg.): *Im Rücken der Kulturen*, Paderborn: Mentis 2007, S. 395-424
- Wild, Barbara Humor ernst genommen: Taking humor serious – smiling, exhilaration and the brain, in: *Nervenheilkunde* Heft 7/2006, S. 562-566
- Wild, Barbara/Robert Gernhardt (Interview) „Mensch, lass locker“, in: *Spiegel* Nr. 9, 25.02.2006, S. 144-148
- Wilhelm, Klaus Elixier der Nähe, in: *Gehirn & Geist* Jan./Feb. 2009, S. 58-63
- Wilkending, Gisela Der Widerspruch in der klassischen Kinder- und Jugendliteratur. Grenzüberschreitung und Erziehungsfunktion, in: *Informationen des Arbeitskreises für Jugendliteratur*, 1/1984, S. 52-69 sowie in *Dies.: Kinder- und Jugendbuch*, Bamberg: Buchner 1987, S. 253-270
- Wilkins, Lois Metaphorical Language: Seeing and Hearing with the Heart, in: *Journal of Poetry Therapy*, Vol. 15, Nr. 3, Frühjahr 2002, S. 123-130
- Wilkinson, Gerald S. Reciprocal food sharing in the vampire bat, in: *Nature* Nr. 308, März 1984, S. 181-184
- Williams, Emyr/Mandy Robins/Laura Picton Adolescent television viewing and belief in vampires, in: *Journal of Beliefs & Values: Studies in Religion & Education* Vol. 27, Nr. 2/2006, S. 227-229
- Wilson, David Sloan *Darwin's Cathedral. Evolution, religion and the nature of society*, Chicago/London: University Press 2002

- Wilson, Edward O. Sociobiology – the new synthesis, Cambridge/Mass.: Belknap 1975
- Wilson, Edward O. Die Einheit des Wissens, München: Goldmann 2000 (Consilience: The Unity of Knowledge, N.Y.: Knopf 1998)
- Wilson, Edward O. (Interview) „Ich halte mich für einen Spiritualisten“, in: Welt, 13.06.2006, S. 8
- Winterhoff-Spurk, Peter Der Ekel vor dem Leichten. Unterhaltungsrezeption aus medienpsychologischer Perspektive, in: Roters, Gunnar/Walter Klingler/Maria Gerhards (Hrsg.): Unterhaltung und Unterhaltungsrezeption, Baden-Baden: Nomos 2000, S. 77-98
- Winterhoff-Spurk, Peter Medienpsychologie. Eine Einführung, 2. überarb. Aufl., Stuttgart: Kohlhammer 2004
- Winterhoff-Spurk, Peter Kalte Herzen. Vom Einfluß des Fernsehens auf den Sozialcharakter, Abendvortrag bei den 54. Lindauer Psychotherapiewochen zum Thema „Das Herz“ am 05.05.04, <http://www.lptw.de/archiv/vortrag/2004/winterhoff-spurk.pdf>, 11.03.2009 (Text basiert auf Buchausgabe: Kalte Herzen. Über die allmählichen Vereisung des Sozialcharakters durch das Fernsehen, Stuttgart: Klett-Cotta 2005)
- Wintersteiner, Werner (Hrsg.) Bilder-Bücher, erschienen in der Serie: Informationen zur Deutschdidaktik Bd. 26,2, Innsbruck/Wien: Studien-Verlag 2002
- Wittstein, Ilan et al. Neurohumoral Features of Myocardial Stunning Due to Sudden Emotional Stress, in: New England Journal of Medicine, Nr. 352/2005, S. 539-548
- Wittstock, Uwe Leselust. Wie unterhaltsam ist die neue deutsche Literatur?, München: Luchterhand 1995
- Wolf, Arthur/William Durham Inbreeding, Incest and Incest Taboo. The State of the Knowledge at the Turn of the Century, Stanford: University Press 2004
- Wöller, Hildegunde Aschenputtel. Energie der Liebe, Zürich: Kreuz 1984
- Wolpert, Lewis Six Impossible Things Before Breakfast. The Evolutionary Origins of Belief, London: Faber and Faber 2007
- Worley, Sara Liebe und Autorität unter Werwölfen, in: Housel, Rebecca/ Jeremy Wisniewski (Hrsg.): Die Philosophie in „Twilight“, Weinheim: Wiley-VCH 2010, S. 107-117
- Wührl, Paul-Wolfgang (Hrsg.) Im magischen Spiegel. Märchen deutscher Dichter aus zwei Jahrhunderten, Frankfurt/Main: Insel 1981
- Wuketits, Franz M. Was ist Soziobiologie?, München: C.H. Beck 2002
- Zahavi, Amotz/Avishag Zahavi Signale der Verständigung. Das Handicap-Prinzip, Frankfurt/Main: Insel 1998 (The Handicap Principle. The Missing Piece of Darwin's Puzzle, New York/N.Y.: Oxford University Press 1997)
- Zeki, Semir/John Paul Romaya Neural Correlates of Hate, in: Plos one Vol. 3, Nr. 10, 29.10.2008, e3556, doi: 10.1371/journal.pone.0003553
- Zerbrowitz, Leslie/Joann Montepare The Ecological Approach to Personal Perception: Evolutionary Roots and Contemporary Offshoots, in: Schaller, Mark/Jeffrey Simpson/Douglas Kenrick (Hrsg.): Evolution and Social Psychology, Hove und New York/N.Y.: Psychology Press 2006, S. 81-113

- Zipfel, Frank Zeichen, Phantasie und Spiel als poetogene Strukturen literarischer Fiktionen, in:
Zymner, Rüdiger/Manfred Engel (Hrsg.): Anthropologie der Literatur. Poetogene
Strukturen und ästhetisch-soziale Handlungsfelder, Paderborn: Mentis 2004, S. 51-80
- Zwettler-Otte, Sylvia Kinderbuch-Klassiker psychoanalytisch. Von Robinson bis Hotzenplotz, München-
(Hrsg.) Basel: Ernst Reinhardt 1994
- Zwettler-Otte, Sylvia Von Robinson bis Harry Potter. Kinderbuch-Klassiker psychoanalytisch. München:
(Hrsg.) dtv 2002
- Zymner, Rüdiger/Manfred Anthropologie der Literatur. Poetogene Strukturen und ästhetisch-soziale Handlungs-
Engel (Hrsg.) felder, Paderborn: mentis 2004

Versicherung

Ich erkläre: Ich habe die vorgelegte Dissertation selbständig und nur mit den Hilfen angefertigt, die ich in der Dissertation angegeben habe. Alle Textstellen, die wörtlich oder sinngemäß aus veröffentlichten oder nicht veröffentlichten Schriften entnommen sind, und alle Angaben, die auf mündlichen Auskünfte beruhen, sind als solche kenntlich gemacht.

Konstanz, 2009

Bettina Franziska Schneider